

Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

012
49
79328

Library of



Princeton University.

Theodore F. Sanxay Fund

Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Hertwig

Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift

für Wissenschaft Kunst u. Technik

Herausgegeben von Professor Dr. Paul Hinneberg

Band I
1907



Geschäftliche Administration **August Scherl** G. m. b. H., Berlin SW. 68.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

INHALTSVERZEICHNIS.

I. Autoren

(RECAP) 665243 ANNEX A

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

II. Abhandlungen, Korrespondenzen und Mitteilungen

Biographien führender Geister

Kulturprobleme im allgemeinen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Religion und Philosophie

Sprache und Literatur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunst

Spalte

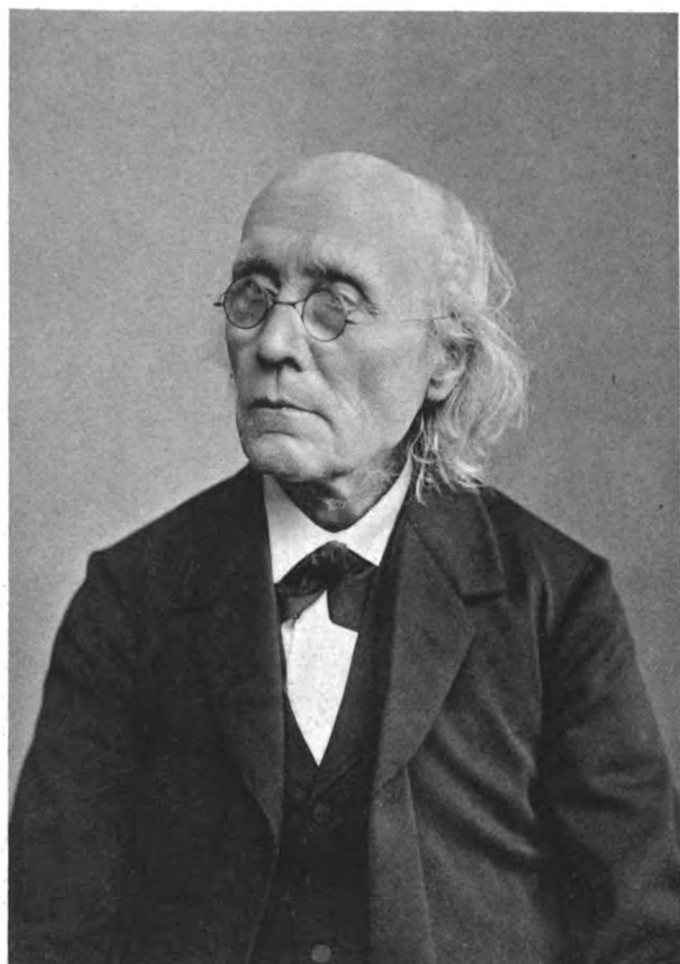
Länder- und Völkerkunde

Geschichte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY



G. Th. Fechner.

Phot. Georg Brokesch, Leipzig

Beilage zur „Internationalen Wochenschrift“

Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

6. April 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Vorbemerkung des Herausgebers.

Mit dem 19. Jahrhundert hat der Entwicklungsprozeß der nationalen Staatenbildung, der die Geschichte der Neuzeit erfüllt, seinen Abschluß gefunden: wie eherne Kolosse ftehen die großen Nationalftaaten über die Erde verbreitet da.

So ift die Gegenwart vor neue Weltaufgaben geftellt. Welchen Inhalts werden sie sein? Wird das 20. Jahrhundert was in generationenlangem Ringen durch Blut und Eisen zusammengeschweißt worden, in neuen Völkerwirren wieder gefährdet sehen? Oder wird es die fruchtreiche Kulturarbeit der vorhergehenden Geschlechter ftetiger und reicher als diese fortsetzen und mehren dürfen, werden die Stimmen recht behalten, die in ihm ein Friedensjahrhundert vorausverkünden?

Nichts kann mehr für die Berechtigung der letzteren Prognose sprechen als die Tatsache, daß mit dem Fortschritt der Zivilisation die Zahl der Kulturaufgaben beständig wächft, die auf dem Boden des Einzelftaates, und sei es des größten, nicht mehr zu lösen sind, und die deshalb des friedlichen Zusammenwirkens der zivilisierten Nationen notwendig bedürfen.

Kein Gebiet aber im Umkreis der gesamten Kultur, das seinem innerften Wesen nach so ftark auf internationale Verftändigung und internationale Förderung angewiesen ift, wie das der Wissenschaft, Kunft und Technik. So kann denn auch das junge Jahrhundert bereits auf eine Reihe von Inftitutionen, Veranftaltungen und Stiftungen blicken, die, von weitschauenden Regierungen und Körperschaften oder von hochherzigen Menschenfreunden ins Leben gerufen, im Dienfte dieser Kulturidee wirken. Schon ift der der Initiative des Deutschen Kaisers entsprossene Professoren-Austausch diesseits wie jenseits des Ozeans gleich sehr in aller Munde. Aber auch Schöpfungen rein gelehrten Charakters wie die Assoziation der führenden Wissenschaftsakademien und die Internationalen wissenschaftlichen Kongresse oder die Internationale Erdmessung und die Internationalen Organisationen für die Himmelsaufnahmen, die Seismik und die Einheit der meteorologischen Beobachtungen gewinnen mit jedem Jahre mehr das Interesse der Öffentlichkeit.

Allein, so allgemeiner Zuftimmung der Gedanke geiftiger Fühlungnahme zwischen den großen Kulturvölkern sich heute bereits erfreut: das wirksamfte Förderungsmittel für Ideenverbreitung, über das die Neuzeit verfügt, die publiziftische Vertretung durch ein eigenes Organ, ift ihm bisher versagt geblieben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Lücke auszufüllen, hat die „Internationale Wochenschrift“ sich zum Ziele gesetzt. Deutschem Boden entsprossen, wird das neue Blatt für alles, was deutsches Geiſtesleben im In= und Auslande berührt, naturgemäß ein wachsames Ohr haben. Aber weit entfernt, daß es deshalb zu einseitiger Parteinahme sich verleiten lasse! Frei von jeder nationalen Vor=eingenommenheit, soll es mit gleichem Eifer wie auf die deutschen auch auf die Stimmen der übrigen Mitspieler im Konzerte der Völker hören und seine höchſte Aufgabe darin erblicken, in gerechtem Abmaß einem jeden von ihnen das Seine zu geben. So wird die alte Kulturaufgabe Deutschlands, zwischen den Nationen der Welt zu vermitteln, im neuen Jahrhundert auf neuen Wegen in Angriff genommen. Wo immer in einem Lande Ideen hervortreten, die es verdienen, über die Grenzen der engeren Heimat hinaus bekannt zu werden, wo diesseits oder jenseits des Ozeans schöpferische Geiſter in Wissenschaft, Technik und Kunſt zum Fortschritt der Zivilisation beitragen — sie werden auf den Dienst und die Beachtung der «Internationalen Wochenschrift» rechnen dürfen.

Solch weltumspannendes Programm auch nur annähernd zu lösen, ist allein möglich, wenn dem Herausgeber für jedes der großen Kulturgebiete ein am gleichen Orte mit ihm wohnender bewährter Fachmann mit seinem Rate zur Seite ſteht. Daß auch von diesem Gesichtspunkte aus der neue publiziſtische Versuch nicht ohne Aussicht auf Erfolg unter=nommen wird, dafür bürgen die mehr als dreißig Namen, die an der Spitze des Blattes ſtehen. Und zu der gleichen Hoffnung darf die Tatsache berechtigen, daß schon jetzt, wie das in kurzem zu veröffentlichende Mitarbeiterverzeichnis erweiſt, eine große Anzahl führender Vertreter der Wissenschaft und Praxis im Inland und Ausland ihre literarische Beteiligung an der Zeitschrift zugesagt haben.

Im Umfange von zwei Bogen oder 32 Spalten wöchentlich in deutscher Sprache er=scheinend, wird jede Nummer aus der Feder hervorragender Fachmänner vier oder mehr größere Aufsätze über Probleme der Natur= und Kulturwissenschaften von internationalem Gewicht enthalten. Daran anschließen sollen sich regelmäßige Korrespondenzen aus den Hauptländern der Alten und Neuen Welt, in denen bewährte Kenner des behandelten Landes über bedeutsame Literaturerscheinungen, Entdeckungen, Erfindungen, Ausgrabungen, Kongresse, Ausſtellungen usw. daselbſt knapp, aber zuverlässig berichten. Mit solchem Programm darf die «Internationale Wochenschrift» hoffen, die Verſtändigung und Annäherung zwischen den einzelnen Völkern zu ſtärken und zu mehren und einen nicht unwichtigen Beitrag zu bilden für den geistigen Fortschritt der Menschheit.

Die Einheitsbestrebungen der Wissenschaft.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hermann Diels,
Beständigem Secretar der Akademie der Wissenschaften, Berlin.

Ein geistvoller Physiker des Altertums, der die wechselvolle Pendelbewegung der Welt mit sinnendem Auge betrachtete, Empe=dokles von Akragas, faßt die ganze Ent=wicklung der Natur wie der Menschheit als das ewig hin und her gehende Spiel der beiden Urkräfte Liebe und Haß auf. Ein bekannter Biologe der Neuzeit, der wie jener antike Forscher vom naturwissenschaftlichen Studium aus zur Lösung der «Welträtsel» fortgeschritten iſt, deutete einmal jene beiden polaren Ur=kräfte auf die negative und positive Elek=trizität. Das iſt etwas kühn. Eher dürfte man denken an die Begriffe der Integrierung und Differenzierung, der Vereinigung und Zer=streuung, die in Leibnizens Syſtem eine so große Rolle spielen. Jedenfalls iſt es merkwürdig zu sehen, wie in der Geschichte der Welt und der Menschheit zentrifugale und zentripetale Be=wegungen miteinander um die Herrschaft ringen und sich wechselweise ablösen.

In der Wissenschaft ſtehen wir jetzt offen=bar wieder in dem erfreulichen Zeichen der «Liebe», der Sammlung, der Vereinigung

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn auch die Spuren der entgegengesetzten Bewegung noch nicht verwischt sind. Man denke sich nur ein Menschenalter zurück! Wie schroff ſtanden sich damals Natur⸗ und Geiſteswissenschaft gegenüber! Nicht nur in den Niederungen, wo der Kampf um Humanismus und Realismus heftig tobte und scharfe, zuweilen vergiftete Pfeile hin und wider flogen, sondern auch auf den höchſten Gipfeln. Zwei befreundete Gelehrte allerersten Ranges, Mommsen und Helmholtz, die auf ihren Gebieten gerade durch umfassende Beherrschung mehrerer großer Disziplinen zu ihren glänzendſten Leiſtungen getrieben und befähigt wurden, sie hatten doch beide für des anderen Lebensarbeit eigentlich kein Verſtändnis. Sie wunderten sich gegenseitig, wie so gescheite Leute an solchen Dingen Interesse finden könnten.

In einer berühmten Rede, die du Bois-Reymond 1877 in Köln hielt, lautete sein Bekenntnis: «Naturwissenschaft ist das absolute Organ der Kultur und die Geschichte der Naturwissenschaft die eigentliche Geschichte der Menschheit.» Dagegen scholl es von der anderen Seite ebenso kategorisch zurück: «Die Geschichte iſt Geschichte der Gesellschaft, der Verfassung und des Rechtes, der Wirtschaft, der herrschenden Ideen der Moralität, der Kunſt und Wissenschaft.» (Wellhausen.)

Solche Äusserungen gegenseitigen Verkennens sind neuerdings seltener geworden, seitdem man über die Zäune zu sehen begonnen hat. Ich kenne einen berühmten Mathematiker, der zu seiner Erholung Philologie und Archäologie treibt, und einen noch bekannteren Kirchenhistoriker, der seinen von Fachſtudien ermüdeten Geiſt dadurch ausspannt, daß er Aufgaben der höheren Analysis löst. Es mehren sich die Zeichen, daß man diese ganze Spaltung in sogenannte Geiſtes⸗ und Naturwissenschaften als etwas Künſtliches, Gemachtes und Überlebtes anzusehen beginnt. Es mehrt sich die Zahl der Geiſter, die von dem einen oder andern Gebiete in die Höhe fliegen, um das einige, ungeteilte Reich des menschlichen Geiſtes, dem Natur und Kultur in gleicher Weise untertan sind, in seiner ganzen Ausdehnung zu überblicken.

Freilich sind diese höheren Flüge zuerſt noch nicht mit dem schweren Gepäck der Wissenschaften unternommen worden. Leichte, von kühnen Dilettanten geſteuerte Luftschiffe haben den Vorſtoß gewagt. Aber der unerwartet große Erfolg, den z. B. Chamberlains Werk sich erworben hat, zeigte, wohin der Wind weht. So sind denn besser ausgerüſtete Fahrzeuge wie Hinnebergs «Kultur der Gegenwart» jetzt im Begriff, dem modernen Trieb nach Zusammenfassung der gesamten Wissenschaft in wirklich wissenschaftlicher Weise zu entsprechen.

Die Menschheit des neuen Jahrhunderts dürstet nach einem allumfassenden System, nach einer «Weltanschauung», wie das Schlagwort lautet. Wir Älteren freilich sind in dem Glauben erzogen worden, jede Metaphysik sei verwerflich und unmöglich. Wer davon sprach, war von vornherein verfemt, als ob er das Perpetuum mobile erfinden oder die Quadratur des Zirkels lösen wolle. Mit diesem Glauben hat die Jugend gebrochen. Es regnet neue Syſteme. So hat, um nur die neueſten zu nennen, ein Schüler Chamberlains das «Gefüge der Welt» in einem zierlichen Bändchen enthüllt. Wissenschaftlicher sieht ein sechsſtöckiges Gebäude aus, das von einem in exakteſter Forschung erzogenen Psychologen, William Stern in Breslau, entworfen ist. Schon sieht man das Kellergeschoß über den Boden ragen: der erſte Band umfaßt «Ableitung und Grundlehren». In dem Vorwort ſteht: «Aus der Einsicht in die Weltanschauungslosigkeit der Zeit erwuchs mir erſt das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer neuen Weltanschauung, dann die Überzeugung von ihrer Möglichkeit, endlich der Wille, selber ihre Durchführung zu unternehmen.» Man darf gespannt sein, wie die weiteren Stockwerke dieses «Person und Sache» betitelten Werkes ausfallen werden.

An allen Orten erheben sich jetzt solche wissenschaftlichen Warenhäuser, die ihren Ehrgeiz darein setzen, die Erzeugnisse der gesamten Forschung, der inländischen wie der ausländischen, in der beſten Qualität und in möglichſt umfassender Übersicht dem konsumierenden Publikum vor Augen zu führen. Diese von einzelnen kühnen Unternehmern oder von Syndikaten errichteten Bauten kommen offenbar einem lebhaften Wunsche der jetzigen Menschheit entgegen. Sie ſtrebt aus der erſtickenden Fülle des Einzelmaterials, aus den beengenden Drahtzäunen der Fachwissenschaften hinaus in freiere, weit übersehbare Räume. Daß die «Wahrheiten» von solcher Höhe der Betrachtung aus noch proble⸗

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

matischer werden, als sie es bereits auf dem festeren Boden der Einzelwissenschaft sind, stört die heutige Welt nicht. Sie weiß von ihrem Propheten Ibsen: «Eine normal gebaute Wahrheit lebt in der Regel gegen zwanzig Jahre, und wenn sie älter geworden, ist sie auf dem besten Wege, zur Lüge zu werden.» Sie weiß ferner, daß es nicht bloß fruchtbare Wahrheiten, sondern auch fruchtbare Irrtümer gibt. Und vor allem: unsere Zeit hat nun einmal den schönen, jugendlichen Glauben, jetzt sei die Epoche der großen Synthese angebrochen, wo alle langsam und mühsam entwickelten Knospen in einer warmen Frühlingsnacht aufspringen und ungeahnte Wahrheiten, ungeahnte Schätze aufquellen müßten. Ja Schätze! Unsere Zeit ist nicht mehr so ideal gesinnt, an Platons Ideenhimmel zu glauben. Sie sieht hinter den neuen Wahrheiten neue unermeßliche Fortschritte der materiellen Kultur emporsteigen und verspricht sich goldene Berge, wenn es gelingt, mit den modernen Mitteln der wissenschaftlichen Technik den Stein der Weisen zu entdecken. Hören wir nur darüber den keineswegs phantastischen Chemiker Moissan: «Die große Entdeckung, die heutzutage gemacht werden sollte, würde übrigens nicht darin bestehen, die Zahl unserer Elemente um eins zu vermehren, sondern im Gegenteil sie zu verringern, indem man einen systematischen Übergang von einem Element zum anderen fände. Ob die verschiedenen Elemente alle von einer einzigen Ursubstanz herstammen, ist heut noch ziemlich gleichgültig; der Kern der Sache wäre, die Elemente derselben natürlichen Gruppen ineinander überführen zu können, wie wir jetzt roten in gelben Phosphor verwandeln!» Dem allzufrüh verstorbenen liebenswürdigen Forscher ist es bekanntlich gelungen, künstliche Diamanten herzustellen (freilich nur kleine!); sollte es nun auch der heutigen Chemie gelingen, Silber in Gold überzuführen, wie Radium in Helium übergeht, dann wäre nicht nur der uralte Traum der Alchimisten, sondern auch der der modernen Goldmacher erfüllt. Die Vereinheitlichung der Wissenschaft hat sehr praktische Ziele.

Auch in anderer, wissenschaftlich noch wichtigerer Beziehung zeigt sich gerade in der Chemie der moderne Zug zur Vereinigung. Hier hat sich in der letzten Generation eine besonders fruchtbare Arbeitsgemeinschaft mit der Physik ausgebildet, die bei hervorragenden Gelehrten wie van t'Hoff oder Arrhenius es untunlich erscheinen läßt, sie dem einen oder dem andern «Fache» zuzuweisen.

Auch auf der andern Hemisphäre der Wissenschaft werden die alten Fachbretter mehr und mehr durchlöchert, und der Strom der modernen Forschung ergießt sich freier von einer Disziplin zur andern. Die grenzenlose Differenzierung, die das verflossene Jahrhundert mit dem im achtzehnten noch fast ungeteilten Reich der Geisteswissenschaften vorgenommen, hat eine Parzellierung des Bodens herbeigeführt, die zwar die Intensität der Bebauung gefördert, aber auch vielfach den Zusammenhang des Ganzen gestört hat. Diese Schattenseite trat vor allem im wissenschaftlichen Unterricht entgegen, in dem jeder Sonderzweig der Forschung nun auch seinen eigenen Lehrstuhl verlangte. Und die Vorträge selbst gingen so in die Einzelheiten, daß darüber die Übersicht, namentlich für die Anfänger, verloren ging. Ich selbst habe vor vierzig Jahren bei einem der berühmtesten Gelehrten griechische Literaturgeschichte gehört. Sie reichte von Homer bis Sappho. Gleichzeitig hörte ich bei einem nicht minder berühmten Professor der römischen Literaturgeschichte zweiten Teil von Augustus ab. Der hochverehrte Lehrer kam nicht weiter als bis zu Ovid. Eine Vorlesung über deutsche Grammatik, die ein namhafter Forscher vor längeren Jahren in Berlin gehalten hat, soll gerade bis zur Geburt des Ulfilas gediehen sein. Der Sage gehört wohl die Vorlesung über deutsche Geschichte an, die glücklich bei der Eiszeit endete. Aber typisch ist sie für den vielfach in ausgezeichneter, aber unendlicher Detailforschung erstickenden Unterrichts- und Wissenschaftsbetrieb des vorigen Jahrhunderts. Die jüngere Generation hat sich hier wieder mehr auf den Zweck des Unterrichts und der Wissenschaft besonnen. Sie hat die unerlässliche Detailarbeit mehr in die Institute und Seminare verwiesen und sucht durch orientierende Vorlesungen den Zusammenhang des Ganzen lebendig zu erhalten.

Der über die Grenzen des Fachs hinausstrebende Zug der modernen Wissenschaft hat sich sogar der klassischen Philologie bemächtigt, deren Arbeitsgebiet seit Jahrhunderten fest umzirkt und abgeschlossen schien. Aber hier haben sich seit hundert Jahren sehr starke innere Umwälzungen vollzogen. Die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

historische Ausweitung, die Böckh und Otfried Müller der griechischen, Mommsen der lateinischen Philologie gegeben haben, konnte sich nur mit großer Mühe gegen den engeren Studienbetrieb von Gottfried Hermann und Lachmann durchsetzen. Jetzt stimmen die meisten Forscher darin überein, daß die klassische Philologie nicht bloß die Sprache und Literatur, sondern die ganze Kultur des griechisch-römischen Altertums als untrennbare Einheit zu umfassen und zu behandeln habe. Dies bedingt freilich eine Ausbildung auch nach der realen Seite hin, die den Erforscher der Antike zwingt, bald die politischen, bald die sozialen Verhältnisse der alten Völker, ihre Kunst, Religion, Jurisprudenz, Mathematik, Heilkunde, Astronomie mit fachmännischem Blick zu betrachten. So wird jetzt der junge Philologe unter Umständen veranlaßt, wenn er sich mit der antiken Medizin beschäftigt, anatomische und pathologische Vorlesungen zu besuchen, um sich die nötigen Fachkenntnisse rasch und sicher anzueignen.

Diese neue Auffassung von den Aufgaben der Philologie dringt von der klassischen Stammmutter allmählich auch zu den jüngeren Zweigen, der Wissenschaft der modernen und orientalischen Sprachen vor. Das moderne Leben, das immer rascher von Nation zu Nation pulsiert und auch den alten, erstarrten Orient in den regen Verkehr der europäischen Kultur hineinzieht, schafft hier neue Forschungswege. Der Austausch der Dozenten, der sich in jüngster Zeit zwischen England, Frankreich, Deutschland und Amerika angebahnt hat, ist ein deutliches Zeichen, daß man nicht mehr bloß Sprachlehrer, sondern auch Kulturlehrer des Auslandes zur Ergänzung der heimischen Anschauung wünscht. So zeigt sich gerade in der nationalen Differenzierung der einheitliche Kern der modernen internationalen Wissenschaft um so deutlicher.

Wir Deutsche treten in diesen geistigen Weltwettkampf gutes Mutes ein. Wir vertrauen, daß wir darin, alles in allem gerechnet, nicht weniger zu geben als zu nehmen haben. Da nun die Wissenschaft der Wunderquell ist, der immer reicher emporsprudelt, je mehr man davon schöpft, so wünschen wir nichts sehnlicher, als daß das alte Wort »Germania docet« auch in dem modernen Austausche der geistigen Güter siegreich durchdringen wird. Freilich, in diesem Kampf wird es nicht Sieger noch Besiegte geben. Denn der Lernende wird noch mehr gewinnen als der Lehrende. Die Durchdringung der verschiedenen, individuell gestalteten Kulturkreise wird überall neue Formen und Methoden in der Wissenschaft und der ganzen Zivilisation hervorrufen.

Aus dieser modernen Einheitsbewegung heraus ist am Anfang des neuen Jahrhunderts die internationale Assoziation der Akademien gegründet worden, indem sich die zwanzig ersten wissenschaftlichen Institute der Welt zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben. Zu Pfingsten dieses Jahres wird die dritte Generalversammlung dieses großen wissenschaftlichen Trusts in Wien tagen. Wenn dann die Vertreter von allen Seiten aus Washington und Tokio, aus London und Petersburg, aus Christiania und Madrid, aus Stockholm und Rom zur Tagung zusammentreten, dann wird offenbar werden, daß wenigstens auf dem neutralen Gebiete der Wissenschaft die einigende Liebe stärker geworden ist als der trennende Haß.

Gedanken über Wissenschaft und Leben.

Von Wirkl. Geh. Ober Regierungsrat Prof. D. Dr. Adolf Harnack,
Generaldirektor der Kgl. Bibliothek, Berlin.

«Die Wissenschaft gießt oft dann ihren wohltätigsten Segen auf das Leben aus, wenn sie dasselbe gewissermaßen zu vergessen scheint» — dieses Wort W. v. Humboldts wird jeder bestätigen, der untersucht, welche wissenschaftlichen Werke am tiefsten in das Leben eingegriffen haben. In der stillen Studierstube oder im Laboratorium sind die meisten geboren, und ihre Verfasser strebten ausschließlich nach Erkenntnis, unbekümmert darum, ob diese Erkenntnis «zeitgemäß» sei, ob sie im praktischen Leben eine Anwendung finden werde, und ob sie die allgemeinen Zustände in irgend einer Richtung beeinflussen könne. Daß sie im höheren Sinn wertvoll und nützlich sein werde, davon waren sie allerdings überzeugt, ja ein Forscher wie Helmholtz wandte den evangelischen Spruch

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gern auf die Wissenschaft an: «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles andere zufallen» — aber diese Zuversicht war in ihnen so ſtark, daß sie eben darum nie daran dachten, Rücksichten auf den prak- tischen Erfolg in ihre Arbeiten einzumischen.

Aber der Begriff «Leben» ist unendlich viel größer und weiter, als daß er mit den Worten «Erfolg», «Nützlichkeit», «Praxis» zu umschreiben wäre, und so gewiß es ein- zelne Wissenschaften gibt, die ganz von ihm abzusehen vermögen, so gewiß gibt es andere, die, weil eben das Leben selbst, d. h. ein wichtiger Teil von ihm, ihr Objekt ist, es bei ihrer Tätigkeit niemals vergessen dürfen. «Leben» heißt hier aber immer die Gegen- wart; denn nur an ihr lernen wir, was Leben ist. Der Ausspruch Humboldts ist also cum grano salis zu verſtehen, was Humboldt auch selbst durch das Wort «gewissermaßen» an- gedeutet hat: vergessen soll der Mann der Wissenschaft das gemeine Leben des Tags, das Kleine und Vergängliche, das, was heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird, die Kulissen und Aufzüge; aber um so schärfer soll sein Sinn auf das lebendige Spiel der wirklichen Kräfte und auf den wahren Inhalt des Lebens gerichtet sein.

Von jener Hälfte der Wissenschaft iſt hier die Rede, die man Geiſteswissenschaft nennt, und die in der Philosophie und in der Geschichte sich darſtellt. Ihr Objekt iſt eben das Leben, nämlich das Leben der Menschheit, sofern sie sich über die Natur- ſtufe erhoben hat. Dieses Leben iſt nur durch ein Studium zu erfassen, welches die Gegen- wart ebenso scharf im Auge behält wie die Vergangenheit. Denn nur das, was wir selbſt erleben, deutet uns die Rätsel und löſt uns die Probleme der Vergangenheit.

Für den Philosophen und Geschichts- forscher, wenn er nicht ein bloßer Kärrner sein will, folgt hieraus mit Notwendigkeit, daß sein eigenes Leben einen reichen, mannig- faltigen und tiefen Inhalt haben muß, damit er fähig sei, seine Wissenschaft zu treiben. Er muß nicht nur etwas erlebt haben, sondern er muß fort und fort in der lebendigen Anschauung und Erfahrung des Lebens ſtehen und imſtande sein, sich eine Seite desselben nach der anderen zu erschließen. Er braucht sich deshalb nicht auf den Markt oder die Gasse zu ſtellen — wie wenig bekommt man hier vom Leben zu sehen! — aber Bücher allein tun es auch nicht. Menschen, Geschicke und Inſtitutionen gilt es, kennen zu lernen, nicht aus Büchern, sondern sie selbſt; ja noch mehr: im Grunde vermag man «in humani- oribus» nur solche Gebiete wirklich zu er- kennen, in denen man selbſt mit Verant- wortung tätig gewesen ist; denn nur der verantwortlich Handelnde kann das Maß und den Spielraum der Kräfte ermessen; die andern, mögen sie noch so geiſtreich sein, ſtehen immer in Gefahr, nur das Konventionelle zu repetieren. Der letzte Zettel, den wir von Luthers Hand (zwei Tage vor seinem Tode geschrieben) besitzen, lautet:

«Den Vergil in seinen Bucolicis kann niemand verſtehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen;

Den Vergil in seinen Georgicis kann niemand verſtehen, er sei denn fünf Jahre Ackermann gewesen;

Den Cicero in seinen Episteln kann nie- mand ganz verſtehen, er habe denn fünf- undzwanzig Jahre in einem großen Gemein- wesen sich bewegt;

Die Heilige Schrift meine niemand genug- sam verschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten wie Elias und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Apoſteln die Gemeinden regiert.

Wir sind Bettler. Das ist wahr. 16. Fe- bruar anno 1546.»

Wie ergreifend hat es hier Luther zum Ausdruck gebracht, daß man in einem Beruf geſtanden haben muß, um seine Theorie und seine Geschichte wirklich zu verſtehen. Ge- wöhnlich sagt man, das Kennen führe zum Können; aber es beſteht hier ein Wechsel- verhältnis: um etwas gründlich zu kennen, muß man es können. Das Wissen allein reicht zur Wissenschaft nicht aus, es will getan sein.

Die Wissenschaft wächst in der Hand dessen, der den geschichtlichen Stoff aus eigener Tätigkeit zu deuten vermag; aber wie beschränkt iſt der Kreis, in welchem dem einzelnen vergönnt iſt zu handeln, zumal in unserer Zeit, die sich im Differenzieren der Berufe nicht genug tun kann! Wie kann dieser Mangel ersetzt werden? Durch die Mannigfaltigkeit der Anschauung und durch Vergleichung. Sie bieten zwar keinen voll- gültigen Ersatz, aber sie können doch viel ersetzen.

Wer die Geschichte der Wissenschaft über- schaut, wird sich schnell und sicher davon

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überzeugen, daß die Epochen, in denen es möglich war, neue Vergleichungen anzuſtellen, ſtets einen Aufſchwung bedeuteten. Beiſpiele dafür anzuführen wäre unnötig. Aber erſt im 19. Jahrhundert iſt die vergleichende Methode geradezu zur Herrſcherin in der Wiſſenſchaft geworden. Vergleichende Sprach⸗, Religions⸗, Rechts⸗ und Verfaſſungswiſſenſchaft usw. ſind an die Spitze getreten, und keine einzige Diſziplin vermag ſich dieſer Methode zu entziehen. Ihre Bedeutung liegt nicht nur darin, daß ſie mit einem viel größeren Materiale rechnet als früher, ſondern vor allem darin, daß ſie in den Stand ſetzt, auf Grund einer umfaſſenden Induktion die Regel, d. h. das Geſetzmäßige zu erkennen und das «Zufällige», das letztlich freilich auch nicht regellos iſt, auszuſcheiden. So hat die Sprachwiſſenſchaft durch Vergleichung die Lautgeſetze gefunden und neben ihnen «die falſche Analogiebildung» als die Hauptquelle des «Zufälligen» nachgewieſen. So haben Religions⸗ und Rechtswiſſenſchaft den «natürlichen» Ablauf von Entwicklungen, deren Prämiſſen gegeben ſind, zu beſtimmen vermocht und ſcheinbar ſehr komplizierte und bunte Erſcheinungen auf das Zuſammenwirken einfacher Kräfte zurückgeführt. Das, was man dabei erkannte, war das Leben ſelbſt — Lebensvorgänge, die man auf keine andere Weiſe zur Erkenntnis zu bringen vermag, weil die einzelne Erſcheinung hier ſtumm iſt und hundert Möglichkeiten zu ihrer Erklärung offen läßt. Die Wiſſenſchaft arbeitet alſo hier nachſchaffend im höchſten Sinn des Wortes, Indem ſie ihren Gegenſtand zu erkennen ſtrebt, gewinnt ſie ihn überhaupt erſt. Die naive, d. h. unkritiſche Erkenntnis ſah das «Leben» überhaupt nicht — ſie ſah nur einen bunten, trügeriſchen Schein — erſt die Wiſſenſchaft vermochte es, es vor die Augen zu ſtellen.

Aber es gibt eine Fülle von Erſcheinungen — und zwar gerade die höchſten — denen gegenüber die Vergleichung faſt ganz verſagt, wo deshalb das engliſche Sprichwort am Platze iſt: «Mach keine Vergleichung». Überall, wo die Perſönlichkeit eine ſolche Ausbildung erlebt hat, daß ſie in Fühlen, Denken und Wollen ihr eigenes Leben lebt und aus einem urſprünglichen, aber durch Bildung geſtalteten Charakter heraus ſich entfaltet, iſt das, was ihr eigentümlich iſt, viel wichtiger als das, was ſie mit den anderen teilt. Durch Vergleichung aber kann man dieſe eigentümlichen Züge oder vielmehr dieſes Leben leicht verwiſchen und unklar machen. Hier vermag die Wiſſenſchaft nur durch reine Aufnahme und Beſchreibung ihren Gegenſtand zu erfaſſen. Alles Geniale iſt nur einmal da und ſpricht ſich in Formen und Zügen aus, die keine Subſumierung zulaſſen. Und doch iſt für das Gewebe der Geſchichte und für die Erkenntnis des Ganzen dieſes Element ſo wichtig wie die Wirkſamkeit der elementaren Dinge und der großen Notwendigkeiten; denn — wenn auch nur in beſcheidenſtem Maße — hat jede Perſönlichkeit Genialität, und in jedem ſteckt etwas, was ſich nicht wiederholt. Hier muß man daher an eine pſychologiſche Diſziplin denken, wie ſie Dilthey vorſchwebt, die nicht auf Verallgemeinerungen bedacht iſt, ſondern mit feinen Linſen und Spiegeln arbeitet, die Kunſt zu Hilfe ruft und den einzelnen Menſchen in ſeinen lebendigen Zügen wiedergibt. Die Wiſſenſchaft, die das leiſtet, iſt in Wahrheit die höchſte; denn ſie bringt uns das zur Erkenntnis, was wir im Grunde allein wirklich zu erkennen vermögen — inneres Leben. Täuſchen wir uns nicht: alle übrige Erkenntnis iſt in Wahrheit trotz der berückenden Stringenz ihrer Geſetze eine ſekundäre, weil übertragene, und nur die Bewegung ihrer Objekte vermögen wir als regelmäßige zu faſſen; ſie ſelbſt ſpotten jeder Erkenntnis und bleiben im abſoluten Dunkel wie zuvor.

Aber die Erkenntnis des «einzelnen» iſt, weil die höchſte, auch die eigentlich bildende. Es gehört zu den ſeltamſten Illuſionen der Gedankenloſigkeit, daß in der Erkenntnis der Regelmäßigkeiten, der Geſetze, alſo in den Verallgemeinerungen, eine beſonders bildende Kraft liege. Herrſchaft über das Elementare gewinnen wir durch ſie, und abergläubiſche und verworrene Vorſtellungen werden zur Klarheit gelichtet, aber in dieſen großen Erfolgen iſt auch ihr Bildungswert erſchöpft. Wer die Regel einmal erkannt hat, die Erhaltung aller meßbaren Kräfte und ihre Einheit, deſſen Erkenntnis und Bildung — wenn er nicht ſelbſt der Entdecker iſt — kann unmöglich dadurch geſteigert werden, daß das neunundneunzigmal Erkannte auch beim hundertſten Objekt zutrifft. Einen Augenblick iſt man frappiert, daß auch hier wieder die Regel nachgewieſen werden kann, zumal wenn ſich ein techniſcher Erfolg an die neue Erkenntnis knüpft. Aber was eben noch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

paradox schien, iſt morgen schon trivial, und das von Rechts wegen, denn in der Einordnung des bisher Ungefügen in das Triviale beſtand ja die Entdeckung. Und wenn man nun gar diese Trivialität als «Monismus» so etabliert, daß man behauptet, daneben gebe es überhaupt nichts mehr zu wissen und zu erkennen, so schlägt die hohe bildende Kraft des «Aufſtiegs zum Einen» entweder in die schlimmſte Barbarei um oder endet bei der Einsicht, daß das Erkennen nun erſt beginnt. Noch einmal soll es gesagt sein: das im höheren Sinn Bildende iſt die Anschauung des «einzelnen», und innerhalb dieses einzelnen iſt es der Mensch. Mitfühlende und nachdenkende Menschenkenntnis, eine Kenntnis, die für jede Seite und Höhe des Menschen aufgeschlossen iſt, und die imſtande iſt, das Erkannte wiederzugeben und in Worte zu fassen — im Grunde bezweifelt niemand, daß dies die eigentliche Bildung ausmacht, oder er bezweifelt es nur in gedankenlosen Worten; denn er müßte aus dem Leben selbſt heraustreten, wenn er es anders meinte. Aber es iſt nicht nur die Bildung im höchſten Sinn, es iſt auch Wissenschaft; denn alles das iſt hier nötig, was den Begriff des Erkennens ausmacht.

Also iſt der Mensch für Bildung und Wissenschaft in gleicher Weise darauf angewiesen, den Kreis derer zu erweitern, die er kennen soll. Das kann durch das Studium der Geschichte geschehen, welches durch kein anderes auch nur annähernd zu ersetzen ist, aber es muß zugleich durch Steigerung des persönlichen Verkehrs geschehen. Der universalste Mensch in Europa um d. J. 1700 war Leibniz, um d. J. 1800 Goethe. Gewiß, sie hatten beide an ihrer ursprünglichen Anlage das Größte, aber daß sie geworden sind, was sie waren, verdanken sie daneben ihrem unermüdlichen Streben, den Kreis der Menschen um sich zu erweitern, sie zu studieren und gleichsam ihrem eigenen Leben einzufügen. Dabei waren sie vor allem darauf bedacht, bedeutende Persönlichkeiten aus anderen Nationen kennen zu lernen. Goethe war davon überzeugt, daß ein jedes Volk das Menschliche in einer besonderen Form darſtellt, daß es einen Typus bildet, der sich nicht wiederholt, und daß auch das wahrhaft Geniale und Klassische in jeder Nation immer noch ein nationales Merkzeichen trägt und dadurch ein besonderes iſt. Damit bin ich bei der großen Aufgabe, der zu dienen sich diese Zeitschrift vorgesetzt hat. Was diese Aufgabe für den Frieden und die Verbrüderung der Völker bedeutet, iſt schon oft gesagt worden und muß immer wieder neu gesagt werden; aber daß sie auch im Zusammenhang der höchſten Aufgabe der Wissenschaft ſteht — nicht nur jener Einzelaufgaben, die nur durch das Aufgebot internationaler Kräfte bewältigt werden können —, daran zu erinnern wird nicht überflüssig sein. In einer reichen Anschauung des Menschlichen zu ſtehen, aus der unerschöpflichen Fülle der Persönlichkeiten immer neue Geſtalten kennen zu lernen und der großen Fuge zu lauschen, in der die Stimmen der Völker und ihrer Stimmführer ertönen — es gibt nichts Höheres und Beglückenderes. Hier berühren sich Leben und Wissenschaft unmittelbar, ja hier fallen sie zusammen.

Kunstmuseen, ihre Ziele und Grenzen.

Von Wirkl. Geh. Ober Regierungsrat Dr. Wilhelm Bode,
Generaldirektor der Kgl. Museen, Berlin.

Die Freude an der Kunſt iſt heute eine allgemeine; sie ersetzt — so iſt schon wiederholt ausgesprochen — manchem Gebildeten die Religion, und daher mag es kommen, daß auch die Unduldsamkeit in religiösen Fragen sich auf die Parteiſtellung in künſtlerischen Dingen übertragen hat. Der Besuch unserer Museen nimmt von Jahr zu Jahr zu, alljährlich entſtehen neue Museen, und ununterbrochen tauchen neue Pläne dafür auf, namentlich bei uns in Deutschland. Kein Wunder, daß gelegentlich schon der Ruf gegen die Museen erschallt, daß gerade von kunſtsinnigen Leuten die Museen als öde Kunſtmagazine gescholten werden und die Rückführung der Kunſtwerke in die alten Kirchen und Paläste, für die sie gearbeitet wurden, oder daß ihre Einordnung in all-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemeine «Kulturmuseen» verlangt wird. Solche Stimmen sind jedoch vereinzelt, sie verhallen in der lauten Begeiſterung der großen Mehrheit und können die Entwicklung nicht aufhalten, die ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat. Die Begeiſterung für die alte Kunſt wird sich immer noch ſteigern, der Eifer im Sammeln ihrer Werke wird noch zunehmen, trotz der immer ſteigenden Preise und des rasch zusammenschmelzenden Vorrats an Kunſtwerken. Aber eine gewisse Berechtigung haben jene Proteſte gegen das Überhandnehmen der Museen doch; sie sollen uns zur Überlegung und zur Vorsicht beim weiteren Vorgehen mahnen; wir sollen uns klar darüber werden, welche Fehler bisher beim Sammeln, bei der Einrichtung der Museen und bei der Aufſtellung der Kunſtwerke gemacht worden sind und immer wieder gemacht werden, wie wir sie vermeiden, wie wir das Richtige darin treffen können.

Das Sammeln der Kunſtwerke iſt faſt so alt wie das Kunſtschaffen, die Museen gehen nur bis in das sechszehnte Jahrhundert zurück, als ein Bedürfnis empfand sie erſt die neue Zeit. Die großen Museumsbauten, die zur Zeit Napoleons und wenig später entſtanden, haben die Aufſtellung und zum Teil selbſt die Art des Sammelns vielfach beeinflußt: in Paris beſtimmten das Louvre, in London das British Museum und das Victoria- und Albert-Museum die Aufstellung und werden sie voraussichtlich noch auf lange Zeit beſtimmen. In diesen Riesenpaläſten wird selbſt bei geschmackvollſter Aufſtellung der ermüdende Eindruck der Magazinierung nicht ganz zu vermeiden sein; die Ueberfülle des Schönen, die Verschiedenheit der Materien wie die Ausdehnung der Räume müssen erdrückend und verwirrend wirken. Trotzdem hat sich das Publikum so daran gewöhnt, sie als die geheiligten Stätten der Kunst zu betrachten, daß man hier an einen Wechsel gar nicht denkt, ja die Bauten in der gleichen Weise erweitert und bisher selbſt die nüchterne alte magazinartige Aufſtellung belassen hat. In Deutschland haben die Museen ähnliche Übelſtände nicht oder noch nur vereinzelt und in geringerem Maße: wir leiden faſt an dem Gegenteil, denn bei uns sucht neuerdings faſt jeder Sammlungsdirektor die Lösung der Museumsbaufrage in seiner eigenen Weise und fühlt sich als ein Kolumbus in seiner Lösung, wenn er dazu berufen wird. Auch dabei kommen die Kunstwerke gar zu leicht zu kurz!

Die Ziele der großen internationalen Kunſtmuseen und die Anforderungen an dieselben sind wesentlich verschieden von denen der kleineren Lokalsammlungen. Während letztere auf der lokalen Kunſt basieren und an die lebende Ortskunſt anschließen sollen und in der Beschränkung gerade ihre Stärke und ihren besonderen Reiz haben, während sie ihren spärlichen Besitz an Originalen durch gewählte Sammlungen von Nachbildungen aller Art wie durch Wanderausſtellungen ergänzen können, müssen jene großen Zentralmuseen auf die Sammlungen der Originale das Hauptgewicht legen und darin eine gewisse Vollſtändigkeit und hohe Qualität der Kunſtwerke anſtreben.

Die Mehrzahl der großen öffentlichen Kunſtsammlungen Europas iſt aber halb durch Zufall, halb aus der Laune hoher Kunſtfreunde entſtanden oder aus Schenkungen hervorgegangen oder ſtark dadurch vermehrt. Dadurch sind sie meiſt sehr ungleichmäßig in der Qualität der Werke sowohl als auch in der Vertretung der einzelnen Künſtler und Kunſtrichtungen. Selbſt eine Sammlung wie die National Gallery in London, die unter den glücklichſten Umſtänden und mit den reichſten Mitteln ganz syſtematisch zusammengebracht worden iſt, könnte wohl den fünften Teil ihrer Bilder entbehren und würde dadurch nur verbessert werden. Auch in den berühmteſten alten Sammlungen, die als besonders gewählt gelten: in der Galerie Pitti, der Dresdener Galerie, im Louvre iſt noch manches Mittelgut enthalten, durch dessen Ausscheidung die Sammlungen nur gewinnen würden. Andere Galerien, die nicht unter so günſtigen Umſtänden gesammelt wurden, bei denen aber der alte Beſtand ſtärker gesichtet iſt, wie die Berliner Galerie, müssen allmählich ihre Ziele höher ſtecken und werden dann gleichfalls manches Bild, das jetzt noch im Niveau der Sammlung iſt, ausscheiden können.

Eine solche Säuberung selbſt der hervorragendſten Sammlungen von Gemälden wie von Bildwerken und Werken der Kleinkunſt wird das Gute und Ausgezeichnete zu reinerer Geltung bringen und durch Abſtellung der Ueberfüllung zugleich eine günſtigere Gesamtwirkung ermöglichen. Oft hat man gerade in den größten alten Sammlungen des Guten

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu viel getan; man hat von einzelnen Künstlern eine Fülle von Werken aufgehäuft, die dadurch ermüdend und abstumpfend wirken, zumal wenn sie in einem Raum zusammengestellt sind, wie in der Ermitage die Bilder von D. Teniers, oder wie es früher in der Dresdener Galerie mit den Gemälden eines Wouwermans, Dou oder van der Werff der Fall war. Das ist nur bei den allergrößten Meistern möglich, die fast in jedem Werke neu erscheinen; aber auch bei diesen ist eine Ausscheidung des Geringeren und vor allem des Schulgutes notwendig, wie der Rubenssaal der Münchener Pinakothek beweist. Daß Geringwertiges oder gar Schlechtes überhaupt nicht in Kunstsammlungen ausgestellt werden sollte, und daß zahlreiche kleinere Sammlungen durch solches Mittelgut geradezu abschreckend und verbildend wirken, brauchen wir wohl kaum hervorzuheben. Daher erscheint die Abgabe von Magazinware an die Provinzialsammlungen, wie sie bei allen großen Zentralmuseen seit Jahren beliebt ist, nur dann gerechtfertigt, wenn solche Dinge auch wirklich künstlerischen Wert besitzen, oder wenn sie für die Provinzen ein bestimmtes historisches Interesse haben oder zu Lehrzwecken verwendet werden können.

Die kleinen Museen werden sich überhaupt zu hüten haben, das Vorbild der großen einfach nachzuahmen, da sie ihnen weder in der Mannigfaltigkeit noch in der Zahl der Meisterwerke nahe kommen können, während sie in der Kultivierung einzelner Spezialitäten, im systematischen Sammeln alter Ortskunst usf. sehr Achtungswertes leisten und das weiteste Interesse erwecken können. Verfehlt wird meist auch die Nachahmung bestimmter, an sich unter gegebenen Bedingungen vortrefflicher Systeme in der Anordnung wirken. Die ebenso glückliche wie geschmackvolle Aufstellung des Schweizer Landesmuseums in Zürich, in dem die Kunst und das Kunstgewerbe der Schweiz in einer ganzen Folge trefflicher alter Zimmer vorgeführt wird, hat eine Reihe deutscher Museen zur Nachahmung geführt, ohne daß in den meisten die lokale Kunst der Provinz die Berechtigung dazu böte. Dann wirken solche vereinzelten kleinen Schweizer oder Tiroler Zimmer mitten zwischen nüchternen Museumssälen wie altdeutsche Kneipstuben. Auch in der Mischung von Gemälden und Bildwerken mit Möbeln und Arbeiten der Kleinkunst, so wirkungsvoll sie bei der Beschränkung ist, wird leicht zu weit gegangen, indem man stilvoll eingerichtete Wohnräume nachbildet. Dadurch wird den Räumen der große, museale Eindruck genommen und die Kunstwerke werden leicht zu Dekorationsstücken degradiert. Umgekehrt wird ebensoleicht gesündigt, indem man beim Sammeln wie bei der Aufstellung und Etikettierung der Kunstwerke zu sehr den wissenschaftlichen Standpunkt betont und womöglich gleich mehrere: das historische, typologische und kulturelle Prinzip zur Durchführung zu bringen sucht, wobei der Phantasie und Mitarbeit des Besuchers kaum noch etwas überlassen bleibt. Einen möglichst reinen künstlerischen Genuß der Kunst zu erzielen, muß immer das Hauptbestreben jeder Museumsleitung sein; dafür muß durch Abmessung, Lage und Ausstattung der Räume, durch Abwechslung in den Kunstwerken und teilweise Mischung derselben wie durch ihre geschmackvolle Aufstellung gesorgt werden. Jeder Raum muß einen einheitlichen, harmonischen Eindruck machen, jede Wand mit Kunstwerken soll in sich wie ein Bild wirken, und jedes Kunstwerk soll durch seine Nachbarschaft zugleich isoliert und gehoben werden. Statt dessen sehen wir nur in zu vielen Museen eine kunstlose Vermischung von Kunstwerken mit Schaustücken, Lehrmaterial, Dekorationen und Kuriositäten.

Noch verhängnisvoller, namentlich für eine große Sammlung, wird die Verbindung der künstlerischen und der kulturhistorischen Gesichtspunkte bei der Zusammenbringung und Aufstellung, wie sie gerade in neuester Zeit gelegentlich als nächste und höchste Aufgabe hingestellt und stürmisch verlangt wird. Die Kunst soll nach dieser Ansicht nur als einer der Faktoren in der Kulturentwicklung eines Volkes aufgefaßt und nur mit allen anderen Produkten der Kultur zusammen und in der ganzen Entwicklung von den Uranfängen an zur Anschauung gebracht werden. Wo dies mehr durch Zufall als prinzipiell auch nur in beschränktem Maße geschehen ist, wie im Germanischen Museum zu Nürnberg, empfindet selbst der Laie die Mängel einer solchen Vermischung, welche die Kunstwerke als solche unter den zahllosen «geschichtlichen Realien» der prähistorischen Urnen und Werkzeuge, zwischen Apotheken, Küchen, Trachten, Verkehrsmitteln, Waffen, Instrumenten usf. fast ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwinden läßt und in ihrer Wirkung aufs schwerste schädigt. Zeigen doch unsere Völkerkunde-Museen, welche bisher für Asien die Kunst in dieser Weise als Produkte der gesamten Kultur mit in ihren Bereich gezogen haben, aufs deutlichste, wie in diesen Sammlungen die echte Kunst als solche nicht zur Geltung kommt und kaum berücksichtigt wird, und daß bei uns gerade dadurch das Verständnis für die Kunst Ostasiens wie Vorderasiens so lange zurückgehalten ist. Auch hier muß die Kunst ausgeschieden und für sich aufgestellt werden, nicht aber umgekehrt auch unsere eigene Kunst durch eine solche Ein- und Unterordnung unter die allgemeinen geschichtlichen Denkmäler auf jenen fast primitiven Standpunkt der Sammelei für die alten Kunstkammern zurückgeschraubt werden.

Sprachhoffnungen in der Neuen Welt.

Von Professor Dr. Hugo Münsterberg, Harvard-Universität, Cambridge, Mass.

I.

Als vor Jahresfrist der erste deutsche Austauschprofessor aus Amerika heimkehrte, hinterließ er in der Neuen Welt nicht nur die Spuren wissenschaftlicher Tätigkeit. Wohl hatte Professor Ostwald an der Harvard-Universität manchen neuen Verehrer für seine chemischen Theorien gewonnen; noch viel weiter hinaus aber wirkte seine rastlose Missionsarbeit für die Sekte der Esperantisten. Von Stadt zu Stadt trug er mit begeisterndem Wort die neue Bewegung. Wie Veilchen auf der Frühlingswiese erblühten über Nacht ringsum die Esperanto-Vereine: der Tag der Weltsprache schien endlich nahe. Wer aber die Stimmung Amerikas kannte, der wußte von vornherein, daß diese Laune auch ohne viel Gegenrede schnell wieder verfliegen würde. In der Tat dauerte es nicht gar lange, und die Begeisterung war verstummt.

Daß die Esperantobewegung sich in der Neuen Welt nicht durchsetzen konnte, hat seinen Hauptgrund darin: der angelsächsische Instinkt verlangt, daß es die englische Sprache sein soll, die sich den Weltkreis erobert. Dieser Glaube an die schließliche Erdumspannung der englischen Sprache gehört für zahlreiche Bürger der Neuen Welt entschieden zum amerikanischen Patriotismus. Andere Nationalsprachen, meinen sie, mögen zunächst noch in Frieden bestehen, aber andere Weltsprachen dürfen nicht geduldet werden.

Die Zahl der Englischredenden hat sich in den letzten hundert Jahren von fünfundzwanzig Millionen auf über hundertunddreißig Millionen vermehrt. Das zeigt den Weg für die Zukunft. «Die englischsprechende Bevölkerung», so hieß es kürzlich in einer amerikanischen pädagogischen Monatsschrift, «nimmt ihre Sprache mit, wohin sie auch geht, und sie geht überall hin. Es kann kaum erwartet werden, daß das Ideal absoluter Sprachherrschaft des Englischen schon in tausend Jahren verwirklicht sein wird; aber sobald wir erst einmal solch ein Ideal begriffen haben, müssen wir den Lauf der Dinge so zu beeinflussen suchen, daß alles seiner Erfüllung dient.» «Der Bazillus der Expansion ist in unserem Blut. Wir sind darauf aus, die Welt zu erobern, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem friedlichsten Werkzeug: mit der Sprache. Keine andere kann hoffen, mit Englisch in Wettbewerb zu treten.»

Nichts begünstigt diese weit verbreiteten Sprachhoffnungen stärker als die alte Erfahrung mit den Nachkommen der europäischen Einwanderer. Wo der Amerikaner hinzieht, hält er sein Englisch fest; hier aber strömen nun jährlich eine Million Menschen ins Land, die kein Wort Englisch verstehn, wenn sie die Freiheitsstatue im New-Yorker Hafen zum ersten Male erblicken — und doch werden schon ihre Kinder das Englisch der Muttersprache vorziehen, und ihre Enkel werden nur «Amerikanisch» sprechen. Die einen behaupten, daß der Vorsprung durch die angelsächsische Charakterstärke bedingt sei; die andern schieben alles der unvergleichlichen Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit der englischen Sprache zu.

Auf diesem Hintergrunde sprachlicher Weltpolitik muß das neueste Schaustück neuweltlicher Sprachlaune gewürdigt werden: die Volksbewegung für eine wundersame Umgestaltung der Orthographie. Die deutschen Zeitungen haben berichtet, wie bekannte Männer sich zusammentaten und mit reichen Mitteln aus Carnegies Tasche die Agitation

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für verbesserte Rechtschreibung begannen; wie Präsident Roosevelt verleitet wurde, die neue Schreibweise der Regierung aufzuzwingen, und heute sich bereits viele Tausende verpflichtet haben, die erste Liste von dreihundert «verbesserten» Worten in ihrem Briefwechsel anzuwenden. Deutschland ward aber wohl kaum gewahr, wie auch hier die Chiliastenträume im Vordergrund standen. Tatsächlich hieß es bereits im ersten Rundschreiben, mit dem die neue «Behörde» das ganze Land überflutete, auf der ersten Seite: «Alle, deren Muttersprache das Englische ist, sind überzeugt, daß, wenn nur ungehörige Hindernisse beseitigt werden, es die herrschende und internationale Sprache der Welt werden wird. Es ist dazu bestimmt, durch seinen kosmopolitischen Wortschatz, durch seine einfache Grammatik, durch seine Bedeutung für den Wirtschaftsverkehr und für den Fortschritt der Kultur. Keine andere Sprache hat die gleiche Anpassungskraft. Wir alle wissen aber, daß unser Englisch auf dem Wege zu diesem Ziel durch eins aufgehalten wird: durch die verwickelte und regellose Schreibweise, die unsere Sprache zum Rätsel für den Fremden hier im Lande macht und zum Mysterium für den Fremden jenseits des Ozeans.» Sprachlicher Imperialismus also ist dieses Pudels Kern!

Es ist nicht viel Prophetengabe nötig, um vorauszusehen, daß auch diese Bewegung im Sande verlaufen wird. Sie wird nicht ganz so schnell dahingehen wie der viel schüchternere Esperantoversuch, und vor allem wird von der orthographischen Reform diese und jene Anregung von dauerndem Werte übrig bleiben. Das Große und Ganze des Planes jedoch wird zerfallen. Von allen Gegengründen seien hier nur zwei erwähnt, die sich unmittelbar auf die Weltherrschaftsträume erstrecken: Zunächst zeigt England begreiflicherweise nicht die geringste Geneigtheit, sich von Washington aus vorschreiben zu lassen, wie gutes Englisch zu schreiben sei! Beginnt aber Amerika in Schrift und Druck eine Orthographie durchzuführen, die von der Schreibweise in England, Canada, Indien und Australien fortwährend abweicht, so ist die Weltsprachenherrlichkeit in noch weitere Ferne gerückt, denn damit hätte eine erste Spaltung der englischen Sprachgemeinde eingesetzt, und der verschiedenen Schrift würde bald verschiedene Aussprache folgen, bis schließlich zwei Sprachen an Stelle der einen stehen.

Wichtiger aber noch ist ein anderes: Es ist ein psychologischer Irrtum zu glauben, daß eine Schreibweise, die der Aussprache näher kommt, für den Ausländer die Sprache erleichtert. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall. Der Einheimische hört und spricht das Wort, lange ehe er es liest und schreibt; der Ausländer dagegen sieht das Wort, ehe er es aussprechen lernt. Für ihn besteht die Sprache zunächst aus Gesichtszeichen, und seine Schwierigkeiten sind um so geringer, je deutlicher die Worte sich in ihrer Verschiedenheit bemerkbar machen, je lebhafter sich die eigenartigen Buchstabenverbindungen einprägen und erkennen lassen. Alles Vereinfachen erschwert da die schnelle und leichte Auffassung, und je mehr das Schriftwort abgeschliffen wird, desto mühsamer ist es, die Worte im gelesenen Satz zu erkennen. Wenn wir im Deutschen zwischen «das» und «daß» keinen Unterschied mehr erlaubten, so würde es leichter sein, die Rechtschreibung zu lernen, viel schwerer aber, den gesehenen Satz zu verstehen, und gerade das ist das Verlangen des Ausländers. Auch die deutsche Sprache hat ja schon manche solche Vereinfachung eingeführt. Wenn bei Fichte ein Satz mit den Worten beginnt: «Sein Seyn ist» usw., so liest sich das leichter, als wenn wir heute schreiben: «Sein Sein ist.» Just auf solche erschwerenden Vereinfachungen geht die neue amerikanische Schreibweise aus — und der Amerikaner ist viel zu praktisch, um nicht bald zu erkennen, daß er den «Fremden jenseits des Ozeans» mit solchen Mitteln nur abschrecken kann.

Vor allem aber ist der Amerikaner zu nüchtern, um nicht gegenüber solcher Sprachtrunkenheit sich bald zu besinnen, daß eine einzige anerkannte Zwischenvölkersprache heute weder möglich noch erstrebenswert sein kann. Gewiß haben einige Sprachen, zum Teil durch lange Zeiträume, besonders Chinesisch, Babylonisch, Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Arabisch, Portugiesisch, Bulgarisch und Französisch, als Vermittelungssprachen für große Völkergruppen gedient, die ihre eignen Sprachen untereinander nicht verstehen konnten. Wie wenig aber die Einfachheit der Sprache dabei in Frage kommt, beweist der unvergleichliche Einfluß, den das schwierige Arabisch durch tausend Jahre hindurch auf

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiteſt ausgedehnte Gebiete gehabt hat. Stets waren vielmehr die kulturellen und politischen Bedingungen entscheidend. Alle Kultur=bedingungen unseres Zeitungszeitalters aber lassen die Einsetzung einer besonderen Zwischensprache heute ganz überflüssig er=scheinen. Und die politisch=wirtschaftlichen Bedingungen machen sie geradezu unmöglich. Das Gleichgewicht der Mächte könnte nicht beſtehn, wenn einer einzelnen lebenden Sprache solches Vorrecht eingeräumt würde; die Sprache, der ein internationales Monopol zuge=sprochen wird, müßte über kurz oder lang für die begünſtigte Nation ein solches Übergewicht auf den Wirtschaftsmärkten des Erdkreises sichern, daß alle andern Völker ihre ange=borenen Rechte dadurch preisgeben würden. Politik und Wirtschaft, Technik und hiſto=rischer Sinn unserer Zeit drängen gemeinsam dahin, daß die führenden Kultursprachen, gleich den Nationen, in ein Gleichgewicht treten, und daß im Kulturgefüge jede nationale Leiſtung im eignen Sprachgewand zum lebhafteſten Ausdruck gelange. Die besonnenere Stimmung gewinnt denn auch unter den Amerikanern bereits die Führung; von der angelsächsischen Weltsprache wird es schon wieder ſtill. Immer deutlicher wird man sich bewußt, daß die Kultur eines Landes um so höher ſteht, je mehr, ſtatt nationalen Hochmuts, ein reifes Ver=ſtändnis für fremde nationale Güter das eigene Leben vertieft. Immer lebhafter empfindet man, daß patriotischer Sprachen=ehrgeiz sich als wahres Ziel nicht eine Zwangsherrschaft über fremde Völker er=träumen darf, sondern sich auf ein Wür=digeres richten soll. Immer klarer erkennt man, daß nur das eine nationale Sprach=ziel gilt: die glücklichen Leiſtungen der eigenen Kultur auf den Schwingen der Sprache den führenden Völkern nahe zu bringen und so mit dem eigenen sprachlichen Ausdruck das Eigenſte der Nation zu leb=hafter Wirkung zu führen. Wenn aber das der letzte Sinn der sprachlichen Kämpfe bleibt, so hat in der Neuen Welt heute viel=leicht keiner so guten und ſtolzen Grund zu freudiger Hoffnung wie wir, die Deutschen.

(Schluß folgt.)

Gustav Theodor Fechner.

Von Professor Dr. Friedrich Paulsen, Berlin.

I.

Am Himmel geschieht es zuweilen, daß ein bekannter Stern geringerer Größe plötzlich mit einem helleren Glanz aufſtrahlt. Etwas ähnliches hat sich in unseren Tagen am philosophischen Himmel Deutschlands zu=getragen: Der Stern Fechners, der zwar engeren Kreisen zuerſt als naturwissenschaft=licher Forscher, dann auch als philosophischer Schriftſteller längſt bekannt war, iſt gegen=wärtig in eine Periode sehr geſteigerter Leucht=kraft eingetreten und weiteſten Kreisen sichtbar geworden. Hatte von dem Doppelgeſtirn Lotze=Fechner lange Zeit Lotze den helleren Schein, so wird er jetzt von dem intensiveren Glanz Fechners überſtrahlt. Und ich glaube nicht, daß dies Verhältnis sich wieder ändern wird. Fechner wird nach meiner Ueber=zeugung unter den Philosophen, die der Weltanschauung des zwanzigſten Jahrhunderts die Bahn beſtimmen, in der vorderſten Reihe ſtehen. Seine philosophischen Werke, die bei ihrem erſten Erscheinen in den 40er, 50er, 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts nur einen höchſt bescheidenen Erfolg hatten und zeitweilig faſt vergessen schienen, erleben jetzt in rascher Folge neue Auflagen, werden gekauft, gelesen, ſtudiert und beginnen mit ihren Anschauungen als ein allgegenwärtiges Element Philosophie, Wissenschaft und Dichtung zu durchdringen. So iſt sein Name ein Programm geworden, das der Philosophie und Weltanschauung des neuen Jahrhunderts vorleuchtet.

Ich versuche im folgenden zunächſt die Stellung Fechners in der Entwicklung des modernen Denkens mit ein paar Strichen zu bezeichnen, gebe aber zuvor ein paar Daten aus seinem Leben, die als Unterschrift zu dem diesem Hefte beigegebenen Bildnis dienen mögen.

Fechner wurde am 19. April 1801 in dem Pfarrhaus des damals noch kursächsischen Dorfs Großsärchen in der Lausitz geboren.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er verlor früh seinen Vater und wurde von der Mutter, längere Zeit auch von einem Onkel erzogen. Im Jahre 1817 kam er, nachdem er die Kreuzschule in Dresden absolviert hatte, nach Leipzig, um Medizin zu ftudieren. Leipzig wurde ihm fortan Heimat; er hat hier das medizinische Studium mit dem Doktorexamen abgeschlossen, sich dann aber, da er zur Praxis weder Neigung noch Geschick hatte, zum Studium der Naturwissenschaften gewendet, 1823 sich habilitiert, 1834 die Professur für Physik übernommen, nachdem er im Jahre zuvor sich mit Klara Volkmann, aus einer Alt-Leipziger Familie, verheiratet hatte. Eine durch Überarbeitung herbeigeführte Depression des ganzen Syftems führte endlich zu schwerer, langdauernder Krankheit (1840—43); die in nächfte Nähe gerückte Gefahr vollftändiger Erblindung machte peinlichfte Beschränkung jeder Lebensbetätigung notwendig, die qualvollfte Langeweile im Gefolge hatte. Die physikalische Professur mußte anderweitig besetzt werden. Seit 1844 fand eine allmähliche Wiederherftellung ftatt; noch 43 Jahre hat er bis zu seinem Tode (18. November 1887) der Universität in freierer Stellung angehört, über philosophische Gegenftände öffentliche Vorlesungen haltend. Er war ein deutscher Universitätsgelehrter alten Stils; er lebte ganz in seinen Gedanken und Werken, sein kleines Studierzimmer seine Welt, die Stadt Leipzig sein weiterer Lebenskreis, über den nur gelegentliche Sommerreisen hinausführten. Sein reicher Geift vereinigte in sich die Gabe poetischer Intuition und die Luft zu ftrenger Einzeluntersuchung. Dem Charakter gab redlichfte Warheitsliebe und reinfte Güte das Gepräge. Vollendet wird das Bild der schönen Persönlichkeit durch eine im Grunde ruhende, tiefinnerliche und völlig freie Frömmigkeit und den über dem Ganzen schwebenden leuchtenden Humor, die sich beide auch in seinen poetischen Erzeugnissen offenbaren.

Was Fechner seinen Zeitgenossen sein wollte, was er erst unserer Zeit geworden ist, das kann man mit der Formel aussprechen: Er wollte ihr Führer von einer bloß physischen zu einer metaphysischen Weltansicht sein. Er wollte von einer Ansicht der Dinge, die sie nur von der Außenseite, als Körperwelt, sieht, zu einer Ansicht hinüberleiten, die auch die Innenseite der Wirklichkeit, ihr seelisch-geiftiges Sein, erfaßt: vom Materialismus, der in der Physik sein Recht hat, zum Idealismus, der allein zur Grundlage einer Welt- und Lebensanschauung tauglich ift.

Vielleicht darf man sagen: es ift das der alte und ewige Grundtrieb der Philosophie; Fechners Bedeutung liegt darin, daß er zu einer Zeit, die der Philosophie aufs äußerste abgewendet war, mit ungemeiner Kraft und Klarheit dartat, wie die universelle naturwissenschaftliche Betrachtung selbst mit Notwendigkeit über die bloß physikalische Ansicht hinausführt und zur Ergänzung durch eine metaphysisch-idealiftische Deutung der Dinge hindrängt.

Seit den Tagen Platons, des großen Bahnbrechers einer vom Gedanken ausgehenden Weltanschauung, ift es die immer wiederkehrende Grundtendenz der Philosophie, von der den Sinnen gegebenen sichtbaren und greifbaren Wirklichkeit zu der dem Gedanken erfaßbaren wahrhaften und gedankenhaften Welt, von der Erscheinungswelt zu der «wirklich wirklichen» Welt die Durchfahrt zu finden; zu einer Welt, die zugleich als die Welt des Wahren, Guten und Schönen dem vernünftigen Geift, der in einer Welt, die zuletzt nichts als ein mechanisches Geschiebe von Atomen wäre, sich als verlorner Fremdling vorkommen müßte, Heimatsrecht und Heimatsgefühl zu geben fähig ift. In dieser Sehnsucht des Geiftes nach einer ihm homogenen Lebensumgebung liegen heute wie zur Zeit Platons und Ariftoteles' die tiefften Wurzeln der Philosophie.

Als mit der Neuzeit die lange unterdrückte Naturwissenschaft mit siegreicher Gewalt hervorbrach und eine mechaniftische Naturphilosophie die Herrschaft über die Gedanken zu gewinnen im Begriff war, da trat ihr Leibniz entgegen, nicht zwar das Recht der Naturwissenschaft auf reine Durchführung der physikalischen Erklärung der Naturerscheinungen bestreitend, wohl aber fordernd, daß die Physik sich nicht anmaße, alles von der Wirklichkeit gesagt zu haben, was von ihr zu sagen sei. Die Monadologie stellt neben die physikalische Welterklärung die idealiftische Weltinterpretation: die Welt des Ausgedehnten und des Mechanismus ist bloße Erscheinung des an sich seienden, dem Verftande faßbaren Syftems unausgedehnter, rein intensiver psychischer Wesenheiten.

Dasselbe war es, was hundert Jahre später

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kant wollte. Der Kritizismus ſtellt ebenfalls der Erſcheinungswelt, die er ohne Reſt der kauſalen Erklärung überläßt, eine intelligible Welt gegenüber: wir können ſie zwar nicht mit dem Verſtande konſtruieren, weil unſer Verſtand nicht ein ſchöpferiſcher iſt, ſondern nur gegebene Anſchauungen zuſammenfügen kann; aber durch die «Vernunft» denken wir ſie notwendig, und zwar als ein Reich der Freiheit und der Zwecke, ein Reich vernünftiger Weſen, die ſich ſelber durch das Sittengeſetz als ihr Naturgeſetz beſtimmen. Daß eine vernünftige Weltanſchauung nicht auf Phyſik, ſondern nur auf «Vernunftideen» gebaut werden kann, iſt auch bei ihm der abſolut feſte Punkt. Und hierin folgte ihm die ſpekulative Philoſophie, die nun freilich in der Selbſtbewunderung ihrer aus flatternden Allgemeinbegriffen gebauten idealiſtiſchen Syſteme ſo weit ging, daß ſie ſich der Verachtung der mathematiſch-phyſikaliſchen Wiſſenſchaft vermaß; in der Überzeugung, die «Vernunft» oder die «Idee», die in der Natur ſich manifeſtiert, in der Hand zu haben, ſchätzte ſie die empiriſche Erforſchung ihrer Erſcheinung überhaupt gering. Und das führte dann ſeit den dreißiger Jahren zu jenem harten Rückſchlag: keine Metaphyſik! Phyſik allein iſt Wiſſenſchaft, Metaphyſik iſt Spuk und Aberglaube, und jedes Denken, das über die ſinnliche Welt hinausſtrebt, macht ſich der Patroniſierung des Aberglaubens verdächtig.

Hier iſt der Punkt, wo Fechner einſetzt. Geboren zur Zeit des Höhepunktes ſpekulativer Syſtembildungen, iſt er während des Univerſitätsſtudiums mit ihr in mannigfache Berührung gekommen. Sein Mannesalter fällt in die Zeit des beginnenden Rückſchlags der exakten Naturwiſſenſchaft gegen die Naturphiloſophie. Fechner erkennt rückhaltlos das Recht dieſes Rückſchlags, das Recht der Phyſik auf freie und ſelbſtändige Durchführung ihrer Gedanken an. Er iſt in ſeinen Werken aus den 20er und 30er Jahren durchaus exakter Naturforſcher, Phyſiker und Chemiker; er ſtellt ſich auf die Seite der von der ſpekulativen Naturphiloſophie nicht geblendeten franzöſiſchen Wiſſenſchaft, deren Werke er ins Deutſche überträgt und bearbeitet; er verhöhnt die ſpekulative Medizin Schellingſcher Herkunft. Aber das iſt nur die andere Seite; keineswegs iſt er gewillt, der eben zur Herrſchaft aufſteigenden Richtung in der Anerkennung der Alleinherrſchaft der Phyſik zu folgen. Eine rein phyſikaliſche Weltanſchauung, wie ſie ſeit den 40er Jahren in Deutſchland ſich durchzuſetzen beginnt, bedeutet ihm eine unerträgliche Verarmung und Verödung der Wirklichkeit. Dem Materialismus, der «Nachtanſicht» der Dinge, die in der Wirklichkeit nichts als ein licht- und ſinnloſes Gewirr durcheinander treibender Atome zu ſehen vermag, ſtellt er mit immer wachſender Kraft und Entſchiedenheit die «Tagesanſicht» gegenüber, die das ſeeliſch-geiſtige Leben als gleich urſprünglich, gleich ausgebreitet, gleich berechtigt und gleich wirklich betrachten lehrt: das Bewußtſein und der Geiſt nicht ein ſpätgeborener, heimatloſer und bald wieder ausgeſtoßener Fremdling, wie es den Vogt und Büchner erſchien, wie es noch Haeckel und ſeinem Gefolge, den Ausläufern jenes «nächtlichen» Monismus erſcheint, ſondern der erſtgeborene Sohn in des Vaters Haus.

Gehen wir hier einen Augenblick auf die perſönlichen Vorausſetzungen dieſer Gedankenrichtung bei Fechner ein, ſo werden wir ihrer zwei finden. Die eine iſt ein lebendiges und tiefes religiöſes Gefühl, das ihm die nach der Weiſe der Zeit der Aufklärung frommen und zugleich heiter-tätigen Lauſitzer Paſtorenfamilien, aus denen er von väterlicher und mütterlicher Seite abſtammte, als Erbe mitgegeben hatten. Nach vorübergehender Verdunkelung bricht es beſonders in der zweiten Lebenshälfte mit großer Macht wieder hervor und bildet den Grundton ſeiner Lebensſtimmung. Das andere und früher wirkſame iſt ein ſtarkes poetiſches Naturgefühl, wie denn die poetiſch-künſtleriſche Anlage einen nicht minder weſentlichen Zug ſeiner reichen Naturanlage ausmacht; war er doch in jugendlichen Jahren zeitweilig nicht fern davon, ſich einem freien Literatenleben zu ergeben. Auf dieſen Zug werden wir jenes Erlebnis zurückführen dürfen, von dem er ſelbſt wiederholt berichtet: «Über meinen mediziniſchen Studien war ich völlig zum Atheiſten geworden, religiöſen Ideen war ich ganz entfremdet, ich ſah in der Welt nur ein mechaniſches Getriebe. Da geriet mir Okens Naturphiloſophie in die Hände; ein neues Licht ſchien mir auf einmal die ganze Welt und Wiſſenſchaft von der Welt zu erleuchten, ich war wie geblendet davon.» (In

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Biographie von Kuntze S. 39.) Der starke wissenschaftliche Trieb seiner Natur, der ihn zum experimentierenden und rechnenden Naturforscher machte, ließ ihn niemals dem Glanz irrlichterierender Schellingscher Naturphilosophie sich ganz hingeben; er begann bald nach jenem Erlebnis mit Aufgebung der Medizin sich dem strengen Studium der Physik zu widmen. Aber er hat jene befreiende Wirkung nie vergessen und bezeichnet seine Philosophie noch im späteren Alter als eine freilich ziemlich weit vom Stamme gefallene Frucht der Schellingschen Naturphilosophie. Was ihn mit dieser verbindet, das ist der faustische Trieb, die Natur als eine lebendige Einheit zu erfassen. Physik und Chemie mögen und müssen ihr zerlegendes Geschäft treiben, aber der tiefste Sinn der Natur offenbart sich ihnen nicht; den offenbart sie nur dem schauenden Sinn, der sich liebend in sie versenkt; ihm allein tut sich die Verwandtschaft aller Dinge, die Einheit organischen Alllebens auf, die das Größte wie das Kleinste gestaltend durchdringt.

Der objektive Ausgangspunkt aber für diese in die Tiefe dringende Naturbetrachtung ist das eigene im Selbstbewußtsein unmittelbar erlebte Innenleben der Wirklichkeit. Schlechthin nicht zu leugnen und schlechthin nicht aus dem Geschiebe der Atome abzuleiten, kein Physisches und doch mit dem Physischen aufs innigste verknüpft, wird es dem denkenden Betrachter zur wegweisenden Spur in das große Geheimnis der Wirklichkeit. An der Hand der Analogie entdeckt er in allen Naturgestalten ein gleichartiges Innenleben, in den Tieren, in den Pflanzen, in den Gestirnen, in jedem einheitlichen körperlichen System: es gibt keine Körper, die bloße leere Hülsen wären, es gibt nur lebendige Leiber, sie alle sind Träger oder sichtbare Darstellungen eines seelischen Lebens, das dem von uns selbst erlebten verwandt und mit ihm von gleicher Herkunft ist, stammend aus dem einheitlichen Grund und Quell alles Lebens.

(Schluß folgt.)

Geisteskrankheiten und Infektion.

Von Professor Dr. August Wassermann, Berlin.

Eines der dunkelsten Kapitel in der Medizin bildete seit allen Zeiten die Frage nach der Ursache von Geisteskrankheiten. Wohl deuteten vielerlei Anzeichen darauf hin, daß auch bei dieser Klasse von Krankheiten infektiöse Prozesse, d. h. Mikroorganismen in manchen Fällen eine ausschlaggebende Rolle spielen. Während indessen fast alle Zweige der Medizin von der durch Robert Koch begründeten medizinisch-bakteriologischen Forschung die größten und überraschendsten Klärungen erfuhren, war dies bisher für die Psychiatrie in längst nicht dem gleichen Maße der Fall. Die rein bakteriologische Forschung, d. h. der Versuch, im Zentral-Nervensystem psychisch Erkrankter bestimmte Mikroorganismen als Ursache der Krankheit nachzuweisen, hatte meist negative Ergebnisse aufzuweisen.

Eine neue Möglichkeit, die Fackel der Erkenntnis auch in dieses dunkle Gebiet zu tragen, schien gekommen, als wir durch von Behrings Entdeckung erfahren hatten, daß im lebenden Organismus unter dem Einfluß der eingedrungenen Mikroorganismen bestimmte Stoffe als Ausdruck der Gegenreaktion des Körpers gegenüber diesen Infektionserregern entstehen. Mit der neuen Entdeckung bot sich der ärztlichen Wissenschaft ein zweiter diagnostischer Weg, um das Vorhandensein eines infektiösen Prozesses im erkrankten Organismus zu erkennen. Bis dahin konnte dies, wie bereits angedeutet, nur dadurch geschehen, daß durch geeignete Untersuchungsmethoden die Anwesenheit der Infektionserreger selbst bei dem Erkrankten festgestellt wurde. Nunmehr vermochte man durch den Nachweis von solchen Reaktionssubstanzen in den Körperflüssigkeiten, besonders dem Blutwasser (Serum), welche ihre Entstehung nur der Lebenstätigkeit von Mikroorganismen in dem betreffenden Organismus verdanken konnten, den sicheren diagnostischen Rückschluß auf die Anwesenheit dieser Mikroorganismen zu machen. Man konnte also sozusagen nunmehr aus dem Rauch, der Folgeerscheinung, den Rückschluß auf das Vorhandensein von Feuer,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Ursache, ziehen, ja, man vermochte sogar aus der Art des Rauches die Art des Feuers zu erkennen, also die Spezies der Infektion festzustellen.

Ist dieser Weg für viele andere infektiöse Prozesse bereits in hohem Maße fruchtbar geworden, so hat er bei den Geisteskrankheiten bisher fast ganz versagt. Und doch wiesen der Zahl und dem Gewichte nach bedeutsame Erwägungen darauf hin, baß bei einer Reihe von Geisteskrankheiten, und unter diesen bei der wichtigsten und häufigsten, der Gehirnerweichung (Progressive Paralyse der Irren), die Ursache in einer früheren Infektion liegen müsse. Schon vor Jahrzehnten hatten Fournier in Frankreich und Erb in Deutschland behauptet, daß die Ursachen der meisten Fälle von Gehirnerweichung, einer Krankheit, die durchschnittlich ein Fünftel bis Zehntel aller Geisteskrankheiten ausmacht, in einer vorhergegangenen syphilitischen Infektion zu suchen wäre. Indessen, so sehr die Statistik auch für die Richtigkeit der Annahme jener Männer sprach, hatte diese sich trotzdem nicht zur allgemeinen Anerkennung durchringen können. Hervorragende andere Forscher widersprachen ihr, und vor allen Dingen schien es nicht verständlich, wie eine Infektion, die häufig 30 Jahre und länger zurücklag, noch nachträglich, nachdem die Betreffenden jahrzehntelang scheinbar vollkommen gesund und ausgeheilt gewesen waren, nun plötzlich wieder einen derartigen Zerstörungsprozeß im Zentralnervensystem verursachen konnte.

Angesichts der Wichtigkeit dieses Gegenstandes bildete es daher für mich, nachdem ich im Berliner Institut für Infektionskrankheiten in Gemeinschaft mit meinem Assistenten C. Bruck sowie mit Geheimrat A. Neisser ein Verfahren ausgearbeitet hatte, um in Organen und Körperflüssigkeiten eine spezifische Reaktion auf syphilitische Stoffe zu erhalten, die erste Aufgabe, mit Hilfe dieser Reaktion die Verhältnisse bei Gehirnerweichung zu studieren. Ich habe diese Untersuchungen mit Dr. Plaut, derzeitigem Assistenten an der psychiatrischen Klinik in München, durchgeführt. Die Untersuchungsmethode, mit Hilfe deren es uns gelang, eine bis dahin unbekannte Reaktion bei Fällen von Gehirnerweichung zu finden, ist in ihren Prinzipien eine relativ einfache. Sie beruht auf Tatsachen, deren Kenntnis wir hauptsächlich den grundlegenden Arbeiten Ehrlichs verdanken.

Bereits oben wurde erwähnt, daß im Laufe einer Infektion die Infektionserreger spezifische Reaktionsprodukte im Organismus erzeugen. Die Spezifizität dieser Reaktionsprodukte äußert sich darin, daß sie stets nur chemische Verwandtschaft zu demjenigen Infektionsstoffe haben, von dem sie hervorgebracht sind. So hat beispielsweise das Reaktionsprodukt der Typhusinfektion chemische Verwandtschaft nur zu Typhus-, das der Cholerainfektion nur zu Cholerabazillen. Nach einem bekannten Vergleich Emil Fischers müssen wir uns vorstellen, daß derartige Substanzen wie die Reaktionsprodukte in dem gleichen Verhältnis zu dem entsprechenden Infektionsstoff stehen wie ein Schlüssel zu dem zugehörigen Schloß. Wie stets nur ein bestimmter Schlüssel zu einem bestimmten Schloß einpaßt, so paßt ein bestimmtes Reaktionsprodukt nur auf einen bestimmten Infektionsstoff ein, nämlich auf denjenigen, welchem es seine Entstehung dankt. Demgemäß können wir, wenn wir einen bekannten Infektionsstoff haben und nun nachzuweisen vermögen, daß in einer Körperflüssigkeit Reaktionsprodukte sich befinden, die vollkommen auf diesen Infektionsstoff einpassen, d. h. sich mit ihm binden, den sicheren Schluß ziehen, daß der Organismus, von dem die untersuchte Körperflüssigkeit herstammt, von diesem Infektionsstoffe infiziert ist.

Somit kommt es im konkreten Falle nur darauf an, nachzuweisen, ob Infektionsstoff und Reaktionsprodukt in der Untersuchungsflüssigkeit sich in typischer Weise zu binden vermögen. Für das Erkennen dieses Vorganges hat ein belgischer Forscher, Bordet, Anzeichen aufgefunden. Sie bestehen in der Tatsache, daß beim Zusammentritt der beiden Komponenten, Infektionsstoff und Reaktionsprodukt, ein gleichzeitig zugesetzter dritter Stoff, der in jedem normalen frischen Blutserum vorkommt, und den wir nach Ehrlich Komplement nennen, regelmässig mit in die Verbindung eingeht. Das Verschwinden oder Nichtverschwinden des zugesetzten Komplementes ist demnach der Indikator dafür, ob in einer unbekannten zu untersuchenden Mischung, die aus einem bekannten Infektionsstoffe und dem Untersuchungsmateriale (Körperflüssigkeit) besteht, in diesem letzteren das Reaktionsprodukt vorhanden ist oder nicht.

Wir sind nun bei unseren Untersuchungen betreffs der Gehirnerweichung so vorgegangen,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß wir uns als sicheren bekannten Infektionsstoff Extrakt von unzweifelhaft syphilitischem Material bereiteten. Mit diesem Extrakt mischten wir dann in gewissen Mengenverhältnissen und unter Innehaltung zahlreicher Kontrollen die im Wirbelkanal von an Gehirnerweichung erkrankten Personen befindliche Flüssigkeit. Diese Flüssigkeit wird solchen Kranken vielfach zum Zwecke der Diagnose und Heilung entzogen, so daß sie leicht in genügender Menge zur Verfügung steht. Zu der auf diese Weise erzielten Mischung wurde dann drittens frisches normales Serum als Komplement zugesetzt. Wenn wir demgemäß diese Versuchsanordnung in einer Formel ausdrücken, so war A, das erste Bekannte, der syphilitische Infektionsstoff, und bestand B, das zweite Bekannte, aus dem Komplement, während das gesuchte X sich in der Wirbelkanalflüssigkeit des Kranken befand. B konnte, wie wir sahen, nur gebunden werden und aus der Mischung verschwinden, wenn X mit A zu einer Verbindung zusammentrat. Dieses letztere aber konnte wieder nur geschehen, wenn X das einpassende Reaktionsprodukt auf A, d. h. auf unser bekanntes syphilitisches Material enthielt. Trat diese Bindung ein, dann war damit bewiesen, daß in X, d. h. der untersuchten Zentralnervensystem-Flüssigkeit, Reaktionsprodukte gegenüber syphilitischer Infektion vorhanden sein müssen. Der Kranke, von dem sie stammte, stand also unter der Reaktion auf Syphilis.

Von 53 Untersuchten konnten wir bisher bei 44 dieses Phänomen nachweisen, d. h. in mehr als 80 % der Fälle, während die Kontrolluntersuchungen mit Rückenmarksflüssigkeit von Patienten, bei denen Syphilis mit Sicherheit auszuschließen war, niemals das Phänomen ergaben. Damit ist es zum ersten Male gelungen, gleichsam eine chemische Reaktion für den Zusammenhang einer, und zwar der wichtigsten und verbreitetsten Geisteskrankheit mit einer Infektion, d. h. der Syphilis aufzufinden.

Inwieweit diese neuen Befunde dazu dienen werden, unsere bisherige Auffassung von dem Wesen der Gehirnerweichung dahin zu ändern, daß wir diese als eine Reaktions-Krankheit des Zentralnervensystems auf Syphilis anzusehen haben, und uns auf Grund dessen praktische Handhaben für eine eventuelle bessere Verhütung derselben an die Hand zu geben, muß sich in nicht allzu ferner Zeit zeigen.

Korrespondenzen.

Berlin, März 1907.

Der Professorenaustausch — Vorbereitungen — Chicago 1904 — Harvard-Universität — Columbia-Universität — Prof. Burgeß' Abschied von Berlin — Andere ähnliche Bestrebungen — Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung.

In einer Zeitschrift, die der Förderung der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Auslande gewidmet sein soll, bietet sich für einen Bericht aus Berlin als nächstliegender Gegenstand der deutsch-amerikanische Professoren-Austausch dar, der eben in der deutschen Reichshauptstadt seinen Ausgangspunkt hatte und nunmehr, trotz ungünstiger Voraussagungen und gewisser Schwierigkeiten, die Probe als lebenskräftiges Unternehmen glücklich bestanden hat. Die entscheidende Anregung zu dieser akademischen Verbrüderung hat Kaiser Wilhelm II. gegeben, und der Präsident Roosevelt sprach sich sofort ebenfalls für den Gedanken aus, wenn auch eine staatliche Unterstützung des Unternehmens von seiten Amerikas nicht in Frage kommen konnte. Die Weltausstellung von St. Louis, die zahlreichen deutschen Gelehrten Veranlassung zu einer Amerikafahrt gab, bahnte der Ausführung des Planes den Weg. Auch fand schon im Frühjahr 1904 in der Universität zu Chicago eine bedeutsame Feier zu Ehren der deutschen Universitäten und der deutschen Wissenschaft statt, zu der fünf deutsche Gelehrte aus allen Fakultäten, Hermann aus Marburg, Kohler aus Berlin, Ehrlich aus Frankfurt a. M., Eduard Meyer aus Berlin und B. Delbrück aus Jena, eingeladen waren, um den Ehrendoktorgrad zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit wurde auch mehrfach dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß durch geeignete Einrichtungen die deutsche und die amerikanische Wissenschaft und überhaupt das Kulturleben beider Länder in eine engere ständige Verbindung gebracht werden möchte. Namentlich erwies der deutsche Konsul Wever in Chicago sich in diesem Sinne tätig, und es war ohne Zweifel hauptsächlich seinen Bemühungen zu verdanken, daß ein reicher Deutsch-Amerikaner, Herr Dewes, 2000 Dollar zur Verfügung stellte, um die Berufung eines deutschen Geschichtsprofessors zu ermöglichen, der zwei Trimester an der Universität Chicago Vorlesungen halten sollte. Diesem Rufe ist im Jahre

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1905 Professor Oncken aus Berlin gefolgt, der höchst beifällig aufgenommene Vorträge in englischer Sprache über Deutschland und die Deutschen in der Weltgeschichte gehalten hat. Mit dem offiziellen Professorenaustausch stehen diese Onckenschen Vorlesungen nicht in unmittelbarem Zusammenhange, so wenig wie die in den Monaten August bis November mit Staatsunterstützung unternommene Reise des Professors Kühnemann, der, in Chicago beginnend, in einer Reihe von Städten in mehr populären, hauptsächlich auf die Deutsch-Amerikaner berechneten Vorträgen Gegenstände aus der deutschen Literatur behandelte und sich eines außerordentlich großen Erfolges zu erfreuen hatte.

Eine Vereinbarung über einen förmlichen Professoren-Austausch kam zuerst, dank dem tatkräftigen Interesse des Ministerialdirektors Dr. Althoff, sowie auf amerikanischer Seite des Präsidenten Eliot und des Professors K. Francke, zwischen dem Preußischen Unterrichtsministerium und der Harvard-Universität in Cambridge (Mass.) zustande. Sie war nicht ganz leicht herzustellen, wenn sie auch auf beiden Seiten in gleichem Maße gewünscht wurde. Daß ein amerikanischer Professor an einer deutschen Universität zeitweilig einen Lehrstuhl besteigt, macht keine Schwierigkeit, wenn die Universität ihre Zustimmung gibt. An den amerikanischen Universitäten aber ist das Studium, wenn es zu der Erwerbung eines akademischen Grades führen soll — und das ist das allgemeine Ziel der Studierenden — streng geregelt. Mit den Vorlesungen, die für diesen Zweck angerechnet werden sollen, ist die Verpflichtung der Studierenden zu häuslicher Lektüre und schriftlichen Arbeiten verbunden, wozu schließlich auch eine von dem Dozenten abzuhaltende Prüfung kommt. Ein deutscher Professor muß sich also in Amerika, wenn er anrechnungsfähige Vorlesungen halten will, diesen Einrichtungen anpassen, was ihm indes durch Beigabe von Assistenten sehr erleichtert werden kann.

Will er sich aber diesen Bedingungen nicht fügen so kann er für Fachvorlesungen nicht auf eine große Zuhörerzahl rechnen, da die amerikanischen Studierenden schon zu sehr überlastet sind, um Kurse, die ihnen nicht angerechnet werden, dauernd zu besuchen. Die bisherigen Erfahrungen haben indes gezeigt, daß eine allerseits befriedigende Regelung auch der Fachlehrtätigkeit der deutschen Professoren an den amerikanischen Universitäten möglich ist. Bei ihren Vorträgen für weitere Kreise vollends hat es ihnen nie an einem starken Zudrang von Zuhörern gefehlt. Der erste deutsche «Austausch-Professor» war Wilhelm Ostwald, der im Winter 1905/06 an der Harvard-Universität in englischer Sprache über Naturphilosophie und über die Anfangsgründe der ChemieVorlesungen hielt. Seiner Sendung entsprach von amerikanischer Seite die des Professors Peabody, der am 30. Oktober 1905 in der Aula der Berliner Universität in Gegenwart des Kaisers seine Antrittsvorlesung hielt und während des Wintersemesters in englischer Sprache zweistündig über «den christlichen Charakter im heutigen Leben» und vierstündig über die «Sozialethik in den Vereinigten Staaten» las. Kaiser Wilhelm äußerte sich sehr anerkennend über ihn in einem Telegramm an den deutschen Botschafter in Washington, in dem es u. a. hieß: «Wir sind sehr zufrieden mit Professor Peabody und dankbar, ihn zu haben.»

Im Winter 1906/07 wurde Prof. Kühnemann (Posen) nach der Harvard-Universität entsandt, der Vertreter der letzteren aber, Prof. Richards, ein hervorragender Chemiker, wird erst im Sommersemester dieses Jahres seine Tätigkeit in Berlin aufnehmen.

Im Sommer 1905 waren auch mit der Columbia-Universität in New York Verhandlungen über einen Professoren-Austausch angeknüpft worden. Der Präsident derselben, Herr N. M. Butler, und der Dekan der staatswissenschaftlichen Fakultät, Professor Burgeß, wurden in Wilhelmshöhe vom Kaiser empfangen, und es kam dort auch eine Abmachung zustande, die der weiteren Entwicklung zugrunde gelegt wurde. Eine wichtige Förderung erhielt dieses neue Austauschverhältnis dadurch, daß der New-Yorker Bankier James Speyer eine bedeutende Summe spendete, um an der Berliner Universität einen besonderen Lehrstuhl zu errichten, der von Jahr zu Jahr abwechselnd mit einem amerikanischen Professor besetzt werden soll. Die Stiftung steht unter dem Einfluß der Columbia-Universität, jedoch will diese sich bei der Auswahl der Professoren keineswegs auf ihre eigenen Mitglieder beschränken.

Die neue Berliner Professur ist nach dem Präsidenten Roosevelt benannt, und ihr erster Inhaber, Professor J.W. Burgeß, eröffnete am 27. Oktober 1906 bei Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin seine Tätigkeit mit der Verlesung eines Briefes des amerikanischen Präsidenten, der mit Hinweis auf die historischen freundschaftlichen Beziehungen zwischen Preußen und der Union seine Sympathie für die dem Professoren-Austausch zugrunde liegenden Bestrebungen aussprach. Prof. Burgeß hat seine Studien in Deutschland gemacht und war daher imstande, seine Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten. Er las zwei Stunden wöchentlich über die Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten, ein Gebiet, auf dem er anerkannte Autorität besitzt. In einem kleineren Kreise von Studierenden hielt er auch mit großem Erfolge seminaristische Übungen ab. Er übernahm ferner in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung sechs Vorträge über das gegenwärtige Staatsrecht der Vereinigten Staaten, die von dem großen, hauptsächlich aus höheren Beamten bestehenden Zuhörerkreise mit lebhaftestem Interesse aufgenommen wurden.

Ein für die gesamte Studentenschaft bestimmter Vortrag über «Onkel Sam und das Wesen der amerikanischen Freiheit» gab Anlaß zu einer Herrn Burgeß von den Studierenden dargebrachten Ovation, wie es ihm auch sonst an mancherlei Ehrungen nicht fehlte. Auch ist er mehrfach, wie vor ihm Herr Peabody, vom Kaiserpaar durch Einladungen ausgezeichnet worden. Am 2. März hat der erste Roosevelt-Professor seine Lehrtätigkeit in Berlin abgeschlossen, und er sprach in seiner feierlichen Abschiedsvorlesung in warmen Worten seinen Dank für die ihm zuteil gewordene Aufnahme aus, zugleich mit der Versicherung, daß seine deutsch-freundliche Gesinnung und seine Bewunderung für das Deutschtum nach seinem Aufenthalt an dieser großen Hochschule noch viel stärker als je geworden seien. Als

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wertvolles Andenken hat Herr Burgeß der Universität Berlin eine etwa tausend Bände umfassende Bibliothek hinterlassen, die in dem ebenfalls durch seine Liberalität mit reichem Bilderschmuck ausgestatteten Roosevelt-Zimmer in der alten Bauakademie aufgestellt ist. Prof. Burgeß reiste zunächst nach Wien und wird im Sommer in Bonn Vorträge für den Prinzen Augut Wilhelm halten und später einer Einladung der Universität Leipzig folgen. Auch in Zukunft soll sich die Lehrtätigkeit des Roosevelt-Professors in Berlin auf das Wintersemester beschränken, so daß er imstande ist, im Sommer seine Vorlesungen wenigstens teilweise an anderen Universitäten zu wiederholen. Im nächsten Wintersemester wird Präsident Hadley von der Yale-Universität in New Haven, ein namhafter Nationalökonom, als Nachfolger des Herrn Burgeß eintreten.

Die Vertretung der deutschen Wissenschaft an der Columbia-Universität hatte im vergangenen Winter Professor Schumacher aus Bonn, der frühere Studiendirektor der Kölner Handelshochschule, übernommen. Er hat mit bestem Erfolge sowohl an der Universität Vorlesungen und seminaristische Übungen aus dem Gebiet der Nationalökonomie in englischer Sprache als auch deutsche Vorträge für weitere Kreise gehalten. Gegenwärtig befindet sich auch der Breslauer Physiker Prof. Lummer in New York, um in einem Vortragszyklus ein seinem speziellen Forschungsgebiet angehörendes Thema zu behandeln.

Dem zwischen der preußischen Unterrichtsverwaltung und den beiden großen amerikanischen Universitäten vereinbarten Austauschverhältnis schließen sich andere demselben Geiste entsprungene Bestrebungen vielversprechend an. Von den historischen Vorlesungen des Prof. Oncken in Chicago und der Rundreise des Prof. Kühnemann ist bereits oben die Rede gewesen. Sehr erfreulich war auch das Eingreifen der «Germanistic Society of America», auf deren Einladung Prof. Delitzsch aus Berlin im Winter 1905/06 in New York stark besuchte assyriologische Vorträge gehalten hat. Im Auftrage derselben Gesellschaft übernahm dann auch Ludwig Fulda eine Reihe von Vorträgen in den wichtigsten amerikanischen Städten, die am 21. Februar 1906 in New York in dem großen Ballsaal des Hotels Waldorf-Astoria vor einer den besten Kreisen angehörenden, etwa tausend Personen zählenden Zuhörerschaft eröffnet wurde.

In ähnlicher Weise hat sich auch der «Deutsch-amerikanische Nationalbund der Vereinigten Staaten von Amerika» bemüht, geeignete Persönlichkeiten aus Deutschland heranzuziehen, die zur Befestigung der geistigen Verbindung zwischen den Deutsch-Amerikanern und der alten Heimat durch kunst- und literaturgeschichtliche Vorträge beitragen könnten. Es war zu diesem Zweck Professor Kräger von der Düsseldorfer Kunstakademie in Vorschlag gebracht worden. Herr Kräger ging jedoch im Winter 1906/07 nach Chicago, wo wieder ein Mäcen, Herr Ruben, die Mittel zur Fortsetzung der zuerst durch die Dewes-sche Schenkung ins Leben gerufenen deutschgeschichtlichen Vorlesungen an der Universität gewährt hatte. Das Thema war dieses Mal die deutsche Kunstgeschichte. Vorher schon war auch ein gewisser Austausch mit der Universität Chicago eingeleitet, indem Professor Laughlin, ein angesehener Nationalökonom, von der Berliner Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zur Abhaltung eines Kursus von Vorlesungen über amerikanische volkswirtschaftliche Verhältnisse eingeladen wurde. Professor Laughlin ist diesem Wunsche im Sommer 1906 nachgekommen und hat auch der damals neubegründeten ähnlichen «Vereinigung» in Köln seine zeitweilige Mitwirkung zustatten kommen lassen.

Der Übergang von dem Professorenaustausch zu der «Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung» liegt nahe, da diese ja, wie schon oben in bezug auf Herrn Burgeß erwähnt wurde, unmittelbaren Gewinn aus dem Austausch zieht. Diese Vereinigung ist eine freie Organisation, die sich im Jahre 1902 hauptsächlich zu dem Zwecke gebildet hat, jüngeren und älteren Beamten der Justiz- und der inneren Verwaltung durch Veranstaltung von Kursen Gelegenheit zur Fortbildung auf dem Gebiete der juristischen und wirtschaftlichen Staatswissenschaften zu geben. Die beteiligten Behörden erkannten bald die Bedeutung dieses Unternehmens für die bessere wissenschaftliche Ausbildung des Beamtennachwuchses und wandten ihm mehr und mehr ihre Unterstützung zu, namentlich auch durch Erleichterung der Beteiligung an den Kursen. So stieg die Zahl der Teilnehmer, die im Sommer 1902 bescheiden mit 43 begonnen hatte, im Wintersemester 1906/07 auf 353. Die Mehrzahl besteht aus Beamten verschiedener Kategorien, ein erheblicher Prozentsatz aber auch aus gebildeten Angehörigen anderer Kreise, namentlich Offizieren, Schriftstellern, Redakteuren, Ärzten usw. Selbstverständlich haben auch Ausländer zu gleichen Bedingungen wie die Inländer Zutritt. Für den sechswöchigen Frühjahrskursus 1907 (vom 4. April bis 11. Mai) sind 21 Fachkurse und 7 ein- bis zweistündige Einzelvorträge allgemeinen Inhalts angekündigt. Ferner finden an fünf Tagen in vier Abteilungen Führungen durch die Königlichen Museen statt. Dazu kommen an jedem Mittwoch oder Donnerstag mit Ausnahme der letzten Vortragswoche Tagesausflüge, die bezwecken, ein Bild von der Bedeutung Berlins als Typus einer großstädtischen wirtschaftlichen Entwicklung zu geben. An den Sonnabend-Nachmittagen wird außerdem Gelegenheit zur Besichtigung interessanter Betriebe und öffentlicher Einrichtungen gegeben. Endlich finden zum Schluß auch zwei sechstägige Studienreisen statt, die eine nach Schlesien, die andere nach Pommern, für die indes die Zahl der Teilnehmer auf 100 bzw. 25 beschränkt ist. Die Vereinigung erhält bisher zur Bestreitung ihrer Kosten einen Staatszuschuß von 20 000 M., der aber von dem Rechnungsjahr 1907 ab auf 30 000 M. erhöht werden soll. In Abgeordnetenkreisen ist vielfach befürwortet worden, daß sie in eine wirkliche Staatsanstalt mit fester Organisation, etwa nach Art der Posener Akademie, umgewandelt werden möchte. Sie ließe sich dann vielleicht zu einer «Verwaltungsakademie» ausbauen, die für den höheren Zivildienst eine ähnliche Bedeutung gewinnen könnte, wie sie die Kriegsakademie für den Offizierstand besitzt.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

13. April 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert.

Von Geh. Rat Professor Dr. Dietrich Schäfer, Berlin.

Wo vom Fortschritt der Wissenschaften im verflossenen Jahrhundert gesprochen wird, denkt man in den meiſten Fällen wohl zunächſt an Naturwissenschaften und Technik; sind sie es doch vor allen Dingen gewesen, die mitgeholfen haben, die Erde so unendlich viel besser kennen zu lernen und die Menschen einander näher zu bringen. So hört man denn auch oft genug vom naturwissenschaftlichen und technischen Jahrhundert sprechen.

Mit kaum geringerem Rechte könnte man aber vom hiſtorischen Jahrhundert reden. Besonders wenn man den Werdegang wissenschaftlicher Erkenntnis und die herrschende wissenschaftliche Arbeitsweise ins Auge faßt, wird man dazu geneigt sein. Die Probleme geschichtlich zu erfassen, sie verſtehen zu lernen aus ihrem Werden, iſt jedenfalls auf dem Gebiete der Geiſteswissenschaften im letzten Jahrhundert allgemeiner Brauch geworden. Nicht daß damit das syſtematische Denken, die philosophierende Betrachtungsweise bei Seite geschoben oder gar für unzulässig erklärt wäre; aber man sucht doch, unendlich viel mehr als das in der Blütezeit der Aufklärung der Fall war, den aufgeworfenen Fragen immer auch geschichtlich nahe zu kommen. Welche glänzenden Erfolge die Erkenntnis der Entwicklung nicht nur von Staat und Kirche, sondern auch von Sprache und Literatur, von Recht, Kunſt, Wirtschaft und Gesellschaft dieser Forschungsweise zu verdanken hatte, iſt allbekannt und zugeſtanden. Auch die Naturwissenschaften, die ja für die Vertiefung und Erweiterung ihres Erkennens zunächſt auf den Versuch angewiesen sind, haben sie nicht unbeachtet gelassen. Forschungen über den Werdegang dieser Wissenschaften, früher kaum je angeſtellt, haben manchmal Licht verbreitet, das auch den weiterhin einzuschlagenden Weg erhellte. Und wenn die Naturwissenschaften sich rühmen können, Großes und Bahnbrechendes direkt fürs Leben geleiſtet zu haben, so kann geschichtliche Arbeit mit gutem Grunde das gleiche Lob beanspruchen. Die Fragen des ſtaatlichen und kirchlichen, des sozialen und wirtschaftlichen Lebens werden unter ihrem Einfluß unendlich viel sachlicher erwogen, als es in der voraufgegangenen Periode der Fall war, und das hat vor manchen Erschütterungen bewahrt, der Ruhe und Stetigkeit der Entwicklung gedient und wirkt fortgesetzt so.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß an diesem Fortschritte gegenüber dem reichen Geiſtesleben des Zeitalters der Aufklärung die deutsche Kultur einen wesentlichen Anteil, ja daß man in ihr recht eigentlich den Ursprung der neuen Richtung zu suchen hat. Die Wurzeln reichen tief ins 18. Jahrhundert zurück. Sie liegen in der am meiſten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Herders Namen sich verbindenden Erkenntnis, daß ein nationales Geistesleben von selbständigem und bleibendem Werte sich nur entwickeln könne in engster Fühlung mit der Volksseele. Diese Erkenntnis wurde vertieft durch die liebevolle Einkehr in die Vergangenheit, die als natürliche Gegenströmung gegen Aufklärung und Rationalismus erlesene Kreise ergriff und ihren bekanntesten und auch wohl vollkommensten Ausdruck in der deutschen Romantik gefunden hat. Sie wurde zum Siege geführt durch die gesteigerte Kraft des nationalen Gedankens, der wiederum in Deutschland unter dem Druck der napoleonischen Vergewaltigung eine unerwartet starke und tiefgreifende Erneuerung erfuhr. So ist besonders Deutschland ein Heimatland der »historischen Schule« geworden und hat sich um die Erneuerung von Staaten- und Kirchen-, von Sprach-, Literatur- und Kunst-, von Rechts- und Wirtschaftsgeschichte weittragende Verdienste erworben.

Die Erreichung des Zieles mußte zunächst erstrebt werden durch vermehrte und verbesserte Veröffentlichung und Bearbeitung der Quellen. Der Humanismus hatte einst mit der Arbeit begonnen. Die Zeit der Reformation und Gegenreformation hatte sie fortgesetzt, vor allem unter dem Gesichtspunkte der konfessionellen Kämpfe; man könnte das Werk der Magdeburger Centuriatoren und das des Baronius als die Merksteine der Editionsarbeiten dieser Zeit bezeichnen. Als der Dreißigjährige Krieg entschieden hatte, daß die Konfessionen sich gegenseitig würden dulden und die deutschen Einzelstaaten nicht unter, sondern neben dem Reich ihren Platz würden erhalten müssen, trat der staatsrechtliche Gesichtspunkt an die Stelle des konfessionellen. Leibniz ist sein bekanntester Vertreter gewesen. Bei dem großen Werke der Monumenta Germaniae historica, das in unmittelbarem Anschluß an die Erregung der Freiheitskriege und an die Neuordnung der deutschen Verhältnisse ins Leben trat, stand der nationale Gedanke Pate. Länder mit früher und stärker entwickeltem Volksgefühl besaßen zum Teil schon Sammelwerke, die in diesem Sinne angelegt waren, selbst Italien, das jeder politischen Einheit entbehrte, seinen Muratori. Jetzt trat auch Deutschland in die Reihe.

Es hat durch seine Monumenta eine Art Führung gewonnen. Das Unternehmen hat sich im Laufe der Jahre zu einer quellenkritischen Vollendung emporgearbeitet, die kaum übertroffen worden ist. Es ist dadurch über Deutschlands Grenzen hinaus vorbildlich geworden. Der Sichtung der Quellen, dem Entwicklungsgang der Historiographie ist seitdem fast überall in Europa wesentlich größere Aufmerksamkeit geschenkt worden. Auch ist sein Erscheinen der Fortführung oder dem Neubeginn ähnlicher Arbeiten in anderen Ländern förderlich geworden. Es gibt kein größeres europäisches Land mehr, das dieses Feld wissenschaftlicher Geschichtsarbeit nicht anzubauen versucht hätte. Die Zugänglichkeit des geschichtlichen Quellenmaterials jeder Art ist durch das Jahrhundert unendlich gebessert und gemehrt worden, in weit höherem Maße als in der gesamten Zeit, die voraufgegangen ist.

Es war natürlich, daß die Aufgaben, welche die großen Sammelwerke sich stellten, anspornend wirken mußten auf enger umgrenzte Kreise. Wenn das auch wieder zumeist und zunächst in Deutschland geschah, so hat das zum guten Teil seinen Grund in den staatlichen und provinziellen Sonderbildungen, die hier zahlreicher und daseinskräftiger als irgendwo sonst, selbst in Italien, als Ergebnis einer tausendjährigen Geschichte bestanden. Die Monumenta selbst waren von einer Gesellschaft (»für ältere deutsche Geschichtskunde«) ins Leben gerufen worden. Was sie für die Nation erstrebten, nahmen lokale Sondergruppen — Vereine, Gesellschaften, Kommissionen — für die einzelnen Gebiete deutscher Zunge in die Hand, auch jenseits der Grenzen des ehemaligen deutschen Bundes und des jetzigen Deutschen Reiches. Die Anfänge gingen überall aus privaten Kreisen hervor; aber die Munifizenz einzelner hochherziger Fürsten und dann Landes- und Provinzial-Vertretungen und -Behörden haben weiterhin fördernd eingegriffen. Heute gibt es in Deutschland keinen größeren Sonderstaat und keine preußische Provinz, die nicht eine mit mehr oder weniger großen Mitteln ausgestattete historische Kommission besäße, und daneben bestehen hunderte von Geschichts- und Altertums-Vereinen, die zum weitaus größten Teile auch, regelmäßig oder sporadisch, publizieren. Ein ähnliches, wenn auch nicht gleich dichtes Netz breitet sich über fast alle übrigen Länder Europas aus, besonders in den skandinavischen Ländern, in den Nieder-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

landen und Belgien, dann in Frankreich, Italien und Großbritannien, es hat sogar angefangen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Kanada Nachahmung zu finden. Ein lebhafter Schriftenaustausch vermittelt Beziehungen weit über die Landesgrenzen hinaus, und die meisten der Vereine entwickeln auch eine sammelnde Tätigkeit, und sind bemüht, die Reste der Vorzeit vor dem Untergange zu bewahren und durch Begründung von Sammlungen und Museen auch das Interesse weiterer Kreise zu gewinnen und zu bewahren. Mag dabei, wie das ja kaum anders sein kann, auch der Dilettantismus vielfach zu Worte kommen, daß das Gesamtergebnis ein erfreuliches ist, daß geschichtliches Wissen durch diese Tätigkeit um manchen wertvollen Beitrag bereichert wurde, kann gar nicht in Abrede gestellt werden. In Deutschland bemüht sich der »Gesamtverein der deutschen Geschichtsvereine« in erfreulicher Weise, diesen Bestrebungen eine gewisse Einheitlichkeit zu geben.

Es würde unverständlich sein, wenn diese Erweiterung und Vertiefung geschichtlicher Studien und Interessen nicht auch auf den akademischen Betrieb des geschichtlichen Unterrichts eingewirkt hätten. Während zu Anfang des Jahrhunderts noch erörtert werden konnte, ob die Geschichte Anspruch habe, als selbständiges Lehrfach an Universitäten zugelassen zu werden, möchte es jetzt keine europäische oder auch amerikanische Hochschule mehr geben, an der sie nicht eingebürgert wäre, an weitaus den meisten in mehrfacher Besetzung. An den großen und an manchen mittleren Universitäten ist die Auswahl an Vorlesungen so groß, daß sie dem Studierenden fast Verlegenheiten bereitet. Eine Reihe von Hilfsdisziplinen wird selbständig gelehrt. Die Ausgestaltung im einzelnen ist ja eine mannigfaltige, entsprechend der bunten Verschiedenheit der akademischen Einrichtungen in den einzelnen Ländern. Mit den »historischen Übungen« möchte auch wieder Deutschland vorangegangen sein; ihr Aufkommen ist mit Rankes Berliner Tätigkeit in den 30er Jahren verknüpft. Aus ihnen sind dann, doch erst seit den 70er Jahren, die historischen Seminare hervorgegangen, mit denen die Universitäten deutscher Zunge jetzt sämtlich ausgestattet sind und auch manche nichtdeutsche. Frankreich und Österreich haben besondere Einrichtungen für die Anleitung vorgeschrittener junger Männer zu systematischen Forschungsarbeiten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hat so der akademische Betrieb der Wissenschaft mehr und mehr einen schulmäßigen Charakter angenommen, naturgemäß nicht nur mit den Vorzügen, sondern auch den Nachteilen, die einer solchen Entwickelung anhaften. Daß aber jene überwiegen, darüber herrscht wohl Einstimmigkeit.

Wenn so die Bereitstellung des Materials und die äußere Organisation gewaltige Fortschritte gemacht haben, so ist dieser Wandel doch nicht erkauft worden mit Verlusten in der Kunst der Geschichtschreibung, weder in ihrem Umfange noch in ihrem Werte. Allgemeine Einschätzung geistigen Lebens wird in der Darstellung ja immer die höchste Leistung des Historikers erblicken, und mit Recht. Auf diesem Gebiete aber ist das 19. Jahrhundert hinter keinem seiner Vorgänger zurückgeblieben; an Umfang und Vielseitigkeit seiner Tätigkeit hat es sie alle weit hinter sich zurückgelassen. Daß hier irgend eine Nation alle anderen übertroffen habe, würde wohl niemand zu behaupten wagen. Unter denen, die am wissenschaftlichen Leben der Neuzeit vollen Anteil nehmen, ist keine, die nicht darstellende Werke ersten Ranges aufzuweisen hätte, Werke, die ausgezeichnet sind durch gewissenhafte Forschung, eindringendes Verständnis, reife und tiefe Auffassung und ansprechende, geschmackvolle Darstellung. Die großen Geschichtschreiber Frankreichs möchten noch immer den Vorsprung weitester internationaler Verbreitung haben; die Deutschen besitzen in Ranke wohl einen Vertreter, der an Universalität des Wissens und der Forschung alle überragt. England und Amerika haben darstellende Geschichtswerke geliefert, die Gemeingut aller Gebildeten geworden sind. Den großen geistigen Strömungen des Jahrhunderts ist auch die Geschichtschreibung gefolgt, doch aber mit einer erfreulichen Stetigkeit, nicht allzu empfänglich für jede Schwankung und nicht wesentlich berührt von den Extremen. Eine gewisse Ruhe und Abklärung der Auffassung ist ja von wissenschaftlicher Geschichtsarbeit so gut wie unzertrennlich. Nur der konfessionelle Gegensatz hat so scharfen Ausdruck gefunden wie nur je.

Geschichtliche Studien und geschichtliche Interessen sind ihrer Natur nach zu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nächst nicht internationaler Art. Der Mensch, der über die Familie hinausdenkt, fühlt sich als Glied eines Stammes, einer staatlichen, einer politischen, in weiteren Stadien der Entwickelung einer Glaubens-, einer Kultur-, endlich vielleicht einer allgemein menschlichen Gemeinschaft. Das historische Bedürfnis, das jedem Einzelmenschen und jeder Verbindung von Menschen innewohnt, erhält so seine Richtung. Die griechische und die römische Geschichtschreibung, der wir auch heute noch zu Bildung und Genuß uns immer wieder zuwenden, trägt in ihren besten Werken einen durchaus politischen Charakter, ist auf die Empfindungen des Staatsbürgers eingestellt. Als während des Mittelalters im Abendlande die Kirche neben dem Staate emporstieg, wandte sich der geschichtliche Sinn ihrer Angehörigen auch ihren Institutionen zu. Die Reformation mußte ihrer ganzen Art nach die nationale Richtung wieder stärken, und das vom Gedanken der Nationalität so stark bewegte 19. Jahrhundert trat zu der kosmopolitischen Humanitätsströmung, die in der Aufklärungszeit weite Kreise ergriffen hatte, in einen bewußten Gegensatz. So überwiegt auch in diesem Jahrhundert die Beschäftigung mit der Geschichte des eigenen Volkes bezw. des eigenen Staatswesens durchaus. Trotzdem kann man sagen, daß die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts die nationalen und staatlichen Grenzen häufiger und glücklicher überschritten hat als irgend ein früheres.

Es ist das vor allen Dingen auch wieder möglich gewesen in bezug auf Sammlung und Bereitstellung des Materials, besonders auf dem weiten Gebiete der Handschriftenbenutzung und der Erforschung von Altertümern und Denkmälern. Daß die Erleichterung des Verkehrs und die Ausbreitung europäischer Herrschaft oder europäischen Einflusses über weite Gebiete alter Kultur im Orient und im noch ferneren Osten dabei nicht unwesentlich mitgewirkt haben, ist selbstverständlich. Die Förderung unserer Kenntnis der sogenannten alten Geschichte ist jetzt ziemlich ein Gemeinbestreben aller christlichen Völker geworden, was auch in internationalen Kongressen beredten Ausdruck findet. Die Möglichkeit einer leichteren Handschriftenversendung und umfassender Reisen an ihre Aufbewahrungsorte hat aber auch den Arbeiten auf dem Gebiet mittlerer und neuerer Geschichte einen ganz außerordentlich erweiterten Umfang gegeben und die einzelnen Nationen, große und kleine, in den Stand gesetzt, sich weit über den Kreis ihrer nächsten Interessen hinaus zu unterrichten, nicht nur ihre eigenen Beziehungen zur Fremde unter eine richtigere Beleuchtung zu bringen, sondern auch Problemen ausländischer Geschichte umfassender, als das bisher möglich war, nachzugehen. Arbeiten, wie die von Deutschland und Frankreich ausgegangenen zur Geschichte des Papsttums, hätten frühere Jahrhunderte weder planen noch durchführen können. Trotz des ausgesprochen nationalen Charakters der geschichtswissenschaftlichen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts ist doch auch das internationale Forschungs- und Arbeitsgebiet ganz wesentlich erweitert worden.

Es hieße aber ein Hauptmoment übersehen, wenn nicht hervorgehoben würde, daß das nicht möglich gewesen wäre ohne die freiere und sorgfältigere Verwaltung der Bibliotheken und Archive, die im vergangenen Jahrhundert fast allgemein Platz gegriffen hat. Sie sind zugleich zugänglicher und durch verbesserte Aufbewahrung und Ordnung ihrer Bestände benutzbarer geworden. Diese Reformen haben sich fast über alle Staaten Europas erstreckt. So hat besonders archivalische Forschung einen Umfang gewonnen, wie ihn die frühere Zeit nicht gekannt hat. Daß Leo XIII. sich 1883 entschloß, den Vatikan zu öffnen, hat sich als ein Schritt von ungewöhnlicher Bedeutung erwiesen. Entsprechend der Wichtigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts der päpstlichen Archive haben sich die Nationen geradezu gedrängt, die aufgespeicherten Schätze auszubeuten. Es bestehen heute nicht weniger als vier organisierte Institute in Rom, ein französisches, ein preußisches, ein österreichisches und das der Görres-Gesellschaft, die diesem Zwecke ausschließlich gewidmet sind. Die Befürchtung, daß die gewährte Freiheit wieder zurückgezogen werden könnte, ist ein wesentlicher Ansporn zu dieser emsigen Tätigkeit gewesen. Nachdem sie nahezu ein Vierteljahrhundert in Uebung war, gibt wohl niemand mehr einem solchen Gedanken ernstlich Raum. Die Bedenken, die entgegenstanden, können wohl als durch die Erfahrung widerlegt angesehen werden. Es ist auch kaum zu bezweifeln, daß die weitere Entwicklung sich überall in der Richtung tunlichster Ausdehnung der Erleichterungen archivalischer Forschungsarbeit vollziehen wird.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Fortschritt, abgesehen von dem auch an mittelalterlichen Beständen so überreichen Vatikanischen Archiv, ganz überwiegend der neueren Geschichte zugute kommt, und daß hier der Anfang, der gemacht ist, zu immer neuen Wünschen und Plänen führt. Könnte nicht in ähnlicher Weise, wie es am Vatikanischen Archiv geschehen ist, auch die Benutzung anderer wichtiger ausländischer Archive in eine gewisse Organisation gebracht werden? Das Preußische historische Institut in Rom hat schon begonnen, seine Tätigkeit auf ganz Italien auszudehnen. Das einzige Staatswesen, das umfassendere Schritte in dieser Richtung getan hat, ist bis jetzt das großbritannische. England hat sich in der Art der Quellenedition, in der Gestaltung des akademischen Unterrichts, in der Organisation seiner Vereins- und Gesellschaftstätigkeit und sonst gegenüber den kontinentalen Strömungen einigermaßen zurückhaltend gezeigt. Nach dieser Seite hin ist es doch vorangegangen. Das Record Office hat eine ganze Reihe von Publikationen dem Bestreben gewidmet, das in auswärtigen Archiven bewahrte Material zur englischen Geschichte heimischer Benutzung zugänglich zu machen. Es hat auch in größerem Umfange als irgend eine der entsprechenden festländischen Behörden versucht, den Inhalt der eigenen Bestände in größerer Ausführlichkeit bekannt zu geben. Die Bände der Calendars stehen beispiellos da auf dem Gebiete neugeschichtlicher Editionstätigkeit. Es kann fraglich sein, ob damit die richtige Form gefunden ist; auch läßt sich an der Ausführung im einzelnen mancherlei Kritik üben, und eine Uebertragung des englischen Verfahrens auf andere Verhältnisse würde nicht in allzu vielen Fällen möglich sein. Gleichwohl kann nicht bestritten werden, daß England auf diesem Gebiete einen Vorsprung hat, und daß die Aufgabe, die zu lösen ist, in ihrem Kerne gekennzeichnet ist, im allgemeinen wohl deutlicher und richtiger als durch die zahlreichen und umfassenden, in der Einzelausführung vielfach überlegenen festländischen Quellenpublikationen zur neueren Geschichte.

Es wird schwerlich gelingen, allgemein anerkannte, einheitliche Grundsätze für die Veröffentlichung neugeschichtlichen Quellenmaterials aufzustellen; nicht einmal für die Zeit des Mittelalters hat dieses Ziel völlig erreicht werden können. Die in Deutschland auf eine Einigung für deutsche Arbeiten gerichteten Bestrebungen hatten bisher einen erheblichen Erfolg nicht zu verzeichnen. Die Überlieferung ist zu vielgestaltig und die Verhältnisse sind zu mannigfaltig, als daß sie sich leicht nach einheitlichen Mustern formen ließen. Aber die Bemühungen in dieser Richtung sind trotzdem verdienstlich, und fördernde Ergebnisse sind ihnen keineswegs unbedingt versagt. Überhaupt ist eine gewisse Vereinheitlichung und Vereinfachung des äußeren Betriebes über die Grenzen der Staaten und Völker hinaus wohl denkbar, und daß sie vorteilhaft wirken könnte, wird wohl nicht ernstlich in Abrede gestellt werden.

Die nationale Auffassung der Geschichte wird sich wohl auch im neuen Jahrhundert als die herrschende behaupten; sie ist zu fest in der Vorzeit begründet und entspricht zu sehr der bestehenden Gestaltung menschlichen Zusammenlebens, als daß sie leicht entwurzelt werden könnte. Richtungen, die eine andere Betrachtungsweise zu überwiegender Geltung bringen wollen, können eine gewisse Berechtigung haben, können auch zu erneuter Prüfung der überlieferten Auffassung anregen und auf diese Weise vorwärtsbringen: sie werden nicht so bald vermögen, sich an ihre Stelle zu setzen. Aber das hindert durchaus nicht, ein stellenweises Zusammengehen als ersprießlich und möglich anzuerkennen und danach zu streben, daß die Beschäftigung mit der Geschichte des eigenen Volkes den Blick nicht trübe und verengere für die Hergänge außerhalb dieses Rahmens. In wissenschaftlicher Tätigkeit ist volle Wahrung des nationalen Standpunktes mit unbefangener und sachkundiger Würdigung fremder Art und Entwicklung durchaus vereinbar. In dieser Richtung kann das 20. Jahrhundert das 19. ergänzen und seine glänzenden Erfolge weiter ausbauen.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sprachhoffnungen in der Neuen Welt.

Von Professor Dr. Hugo Münſterberg, Harvard-Univerſität, Cambridge, Mass.

(Schluß.)

II.

Keine Springflut hat plötzlich Amerika mit deutschem Sprachtum überschwemmt; damit wäre auch wenig gewonnen, da die Woge schnell wieder zerrinnen würde. Langsam vielmehr und ſtill, aber ſtetig und verheißend iſt die Anteilnahme der Amerikaner am deutschen Sprachgut in den letzten Jahren emporgeschwollen. Wer aber im deutschen Vaterlande den Kultureinfluß des Deutschtums rings in der Welt geſteigert sehen will und dabei über den nächſten Tag hinausblickt, der wird solche Kunde von jenseits des Ozeans wahrlich nicht mißachten; denn in der Neuen Welt feſten Fuß fassen bedeutet, sich den tiefſtgreifenden Einfluß auf die geiſtige Zukunft sichern.

Es iſt ja unschwer vorauszusehen, daß die Vereinigten Staaten in fünfzig Jahren von zweihundert Millionen bewohnt sein werden; unendlich wichtiger aber iſt — was Europa noch kaum vollauf erkennt —, daß die achtzig Millionen von heute ſtärker vielleicht als irgend ein anderes Volk von einem leidenschaftlichen Verlangen nach Unterricht und Bildung ergriffen sind. Die Schule iſt das eine Idol, um das sich alle sammeln, Unterricht iſt das eine Zauberwort, das unbegrenzte Reichtümer hervorlockt: in diesem einen Jahre schenkten Mäcene mehr als vierhundert Millionen Mark für öffentliche Bildungszwecke! Andere Länder mögen in schöpferischer Geiſteskultur weit mehr bisher erreicht haben; kein Wunder iſt es, daß die Vereinigten Staaten zunächſt alle ihre Energie einsetzten und verbrauchten, um das Riesenland wirtschaftlich zu erschließen und das gigantische Experiment der politischen Demokratie zum Erfolg zu erheben. Nun aber, da die wirtschaftlich-politische Grundlegung beendet, haben die ſtärkſten Energien sich dem inneren Werden zugewandt, und kein anderes Land, sicherlich Frankreich und England nicht, iſt heute von so mächtigem Vorwärtstrieb im geiſtigen Leben ergriffen. Daß sich aus solchem kein Hindernis achtenden Kulturdrang auf so reichem Boden ein Ganzes und Großes entwickeln muß, läßt sich viel sicherer voraussehen als jene künftigen Bevölkerungszahlen der Statiſtiker. Wer also ernſthaft deutsche Kolonialpolitik des Geiſtes treiben will, dem muß es willkommenſte Kunde sein, zu hören, daß gerade in dieser empfänglichen Werdezeit der amerikanischen Großkultur **die deutsche Sprache und durch sie der deutsche Geiſt täglich wachsenden Einfluß gewinnen.**

Auf den erſten Blick mag die Tatsache selbſt beſtreitbar scheinen. Jedermann weiß, daß die deutsche Auswanderung nach Amerika während des letzten Jahrzehnts in ſtetiger Abnahme begriffen war. Wohl leben im Lande etwa drei Millionen, die in Deutschland geboren sind, und außerdem etwa sieben Millionen von deutschen Eltern; aber während die Einwanderung aus Süd- und Oſteuropa lawinenhaft anschwillt, tragen die Deutschen, die noch vor nicht langer Zeit ein Drittel der Einwanderer darſtellten, heute kaum ein Zwanzigſtel zu den einſtrömenden Millionen bei. So muß die Zahl der deutschen Häuslichkeiten langsam zurückgehen, und als Gradmesser können die deutschamerikanischen Zeitungen gelten, deren Rückgang im Lande unverkennbar iſt.

Aber täuschen wir uns doch darüber nicht: die deutsche Umgangssprache der Ausgewanderten iſt im höchſten Sinne keine lebendige Kulturkraft. Die Achtundvierziger, die ihren deutschen Idealismus übers Meer gebracht, wirkten schöpferisch durch ihre deutsche Sprache. In der großen Masse aber, die später einſtrömte, wurde das Deutschsprechen nur ein Stück Heimatsüberbleibsel und nicht ein Hebel zu neuer Tat; die eigentliche Lebensarbeit wurde von der englischen Landessprache getragen. Ob in den Biergärten von Milwaukee oder auf dem Cincinnatier Gemüsemarkt noch Deutsch geredet wird, iſt für das Weiterwirken des deutschen Geiſtes gleichgültig, und selbſt das deutsche Lied der viel hundert Gesangvereine, ja in gewissem Sinn selbſt die amerikanische Zeitung in deutscher Sprache iſt für die Masse der Deutschen in der Neuen Welt doch nur ein Stück rückwärtsschauender Erinnerung und nicht eine vorwärtstreibende Macht. Der langsame Rück-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gang dieser Deutschpflege ist daher sicher nicht von entscheidender Bedeutung. Gewiß hätte manches da anders sein können. Wären die Deutschamerikaner bessere Hüter deutscher Geisteskultur geblieben, so wären sie und ihre Kinder deshalb nicht schlechtere Amerikaner geworden. Das kulturelle Sündenregister des Deutschamerikanertums ist aber oft genug neuerdings aufgezählt, und häufig von Anklägern, die das Land nur für Wochen besuchten. Da wäre es denn ungerecht, nicht auch hinzuzufügen, daß die Erhaltung der deutschen Sprache für die Kinder der Masse eine schwere, ja eine opfervolle Aufgabe war; nur inmitten von Wohlstand und elterlicher Hingabe war die Pflege der Zweisprachigkeit aussichtsvoll. Ein deutscher Turnverein nach dem andern mußte die englische Sprache zulassen, und die deutschen Schulen zerfielen. Der Reisende unterschätzt da leicht die Schwierigkeiten.

Und doch ist nun dieser Rückgang unwesentlich gegenüber dem stolzen Fortschritt, den die deutsche Sprache so recht im Innersten des amerikanischen Lebens sich erzwungen hat. Zurückging das Zufallsdeutsch des Tagesverkehrs, das doch nur Gleichgültigkeiten zu sagen hat; voranging, glänzend voranging das Deutsch, das mit Bewußtsein vom Fremden gelernt und gepflegt wird, um mit deutscher Dichtung und deutschem Leben, deutscher Wissenschaft und deutscher Weltauffassung vertraut zu werden. In der Schule und in der Universität, in der Vortragshalle und der Bibliothek, im engeren Vereinsleben und in der weiteren Öffentlichkeit, überall ist das Deutsch in siegreicher Bewegung. Das Land hat etwa neuntausend Oberschulen, die meist vom vierzehnten bis siebzehnten Jahre besucht werden, und in denen fast durchweg Deutsch und Französisch entweder fakultative Lehrgegenstände sind oder die Wahl zwischen beiden freisteht. Hier hat sich nun die Zahl derer, die Französisch treiben, im Verhältnis zur Gesamtzahl der Schüler in den letzten zehn Jahren nur um 7 % vermehrt, dagegen die Zahl derer, die Deutsch treiben, um 51 %. Das ist ein kleines Spiegelbild einer nationalen Bewegung.

In Städten, deren Deutschtum gering ist, sammeln sich trotzdem die Freunde des Deutschen. Selbst in dem rein anglo-amerikanischen Boston besteht jetzt eine »Deutsche Gesellschaft« von fast sechshundert Mitgliedern, zu denen die besten englischen Kreise der Stadt gehören; an jedem ihrer Festabende sprechen deutsche Redner — noch vor zehn Jahren hätte das niemand für möglich gehalten. Und nun gar die Bewegung im akademischen Reiche, wo mit der Einführung des deutschen philosophischen Doktorgrades die Wendung vom alten englischen Ideal zum deutschen Universitätsgeist einsetzte und die deutsche wissenschaftliche Literatur um so einflußreicher zu werden schien, je mehr die amerikanische Gelehrtenwelt Gleichwertiges aus ihrem Eignen zeugte. Daneben ward endlich wieder das Interesse für zeitgenössische Dichtung wach; um Gerhart Hauptmann und seinen Kreis kümmerte man sich ernsthaft, und schwer läßt sich überschätzen, was Richard Wagner für das Erstarken des deutschen Kulturgeistes in der Neuen Welt getan. In den Bibliotheken wurden deutsche Bücher immer begehrter. Unter den Gründen dafür sei nicht vergessen, daß der dem Ausländer so viel leichter lesbare römische Druck für ernste Bücher immer mehr in Aufnahme kam und den anstrengenden gotischen ein wenig verdrängte. Und vielleicht noch wichtiger, daß — nicht ohne Nietzsches Einfluß — die deutsche Satzbildung einfacher und dadurch reiner und schöner wurde; die eingeschachtelten deutschen Sätze, der Schrecken der Amerikaner, lösten sich im besten Sprachgebrauch der letzten Jahre langsam auf.

Inzwischen kamen die amerikanischen Studenten in immer größeren Scharen von deutschen Hochschulen heim und brachten vertieftes Verständnis für deutsches Wollen in die führenden Amerikakreise. Es war die Zeit, da deutsches Können auf der St.-Louiser Weltausstellung unvergleichliche Triumphe feierte und deutsche Gelehrte und Dichter und Führer des öffentlichen Lebens immer häufiger als Nehmende und doch auch zugleich als Gebende das »Land der Zukunft« aufsuchten. Das Germanische Museum in Harvard wurde ein nationales Schmuckstück; germanistische Bibliotheken trugen herrliche Büchereien über den Ozean; neue deutsche Schauspielhäuser wurden eröffnet, und statt der trivialen deutschen Winkelzeitungen entstanden wertvolle deutsche Zeitschriften. Der Professoren-Austausch setzte glänzend ein. Zum ersten Male trat sieghaft eine ernsthafte deutsche Bilderausstellung vor das in französische Kunst verliebte Volk. Der deutsche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachrichtendienft der führenden Blätter ward verdoppelt und verdreifacht, seit vor ein paar Jahren ein deutscher Kabeldraht gelegt wurde und so nicht mehr jede Nachricht über England zu wandern hat. Und hinter alledem ftand begünftigend ein wachsender Glaube an den Wert der deutschen politischen Freundschaft und eine wachsende Freude an dem unermüdlichen Kaiser, dessen Geftalt alle Blicke zu fesseln schien, wenn die Amerikaner über den Ozean blickten.

Alles das aber wirkte nun ermutigend und begeifternd auf die Deutschamerikaner zurück, die endlich wieder ihr Deutschtum als Pflicht und Aufgabe empfanden und endlich wieder sich für geiftige Kulturwerte zusammenscharten. Jeder Monat der letzten Jahre brachte neue Pläne, neue Geftaltungen des frischen Geiftes, der in der Schillerfeier des ganzen Landes einen überwältigenden Ausdruck fand. Die Esperantoverwirrung und der Traum von der englischen Weltsprache werden schnell dahingehen; die Sprachhoffnungen für das Deutsche aber werden sich, wenn nicht alles trügt, aufs herrlichfte erfüllen. Die deutsche Sprache kann und will da nirgends die englische Landessprache verdrängen, aber sie soll und kann weit durch die Neue Welt das deutsche Kulturwollen zu Einfluß und Geltung bringen und so still mitbauen am Weltreich der deutschen Seele.

Gustav Theodor Fechner.

Von Professor Dr. Friedrich Paulsen, Berlin.

(Schluß.)

Fechner begegnet sich in diesem Gedanken ganz mit einem nur wenig älteren Zeitgenossen, mit Schopenhauer. Auf demselben Wege und von demselben Ausgangspunkt her war dieser zu einer ähnlichen Naturanschauung gekommen: ein einheitliches inneres Prinzip, ein Allwille, manifestiert sich in allen Naturerscheinungen, alle Körper Symbole von Willenseinheiten, ihre Bewegungen Darftellungen von Willensvorgängen in der sichtbaren Welt. Das Ich mit seiner Doppelheit: im Selbftbewußtsein sich selber unmittelbar als wollendes und vorftellendes Wesen erfassend, in der sinnlichen Welt sich als Leib, als körperliches Objekt unter Objekten, gegeben, ift auch hier der Punkt, von dem alles innere Verftändnis der Wirklichkeit ausgeht, mit Schopenhauers Bild: der doppelsprachige Stein von Rosette, an dem wir die Hieroglyphenschrift der Natur buchftabieren lernen.

Fechner hat Schopenhauer kaum gekannt, als er seine Gedanken bildete, wie er denn auch Kant und Leibniz oder Spinoza damals kaum viel mehr als dem Namen nach gekannt haben wird. Er war kein Leser, sondern ein Selbftdenker, ein Mann, der nicht von einem fremden philosophischen Syftem, sondern von den Dingen selbft den Anftoß zum Philosophieren erhielt. Der Geschichte der Philosophie hat er zu keiner Zeit viel Aufmerksamkeit geschenkt und von Zeitgenossen nur gelesen, was ihm durch persönliche Beziehungen nahe gebracht wurde. Seine Bücherregale, erzählt Wundt, enthielten mehr Stöße eigener Manuskripte als fremde Bücher. Aber auch wenn er Schopenhauer kennen gelernt hätte, er hätte ihn kaum ertragen; der Gegensatz in der Lebensftimmung hätte ihn zu ftark zurückgeftoßen. Fechner war allezeit Optimift in der Deutung des Lebens; trotz schwerer Lebensschicksale ift er nie am Leben irre geworden; seine Stimmung gegen Leben, Welt und Menschen ift die Spiegelung seines heiteren, dankbaren, wohlwollenden und liebevollen Gemüts. Er hätte in Schopenhauers Pessimismus kaum etwas anderes als eine Krankheitserscheinung einer in Selbftsucht, Hochmut und Verbitterung gegen Welt und Menschen sich verschließenden Seele erblickt.

Sind Fechner und Schopenhauer in diesem Punkt Antipoden, so hätten sie im übrigen in manchen Stücken sich wohl verftändigen mögen. Vor allem in der Absicht, die Metaphysik von unten her auf Erfahrungstatsachen aufzubauen, ftatt die Pyramide nach Art der Spekulativen auf die Spitze zu ftellen und von einem Prinzip aus die Wirklichkeit zu deduzieren. In der ganzen Art und Denkweise der beiden Männer ift eine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewisse Verwandtschaft; wie bei Schopen⸗hauer, so liegt bei Fechner die Kraft seines philosophischen Denkens in der Gabe der Kontemplation, der Spekulation, wenn man darunter dem ursprünglichen Wortsinn gemäß nicht das Spintisieren mit Begriffen, sondern das ruhige Schauen und das Aussprechen des Geschauten verſteht. Und an einem Punkt hätte Fechner von Schopenhauer lernen können, in der Auffassung des Seelenlebens: der »Primat des Willens« hätte ihm nicht nur für die Konſtruktion der seelischen Phänomene selbſt, sondern auch für die metaphysische Deutung der Natur bequeme Handhaben geboten. Der treffliche, leider für die Wissen⸗schaft zu früh geſtorbene P. J. Möbius hat in seinen philosophischen Abhandlungen Gedanken Fechners und Schopenhauers in eins verknüpft, wie sie denn auch in meiner »Einleitung in die Philosophie« zur Einheit verwoben sind.

II.

Diesen Andeutungen über Fechners Stellung in der Geschichte des philosophischen Denkens lasse ich über einzelne Seiten seiner Gedanken⸗bildung und über die Hauptwerke nun noch ein paar Bemerkungen folgen.

Die schwere, langdauernde Krankheit am Anfang der 40er Jahre, die er sich durch Überarbeitung zugezogen hatte, und die ihn jahrelang am Arbeiten hinderte (sie erscheint auch als eine große Lücke in seiner sonſt ununterbrochenen literarischen Produktion; man sehe das lange Verzeichnis seiner Schriften in der Biographie von Kuntze, am Schluß), bildet auch die große Cäsur in seiner geiſtigen Entfaltung: die Physik tritt die Herr⸗schaft an die Philosophie ab. Die Professur für Physik, an der er übrigens nicht hing, mußte aufgegeben werden; an die Stelle traten öffentliche Vorlesungen über philosophische Themata, und ebenso verdrängen philo⸗sophische Schriften die bisher herrschenden um⸗fangreichen naturwissenschaftlichen Arbeiten.

Das Problem, das Fechners Denken zuerſt in Anspruch nimmt, iſt die Frage nach der Ausdehnung der Beseelung. Die Auf⸗lösung, die er ihm gibt, die Theorie der Allbeseelung, bildet hinfort den feſten Mittelpunkt seiner Weltanschauung. Die erſte Schrift, worin er mit der üblichen An⸗schauung, die das Seelenleben auf Menschen und Tiere einschränkt und es so als eine Anomalie in der an sich seelenlosen toten Welt erscheinen läßt, entschieden bricht, iſt: »Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen« (1848). Mit einer Fülle überredender, aber auch den Verſtand zwingender Betrachtungen zeigt er die Grundlosigkeit jener Auffassung: die Analogie in der äußeren Geſtaltung und Lebensbetätigung, der einzige Grund für die Annahme eines Seelenlebens außer dem eigenen, denn eine direkte Wahrnehmung fremden Seelenlebens iſt ja überall unmöglich, nötigt auch ein Innenleben der Pflanze, das ihrem physiologischen Lebensprozeß entspricht, anzunehmen; nur grundlose Willkür oder ſtumpfe Gewohnheit kann es ablehnen.

Es folgt »Zend⸗Aveſta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkt der Naturbetrachtung« (1851). Dies Werk, das man als Fechners philosophisches Haupt⸗werk bezeichnen kann, erweitert die Be⸗trachtung der Nanna ins Kosmische: auch die Geſtirne, auch der Kosmos selbſt iſt ein beseeltes Lebewesen. Aus dem belebten All quillt alles Leben, in dem Seelenleben des Ganzen hat alles Seelenleben der Teile seinen Ort; wäre nicht das Ganze seelenvoll, woher sollte den Teilen ihr Seelenleben kommen? Aus einer bloßen besonderen Anordnung an sich seelenloser Atome im Raum? Das wäre für den Verſtand die härteſte aller Zumutungen, das schlechthin Wunderbare, das unüberwind⸗lichste Hindernis jeder einheitlichen Konſtruk⸗tion der Wirklichkeit. Also, so iſt notwendig vorauszusetzen, um ein Verſtändnis des Wirk⸗lichen möglich zu machen: das Ganze iſt ein einheitliches psychophysisches Syſtem, in ihm sind alle Teilwesen als Glieder gesetzt, teil⸗habend an seiner Doppelnatur. So zuerſt die kosmischen Körper; sodann wieder, aus ihnen abgeleitet, die organischen Körper: sie ge⸗hören der physischen Welt als physische Körper an, nach Naturgesetzen durch ihre Umgebung beſtimmt und sie beſtimmend; sie gehören aber zugleich der psychischen Welt an, als relativ selbſtändige Bewußtseinsein⸗heiten ihr eingeordnet, nach Gesetzen des Seelenlebens durch ihre Umgebung beſtimmt und sie beſtimmend.

In enthusiaſtischer Sprache, die sich oft zu dithyrambischem Schwung erhebt und faſt auch äußerlich in gebundene Form übergeht, werden diese Gedanken vorgetragen. Es war für Fechner eine Zeit höchſt geſteigerter Pro⸗duktivität, das ganze Glücksgefühl des neu⸗

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschenkten Lebens hat sich in diese Werke ergossen. Mit siegreicher Kraft wird in hoffnungsvollſter Stimmung die Herrschaft des Lebens im All verkündet, zu derselben Zeit, wo die gebildete Welt sich von Büchner und Genossen als der Naturwissenschaft letzten Schluß und gewisseſte Wahrheit demonſtrieren ließ: das Leben und Bewußtsein sei nichts als ein kurzes, unerhebliches Intermezzo, das Spiel einer Eintagsfliege zwischen zwei Ewigkeiten, in denen es nur die tote Materie und die seelenlose Bewegung gibt.

Fechner erblickt in diesen seinen Gedanken zugleich die notwendige Vermittlung zwischen Religion und Naturwissenschaft, zwischen Glauben und Wissen; Zend-Aveſta enthält seine Gottes- und Unſterblichkeitslehre. Die Gotteslehre hat pantheiſtische Fassung: Gott die Ureinheit der Wirklichkeit, nicht als Summe der Einzeldinge, sondern in dem Sinne, daß alle Dinge in der Einheit des göttlichen Wesens ihren Ursprung und ihr Dasein haben. Das wissenschaftliche Denken wird auf einen anderen Gottesbegriff nicht führen können; Gott als ein Einzelwesen neben den Dingen, die doch in ihm den alleinigen Grund ihres Daseins haben sollen, iſt ein unmöglicher Begriff. Im Grunde iſt Fechners Pantheismus nur der zu Ende gedachte Monotheismus; wie er denn auch nicht anſteht, Gott ein übergreifendes Allbewußtsein und Persönlichkeit beizulegen.

Ebenso scheint ihm die Unſterblichkeit der Seele allein in diesem Verhältnis der Einzelseele zu einem übergreifenden, sie in sich hegenden und tragenden Seelenleben eine wissenschaftliche Unterlage finden zu können. Schon in dem »Büchlein vom Leben nach dem Tode« (1836) hatte Fechner die Grundanschauung entwickelt, die er hier Bedenken und Zweifeln gegenüber mit neuen Argumenten zu befeſtigen unternimmt: Das Leben der Seele nach dem Tode iſt zu denken in der Form, daß alles, was den Inhalt des irdischen Lebens ausgemacht hat, alle Taten und alle Gedanken, zunächſt in der Erinnerung des Individuums, dann aber auch in der eines übergreifenden Bewußtseins sich selbſt erhalten, zugleich aber den Charakter eines individuell geschlossenen Ich feſthalten, das dadurch auch ein fortwachsendes Leben hat, daß es mit erweitertem, erhöhtem, von den Schranken der Leiblichkeit befreitem Bewußtsein in dem Leben anderer fortwirkt und all seine Fortwirkungen in dem geschichtlichen Leben fühlend erlebt, gute mit Luſt, schlimme mit Schmerz, worin eigentlich das selige und unselige Leben des Jenseits beſteht. Daß diese Lehre etwas Phantaſtisches hat und phantaſtisch-spiritiſtischen Spekulationen entgegenkommt, iſt Fechner nicht entgangen. Er hat aber genug Teilnahme für die »spiritiſtischen« Erscheinungen, um sich dadurch nicht abschrecken zu lassen, wie er denn überhaupt ein wenig Schopenhauers Hinneigung zum Okkultiſtisch-Wunderbaren teilt. Doch iſt Fechner ohne Zweifel zurückhaltender und weniger leichtgläubig; ein gut Teil Skeptizismus geht neben dem Interesse für das Wunderbare einher; die Paradoxie der Natur freut den Verkünder einer paradoxen Metaphysik, aber von spiritiſtischen Theorien hat er sich nie gefangen nehmen lassen.

Als eine Art Epilog zu den Schriften dieser Epoche kann man das Büchlein »Über die Seelenfrage« (1861) bezeichnen, »ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden«, wie es auf dem Titelblatt selbſt seine Absicht kündet. Es iſt ein dringlicher Weckruf an die Zeitgenossen, endlich aufzuſtehen vom Schlaf und diesen Gedanken Beachtung zu schenken. Sie hatten bisher so gut wie keinen Eindruck gemacht; nicht bei den Philosphen: diese hatten längſt ihr fertiges Herbartisches oder Hegelsches Syſtem; nicht bei den Naturforschern: ihnen erschienen sie phantaſtisch und eines Physikers unwürdig; nicht bei den Theologen: sie fühlten sich wieder sicher im Besitz der geoffenbarten Wahrheit. So wirkungsvoll die neue kleine Schrift die Fechnerschen Gedanken in konzentrierter Form zusammenfaßt, so kraftvoll die Argumentation, so witzig und schlagend die Polemik iſt, an dem herrschenden Positivismus der Zeit, dem Positivismus einerseits des Dogmas, andererseits der physikalischen Weltansicht, prallte auch dieser Appell wirkungslos ab; die Empfänglichkeit für neue philosophische Gedanken war zu keiner Zeit geringer.

Fechner hat es so wenig als Schopenhauer mit Gleichmut getragen, daß seine Zeitgenossen ihm das Gehör verweigerten; doch verwehrte ihm sein Charakter und sein Temperament, sich darüber in lauten Scheltreden öffentlich zu beschweren. Er hat es wie anderes hingenommen als sein Geschick;

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein ihn nie verlassender Humor, der es ihm möglich machte, als Dr. Mises sich selbft und seine Gedanken gelegentlich zu parodieren, half darüber hinweg, dazu der fefte und tröftliche Glaube: seine Zeit werde trotz alledem kommen.

Und dann: er hatte sich längft neuen Arbeiten zugewendet. Im Jahre 1860 erschienen die »Elemente der Psychophysik« in zwei Bänden. Es sind darin die Aufgaben behandelt, die den Raftlosen bis an seinen Tod vorzugsweise beschäftigt haben. Es handelt sich darum, das Verhältnis der psychischen Vorgänge zu den physischen auf Grund exakter Forschung, durch Experiment und Messung zu beftimmen. Von der Untersuchung des quantitativen Verhältnisses zwischen dem äußeren Reiz und der Empfindung geht die Untersuchung aus, um zuletzt mit der metaphysischen Untersuchung des Verhältnisses zwischen Leib und Seele, zwischen den physiologischen Vorgängen im Leibe und den psychischen Vorgängen im Bewußtsein und unter der Schwelle des Bewußtseins zu schließen: das letzte Ziel auch hier die tiefere Begründung der im Zend-Avefta entwickelten Weltanschauung.

Es ift dieses Werk, dem zuerft, wenn auch nicht ein augenblicklicher und lauter, so doch ein großer und dauernder Erfolg beschieden war: an seine Untersuchungen hat sich ein bedeutender neuer Zweig der Forschung, die Experimentalpsychologie, angeschlossen. Sie hat zuerft in Deutschland unter Führung W. Wundts, dann auch in den Nachbarländern, vor allem in Amerika, Boden gewonnen. Auf die neuen Begriffe und Formeln, auf die mannigfachen Fragen und Kontroversen, die auf diesem Boden entftanden sind, kann hier nicht eingegangen werden; nur das bemerke ich, daß die Grundanschauung vom Verhältnis von Leib und Seele, wie Fechner sie durchgeführt hat, die Theorie des Parallelismus, oder vielleicht besser der Koordination des Physischen und Psychischen, sich mehr und mehr durchzusetzen scheint. Wenn ihr auch von Philosophen noch vielfach widersprochen wird, so hat sie doch, wenigftens als Forschungsmaxime, bei den Physiologen so gut wie allgemeine Anerkennung gewonnen, mindeftens in der Form, daß man von der Voraussetzung ausgeht: physische Lebensvorgänge haben ftets physische Ursachen und nur physische Wirkungen. Womit die Folge gegeben ift, daß die psychischen Vorgänge nicht innerhalb der geschlossenen Kausalreihe des Physischen liegen. Und ebenso scheint ein anderes Stück der Fechnerschen Gedankenbildung durchzudringen, das, was er im Gegensatz zu der von Herbart und Lotze vertretenen monadologischen die synechologische Ansicht nennt: das Seelenleben nicht geknüpft an ein einfaches physisches Atom, sondern ftets an einen Zusammenhang vieler in beftändiger Wechselwirkung und Bewegung befindlicher physischer Elemente. Demgemäß wäre der ganze Leib als »Träger« oder »Sitz« der Seele zu bezeichnen, nicht ein einzelnes Element, ein Herbartisches »Reale« oder eine Leibniz-Lotzesche »Monade«: eine Ansicht, auf welche die Physiologie mit Notwendigkeit hingedrängt wird und der zu widersprechen Metaphysik und Psychologie keine Ursache haben, wenn sie nicht an dem leeren und vergeblichen Begriff der »Seelensubftanz« kleben.

Noch ein anderes Feld von Untersuchungen nahm Fechner in Anbau: das äfthetische. Im Jahre 1876 erschien die »Vorschule der Äfthetik«, auch dies ein Werk, das weitreichende Anregungen gegeben hat. Die Methode der Untersuchung ift die empirisch-psychologische, das Ergebnis, wie es der Verfasser selbft bezeichnet, eine »Äfthetik von unten« ftatt »von oben«, aus der Sphäre luftiger Konftruktion. Das bisher mißachtete »Assoziationsprinzip« spielt darin eine wichtige Rolle; es ift seitdem in weitem Umfange zu Ehren gekommen.

Fechners Werk umspannt einen weiten Kreis; Naturphilosophie, Metaphysik, Religionsphilosophie ftehen im Zentrum: sie konftituieren seine Weltanschauung. Zu kurz gekommen ift unter den philosophischen Wissenschaften die Erkenntnistheorie, er hat sie kaum geftreift; und auch die Ethik wird nicht viel mehr als geftreift. In dieser Beziehung bedarf er der Ergänzung, vor allem nach Seiten der Erkenntnistheorie: der Begriff der »Außen- und Innenansicht« der Wirklichkeit wird beftimmter zu fassen, die Frage nach dem Wesen von Raum, Zeit und Materie im Zusammenhang aufzulösen, die Grenzlinie zwischen Wissen und Glauben schärfer zu ziehen sein. Ich verweise auf die schöne

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedächtnisrede, die Wundt zu Fechners hundertstem Geburtstag gehalten hat: es sind darin, wie die Bedeutung, so auch die Grenzen der Fechnerschen Gedankenbildung treffend dargelegt.

Wie Schopenhauer, so hat auch Fechner gegen Ende seines Lebens, wenn nicht den kommenden Ruhm, so doch den Anfang seiner Wirksamkeit erlebt. Freilich war es nicht so sehr seine Gesamtanschauung der Dinge, womit er zuerſt durchdrang, als die Einzeluntersuchungen zur Psychophysik. Für jene hat sich erſt nach seinem Tode der Sinn weiterer Kreise erschlossen; es mußten erſt die allgemeinen Hemmungen weichen, das Mißtrauen gegen die Philosophie, die ſtumpfe Gleichgültigkeit gegen die letzten Fragen.

Vielleicht darf man sagen, daß in dieser Absicht Schopenhauer nicht wenig beigetragen hat, die Umſtimmung herbeizuführen. Unter den Lebenden aber hat Wundt am meiſten dazu getan, der Philosophie die Achtung und das Vertrauen in den Kreisen der wissenschaftlichen Forschung wiederherzuſtellen; er hat damit auch Fechners Gedanken die Bahn frei gemacht.

Wenn ich zum Schluß noch die Bedeutung Fechners für das Gesamtleben der Gegenwart mit einem Wort zusammenfassend bezeichnen darf, so würde ich sie, abgesehen von dem Vorbildlichen seiner wunderbar ausgereiften Persönlichkeit, darin setzen: daß bei ihm der ganze Ernſt exakt wissenschaftlicher Forschung mit der Gabe und dem Trieb zu poetisch-phantasievoller Weltdeutung die innigſte Verbindung eingegangen iſt, und daß er hierdurch zwischen der naturwissenschaftlichen Auffassung der Wirklichkeit und der religiösen Weltanschauung eine Vermittlung geschaffen hat, die berufen iſt, den größten Schaden unserer Zeit zu heilen: den klaffenden Spalt zwischen unserer Wissenschaft und unserem geltenden Glauben zu schließen. Der Widerspruch zwischen beiden geht vor allem verwüſtend durch das Leben unserer Jugend, er läßt sie nicht zu feſten Überzeugungen kommen, so daß die meiſten lange Zeit und viele ihr Leben lang an den Klippen nichtiger Negationen hängen bleiben.

Das biogenetische Grundgesetz nach dem heutigen Stand der Biologie.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Oscar Hertwig, Berlin.

I.

In der modernen Entwicklungslehre gilt das »biogenetische Grundgesetz« als eine der Hauptſtützen für die Theorie, daß die jetzt lebenden Organismen sich aus einfacheren Urformen auf natürlichem Wege im Laufe langer Zeiträume gebildet haben. Der Ursprung des Gesetzes läßt sich schon auf die Anfangszeit des embryologischen Studiums zurückführen. Schon früh fiel es den Forschern auf, daß sich die Keime der Tiere aus einem anscheinend sehr einfachen Anfangszuſtand durch eine lange Reihe verwickelter Metamorphosen in die komplizierte Endform umwandeln, und es blieb ihnen auf Grund vergleichend anatomischer Untersuchungen nicht verborgen, daß die Embryonen der höheren Tiere, z. B. eines Vogels oder eines Säugetieres, auf beſtimmten Stadien den fertig ausgebildeten niederen Tieren, einem Fisch oder einem Amphibium, in der Beschaffenheit ihrer Organe sehr viel ähnlicher sind als in ihrer Endform. Daher ſtellte schon 1821 der berühmte Anatom Meckel den Grundsatz auf, daß das höhere Tier in seiner Entwicklung die unter ihm ſtehenden, einfacher gebauten Formen der Tierreihe durchlaufe, und er begründete so die Lehre von der Parallele zwischen der Entwicklung des Embryos der höheren Tiere und der Entwicklung der Tierreihe, oder wie Carl Ernſt v. Baer sie nannte, die Lehre von der Parallele zwischen der »individuellen Metamorphose« und der »Metamorphose des Tierreiches«.

Eine größere Bedeutung gewann die Meckelsche Lehre in der mächtigen Bewegung, welche durch das Erscheinen von Darwins bahnbrechendem Buch »Die Entſtehung der Arten« (1859) namentlich in Deutschland

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wachgerufen wurde. In einem geiſtvollen, von Fritz Müller verfaßten Schriftchen: »Für Darwin« wurde sie weiter ausgebaut; namentlich aber erhielt sie ihre wissenschaftliche Begründung und eine schärfere, klar gefaßte Formulierung durch Ernſt Haeckel in seiner »Generellen Morphologie« und in zahlreichen anderen, zum Teil auch populären Schriften. Von ihm rührt auch der Name: »das biogenetische Grundgesetz« her, welchem er einen kurzen Ausdruck in dem Satz gibt: »Die Ontogenie iſt eine Rekapitulation der Phylogenie«, oder etwas ausführlicher: »Die Formenreihe, welche der individuelle Organismus während seiner Entwicklung von der Eizelle an bis zu seinem ausgebildeten Zuſtande durchläuft, iſt eine kurze, gedrängte Wiederholung der langen Formenreihe, welche die tierischen Vorfahren desselben Organismus oder die Stammformen seiner Art von den älteſten Zeiten der sogenannten organischen Schöpfung an bis auf die Gegenwart durchlaufen haben.«

Bei der genaueren Ausarbeitung seiner Theorie läßt Haeckel den Parallelismus zwischen beiden Entwicklungsreihen »etwas verwischt sein, und zwar dadurch, daß meiſtens in der ontogenetischen Entwicklungsfolge vieles fehlt und verloren gegangen iſt, was in der phyletischen Entwicklungskette früher exiſtiert und wirklich gelebt hat«. Denn »wenn der Parallelismus beider Reihen«, fügt er dem Obigen weiter hinzu, »vollſtändig wäre, und wenn dieses große Grundgesetz von dem Kausalnexus der Ontogenese und Phylogenese im eigentlichen Sinne des Wortes volle und unbedingte Geltung hätte, so würden wir bloß mit Hilfe des Mikroskops und des anatomischen Messers die Formenreihe feſtzuſtellen haben, welche das befruchtete Ei des Menschen bis zu seiner vollkommenen Ausbildung durchläuft; wir würden dadurch sofort uns ein vollſtändiges Bild von der merkwürdigen Formenreihe verschaffen, welche die tierischen Vorfahren des Menschengeschlechts von Anbeginn der organischen Schöpfung an bis zum erſten Auftreten des Menschen durchlaufen haben. Jede Wiederholung der Stammesgeschichte durch die Keimesgeschichte iſt eben nur in seltenen Fällen ganz vollſtändig und entspricht nur selten der ganzen Buchſtabenreihe des Alphabets. In den allermeiſten Fällen iſt vielmehr dieser Auszug sehr unvollſtändig, vielfach verändert, geſtört oder gefälscht. Wir sind daher meiſtens nicht imſtande, alle verschiedenen Formzuſtände, welche die Vorfahren jedes Organismus durchlaufen haben, unmittelbar durch die Ontogenie im einzelnen feſtzuſtellen; vielmehr ſtoßen wir gewöhnlich auf mannigfache Lücken.«

Haeckel unterscheidet daher in der Entwicklung zwei verschiedene Arten von Prozessen: »1. Die palingenetischen und 2. die cenogenetischen. Die erſteren sind keimesgeschichtliche Wiederholungen oder solche Erscheinungen in der individuellen Entwicklungsgeschichte, welche durch die konservative Vererbung getreu von Generation zu Generation übertragen werden, und welche demnach einen unmittelbaren Rückschluß auf entsprechende Vorgänge in der Stammesgeschichte der entwickelten Vorfahren geſtatten.« »Cenogenetische Prozesse hingegen oder keimesgeschichtliche Störungen« nennt Haeckel »alle jene Vorgänge in der Keimesgeschichte, welche nicht auf solche Vererbung von uralten Stammformen zurückführbar, vielmehr erſt später durch Anpassung der Keime oder der Jugendformen an beſtimmte Bedingungen der Keimesentwicklung hinzugekommen sind. Diese cenogenetischen Erscheinungen sind fremde Zutaten, welche durchaus keinen unmittelbaren Schluß auf entsprechende Vorgänge in der Stammesgeschichte der Ahnenreihe erlauben, vielmehr die Erkenntnis der letzteren geradezu fälschen und verdecken.«

Das biogenetische Grundgesetz wird vielfach auch als die »Rekapitulationstheorie« bezeichnet, da sie in den embryonalen Stadien Wiederholungen von Vorfahrenformen sieht.

Wie schon früher gegen die Lehre von Meckel sich Carl Ernſt von Baer in noch jetzt beachtenswerter Weise ausgesprochen hat, so sind auch öfters Zweifel gegen die Tragweite des biogenetischen Grundgesetzes von verschiedenen Seiten geäußert worden. Auch wir sehen in ihm keinen Abschluß unserer biologischen Erkenntnis und sind der Meinung, daß, je tiefer wir in das Wesen der Organismen eindringen, auch das biogenetische Grundgesetz sich nach Inhalt und Form noch fortbilden wird.

Wer wie wir auf dem Boden der Entwicklungslehre ſteht und in den unsere Erde bevölkernden Lebewesen Naturprodukte erblickt, die sich von einfachſten Anfängen des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebens allmählich nach bestimmten Naturgesetzen zu der jetzt bestehenden Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit entwickelt haben, der wird in den zahlreichen Tatsachen der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte, der Systematik und der Paläontologie, welche im biogenetischen Grundgesetz zusammengefaßt und als Erklärungsmittel verwandt werden, wichtige Dokumente für die Lehre einer natürlichen Schöpfungsgeschichte erblicken. So wird er — um von den zahlreichen Beispielen, mit denen sich Bücher füllen lassen, nur einige anzuführen — in den vorübergehenden Anlagen von Zahnkeimen bei den Embryonen mancher Schildkröten, Vögel und Bartenwale einen Hinweis erblicken, daß die Vorfahren der genannten, jetzt zahnlosen Tiere einmal Zähne auf ihren Kiefern besessen und sie zum Nahrungserwerb anstatt der erst später entstandenen Hornscheiden und Barten gebraucht haben; aus dem Vorkommen von Schlundspalten auch bei den Embryonen der höheren Wirbeltiere wird er schließen, daß ihre Vorfahren in einer weit entfernten Erdperiode wie noch jetzt die Fische und Amphibien durch Kiemen geatmet haben; auf der Ontogenie der Organe und den Ergebnissen der vergleichenden Anatomie fußend, wird er sich die Ansicht bilden, daß die Wirbelsäule sich aus einem häutigen und darauf folgenden knorpligen Stadium des Axenskeletts, oder daß das vielkammerige Herz sich mit seinen großen Arterienstämmen aus einem einfachen Herzschlauch mit 5 Paar Aortenbögen, oder daß der vielfach gewundene und in Abschnitte gesonderte Darm sich aus einem einfachen, geraden Rohr auch historisch entwickelt haben.

Wenn dies zugegeben wird, warum sind, wird mancher vielleicht fragen, Änderungen an der Fassung des biogenetischen Grundgesetzes vorzunehmen?

Aus doppeltem Grund, lautet die Antwort: einmal weil sich die ontogenetischen Stadien ihrem ganzen Wesen nach nicht als Wiederholungen der Formen, welche sich in der langen Vorfahrenreihe einander gefolgt sind, wissenschaftlich charakterisieren lassen, und zweitens weil noch hervorgehoben werden muß, daß auf die Ähnlichkeit embryonaler Formen allein sich kein Schluß auf eine gemeinsame Abstammung, wie es so vielfach geschieht, begründen läßt.

II.

Den ersten Einwurf wollen wir gleich an dem ersten Entwicklungsstadium begründen. Es ist eine der wichtigsten und sichersten biologischen Erkenntnisse, eine Tatsache ersten Ranges, daß gewöhnlich jedes Lebewesen, Pflanze sowohl wie Tier, seine Entwicklung als eine Eizelle beginnt. Da liegt es ja klar auf der Hand, wird der Anhänger des biogenetischen Grundgesetzes sagen, daß das erste Stadium rekapituliert wird, mit welchem die Entstehung des Lebens auf der Erde begonnen hat; die einfachste uralte Ahnenform ist die Zelle gewesen. Wenn wir auch diese letzte Hypothese bereitwillig zugeben, müssen wir bestreiten, daß das Stadium der Eizelle eines Säugetieres z. B. dieses Anfangsstadium der phylogenetischen Entwicklungsreihe wiederhole. Denn das befruchtete Säugetierei ist durchaus nicht etwas Einfaches; in ihm sind ja alle Bedingungen vereinigt, daß aus ihm nach Ablauf einer kurzen Zeit eine ganz bestimmte Säugetierart mit ihren zahllosen spezifischen Merkmalen, mit ihren komplizierten Organ- und Gewebeformen hervorgehen muß. Es ist, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, die Anlage der bestimmten Säugetierart oder die Säugetierart im Eistadium.

In gleicher Weise trägt die Eizelle eines jeden Lebewesens die Anlage oder das Naturgesetz, nach welchem es sich zu dieser oder jener Organismenart entwickelt, fertig in sich. Durch den Entwicklungsprozeß werden nur die Eigenschaften, die in einer für unser Erkenntnisvermögen verborgenen Weise im Ei enthalten sind, allmählich für uns offenbar gemacht. Wir können ihn daher gewissermassen als eine biologische Analyse bezeichnen und der chemischen Analyse vergleichen, durch welche uns allerdings in einer viel einfacheren Weise der Chemiker das Wesen einer Verbindung durch Zerlegung in ihre Elemente erklärt.

Von diesem Gesichtspunkt aus sind die befruchteten Eizellen der verschiedenen Pflanzen- und Tierarten ihrem Wesen nach ebenso sehr voneinander verschieden und sind ebenso gut Träger spezifischer Artunterschiede als die am Ende der Ontogenese fertig gebildeten Individuen, auf deren Merkmale wir unser Tiersystem aufbauen. Während hier die systematischen Merkmale auf einem uns sichtbaren Gebiet, liegen sie dort auf einem Gebiet, das unserer Wahrnehmung zurzeit voll-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen verschlossen und daher für eine systematische Einteilung jetzt nicht verwertbar ist.

Gesetzt aber den Fall, daß wir eine entsprechende Kenntnis vom feineren Bau der Geschlechtszellen, oder nach der Ausdrucksweise von Nägeli von der Konfiguration ihres Idioplasmas besitzen würden, so könnten wir schon allein auf Grund dessen eine Klassifikation des Tierreiches vornehmen, wahrscheinlich in besserer Weise, als wir es heute auf Grund unserer Kenntnis der ausgebildeten Formen tun; wir würden nach diesem neuen Prinzip die Eizellen der verschiedenen Tierarten nach ihrer größeren oder geringeren idioplasmatischen Ähnlichkeit in Stämme, Klassen, Ordnungen, Familien, Arten, Unterarten etc. einteilen müssen. Wenn aber schon am Beginn ihrer Ontogenese, schon im »einfachen Zellenstadium«, alle Organismen voneinander durch Stammes-, Klassen-, Ordnungs-, Familien-, Arten- und individuelle Charaktere in eben dem Maaße wie im ausgebildeten Zustande, nur in anderer Weise, voneinander unterschieden sind, dann läßt sich die Eizelle einer heute lebenden Tierart nicht als die Wiederholung des einfachsten Anfangsstadiums der unendlichen Vorfahrenkette bezeichnen, sondern sie ist im Gegenteil ein Endstadium wie das ausgebildete Tier, das aus ihr hervorgeht, und stellt ebenso den höchsten Punkt dar, bis zu welchem die organische Entwicklung bis jetzt geführt hat.

Die Annahme einer natürlichen Entwicklung der Organismen führt uns konsequenterweise zu der Ansicht, daß die Eizelle in der Stammesgeschichte ebenfalls eine allmähliche Entwicklung, welche zu dem aus ihr hervorgehenden Endprodukt in Beziehung steht und zu seiner Entwicklung parallel verläuft, hat durchmachen müssen, und daß sie dadurch aus einer Zelle mit wenigen und einfachen Anlagen zu einer unendlich und wunderbar komplizierten Anlagesubstanz geworden ist. (Schluß folgt).

Korrespondenzen.

Rom, März 1907.

Das Ausfuhrverbot von Kunstwerken und der Fall Cattaneo. — Der gegenwärtige Stand der Herculanum-Frage.

Eine Zeitung, die nicht das leidenschaftliche Temperament des Italieners lebhaft anregte, würde hier keinen Bestand haben. Daher füllen die accidenti, tragedie, historie etc. mehr als die Hälfte aller hiesigen Zeitungen. Zu diesen stimulierenden incidenti gehört seit einigen Jahren, seitdem das Ausfuhrverbot von Kunstwerken aus Italien sehr verschärft ist und unnachsichtlich gehandhabt wird, der »Kunstraub«, der Diebstahl von Kunstsachen in öffentlichem Besitz und die heimliche Ausfuhr von Kunstwerken aus Privatbesitz. Dank dem modernen Rechtsbegriff des Italieners, daß das Eigentum eines alten Kunstwerkes nur ein beschränktes Recht ist, werden beide Fälle in der Presse ziemlich gleich behandelt; ja der Eigentümer eines alten Bildes oder einer Antike, die ins Ausland verkauft werden, gleichgültig, ob durch ihn selbst oder durch einen Dritten, wird noch schlimmer angesehen als der Kirchenschänder, der eine Robbiafigur vom Altar stiehlt! In dieser Wut, immer neue Fälle der Umgehung des Ausfuhrverbots auszukundschaften, in allen italienischen Kunstwerken, die man an italienischem Besitz in den Gallerien von London, Berlin oder New York findet, und mögen sie auch schon seit Jahrzehnten oder seit einem Jahrhundert dort sich befinden und für schweres Geld gekauft sein, stets »Raub« und »Diebstahl« zu wittern, in dem Lärm, der sich über jede Entdeckung der Auswanderung einer angeblich wertvollen Antiquität erhebt, wird der Zweck aller dieser Bemühungen nur zu häufig verfehlt: während man sich über irgend ein mittelmäßiges »entwandtes« Stück aufregt, das man als capolavoro preist, wandern gleichzeitig unerkannt und unbejammert ein halb Dutzend andere, weit wertvollere Stücke über die Grenze! Seit Monaten wird Italien durch die Ausfuhr der »Sieben Meisterwerke A. van Dycks« aus Palazzo Cattaneo della Volta in Genua aufgeregt. Wochenlang hat jede Zeitung eine eigene Tages-Rubrik über diesen unerhörten Fall, eigene Korrespondenten werden auf den Kriegsschauplatz nach Genua geschickt, und täglich werden die Behörden, Advokaten und Händler, die mit der Angelegenheit zu tun hatten, interviewt, im Parlament wurde interpelliert, und die Regierung gab »beruhigende Zusicherungen« — für die Zukunft! Hat wohl einer von allen, die darüber ungezählte Spalten geschrieben und lange Reden gehalten haben, die fraglichen Meisterwerke van Dycks gesehen, oder — wenn er sie zufällig gesehen haben sollte — hat er eine Ahnung von der Kunst des van Dyck oder von der Kunst überhaupt? Es sollen sieben Bildnisse van Dycks aus dem reichen Besitz, den der alte Marchese Cattaneo an Gemälden des Künstlers sein nannte, jetzt fehlen: nachdem Direktor Bode vergeblich ein Gebot von 2 000 000 Franken für das Berliner Museum darauf gemacht hätte, soll sie Pierpont Morgan um $2^1/_2$ Millionen erstanden und sofort auf seine Jacht, die im Hafen lag, genommen haben. Das sei Tatsache, habe man doch den gefürchteten »Nabob« gerade im Nov. v. J., als die Moritat passiert sei, in Genua gesehen! Das behaupten die italienischen Zeitungen

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einstimmig, obgleich Geheimrat Bode in einer Berliner Zeitung erklärt hat, daß er nie auf die Cattaneo-Bilder unterhandelt, geschweige ein Gebot gemacht habe, da keines der Bilder gut genug zur Erwerbung für das Berliner Museum sei, und obgleich Morgan seit dem Herbst v. J. in New York sich befindet — Morgan, der die Bilder nie gesehen und wohl nicht einmal davon gehört hat, und der überhaupt nur kauft, was ihm seine Pariser oder Londoner Händler ins Haus bringen! Von diesen würde man zweifellos am besten erfahren können, wie es mit den Cattaneoschen van Dycks zugegangen ist. Die Geschichte mit der amerikanischen Jacht ist wohl nur ein Phantasiegebilde, ja, es ist überhaupt wahrscheinlich, daß die meisten Bilder gar nicht erst jetzt nach dem Tode des alten Marchese, sondern daß sie schon vor ein paar Jahren von diesem selbst verkauft worden sind. Befanden sich doch drei der Bildnisse vor etwa drei Jahren bei einem Londoner Kunsthändler, und ein Jahr später hatte ein anderer Londoner Händler das farbenprächtige Bildnis einer jungen Dame mit ihrem Kinde, gleichfalls aus derselben Quelle. Alle diese Bilder waren so verdorben und so stark restauriert, daß eine öffentliche Sammlung sie nicht kaufen konnte. Und trotzdem all dieser Lärm, der um so weniger am Platze ist, als die Familie Cattaneo die Bilder, die gar nicht inventarisiert waren, jederzeit, ohne anzufragen, innerhalb Italiens verkaufen konnte! Freilich, das eine Gute hat dieser Skandal für Italien gehabt: die Onorevoli haben die Forderung von 1 Million Franken behufs Ankaufs alter Kunstwerke in Italien sofort auf 3 Millionen erhöht. Daß sie nützlich verwendet werden, dafür bürgt der Name des neuen Direktors der schönen Künste, Corrado Ricci.

Die Frage der Ausgrabung von Herculanum, die seit den letzten Jahren das Interesse der gebildeten Welt lebhaft beschäftigt, ist in den eben verflossenen Wochen in ein neues Stadium getreten. An die gleichzeitig mit Pompeji verschüttete Schwesterstadt hat sich der Spaten der Archäologen bisher nicht gewagt, weil sich auf deren Trümmern der Ort Resina erhebt. Da trat vor etwa Jahresfrist der deutsch-englische Archäologe Professor Charles Waldstein mit dem Projekt hervor, eine vollständige Ausgrabung von Herculanum ins Leben zu rufen. Der Plan sollte seine Verwirklichung finden durch die Bildung eines großen, internationalen Ehrenkomitees unter dem Vorsitz der verschiedenen Staatsoberhäupter und leitenden Staatsmänner, um die Geldmittel für ein Ausgrabungswerk zusammenzubringen, dessen Kosten Waldstein selbst mit einer Million jährlich und für nicht wenige Jahre bezifferte. Italien sollte nach diesem Programm die Leitung der Ausgrabungen übernehmen, beraten von einem internationalen Komitee von Gelehrten, als dessen Seele und spiritus rector Waldstein sich selbst gedacht hatte. Waldstein fand auch Gelegenheit, sein Projekt dem König von Italien, dem Unterrichtsminister, dem Minister des Auswärtigen usw. vorzutragen. Aber zur Verwirklichung seines Planes fehlte die Kenntnis des heutigen Italien, der Ideen, die es bewegen, der Menschen, die es leiten, kurz aller der Faktoren, die nicht nur die offiziell, sondern auch die tatsächlich maßgebenden sind.

Seit Jahren schon ist das Verhältnis zwischen der Gelehrtenwelt und der öffentlichen Meinung Italiens einerseits und der ausländischen Gelehrtenwelt andererseits kein ungetrübtes. Die Italiener, deren wissenschaftliche Bestrebungen fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch unter ausländischem Einfluß und zwar nicht am wenigsten unter deutschem gestanden haben, fühlen sich stark genug, die Fesseln der Abhängigkeit zu sprengen. Man hat das gerade auf dem Gebiet der Archäologie bei mehrfacher Gelegenheit gemerkt. Es ist zu begreifen, welche Voreingenommenheit unter diesen Umständen zu beseitigen war, um dem neuen Ausgrabungsprojekt die sichere Unterlage der Zustimmung der öffentlichen Meinung Italiens zu verschaffen.

Der formale Verlauf der Angelegenheit ist folgender: Die Zentralkommission der Altertümer und schönen Künste hatte Waldstein eine Reihe von Bedingungen gestellt, um dem Ausgrabungswerk den nationalen Charakter zu sichern. Besonders war die italienische Leitung für alle Kommissionen, der Verbleib aller Funde in Italien und der Ausschluß des offiziellen Charakters der Geldsammlungen im Ausland vorgesehen. Waldstein hatte diese Bedingungen angenommen und darauf erzielt, daß die Kommission einstimmig dem Ministerrat die Annahme des Projekts empfahl. Kurz darnach setzte aber die nationalistische Bewegung wieder ein, die unter Leitung von Giacomo Boni die Geldsammlungen im Ausland als eine Italiens unwürdige Bettelei bezeichnete, und unter diesem Eindruck hat der Ministerrat am 4. März seine Zustimmung versagt. Der Unterrichtsminister Rava erhielt den Auftrag, für die Einleitung der Ausgrabungen als einer rein italienischen und nur mit italienischem Gelde durchzuführenden Sache zu sorgen.

Herculanum soll nach diesem Beschluß also ausgegraben werden. Was hat man aber von dem rein italienischen Werk zu erwarten? Es ist bezeichnend dafür, daß, während Waldstein die jährlichen Kosten mit einer Million bezifferte, Boni sich mit 30000 Lire begnügen will. Auf verschiedene Bewertung der Kosten für ein und dieselbe Leistung kann eine solche Differenz nicht zurückzuführen sein, Boni denkt also offenbar an eine viel langsamere oder an eine viel weniger umfassende Ausgrabung.

Italien darf sich also nicht wundern und nicht beklagen, wenn eine große Dose Skepsis auch bei denen vorwaltet, die dem Projekt Waldsteins gegenüber das Recht Italiens auf die Leitung der Ausgrabungen im eigenen Hause als selbstverständlich angesehen hatten. Es gab einen ausgezeichneten Mittelweg, den die Zentralkommission richtig herausgefunden hatte: Annahme der Waldsteinschen Vorschläge unter Einfügung der Garantien für die Wahrung der nationalen Würde Italiens, die das Land beanspruchen konnte. Die Regierung hat statt dessen gesagt: L'Italia farà da se. Das ist ein Wechsel, dessen Einlösung die Kulturwelt mit Spannung erwartet.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

20. April 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Andrew Carnegie.

Von Wirkl. Geh. Ober Regierungsrat Prof. D. Dr. Adolf Harnack,
Generaldirektor der Königl. Bibliothek, Berlin.

In diesen Tagen sind in Pittsburg Staatsmänner, Gelehrte und Künstler aus allen Ländern Europas versammelt, um der Einweihung der großen Carnegie-Stiftungen beizuwohnen. Eine außerordentliche Versammlung, aber auch eine außerordentliche Gelegenheit und Feier!

Herr Andrew Carnegie, der vom einfachen Arbeiter zum Besitzer vieler Millionen Dollars aufgestiegen ist, hat, wie bekannt, damit begonnen, einen großen Teil seines Vermögens zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. Das ist ein schönes, jedoch nicht beispielloses Tun. Aber Herr Carnegie hat doch noch Größeres getan, ja etwas Einzigartiges: er hat erklärt, er wolle in dieser Weise sein erworbenes Vermögen überhaupt, und zwar noch bei Lebzeiten, verwenden, und er hat ein Büchlein geschrieben, in welchem er solche Verwendung als Pflicht der Reichen zu erweisen sucht.

Wer diese im Jahre 1903 veröffentlichten Ausführungen heute liest und dabei erwägt, daß der Verfasser dem Wort die Tat hat folgen lassen, dem leuchtet hier ein helles, strahlendes Licht auf. Er erkennt, daß ein Fackelträger zukünftiger Gestaltung der menschlichen Solidarität und Gesittung vor ihm steht.

Was die Darlegungen des Herrn Carnegie auszeichnet, ist, daß er nichts von einer, sei es plötzlichen, sei es allmählichen, Umwandlung der Erwerbsverhältnisse erwartet, aber alles von der Hebung des sozialen Bewußtseins und von der fortschreitendcn Erkenntnis sittlicher Pflichten.

Herr Carnegie ist der wohlerwogenen Meinung, daß bei der bestehenden Gesellschaftsordnung und unter dem in ihr geltenden Gesetze des Wettbewerbes nur eine kleine Minderheit, diese aber durch ihre eigene Tüchtigkeit, zu Reichtum gelangt, zugleich aber durch die gesteigerte Produktivität ihrer großen Unternehmungen die Güterversorgung der Gesamtheit vermehrt und verbessert. Wenn sich daraus auch Härten für das Individuum ergeben, so sieht er in diesem System doch einen Gewinn für die Menschheit im ganzen, weil es das Ueberleben des Tüchtigsten in jedem Arbeitszweige verbürge. Carnegie ist also durchaus ein Vertreter der privatwirtschaftlichen Grundsätze in Bezug auf den Erwerb — er ist es, nicht nur, weil er keine Möglichkeit sieht, es anders zu machen, sondern auch, weil er diese Erwerbsform für zweckmässiger hält als andere. Die sozialistische Theorie hat also an ihm keinen Vertreter. Ob Herr Carnegie mit dieser seiner Anschauung im Rechte ist und ob sie jemals ohne unerträgliche Härte und ohne schwere Schädigung der Mehrzahl der Menschen durchgeführt werden kann, das wollen wir hier nicht unter-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

suchen. Die Eigentümlichkeit seiner ökonomischen Denkweise offenbart sich erst im zweiten Teil.

Während nämlich nach fast allen anderen Theorien das einmal erworbene Vermögen dem Besitzer zu unbeschränkter Verfügung steht und höchstens an eine Erbschaftssteuer gedacht wird, ist Herr Carnegie anderer Meinung. Die großen sozialen Pflichten beginnen, so verkündigt er, nicht bei dem Erwerb des Reichtums — die Weise des Erwerbes ist an feste und unveränderliche Bedingungen gebunden —, sondern beim Besitz, d. h. bei der Verwendung. Große Erbschaften, das ist seine Meinung, sind viel häufiger ein Nachteil als ein Vorteil. Wenn für Frau und Töchter ausreichend gesorgt ist, so sollen den Söhnen, wenn überhaupt, so nur ganz mäßige Summen vermacht werden. Der gesammelte Reichtum wird also frei. Ueber ihn aber ist, das ist seine weitere Folgerung, nicht erst testamentarisch zu verfügen: der wirkliche Zweck des Erblassers werde häufig nicht erreicht; oft hätten die Stiftungsgelder eine Verwendung gefunden, durch die sie zu einem Denkmal der Beschränktheit der Stifter geworden wären. Auch sei das Gemeinwesen einem Schenkgeber nicht zu Dank verpflichtet, der ihm nur das überlassen hätte, was er doch nicht hätte mitnehmen können. Vor allem aber, der Besitzer soll die volle Verantwortung für die Verwendung seines Reichtums tragen und die Freude genießen, seine Mitmenschen fördern zu können. »Unwürdig ist es, dies anderen zu überlassen. Durch testamentarische Stiftungen entzieht man sich der Opfer- und Pflichtwilligkeit. Daraus folgt, daß der Reiche bei seinen Lebzeiten seinen Reichtum für andere zu verwenden hat. Als eine sittliche Pflicht soll er das erkennen und danach handeln. Die letzte Frage aber, wie diese Verwendung geschehen soll, ist dahin zu beantworten, daß Wohltätigkeit einzelnen gegenüber zurückzutreten hat gegenüber der Förderung des Ganzen: Gründung bezw. großartige Unterstützung gemeinnütziger Anstalten, die dem ganzen Volke zugute kommen, ist die zweckmäßigste Verwendung. Also der Reiche soll die in Wissenschaft und Kunst vertretenen allgemeinen Kulturinteressen fördern; er soll namentlich der Masse der Bevölkerung durch frei zugängliche Anstalten und Einrichtungen Anteil an den Gütern der Kultur geben; er soll zugleich jedem nach seiner Begabung die Möglichkeit weiterer Fortbildung verschaffen.«

In erster Linie faßt Carnegie freie Volksbibliotheken ins Auge als das beste Geschenk, das man einem Gemeinwesen machen kann; aber auch an die Universitäten, sei es Gründung neuer, sei es Unterstützung vorhandener, denkt er, ferner an Spitäler, ärztliche Unterrichtsanstalten, medizinische Laboratorien, Anstalten zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen, Museen, Volksbadeanstalten, aber auch an Park- und Gartenanlagen. Kirchenbau erwähnt er absichtlich nur an letzter Stelle, weil dieser — wenigstens nach amerikanischen Verhältnissen — nicht dem Bedürfnis eines ganzen Gemeinwesens, sondern nur dem einzelner Teile entspreche.

Das Entscheidende aber ist die Energie, mit der Carnegie seine Meinung als Forderung ausdrückt. In dieser Hinsicht scheut er sich nicht, auf das Wort Jesu zurückzugreifen: »Leichter wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als ein Reicher ins Himmelreich«. »Heutzutage«, schreibt er, »ist der beunruhigende Ausspruch in den Hintergrund gedrängt; man kann ihn aber nicht wohl im »liberalen« Sinn auffassen, (d. h. eskamotieren). Ist es so sehr unwahrscheinlich, daß die künftige Anschauungsweise jenen Ausspruch in all seiner früheren Klarheit und Kraft wiederherstellen wird, da er in vollkommenem Einklange steht mit den gesunden Ansichten in Bezug auf Reichtum und Armut? Christus fordert den Millionär auf, alles zu verkaufen, was er besitzt, und in der höchsten und besten Form den Armen zu geben, indem er selber sein Gut zum Besten seiner Mitmenschen verwaltet, bevor er abberufen wird, »sich niederzulegen und auszuruhen am Busen der Mutter Erde«.

Eines Propheten Stimme vernimmt man hier, eine jener seltenen Stimmen, die eine neue Stufe der inneren Entwicklung der menschlichen Gesellschaft auf dem alten Grunde ankündigen! Nicht Sturm und Umsturz predigt sie, nicht die gewaltsame »Expropriation der Expropriateure«, sondern eine Vertiefung des sozialen Pflichtbewußtseins in der Form der Freiheit. Von dieser Vertiefung allein erwartet sie die Besserung, aber sie sieht sie auch kommen. Diese Schrift Carnegies ist ebenso eine Tat wie die gemeinnützige Verwendung seines Vermögens oder

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vielmehr beides zusammen ist seine Tat. Sollen wir ihren Eindruck schwächen, indem wir darauf hinweisen, was der Durchführung dieser »Pflichten des Reichtums«, wie im allgemeinen, so speziell in unserm Vaterland, entgegensteht, wie vieles in den Gesinnungen der Menschen noch fehlt, welches Recht unter bestimmten Umständen und in bestimmten Grenzen auch die Vermögensvererbung hat, welche gesetzlichen Bestimmungen zurzeit die unbeschränkte Vermögensverschenkung verbieten? Nicht nur wäre es kleinlich, dies zu tun; es enthielte auch eine Belehrung, die der Verfasser nicht braucht. Er weiß, daß das, was er ausgesprochen hat, den Weg zeigt, den die menschliche Gesellschaft gehen wird, weil sie ihn gehen muß. Wann sie das Ziel erreichen wird, das kümmert ihn nicht. Er hat getan, was er konnte: er hat den Weg gewiesen und ist ihn selbst gegangen.

Aber zwei Betrachtungen dürfen wir an die Tat Carnegies anknüpfen, eine geschichtliche und eine praktische.

Carnegie ist Schotte und steht als solcher in dem sittlichen und nationalökonomischen Kulturkreise Calvins. Was das besagen will, darüber hat uns Max Weber vor zwei Jahren durch eine geschichtliche Darlegung belehrt, die eine Fülle von Licht über die Wirtschaftsgeschichte ausgegossen und ein bisher totes Material belebt hat. Weber hat gezeigt, daß und inwiefern Calvin einer der Begründer des modernen Kapitalismus gewesen ist. Weil der große Genfer Theologe — fast möchte man sagen »Religionstifter« — Luxus, Spiel, Kunst etc. für seelengefährlich hielt, weil er den Begriff des Erlaubten strich und nur Gebet und Arbeit vorschrieb, aber dabei die Freude am Arbeitsgewinne und damit die Gewinnsucht durch die engen Maschen seines rigoristischen sittlichen Systems, unkontrolliert und ohne ihr Pflichten vorzuschreiben, durchschlüpfen ließ, hat er seinen Jüngern den kräftigsten Anstoß gegeben, den Arbeitsgewinn zu potenzieren und alle ihre nichtreligiösen Interessen und Leidenschaften auf den Erwerb zu konzentrieren. Was daraus geworden ist, das kann man in erster Linie an den Calvinisten der Neu-England-Staaten, d. h. an dem Erwerbsleben Amerikas, studieren. Carnegie sucht die Lücke zu ergänzen, die das sittlich-ökonomische System Calvins gelassen hat: er läßt den Aufriß bestehen, aber er diktiert der Gewinnsucht und dem Erwerb Pflichten. So betrachtet ist seine Tat im Rahmen des Calvinismus von epochemachender Bedeutung und kann nicht leicht überschätzt werden. Sie sucht eine schwere Unterlassung Calvins durch eine harte und umfassende Forderung wieder gut zu machen. Ob diese Weise, den Individualismus mit dem Collektivismus zu verbinden, durchdringen wird, kann erst die Zeit lehren.

Die zweite Betrachtung, die durch Carnegies zielbewußtes Handeln hervorgerufen wird, bezieht sich auf die Art, wie er dem einzelnen vorschreibt, seinen Reichtum zu verwenden. Nicht Unterstützungen einzelner sind ins Auge zu fassen, sondern große Anstalten und Einrichtungen, die möglichst allen zugute kommen. Daher vor allem Volksbibliotheken, Unterrichtsanstalten, Spitäler, Wohlfahrtseinrichtungen aller Art etc. Vortrefflich! Aber eines darf dabei m. E. nicht außer acht gelassen werden, nämlich ein genügendes Betriebskapital, um diese Anstalten in Tätigkeit zu erhalten, und ein genügendes Kapital, um solche Männer und Frauen zu erziehen und zu besolden, die an ihnen fortschreitend tätig sein können. Ich bin mit den Einzelheiten der Stiftungen Carnegies nicht genügend vertraut; aber das habe ich mir öfters in Amerika sagen lassen und habe es selbst beobachtet, daß man dort leicht Geld findet für Stiftungen aller Art, aber es nur schwer für den Betrieb und für die Ausbildung und Bezahlung der nötigen Personen erhalten kann. Die Ursache liegt letztlich tief im Charakter der amerikanischen Kultur, d. h. wiederum des Calvinismus, begründet: der einzelne soll Autodidakt sein; er soll seinen Weg selbst finden. Das einzige, was geschehen kann, ist, daß man ihm die besten Hilfsmittel parat legt. Daher die besondere Schätzung, man darf wohl sagen Überschätzung, der Bibliotheken und alles Anstaltlichen. Aber die Wissenschaft — von ihr mag hier allein die Rede sein — wird durch Anstalten nur bis zu einem gewissen Grade gefördert. Wer sie bis zum höchsten Punkt pflegen will, muß dafür sorgen, daß die besten Männer sich der Wissenschaft widmen können, muß also den einzelnen die Pfade der Wissenschaft erleichtern. Man stifte also nicht nur Anstalten, sondern Professuren und statte sie auskömmlich aus. Man eröffne eine Laufbahn für wissenschaftliche Spezial-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

arbeiter ohne akademische Unterrichtslaſten und eröffne nicht nur Inſtitute. Man unterſtütze nicht nur die Anſtalten, sondern auch die Menschen, und erziehe sie für die Wissenschaft. Das mag gegen den amerikanischen Geiſt sein, aber es iſt unerläßlich, um das Höchſte in der Wissenschaft zu erreichen. Denn im andern Fall bleibt es dem Zufall überlassen, ob sich Arbeiter in genügender Zahl und Qualität finden. Freilich — auf Erz und Stein wird ſtrahlend der Name des Gründers einer Bibliothek, eines Museums etc. eingeschrieben und der Nachwelt überliefert, während der Name dessen, der Betriebsmittel darbietet, Professuren gründet, einen Stipendienfonds ſtiftet, viel schneller vergessen wird. Aber diese Erwägung iſt doch recht eitel und gewiß Carnegie selbſt ganz fremd; denn die größten Wohltäter, ob genannt oder ungenannt, sind die, welche fördernd in ein Menschenleben eingegriffen, welche ganzen Generationen die geiſtige und leibliche Gesundheit erhalten und welche der Wissenschaft die lebendigen Kräfte des Talents und des Genius zugeführt haben. Aus den Carnegie-Stiftungen werden, so dürfen wir hoffen, auch geförderte Menschen, führende und ausführende Geiſter, hervorgehen, und aus ihrem Danke wird sein Name noch heller strahlen als aus dem Erz und Stein.

Die internationale Währungsfrage.

Von Geh. Ober Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Lexis, Göttingen.

Wer spricht heute noch vom Bimetallismus? Jenem Projekt einer internationalen Doppelwährung, das vor einem Jahrzehnt seinen größten Erfolg und seinen vollſtändigen Zusammenbruch erlebte! In dem amerikanischen Wahlkampf war die eigentliche Silberpartei zwar unterlegen, aber MacKinley, der Sieger, glaubte doch auch seinerseits im Interesse des ſtark entwerteten Metalls oder vielmehr der einflußreichen Minenbesitzer etwas tun zu müssen. So kam 1897 eine amerikanische Delegation nach Europa, um mit den maßgebenden Staaten über eine bimetalliſtische Vereinigung zu verhandeln. In Frankreich erreichte sie vollſtändig ihren Zweck, indem sie sich mit der Regierung dahin verſtändigte, daß die französischen und amerikanischen Münzſtätten der freien Silberprägung nach dem alten Wertverhältnis $1:15^1/_2$ wieder geöffnet werden sollten, wenn die anderen Staaten so weit zur Hebung des Silberpreises mitwirkten, daß das bimetalliſtische Unternehmen Beſtand gewinnen könne. Auch die Deputiertenkammer sprach sich auf Antrag Melines zugunſten der internationalen Doppelwährung aus. Es handelte sich jetzt vor allem um die Entscheidung Englands. Man ſtellte der britischen Regierung gar nicht das Ansinnen, einem bimetalliſtischen Bund beizutreten, sie sollte nur das Silber wieder unbeschränkt zu den indischen Münzſtätten zulassen und ihm im Vereinigten Königreich einige mit der Goldwährung unbedenklich vereinbare Zugeſtändnisse machen, namentlich, was nach der Peel'schen Akte geſtattet iſt, Silber bis zu einem Fünftel des gesamten Baarvorrats der Bank als Notendeckung zuzulassen. Erſter Lord des Schatzes war damals A. J. Balfour, der als Mitglied der Untersuchungs-Kommission von 1887 das mit sechs von zwölf Stimmen abgegebene bimetalliſtische Votum mit unterzeichnet hatte, und dessen Eintritt in das Kabinett von allen Silberfreunden als Ankündigung ihres nahen Sieges begrüßt worden war. Um so größer war jetzt die Enttäuschung, als Lord Salisbury dem amerikanischen Gesandten erklärte, daß die britische Regierung nicht imſtande sei, den Hauptpunkt der französisch-amerikanischen Vorschläge, die Wiedereröffnung der indischen Münzſtätten, anzunehmen, womit denn auch die Erörterung der übrigen Punkte zwecklos wurde. Bei der letzten internationalen Münzkonferenz — in Brüssel 1892 — hatte die indische Regierung noch das bimetalliſtische Syſtem befürwortet; nachdem dann aber durch das die freie Silberprägung aufhebende Dekret vom 26. Juni 1893 der entscheidende Schritt zu einer selbſtändigen Reform des indischen Geldwesens geschehen war und diese sich nach Ueberwindung der erſten Schwierigkeiten nunmehr zu bewähren schien, wollte man auf dem eingeschlagenen Wege zur Goldwährung ausharren. Die deutschen Bimetalliſten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhüllten ihr Haupt und schleuderten ihren Fluch gegen den Verräter Balfour, aber ihre Sache war rettungslos verloren. Die amerikanischen Delegierten verzichteten auf Verhandlungen mit anderen Staaten, und der Bimetallismus, der zwanzig Jahre lang eine nicht gering zu schätzende Bewegung in der ganzen Kulturwelt hervorgerufen hatte, war mit einem Male wie in einer Versenkung verschwunden und ist auch seitdem nicht wieder aufgetaucht. Das erklärt sich freilich nicht aus der Schwere seiner damaligen Niederlage, sondern aus der Aenderung der wirtschaftlichen Bedingungen, die sein Emporkommen ursprünglich bewirkt hatten, vor allem aus der fortdauernden enormen Steigerung der Goldproduktion.

Die bimetallistische Lehre kann man jetzt mit ruhiger Objektivität beurteilen. Ihrer wissenschaftlichen Bedeutung hat es stets großen Abbruch getan, daß sie mit einer von agrarischen und industriellen Interessen getragenen Agitation verquickt war. An sich ist sie keineswegs ein Hirngespinst, sondern eine plausible Theorie, die sich auch auf eine lange Reihe von Erfahrungen stützen kann. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß das Wertverhältnis von Gold und Silber in der Zeit von 1803 bis 1873, zumal nach dem außerordentlichen Anwachsen der Goldproduktion seit 1848, weit stärker geschwankt haben würde, wenn es nicht durch die regulierende Wirkung der französischen Doppelwährung ziemlich fest in der Höhe des für Frankreich gesetzlichen Verhältnisses $15^1/_2$:1 gehalten worden wäre. Es lag also der Schluß nahe, daß dieses Verhältnis, wenn es bei freier Prägung beider Edelmetalle von allen wichtigeren Staaten gemeinschaftlich angenommen worden wäre, auch den relativen Wert von Gold und Silber auf dem offenen Markt noch sicherer bestimmt hätte, da ja jedem Quantum des einen oder des anderen Metalls immer der Weg zu der nächsten Münzstätte unter der gegebenen festen Bedingung offen gestanden hätte. Als die Entwertung des Silbers schon einen hohen Grad erreicht hatte, waren viele Bimetallisten auch bereit, statt des alten französischen Wertverhältnisses ein neues, dem gesunkenen Silberpreise mehr entsprechendes anzunehmen.

Aber wenn diese Theorie auch an sich wissenschaftliche Beachtung verdiente, so machten sich ihre Anhänger doch irrige Vorstellungen über die möglichen Folgen ihrer praktischen Anwendung, und sie unterschätzten den Einfluß der nun einmal in der Kulturwelt herrschenden entschiedenen Vorliebe für das Gold als Geldmetall. Das international festgesetzte Wertverhältnis kann im freien Verkehr dauernd nur aufrecht erhalten werden, wenn das Verhältnis der jährlich gewonnenen Menge des Silbers zu der des Goldes eine gewisse, wenn auch recht hoch zu veranschlagende Größe nicht übersteigt. In den achtziger Jahren war die Goldproduktion im Vergleich mit ihrem Stande um das Jahr 1860 beträchtlich zurückgegangen, und die Bimetallisten prophezeiten, gestützt auf die geologischen Darlegungen von Sueß, ein weiteres chronisches Fortschreiten dieser Abnahme. Die Silberproduktion dagegen war seit 1860 fortwährend gestiegen, und diese Steigerung wurde durch die bereits bis 25 Prozent vorgeschrittene Entwertung des Silbers nicht gehemmt. Immerhin wäre es vielleicht möglich gewesen, bei dauerndem Bestande des damaligen Produktionsverhältnisses von jährlich etwa 150000 kg Gold (418 Mill. M.) und 2800000 kg Silber das französische Wertverhältnis durch eine bimetallistische Vereinbarung genügend zu befestigen. Aber nur unter der Voraussetzung des unbeschränkten Beitritts Englands! Denn andernfalls hätte der wechselnde Goldbedarf Englands in gleichem Maße störend auf das internationale Wertverhältnis eingewirkt wie einst in den dreißiger und vierziger Jahren auf das französische, von dem in Folge davon das kommerzielle Wertverhältnis nicht selten um $1^1/_2$ bis 2 Prozent abwich. Ein Goldagio von 1 Prozent genügte aber in Frankreich schon, um das Gold aus dem gewöhnlichen Verkehr zu verdrängen, und die gleiche Erfahrung hätte man auch in dem bimetallistischen Staatenbunde machen müssen. Aber jene Grundbedingung, der Beitritt Englands, wäre trotz der lebhaften bimetallistischen Agitation der nach Ostasien exportierenden Industrie nie erfüllt worden. Das hat die spätere Haltung der englischen Regierung bewiesen, und das konnte man immer voraussehen, wenn man erwog, wie zähe das englische Selbstbewußtsein an den eingebürgerten Institutionen festhält. Hat doch jüngst wieder das Parlament den Ersatz des so äußerst unbequemen englischen Maß- und Gewichtssystems durch das metrische verworfen. Aber selbst, wenn sich England angeschlossen hätte, würde die bimetallistische Rechnung durch die ungeahnte

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weitere Steigerung der Silberproduktion durchkreuzt worden sein. Diese erreichte im Jahre 1895 fast das Doppelte des Betrags von 1885, nämlich 5,2 Millionen kg, obwohl der Londoner Silberpreis in jenem Jahre durchschnittlich nur noch $29^7/_8$ Pence (für die Unze Stand.) betrug, weniger als die Hälfte des früheren, dem Wertverhältnis $15^1/_2 : 1$ entsprechenden Normalpreises von $60^{13}/_{16}$ Pence. Seit 1895 ist nun die Produktion immer in der Nähe ihrer damaligen Höhe geblieben, und im Jahre 1905 stellte sie sich auf 5,337,000 kg. Der Silberpreis aber ging zunächst noch weiter zurück, erreichte 1903 seinen tiefsten Stand, nämlich $21^3/_4$ Pence, hob sich dann aber wieder und ging 1906 sogar zeitweise über 31 Pence hinaus. Gegenwärtig hält er sich wieder nahe an 30 Pence. Es steht nun aber außer Zweifel, daß eine noch weit größere Masse Silber, vielleicht 6 oder 7 Millionen kg jährlich, gewonnen worden wäre, wenn der Preis durch eine bimetallistische Organisation wieder auf den alten Stand gehoben worden wäre. Nehmen wir nun an, daß die Goldproduktion auf der Ziffer von 150,000 kg stehen geblieben wäre, so ergibt sich deutlich die Unrichtigkeit der Meinung, daß der bimetallistische Mechanismus ganz unabhängig von den Produktionsverhältnissen der Edelmetalle seine Wirkung tun könne. Das Gold hat außer seiner monetären auch eine recht bedeutende industrielle Verwendung. Man schätzte den industriellen Goldverbrauch am Ende der achtziger Jahre auf 90000 kg und gegenwärtig wird er auf 127000 kg veranschlagt. Unter der Herrschaft des bimetallistischen Systems aber würde dieser Verbrauch mindestens ebenso stark, wahrscheinlich noch stärker zugenommen haben. Denn die Preissteigerung des Silbers hätte sich nur dadurch aufrecht erhalten lassen, daß das neu produzierte Metall zum weitaus größten Teil sein Unterkommen in den Münzstätten gesucht hätte. Bei der gegenwärtigen Jahresförderung, ganz abgesehen von ihrer wahrscheinlichen Vermehrung infolge der Preiserhöhung, würden jährlich mindestens 700 Millionen Mark in Silbermünzen ausgeprägt worden sein, während die Goldprägungen sich immer mehr vermindert hätten. Das Silbergeld würde daher in der Zirkulation bald die Oberhand gewonnen haben und zu dem eigentlichen allgemeinen Wertmaß geworden sein. Dann aber hätte das bimetallistische System nicht mehr auf Hebung des Silberwertes, sondern auf Herabdrückung des Goldwertes hingewirkt; das Gold aber würde sich diesem Druck durch Abfluß in die industrielle Verwendung entzogen haben und, soweit es die Münzform beibehielt, ein allmählich steigendes Agio erlangt haben, d. h. der bimetallistische Mechanismus hätte versagt. In Wirklichkeit hat nun aber auch die Goldproduktion seit 1890, namentlich infolge der Erschließung der Minen von Transvaal, verhältnismäßig noch weit stärker zugenommen als die Silberproduktion. Sie hat im Jahre 1906 die enorme Ziffer von 1600 Mill. Mark, etwa 570000 kg erreicht, während im Jahr 1886 der Wert der Gold- und Silberproduktion (diese nach dem alten Preise berechnet) zusammen nur 925 Mill. Mark betrug. Solange das gegenwärtige Produktionsverhältnis der beiden Metalle sich nicht bedeutend verschiebt, könnte ein bimetallistisches Experiment vielleicht wieder auf Erfolg rechnen. Aber der Bimetallismus hat jetzt das Argument verloren, das ihm einst die Hauptschar seiner Anhänger zugeführt hat. Es war dies die — unberechtigte — Behauptung, daß die langwierige Depression aller Preise in den siebziger und achtziger Jahren eine Folge des Geldmangels sei, den die (in Wirklichkeit nie durchgeführte) Demonetisierung des Silbers verursacht habe. Die Goldproduktion reiche nicht aus, um das Geldbedürfnis der Kulturwelt zu befriedigen, das Silber müsste daher wieder in seine alten Rechte eingesetzt werden. Gegenwärtig aber kann niemand von unzulänglicher Goldproduktion oder »Appretiation« des Goldes reden. Die seit einiger Zeit bestehende Knappheit an flüssigem Kapital ist etwas ganz anderes als Goldmangel, und es wäre ein volkswirtschaftliches Unglück, wenn man, um ihr abzuhelfen, zu massenhaften Silberprägungen zurückkehren wollte. Aber wenn ein Versuch des Bimetallismus auch wirklich eine Zeitlang gelingen könnte, so wäre doch keinerlei Sicherheit für die Zukunft gegeben, denn die Goldproduktion kann unmöglich dauernd auf ihrer jetzigen Höhe bleiben. Nach einer Schätzung von Schmeißer aus dem Jahr 1894 sollten die Konglomeratlager von Witwatersrand unter den günstigen Annahmen in 40 Jahren erschöpft sein. In einem halben Jahrhundert, von jetzt ab gerechnet, werden sie also wohl sicherlich nicht mehr mitzählen, und das bedeutet nach ihrem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenwärtigen Ertrag allein einen Ausfall von 500 Millionen Mark jährlich. Die Produktivität aller anderen Fundstätten ist bei der heutigen Intensität der Ausbeutung ebenfalls nur nach Jahrzehnten zu veranschlagen. Die Ausbeute der 1897 entdeckten Alluviallager von Klondike z. B., die im Jahre 1900 auf 90 Millionen Mark gestiegen war, hatte sich schon 1905 auf ein Drittel dieses Betrages vermindert. Es werden ohne Zweifel noch neue Goldminen als Ersatz für die erschöpften erschlossen werden, wie dies z. B. in Alaska in den letzten Jahren geschehen ist, aber die Wahrscheinlichkeit dafür vermindert sich allmählich in dem Maße, wie die Erforschung der bisher noch wenig bekannten geographischen Gebiete fortschreitet. Es wäre daher immerhin möglich, daß in einer nicht allzufernen Zukunft das Silber wieder in größerem Maße als Geldmetall zu Hilfe genommen werden müßte. Aber man darf jetzt schon mit Bestimmtheit sagen, daß dies nicht nach dem bimetallistischen Schema geschehen wird. Der Bimetallismus kann zwar bis zu einem gewissen Grade leisten, was man von ihm erwartet, aber er besitzt nicht die automatische, unter allen Umständen sichere Wirkungsfähigkeit, die man ihm zugeschrieben hat. Wenn Silber neben dem Golde zu Münzen geprägt werden soll, so darf dies nicht im Privatverkehr, sondern nur unter der besonderen Obhut und auf Rechnung des Staates geschehen. Und in diesem Sinne ist die Währungsfrage jetzt tatsächlich in der ganzen Welt gelöst. In allen Ländern, mit vorläufiger Ausnahme von China und Hinterindien, ist zwar nicht die Goldwährung, aber die Goldrechnung — wie Hertzka diese Einrichtung schon vor dreißig Jahren genannt hat — eingeführt, d. h. das Gold ist insofern das allgemeine, internationale Währungsmetall geworden, als in allen diesen Ländern Goldmünzen die feste Rechnungseinheit bilden, an die sich die anderen Umlaufsmittel anlehnen. Reine Goldwährung haben von diesen Staaten nur England und — seit kurzem — Rußland, andere Länder — und zu diesen gehört auch noch Deutschland — haben das, was man früher »hinkende« Währung zu nennen pflegte, mit überwiegendem Goldumlauf, die übrigen aber haben tatsächlich Silber- oder Papierumlauf, suchen jedoch mit mehr oder weniger vollständigem Erfolge durch besondere staatliche Massregeln einen festen Kurs ihres wirklich zirkulierenden Geldes gegenüber dem Golde aufrecht zu erhalten. Hier hat die Wissenschaft und die Praxis in den letzten zehn Jahren neue und überraschende Erfahrungen gemacht.

(Schluß folgt.)

Die neuere Entwicklung der Chemie in Amerika.

Von Prof. Dr. Theodore William Richards, Harvard-Universität, Cambridge (Mass.), derzeitigem Austausch-Professor an der Berliner Universität.

Der gewaltige und rasche Fortschritt, den die Naturwissenschaften während der letzten dreißig Jahre in Amerika aufweisen, steht in einem bemerkenswerten Gegensatz zu dem fast vollständigen Stillstande dieser Wissenschaften während des vorausgehenden Teiles des letzten Jahrhunderts. Derartige auffallende Änderungen des Standes einer Wissenschaft verdienen stets eine eingehendere Betrachtung; denn sie sind nicht nur für die besondere Geschichte und die Voraussage wahrscheinlichen künftigen Fortschritts des einzelnen Faches interessant, sondern sie sind zugleich deutliche Anzeichen einer Änderung in den allgemeinen Bedingungen des Lebens und Denkens eines Landes überhaupt.

Bei einem kritischen Rückblick auf die Fortschritte der Chemie in Amerika darf die Tatsache nicht außer Betracht gelassen werden, daß diese Wissenschaft in neuerer Zeit auch in anderen Ländern einen großen Schritt vorwärts in ihrer Entwicklung getan hat. Ihr rascher Fortschritt in Amerika ist teilweise wohl nur eine Rückwirkung, oder vielleicht besser, eine Begleiterscheinung ihrer Entwicklung in anderen Ländern. Der tiefere Grund dieses allgemeinen Aufblühens der chemischen Wissenschaften braucht hier nicht näher erörtert zu werden. Darüber werden ausführlich einige Vorlesungen handeln, die im kommenden Semester an der Berliner Universität gehalten werden. Diese Ab-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

handlung will nur die Bedingungen klar machen, die besonders die Art und Weise des Fortschritts der Chemie in Amerika betreffen.

Wenn aber auch in Übereinstimmung mit der eben angedeuteten Betrachtung die allgemeine wachsende Tätigkeit in naturwissenschaftlicher Richtung über die ganze Welt hin voll anerkannt wird, so ist doch kein Zweifel, daß die Schnelligkeit dieses Wachstums in Amerika größer war. Vor hundert Jahren standen Dalton, Davy und Berthollet auf dem Höhepunkt ihrer Kraft, Mitscherlich, Faraday und Berzelius begannen die ersten Beweise ihres wissenschaftlichen Scharfblicks zu geben, während unter den damaligen amerikanischen Gelehrten nicht ein einziger Name zu nennen ist, der als der eines Chemikers ersten Ranges anerkannt werden könnte. Zwar hatte Benjamin Franklin schon vor einer Reihe von Jahren die American Philosophical Society in Philadelphia gegründet, und die vorwärtsstrebenden Bürger der Stadt Boston hatten, durch dieses Beispiel angeregt, in gleichem Sinne die American Academy of Arts and Sciences geschaffen. Aber unter den vielen Errungenschaften, um die Franklin, sonst seiner Zeit in vielfacher Beziehung voraus, die Wissenschaft bereicherte, sind nennenswerte chemische Erkenntnisse nicht zu erwähnen. Und der bedeutendste amerikanische Forscher jener Tage, Benjamin Thompson, fand bereits den Kreis wissenschaftlicher Betätigung in der jungen, noch unentwickelten Nation zu eng und ging daher nach Europa, wo er als Graf Rumford Bayern reformierte und zahlreiche Beiträge zum Fortschritt der praktischen Wissenschaften lieferte. Er wurde auch der Begründer der Royal Institution von Groß-Britannien. Der Engländer Priestley, der seine letzten Jahre in Pennsylvanien lebte, war damals in der Chemie nur sehr wenig mehr tätig.

Die Chemie wurde aber, so mangelhaft es auch um sie stand, doch nie ganz und gar auf der westlichen Seite des Ozeans vernachlässigt. Eine kleine chemische Vereinigung gab jährlich einen dünnen Band Schriften heraus, welche in der die Dinge auf den Kopf stellenden Terminologie der Phlogiston-Theorie verfaßt waren, und die Harvard-Universität hatte sogar schon etwas früher (im Jahre 1792) einen Lehrstuhl für Chemie eingerichtet. Das chemische Laboratorium von Harvard war für jene Zeit wohl ausgestattet, doch wurde es anscheinend von den Studierenden gar nicht benutzt. Seine Einrichtung ist eingehend in einem 1828 erschienenen, noch vorliegenden Lehrbuch der Chemie des damaligen verhältnismäßig unbekannten Professors beschrieben.

Die erste wichtige chemische Erfindung oder Entdeckung originaler Art, die einem Amerikaner zugeschrieben werden darf, war anscheinend die des Knallgas-Lötrohres durch Hare in Philadelphia, und die ersten chemischen Vorlesungen, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten, waren die des älteren Benjamin Silliman in Yale. Silliman begründete gleichzeitig ein wissenschaftliches Laboratorium für Studierende in New Haven, und um dieselbe Zeit richtete Horsford, bald mit Wolcott Gibbs verbunden, ein gleiches in Harvard ein. Diese Laboratorien standen mit dem eigentlichen Universitätsunterrichte nicht in Verbindung, sondern waren vielmehr zur Ausbildung der Studierenden der technischen Wissenschaften bestimmt. Ebenso unterrichtete in Philadelphia Genth, ein sorgsamer Analytiker und scharfsinniger Kopf, einige wenige Schüler.

All diese Lehrer und Wegweiser hatten in Europa Wissen und Anregung gewonnen, vorzüglich in Deutschland, wo sie unter Mitscherlich, Liebig und Wöhler und den anderen großen deutschen Chemikern aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gearbeitet hatten. So wichtig aber dieses technische Arbeiten war, es hatte nichtsdestoweniger nur eine geringe Einwirkung auf das allgemeine Geistesleben Amerikas. Eine der vornehmlichsten Ursachen dieses langsamen Fortschritts der Wissenschaften ist zweifellos der hemmende Einfluß der streng-klassischen Erziehung, welche von den englischen Universitäten ererbt war; dazu gesellte sich die herrschende Vorstellung, daß die Hauptaufgabe einer Universität die sei, ihre Zöglinge für die Kirche zu erziehen. So wurde der gebildete Teil der Gesellschaft auf jede Weise von der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften ferngehalten, während sich die Scharfsinnigen unter dem mindergebildeten Teil der Bevölkerung viel zu sehr im Westen mit der Bekämpfung der Indianer und im Osten mit der Anlage von Straßen, dem Bau von Häusern und der Hebung des Familienbesitzes zu befassen hatten, als daß sie für

Generated on 2019-11-25 11:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

die Beschäftigung mit Wiſſenſchaften genügend Zeit gehabt hätten.

Obſchon Sillimans Laboratorium anſcheinend nur wenig Anziehungskraft ausübte, feſſelten und intereſſierten ſeine Vorleſungen einen größeren Kreis. Die Saat dieſer Vorträge fiel während einer Lowell-Vorleſungsreihe, die gegen Ende der erſten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts in Boſton gehalten wurde, auf fruchtbaren Boden. Joſiah Parſons Cooke, ein junger Student der Mathematik und klaſſiſchen Wiſſenſchaften, beſchloß damals, durch Silliman begeiſtert, ſich dem Studium der jung aufkeimenden Wiſſenſchaft zu widmen. Cooke ſetzte ſeine Studien in Frankreich unter Dumas fort und beſuchte auch die deutſchen Laboratorien. Ausgerüſtet mit einem noch immerhin beſcheidenen Maße von theoretiſchem Wiſſen und praktiſchen Hilfsmitteln, begann er 1850 ſeine Laufbahn als Erving-Profeſſor der Chemie an der Harvard-Univerſität, der er bis 1894 angehörte. Hier gab er den Anſtoß zu einer Bewegung, deren Bedeutung kaum überſchätzt werden kann. Zunächſt richtete er ein Laboratorium für die Studierenden des Harvard-College ein. Charles William Eliot war ſein erſter Schüler und erſter Aſſiſtent, und dieſe beiden trieben gemeinſam nach und nach den Keil ein, der mit unwiderſtehlicher Gewalt den engen Kreis des geſamten damaligen Bildungszuſtandes Amerikas ſprengte. So wurde denn dem jungen gebildeten Amerikaner überhaupt erſt die Arbeit in den chemiſchen Laboratorien als ein des Studiums werter Zweig der Wiſſenſchaft nahe gebracht. Bald darauf wurde der Beſuch chemiſcher Vorleſungen für die Erlangung des Bakkalaureats der Künſte (A. B.) angerechnet, ein weiterer Schritt vorwärts von großer Bedeutung; und ſpäterhin, im Jahre 1869, als der jüngere dieſer beiden Männer Präſident der Univerſität geworden war, benutzte er ſeinen ganzen Einfluß zur Förderung dieſer einen Idee, daß alle Teile der Wiſſenſchaft gleiche Anerkennung verdienten, einer Idee, die das ganze akademiſche Leben Amerikas umwälzte.

Von all dieſen Bahnbrechern der Chemie leben zur Zeit nur noch zwei Männer, Charles William Eliot, das anerkannte Haupt der Präſidenten der amerikaniſchen Univerſitäten, noch heute in ungeſchwächter Kraft und Tätigkeit auf der Höhe ſeines Lebens, und Wolcott Gibbs, der Neſtor unter den amerikaniſchen Chemikern. Keiner von ihnen iſt noch unmittelbar mit chemiſchen Arbeiten im eigentlichen Sinne beſchäftigt; aber jeder von ihnen hat ebenſo wie die anderen, welche vor ihnen dahingingen, in reichem Maße den Dank der amerikaniſchen Chemiker geerntet und aller derer, die an einen freien wiſſenſchaftlichen Fortſchritt glauben.

Zunächſt war das Wachstum dieſes neuen Gedankens von dem Werte der Chemie nur langſam, vielleicht wegen der ſchweren Prüfung der Nation in dem ihre ganze Kraft beanſpruchenden Bürgerkriege des Jahres 1861 und wegen der politiſchen und finanziellen Schwierigkeiten, die dieſen vier Jahren der Kriegsnot folgten. In ſolchen Zeiten nationaler Kriſen pflegt jeder geiſtige Fortſchritt lahm gelegt zu ſein.

Aber von der Zeit der Begründung der Graduate School oder der Schule für fortgeſchrittene Studierende in Harvard durch den jungen neu erwählten Präſidenten Eliot im Jahre 1872 an iſt das Wachstum der vorher ausgeſtreuten Saat, die nun gehegt und gepflegt werden konnte, ſtetig und immer raſcher geweſen. James M. Crafts und J. W. Mallet, die beide nahe Beziehungen auch zu der öſtlichen Seite des Ozeans hatten, haben es an anderen Hochſchulen in ſtarkem Maße gefördert, und unter den jüngeren Männern haben Charles Loring Jackſon, Ira Remſen, Edward W. Morley und der verſtorbene Henry B. Hill ſowohl durch ihre bedeutenden Arbeiten wie durch ihre anregende Unterrichtsweiſe einen beſonderen Einfluß auf die heranreifende Generation ausgeübt. Auch dieſe Forſcher haben ihre Ausbildung teilweiſe in Deutſchland genoſſen, ebenſo wie die meiſten ihrer jüngeren Zeitgenoſſen, ſo daß der gewaltige Einfluß deutſcher Wiſſenſchaft auf die amerikaniſche Chemie kaum zu hoch eingeſchätzt werden kann.

Heute beſitzt jede Univerſität, jedes College, überhaupt jede höhere Unterrichtsanſtalt in Amerika ihr chemiſches Laboratorium, und viele dieſer zahlreichen Inſtitute haben auch Laboratorien für phyſikaliſche Chemie und andere ſpezielle Zweige. Zehntauſende von Studierenden werden jährlich in die moderne, wiſſenſchaftliche und techniſche Chemie an dieſen Anſtalten eingeführt, und eine Fülle ſelbſtändiger wiſſenſchaftlicher Ideen und Taten nimmt in ihnen ihren Ausgangspunkt, ſich über alle Gebiete der Chemie ausbreitend. So hat eine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

große Anzahl unter den jetzt lebenden jüngeren Forschern wahrhaft fördernde Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaft geliefert. Es erscheinen in Amerika heute drei Zeitschriften von beträchtlichem Umfang, die allein der Veröffentlichung chemischer Forschungs-Ergebnisse gewidmet sind, und zahlreiche andere Journale und Akademie-Mitteilungen enthalten Artikel aus der wissenschaftlichen und technischen Chemie. Diese Zeitschriften haben auch in hohem Maße die aufblühende Wissenschaft gestärkt, so besonders das American Journal of Science von Silliman und das American Chemical Journal von Remsen.

Die American Chemical Society hat Abteilungen in jeder größeren Stadt und zählt jetzt über dreitausend Mitglieder. Sie veröffentlicht nicht nur das Journal der Gesellschaft, sondern auch einen sorgfältig bearbeiteten Bericht über die Fortschritte der chemischen Wissenschaft in der ganzen Welt. Auch die American Association for the Advancement of Science hat die Chemie in ihren Arbeitskreis hineingezogen, und eine junge und schnell wachsende Elektrochemische Gesellschaft sucht die interessante und wichtige Lehre der modernen Elektrochemie in den Universitäten und den großen technischen Anstalten der Neuen Welt zu pflegen. Die englische Society of Chemical Industrie hat einen blühenden amerikanischen Zweig, und viele andere kleinere Gesellschaften (z. B. der Physikalisch-chemische Klub von Boston und Cambridge) treten dann und wann zu gesonderten oder gemeinsamen Besprechungen zusammen, um ihre Meinungen und Ideen auszutauschen. Eine Liste der wichtigsten amerikanischen wissenschaftlichen Vereine würde aber unvollständig sein, wenn sie nicht die National Academy of Sciences in Washington erwähnte. Diese vornehmste der amerikanischen wissenschaftlichen Gesellschaften würde vor etwa fünfzig Jahren durch Wolcott Gibbs, Agassiz und ihre Freunde begründet. Sie ist zwar nicht ausschließlich der Chemie gewidmet, zählt aber unter ihre wenigen Mitglieder die hervorragendsten Chemiker der Neuen Welt.

Zahlreiche chemische Fabriken sind jetzt in Amerika vorhanden, und die riesigen industriellen Trusts hängen in ihrem Erfolg zum großen Teil von Chemikern amerikanischen Ursprungs ab.

Das Interesse an der wissenschaftlichen Forschung zeigt sich unter anderem deutlich in der großmütigen Stiftung der Carnegie-Institution in Washington mit ihrem enormen Fonds von vierzig Millionen Mark, einer Gründung zur Förderung der Wissenschaft, die in den wenigen Jahren ihres Bestehens bereits eine Reihe der schönsten Früchte aufzuweisen hat.

So ist es Amerika gelungen, im Laufe der Zeit sich eine geachtete Stellung neben den anderen Nationen in einem der bedeutendsten Gebiete der Betätigung menschlichen Forschungstriebes zu erringen. Es scheint nichts im Wege zu stehen, daß heute Entdeckungen von größter Bedeutung ebensogut auf jener Seite des Ozeans gemacht werden, wie auf dieser.

Der nationale Gesichtspunkt für die Betrachtung dieser Entwicklung ist hiermit gebührend betont worden; aber dieser kurze Artikel würde etwas wesentliches außer Acht lassen, wenn er nicht mit noch größerem Nachdrucke auf den internationalen Gesichtspunkt hinwiese. Die Chemie gehört nicht einer Nation allein an, die Wissenschaft ist Besitztum der ganzen Menschheit. In gemeinsamer Arbeit haben die chemischen Forscher aller Länder danach gestrebt, die Kenntnisse der Grundtatsachen zu erweitern und die Gesetze kennen zu lernen, die das Dasein eines jeden Dinges in jedem einzelnen Augenblick beherrschen. Und die gemeinsame Hoffnung aller dieser Forscher ist es, daß auch hierdurch an der Veredlung des Menschengeschlechtes gearbeitet werde. Dies Einverständnis aller Vertreter der Wissenschaft ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unter den zahlreichen Errungenschaften modernen Geistesfortschritts.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das biogenetische Grundgesetz nach dem heutigen Stand der Biologie.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Oscar Hertwig, Berlin.

(Schluß.)

Wir müssen demnach in der Entwicklung einer Organismenart zwei verschiedene Reihen von Vorgängen auseinanderhalten: 1. die Entwicklung der Artzelle oder des Eies, welche sich in einer steten, fortschreitenden Richtung von einer einfachen zu einer komplizierteren Organisation (des Idioplasmas) fortbewegt, und 2. die sich periodisch wiederholende Entwicklung des vielzelligen Individuums aus dem einzelligen Repräsentanten der Art oder die einzelne Ontogenese, die im allgemeinen nach denselben Regeln wie in der zunächst vorausgegangenen Ontogenese erfolgt, aber jedesmal ein wenig modifiziert, entsprechend dem Betrag, um welchen sich die Artzelle selbst in der Erdgeschichte verändert hat.

Beide Entwicklungsreihen müssen in einem kausalen Abhängigkeitsverhältnis stehen und einen vollständigen Parallelismus zueinander zeigen. Denn einmal muß jede Veränderung in der Anlage der Eizelle notwendigerweise einen entsprechend abgeänderten Verlauf der Ontogenese zur Folge haben. Und umgekehrt kann eine Veränderung, welche in späteren Stadien und im Endprodukt der Ontogenese durch äußere Faktoren bewirkt worden ist, nur dann zu einem bleibenden Erwerb der Art werden und sich nur dann in der Folge immer wieder geltend machen, wenn sie das Idioplasma der Eizelle für die nächste Generation in entsprechender Weise abgeändert hat. Ich habe dieses Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Eizustand einerseits und dem Verlauf und Endresultat der Ontogenese andererseits als das ontogenetische Kausalgesetz und als den Parallelismus zwischen Anlage und Anlageprodukt bezeichnet (s. meine Allgemeine Biologie, 2. Aufl., 1906, Kap. 24—28).

III.

Aus dem ontogenetischen Kausalgesetz folgt mit unabweisbarer, logischer Notwendigkeit, daß die Eizelle einer heute lebenden Organismenart ihrer ganzen Anlage oder ihrem eigentlichen wahren Wesen nach nicht dem Anfangsstadium der Phylogenese verglichen oder als Rekapitulation desselben bezeichnet werden kann. Wie das ausgebildete Tier, ist auch die Eizelle, aus der es entsteht, eine Endform des phylogenetischen Entwicklungsprozesses und muß sich, sofern wir eine Entwicklung aus einfachsten Anfangsformen des Lebens annehmen, zu der komplizierten Anlage, die es heute repräsentiert, ebensogut erst in unendlichen Zeiträumen entwickelt haben wie die ihr entsprechende Endform. Nur der Anhänger der Lehre von der Artkonstanz würde das Gegenteil behaupten können. Was aber hier für die Eizelle bewiesen ist, das gilt in gleicher Weise, wie sich ja von selbst versteht, für jedes andere aus dem Ei hervorgehende Entwicklungsstadium.

Und noch aus einem anderen Grunde will es mir nicht zutreffend erscheinen, die einzelnen Stadien des ontogenetischen Prozesses als eine Wiederholung der Formenreihe ausgestorbener Vorfahren zu bezeichnen. Diese sind ja abgeschlossene Endformen, selbständige Individuen, welche das Vermögen, sich direkt ineinander umzuwandeln, garnicht besitzen und sich daher auch nicht als Glieder einer Entwicklungskette aneinanderreihen lassen. Bezeichnen wir Urgroßeltern, Großeltern, Eltern und Kind mit den Buchstaben A, B, C, D, so kann sich nicht A in B, B in C und C in D unmittelbar umwandeln, sondern die vier Generationen treten nur dadurch in einen genetischen Zusammenhang, daß sie sich durch Keimzellen fortpflanzen, welche erst auf Grund ontogenetischer Prozesse die Endformen B, C, D liefern. Wenn hierbei auch D diese und jene spezielle Eigenschaft von A, B und C, wie man sich ausdrückt, erbt, so kann man doch nicht sagen, daß D in seiner Entwicklung die Ahnenreihe A, B und C durchläuft, vielmehr geht D aus seiner Anlage direkt hervor, ohne erst A, B und C zu werden.

In einem ganz anderen Verhältnis als die Reihe der Vorfahren stehen die Entwicklungsstadien einer Ontogenese zueinander; sie laufen an ein und demselben Individuum ab. Denn mögen wir eine befruchtete Eizelle, eine

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Keimblase, eine vierblättrige Keimscheibe, einen Embryo mit Kiemenspalten während einer Ontogenese einer Tierart vor uns haben, so ist es doch immer ein und dasselbe Individuum, nur in verschiedenen Stufen seiner Ausbildung, die sich unmerklich und ohne sich streng gegeneinander abgrenzen zu lassen, ineinander umwandeln. Wie die Eizelle die Anlage für den ganzen Entwicklungsprozeß, so trägt jedes einzelne weitere Stadium die Anlage für das nächstfolgende und dieses für das nächste und so weiter in sich.

Daher sind die einzelnen, sich ineinander umwandelnden Stadien einer Ontogenese ihrem innersten Wesen nach von den Formen einer Ahnenreihe, die sich gar nicht ineinander umwandeln können, verschieden. In physiologischer Hinsicht spricht sich dies auch schon in dem Umstand aus, daß embryonale Organe und Gewebe während der Ontogenese sich meist längere Zeit in einem funktionslosen Zustand befinden oder auch für ganz andere Zwecke von vornherein bestimmt sind als die Organe niederer Tierformen, zu welchen sie morphologische Beziehungen (Homologien) darbieten, wie die Schlundbögen von Säugetierembryonen zu den Kiefer- und Kiemenbögen der Fische und Amphibien.

Man muß Carl Gegenbaur zustimmen, wenn er in einer seiner kleineren, kritischen Schriften die Ontogenie als ein Gebiet bezeichnet, »auf dem beim Suchen nach phylogenetischen Beziehungen eine rege Phantasie zwar ein gefährliches Spiel treiben kann, auf dem aber sichere Ergebnisse keineswegs überall zu Tage liegen«, und wenn er »vor den Irrwegen warnt, die zur Konstruktion fiktiver Zustände, ja ganzer fiktiver Organismen führen«, da unkritisches Verhalten zu den »ontogenetischen Ergebnissen den Boden der Erfahrung verlasse und in bodenlose Spekulation verfalle«.

IV.

Wenn die Vorstellung, daß die Keimformenkette eine Wiederholung der Stammformenkette ist, sich in dieser Form nicht aufrecht erhalten läßt, was sollen wir dann an ihre Stelle setzen? Eine richtige Vorstellung der ursächlichen Beziehungen, die zwischen Ontogenese und Phylogenese bestehen, gewinnen wir, wenn wir den ganzen Formenkreis, der von der befruchteten Eizelle zum ausgebildeten Organismus führt, zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung wählen. Dann läßt sich die Stammesgeschichte des Individuums einer Art mit einer Kette vergleichen, die sich aus einzelnen Gliedern — das sind die aneinander anschließenden, zahllosen Entwicklungskreise oder Ontogenien — zusammensetzt.

Der Vorzug unserer Betrachtungsweise ist ein doppelter. Denn einmal sind die Glieder der genealogischen Kette Größen, die sich wirklich untereinander vergleichen lassen, und zweitens stehen die einzelnen Glieder auch wirklich in einem genetischen und ursächlichen Zusammenhang untereinander, da die Endform einer Ontogenie wieder die Eizelle erzeugt, welche der Ausgangspunkt der nächstanschließenden Ontogenie wird. Wer der Lehre von der natürlichen Schöpfungsgeschichte der Organismen anhängt, wird annehmen, daß die einzelnen Glieder der genealogischen Kette in geringem Grade veränderliche Größen sind, trotzdem in den unmittelbar aneinander schließenden Entwicklungskreisen der Ablauf ein sehr gleichartiger ist. Er wird ferner annehmen, daß die einzelnen Glieder, je weiter wir sie nach rückwärts verfolgen, in sehr langen Zwischenräumen immer einfacher werden, daß sowohl die Endformen in ihrer Organisation als auch gleichzeitig die Eizellen in ihrer Anlage sich vereinfachen und daß Hand in Hand hiermit der Ablauf der Ontogenese ein weniger komplizierter und auch ein kürzerer wird.

Nach unserer Fassung schließt das Entwicklungsproblem zwei Aufgaben in sich: Erstens ist zu untersuchen, wie und durch welche Mittel sich die in der Eizelle gegebene Anlage mittels der Ontogenese in die ausgebildete Endform entfaltet, oder mit anderen Worten, wie das im Ei verborgene innere Entwicklungsgesetz verwirklicht wird; und zweitens muß erforscht werden, wie im phylogenetischen Prozeß die Eigenschaften und Anlagen der Eizelle entstanden sind, durch welche sie wieder der Ausgangspunkt bestimmt gerichteter, komplizierter, ontogenetischer Prozesse wird. Hier liegen die schwierigsten und höchsten Probleme, welche der biologischen Forschung in Gegenwart und Zukunft gestellt sind, die Frage nach der Veränderlichkeit der Organismenwelt unter dem Einfluß äußerer Faktoren, die Frage der Vererbung, die Frage, was man sich unter Anlage in der Eizelle vorzustellen hat, wie Anlagen entstehen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwinden, und in welcher Weise sie überhaupt den gesetzmäßigen Ablauf der Entwicklung bestimmen.

V.

Indem ich mich auf diesen kurzen Hinweis beschränke, gehe ich noch auf den zweiten Einwand ein, den ich am Eingang dahin zusammenfaßte, daß sich in der Biologie auf die Ähnlichkeit embryonaler Formen allein kein Schluss auf eine gemeinsame Abstammung begründen läßt, wie es mit Hinweis auf das biogenetische Grundgesetz nicht selten geschieht.

Aus der Tatsache, daß die Ontogenese der Pflanzen- und Tierarten gewöhnlich mit einem einfachen Zellenstadium, dem befruchteten Ei, beginnt, hat man auf die Abstammung aller Organismen von einem gemeinsamen, einzelligen, indifferenten Vorfahren geschlossen; man hat die Hypothese vom monophyletischen Stammbaum aufgestellt. Wie unwahrscheinlich muß uns eine solche erscheinen, wenn wir von dem schon oben erörterten Gesichtspunkt ausgehen, daß nach dem ontogenetischen Kausalgesetz die befruchteten Eizellen der verschiedenen Tierarten ihrem Wesen nach ebensosehr voneinander verschieden und ebensogut Träger spezifischer Artunterschiede sind wie am Ende ihrer Ontogenese die ausgebildeten Individuen, auf deren Merkmale wir unser Tiersystem aufbauen!

Da die Anzahl der bis jetzt beschriebenen Tierarten schon auf mehr als eine halbe Million geschätzt werden kann — gibt es doch allein schon über 100000 verschiedene Käferarten — da ferner die verschiedenen Pflanzenspezies sich auch auf mehrere Hunderttausende belaufen, kommen wir zu dem unabweisbaren Schluß, daß fast eine Million von Artzellen, die nach Organisation und Anlage verschieden sind, unsere Erde bevölkert. Und diese ungeheure Zahl muß doch noch als eine kleine bezeichnet werden, wenn wir uns auf den Boden der Entwicklungstheorie stellen und annehmen, daß jede einzelne der heute lebenden Artzellen mit ihrer höheren Organisation allmählich aus einfacher organisierten Ahnenzellen in einer unendlich langen genealogischen Kette hervorgegangen ist, und daß überhaupt in den Perioden der Erdentwicklung, wie uns die Palaeontologie lehrt, zahllose Arten von Lebewesen, die sich von den gegenwärtigen sehr wesentlich unterschieden haben, vollständig ausgestorben sind. Auch zeigt uns ferner die Kunst der Gärtner und Tierzüchter, daß jede Artzelle aus bekannten und unbekannten Ursachen oft in weiten Grenzen variieren kann, und daß sich auf Grund dieser Variabilität viele Varietäten und Rassen von Artzellen züchten lassen. Es sei nur kurz an die vielen Varietäten der Rose, der Birne, der Stachelbeere oder der Taube und des Hundes erinnert.

Wenn somit schon die »einfache Zelle« eine Form des Lebens ist, die eine unser Denkvermögen übersteigende Fülle von Verschiedenheiten höheren und niederen Grades zuläßt, was könnte uns zu der so unwahrscheinlichen Annahme nötigen, daß unsere Erde auf einer früheren Periode der Entwicklung nur von einer einzigen Art von Zellen bevölkert gewesen sei, oder daß die schöpferische Natur bei der Urzeugung von Zellen (oder noch einfacheren Lebensformen, aus denen erst die Zellen hervorgegangen sind) nur *eine* Art derselben nach einem einzigen Schema hervorzubringen vermocht habe?

Der Schluß, daß alle Organismen von einer gemeinsamen, einzelligen Ahnenform abstammen müssen, weil sie in ihrer Entwicklung zuerst das Stadium einer Zelle durchlaufen, hat keine Beweiskraft in sich; denn er läßt das Wesen der Zelle, das gar kein einheitliches ist, ganz unberücksichtigt. A priori hat vor der monophyletischen Hypothese die polyphyletische eine viel größere Wahrscheinlichkeit für sich. Somit würden die genealogischen Ketten der heute lebenden Organismen, wenn wir sie in die Vorzeit zurückverfolgen, von einer zwar nicht näher zu bestimmenden, wahrscheinlich aber großen Zahl von verschieden organisierten Urzellen ausgehen, die in irgend einer Weise während einer Erdperiode oder auch zu ganz verschiedenen Erdperioden zu wiederholten Malen auf natürlichem Wege entstanden sind.

Nicht viel anders steht es mit den Schlüssen, die man aus manchen Ähnlichkeiten in der Organisation zwischen den Embryonen höherer Tiere und den ausgebildeten Endformen systematisch tiefer stehender Gruppen gezogen hat. Wenn man die Schlundspalten der Säugetier-Embryonen den Kiemenspalten der perennibranchiaten Amphibien und der Fische vergleicht und daraufhin ein Amphibien- und ein Fischstadium in der Säugetierentwicklung unterscheidet, so läßt sich dagegen nichts sagen, solange man die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

obigen Ausdrücke gewissermaßen nur metaphorisch gebrauchen und durch sie auf einen gewissen Grad von Formenübereinstimmung aufmerksam machen will. Verbindet man dagegen mit dieser Ausdrucksweise die Deszendenz-Hypothese, daß die Säugetiere von Amphibien und Fischen abstammen, und daß der Besitz von Kiemenspalten hierfür der Beweis sei, so lassen sich gegen diese Auffassung und diese Art der Beweisführung ähnliche Bedenken erheben, wie sie schon oben betreffs der Deduktionen aus der Gemeinsamkeit des Zellenstadiums geäußert wurden.

Die Schwierigkeiten, welche allen deszendenz-theoretischen Fragen um so mehr innewohnen, je mehr der hypothetisch angenommene Vorgang in unendlich entfernte Zeiträume zurückverlegt wird, lassen auch die obigen Schlußfolgerungen als willkürliche erscheinen. Beim Versuch, die genealogischen Ketten der Säugetiere, der Amphibien und Fische in die Vorzeit zurückzuverfolgen, geraten wir in ein Dunkel, in welches auch die helle Leuchte der Wissenschaft mit keinem Lichtstrahl zurzeit hineinzudringen vermag; und so läuft die Forschung Gefahr, »von jener Bahn abzuweichen, auf der sie allein zur Erkenntnis des Wahren und damit zu dauernden Erfolgen gelangen kann«. (Gegenbaur.)

Unmögliches zu leisten, kann niemand von der Wissenschaft verlangen, wohl aber, daß sie auch wirkliches und zuverlässiges Wissen schafft. Mit diesem Ziel vor Augen muß die Wissenschaft aus der Fülle aller möglichen Fragen sich derjenigen bemächtigen, auf welche sie mit ihren derzeitigen Hilfsmitteln und Methoden eine Antwort erwarten kann. Denn nur dadurch, daß sie uns Wissen bietet und mit ihm die Welt zu beherrschen lehrt, ist sie im Geistesleben der Gegenwart die imposante Macht geworden, welcher sich die lebende Generation mit Vertrauen anschließt.

Korrespondenzen.

Kopenhagen, April 1907.

Drahtlose Telegraphie und Telephonie.

Die skandinavischen Nationen figurieren politisch nicht in der Reihe der Großmächte. Aber auf den verschiedenen Gebieten geistigen Lebens nehmen sie heute wie ehedem unter den Kulturvölkern einen hervorragenden Rang ein. Von der Literatur und der Kunst weiss das jedermann. Weniger dagegen kennt die größere Oeffentlichkeit ihre technologischen Leistungen. Und doch sind auch diese von hoher Bedeutung.

Kaum ein Problem der technischen Physik kann zurzeit auf so allgemeine Beachtung unter den Gebildeten Anspruch erheben, wie das der drahtlosen Telegraphie und Telephonie. Diesseits wie jenseits des Ozeans werden die Fortschritte auf diesem Gebiete mit Spannung beobachtet, und ganz besonderes Interesse bringt, wie man weiss, der Deutsche Kaiser dieser Frage entgegen.

Zu dem jüngeren unter diesen beiden Verkehrsmitteln, zur drahtlosen Telephonie, den eigentlichen Weg zu weisen, ist einem dänischen Forscher Poulsen vorbehalten gewesen, und so wird es begreiflich erscheinen, wenn in diesem internationalen publizistischen Organ ein Landsmann von Poulsen über dessen Leistung und über den gegenwärtigen Stand der Funkentelegraphie und -telephonie das Wort nimmt.

Die Funkentelegraphie verdankt ihre Entstehung den berühmten Entdeckungen von H. Hertz aus den Jahren 1887 und 1888. Hertz hatte gefunden, daß die Natur selbst das Auftreten sehr schneller elektrischer Schwingungen begünstige. Diese verursachen bekanntlich Erschütterungen des »Äther« genannten feinen Mediums im Raum und pflanzen sich in diesem, ähnlich wie das Licht, bis ins Unbegrenzte fort. Es ist eine in ihrer letzten Ursache uns wohl stets unbegreiflich bleibende Fernwirkung des elektrischen Stromes. Dieser Strom kann, in vielen Windungen um einen Eisenkern geführt, wie wir wissen, den Kern magnetisch machen. Um den Kern breitet sich dabei ein Kraftfeld aus, das, obwohl es beständig mit der Entfernung an Stärke abnimmt, eigentlich keine Grenzen kennt. Außer der Anziehung von Eisenkörpern hat ein solches Feld aber noch eine andere, eigentümlichere und wichtigere Fähigkeit. Es ruft in einem Metalldraht dann Elektrizität hervor, wenn die Stärke des Feldes Schwankungen unterworfen ist. Beim Einschalten des Stromes in die Windungen des Eisenkerns z. B. entsteht das Feld, beim Ausschalten dagegen verschwindet es plötzlich. Schneiden die vom Feld ausgehenden magnetischen Wellen nun einen Draht in bestimmter Weise, so entsteht in dem Draht ein elektrischer Strom. Die Stärkeänderung des Stromes in einem ersten Draht hat somit durch das Mittel eines magnetischen Wellenschlages in einem zweiten Draht Elektrizität hervorgerufen. Und zwar wechseln die elektrischen Veränderungen, da ja die eine Erscheinung von der andern abhängig ist, im Tempo der Änderung des Primärstromes. Aber nicht nur ein spulenförmig zum Magneten gewickelter Draht übt derartige

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirkungen aus, sondern jeder stromdurchflossene Leiter, auch wenn er geradlinig gespannt ist. Gelingt es demnach, beispielsweise durch einen vertikalen, etwa 30 m hohen Draht einen Strom von stark wechselnder Intensität zu schicken, so ändern sich die erzeugten magnetischen Schwingungen beständig entsprechend der wechselnden Stromstärke, und der in einem zweiten Draht induzierte Strom ändert sich wieder beständig entsprechend den magnetischen Schwingungen. Die Möglichkeit, durch die Luft zu telegraphieren, ist damit bereits vorhanden. Es ist jetzt nur noch nötig, daß man am Empfänger, dem zweiten Draht, durch geeignete Instrumente den in ihm hervorgerufenen Strom erkennen kann.

Damit aber für die drahtlose Telegraphie größere Entfernungen von praktischem Wert erreichbar sind, ist es nötig, daß die am Sender erzeugten Stromschwankungen eine sehr hohe Frequenz haben. Also z. B., daß der Strom innerhalb einer Sekunde oftmals zu einem Höchstwert ansteigt, wieder bis zum Verlöschen abnimmt, dann nach der andern Richtung wieder bis zu seinem Höchstwert wächst, um dann von neuem zu erlöschen und das Spiel von vorne zu beginnen. Die Stromstärke ändert sich dann nach einer Wellenlinie, von der ein Wellenberg und ein Wellental zusammen einer Schwingung entsprechen. Je mehr nun solche innerhalb einer Sekunde einander folgen, desto größer wird auch im Verhältnis der Frequenz die im Empfänger induzierte Stromstärke, desto weiter können Sender und Empfänger entfernt sein, ohne daß die Zeichen unverständlich werden oder ganz ausbleiben. Größere Entfernungen nun aber, etwa gar bis zur Breite des Weltmeeres, können mit der Frequenz, die unsere Dynamomaschinen geben, keinesfalls erlangt werden, weil diesen die Fliehkraft eine obere Grenze setzt. Maschinen mit viel mehr als 10 000 Schwingungswellen dürften kaum zu bauen sein. Man benutzt deshalb, um auf die gewünschte hohe Frequenz zu kommen, ein anderes Mittel. Es besitzt bekanntlich jedes elastische Ding die Fähigkeit, Eigenschwingungen auszuführen, d. h. es macht, einmal aus der Ruhelage gebracht, eine ganz bestimmte unabänderliche Zahl von Schwingungen in der Sekunde, die nur von seinen Dimensionen abhängt. Dies gilt in gleicher Weise für eine Feder wie für ein Pendel oder einen elektrisch geladenen Draht, der plötzlich mit einer großen leitenden Fläche wie etwa der Erde verbunden ist, oben aber frei endigt. Der fragliche Gegenstand kann, einmal angestoßen, Schwingungen ausführen, die so lange dauern, bis der durch die Bewegung ihm mitgeteilte Energiebetrag in den Widerständen wieder aufgezehrt ist. Wie ein Pendel nach kürzerer oder längerer Zeit zur Ruhe kommt, weil der Luftwiderstand und die Reibung die Schwingungen dämpfen, so erlöschen auch die elektrischen Schwingungen infolge der Einwirkung des elektrischen Widerstandes in der Strombahn. Je geringer man diese Dämpfungsursache macht, desto länger hält die Schwingung vor. Diese Eigenschwingungen entheben uns nicht allein der Verwendung von Maschinen, welche ihren Strom durch unseren Draht hindurch nicht einmal mit der gewünschten Geschwindigkeit zu jagen vermögen, sondern sie geben uns sogar automatisch diese gewünschte Geschwindigkeit, welche rund ausgedrückt die Zahl 1 000 000 beträgt.

Die Art und Weise der Erregung geschah bis vor kurzem ausschließlich durch den elektrischen Funken. Einen großen Fortschritt bedeutete da die Erfindung **Poulsens**, an Stelle des Funkens den Lichtbogen zur Erregung elektrischer Schwingungen zu verwenden. Beide Methoden unterscheiden sich besonders in einer Hinsicht ganz wesentlich. Bei der ersten wird in der einfachsten aber auch unzweckmäßigsten Weise zwischen den Draht und die Erde ein etwa 1 cm langer Luftzwischenraum eingeschaltet. Die Schwingungsbahn ist durch diesen Zwischenraum zunächst unterbrochen. Wenn nun von einer Quelle, die Elektrizität von genügend hoher Spannung liefert, der Draht geladen wird, so tritt an der Unterbrechungsstelle der allen wohlbekannte elektrische Funke auf, in welchem sich der Überdruck im Draht gegen den Unterdruck an der Erde ausgleicht. Wir würden uns aber einer Täuschung hingeben, wenn wir glaubten, daß in dem Funken die ganze Ladung im Draht auf einmal nach der Erde geflossen sei. Der Funke hat vielmehr nur die Schwingung eingeleitet, und die Ladung fließt als elektrischer Strom mehrmals am Draht in der erwähnten Frequenz auf und ab, indem sie den bestehen bleibenden Kanal des Funkens aus glühender Luft und Metalldämpfen gleich einer metallischen Bahn benutzt. Die Ladung selbst stellte aber einen ganz bestimmten Energiebetrag dar, der nur bis zu seiner völligen Erschöpfung zu schwingen vermag. Es herrscht dann bis zur nächsten Aufladung des Drahtes im System vollständige Ruhe, und zwar pflegt bei den praktischen Ausführungen diese Ruhepause rund 1000 mal so lang zu währen, wie die Zeitdauer der Schwingung selbst, welche nach 10—20maligem Pendeln meist zur Ruhe kommt. Anders wäre es, wenn irgend eine Energiequelle den pro Schwingung in den Widerständen vernichteten Energiebetrag immer nachliefern würde, wie etwa die Feder beim Pendel einer Pendeluhr.

Poulsen ist es nun gelungen, ein Verfahren herzustellen, das kontinuierliche Schwingungen der verlangten Frequenz liefert. Ein in besonderer Weise erzeugter elektrischer Lichtbogen, wie er in den elektrischen Bogenlampen brennt, gestattet nämlich nicht nur, daß ein geladenes System seine Eigenschwingungen ausführt, sondern es regt dieses sogar immer wieder von neuem dazu an. Der Bogen gibt von der Energie, die zu seinem Brennen verwendet und von Maschinen geliefert wird, gerade so viel ab, als pro Schwingung verzehrt wird. Für die Schwingung liegt deshalb kein Grund zum Ausgehen vor. Während bei einmaliger Funkenerregung nach etwa 10 Schwingungen (von denen jede ein millionstel Sekunde, der ganze Vorgang also $^1/_{100000}$ Sekunde gedauert hat) die Schwingung erlischt, führen die Lichtbogenschwingungen pro Sekunde gerade eine Million volle Pulsationen aus. Man nennt letztere **ungedämpfte Schwingungen** im Gegensatz zu den gedämpften. Das geschieht freilich mit Unrecht, denn im letzten Grunde suchen dieselben Dämpfungsursachen beide Arten zum Ausgehen zu bringen.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Außer der verschiedenen Dauer besteht aber noch ein prinzipieller Unterschied zwischen den beiden Arten von Schwingungen. Zum Einsetzen des Funkens gehört eine viel höhere elektrische Spannung und somit auch eine viel höhere Energie als zum Betrieb des Lichtbogens. Die Stromstärke ist demzufolge bei der Funkenerregung während der ersten Schwingungen eine viel höhere als jene bei der Lichtbogenerregung. Dafür liefert die letztere aber gleichbleibende Wellen, während die der ersteren rasch abnehmen. Dieser Unterschied ist nicht ohne Einfluß auf die Erzeugung des elektrischen Stromes im Empfänger, für die es sehr darauf ankommt, möglichst viele magnetische Wellenimpulse zu erhalten. Haben Sender und Empfänger gleiche Eigenfrequenz, mit anderen Worten, sind sie im Einklang (Resonanz), was bei gleicher Drahtlänge der Fall ist, so nimmt die Schwingung im Empfänger den höchsten erreichbaren Wert an. Der erste Entladungsstoß, der ein magnetisches Feld erzeugte, läßt durch dieses im Empfänger eine gewisse minimale Ladung auftreten, die in ihm, da er ebenfalls ein elastisches, d. i. schwingungsfähiges System darstellt, ins Schwingen gerät, und zwar im selben Tempo wie der Sender. Jeder weitere Impuls vermag dann die Empfängerschwingung weiter zu steigern, so daß letztere zu erkennbaren Beträgen anwachsen kann. Es ist leicht einzusehen, daß dies aber nur bei Resonanz möglich ist. Wenn jemand ein Kind, das in einer Schaukel sitzt, möglichst hoch schwingen will, dann gibt er der Schaukel Stöße in ihrer Eigenfrequenz, und er erreicht ganz dasselbe, ob er ihr wenige sehr kräftige oder viele und schwache Stöße erteilt. Immer jedoch ist es nötig, daß sich das Kind nicht gegen das Schaukeln sträubt; dies würde den dämpfenden Widerständen entsprechen.

Um aber mittels schneller elektrischer Schwingungen telegraphieren zu können, gleichgültig nach welcher Erregungsmethode, sind noch zwei weitere Dinge erforderlich. Einmal muß man einen um so empfindlicheren Wellenanzeiger haben, je weiter Sender und Empfänger von einander entfernt sind, ferner müssen die Schwingungen im Sender nach bestimmten Grundsätzen erzeugt werden, etwa nach den Punkten und Strichen des Morsealphabets, die durch selteneres bezw. häufigeres Aufladen des Luftdrahtes mit nachfolgender Schwingung zustande gebracht werden. Als einer der geeignetsten Wellenanzeiger hat sich die sogenannte elektrolytische Zelle von Schlömilch erwiesen, die aus zwei sehr dünnen Platindrähten besteht, welche in ein Gefäß, gefüllt mit verdünnter Schwefelsäure, eintauchen. Ein ganz schwacher elektrischer Strom durchfließt diese Zelle und einen telephonischen Hörer; er wächst plötzlich an, wenn Schwingungen an die Zelle kommen. Mittels dieser Zelle kann man die dem Sender erteilten Ladungsimpulse infolge ihrer geschilderten Einwirkung auf den Empfänger an diesem abhören.

Die Schlömilchsche Zelle eignet sich aber auch in derselben Weise zur Aufnahme eines telephonischen Gespräches, wenn man im Sender die dort erregten Schwingungen nach Art der akustischen beeinflußt. Beim Sprechen erzeugen wir Schallwellen, nämlich Verdichtungen und Verdünnungen der Luft von bestimmter Frequenz, indem z. B. die Vokale je nach der Tonhöhe der menschlichen Stimme 100 (beim Baß) bis 1000 (beim Sopran) Schwingungen pro Sekunde bedürfen. Diese Verdichtungen und Verdünnungen sind jedoch keine einfachen und gleichmäßigen Wellenlinien wie bei den elektrischen Schwingungen, sondern durch verschiedene Obertöne, je nach der Klangfarbe, außerordentlich unregelmäßig zusammengesetzt. So ist z. B. bei allen Vokalen die Tonhöhe annähernd dieselbe. Daß wir jedoch das eine Mal ein »a« und das andere Mal ein »u« hören, rührt von beigemischten höheren Tönen her, die den Klang bedingen. Das gleiche gilt in noch stärkerem Maße von den Konsonanten. Im gewöhnlichen Mikrophon, einer Membrane, die auf Kohlekörner drückt und durch Gegensprechen in Schwingungen gerät, wodurch sie die Stärke eines durchgeschickten Stromes variiert, werden die Schallschwingungen in elektrische umgesetzt. Sie verlaufen den Eigenschwingungen des Systems gegenüber sehr langsam, können diesen aber, wenn man Luftdraht und Mikrophon in geeigneter Weise kombiniert, überlagert werden. Es werden dann vom Sender nicht mehr Wellen von beständig gleicher Stärke ausgestrahlt, sondern den akustischen verwandte. Während man aber die schnellen elektrischen nicht mehr hören konnte, denn unser Ohr registriert nur bis zu 40000 Schwingungen pro Sekunde, können die überlagerten akustischen unter Zuhilfenahme der elektrolytischen Zelle im Telephon wahrgenommen werden. Es kommt dies daher, daß der Empfänger stärkere Schwingungen annimmt, wenn stärkere Impulse durch den Äther übertragen werden. Hierzu eignen sich aber nur die sogenannten ungedämpften Schwingungen, da nur diese kontinuierlich sind, während die durch Funken erregten die Dauer der akustischen überhaupt nicht erreichen. Es ist das Verdienst der deutschen Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, System »Telefunken«, die Poulsensche Anregung aufgegriffen und auch eine Anordnung gefunden zu haben, die ungedämpfte Schwingungen zu erzeugen gestattet. Vermittelst dieser Anordnung hat sie als erste heute bereits eine Telephonierentfernung von 40 km erreicht.

Eine so wertvolle Ergänzung die drahtlose Telephonie zur drahtlosen Telegraphie auch darstellt, gegenüber der gewöhnlichen Drahttelephonie hat sie gegenwärtig freilich noch den einen Nachteil, daß ein gleichzeitiges Hin- und Hersprechen ausgeschlossen ist. Der Luftverkehrsweg kann immer nur entweder zum Sprechen oder zum Hören benutzt werden. Der eine Teilnehmer wird deshalb immer geduldig warten müssen, bis der andere seine Rede beendet hat; erst dann, nach vorgenommener Umschaltung, kann er seinerseits antworten. Für viele Fälle, insbesondere den eingangs erwähnten des Gedankenaustausches auf dem Ozean, stellt die drahtlose Telephonie aber trotzdem eine äußerst wertvolle Ergänzung der modernen Nachrichtenübermittlung dar.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

27. April 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Deutschland, England und die Vereinigten Staaten.

Von Professor John W. Burgess, Columbia University, New York U. S. A.
(Winter-Semester 1906/07 Austausch-Professor an der Universität Berlin.)

Seit langem schon mehren sich die Stimmen innerhalb der drei großen germanischen Nationen, die einem engeren kulturellen Zusammengehen Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten das Wort reden. Gerade die hervorragendsten Geister in diesen Ländern empfinden am stärksten die Notwendigkeit einer solchen von jeder aggressiven Spitze gegen die übrigen Kulturvölker natürlich freien Fühlungnahme. Ein klassischer Repräsentant dieses Standpunktes war Theodor Mommsen. Als ich den gefeierten deutschen Geschichtsschreiber, zu dessen Füssen als Student zu sitzen ich seiner Zeit das Glück hatte, bei einem Aufenthalt in Deutschland während des Sommers 1902 aufsuchte, erklärte er mir als sein Credo, daß das gute Einvernehmen, ja der Freundschaftsbund zwischen Deutschland, England und den Vereinigten Staaten die unerläßliche Vorbedingung sei, zu einem wesentlichen Fortschritt in der Weltkultur zu kommen. Und beim Scheiden empfahl mir der greise Forscher: »Predigen Sie diese Lehre nah' und ferne, wann immer und wo immer sich eine Gelegenheit dazu bietet!« Auf meine Frage, ob seine Überzeugung mit der der leitenden Männer Deutschlands übereinstimme, antwortete er ohne Zögern bejahend.

Lange schon, bevor Professor Mommsen diese Anschauung gegen mich aussprach, war ich meinerseits bereits durch historische und ethnographische Studien zu der gleichen Überzeugung gekommen.

Die genannten drei großen Nationen verknüpft vor allem das Band engerer Blutsverwandtschaft. Die Völker von Deutschland, England und den Vereinigten Staaten gehören in ihren wesentlichen Bestandteilen der germanischen Rasse an. In einem allgemeineren Sinne gefaßt, läßt sich Deutschland als das Mutterland von Großbritannien und dieses wiederum als das Mutterland der Vereinigten Staaten bezeichnen. Indeß, dieses äußere Band der Blutsbeziehungen allein würde für die Forderung einer engeren Fühlungnahme zwischen den drei Nationen nicht genügen. Von größerem Gewicht muß es sein, daß auch eine wesentliche innere Übereinstimmung der Anschauungen über Recht und Unrecht, über Freiheit und Regierung, über Politik und Lebensauffassung unter ihnen besteht: sie erst macht aus dem ethnischen Bande ein ethisches.

Fragt man, welches diese Momente der inneren Übereinstimmung sind, so lassen sich deren vor allem drei aufführen.

Der erste und bedeutendste Faktor, der hier genannt werden muß, ist die bei allen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drei Nationen gleiche Hochschätzung des Individuums und der individuellen Rechte. Schon in den Tagen des Tacitus ist sie als das hervorragendste Kennzeichen der Germanen anerkannt worden. Aus dieser Auffassung entsprang ihre tiefe Achtung vor der Freiheit des Gedankens und des Gewissens und vor der Sicherheit des Privateigentums. Man geht deshalb nicht zu weit, wenn man sagt, daß die individuelle Initiative in den Unternehmungen, die individuelle Energie in der Forschung und das individuelle Gewissen in der ethischen Entwicklung, die in den großen germanischen Staaten genährt und gefördert wurden, die wichtigsten und die treibenden Kräfte der Zivilisation in der modernen Welt gewesen sind.

In zweiter Linie ist zu erwähnen, daß diese drei Staaten im Verlaufe ihrer Geschichte eine wesentliche Übereinstimmung in den Anschauungen von der lokalen Autonomie (local self-goverment) erreichten. Zwei von ihnen, Deutschland und die Vereinigten Staaten, haben das System der Bundesregierung, in festumschriebenen Verfassungen aufgebaut; und in dem institutionellen Leben und der Geschichte des dritten ist der Respekt vor der lokalen Selbstverwaltung so tief eingewurzelt, daß zwar Parlamentsgesetze überschritten worden sind, um ihre Entwicklung zu fördern, aber niemals, um sie zu zerstören oder auch nur in ihre Sphäre einzugreifen. Die lokale Selbstverwaltung aber ist nicht nur das wirksamste Werkzeug für die gesunde innere Politik eines Landes, sondern zugleich auch die beste Schule für die politische Erziehung überhaupt. In ihrem Rahmen und auf ihrer Grundlage wird das latente politische Talent am ehesten ans Licht gefördert, diszipliniert und entwickelt.

Als drittes Moment ist hervorzuheben, daß die drei großen Völker alle ihre Institutionen auf der Basis des Nationalstaates errichtet und durch die Verwirklichung des nationalen Prinzips entwickelt haben. Dieses Prinzip besagt, daß eine gewisse Majorität der Bevölkerung innerhalb einer gegebenen physischen Einheit zu einer Übereinstimmung der Anschauungen über Recht und Unrecht, Interessen und Politik gelangt ist, und daß diese Majorität die herrschenden Ideen innerhalb dieser Einheit und dieser Bevölkerung verkörpert. Darin liegt, daß der Staat im tiefsten Grunde ein demokratischer Staat ist, wie immer auch seine äußere Verfassungsform aussehe, und daß die Regierungsgewalt für die Wohlfahrt aller Regierten und nicht für den Vorteil einer regierenden Rasse oder Klasse verwendet wird oder verwendet werden muß. Das nationale Prinzip besagt ferner aber auch, daß bei der Ausbreitung derartiger Staaten über andere Länder und Bevölkerungen als leitendes Ziel angesehen werden muß das Hinaustragen der Zivilisation zum Zwecke der Aufklärung und der Förderung der neuen Untertanen, und daß jeder Privatvorteil, den sich ein Staat durch die Expansion seines Gebietes verschafft, nur nebensächlich und sekundär sein darf und mit dem Endziele, das allein solches Vorgehen rechtfertigt, in keinerlei Konflikt zu treten hat. So darf man sagen, daß der moderne, vor allem auf germanischem Boden erwachsene Nationalstaat, während er das Problem der individuellen Freiheit, der lokalen Selbstverwaltung und der gemeinsamen Regierung löst, gleichzeitig auch das System der modernen internationalen Gesetzgebung, das stufenweise den Weltfrieden begründet und sichert, erzeugt hat.

Läßt sich demnach behaupten, daß der germanische Genius und das germanische Gewissen zwei hervorragend starke Kräfte in der modernen Zivilisation und Kultur gewesen sind, warum — muß man da fragen — sollen dann die drei großen politischen Vertretungen dieses Genius und dieses Gewissens nicht Hand in Hand arbeiten dürfen, um ihre Zivilisation und Kultur den anderen Teilen der Welt vereint mitzuteilen? In der Natur der Dinge findet sich kein Grund, weshalb sie es nicht tun könnten, wohl aber spricht alles dafür, daß sie es tun sollten.

Allein in der Welt der Tatsachen stößt dieses erhabene Ziel auf eine Reihe von Hindernissen. Sie werden am deutlichsten ersichtlich in einem gewissen Gefühl der Antipathie zwischen einzelnen Teilen der drei großen Nationen. In Deutschland richten sich diese Empfindungen fast ausschließlich gegen England, in England fast ausschließlich gegen Deutschland und in den Vereinigten Staaten hauptsächlich gegen England. In allen drei Fällen aber beruhen sie, wie ich mich auf Grund eingehenden, vieljährigen Studiums von Land und Leuten überzeugt habe, mehr auf äußeren Missverständnissen und Übertreibungen, als auf fundamentalen Gegensätzen, deren Überbrückung auch der beste Wille unmöglich machte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Deutschland erreichten die Gefühle der Antipathie gegenüber England eine gewisse Höhe, als dieses in den Burenkrieg eintrat. Die Buren waren Germanen und den Deutschen nicht weniger blutsverwandt als die Engländer selbſt. Es verletzte deshalb die idealiſtischen Empfindungen der Deutschen, daß England alte, wohlerworbene Rechte der Buren antaſtete, und der deutsche Handel und Verkehr andererseits nahm lebhaften Anſtoß daran, daß die Engländer in Südafrika eine den deutschen Interessen schädliche Politik inaugurierten. Die deutsche Regierung verhielt sich allerdings neutral gegenüber den beiden Parteien, aber im deutschen Volke und in der deutschen Presse gab sich die feindliche Stimmung gegen England in mannigfacher Weise kund. Allein wie so oft im hiſtorischen Leben hat auch hier die Zeit ihre versöhnende Wirkung ausgeübt. Die antipathischen Empfindungen gegen England haben bei den gebildeten Deutschen erheblich nachgelassen; binnen kurzem dürften sie ganz der Vergangenheit angehören.

Die Stimmung in England gegen Deutschland beruht im wesentlichen, neben dem Groll über die Haltung des deutschen Volkes während des Burenkrieges, auf der kommerziellen Rivalität zwischen den beiden Nationen. Aus dem Zuſtande eines Agrarſtaates haben die Engländer Deutschland in den letzten dreißig Jahren in die Position eines großen induſtriellen und kommerziellen Rivalen emporrücken sehen. Es konnte unmöglich leicht sein für die alte Beherrscherin der Meere und des Handels, sich an einen Wettbewerb auf demjenigen Gebiete zu gewöhnen, das sie so lange ausschließlich als das ihrige betrachten durfte. Sie war nicht nur gezwungen, sich für ihre Produkte und ihre Arbeit auf den Weltmärkten und im Weltverkehr schlechter bezahlen zu lassen als bisher, sie wurde auch — was für den konservativen Sinn der Engländer besonders viel ausmachte — genötigt, ihre Bräuche und Gewohnheiten im Verhältnis zu anderen Staaten und anderen Völkern zu modifizieren. So hat das kommerzielle Emporkommen Deutschlands allerdings den britischen Stolz verletzt und die britischen Taschen etwas erleichtert. Aber für die nichtbritische Welt war diese Veränderung der internationalen wirtschaftlichen Situation überaus vorteilhaft, und die Engländer müssen es im weiteren Verlaufe einsehen und werden es auch einsehen, daß das Beſtehen einer solchen Rivalität, wenn sie in geziemender Weise geführt wird, keinen gerechten Anlaß zu Klagen oder feindlichen Gefühlen bietet. Auch dieser Umſtand muß also als unwesentliches Hindernis für ein Syſtem freundschaftlicher und intimer Beziehungen zwischen Deutschland und England bezeichnet werden.

Den Vereinigten Staaten gegenüber herrscht in Deutschland, wie bereits kurz bemerkt, zurzeit eine durchaus freundliche Stimmung. Ich habe die letzten drei Jahre zum großen Teil auf deutschem Boden zugebracht und habe überall und in allen Klassen der Bevölkerung den ernſten Wunsch nach gutem Einvernehmen und intimen Beziehungen mit den Vereinigten Staaten vernommen, während mir von keiner irgendwie in Betracht kommenden Seite Entgegengesetztes zu Ohren gekommen iſt. In den Hof- und Regierungskreisen beſteht solcher Wunsch in ausgesprochenſter und aufrichtigſter Weise.

Diese freundschaftlichen Empfindungen zwischen den beiden Nationen sind das Ergebnis einer durch mehr als hundert Jahre währenden, faſt ununterbrochenen Entwicklung. Die hohe Achtung, welche Washington und Friedrich der Große für einander hegten, und die Tatsache, daß Preußen allein unter allen europäischen Mächten während der Periode unserer Konföderation — dieser Zeit unserer großen Schwäche, da wir auswärtiger Freundschaften so sehr bedurften — bereit war, mit den Vereinigten Staaten einen Handelsvertrag zu schließen, mögen als Beweis dafür genannt werden, seit wie lange schon und in welch' hohem Maße von den weitblickendſten politischen Geiſtern in Deutschland und den Vereinigten Staaten das Bedürfnis nach einem Einverſtändnis zwischen den beiden Nationen empfunden worden.

Von den Tagen unserer Unabhängigkeitserklärung an iſt der Freundschaftsbund der Vereinigten Staaten mit dem deutschen Volke beſtändig gewachsen. Eine ausgedehnte Einwanderung aus allen Teilen Deutschlands, namentlich nach dem Nordweſten unseres Vaterlandes, erfolgte. Sie machte es möglich, daß während des furchtbaren Kampfes, den im 19. Jahrhundert der Norden unseres Vaterlandes mit den Südſtaaten auszutragen hatte, große Scharen von Deutschen als Soldaten und Offiziere in die Regimenter der Union

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eintraten. Deutsche drillten und disziplinierten unsere einheimischen Truppen und führten sie zum Kampfe und Sieg. Ihre Kenntnis der Kriegswissenschaft und der Taktik wurde für die Union unschätzbar und die Ursache des endgültigen Triumphes unserer Sache. Die Freundschaften zwischen Deutschen und Amerikanern, durch Kameradschaft im Lager und vor dem Feinde erzeugt, hatten tieferes Sichverstehen und herzlichere Zuneigung im Gefolge. Dazu kam die Tatsache, daß während des gesamten Kampfes die deutschen Staaten niemals aus ihrer offiziellen Neutralität heraustraten. Das deutsche Volk selbst aber schaute mit Sympathie und Stolz zu, wie seine Söhne jenseits des Ozeans der Sache der Freiheit dienten, gleich als ob es ahnte, daß der auf unserem Boden ausgefochtene Kampf indirekt auch zur Verwirklichung seiner eigenen nationalen Ideale beitragen würde.

(Schluß folgt.)

Die internationale Währungsfrage.

Von Geh. Ober Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Lexis, Göttingen.

(Schluß.)

Am erfolgreichsten hat sich das von der indischen Regierung 1893 unternommene Experiment erwiesen. Die Münzstätten wurden für die private Silberprägung geschlossen, die Regierung behielt sich aber vor, ihrerseits wieder Rupien zu prägen und gegen Gold zu dem festen Wert von 16 Pence auszugeben. Dagegen war in keiner Weise die Rede davon, daß sie auch umgekehrt Rupien gegen Gold einwechseln würde. Man glaubte, daß der Wert der Rupie einfach durch Erhöhung ihrer Seltenheit mittels der Einstellung der Prägungen gehoben werden könne. Das war eine falsche Annahme; wenn aber die Hebung in der Tat gelungen ist, so war dies der direkten Einwirkung der Prägungseinstellung auf den Wechselkurs zu verdanken. Obwohl Indien jährlich 17 bis 18 Millionen Pfd. St. an Schuldzinsen und Pensionen nach England zu bezahlen hat, ergibt seine Zahlungsbilanz doch noch immer einen bedeutenden Saldo zu seinen Gunsten. Neben Regierungs- und Privatwechseln wurden daher von England auch stets große Quantitäten Barrensilber nach Indien versandt, die bis zum 26. Juni 1893 sofort in die Münzstätten wanderten, um dort in gesetzliche Zahlungsmittel umgewandelt zu werden. Durch die Einstellung der Prägungen aber wurde die Verwendung von Silber zur Saldoausgleichung erschwert, da es jetzt nur als Barrenmetall verwendet werden konnte. Die Folge war eine Vermehrung der Nachfrage nach in Indien zahlbaren Wechseln und somit eine Erhöhung des Wechselkurses der Rupie. Die unmittelbare Wirkung des Junidekrets war ein gewaltiger Sturz des Silberpreises in London von $38^3/_4$ auf $30^1/_2$ Pence; aber der Wechselkurs folgte dieser Bewegung nur teilweise, die Rupie löste sich von ihrer Metallbasis ab und blieb seitdem immer um einen bedeutenden Prozentsatz über ihrem inneren Silberwert. Allerdings gelang es nicht sofort, ihren Kurswert auf den in Ausfall genommenen festen Satz von 16 Pence zu bringen. Im Jahre 1894 sank ihr Kurs sogar auf $12^3/_4$ bis 13 Pence, aber gleichzeitig betrug ihr innerer Wert bei einem Silberpreise von 27 bis $27^1/_2$ Pence nur $10^5/_8$ Pence. Die Hauptursache der Schwierigkeit der Hebung des Rupienkurses lag darin, daß das Barrensilber den Rupienwechseln anfangs noch immer eine weit größere Konkurrenz machte, als man hätte erwarten sollen. Die indische Bevölkerung hat bekanntlich von alters her die Neigung, grobe silberne Schmuckgegenstände anzusammeln, und als jetzt das Barren-Silber in den Basaren im Preise gegen Rupien so beträchtlich herunterging, wurde sein Absatz dadurch längere Zeit in hohem Grade gesteigert. Allmählich aber trat diese ungewöhnliche Nachfrage zurück, und zugleich machte sich ein stärkeres Bedürfnis nach Rupien fühlbar. Der Kurs ging mehr und mehr in die Höhe und kam schließlich wirklich auf 16 Pence, entsprechend dem Wertverhältnis von 15 Rupien = 1 Pfund Sterling. Nach diesem Verhältnis wurde dann durch das Gesetz vom 15. September 1899 dem englischen Sovereign für Indien

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unbeschränkte Zahlungskraft erteilt, und im Jahre 1900 begann wieder in großem Maßſtabe die Prägung von Rupien, aber nur gegen Einzahlung in Gold. In den Finanzjahren 1900/01 bis 1905/06 betrug die Ausmünzung nach Abzug der Umprägungen älterer Münzen (195 Millionen Rupien) nicht weniger als 619 Millionen Rupien, ging also noch über den früheren Jahresdurchſchnitt hinaus. Der Kurs ist seitdem durchaus fest geblieben, zuweilen ſtieg er sogar eine Kleinigkeit über 16 Pence. Die Sovereigns befinden sich in Indien nicht im gewöhnlichen Verkehr; der ganze vorhandene Vorrat liegt in der Currency Reserve, bei der Kasse, die sowohl die Rupiennoten wie die Sovereigns gegen Silberrupien einzulösen hat. Ein Teil dieses Einlösungsfonds kann aber auch nach London übertragen werden, und so befanden sich im März 1906 7,045,000 Pfund in Gold zur Verfügung des Staatssekretärs für Indien als besonderes Depot bei der Bank von England. Der ganze Goldbestand der Currency Reserve betrug gleichzeitig 11,575.000 Pfd. St. Neben dieser Reserve in Gold und Silber aber gibt es einen »Goldreservefonds«, der in englischen Staatspapieren angelegt iſt und 1906 auf 12,262,700 Pfd. St. angewachsen war. Er wird gespeiſt aus dem recht erheblichen M ü n z g e w i n n und den angesammelten Zinsen. Der innere Wert der Rupie betrug nach den Silberpreisen der letzten Jahre nur 11 bis 12 Pence, ihre gesetzliche Bewertung zu 16 Pence ergibt also einen Überschuss, der den älteren Münzpolitikern sehr bedenklich scheinen müsste, zumal eine Einlösung dieser Münzen gegen Gold nicht ſtattfindet. Aber die Bevölkerung verlangt eben kein Gold, und die Überwertung der Rupie iſt durch die Staatspapiere des erwähnten Fonds mehr als gedeckt.

In Indien werden keine Sovereigns geprägt, obwohl dies nach dem Gesetz zulässig wäre. Sie werden teils aus England und mehr noch aus Australien eingeführt. Die indischen Münzstätten lösen sie gegen neugeprägte Rupien ein, ein Teil wird in der Currency Reserve zurückgehalten, ein Teil vielleicht auch von der Bevölkerung thesauriert, die übrigen aber mußten wieder nach England geschickt werden, um Silber für die Prägungen zu kaufen. Das indische Amt in London sucht nun dieses unnötige Hin- und Hersenden von Gold möglichst zu verhindern, indem es seine Verkäufe von Council bills (Regierungswechsel auf Indien) und telegraphischen Transfers weit über die frühere, nur durch die finanziellen Verpflichtungen Indiens bestimmte Grenze ausgedehnt hat. Das Amt kann sich also in England das Gold verschaffen, mit dem das Silber für die indischen Münzſtätten gekauft wird, und ein Teil der verkauften Wechsel und Zahlungsanweisungen wird dann in Indien mit den neugeprägten Rupien honoriert.

So hat sich ein einzig in seiner Art daſtehendes Geldsyſtem ausgebildet. Es iſt eine Doppelwährung, insofern es sowohl Gold- wie Silbermünzen mit unbeschränkter gesetzlicher Zahlungskraft umfaßt. Aber es iſt weder Doppelwährung nach Art der alten französischen, die beide Edelmetalle unbeschränkt zur Prägung für Private zuließ, noch nach Art der jetzt in Frankreich bestehenden hinkenden Doppelwährung mit einem nicht mehr durch weitere Prägungen zu vermehrenden Beſtande an Silberwährungsmünzen. Sondern die Silbermünzen können ohne gesetzliche Grenze vermehrt werden, jedoch nur so weit das Land imſtande iſt, sie zu einem beträchtlich erhöhten Nominalwert gegen Gold einzutauschen. Und unter dieser Bedingung werden jährlich 100 Millionen Rupien geprägt, die ihrerseits nicht wieder gegen Gold einlöslich sind, und dabei bleibt der Kurs der Rupie ebenso feſt wie der des Pfundes Sterling und 35 bis 40 Prozent über dem schwankenden Wert des Silbergehalts dieser Münze! Und zudem wird in Indien ausschließlich nach Rupien gerechnet, und es sind gar keine Sovereigns im Verkehr. Man könnte in dieser Werterhöhung der Rupie den schlagendſten Beweis sehen für die Macht des Staates, den Wert des Geldes unabhängig von seinem inneren Gehalt festzusetzen. Aber es wirken zu diesem Erfolge in Indien besondere Umſtände mit, die sich in anderen Ländern nicht wieder finden. Einmal die fortwährend günſtige Zahlungsbilanz Indiens, die auf den Wechselkurs der Rupie einen ſtändigen Druck nach oben ausübt, bis sein weiteres Steigen bei dem Satz von 16 Pence durch die Möglichkeit, Silberrupien für Gold zu erhalten, gehemmt wird. Sodann aber durch die überlieferte Vorliebe und die praktisch unbegrenzte Aufnahme-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fähigkeit der 300 Millionen zählenden indischen Bevölkerung für Silber. Viele Millionen werden fortwährend dem Verkehr entzogen und aufgespeichert, zu einem großen Teil auch zu Schmucksachen verarbeitet. Ob diese für den Stand der Rupie so günstigen Bedingungen dauernd unverändert bleiben werden, ist nichts weniger als gewiß. Bei steigender Wohlhabenheit und europäischer Zivilisierung der Bevölkerung wird auch der Bedarf an europäischen Waren im Vergleich mit der indischen Ausfuhr zunehmen, und ebenso wird die indische Zahlungsbilanz sich durch wachsende europäische Kapitalanlagen in Indien zugunsten Europas allmählich verschieben. Wahrscheinlich wird sich auch mit der Zeit ein wirklicher Goldumlauf entwickeln und dann eine für England und Europa vielleicht sehr unbequeme Goldaufsaugung durch Indien eintreten. Es soll nicht gesagt sein, daß nicht auch unter so veränderten Umständen der Kurs der Rupie aufrechterhalten werden könnte. Aber Indien würde dann wahrscheinlich genötigt sein, ebenfalls zu dem Mittel zu greifen, das die normale Stütze des Wertes eines Kreditgeldes bildet, nämlich zur Herstellung der Einlöslichkeit der Rupie gegen Gold. Dazu würde nur ein verhältnismäßig kleiner Einlösungsfonds erforderlich sein, da bei geordneten wirtschaftlichen Zuständen wirklich Einlösung nur bei Goldbedarf für die Ausfuhr verlangt werden würde. Welches aber auch die künftige Entwicklung sein möge, jedenfalls hat das Beispiel Indiens auch andere Staaten zu ähnlichen geldpolitischen Maßregeln veranlaßt.

Am bemerkenswertesten ist das Vorgehen Mexikos, das unter Bedingungen, die den für Indien gegebenen gerade entgegengesetzt sind, den Übergang zur Goldrechnung unternommen hat. Indien produziert selbst kein Silber und führt infolge seiner stets günstigen Zahlungsbilanz jährlich 120 bis 150 Millionen Rupien in Silber ein; Mexiko dagegen ist das Hauptsilberproduktionsland auf der Erde und bedarf zur Ausgleichung seiner Zahlungsbilanz einer Silberausfuhr, deren Wert dem der gesamten übrigen Warenausfuhr beinahe gleichkommt. Bis vor wenigen Jahren hatte das Land Silberwährung, die Goldpesos hatten einen veränderlichen Kurs und wurden größtenteils exportiert. Im Jahre 1903 kamen nun Abgesandte Mexikos und der Vereinigten Staaten nach Europa, um mit verschiedenen Regierungen — auch mit der deutschen — über die Herstellung eines festen Kurses zwischen den Gold- und den Silberwährungsländern zu verhandeln, auch wohl mit der Hoffnung, daß bei dieser Gelegenheit etwas für die Hebung des Silberwertes herauskommen könne. Diese Erwartung blieb freilich gänzlich unerfüllt, und man mußte sich mit akademischen Erörterungen begnügen. Mexiko brachte nun aber das Projekt mit eigenen Mitteln zur Ausführung. Ein Gesetz vom 9. Dezember 1904 stellte die allgemeinen Grundzüge der Reform fest und erteilte der Bundesregierung ausgedehnte Vollmachten für die Ausführung, auf Grund deren der Präsident durch ein Dekret vom 25. März 1905 die genaueren Bestimmungen erließ. Die »Theoretische Einheit« des mexikanischen Münzsystems wird hiernach dargestellt durch 75 Centigramm Feingold und Peso (Piaster) genannt. Es werden Goldmünzen von 5 und 10 Pesos und Silbermünzen zu 1 Peso mit unbeschränkter gesetzlicher Zahlungskraft geprägt, außerdem Scheidemünzen in Silber, Nickel und Bronze. Die Prägung aller Münzen bleibt ausschließlich der Bundesregierung vorbehalten. Goldmünzen sollen zunächst nur im Austausch gegen die bisher vorhandenen Goldmünzen geprägt werden. Die neuen Silberpiaster werden nur gegen Gold in Münzen oder Barren ausgegeben, für die Ausfuhr kann aber gegen Gebührenzahlung auf Privatrechnung auch die Prägung von Piastern mit dem vor 1898 gültigen Stempel gestattet werden, die bekanntlich in Ostasien eine große Verbreitung haben. Die Einfuhr von mexikanischen Piastern kann verboten werden und ist zunächst mit einem Zoll belastet worden. Es wird ein Fonds zur Regelung des Geldumlaufs angelegt mit einer Dotation von 10 Millionen Pesos und verschiedenen Einnahmequellen, zu denen namentlich auch der Münzgewinn gehört. Dieser Fonds kann zum Teil auch außerhalb des Landes hinterlegt werden, und er soll zur Aufrechterhaltung des Wechselkurses in den Goldwährungsländern dienen, also insbesondere nötigenfalls auch zur Versendung von Gold nach dem Auslande und zum Ankauf von Wechseln. Für die Verwaltung und zweckmässige Verwendung dieses Fonds wird eine besondere Kommission eingesetzt.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Grundgedanke dieser Reform ist also ebenfalls: Tatsächlicher Silberumlauf mit gesetzlicher Fixierung der Werteinheit in Gold; keine Einlösung, sondern nur Ausgabe von Silber gegen Gold, Befestigung des Kurses durch geeignete finanzielle Operationen. Durch besondere Gunst der Umstände ist auch dieses Unternehmen vollständig gelungen. Der Wert des neuen Goldpeso ist um ein Geringes kleiner als die Hälfte eines amerikanischen Dollars, er beträgt 2.0425 M. Der neue Silberpiaster enthält wie der alte 24.4388 g Feinsilber, würde also nach dem früheren Silberpreise 4.40 M. wert sein. Im März 1905 stand aber der Silberpreis durchschnittlich auf etwa 27 Pence, was einem Wert des Piasters von 1.95 M. entspricht. Ein Jahr vorher war er 20 Prozent weniger wert, und es mußte immerhin für fraglich gehalten werden, ob er lediglich durch die Aufhebung der freien Prägung auf dem Kurs von 2.04 M. gehalten werden könne, da im Auslande eine dringende Nachfrage nach mexikanischer Valuta besteht. Nun aber kam die unerwartete Steigerung des Silberpreises — hauptsächlich durch die große indische Nachfrage bewirkt — der Reform zu Hilfe. Die Tarifierung des Piasters entspricht einem Silberpreise von 28.3 Pence; dieser Satz wurde aber schon im August 1905 überschritten, in der zweiten Hälfte des Jahres 1906 stand der Preis kurze Zeit über 32 Pence und gegenwärtig beträgt er 30 bis $30^1/_4$ Pence. Nach dem Dekret von 1905 hört aber die Ausgabe von Silberpiastern gegen Gold auf, wenn deren Silberwert das gesetzliche Pari in Gold übersteigt. Die vorhandenen Piaster, deren innerer Wert gegenwärtig noch auf 2.17 bis 2.20 M. steht, wurden nun in großer Menge ausgeführt, was zur Beschleunigung der Prägung der neuen Silberscheidemünzen nötigte, die bei einer Unterwertigkeit von 11 Prozent der Ausfuhr entzogen sind. Besondere Maßregeln zur Befestigung des Kurses waren also gar nicht nötig, man kam vielmehr ganz bequem auf die zur Goldwährung führende Bahn. In dem Dekret war vorgesehen, daß die Goldprägung unbeschränkt gestattet werden könne, wenn das Silber die bezeichnete Preisgrenze überschreite. Die Ausfuhr von Silbermünzen aber wurde mit einem Zoll von 10 Prozent des Wertes belegt, von dem sie jedoch frei bleiben solle, wenn ein gleicher Wert in Gold eingeführt würde. So wurde die günstige Konjunktur für das Silber geschickt benutzt, um den Eintausch von Gold gegen Silber im internationalen Verkehr zu betreiben. Mittlerweile hat sich auch die Finanzlage Mexikos außerordentlich verbessert, und es dürfte ihm daher wohl gelingen, einen so großen Goldvorrat anzusammeln, daß der Kurs des Piasters behauptet werden kann, auch wenn der Silberpreis wieder unter 28 Pence sinken sollte.

In ähnlicher Art hatten die Vereinigten Staaten bereits durch ein Gesetz vom 2. März 1903 das Geldwesen der Philippinen geregelt. Die Rechnungseinheit ist der Goldpeso, der genau der Hälfte des amerikanischen Dollars gleich sein soll. Die amerikanischen Goldmünzen haben nach diesem Wertverhältnis auf den Philippinen unbeschränkte Zahlungskraft, der Goldpeso selbst aber wird nun durch einen Silberpiaster mit dem Gehalt des früheren japanischen Yen (der um eine Kleinigkeit unter dem mexikanischen Piaster bleibt) ersetzt. Von dieser neuen Münze mit ebenfalls unbeschränkter Zahlungskraft sollen 75 Millionen Pesos geprägt werden dürfen. Um sie in gleichem Kurswert mit dem halben Golddollar zu erhalten, kann die Lokalregierung vierprozentige Schuldverschreibungen mit drei- bis zwölfmonatlicher Verfallzeit ausgeben, die in amerikanischen Goldmünzen oder philippinischen Pesos eingelöst werden müssen. Das Steigen des Silberpreises hat auch in diesem Falle solche Maßregeln bis auf weiteres unnötig gemacht und das Einströmen amerikanischer Goldmünzen bei gleichzeitiger Ausfuhr der neuen Silbermünzen begünstigt.

Auch China hat, namentlich in Besprechungen mit der amerikanischen Regierung, die Festlegung des Wechselkurses gegen Gold in Betracht gezogen. Die unumgängliche Voraussetzung eines solchen Versuchs aber wäre die Einführung eines von der Zentralregierung unterhaltenen Münzsystems an Stelle der jetzt noch immer vorherrschenden Silberbarrenwährung. Die Provinzialmünzen prägen zwar Silberdollars, aber nur in ganz unzulänglicher Menge.

Auch für die britischen Straits Settlements ist die Einführung der Goldrechnung mit Silberumlauf in Erwägung gezogen worden. Als eine vorbereitende Maßregel kann man die königliche Verordnung vom 25. Juni 1903 ansehen, die einen besonderen Typus des Silberdollars für diese Kolonie festsetzt. Daran

Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

schlossen sich zwei Verordnungen des Gouverneurs, von denen die eine die Einfuhr des »britischen Dollars« (der jetzt nur noch für Hongkong bestimmt ist) und des mexikanischen Piasters und die andere die Ausfuhr der neuen Dollars aus der Kolonie verbietet.

In Niederländisch-Indien behaupten die holländischen Silbermünzen und die besonders für die Kolonien geprägten kleinen Silberscheidemünzen ohne jede Schwierigkeit trotz der großen Entwertung ihres Metallgehalts den alten Nominalwert. Es ist dies die unmittelbare Folge der Wertbeständigkeit der Silbermünzen im Mutterlande selbst.

Holland hat im Jahre 1875 prinzipiell die Goldwährung angenommen, die Silberkurantprägungen eingestellt, aber kein Silber verkauft, auch Gold nicht allzu reichlich geprägt, so daß auch gegenwärtig noch der Silberumlauf vorherrscht. In den Wechselkursen aber erscheint der niederländische Gulden immer als eine Goldeinheit. Ebenso fest steht der Kurswert der Silbermünzen in Frankreich (das noch beinahe 2000 Millionen Frank in Fünffrankenstücken besitzt), Belgien und der Schweiz. Auch in Italien gibt es kein Goldagio gegen Silber, aber die Einlöslichkeit des Staatspapiergeldes ist noch nicht wiederhergestellt. Der Verlust im Wechselkurse jedoch, der vor einigen Jahren noch 10 bis 12 Prozent betrug, ist seit 1902 so gut wie vollständig verschwunden. Weniger günstige Erfahrungen als die Münzbundstaaten, hat Spanien mit seiner hinkenden Doppelwährung gemacht. Die spanische Regierung hatte noch längere Zeit in der Periode der Silberentwertung aus finanziellen Rücksichten große Summen Silberkurantmünzen geprägt und dadurch ein bedeutendes Goldagio hervorgerufen. Im Jahre 1901 wurden diese für Staatsrechnung betriebenen Prägungen eingestellt, aber während mehrerer Jahre verloren die spanischen Pesetas im Kurse gegen Franks noch mehr als 20 Prozent. Da sie tatsächlich nur durch Silber dargestellt waren, blieben sie allerdings noch immer hoch über ihrem Metallwert. Erst in der jüngsten Zeit ist ihr Kurs gegen Franks auf 91 bis 92 gestiegen. Man hat sich auch in Spanien mit dem Plan einer finanziellen Organisation zur Festlegung des Kurses beschäftigt, es ist aber bisher noch nichts in dieser Richtung geschehen.

Daß die enorme Masse von Silbergeld in den Vereinigten Staaten — seit 1878 wurden nicht weniger als $570^1/_4$ Millionen Dollar in Kurantsilbermünzen geprägt — dem Dollarkurs nicht geschadet hat, ist bekannt; es hat sich aber auch gezeigt, daß dieser Silbergeldüberfluß die jetzige Kapitalknappheit in Amerika nicht verhindern konnte.

Deutschland gehört, streng genommen, ebenfalls zu den Ländern mit hinkender Doppelwährung, da die Taler noch Währungsmünzen sind. Der Bestand an solchen wird aber kaum noch 150 Millionen Mark betragen, und dieser Rest wird durch Umprägung zu Scheidemünzen in wenigen Jahren verschwinden. Ob aber dann eine Masse von mehr als 900 Millionen Mark in Silberscheidemünzen, die gesetzlich nur zur Einlösung einer einzigen der neuen Zwanzigmarknoten berechtigt sind, eine erfreuliche Erscheinung sein wird, ist eine andere Frage, zumal mit Sicherheit anzunehmen ist, daß diese Münzen sich ungefähr in demselben Betrage (durchschnittlich etwa 200 Millionen Mark) im Barvorrat der Reichsbank ansammeln werden wie gegenwärtig die Taler und Scheidemünzen zusammen.

Als Länder mit reiner und effektiver Goldwährung sind außer England und Rußland auch die skandinavischen Staaten zu nennen, die aber nur einen mässigen Goldvorrat besitzen. Österreich-Ungarn hat prinzipiell Goldwährung mit einem Rest von Silberkurantmünzen in Gestalt der älteren Guldenstücke. Die österreichisch-ungarische Bank ist noch immer nicht gesetzlich verpflichtet, ihre Noten einzulösen, sie tut es aber freiwillig, und der Kronenkurs schwankt daher nicht stärker als bei reiner Goldwährung. — Die japanische Goldwährung hat sich auch während des Krieges gut behauptet.

Von den Papierwährungsländern hat Argentinien in dem Bestreben, den Kurs des Papiergeldes gegen Gold zu fixieren, den besten Erfolg gehabt. Während früher die Goldprämie oft 200 und 300 Prozent erreichte, ist sie seit 1903 fast unveränderlich auf dem gesetzlich bestimmten Satz von $127^1/_4$ Prozent geblieben (also $227^1/_4$ Pesos Papier = 100 Pesos Gold). Zu diesem Kurse ist das Papiergeld bei einer zu diesem Zweck errichteten »Konversionskasse« einlöslich, die aber nur verhältnismäßig wenig in Anspruch genommen wird. Weniger günstige Ergebnisse hat Chile erzielt. Ein Gesetz vom Jahre 1895 nahm theoretisch die

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goldwährung an und setzte den Wert des neugeschaffenen Goldpeso auf 18 Pence feſt. Zur Einlösung des Papiergeldes wurde eine Kasse gegründet, aber der Beginn ihrer Tätigkeit wurde mehrere Male, zuletzt im Jahre 1904 bis 1910 hinausgeschoben. Der Kurs des Papierpeso blieb daher schwankend und sank im Dezember 1905 in London sogar auf 14 Pence. Auch Brasilien hat nominell Goldwährung, in Wirklichkeit aber Papierwährung mit einem noch immer bedeutenden Goldagio, wenn dieses auch seit 1904 ſtark zurückgegangen iſt. Auch in Europa ſteht die portugiesische Goldwährung und die griechische Münzbundwährung nur auf dem Papier; das wirkliche Umlaufsmittel iſt in beiden Ländern uneinlösliches Papiergeld, doch hat sich der Kurs in beiden Ländern in der letzten Zeit bedeutend gebessert und namentlich für Portugal in Paris beinahe das Pari erreicht (538 bis 548 ſtatt 559).

Im allgemeinen darf man annehmen, daß die Goldrechnung bei überwiegendem Umlauf von überwertetem Silber leichter aufrechtzuerhalten iſt als bei Papierwährung. Die Schwäche der menschlichen Natur findet in den noch immer erheblichen Anschaffungskoſten des Silbers eine Stütze gegen die Versuchung einer übermäßigen Vermehrung der Umlaufsmittel, zu der die Papiergeldwirtschaft so leicht verleitet. Im übrigen iſt aber der theoretische Sieg der Goldwährung auf der ganzen Linie entschieden. Der einzige Staat in Europa und Amerika, der noch grundsätzlich die reine Silberwährung beibehalten hat, iſt Bolivia. Bleibt die Goldproduktion noch mehrere Jahre auf ihrer jetzigen Höhe, so wird sich auch die effektive Goldwährung noch weiter ausbreiten. Sollte aber die Goldproduktion erheblich abnehmen, so würde ohne Bedenken unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln Silberwährungsgeld für den inneren Verkehr zu Hilfe genommen werden können, während das Gold durch »exodromische« Maßregeln, wie Knapp sie nennt, immer in seiner Rolle als internationales festes Wertmaß und Tauschmittel erhalten bleiben könnte.

Die deutsche Literatur in der Neuen Welt.

Von Professor Dr. Alois Brandl, Berlin.

Religiöse Myſtik hat unserer Dichtnng zuerſt den Weg nach dem fernen Weſten gebahnt. Jakob Böhme war für die phantasievollen Religiosen Südweſtdeutschlands ein Leitſtern geworden, der ihrer viele aus der engen Landeskirche, dann aus der engen Heimat hinausführte bis ins Indianerland jenseits des Ozeans.

Einer der erſten und ſtärkſten Männer, die einen solchen Auszug leiteten, war Konrad Beißel, von Haus aus ein Bäckergehilfe in Mannheim, wo ihn seine böse Meiſterin zum Zölibatär machte, dann laut der Inschrift auf seinem Grabſtein: »ein Einsamer, nachmals aber geworden ein Anführer, Aufseher und Lehrer der Einsamen und Gemeinde Chriſti in und um Ephrata«. In Pennsylvanien an den Ufern des Flusses Cocalico (d. h. Schlangenneſt) gründete er gegen Mitte des 18. Jahrhunderts ein Haus für Brüder, ein Haus für Schweſtern, ein Versammlungshaus und verschiedene Wirtschaftsgebäude und nannte die ganze Niederlassung Ephrata, nach einer glückverheißenden Stelle im Buche Ruth. Erſt 1893 iſt das Nonnenhaus ausgeſtorben. Noch heute grüßen den Deutschen, der hinüberkommt, von den Wänden die Sinn- und Bibelsprüche in der Muttersprache. Zu den Arbeiten, die man in der Ephratakolonie pflegte, gehörte auch der Buchdruck. Die Hymnensammlung »Turteltaube«, 1747 dort hergeſtellt, hat kürzlich durch J. F. Sachse in Philadelphia einen ſtattlichen Neudruck erfahren. In dem geschriebenen Liederbuch, das die Nonnen führten, iſt mancher ansprechende Vers zu lesen, z. B.: »Solange Mond und Sterne gehn, soll meine Treuheit auch beſtehn.« Im Kirchhof, wenn man sich über die verwitterten Grabſteine beugt, entdeckt man deutsche Verse; so iſt auf dem einer Frau Hay, geſtorben 1800 im Alter von 25 Jahren, zu lesen:

Jetzt lebt sie ohne Tränen!
Wenn die Posaunen tönen
Und eine Welt erwacht,
Heil ihrem toten Staube:
Dann triumphiert ihr Glaube,
Auch sie erwacht, auch sie erwacht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun schauet auf, Betrübte!
Dort wandelt die Geliebte
Nach Traurigkeit im Licht.
Vergönnet ihr die Freude,
Gebietet eurem Leide
Und wischt die Zähren vom Gesicht.

Früher noch war der Paſtor Juſtus Falckner aus Langen-Reinsdorf bei Zwickau, ein Schüler von Thomasius und A. H. Francke in Halle, nach Pennsylvanien gezogen und hatte sich dort als Hymnendichter in deutscher Sprache hervorgetan. Ihm gilt das schöne Buch von J. Sachse: »J. Falckner, Mystic and Scholar, Devout Pietist in Germany, Hermit on the Wissahickon, Missionary on the Hudson« (Philadelphia 1903). Eine jüngere Gründung fromm-kommuniſtischer Art war die Harmony Society, einige Eisenbahnſtunden nördlich von Philadelphia ansässig; auch sie ſtellte eine Presse auf und druckte ein »Harmonisches Gesangbuch« und »Feurige Kohlen der aufſteigenden Liebesflammen im Luſtspiel der Weisheit« (vgl. J. A. Bole, Americana Germania, Bd. III, 1904). Zahlreiche Niederlassungen solcher »friedlichen Leute« (quiet people) ließen sich noch aufzählen. Bei allen war die Schönheit deutschen Wortes zu erbaulichen Zwecken geschätzt und gepflegt. Hatten sie wenig Geiſt und Gewandtheit, so muß man ihnen doch ein warmes, treues Gemüt nachrühmen, das dafür sorgte, daß in diesen Gegenden meiſt noch heute unsere Sprache erklingt; in Ephrata gab mir der Schuljunge auf der Straße deutsche Antwort, der Kaufmann im Papierladen, der Kellner im Hotel, der Schaffner in der Straßenbahn, der Zöllner am Schlagbaum.

Ein zweiter Faktor, der für die Aufnahme deutscher Literatur wirkte, und zwar in den Kreisen der Anglo-Amerikaner, der Hochgebildeten und führenden Politiker, war der Große Friedrich. Seine Siege, die ja zugleich seinen englisch redenden Bundesgenossen gegenüber den Franzosen zugute kamen, wurden in einer Reihe von Oden gefeiert, z. B.

Rosbach! Thy plain the Victor owns!
'T was filled with shrieks and dying groans,
And mangled limbs and shattered bones —
in heaps they lay!
The vanquished Gaul as yet bemoans
That inauspicious day.

* * *

See! see! The godlike man proceed!
And vetran bands to battle lead,
Inured to toil and warlike deed,
A hardy race!
Such troops are princes' friends indeed
And do their Leader grace.

Oden vom Könige selbst wurden übersetzt und nachgeahmt, Briefe von ihm an Voltaire und von Voltaire an ihn 1758—1759 in englische Verse umgegossen (im New American Magazine), eine britische Dame in Reimen verherrlicht, weil sie ihm tausend Pfund geschenkt hatte (The British fair are on his side and for the next campaign provide, daselbſt 1758) und der dritte Psalm so verändert, daß er »To his Prussian Majesty« anspielte:

Look down, o God, regard my cry,
On thee my hopes depend;
I'm close beset, without ally,
Thou art my shield and friend.
Confed'rate kings and princes league,
On ev'ry side attack
To perpetrate the black intrigue —
But thou can'st drive them back.
(April 1758.)

Man kann von einem förmlichen Kultus des Königs reden. Diese ganze für die Stimmung der Amerikaner im Siebenjährigen Kriege beachtenswerte Literatur ist erst kürzlich in Prof. Learned's Americana Germanica durch E. J. Davis neugedruckt worden und hat auch ein Interesse für gewisse aktuelle Vorgänge der jüngsten Zeit.

Nachdem der Mann der Tat unseren Deutschen jenseits des Meeres Achtung verschafft hatte, fanden auch unsere Schriftsteller die Türe offen.

Le Grand Gessner hat in Amerika wie in Frankreich und England zuerst dichterische Lorbeeren gewonnen. Träger seines Ruhmes waren hauptsächlich die Monatsschriften, die sich von den Tagesblättern durch Artikel von etwas dauernderem Werte abzuheben trachteten. Das Verzeichnis der Übersetzungen, das sie aus deutschen Autoren brachten, von dem genannten Davis mit großem Fleiße zusammengestellt, zeigt an der Spitze eine seiner Idyllen „The Old Man" (Palemon), aus einer Londoner Zeitschrift nachgedruckt im Royal American Megazine, Boston, 1774. Er beherrschte das Feld bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Seine rhythmische Prosa iſt mit Vorliebe durch Verse wiedergegeben. In selbſtändiger Buchform erschienen bis 1810

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht weniger als 16 verschiedene Übersetzungen von seinem »Tod Abels«, dazu vier Nachahmungen. Der getragene Bibelton, mit dem er primitive Naturmenschen und patriarchalische Zustände ausmalte, wie zur Ergänzung des Buches Genesis, erklärt seine Beliebtheit bei den puritanisch denkenden, als Pioniere lebenden Kolonisten.

Ihm zunächst kam auf der Bahn des Erfolges ein sehr anders gearteter Gast, ein schwärmerischer Kulturjüngling, von unendlicher Sehnsucht nach dem Unmöglichen bis zum Selbstmord getrieben: Werther. Seine Bekenntnisse beschäftigten bis 1810 sechs verschiedene Übersetzer; als Nachahmung reihten sich an »Letters of Charlotte during her connection with Werther«. Die Monatsschriften wimmelten von Gedichten auf Werthers Tod, seinen Grabstein, seinen Abschied von Charlotte, auf Charlotte am Grabe Werthers u. dgl. Die Aufgabenfülle der neuen Welt schützte nicht vor der Sentimentalität der alten.

So viel Huldigung für einen Ehebrecher in Gedanken, einen Selbstmörder in der Tat war im puritanischen Amerika nicht ohne Gefahr eines Rückschlags. Dazu gesellten sich übertreibende Nachbildungen von Goethes und Bürgers Geisterballaden; wie es in England zu Ende der neunziger Jahre Mode war, so übte sich auch der Yankee an den Gestalten des Erlkönigs und der Lenore im Gruseln. Als daher in London die Gegenbewegung einsetzte, anknüpfend an Giffords Wort: »I have a truly British heart, Unwon't at ghosts and rattling bones to start«, fand sie auch in Amerika hinreichenden Boden, um Fuß zu fassen und die ganze deutsche Richtung als »diablerie« zu verspotten. Anstatt des Erlkönigs ließ man einen Wolfking das Rotkäppchen entführen mit dem Ausruf: »This child and custards three This evening shall my supper be« (1802). Als Parodie auf die Lenore entstand eine Schauerballade von Molly Dumpling und Lord Hoppergallop (1799). Und nicht bloß als sinnlos wurde deutsche Poesie bewitzelt. Um dem jüngeren Pitt zum Kriege gegen das Pariser Direktorium eine recht starke konservative Mehrheit zu verschaffen, stellten in England einige seiner Freunde die Jugenddramen Goethes und Schillers, die eben in London und Edinburg zu interessieren begannen, in wohlberechneten Parodien (The Rovers or the Double-arrangment) als Ausbund revolutionärer Gesinnung hin. Alle deutsche Dichtung behandelten sie als jakobinisch, und nur sie, die »Antijakobiner«, posierten als die Schützer von Thron, Altar und Ehe. Ob die republikanischen Bürger der Vereinigten Staaten Anlaß hatten, den Feinden Washingtons hierin beizupflichten, ist wohl sehr fraglich. Dennoch übte die englische Presse hierin einen fühlbaren Einfluß auf Amerika aus. Mit hellem Beifall druckte dort z. B. »The Weekly Visitant« 1806 eine Spottode »To the German Drama«, die, neben anderen Ausfällen, gegen die »erhabene Verrücktheit« Schillers zu Felde zog.

Ganz in der Tonart der englischen Antijakobiner heißt es in diesem zu Salem gedruckten Machwerk:

Thy democratic rant be here,
To fire the brain, corrupt the taste.
The fair, by vicious love misled,
Teach me to cherish and to wed,
To low-born arrogance to bend,
Established order spurn, and call each outcast friend.

Die Folge war, daß in der Aufnahme deutscher Dichtung um 1810 ein völliger Stillstand eintrat. Gerade was sie den Amerikanern lieb machen sollte, die freiheitliche Richtung, wurde ihr verdacht, weil die Amerikaner noch gewöhnt waren, uns durch die englische Brille zu betrachten.

In der Mehrzahl der Fälle waren bisher die Übersetzungen durch englische Vermittlung, manchmal durch französische erfolgt. Direkte Fühlung mit deutschem Wesen mußte erst hergestellt werden, bis eine freundliche Würdigung wieder möglich war. Das geschah, indem nach Abschluß der Napoleonkriege bildungsbeflissene Amerikaner unsere Universitäten besuchten.

Die Historiker kamen zuerst herüber, angelockt von dem Rufe der noch unter englischem Zepter stehenden Universität Göttingen. Eduard Everett studierte das griechische Altertum an der Leine in den Jahren 1815—17. G. Bancroft erwarb dort 1820 den Doktortitel. Mit einer Empfehlung von Bancroft erschien dann Longfellow 1829 in Göttingen, und nach ihm haben noch viele namhafte Dichter Amerikas den Rhein und die Goethestätten besucht. Ihre Urteile sind so verständig und liebenswürdig, daß es für einen deutschen Sammler ein Genuß sein müßte, sie durch Neudrucke dem großen Publikum zugänglich zu machen.

Ein charakteristischer Ausspruch von Longfellow möge für viele gleichgestimmte hier

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

folgen: »Eure englischen Kritiker mögen spotten, soviel sie wollen«, sagt er im »Hyperion« bei der Schilderung des Goethehauses in Frankfurt; trotz allem war Goethe »a magnificent old fellow«. An Ort und Stelle überdachte er das Leben des Faustdichters, »his youth of passion, his romantic manhood«, und begriff den Allseitigen, »the representative of poetry upon earth, the mastermind of Germany«. Jetzt gab es erst ein tieferes Schöpfen aus dem Brunnen deutscher Poesie. Wie von einem der Unseren in englischen Versen verfaßt muten uns gerade von Longfellow mehrere Werke an, zumal »Die Goldene Legende«. Dafür wird er auch in unseren Schulen mit Vorliebe gelesen und auswendig gelernt.

So entdeckten, als Frucht persönlichen Anblicks und unmittelbarer Berührung, amerikanische Geister gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts im alten Deutschland eine Fülle dichterischer Anregungen, die aufzuzählen sehr weit führen würde. Mit wohltuender Unbefangenheit suchten sie uns gerecht zu werden, haben uns sogar oft in verklärtem Lichte gesehen. Wie ernsthaft ist Emerson in die Art Goethes eingedrungen, den er als den Philosophen der modernen Breitkultur hinstellt, den Seher innerer Zusammenhänge zwischen Millionen von Einzelheiten, den Mann des Mutes zur Jugend inmitten einer erdrückenden Menge früherer Meister und Meisterwerke, den Versinnlicher des Wunderbaren, das den modernen Menschen im Sinne bewegt! Mit Recht haben Wilhelm Scherer und Herman Grimm seine Essays hochgehalten. Kein auswärtiges Volk hat unserer Literatur so viel Ehre angetan wie das meist stammverwandte, vielfach stammesgleiche in den Vereinigten Staaten von der Zeit an, wo es sich mit uns direkt in Verständigung setzte. Und gegen Ende des letzten Jahrhunderts ist die Bewegung noch über die Grenzen des poetischen Gebietes weit hinausgegangen, so daß Professor Learned, der sie wohl am genauesten studiert und ihre Geschichtschreibung organisiert hat, 1898 in Milwaukee einen Vortrag halten konnte über: »German as a culture element in American education«.

Erwächst uns daraus nicht eine Gegenpflicht? Jetzt wäre es Zeit, daß unsere Dichter mit ähnlicher Häufigkeit sich Amerika betrachteten. Als Longfellow und die Männer seiner Generation herüberfuhren, war es noch ein langsames Segeln auf unbequemen Schiffen unter Gefahren; heutzutage ist es in der guten Jahreszeit eine Lustfahrt von zehn Tagen und fast ohne Risiko. Jene fanden bei uns schwerfällige Kutschen und manches zweifelhafte Wirtshaus; den deutschen Dichter, der jetzt hinüberfährt, erwarten der Pulman und eine ebenso weitgehende wie herzliche Gastlichkeit — Ludwig Fulda hat dies eben aus jüngster Erfahrung dankbarlich geschildert. Jene sahen bei uns Vergangenheit, unsere Dichter können drüben einen Blick in die Zukunft tun. Italien oder Griechenland darf man am Hudson und in den Rocky Mountains nicht erwarten; dagegen betreibt der Amerikaner selbst prosaische Dinge mit einer Großzügigkeit, die ihnen einen Phantasiereiz verleiht, im »colonial style«, und neben den Werkstätten des Erwerbs blühen Gärten der Wissenschaft, Wohltätigkeit und Schönheitsliebe, die einen reichen Herbst versprechen. Selbst die Aufgaben der Heimat werden dem Poeten klarer erscheinen, der sie vom jenseitigen Ufer des Weltmeers betrachtet. Björnson und Fulda sind von ihren Amerikafahrten über Erwarten befriedigt zurückgekehrt. Die Welt der Bildung ist in den letzten Jahrzehnten wunderbar weit geworden; der Dichter, der dies durch einen Abstecher bis an ihre Peripherie realisiert, mag uns viel Beherzigenswertes künden.

Biologische Therapie.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Paul Ehrlich, Direktor des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M.

Zu den bedeutendsten Errungenschaften der medizinischen Forschung des 19. Jahrhunderts werden stets die Begründung und der Ausbau der Zell-Theorie sowie der Siegeslauf der Bakteriologie und der auf ihrem Boden erblühenden Immunitäts-Lehre gerechnet werden.

Hat die Zellular-Physiologie und -Pathologie unserem ganzen medizinischen Denken

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die entscheidende Richtung gegeben, so iſt mit den beiſpiellosen Erfolgen der bakteriologiſchen Forſchung dem tiefen Bedürfnis nach Aufdeckung der Krankheitsursachen entſprochen worden, einem Bedürfnis, das sich mit elementarer Gewalt besonders auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten geltend gemacht hat.

So befruchtend die neuen Ideen auf die verschiedenen übrigen Spezial⸗Disziplinen aber gewirkt haben, so gering ist auffallenderweise ihr nachweisbarer Einfluß gerade auf diejenige Wissenschaft, die nach ihrer Natur und ihren Zielen mit am meisten berufen war, ihre Forschungsrichtung und Methodik den modernen Errungenschaften anzupassen, nämlich auf die Pharmakologie. Noch bis vor kurzem glaubte die Mehrzahl der Vertreter der Arzneimittellehre es als ihre wesentlichste Aufgabe betrachten zu müssen, mit den in der speziellen Physiologie ausgearbeiteten Methoden die Wirkung der zahllosen in der Natur vorkommenden oder synthetisch dargeſtellten Arzneiſtoffe auf die einzelnen Organe eingehend zu ſtudieren und nach Möglichkeit kurvenmäßig darzuſtellen sowie die Grenzen ihrer Giftigkeit zu bestimmen. Sicherlich hat diese Arbeitsmethode ihre Berechtigung, und niemand kann ihre Erfolge für die symptomatische Behandlung in Frage ſtellen. Iſt aber das der Weg, um das letzte und höchſte Ziel nicht allein der pharmakologischen, sondern unserer gesamten medizinischen Beſtrebungen überhaupt, die spezifische Therapie der Krankheiten, zu erreichen? Es iſt gewiß kein Zufall, sondern tief in der bisherigen Forschungsrichtung begründet, daß wir die wenigen Specifica unseres Arzneischatzes der rohesten Empirie verdanken, und daß beispielsweise die Art der Wirkung des Quecksilbers gegen den syphilitischen Prozeß und die des Chinins gegen die Malaria noch heute in dasselbe Dunkel gehüllt ist wie vor Jahrzehnten und Jahrhunderten.

Man wird keiner Wissenschaft einen Vorwurf daraus machen können, wenn sie sich so lange in einer eng begrenzten Marschroute bewegt, als die Bedingungen für eine breitere Entfaltung der ihr immanenten Kräfte nicht gegeben sind. Ich behaupte jedoch nachdrücklichst, daß die moderne Entwicklung der Medizin der Pharmakologie die Mittel in die Hand gegeben hat, die einseitige Fragestellung nach dem Wie der Wirkung durch die universellere nach dem Warum zu ersetzen. Damit erſt erhebt sich die Therapia symptomatica zu einer Therapia specifica seu aetiotropica, d. h. einer solchen, die sich gegen die Ursache der Erkrankung richtet.

Da diese neuen therapeutischen Beſtrebungen sich vorzüglich auf die Infektionskrankheiten erſtrecken, bei denen das aetiologische Moment in pflanzlichen oder tierischen Organismen beſteht, so können sie einfach dahin formuliert werden: Mittel zu finden, die den Parasiten im Körper töten, ohne auf den Körper selbſt schädigend einzuwirken. Es handelt sich mithin um elektive Wirkungen, für die zunächſt dasjenige Moment als ausschlaggebend angesehen werden muß, auf dessen fundamentale Bedeutung ich bereits seit Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Pharmakologen zu richten bemüht bin, nämlich die Verteilung der Stoffe im Organismus. Es muß als sicher angenommen werden, daß schon unter normalen Verhältnissen im Organismus sich die Verteilung der dem Stoffwechsel dienenden Nährsubſtanzen nach beſtimmten Gesetzen vollzieht, durch die allein der reguläre Ablauf der organischen Funktionen gewährleiſtet wird. Aber das gleiche gilt auch für jeden fremden, dem Körper einverleibten Stoff: auch für ihn bestehen derartige feſte Verteilungsgesetze, die besonders bei der Bleivergiftung zuerſt erkannt worden sind. Meine eigenen, jahrelang in dieser Richtung fortgesetzten Untersuchungen führten erſt dann zu einem positiven Resultat, als ich mit Farbſtoffen operierte, die, wie das Methylenblau, beſtimmte nervöse Organe vital färben und so ihre Verteilung zur sinnfälligſten Anschauung bringen. Ein Pigment⸗Verteilungsgesetz war schon den alten Ärzten bekannt, daß nämlich das Gehirn selbst in Fällen ſtärkſter Gelbsucht ſtets weiß bleibt. Eine genauere Untersuchung dieses Problems hat ergeben, daß alle ſtark sauren Farbstoffe, d. h. alle, die mit Alkalien Salze bilden, die Gehirnsubstanz nicht färben, während gewisse alkalische Farbstoffe das zu tun vermögen. Ein Teil derselben hat die gleiche Verwandtschaft zu den Fetten, die ja wesentlichen Beſtandteilen des Zentralnervensyſtems, wie dem Lecithin und Myelin, chemisch nahe ſtehen. Der Grund, weshalb basische Farbſtoffe die Fähigkeit der Gehirnfärbung besitzen, liegt darin, daß das alkalisch reagierende Blut die Farbbasen gleichsam in Frei⸗

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit setzt, so daß sie nunmehr von den Fettſubſtanzen leicht aufgenommen werden können. Die Farbsäure wird dagegen von den Alkalien des Blutes feſt gebunden und iſt daher nicht mehr disponibel.

Die Verteilung im Organismus bildet also ein wichtiges Zwischenglied zwischen der chemischen Konstitution und der pharmakologischen Wirkung. Man iſt daher berechtigt, eine therapeutische Richtung, die, von chemischen Gesichtspunkten ausgehend, Arzneiſtoffe von zweckmäßiger Lokalisationskraft aufsucht, als »Therapia distributiva« zu bezeichnen. Bei den Infektionskrankheiten sind die Parasiten das Treffziel — man spricht also hier von einer Therapia bacterio- oder allgemeiner aetiotropica.

Zurzeit bieten sich zwei Möglichkeiten der aetiotropischen Therapie. Die eine beruht auf der wunderbaren Eigenschaft des Organismus, gegen eine Fülle von Subſtanzen, die ihm einverleibt werden, spezifische Antiſtoffe zu bilden, die andere beſteht darin, daß in der Retorte erzeugte Körper von begrenzter Wirksamkeit durch geeignete Subſtitutionen chemischer Gruppen allmählich zu optimaler Wirkung modifiziert werden. Beide Wege sind prinzipiell voneinander verschieden, ſtimmen jedoch nach meiner Auffassung darin überein, daß die direkte Verankerung der betr. Subſtanzen an beſtimmte passende Zellrezeptoren die Vorbedingung für die pharmakologische Wirkung iſt. Dieses Verankerungsaxiom, das die Grundlage meiner Seitenketten-Theorie bildet, hat bereits für das Verſtändnis aller immunisatorischen Vorgänge die größte Bedeutung gewonnen, und ich glaube es mit Beſtimmtheit aussprechen zu können, daß es den gleichen Wert auch heuriſtisch für die Lösung pharmakologischer Fragen besitzt, daß es das feſte Fundament bildet, auf dem allein ein Fortschritt in der aetiotropischen Therapie zu erzielen iſt.

Bei der Wirkung der im Organismus gebildeten Antikörper iſt das diſtributive Prinzip in idealer Weise verkörpert, da die Antitoxine und antibakteriellen Stoffe gewissermaßen ihr Ziel wie die Freikugeln des Freischütz treffen, ohne daß es einer besonderen Zielung bedarf. Wesentlich schwieriger liegen die Verhältnisse bei der Verwendung künſtlich erzeugter chemischer Präparate. Es iſt a priori nicht wahrscheinlich, daß man bei dem Beſtreben, gegen einen beſtimmten Parasiten therapeutisch vorzugehen, sofort auf ein spezifisches optimal wirkendes Mittel ſtoßen wird. Es genügt zunächſt, daß überhaupt ein Effekt bemerkbar iſt. Sache der Forschung iſt es dann, durch chemische Subſtitutionen den betreffenden schwach wirksamen Körper so lange zu modifizieren, bis die optimale Wirkung erreicht iſt. Hier heißt es also, zielen lernen, um ein beſtimmtes Objekt unter möglichſter Schonung der lebenswichtigen Beſtandteile des Organismus vorwiegend zu treffen.

In wirklich nutzbringender Weise kann dieser Forschungsweg aber nur dann verfolgt werden, wenn man die aus der Konſtitution der Farbſtoffe übernommene, auf die Toxine und Fermente übertragene Vorſtellung, daß die Wirkung auf der Tätigkeit zweier molekular getrennter Gruppen, einer haptophoren und einer toxophoren bezw. zymophoren Gruppe beſteht, auch für die Pharmakologie gelten läßt. Dient die haptophore Gruppe lediglich dazu, den betreffenden Stoff an den Zellrezeptor zu verankern, so gelangt die toxophore Gruppe in spezifischer Weise zur Aktion, sobald die Bindung tatsächlich ſtattgefunden hat. Auf Grund dieser Vorſtellungen iſt es mir bei meinen Trypanosomenſtudien gelungen, aus einem zunächſt nur wenig wirksamen, der Benzopurpurin-Reihe angehörenden roten Farbſtoff durch Eliminierung einer Reihe von Gruppen und Einführung einer anderen einen von mir als Trypanrot bezeichneten Körper darzuſtellen, dem in der Heilung gewisser Trypanosomenerkrankungen eine hervorragende Stellung zukommt. Durch weitere chemische Modifikationen haben dann Nicolle und Mesnil aus dem Trypanrot einen teilweise vielleicht noch wirksameren blauen Farbſtoff erzeugt.

Diese Studien haben jedoch noch zur Ermittlung weiterer bedeutungsvoller Tatsachen geführt, die uns einen tiefen Einblick in das Wesen der Chemotherapie geſtatten und auch praktisch eine große Wichtigkeit zu erlangen versprechen. Wenn man nämlich mit einem trypanoziden Mittel, wie z. B. Atoxyl, die Trypanosomen faſt zum Verschwinden bringt, beim Eintreten des Rezidivs dann wiederum Atoxyl gibt und diesen Turnus regelmäßig wiederholt, so zeigt sich nach einiger Zeit, daß die parasitenfreien Intervalle immer kürzer werden, bis schließlich das Atoxyl gar keine Wirkung mehr ausübt. Es läßt sich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

exakt beweisen, daß die Trypanosomen atoxylfest geworden sind, und daß sie diese neu erworbene Eigenschaft viele Generationen hindurch vererben können. Eine derartige Festigkeit ist nun bis zu einem gewissen Grade spezifisch, denn atoxylfeste Trypanosomen können beispielsweise von Trypanrot abgetötet werden, während andererseits trypanrotfeste Parasiten nicht die geringste Resistenz gegen Atoxyl besitzen. Aus dieser Tatsache folgt ohne weiteres, daß die beiden Stoffe Trypanrot und Atoxyl trotz der gleichen Richtung ihrer Wirksamkeit doch im Sinne meiner Theorie an ganz verschiedenen Zellrezeptoren angreifen müssen. Andererseits zeigte sich, daß Stämme, die gegen Trypanrot fest sind, die gleiche Resistenz auch gegen das vorhin erwähnte Trypanblau besitzen. Diese Farbstoffe greifen mithin trotz weitgehender chemischer Differenzen an den gleichen Stellen des Zellprotoplasmas an.

Die überaus interessante Tatsache, daß man Trypanosomen-Stämme in spezifischer Weise giftfest machen kann, gestattet uns, im einzelnen Fall zu entscheiden, in welche pharmakologische Gruppe ein neu zu prüfender Körper eingereiht werden muß. Es ist nur nötig, die betr. Substanz in den mit den schon bekannten Stoffen giftfest gemachten Stämmen zu erproben. Ist sie allen Stämmen gegenüber wirksam, so gehört sie einer eigenen neuen Gruppe an. Versagt ihre Wirksamkeit dagegen bei einem bestimmten Stamm, so muß sie derjenigen Gift-Gruppe zugezählt werden, gegen die dieser Stamm resistent ist. Wir besitzen daher in diesem Verfahren gleichsam ein therapeutisches Sieb, das eine scharfe, auf intimen biologischen Vorgängen beruhende Klassifikation ermöglicht.

Diese Betrachtungen sind deswegen von so großer praktischer Bedeutung, weil die Erfahrungen, welche man bisher in der Therapie der Trypanosomen-Erkrankungen gemacht hat, auf eine kombinatorische Behandlung hindrängen und man selbstverständlich eine Kombination solcher Stoffe wählen wird, für die der experimentelle Nachweis erbracht werden kann, daß sie getrennte Angriffspunkte haben.

Ich darf meine Versuche vielleicht in Analogie setzen zu den berühmten Experimenten Jacques Löbs über Parthenogenese. Während dieser Forscher in der quantitativen und qualitativen Aenderung anorganischer Salze ein Mittel fand, um auf die Entwicklung der Zellen fördernd oder hemmend einzuwirken, suche ich durch geeignete Modifikationen organischer Verbindungen eine maximale Affinität zu dem Angriffsobjekt zu erzielen.

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man der Meinung sein, als ob diese Forschungswege nichts miteinander gemein haben, tatsächlich aber streben sie von entgegengesetzten Polen auf dasselbe Ziel, nämlich auf eine in bestimmter Richtung liegende Beeinflussung des Zelllebens, das eine Mal mit anorganischen, das andere Mal mit organischen Substanzen.

Es kann keinem vorurteilsfreien Beobachter entgehen, daß diese Richtung des pharmakologischen Denkens und Arbeitens Probleme aufzustellen und ihrer Lösung näher zu bringen gestattet, welche die bisherige Forschung so gut wie gar nicht berücksichtigt hat. Gewiß handelt es sich vorläufig noch um eine Pionierarbeit. Sie hat jedoch bereits vielversprechende Resultate gezeitigt, die die Anerkennung zahlreicher Pharmakologen gefunden hat. Und es ist zu hoffen, daß die eingeschlagene Forschungsrichtung sich allmählich zu der in der Arzneimittellehre herrschenden emporringen wird.

Korrespondenzen.

London, April 1907.

Royal Academie-Ausstellung — National Gallery — Kunstmarkt.

Von Anfang Januar bis Mitte März stand die Winterausstellung der Royal Academy offen. Wie in jedem Jahr. Es war die 38. Veranstaltung dieser Art. Einige Male hat man die Ausstellung diesem oder jenem Meister gewidmet (Rembrandt, van Dyck), zumeist aber, wie auch diesmal, eine kleine Bildergalerie aus Privatbesitz zusammengestellt mit Berücksichtigung aller Schulen und aller Perioden. Der unvergleichliche Reichtum des englischen Privatbesitzes macht die regelmäßige Wiederkehr solcher Ausstellungen möglich, und der konservative britische Geist betätigt sich in der

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gleichförmigkeit der Veranstaltungen. Das Ansehen der Royal Academy — nicht die Betriebsamkeit irgend einer Persönlichkeit — lockt die Bilderbesitzer stets wieder zur Teilnahme. Die Gemälde des englischen Privatbesitzes tragen die Zettel von solchen Ausstellungen wie Ehrenzeichen auf dem Rücken. Der Besucher vom Kontinent ist erstaunt, mit wie geringer Kennerschaft ein verhältnismäßig gutes Ergebnis, eine relativ hohe Durchschnittsqualität erzielt wird. Soweit aus den vornehmen Quellen des aristokratischen Besitzes geschöpft wird, sind grobe Fehler bei der Auswahl kaum möglich. Und nur die sich herandrängende Schar der jüngeren Sammler, unter denen es gut und schlecht verkappte Kunsthändler gibt, droht das Niveau der Ausstellungen herabzudrücken.

Diesmal bot der erste Raum, in dem die »Primitiven«, italienische, niederländische und deutsche Bilder des 15. und 16. Jahrhunderts zu sehen waren, einen üblen Gesamteindruck. Hier überwog Zweifelhaftes, Minderwertiges; Kopien, schlecht erhaltene und in jüngster Zeit im Kunsthandel zurechtgemachte Stücke drängten sich dreist hervor. Immerhin fehlte es nicht an einzelnen großen, reinen und einwandfreien Werken. So war das Selbstporträt von Antonis Mor da, von strenger Monumentalität wie alle echten Schöpfungen dieses Meisters, und ein Frauenporträt von Neufchatel, die Nürnberger Bürgerstochter Anna v. Botzheim, wohl das zarteste und glücklichste Bildnis, das dem Maler gelungen ist. Und diesen beiden Porträts, die dem Earl Spencer gehören, reihte sich als gleichwertige Schöpfung aus älterer Zeit das Bildnis des französischen Prinzen, des Sohnes Charles VIII., an, mit dem Datum 1494, das mit Recht dem »peintre des Bourbons« oder »maître de Moulins« zugeschrieben wird (Besitzer: C. Fairfax Murray).

Der zweite Raum, mit holländischen und vlämischen Gemälden des 17. Jahrhunderts, war weit befriedigender im ganzen, mit prächtigen Meisterstücken von Frans Hals, Jan Steen, Aart v. d. Neer, Willem van de Velde, Jan van der Heyden, zumeist aus den berühmten Sammlungen des Duke of Rutland, der Lady Wantage, des Earl Spencer. Nur ein anspruchsvoller, falscher »Cuyp«, eine ältere, ungeschickte Nachahmung, war ein arger Schandfleck.

Der stattliche dritte und der vierte Raum waren im wesentlichen der großen englischen Porträtmalerei des 18. Jahrhunderts reserviert, die sich höchst glanzvoll entfaltete. Namentlich entzückten einige Schöpfungen von Gainsborough, der als Verherrlicher der Frauenschönheit alle Zeitgenossen überragt.

Von dem neuen Direktor der Londoner National Gallery, dem hochgeschätzten Maler und Radierer Sir Charles Holroyd, ist noch nicht viel zu berichten. Er hat sich bisher nicht merklich betätigen können. Die letzten Erwerbungen fallen noch in die Herrschaftsperiode seines Vorgängers, des Akademiedirektors, Sir Edward Poynter. Mit der glücklichsten Erwerbung der letzten Jahre, der herrlichen Rokeby-Venus von Velasquez, hatte die Verwaltung nicht viel zu tun. Der Initiative vornehmer und angesehener Kunstfreunde, der geschickten Zeitungsagitation und dem Gemeinsinn der Nation ist dieser kostbare Zuwachs zu danken.

Was sonst in der letzten Zeit gekauft wurde, ist unbedeutend, mit dem Maßstab, der hier angelegt werden muß, gemessen, oder geradezu vom Übel und dem Gesamteindruck der unvergleichlichen Galerie schädlich. Das berühmte Tizian-Porträt, das für einen ungeheuren Preis aus der Galerie des Earl of Darnley erworben wurde, ist nicht tadellos erhalten, und das Bildnis von Dürers Vater, das eine viel beklagte Lücke im Bestande der Sammlung ausfüllen sollte — die Londoner National Gallery besitzt nichts von Dürer — ist eine schlechte Kopie.

Ganz kürzlich ist eine Reihe italienischer Renaissancebilder, eine Schenkung der Mrs. Lucie Cohen, hinzu gekommen, interessante Stücke für den Kunstforscher, die aber den Bestand nur vergrößern, nicht verbessern. Nun sind die Räume der National Gallery schon so überfüllt, daß jeder Zuwachs mit strenger Kritik betrachtet werden sollte. Hoffentlich wird durch Anbau neuer Raum geschaffen. Dann kann der neue Direktor seinen Geschmack bei der schönen Aufgabe einer Neuordnung betätigen. Ob es ihm gelingen wird, durch Erwerbungen die Sammlung glücklich zu bereichern, erscheint sehr zweifelhaft. Selbst den besten Willen und das schärfste Urteil vorausgesetzt, ist der Direktor in der schwierigen Lage, sich mit den Trustees, von denen er abhängig ist, und die jeden Ankauf beschließen, zu einigen. Dazu bedarf er diplomatischer Eigenschaften und einer einschüchternden Autorität. Überdies ist der Apparat, der bei jeder Erwerbung für die National Gallery in Bewegung gesetzt wird, so umständlich, daß schon dadurch der Wettstreit mit amerikanischen Millionären, die ihr Scheckbuch in der Tasche tragen, stark behindert wird.

Der Kunstmarkt in London wie in Paris ist zurzeit ganz auf amerikanische Bedürfnisse und amerikanische Verhältnisse zugeschnitten. Nur das Ausserordentliche, Sensationelle hat Geltung. Von der erfolgreichen Verwertung der Sammlung Hainauer durch eine große Londoner Firma wird viel gesprochen, und abenteuerliche Preise, die von amerikanischen Sammlern für die Tapisserien und die Bildwerke dieser Berliner Sammlung gezahlt worden seien, werden genannt. Für die nächste Zukunft ist das Schicksal der Sammlung Rodolfe Kann, einer besonders gewählten Galerie holländischer Bilder in Paris, eine aufregende Frage, die die begehrliche Phantasie vieler Händler und Vermittler in Bewegung setzt.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Lister

Phot. Elliott & Fry

Beilage zur „Internationalen Wochenschrift“

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

4. Mai 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Joseph Lister und sein Werk.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. August Bier, Bonn.

Am 5. April hat Joseph Lister seinen 80. Geburtstag gefeiert. Bei dieser Gelegenheit ist in der ganzen zivilisierten Welt des Mannes gedacht worden, dem wir die folgenschwerste und segensreichste Entdeckung verdanken, die jemals auf dem Gebiete der praktischen Medizin gemacht ist. Gern entspreche ich deshalb dem Wunsche des Herausgebers der Internationalen Wochenschrift, aus diesem Anlaß das Wesen und die Bedeutung der Listerschen Antisepsis zu schildern.

In den meisten chirurgischen Hospitälern sah es vor Lister traurig aus. Die größte Mehrzahl der Schweroperierten und Schwerverletzten erlag den sogenannten aczidentellen Wundkrankheiten, dem Hospitalbrande, dem Eiterfieber, der Wundrose, dem Starrkrampfe. Der Chirurg stand diesen Zufällen völlig machtlos gegenüber, und schwer lastete auf seinem Gemüte das Bewußtsein seiner Ohnmacht. Nicht seine Kunst und seine Geschicklichkeit waren entscheidend für das Leben seiner Kranken, sondern der blinde Zufall. Der Erfolg war reine Glückssache.

Aufmerksamen Chirurgen war es nicht entgangen, daß die Erfolge der Wundbehandlung sich viel besser gestalteten im Privathause als in den Hospitälern. Man zog daraus den naheliegenden Schluß, daß in erster Linie die Einatmung der verdorbenen und vergifteten Luft ungünstig auf den verwundeten Körper einwirke, und die gefährlichen aczidentellen Infektionskrankheiten herbeiführe. Deshalb legten besonders die englischen Ärzte großes Gewicht auf luftig und sonnig gelegene chirurgische Krankenanstalten und auf gute Ventilation der Krankenräume, doch ohne dadurch die Resultate ihrer Wundbehandlung zu verbessern.

Lister war es vorbehalten, nicht nur den wahren Grund der Wundkrankheiten zu entdecken, sondern auch gleichzeitig die Mittel anzugeben, um sie zu vermeiden. Natürlich steht Lister, wie jeder andere große Entdecker, auf den Schultern seiner Vorgänger und ist durch Ideen und Forschungen seiner Zeitgenossen stark beeinflußt. Das werde ich am Ende dieses Artikels noch auseinandersetzen. Nur Pasteur müssen wir vorweg nennen, den Mann, auf dessen grundlegenden Arbeiten Lister nach seiner eigenen Angabe direkt fußt. Pasteur führte bekanntlich den Beweis, daß nicht die Luft oder ihr Sauerstoff Fäulnis und Gärung hervorrufe, sondern die in der Luft enthaltenen Bakterien. Durch ihren eigentümlichen Lebensprozeß zersetzen sie die komplizierten sogenannten organischen Verbindungen in solche von einfacher Zusammensetzung und zerstören so mit großer Schnelligkeit den ursprünglichen Körper. Das bekannteste Beispiel für diesen Vorgang ist die alkoholische Gärung, die Zerlegung des Zuckers in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alkohol und Kohlensäure durch den Hefepilz. Mich dünkt, man kann den Gedankengang Liſters nicht besser schildern als mit seinen eigenen schlichten, auch für den Laien verſtändlichen Worten. Sie ſtehen in seiner erſten Arbeit über die antiseptische Wundbehandlung, die im Jahre 1867 in der englischen medizinischen Zeitschrift »Lancet« erschien und den Titel führt: »On a new method of treating compound fracture, abscess, etc. Observations on the conditions of suppuration«.

Ich schicke seinen Ausführungen die Bemerkung voraus, daß man unter komplizierten Knochenbrüchen solche Verwundungen verſteht, bei denen nicht nur die Knochen, sondern auch die sie bedeckenden Weichteile verletzt sind. Sie waren in der Zeit vor der Liſterschen Wundbehandlung ganz besonders berüchtigt, weil sie nur in seltenen Fällen nach langem und gefährlichem Krankenlager zur Heilung kamen. Die meiſten so Verletzten ſtarben an Krankheiten, die zu ihrer Wunde hinzutraten, so daß namhafte Chirurgen den Rat gaben, das Glied zu opfern, um das Leben zu erhalten, und von vornherein die Amputation ausführten, obwohl auch diese Operation damals mit der größten Lebensgefahr verknüpft war.

Liſter sagt in jener Abhandlung (nach der Übersetzung in der Münchener mediz. Wochenschrift, 1897, Nr. 14, S. 703):

»Die Häufigkeit schlimmer Folgen bei komplizierten Knochenbrüchen gegenüber der vollständigen Gefahrlosigkeit der einfachen Brüche für das Leben und die Erhaltung des Gliedes ist eine der überraschendsten wie der traurigsten Tatsachen in der chirurgischen Praxis.

Wenn wir fragen, wie es kommt, daß eine äußerliche Wunde, die mit der Bruchstelle in Verbindung steht, zu so schweren Folgeerscheinungen führt, so müssen wir zu dem Schluß gelangen, daß dies dadurch veranlaßt wird, daß durch den Zutritt der atmosphärischen Luft eine Zersetzung des Blutes eintritt, welches sich in größerer oder geringerer Menge um die Knochenfragmente und in das Gewebe ergossen hat; dieses verliert durch Fäulnis seine natürliche unschädliche Beschaffenheit, nimmt heftig reizende Eigenschaften an und veranlaßt so die örtlichen wie die allgemeinen Störungen.

Wir wissen, daß Blut, welches in einem Gefäß aus Glas oder einem anderen chemisch indifferenten Stoff bei Körpertemperatur der Luft ausgesetzt wird, sich bald zersetzt; und es ist nicht anzunehmen, daß das lebende Gewebe, welches eine extravasierte Blutmasse umgibt, diese vor denselben Einflüssen der Luft schützen könnte. Im Gegenteil, es ist eine Erfahrungstatsache, daß bei einem komplizierten Knochenbruche 24 Stunden nach dem Unfall das Wundserum schon deutlichen Zersetzungsgeruch annimmt und daß der Geruch des Sekretes im Verlaufe der nächsten zwei oder drei Tage, bevor die Eiterung eingesetzt hat, mehr und mehr widrig wird.

Dieser Sachverhalt genügt zur Erklärung aller üblen Folgen des Unfalles.

Der verderbliche Einfluß sich zersetzender tierischer Stoffe auf die Gewebe wurde wahrscheinlich unterschätzt infolge des guten Zustandes, in dem granulierende Wundflächen trotz der sehr üblen Beschaffenheit ihrer Absonderungen bleiben. Doch wäre es ein großer Fehler, hieraus zu folgern, daß fötide Stoffe für eine frische Wunde unschädlich seien. Die Granulationen (d. h. das in jeder offenen Wunde sich bildende »wilde Fleisch«), eine unfertige Gewebsbildung, unempfindlich und absorptionsfähig, aber mit bemerkenswerter, aktiver Zellenentwicklung, deren beständige Erneuerung so rasch vor sich geht wie die Zerstörung an der Oberfläche, bilden eine wunderbare Schutzdecke oder ein lebendiges Pflaster. Aber ehe eine offene Wundfläche granuliert hat, wirkt eine scharfe Absonderung mit ungehinderter Kraft auf sie ein, reizt die sensiblen Nerven, verursacht hierdurch sowohl die lokale Entzündung wie das allgemeine Fieber, und erzeugt auch durch ihre Ätzwirkung einen mehr oder weniger ausgedehnten Schorf, der durch eine entsprechende Eiterung wieder abgestoßen werden muß, während gleichzeitig die Gefahr der Absorption der giftigen Flüssigkeiten in die Zirkulation besteht.

Diese Ansicht über die Ursache des schlechten Verlaufes komplizierter Knochenbrüche wird auffallend bekräftigt durch Fälle, bei welchen die äußere Wunde sehr klein ist. Hier werden die schlimmen Folgen mit Wahrscheinlichkeit vermieden, wenn, wie dies John Hunter anriet, das Blutgerinsel auf der Oberfläche trocknen und einen Schorf bilden kann; da die Luft abgeschlossen ist, wird das Blut darunter organisiert und absorbiert, genau wie bei einem einfachen Bruch. Wenn aber irgend ein Zufall die genügende Schorfbildung verhindert, so kann die Kleinheit der Wunde sich statt vorteilhaft schädlich erweisen, indem Zersetzung ermöglicht und der notwendige Abfluß fauliger Absonderungen verhindert ist. In der Tat sind viele Chirurgen so überzeugt von dem Schaden, der aus dieser letztausgeführten Ursache entstehen kann, daß sie, abweichend von der ausgezeichneten Hunterschen Praxis, die Wunde sofort mit dem Messer erweitern und warme Umschläge (Bähungen) anwenden, um die Eiterung zu mildern, die sie für unvermeidlich halten.

Werfen wir nun die Frage auf, wie die Luft die Zersetzung organischer Substanzen bewirkt, so finden wir, daß auf diesen äußerst wichtigen Punkt eine Fülle von Licht geworfen wurde durch Pasteurs geistvolle Untersuchungen. Pasteur hat mit wahrhaft unwiderleglichen Beweisen gezeigt, daß es nicht der Sauerstoff oder andere ihrer

Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

gasförmigen Bestandteile sind, denen die Luft diese Eigenschaft verdankt, sondern winzige, in ihr schwebende Teilchen, welche Keime verschiedener niederer Lebewesen sind. Längst entdeckt durch das Mikroskop und als nur zufällige Begleiter der Fäulnis betrachtet, sind sie jetzt durch Pasteur als deren wesentliche Ursache nachgewiesen, indem sie zusammengesetzte organische Verbindungen in Substanzen von einfacherer chemischer Konstitution auflösen, gerade so wie die Hefe Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerlegt.

Wenden wir diese Grundsätze auf die Behandlung des komplizierten Knochenbruches an und bedenken, daß die Lebenskraft der in der Luft enthaltenen Partikel es ist, wovon alles Unglück herrührt, so erhellt, daß lediglich erforderlich ist, die Wunde mit irgend einem Material zu verbinden, das geeignet ist, diese septischen Keime zu töten, vorausgesetzt, daß eine hierfür zuverlässig, aber nicht zu stark kaustisch wirkende Substanz gefunden werden kann.«

Der Gedankengang Liſters ſtellt sich also in gemeinverſtändlicher Sprache etwa folgendermaßen dar: Der menschliche Körper, welcher aus der durch kleinſte Lebewesen ungemein zersetzlichen organischen Subſtanz beſteht, iſt vor Fäulnis, Verwesung und Gärung während des Lebens verhältnismäßig gut geschützt. Anders ſteht dies mit den abgeſtorbenen Körperteilen, wozu auch das in die Wunde ergossene Blut und die Absonderungen der Wunde gehören. Bleibt die äußere Haut, die selbſt lebendig und auch in ihren oberen Schichten an sich der Fäulnis wenig zugänglich iſt, unverletzt, wie bei den unkomplizierten Knochenbrüchen, so bildet sie eine Schutzmauer, durch welche die Bakterien nicht eindringen können, und bewahrt das in die Gewebe ergossene Blut unzersetzt. Dies wird ohne Schaden vom Körper wieder aufgesogen. Legt aber eine Verwundung Bresche in diese Schutzmauer, wie bei den komplizierten Knochenbrüchen, so ist dem Eindringen der in der Luft enthaltenen Fäulniskeime Tür und Tor geöffnet. Sie zersetzen Blut und Wundsekrete. Diese Zersetzungsprodukte sind schwere Gifte, die auf die Wunde und den ganzen Körper in verderblichſter Weise einwirken. Die gefürchteten akzidentellen Wundkrankheiten sind nichts als das lokale, das verzehrende und tötende Eiterfieber, nichts als der allgemeine Ausdruck dieser Vergiftung. Eine ungemein klare und einleuchtende Vorſtellung, die wohl durch die weitere Forschung erheblich modifiziert iſt, die aber im Prinzip noch beſteht und ſtets beſtehen bleiben wird.

Es iſt natürlich, daß Liſter entsprechend dem damaligen Stand der naturwissenschaftlichen Kenntnisse zuerſt faſt lediglich an die Luft als Trägerin der Infektionskeime dachte. Diese Keime galt es also nach seiner Ansicht von der Wunde abzuhalten, und gleichzeitig die schon in die Wunde eingedrungenen Bakterien abzutöten. Paſteur hatte sich zum Zwecke der Abtötung und Abhaltung der Fäulniskeime der Glüh- und Siedehitze bedient. Da man aber die lebenden menschlichen Gewebe nicht kochen kann, so suchte Liſter nach einem chemischen Mittel, das imſtande wäre, die Bakterien abzutöten, ohne gleichzeitig die Wunde, die mit ihm bedeckt werden mußte, ernſthaft zu schädigen. Dies Mittel glaubte er in der Karbolsäure gefunden zu haben, über die er in dem erwähnten Artikel folgendes schreibt:

»Im Verlaufe des Jahres 1864 war ich sehr überrascht durch eine Schilderung der bemerkenswerten Erfolge, die durch Karbolsäure auf den Rieselfeldern der Stadt Carlisle erzielt wurden, wo ihre Beimischung in ganz geringer Stärke nicht nur allen Geruch der mit den Abwässern berieselten Ländereien beseitigte, sondern auch, wie festgestellt wurde, alle Entozoen (tierischen Schmarotzer) zerstörte, welche gewöhnlich das Viehfutter von solchen Weiden schädlich machen.

Da ich meine Aufmerksamkeit mehrere Jahre lang sehr eifrig auf das Wesen der Eiterung gerichtet hatte, und zwar hauptsächlich in ihrer Beziehung zur Zersetzung, so erkannte ich, daß ein so wirksames Antiseptikum für Untersuchungen zur Aufklärung hierüber besonders geeignet sei, und während meiner Forschungen kam ich naturgemäß auf den Gedanken, die Karbolsäure bei der Behandlung des komplizierten Knochenbruches anzuwenden.«

Die ursprüngliche Wundbehandlung Liſters, die er für die komplizierten Knochenbrüche anwandte, war außerordentlich einfach. Er tauchte ein Stück Lint in reine Karbolsäure und ſteckte es in alle Buchten und Ecken der Wunde. Darüber legte er zwei weitere ebenfalls in Karbolsäure getauchte Lagen Lint. Um die Verflüchtigung der Karbolsäure zu verhüten, wurde dieser Verband mit einem dünnen Stück Zinn, das die Form eines flachen Strohhutes hatte, bedeckt.

Getreu seinen Anschauungen nannte Liſter sein Verfahren antiseptische, d. h. fäulniswidrige Wundbehandlung.

In zielbewußter Arbeit vervollkommnete Liſter seine Behandlungsmethode. Er erkannte bald, daß nicht nur die Luft der Träger der Bakterien ist. Bei ihrer Allgegenwart sitzen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie auf dem Körper der Kranken, auf den Händen des Operateurs und auf seinen Instrumenten. Folgerichtig mußten also auch an diesen Stellen die Bakterien vernichtet werden. Ich will mich nicht bei der Weiterentwicklung der Antisepsis aufhalten, sondern sie gleich in der Form schildern, in der sie bald nachher in raschem Siegeszuge die Welt eroberte. Lister hielt an der Gefährlichkeit der Luftinfektion fest. Deshalb suchte er vor und bei Operationen die Luft des Operationsraumes von Bakterien zu säubern. Dies glaubte er durch seinen Karbolspray zu erreichen. Vor und während der Operation warf ein Luft- oder Dampfgebläse, nach dem Prinzip der Zerstäuber unserer Friseure gebaut, einen feinen Regen von wässeriger Karbolsäurelösung in die Luft, um die Bakterien niederzuschlagen und abzutöten. Das Operationsfeld am Kranken und die Hände des Operateurs wurden nach vorhergehender Reinigung durch Wasser und Seife mit Karbolsäurelösung abgespült. Die ebenso gereinigten Instrumente lagen in einer mit derselben Lösung gefüllten Schale, wurden zum Operieren aus ihr entnommen und nach dem jedesmaligen Gebrauche wieder in sie hineingelegt. Um die trotz dieser Vorsichtsmaßregeln in die Wunde hineingelangten Bakterien zu töten, wurde die Wunde mehrfach mit wässeriger Karbolsäurelösung ausgespült und zum Schluß mit einem sehr reichlichen Verbande bedeckt, der bestimmt war, den Luftzutritt von der Wunde abzuhalten. Um die Absonderung der Wunde vor der Zersetzung zu bewahren, war der aufsaugende Verbandstoff mit Karbolsäure imprägniert.

In dieser Form leistete die Antisepsis wahre Wunder. Die gefürchteten akzidentellen Wundkrankheiten wurden ungemein spärlich. In den verpesteten und verrufenen Krankenhäusern, in denen der Tod unter den Verwundeten große Ernte hielt, erlebte man mit einem Schlage Wundheilungen, die man bisher überhaupt für unmöglich gehalten hatte, ohne daß an den sonstigen Einrichtungen und Gepflogenheiten dieser Anstalten das geringste geändert war.

Aber nicht nur die Gefahren der Wunden beseitigte die Antisepsis, sondern sie lehrte uns eine neue und ideale Art der Wundheilung kennen, die sogenannte Heilung durch erste Verklebung oder die prima intentio der Wunden, wie der Fachausdruck lautet. Zwar wußte man schon längst, daß reine und glatte Wunden, besonders bestimmter Körperteile, z. B. des Gesichts, durch Naht verschlossen werden und in 8—10 Tagen ohne Eiterung vollkommen heilen konnten, aber dies war eine Ausnahme. In der Regel eiterte die Wunde und ging wieder auseinander, wenn sie genäht war. Ja, man hielt die Naht bei der Mehrzahl der Wunden sogar für gefährlich und glaubte, daß die Wunden durch Eiterung heilen müßten. Das völlige Offenlassen der Wunden, die sogenannte offene Wundbehandlung, wurde deshalb als gefahrloseste Art der Wundbehandlung hoch gepriesen.

Der gewaltige Fortschritt, den auch in dieser Beziehung die Lister'sche Antisepsis brachte, ist auch für den Laien leicht verständlich. Die prima intentio, die die genaue Naht der Wunde voraussetzt, führt in kürzester Frist zur Heilung. Sie fügt Muskel an Muskel, Nerven an Nerven, Haut an Haut und stellt ihre Leistungsfähigkeit im vollsten Maße wieder her. Die Heilung erfolgt ohne wesentliche Schmerzen, ohne Belästigung und ohne Gefahren für den Verletzten. Heilt dieselbe Wunde nicht durch erste Verklebung, so gestaltet sich die Sache ganz anders. Die Ränder der Wunde ziehen sich der Elastizität der Weichteile folgend weit auseinander. Es entsteht eine klaffende Lücke in dem Gewebe, die sich nur langsam unter fortwährender Eiterung mit Granulationen — »wildem Fleisch« — füllt. Sobald dies geschehen, kriecht allmählig von den Hauträndern her das Epithel über die Granulationsfläche hinweg, und, wenn diese ganz von der Oberhaut bedeckt ist, so nennt man die Wunde geheilt. Der Prozeß vollzieht sich in Wochen und Monaten, und während dieser ganzen Zeit ist der verletzte Mensch den Unbequemlichkeiten und Gefahren der Eiterung ausgesetzt. Die Hauptsache aber ist, daß diese Art der Wundheilung sehr häufig die Leistungsfähigkeit der getrennten Teile nicht wiederherstellt. Das »wilde Fleisch« ist junges Bindegewebe. Wenn dieses auch bei der Wundheilung sich stark zusammenzieht — sogenannte Narbenkontraktion — und dadurch die getrennten Teile wieder einander nähert, so treffen sich diese doch nie ganz wieder, sondern zwischen sie setzt sich ein minderwertiges Füllmaterial, die breite, bindegewebige Narbe, die z. B.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Leitung eines Nerven, dessen Enden sich nicht wiederfinden, für immer aufhebt und zudem die fatale Eigentümlichkeit hat, zu schmerzen und leicht wieder zu zerfallen.

Man hätte denken sollen, daß eine Wundbehandlung, die naturwissenschaftlich so gut begründet war wie die Listersche und zu so glänzenden und augenfälligen Erfolgen führte, schnell die Anerkennung aller Fachgenossen gefunden hätte. Statt dessen aber erfuhr sie bei den eigenen Landsleuten des Entdeckers den heftigsten Widerspruch. Es wird stets ein Ruhmestitel der deutschen Chirurgen sein, daß sie die Ideen des großen Engländers begeistert aufgriffen, ihnen zum Siege verhalfen und das immer noch unvollkommene Gebäude seiner Wundbehandlung vortrefflich weiter ausbauten.

Denn zwar ist das große Prinzip der Antisepsis unerschüttert geblieben, aber vieles von der geschilderten Methode Listers ist gefallen und vieles neu hinzugekommen.

Es fiel die Lehre von der Luftinfektion, auf die Lister das größte Gewicht legte. Man erkannte, daß die Fäulnis- und Gärungskeime der Luft verhältnismäßig harmlose Wesen seien, die der Wunde wenig schadeten, und damit wurde auch der lästige Karbolspray beseitigt. Dagegen lehrte Robert Koch, daß ganz bestimmte Bakterien die einzelnen Krankheiten hervorriefen, und daß diese durch die direkte Berührung in die Wunde gebracht würden; daß nicht die Fäulnis des durch Luftkeime zersetzten Blutes die Wundinfektionskrankheit hervorriefe, sondern die Giftwirkung der in den Wunden wachsenden oder von dort in den Körper eindringenden Bakterien. Freilich, die Zersetzung des Blutes und der Wundabsonderungen, die Lister als Ursache der Wundkrankheiten ansah, spielen dabei immer noch eine große Rolle, so daß man auch heute noch das Blut und die Wundabsonderungen nach der ursprünglichen Listerschen Vorschrift durch Drainrohre oder durch dochtartig saugende Verbandstoffe aus der Wunde herausleitet. Denn auch für die die Wundkrankheiten erzeugenden Bakterien ist das aus dem Körper ausgeschiedene und abgestorbene Gewebe das beste Nährmaterial. Mehr und mehr wurde auch die chemische Desinfektion durch Karbolsäure und ihre Ersatzmittel zurückgedrängt. Lister selbst machte bald die Erfahrung, daß die für die Bakterien schädliche Karbolsäure auch für den höheren Organismus nicht gleichgültig ist und ein allgemeines Gift für alle lebendigen Zellen darstellt. Mehrten sich doch die Beobachtungen von schweren Karbolsäurevergiftungen bei Menschen, die nach Listers Methode behandelt waren, von Vergiftungen, die nicht selten sogar zum Tode führten. Lister kam deshalb auch zu immer dünneren und ungiftigeren Lösungen.

Diese üblen Erfahrungen und die Erkenntnis, daß die sogenannte Kontaktinfektion — die durch Berührung übertragenen Bakterien —, nicht also die von Lister angenommenen allgegenwärtigen Fäulnis- und Gärungskeime, sondern bestimmte Bakterienrassen die Wundkrankheiten verschuldeten, entwickelten folgerichtig aus der Antisepsis die Asepsis, die heutzutage allgemein angewandte Wundbehandlung. Man lernte, die krankmachenden Bakterien von der Wunde fernzuhalten, und brauchte sie deshalb nicht durch gefährliche und außerdem unzuverlässige chemische Desinfizientien darin abzutöten. Man kocht die Instrumente, man brüht die Verbandstoffe, Naht- und Unterbindungsmaterial, Oberkleidung der Ärzte und des sonstigen Personals nach Pasteurschen Grundsätzen. Die Hände des Operateurs und das Operationsfeld am kranken Menschen werden aufs peinlichste gesäubert. Die Wunden werden gar nicht oder mit den mildesten und reizlosesten Flüssigkeiten, lediglich, um mechanisch zu wirken, ausgespült.

Die Weiterentwicklung der Antisepsis zur Asepsis ist das Verdienst deutscher Chirurgen. Praktisch führte sie in vortrefflicher und heute noch mustergültiger Weise der Kieler Chirurg Neuber ein, theoretisch wurde sie begründet und praktisch weiter entwickelt durch v. Bergmann und seinen Schüler Schimmelbusch.

Allerdings spielt immer noch die chemische Desinfektion bei der Reinigung der Hände des Operateurs und des Operationsgebietes eine große Rolle und wird wohl niemals ganz verdrängt werden.

Lister hat das große Glück gehabt, den vollständigen Sieg seiner Ideen und seiner Methode sogar noch in voller Manneskraft zu erleben. Ihn hat nicht das tragische Geschick so vieler großer Entdecker betroffen, von kleineren Geistern seiner Zeit, die ihn nicht verstanden oder nicht verstehen wollten,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlacht und verspottet, von der urteilslosen Menge mißachtet und erst nach dem Tode anerkannt zu werden. An Versuchen dazu hat es, wie ich schon erwähnt, natürlich nicht gefehlt.

Ebensowenig aber hat es an Versuchen gefehlt, Listers Verdienste durch Prioritätsstreite zu verkleinern. Jeder große Reformator muß es sich gefallen lassen, daß die Gegner sein Werk zuerst als schädlich oder unnütz hinstellen. Dringt es trotzdem durch, so sind kleinliche Neider sofort bei der Arbeit, um zu beweisen, daß er eigentlich gar nichts Neues gebracht und geleistet habe. Dies ist auch Lister nicht erspart geblieben. Man sagte, daß er nicht zuerst die bakterielle Natur der Wundinfektionskrankheiten behauptet habe; daß man vor ihm schon Karbolsäure und Steinkohlenteer zur Wunddesinfektion benutzt habe etc. Als ob es in der großzügigen, die ganzen landläufigen Anschauungen stürzenden Lehre Listers bloß auf Bakterien und bloß auf Carbolsäure ankäme! Die fertige Antiseptik, wie sie Lister als ein vortrefflich brauchbares Verfahren lieferte, war ein großes stolzes Gebäude, das in allen seinen Einzelheiten eine erstaunliche Fülle geistigen Scharfsinns und praktischen Könnens und dabei trotz aller scheinbaren Kompliziertheit die imposante Einfachheit aufwies, die alle großen Geister und großen Taten kennzeichnet. Um dies in vollem Umfange auch dem Laien klar zu machen, hätte ich viel weiter ausholen müssen, als mir der zur Verfügung stehende Raum gestattet. Natürlich ist auch der größte Reformator ein Kind seiner Zeit und steht auf den Schultern seiner Vorgänger. So hat auch Lister zahlreiche seine Ideen beeinflussende und befruchtende Vorläufer gehabt. Er selbst nennt, wie schon erwähnt, mit größter Verehrung Pasteur, der auf seine theoretischen Anschauungen bestimmend eingewirkt habe. Ferner hatte schon Billroth den Beweis geführt, daß das Wundfieber nicht durch eingeatmete Miasmen und nicht durch rätselhafte »Reizungen«, sondern durch Gifte erzeugt würde, die sich in der Wunde entwickelten. Auch war schon vor Lister der Gedanke ausgesprochen, daß alle Infektionskrankheiten durch kleinste Lebewesen hervorgerufen würden. Aber alle diese Ideen und Versuche haben auf dem Gebiete der Medizin nicht die geringsten praktischen Ergebnisse gehabt und sind niemals planmäßig durchgeführt worden.

Nur einer könnte allenfalls in dem Prioritätsstreit über die Antisepsis in Frage kommen: der unglückliche Geburtshelfer Semmelweis. Schon lange vor Lister stellte er die Behauptung auf, daß das Wochenbettfieber, das seinerzeit in den Gebäranstalten entsetzliche Opfer forderte, die Folge einer von außen in die wunde Gebärmutter hineingetragenen Verunreinigung sei. Die Träger dieser Verunreinigung seien die Hände der behandelnden Ärzte und ihre Instrumente. Er lehrte ferner, daß durch peinliche Reinlichkeit diese Verunreinigung und damit das Wochenbettfieber sich vermeiden lasse. Noch wußte Semmelweis nichts von Bakterien und sah als Hauptverunreinigung das Leichengift an, das die Studierenden aus dem Seziersaale in die geburtshilflichen Kliniken schleppten. Trotzdem aber hat sein Gedankengang eine große Ähnlichkeit mit dem Listers, und es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß bei genügender Anerkennung der Ideen von Semmelweis und bei weiterem Ausbau seiner Lehre schließlich ein in seinem Werte der Lister'schen Antisepsis gleiches Verfahren herausgekommen wäre, zumal Semmelweis seine Lehre auch auf die durch Operationen gesetzten Wunden übertrug und von vornherein richtig erkannt hatte, daß in der Kontaktinfektion die Gefahr läge.

Aber er wurde von seiner Zeit nicht verstanden, wurde verlacht und verhöhnt und starb verbittert und geistig umnachtet im Irrenhause. Das Schicksal dieses Mannes bleibt ein sehr dunkles Blatt in der Geschichte der Medizin, und die Nachwelt hat versucht, nach Kräften an ihm wieder gutzumachen, was seine Zeitgenossen an ihm gesündigt haben. Listers Ruhm aber kann man mit Semmelweis und seiner Lehre nicht schmälern. Lister wußte, als er mit seiner Antisepsis hervortrat, nichts von der Existenz seines unglücklichen österreichischen Vorläufers. Und die Neider, die Lister gern die Priorität streitig gemacht hätten, haben Semmelweis nicht gegen ihn ins Feld führen können. Was man damals allenfalls von ihm wußte, war, daß ein verrückter Geburtshelfer sich in eine sonderbare Theorie über Entstehung und Vermeidung des Wochenbettfiebers verrannt hätte, aber von den »Autoritäten« seines Faches gründlich abgeführt wäre. Man muß Weckerling recht geben, wenn er sagt, daß selbst die Eroberung der Geburtshilfe durch den Lister'schen Gedanken ge-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schah, als ob Semmelweis nicht gelebt hätte. So wenig erinnerten sich seiner seine engſten Fachgenossen.

Ich will das Kapitel der Antisepsis nicht verlassen, ohne einer merkwürdigen Erscheinung zu gedenken. Die ungemein praktische Antisepsis iſt auf dem Wege der theoretischen Überlegung zustande gekommen und liefert so den beſten Beweis, wie töricht sogenannte Praktiker handeln, wenn sie in hochmütiger Geringschätzung auf die Theorie blicken. Und ist es nicht höchst wunderbar, daß die grüne Praxis auch nie dazu geführt hat, das im Grunde genommen einfache Prinzip aufzustellen, das in der Asepsis, der weiter entwickelten Antisepsis, steckt, die peinlichste Sauberkeit bei der Behandlung der Wunden walten zu lassen? Man sollte doch denken, daß die reine Empirie, ästhetische Gefühle oder sonstige Überlegungen in den Jahrtausenden, die die zünftige und nichtzünftige Heilkunde durchlaufen hat, dazu hätten führen müssen. Aber nichts davon iſt geschehen. Es bedurfte erſt des ungeheuren Umweges über eine bakteriologische Theorie, um zu dieser einfachen Praxis zu gelangen.

Listers Werk iſt mit der Antisepsis nicht erschöpft. Er wäre auch ohne sie ein bedeutender Chirurg gewesen. Aber diese große Tat seines Lebens überſtrahlt alles andere, was er geleiſtet, so sehr, daß es sich nicht lohnt, darauf einzugehen.

Deutschland, England und die Vereinigten Staaten.

Von Professor John W. Burgess, Columbia University, New York, U. S. A.
(Winter-Semeſter 1906/07 Austausch-Professor an der Universität Berlin.)

(Schluß.)

Mit der Beendigung des Bürgerkrieges begannen dann die Sympathien der Amerikaner für deutsches Geiſtesleben und deutsche Kultur einen noch höheren Umfang anzunehmen. Ein gewaltiger Exodus amerikanischer Studenten an die deutschen Universitäten erfolgte. Schon vor dieser Zeit hatten einige später zu hohem Ansehen in der Heimat gelangte Amerikaner in Deutschland ihre Studien getrieben. Aber die weitaus größte Zahl der Studierenden unseres Vaterlandes, die im Ausland ihre Ausbildung vollenden wollten, hatte sich bis dahin nach Frankreich oder England gewandt. Die Haltung dieser beiden Länder gegenüber der Union während des Bürgerkrieges ſtieß jetzt die Jugend des Nordens von ihren Lehranſtalten zurück, und die Südſtaaten waren durch den Krieg zu sehr verarmt, um ihre Jugend überhaupt ins Ausland senden zu können. So zählten vom Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an bis zur Gegenwart die Hauptuniversitäten Deutschlands ihre amerikanischen Studenten nach Dutzenden und Hunderten, und diese Akademiker nahmen, in die Heimat zurückgekehrt, nach und nach immer umfassenderen Besitz von den Lehrſtühlen an den führenden Universitäten im Vaterlande. Deshalb iſt es keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß gegenwärtig die Leitung der höheren Erziehung innerhalb der Vereinigten Staaten in den Händen von Männern liegt, welche auf den deutschen Universitäten ausgebildet sind, die deutsche Sprache lesen und sprechen, die deutsche Literatur und Wissenschaft kennen und eine ſtarke Zuneigung für das deutsche Land und das deutsche Volk empfinden, in dessen Mitte sie ihre Lebens- und Kulturideale entwickelt haben.

Eine wenn auch zum Glück nur kurze Trübung erfuhren diese engen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten leider durch die unselige Episode des Konfliktes, den unser Vaterland im Jahre 1898 mit Spanien auszutragen hatte. Viele von den beſten, reinſten und uneigennützigſten Geiſtern unter den Deutschen glaubten damals deutlich zu erkennen, daß die freie Republik, das Ideal ihrer Gedanken und Hoffnungen, sich für den Militarismus und den Imperialismus zu begeiſtern begänne. Für andere ſtanden materielle Interessen bei dem Verlaufe des Konfliktes auf dem Spiele, die ihnen durch die Besitzergreifung der spanischen Kolonien seitens einer so großen Macht wie die Vereinigten Staaten ernſtlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedroht erschienen. Doch die deutsche Regierung, von weiser Ruhe erfüllt, verlor keinen Augenblick ihre neutrale Haltung und entmutigte jede europäische Koalition zugunsten Spaniens. Und im Verlaufe der letzten fünf Jahre brachten die generöse Behandlung Cubas seitens der Vereinigten Staaten und die großen für die Einwohner der Philippinen aufgewandten Opfer dem deutschen Volke darüber Gewißheit, daß die nordamerikanische Republik Kolonien besitzen und Weltpolitik treiben kann, ohne eine Militärdespotie zu werden. Niemand in Deutschland zweifelt heute deshalb mehr, daß die Interessen der Ausländer auf dem Gebiete der alten spanischen Kolonialherrschaft besser gewahrt werden von dem neuen als von dem alten Herrn. Und auch in meinem Vaterlande wird die Rückkehr zu den alten Empfindungen innigster Freundschaft zu Deutschland noch uneingeschränkter sich vollziehen, sobald dort die Beweggründe des Verhaltens, das die deutsche Marine zu Beginn des Konfliktes in der Manila-Bay einnahm, allgemeiner bekannt sein werden. Der deutsche Admiral hatte nicht die entfernteste Absicht, irgend einen Plan der amerikanischen Militärs in bezug auf Manila oder die Philippinen zu durchkreuzen. Er nahm an — wie das alle Welt annahm und auf Grund unserer Geschichte anzunehmen berechtigt war —, daß die Vereinigten Staaten nur den Zweck verfolgten, die spanische Flotte zu vernichten, um es dann den spanischen und den einheimischen Streitkräften zu überlassen, die Konsequenzen daraus unter sich selbst auszutragen. In einem bei solcher Annahme drohenden Konflikte galt es aber deutsche Interessen zu schützen, und der deutsche Admiral mußte es deshalb für seine Pflicht halten, eine Stellung einzunehmen, die ihm ermöglichte, dieser Aufgabe nachzukommen. Die hier gegebene Erklärung für das Verhalten des Admirals habe ich so oft von deutschen Männern in hohen Stellungen aussprechen hören, daß es unmöglich ist, sie anzuzweifeln.

Einen gewissen Grund zum Mißtrauen gegenüber der deutschen Nation wollen dann einzelne amerikanische Preßorgane in der angeblichen Absicht Deutschlands erblicken, seine Kolonialmacht auch über einzelne Teile von Südamerika auszudehnen. Wenn ein solches Begehren aus privatem Munde in Deutschland allerdings bisweilen ausgesprochen wird, so muß doch, der Wahrheit zu genügen, betont werden, daß diese Bestrebungen von seiten der deutschen Regierung niemals irgendwelche Ermunterung erfahren haben. Der Gedanke, daß Deutschland amerikanische Interessen, die in der Monroe-Doktrin ausgesprochen sind, in Frage stellen wolle, ist auch durchaus zu bezweifeln. Hat doch die deutsche Reichsregierung Gelegenheit genommen, diese Interessen und diese Doktrin anzuerkennen, als sie im Jahre 1902 vor ihrem Vorgehen gegen Venezuela, um die Forderungen der deutschen Untertanen dieses Landes zu befriedigen, der Regierung der Vereinigten Staaten die Zusicherung gab, daß keine Besetzung venezolanischen Bodens von ihr beabsichtigt sei.

Während des größeren Teiles der Epoche unserer Geschichte, die mit der notgedrungenen Losreißung vom britischen Mutterlande beginnt, sind die feindlichen Gefühle der Vereinigten Staaten gegenüber England und dem englischen Volke lebendig geblieben. Dem politischen und nationalen Kampf zwischen den beiden Ländern, der durch den Versailler Frieden vom Jahre 1783 seinen Abschluß gefunden hatte, folgte ein kommerzieller Kampf von dreißig Jahren, der in den Krieg von 1812—1815 auslief. Durch ein halbes Jahrhundert fast entwickelte sich so eine Feindschaft zwischen den Briten und den Amerikanern, die zur Folge hatte, daß die Amerikaner England als ihren traditionellen und natürlichen Gegner zu betrachten gewohnt wurden. Die von den Vereinigten Staaten nach dem Jahre 1815 geübte Politik, sich vor dem Rest der Welt abzuschließen und ihre Kräfte ausschließlich der eigenen nationalen Entwicklung zu widmen, trug nur dazu bei, dieses Gefühl der Aversion gegen das Mutterland aufrecht zu erhalten. Dann kam der Oregon-Konflikt, der das glimmende Feuer des Hasses wieder zu hellen Flammen anfachte. Und nach der friedlichen Beilegung dieser Frage (1846) vergingen keine fünfzehn Jahre, als die Haltung der britischen Regierung gegenüber der Union in deren großer Existenzkrisis den Groll der Amerikaner gegen England von neuem entzündete. Der Vertrag von Washington und das Schiedsgericht von Genf stellten dann freundschaftliche Beziehungen zwischen den Regierungen der beiden Länder her, doch fuhr das amerikanische Volk, im Norden sowohl

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie im Süden, fort, England als eine egoistische und unzuverlässige Nation zu betrachten. Es folgten darauf fast zwanzig Jahre allmählich sich bessernder Beziehungen, nicht nur zwischen den Regierungen, sondern auch zwischen den Völkern beider Länder, als infolge der Venezuela-Botschaft des Präsidenten Cleveland vom 17. Dezember 1895 abermals der latente Britenhaß der Amerikaner zum Ausbruch kam. Der Takt und die Klugheit der englischen Regierung ersparten damals der Welt den Skandal, zwei der hauptsächlichsten Träger der Zivilisation einander an der Gurgel packen zu sehen, und das wegen eines Gegenstandes, der nicht das Opfer eines einzigen Menschenlebens wert war. So kam es, daß jetzt Beziehungen zwischen den beiden Nationen sich anbahnten, die einen nicht blos äußerlich freundschaftlichen Charakter trugen. Und die geschickte Diplomatie Salisburys und Chamberlains während der Jahre 1897/98 brachte dann eine Wärme in die Gefühle der Vereinigten Staaten gegenüber England, wie sie in solchem Maße nie früher existiert hatte. Politische Köpfe in unserem Vaterlande erkannten zwar früh schon, daß die Hauptabsicht der britischen Diplomaten in jenen Tagen dahin ging, die Aufmerksamkeit der Vereinigten Staaten von dem beabsichtigten Vorgehen Englands in Südafrika abzulenken und eine aktive Sympathiebezeugung unserer Nation für die Burenrepublik während des gegen diese herstürmenden Todeskampfes hintanzuhalten. Aber das republikanische Empfinden der Amerikaner hatte sich, wie die Engländer voraussahen, durch die Erfahrungen mit den neuen kolonialen Erwerbungen so wesentlich modifiziert, daß die Aufdeckung der Gründe für die außerordentliche Courtoisie der englischen Regierung während des Konfliktes zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien wenig hemmenden Einfluß hatte auf die neu entstandene Zuneigung der Amerikaner für ihre britischen Vettern. Tatsächlich wurden sogar fast die Anfänge einer Anglomanie bei uns sichtbar, die besonders zutage traten in der Nachahmung der englischen Aussprache und der englischen Sitten, in der Verbreitung englischer Spiele und — in dem Zuge der amerikanischen Erbinnen nach dem Mutterlande zu dem großmütigen Zweck, mit demokratischem Gelde die etwas verblaßten Wappen der englischen Aristokratie aufzufrischen. Wenn auch nicht alle Amerikaner derartige Äußerungen des guten Einvernehmens zwischen den beiden Ländern ganz willkommen heißen, so sind die objektiven Beurteiler es immerhin zufrieden, daß solches Einvernehmen überhaupt existiert. Denn zweifellos ist es ein dringendes Erfordernis für die kommerziellen wie für die diplomatischen Interessen der Vereinigten Staaten, mit England in Freundschaft und in einem freien und regen Verkehr zu bleiben.

Geht man der Frage der zwischen den drei Völkern bestehenden und möglichen Beziehungen auf den Grund, so wird es alsbald klar, daß das Haupthindernis des guten Einvernehmens zwischen ihnen in der unvernünftigen Abneigung zu suchen ist, die der Brite dem Deutschen entgegenbringt. Vielleicht aber, daß jener etwas anderen Sinnes würde, wenn es gelänge, ihm verständlich zu machen, daß das Verlangen nach einem dauernden Freundschaftsbündnis zwischen England und den Vereinigten Staaten nie und nimmer zu dem gewünschten Resultat führen wird, wenn die Vereinigten Staaten diesen Bund mit der Entfremdung Deutschlands bezahlen sollen.

Außer den bereits angedeuteten im Gefühle wurzelnden Gründen gibt es nämlich noch eine praktische Rücksicht von höchst politischer Bedeutung, die uns enge und anhaltende Beziehungen zu dem Deutschen Reiche unbedingt wünschen lassen muß. Sie kann am besten an der Hand der nachstehenden Frage erklärt werden: Was wäre die Folge, wenn England und die Vereinigten Staaten sich zu einem engeren Bündnis unter Ausschluß Deutschlands zusammentun würden? Die Antwort liegt für jeden, der den Gang der europäischen Diplomatie halbwegs kennt, klar auf der Hand. Eine solche anglo-amerikanische Allianz ohne Deutschland würde ohne Zweifel eine Gegen-Allianz der Hauptstaaten des europäischen Kontinents nach sich ziehen. So groß nun aber der Wert eines Bündnisses mit Großbritannien für die Vereinigten Staaten wäre, er würde doch nicht hinreichen, die Nachteile einer solchen Situation aufzuwiegen. Wenn auch meiner Überzeugung nach der Amerikaner bedeutend sentimentaler angelegt ist, als der Europäer annimmt, so ist er doch andererseits eben überaus praktischer Natur.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sicherlich wird er deshalb den großen Fehler vermeiden, dem kontinentalen Europa Gelegenheit zu dessen Zusammenschluß gegen amerikanischen Handel und Diplomatie zu geben.

Auch sind, um es noch einmal zu wiederholen, die Gefühlsmotive gegenüber England auf seiten der Vereinigten Staaten nicht so ſtark und so tief, um nach einem solchen Bündnis zu drängen, es sei denn, daß man Deutschland, das in allen, auch den schwerſten Zeiten treu zu uns gehalten hat, in diesen Bund mit einschließe. Die Briten werden guttun, diese Ansichten und Gefühle eines sehr großen Teiles der amerikanischen Nation zu respektieren und ihre vielfach kleinliche und gehässige Rivalität gegen die Deutschen ebenso aufzustecken wie ihr Kokettieren mit den romanischen Völkern, die, wenn ethnische, soziale und moralische Unterschiede Gegnerschaft im Gefolge haben müssen, ihre natürlichen Gegner zu nennen sind.

Iſt so von England wegen seines Unwillens über Deutschlands induſtrielle und kommerzielle Fortschritte nicht zu erwarten, daß es die erſten Schritte tue, den großen germanischen Dreibund zu verwirklichen, und iſt Deutschland, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt, durch seine geographische Lage im Herzen Europas daran verhindert, so haben die Vereinigten Staaten die Pflicht, ich möchte sagen, das ruhmreiche Privileg, die Führerrolle zur Verwirklichung dieser Idee zu übernehmen. Man darf zuversichtlich hoffen, daß unser großes Land sich dieser Aufgabe gewachsen zeigen wird. Einer politischen Gefahr setzt es sich damit nicht im geringſten aus. Rußland iſt territorial zu weit von uns entfernt und auf der See zu unbedeutend, um uns irgendwelche Beunruhigung zu verschaffen. Die romanischen Staaten aber würden bald ihre eigenen Interessen mit denen einer solchen großen germanischen Allianz im Einklang finden, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Verwirklichung dieser Allianz eine Weltsituation schüfe, gegen die jeder Widerſtand sich vergeblich erweisen würde. Der Sinn für Recht und Gerechtigkeit aber, der den germanischen Genius von seinem erſten Auftritt in der Geschichte an gekennzeichnet hat, er wird die Gewähr dafür bieten, daß das Ergebnis des kulturellen Zusammenarbeitens der drei großen Nationen nichts anderes sein wird als Friede, Fortschritt und Prosperität in der ganzen Welt.

Nebenwirkungen des Professorenaustausches.

Von Professor Dr. Eugen Kühnemann, Breslau,
Winterſemeſter 1907 Austausch-Professor an der Harvard University, Cambridge, Mass.

Wenn eine Zeitschrift wie die »Internationale Wochenschrift« geschaffen wird, so sammelt sie nicht nur die Beſtrebungen, die bereits vorhanden sind in der Richtung auf die letzten umfassenden Ziele der Wissenschaft und des Kulturlebens, für die die Völker sich in gemeinsamer Arbeit zusammenschließen. Sondern sie ruft auch neue hervor. Sie fordert geradezu die Denker und Forscher auf, sich klar zu werden über das Programm der eigenen Arbeit mit ihren höchſten internationalen Aufgaben. Die folgenden Zeilen aber dienen einem bescheideneren Zweck. Sie wollen kein weitreichendes Programm entwerfen, sondern nur schlicht erzählen.

Der Professorenaustausch mit Amerika ſtellt ein Stück Praxis in dem neuen internationalen Betriebe der Wissenschaft dar. Vielleicht iſt es nicht ohne Interesse und mag zwischen der Anspannung der großen Ideen eine kleine Erholung bieten, etwas zu hören aus der unmittelbaren und lebendigen Erfahrung. Es handelt sich um die Erfahrung, die der Austauschprofessor an der Harvard-Universität in Cambridge-Boſton während der Tätigkeit eines halben Jahres in Amerika machen konnte. Aber nicht sowohl von der amtlichen Wirksamkeit selber soll hier die Rede sein, als von den Nebenwirkungen, die ungesucht in reicher Fülle sich einſtellen. Mehr noch als an der amtlichen Tätigkeit selber mag an ihnen hervortreten, was die Wirkung deutscher Professoren in Amerika auf die Dauer bedeuten mag. Scheint es doch, als

Digitized by Google · Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ob man in der Beurteilung der Austauschidee zu oft und zu ausschließlich nur an das vorübergehende Auftauchen eines Deutschen in den Hörsälen der amerikanischen Universität denke! Vorurteile und Zweifel, falls sie überhaupt noch vorhanden sind, werden völlig verstummen müssen, wenn es offenbar wird, wieviel lebendige und fruchtbare Wirkungsmöglichkeit in der neuen Bewegung liegt. Dem fremden Lehrer kommt es drüben alsbald nach seiner Reise über das Meer vor, als sei er mit einem neuen Ozean geistiger Angeregtheit und Beweglichkeit in Berührung gekommen. Das triviale Bild besteht hier zu Recht von dem Stein, der ins Wasser fällt und immer weitere Ringe zieht.

Seit langer Zeit haben Professoren von deutscher Abstammung, die drüben eine neue Heimat gefunden, an den amerikanischen Universitäten segensreich gewirkt. Seit langem strömen die amerikanischen Studenten zur Vollendung ihrer Studien an die deutschen Universitäten herüber. An Berührungen hüben und drüben hat es also nie gefehlt. Zu den ganz regelmäßigen Erscheinungen im amerikanischen Universitätsleben gehören ferner die vorübergehenden Besuche fremder Professoren, die zu einigen Vorlesungen veranlaßt werden. Aber dies ist neu, daß der Besucher für ein halbes Jahr ein wirkliches Mitglied des Universitätskörpers wird, daß er in das ganze Leben der Universität hineintritt und es teilt. Anders ist auf Studierende und Kollegen die Wirkung des Lehrers, der mit ihnen lebt. Anders ist das Verhältnis und Urteil des Heimkehrenden, der mit ihnen gelebt hat.

Nur ein solcher kommt zu einem wirklichen Verständnis des gewaltigen Organismus, den eine Anstalt wie die Harvard-Universität darstellt. Der wesentliche Bestandteil ist immer noch das College, in dem im Grunde die höhere Schulbildung der jungen Amerikaner vollendet wird. Auf dem Unterbau des Colleges erheben sich die Graduate Schools, die Stätten der selbständigen wissenschaftlichen Forscherarbeit und der Durchbildung für die akademischen Berufe. Der Kreis der Lehrarbeit ist sehr weit gezogen. Nicht nur die vier Fakultäten in unserem Sinne gehören dazu, sondern innerhalb von diesen auch eine zahnärztliche Schule, eine Musikschule, eine Architekturschule, eine Ingenieurschule, ein landwirtschaftliches Institut und vieles andere. Und der ganze Organismus ist von großer Beweglichkeit und entwickelt immer neue Glieder im Unterschied zu unserer deutschen, im Typus wesentlich abgeschlossenen Universität. Die einzelnen Bestandteile sind wieder sowohl für das College wie für die vorgerückte Arbeit reich gegliedert und mit einer Fülle von Lehrkräften ausgestattet. Jede der Abteilungen strebt in regem Wetteifer nach so viel Einfluß auf die Studentenschaft, wie sie nur gewinnen kann. Da bedeutet es denn z. B. für die deutsche Abteilung eine große Stärkung, wenn der Gastprofessor hinzutritt und das Interesse, das sein Dasein erweckt, für ihre Sache in die Wagschale wirft. Nun aber gehen durchs College nicht nur die künftigen Vertreter der akademischen Berufe, sondern alle Amerikaner, die für diesen höchsten Abschluß der Schulbildung Zeit und Mittel haben, alle, die später die Gesellschaft der wahrhaft Gebildeten darstellen. Hier also liegt die Möglichkeit, den künftigen Führern des amerikanischen Volkes in allen Gebieten einen starken Eindruck von der Bedeutung der deutschen Geistesarbeit ins Leben mitzugeben.

Die Harvard-Universität ist vor allem anderen eine großartige soziale Macht. Alle die Tausende, die als Studenten Jahr für Jahr ihr angehören und ihr fast immer ihre gesamte akademische Bildung verdanken, fühlen sich als Harvardleute für das ganze Leben und verlieren nie das Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zu Harvard und zu ihrer Klasse, ihrem Jahrgang. Dies ist der Collegegeist, dem man dort so viel Bedeutung zuschreibt. Durch ihn wirkt Harvard als eine gar nicht hoch genug anzuschlagende, beständig fortwirkende Gewalt in sämtlichen Lebensgebieten der Nation. In allen größeren Städten findet man Klubs der Harvardleute. Nichts ist anziehender für den Fremden als zu sehen, wie sich die Studentenschaft im Einzelnen und als Ganzes gern im Sinne dieses künftigen Einflusses auf die amerikanische Gesellschaft beständig von selber organisiert. Es geschieht in der Form der Klubs, die die rechte Heimat des Studenten bilden und neben einer großen Gesamtorganisation, von der hier nicht die Rede sein soll, in allen Schattierungen vorhanden sind. Es gibt eine sehr exklusive Harvardaristokratie, vornehme Klubs, in die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anwartschaft auf eine angesehene Stellung gibt, und in die ihre Söhne aufgenommen zu sehen die ersten Familien mit Spannung erwarten. Geben hier rein gesellschaftliche oder auch athletische Vorzüge den Ausschlag, so in anderen Klubs gemeinschaftliche geistige Interessen, Begabung und literarisches Können. In diesen Klubs aber ist der Boden gegeben, für eine nähere ganz persönliche Verbindung des Gastes mit den amerikanischen Studenten, die über die zufälligen Hörer seines Kollegs weit hinausgeht. Es gibt sofort das Gefühl gesteigerter Intimität, wenn sie ihn in ihrem Klub, ihrer Heimat und Welt, als ihren Ehrengast unter sich gehabt haben. Vielleicht hat das Glück es gewollt, daß er ihnen in seiner Ansprache Worte gesagt hat, die in ihrer Seele nachwirken, und die sie nicht vergessen. Ich denke etwa an einen Abend im musikalischen Klub oder im deutschen Verein oder im Signet. Jener vereint Musiker und Musikenthusiasten in der gleichen Liebe zu großer und guter Kunst. Wie zündet es in diesen, wenn man im Sinn von Schillers Idee der ästhetischen Erziehung von der Mission der Kunst in der Vollendung nationaler Bildung spricht und sie auf ihren Beruf hinweist für die augenblicklich dringlichste Aufgabe Amerikas! Der deutsche Verein umfaßt die Studenten, die am Deutschen irgendwie interessiert sind. In den Formen einer deutschen Studentenkneipe bewegen sich ihre Zusammenkünfte. Deutsche Lieder werden mit Begeisterung gesungen. Hier kommt der so anziehende Zug des Amerikaners ins Spiel, eine liebenswürdige, ganz unendliche Wißbegierde, vor allem in bezug auf die fremden öffentlichen Einrichtungen und ihr Verhältnis zu den amerikanischen. Möglich, daß manche nur die Auskunft suchen, um sich in ihrem Hochgefühl von der Überlegenheit Amerikas bestärken zu lassen. Weit häufiger scheint doch die unruhige Frage sie zu beschäftigen: haben wir wohl wirklich schon das Beste? und der Gedanke in ihnen zu arbeiten: wenn nicht, warum sollten wir es uns nicht aneignen und bei uns entwickeln? Denn aufs höchste empfänglich ist dieses junge Volk und von dem brennenden Ehrgeiz voll, sein Leben vorbildlich zu gestalten. Da gibt dann ein einziger Abend reiche Gelegenheit, richtige Vorstellungen über Deutschland zu verbreiten, Vorurteile auszurotten und den Einfluß deutschen Wesens aufgenommen zu sein sofort fürs Leben die auf das amerikanische Denken zu steigern. Ein literarischer Klub ist der Signet. Zahlreiche Schriftsteller, Kritiker, Journalisten, Literarhistoriker sind aus ihm hervorgegangen. In seinem schmucken, altväterlich traulichen und gastlichen Hause fühlt man sofort das eigene und persönliche Leben. Hier, wo englisch-amerikanische Dichtung mit begeisterter Liebe gepflegt wird, kommt freudiges Verständnis jeder überzeugenden Darstellung deutscher Dichtungsgröße entgegen. Wenn aber in Amerika das Vorurteil weit verbreitet ist, daß die deutsche Wissenschaft wohl hinsichtlich der Genauigkeit der Arbeit vorbildlich sei, aber in der künstlerischen Gabe der Darstellung weit hinter der französischen zurücksteht und darum minder auf die Durchbildung der ganzen Persönlichkeit wirke, so mag der Deutsche am liebsten vor solchen Hörern die Gelegenheit nutzen, das Vorurteil durch die Tat zu widerlegen und zu zeigen, wie der Deutsche lebendig bildend zu gestalten vermag.

Die amerikanische Universität besitzt nach außen hin noch in einem höheren Grade als die deutsche einen öffentlichen Charakter, insofern sie beständig durch öffentliche Vorträge mit dem weiteren Publikum in Beziehung tritt. Dann füllen sich die Hörsäle mit den Damen und Herren der Gesellschaft. Der Hintergrund der Universität gibt der Sache den Charakter der Vornehmheit. Ja, viele fein gebildete Leute, die sich dem gewöhnlichen Vereinstreiben fern halten, kommen in der Universität gern zu einem öffentlichen Vortrag zusammen. So gibt sie auch für die Wirkung ins Weite den rechten Ausgangspunkt. Hier ermöglicht der Internationalismus der amerikanischen Kultur dem Deutschen die Wirkung auf weitere Kreise. Beständige Berührung mit Europa und europäischem Geistesleben ist für den gebildeten Amerikaner eine Selbstverständlichkeit, das Verständnis fremder Sprachen das unentbehrliche Mittel dazu. In den besten Amerikanern lebt wirklich etwas wie das Gefühl heiliger Verpflichtung, für ihre neue Nation, die, wie sie meinen, aus den Bestandteilen der alten als die Blüte der Zeiten sich bildet, das Beste der alten Kulturen sich anzueignen. Wie groß ist da der Reiz, wie ernst die Aufgabe für den Deutschen, der deutschen Kultur in der Schätzung der Amerikaner die Stellung

Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

zu erringen, die ihr gebührt. Aufmerksame Hörer wird er immer finden. Doch hätte niemand gedacht, ehe die Erfahrung es bewieß, daß in Cambridge, der geiſtigen Hochburg des Neuengländertums, für öffentliche deutsche Vorträge über den Fauſt 600 und mehr Hörer sich regelmäßig zusammenfinden könnten. So lohnt der Versuch, die Tiefe der deutschen Strömung in Amerika feſtzuſtellen. Hier eröffnet sich ein Kapitel kleiner Entdeckungen für die deutsche Kulturgeschichte im Ausland.

(Schluß folgt.)

Die internationale Organisation der Erdmessung.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Foerſter, Berlin-Charlottenburg.

Eine kurze Darlegung der Anfänge und der gegenwärtigen Entwicklung des Arbeits- und Forschungsgebiets, von welchem in dem vorliegenden Artikel die Rede sein soll, wird vielleicht einigen Wert haben für die Förderung internationaler Organisation auf verwandten Gebieten und für die Entkräftung der nicht selten ausgesprochenen Befürchtung, als ob durch umfassendere kollektive Geſtaltung der wissenschaftlichen Arbeit deren Vertiefung gefährdet werde.

Die Ausmessung der Geſtalt und Größe der Erde, kurz gesagt »die Erdmessung«, iſt hervorgegangen aus der Landmessung, nämlich aus der Verteilung und Begrenzung von Landflächen im Sinne ihrer sozial zu ordnenden wirtschaftlichen Verwertung. Wenn die abzugrenzenden und zu verteilenden Landflächen nahezu einen ebenen Verlauf und eine horizontale Lagerung hatten, so wurde durch ihre Vermessung, die mit Aneinanderknüpfung von Dreiecken durch Ausmessung der Längen von Dreiecksseiten und durch Ausmessung der zwischen den Richtungen dieser Seiten enthaltenen Winkel geschah, zunächſt kein Anlaß gegeben zu weitergehenden Fragen über die Geſtalt- und Größenentwicklung der Erdfläche im ganzen und großen. Anders jedoch, sobald die Geſtaltung und Lagerung der Landflächen ſtärker von einem ebenen und horizontalen Verlaufe abwich. Da ergaben sich zunächſt in den Strömungen des Wassers Anlässe zu Messungen und zu Feſtsetzungen auch im Sinne der Höhenlage und der Reliefgeſtaltung der Flächen, und hierdurch wurden alsdann auch nähere Beſtimmungen in betreff der aſtronomischen Orientierung von maßgebenden Richtungen innerhalb der Grenzen der Landflächen erfordert.

Die Mittagsebene, wie sie durch die Beobachtung der täglichen Schattenbewegungen feſtgelegt wurde, sowie die Anschlüsse an die Aufgangs- und Untergangsſtellen der Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten mußten nun zu dauernden und weiterreichenden Richtungsbeſtimmungen auf den Landflächen dienen. Allmählich führte aber die Technik der Schattenbeobachtungen, aus der zugleich die Sonnenuhren hervorgingen, zu der Wahrnehmung, daß auch horizontal gelagerte und anscheinend ebene Landflächen sowie die dazu gehörigen Flüssigkeitsflächen, deren Oberflächengeſtaltung einen ebenen Verlauf am vollkommenſten vorspiegelte, sogar an benachbarten Orten, die z. B. in der Richtung Nord-Süd bloß zwei geographische Meilen von einander abſtanden, schon merklich gegeneinander geneigt waren. Denn der Mittagsschatten, den eine lotrecht aufgeſtellte Schattensäule von fünf Meter Höhe in eine ihren Fuß umgebende horizontale Ebene warf, konnte an dem um zwei Meilen südlicher gelegenen von zwei benachbarten Orten schon um mehrere Zentimeter kürzer sein, als der an demselben Tage ebenso in eine horizontale Ebene geworfene Mittagsschatten einer gleich hohen, ebenfalls lotrecht aufgeſtellten Schattensäule an dem nördlicher gelegenen der beiden Orte.

Derartige Wahrnehmungen konnten aber bei näherem Zusehen und bei größerer Ausdehnung solcher korrespondierenden Messungen sich nur dadurch erklären, daß die Lotrichtungen und die zu denselben rechtwinklig ſtehenden Flüssigkeitsflächen in einem und demselben Zeitpunkte an den verschiedenen Orten verschiedene Winkel mit der Richtung der Sonnenſtrahlen bildeten. Und es ergab sich daraus mit Notwendigkeit,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die Flüssigkeitsflächen an den verschiedenen Orten nicht in einer und derselben Ebene oder in parallelen Ebenen lagen, sondern einer gekrümmten Oberfläche angehörten.

Die Lagenänderungen der Grenzlinien großer Wasserflächen bei Fernblicken aus verschiedenen und größeren Höhen bestätigten diese Ergebnisse der Landmessungen.

Es würde hier zu weit führen, auch nur in den allgemeinsten Zügen die Entwicklung solcher aus den ursprünglichen Landmessungen in China und in Aegypten hervorgegangenen Forschungsergebnisse bis zur Erkenntnis der Erd-Gestalt und zur Messung der Größe der Erde zu verfolgen. Hier sollte nur in aller Kürze die Geburt der Erdmessung aus den Landmessungen in Erinnerung gebracht werden.

Im weiteren Verlauf der Kulturarbeit hat sich dann die Erdmessung durch Verbindung mit der Astronomie und der Erdphysik zu immer größerer Feinheit und Sicherheit entwickelt. Aber auch die Aufgaben und Leistungen der Landmessungen nahmen einen entsprechenden Aufschwung, da auch die sozialen und wirtschaftlichen Anforderungen an den Umfang und die Zuverlässigkeit ihrer Arbeiten emporwuchsen, und die Erdmessung durch Theorie und Maßbestimmung ihnen immer wertvollere Hilfe und Sicherung zu gewähren vermochte.

Allmählich, etwa vom Anfang des 18. Jahrhunderts ab, waren die Massenarbeiten der Vermessung großer Landflächen immer mehr in die Hände der militärischen Einrichtungen gelegt worden, deren Organisationskraft und deren in straffer Ordnung geschultes Personal in vielen Beziehungen die günstigsten Bedingungen für die Ausführung jener Messungen und für ihre Verkörperung in den kartographischen Darstellungen der Landflächen darbot, während gleichzeitig die größtmögliche Beherrschung der Terrain-Kenntnis für das Militär selber von hoher Wichtigkeit war.

So entstanden zunächst die großen nationalen Organisationen der Landmessung, in denen auch sehr bald zu den Dreiecks-Vermessungen der Flächen im höchsten Interesse ihrer Bebauung und Verwertung immer umfassendere und detailliertere Bestimmungen der Höhen-Lagen oder Niveau-Unterschiede im Anschluß an die nächstliegenden Meeresflächen hinzutraten. Das nationale und militärische Element dieser Organisationen der Landesvermessung bildete zweifellos eine Zeitlang eine besondere Stärkung und Förderung ihrer Leistungsfähigkeit. Nach einer anderen Seite hin aber wirkte daselbe erschwerend auf die Verwertung und Verbindung der Ergebnisse dieser Landesvermessungen zu der umfassenderen Erdmessung.

Die nationalen Organisationen versteiften das Festhalten an den nationalen Verschiedenheiten der Maß-Einheiten sowie der Messungs-Einrichtungen und -Methoden, mit denen in den einzelnen Landesvermessungs-Gebieten gearbeitet wurde. Um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts war nun die Durchführung einer größeren Anzahl von Landesvermessungen so weit gediehen, daß sich an zahlreichen Stellen der Grenzen der verschiedenen Landesgebiete die Möglichkeiten von Vergleichungen und gegenseitigen Kontrollen der ganz unabhängig von einander gefundenen Messungs-Ergebnisse darboten. Es war z. B. für die, einige Zehner von Kilometern betragende, Länge einer Dreiecks-Seite, welche zwei in der Nähe der Grenze liegende Bergspitzen verband, in jeder der beiden benachbarten nationalen Landesvermessungen ein Zahlenwert von einem bestimmten Genauigkeitsgrade ermittelt worden. Und aus der Vergleichung dieser beiden, ganz unabhängig voneinander gefundenen Zahlenwerte konnte sich sofort eine Besiegelung des Zuverlässigkeitsgrades jahrelanger, von gewissen Ausgangspunkten bis zu der Grenze durchgeführter Messungen ergeben, wenn das Verhältnis der in jedem der beiden Länder den Messungen zugrunde gelegten Maß-Einheiten und Messungs-Einrichtungen hinreichend sicher bekannt war, oder am einfachsten, wenn jene Grundlagen durch gehörige Vereinbarungen bereits übereinstimmend geordnet waren. Da letzteres bis dahin nur ganz ausnahmsweise der Fall war, so gab es vielfach bei jenen Grenz-Anschlüssen anhaltende Schwierigkeiten und Unsicherheiten. Unter Umständen waren sogar diplomatische Verhandlungen nötig, um zu gesicherten Vergleichungen der mühevollen beiderseitigen Arbeits-Ergebnisse zu gelangen und vorwurfsvolle Zweifel zu entkräften, wie sie bei der gegenwärtigen Aufgeregtheit der sogenannten öffentlichen Meinung sogar eine Kriegsursache bilden könnten.

Zu Anfang der sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts waren es dann zwei

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hochverdiente Männer, der preußische General Baeyer und der Astronom Wilhelm Struve, der damals an der Spitze der russischen Landesvermessung stand, welche zuerst eine internationale Vereinbarung über das wissenschaftliche Zusammenwirken der Landesvermessungen in die Wege leiteten.

Diese internationale Vereinigung — anfangs (1864) als die mitteleuropäische Gradmessung und von 1886 ab als die internationale Erdmessung bezeichnet — hat seitdem eine immer umfassendere und immer erfolgreichere Wirksamkeit entfaltet.

Eine ihrer nächsten Sorgen war natürlich die Herbeiführung der Einheitlichkeit in den Grundlagen der Messungs-Einrichtungen zu dem Zweck der Erleichterung und Sicherung der Vergleichung der Landmessungs-Ergebnisse der verschiedenen Länder und der Verbindung dieser Ergebnisse zur Erdmessung.

Es gelang, eine mit der Erdmessung zusammenwirkende, wenngleich verwaltungsmäßig von ihr unabhängige internationale Institution zu schaffen, welche auf der Grundlage des metrischen Systems die Fürsorge für die Herstellung und Aufrechthaltung der Einheitlichkeit der Maß- und Gewichts-Größen und für geordnete genaueste Vergleichungen der feinsten Messungsmittel zur Aufgabe erhielt und im Jahre 1875 vertragsmäßig mit einem Jahres-Budget von 100,000 Frank, unter Beteiligung fast aller Kultur-Länder, zu Sèvres bei Paris ins Leben gerufen wurde. Hierdurch wurden in der Tat die Fundamente der Vergleichbarkeit der Ergebnisse der einzelnen nationalen Landesvermessungen dauernd und mit hoher Zuverlässigkeit gesichert.

Nachdem dies erreicht war, ergriff die Erdmessungs-Organisation selber die Initiative nicht bloß mit Verbindungen und Verwertungen der Landesvermessungen zu immer ausgedehnteren und tieferen Untersuchungen der Gestalt- und Maßverhältnisse des Erdkörpers, sondern auch mit eigenartigen neuen Unternehmungen zur Erforschung seiner Massenanziehungs-Wirkungen und seiner Drehungs-Erscheinungen. Die hierbei schon erreichten Erfolge auch nur in den Hauptgruppen aufzuzählen, würde zur Überschreitung der diesem Artikel gesetzten Grenzen nötigen. Mit dem Vorbehalt, darauf zurückzukommen, und zwar im Sinne einer mehr formalen, als fachmäßig im einzelnen kompetenten Würdigung, möchte ich heut nur noch folgendes bemerken:

Die mittels der vertragsmäßigen internationalen Dotierung der Erdmessung nicht bloss vorübergehend gesicherte Ausführung gewisser erdumfassender Forschungs-Arbeiten kollektiver Art, z. B. die unablässige Bewachung der Lage der Erd-Axe durch ein festes Netz von Stationen, haben keineswegs die Tätigkeit der Forschung von der Vertiefung in Untersuchungen individuellsten und kritischen Gepräges abgelenkt. Im Gegenteil haben die zum großen Teil unerwarteten Messungs-Resultate jener kollektiven Unternehmungen, weit hinausgreifend über frühere theoretische Annahmen, auch tiefere Gedanken-Entwickelungen wahrhaft geweckt und beflügelt.

Und es eröffnen sich nun auch auf dem Gebiete der Veränderungen von Gestaltungen, Zuständen und Bewegungen des Erdkörpers so merkwürdige Ausblicke, daß sogar an prognostische Anfänge zu denken sein wird, sobald sich auch die geologische und die erdmagnetische Forschung in den Stand gesetzt sehen werden, auf der Grundlage internationaler vertragsmäßiger Dotierungen ebenfalls umfassende kollektive Maßbestimmungen in stetigen Gang zu setzen.

Der Gewinn für die Erweiterung des menschlichen Horizontes in Vergangenheit und Zukunft und für eine immer tiefere Harmonisierung dieses Erdenlebens durch fürsorgliche Gemütsruhe wird ein großer sein.

Korrespondenzen.

New York, April 1907.

Das Carnegie-Institut zu Washington.

Weit über die Grenzen unseres Kontinentes hinaus ist in diesen Tagen der Name Andrew Carnegie's in aller Munde. Mag man über den Friedensapostel Carnegie in vielen Kreisen Europas reserviert urteilen — politische Köpfe sehen hüben ebenso wie drüben ein, daß, namentlich vom deutschen Standpunkt aus, sehr viel unerfüllbarer Romantizismus in seinen Forderungen steckt —: über den Mäcen Carnegie dürfte auch jenseits des Wassers nur eine Stimme des Respektes sein. Das großartige

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Institut, das der Eisenkönig eben unter Teilnahme der ganzen gebildeten Welt eröffnet hat, wird Ihnen eine andere Feder eingehend schildern. Diese Zeilen sollen das Augenmerk auf eine zweite, von jener Schöpfung ganz verschiedene Stiftung lenken, die auch mit dem Namen Carnegie verknüpft ist, und deren Einfluß auf die Welt schließlich noch größer sein wird als der der volkstümlicheren Anstalt. Diese ältere Einrichtung, das Carnegie-Institut zu Washington, nimmt einen so hervorragenden Platz unter den neuzeitlichen Hilfsmitteln, um die die Naturwissenschaften bereichert worden sind, ein, daß eine kurze Beschreibung sicher nicht ohne Interesse für die Leser der »Internationalen Wochenschrift« sein wird.

Das Carnegie-Institut zu Washington richtet sein ganzes Streben auf die Unterstützung der naturwissenschaftlichen Forschung. Obgleich vor kaum sechs oder sieben Jahren gegründet, hat es bereits begonnen, sich im wissenschaftlichen Leben Amerikas, und damit der Welt, fühlbar zu machen.

Gleich zu Beginn stellte sich dem Kuratorium eine schwierige Aufgabe in den Weg: Wie konnten die Zinsen des großen Stiftungskapitals von vierzig Millionen Mark am besten zur Förderung naturwissenschaftlicher Forschung verwendet werden? Carnegie bestimmt in der Stiftungsurkunde, daß mit diesem Gelde die wissenschaftliche Carrière von Männern mit großen geistigen Fähigkeiten unterstützt werden solle, ohne Unterschied ihrer gesellschaftlichen Stellung, ob innerhalb des geheiligten Kreises der akademischen Welt oder außerhalb desselben unter dem gewöhnlichen Volke. Wie aber waren diese außergewöhnlichen Menschen zu ermitteln?

Das Kuratorium, alles Männer von geachteter Stellung und großem Einfluß im Lande, wandte sich an Sachverständige um Rat. Im Frühjahr 1902 versammelte es in Washington eine auserwählte Schar von Physikern, Chemikern, Astronomen, Geologen, Zoologen und Botanikern, und jede Gruppe machte Vorschläge, wie nach ihrer Ansicht der Zweck am besten zu erreichen sei. Die Einzelheiten sind im ersten Jahresbericht des Instituts ausführlich mitgeteilt worden. Es erübrigt sich daher, hier nochmals darauf zurückzukommen, und es genügt, zu erwähnen, daß beschlossen wurde, mit der gedeihlichen Arbeit der Universitäten in keiner Weise zu konkurrieren, sondern sie in jeder möglichen Weise zu ergänzen. Schritt für Schritt ist die so glücklich in die Wege geleitete Wirksamkeit unter der planvollen Leitung des ersten Präsidenten D. C. Gilman und des ersten Sekretärs C. R. Walcott gewachsen und hat sich unter der weisen und energischen Führung des gegenwärtigen Präsidenten R. S. Woodward noch weiter ausgebreitet.

Es ist der Plan des Instituts, die Wissenschaft auf verschiedene Weise zu unterstützen. Erstens werden große Laboratorien oder Anstalten für die Forschung über solche Gegenstände eingerichtet, die von den Universitäten überhaupt nicht oder nicht in genügender Weise berücksichtigt werden können. Zurzeit bestehen mehrere solcher Carnegie-Laboratorien, deren jedes von hohem Interesse und Werte für die Wissenschaft ist. Das große Observatorium auf dem Mount Wilson bei Pasadena in Kalifornien beschäftigt sich nur mit dem Studium der Sonne, bei weitem dem wichtigsten Himmelskörper für unsere Betrachtungsweise. Das Wüsten-Laboratorium in Arizona sucht mehr über die Natur und Nutzbarkeit der sonderbaren Pflanzen der Alkali-Wüste zu ermitteln. Im Marine-Laboratorium zu Dry Tortugas, Florida, wird das interessante Leben im Meere, das den südlichen Teil des Kontinents bespült, studiert, eine Ergänzung der Arbeit der nördlichen Laboratorien in Woodshole und von Agassiz in Newport. Auf Long Island, New York, besteht ein landwirtschaftliches Laboratorium für das praktische Studium des Tierlebens in großem Maßstabe, auf dem Prinzip systematischer Züchtung und Veränderung der Lebensbedingungen aufgebaut. Eine bedeutende Summe endlich ist ausgesetzt worden, um die gleiche Arbeit Luther Burbanks im Pflanzenreiche in ein System und auf wissenschaftliche Grundlage zu bringen.

Außer diesen großen Unternehmungen werden Geldsummen, oft bis zu 10000 Mark das Jahr, hervorragenden Gelehrten gegeben, um sie bei ihren Forschungen zu unterstützen. Diese Summen sind nicht persönliche Zuwendungen, sondern dürfen nur für bestimmte Untersuchungen verwendet werden. Sie bedeuten also nicht einen Zuwachs zum Honorar des Professors, der an Gütern dieser Welt so arm bleibt wie zuvor; aber sie erhöhen doch seine wissenschaftliche Wirksamkeit bedeutend.

Drittens richtet sich die Tätigkeit des Carnegie-Instituts zu Washington auf Veröffentlichungen. Eine Serie von Monographien ist unter dem Namen »Publications of the Carnegie-Institution of Washington« begonnen worden, von denen bereits ungefähr siebenzig erschienen sind. Diese Bände enthalten in der Regel Ergebnisse von Forschungen, die zu umfangreich für die bestehenden Zeitschriften, aber anderseits zu technisch für den Durchschnittsverleger sind. Viel wertvolle Arbeit ist auf diese Weise schon veröffentlicht worden. Die Liste enthält nicht wenige historische und archäologische Abhandlungen, aber noch zahlreichere naturwissenschaftliche.

Das ausgezeichnete Institut verrichtet bewunderungswürdige Arbeit und ist bereits eine Großmacht im amerikanischen wissenschaftlichen Leben geworden. Doch das größte Hindernis für die Entfaltung weitester Nutzbarkeit ist die Tatsache, daß der amerikanische Gelehrte in der Regel sich überarbeiten muß und zu gering bezahlt wird. Auch das Carnegie-Institut aber macht nicht die geringste Anstalt, seinen Angestellten einige freie Zeit für ihre Forschungen zu verschaffen, oder sie von der quälenden Sorge um den Unterhalt ihrer Familie zu befreien. Wäre es nicht eine des großen Menschenfreundes Carnegie würdige Aufgabe, Schritte zu tun, um diesen Fehler abzustellen? Geld allein kann keine großen Werke schaffen, wie ein großartiger Bau aus sich selbst keine intellektuelle Frucht hervorbringen kann. Der hervorragende Mensch ist in Wirklichkeit der entscheidende Faktor; aber auch er kann wenig leisten, wenn er nicht frei ist, so daß er sein ganzes Herz seiner Arbeit widmen kann.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. | 11. Mai 1907 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Völkerrechtskonferenzen.

Von Geh. Juſtizrat Professor Dr. Philipp Zorn, Bonn.

Die bevorſtehende zweite Haager Konferenz beschäftigt die Geiſter der Menschen diesseits und jenseits der Meere in hohem Grade. Selbſtverſtändlich richtet bei den der zweiten Konferenz gewidmeten Betrachtungen der Blick sich vielfach zurück auf die Dinge und Personen der erſten Konferenz. Wer selbſt berufen war, an der Arbeit dieser merkwürdigen Versammlung teilzunehmen, gerät wohl manchmal in Verwunderung über die Urteile, die ihm in der Presse begegnen und die nicht selten von einer rührenden Unkenntnis Zeugnis geben. Im ganzen aber muß anerkannt werden, daß die Haltung der deutschen Presse gegenüber der demnächstigen zweiten Konferenz eine wesentlich andere iſt als im Jahre 1899 vor der erſten Konferenz.

Daß in der ſtarken modernen Völkerrechtsbewegung, die nach Präsident Roosevelts Ausspruch wie eine Flutwelle sich über die Menschheit ergießt, auch utopiſtische Ideen hervortreten, iſt gewiß nicht zu leugnen; die Literaturgeschichte der Staatsromane bis zurück auf den Staat Platons beweiſt uns, daß in den großen auf die Entwickelung des Staates und der Staatengemeinschaft gerichteten Bewegungen des Menschengeiſtes das Romanhafte immer seine Rolle gespielt hat. Aber die harte Wirklichkeit der Dinge hat jenen romanhaften Zug im Staats- und Völkerleben immer überwunden und hat es nur selten in der Geschichte der Menschheit auch nur zu romanhaften Experimenten kommen lassen. Dieser harten und nüchternen Wirklichkeit der Dinge kann man sehr ruhig auch heute vertrauen, und man braucht sich gar nicht darüber zu erregen, daß in der ſtarken internationalen Bewegung, die die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert in so bedeutsamer Weise kennzeichnet, auch solche an die Staatsromane früherer Zeiten anklingende Ideen hervortreten und sich selbſt in unangenehm aufdringlicher Weise geltend zu machen suchen: die Politik der Staaten, wenigſtens derer, die den Entwickelungsgang der Menschheit beſtimmen, wird auch heute noch nicht von Romanschriftſtellern und Essayiſten, sondern von Staatsmännern und Feldherren gemacht. Man muß heute wohl schon manchmal den Kopf schütteln über das, was auf dem Papiere als »Internationalismus« geboten wird; aber es iſt dafür gesorgt, daß diese papierenen Bäume nicht in den Himmel wachsen, und der richtig verſtandene und geleitete Internationalismus iſt eine große und segensreiche Bewegung unserer Zeit.

Dem erſten russischen Programm und der erſten Konferenz gegenüber hat die deutsche Presse ihre Aufgabe nicht richtig erkannt und erfüllt; dies Verhalten der deutschen Presse aber hat unsere persönliche Stellung auf der Konferenz und unsere Arbeit in derselben anfangs schwer geschädigt. Die deutsche Presse, ohne Unterschied der Parteirichtung,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat, bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen, völlig verkannt, daß der weitaus größte Teil des russischen Programmes und der auf ihm aufgebauten Konferenzarbeit aus sehr ernsthaften und interessanten völkerrechtlichen Streitfragen bestand, die einer Lösung zuzuführen, ja, selbst deren Lösung nur vorzubereiten eine Arbeit zum Segen der Menschheit, also auch des deutschen Volkes, war. Statt dies anzuerkennen und an der Lösung dieser Fragen an ihrem Teile mitzuarbeiten, stürzte sich die ganze deutsche Presse, wie auf gegebene Parole, so gut wie ausschließlich auf den einen Punkt des Programmes, der utopistisch war, und beurteilte danach, oft mit recht harten Worten, die ganze Konferenz und deren Arbeit. Das war sehr unstaatsmännisch, und wir hatten im Haag die größte Mühe, diese Wirkungen des Verhaltens unserer großen Presse einigermaßen auszugleichen und den Mitarbeitern der anderen Staaten auf der Konferenz zum Bewußtsein zu bringen, daß wir die Arbeit an den Dingen der Konferenz durchaus sehr ernst nahmen. Das Verhalten der deutschen Presse vor und während der Konferenz ist mir heute noch völlig unbegreiflich. Ich persönlich hatte schon vor der Konferenz auf den großen Nutzen hingewiesen, den derartige Zusammenkünfte dann haben müssen, wenn in ernster, angestrengter Arbeit mit gegenseitigem Vertrauen an der Lösung der schweren und weittragenden Fragen des Völkerrechtes gearbeitet wird.

Und ich freue mich, heute feststellen zu dürfen, wie richtig ich die Aussichten der Konferenz schon vor deren Zusammentritt beurteilt hatte, wenn auch damals meine Stimme im entgegengesetzten Chorus der deutschen Presse völlig verhallte.

Auf der Konferenz wurde viel gearbeitet und wurde mit vollem gegenseitigen Vertrauen gearbeitet. Und selbst auf die Gefahr hin, der Überhebung bezichtigt zu werden, spreche ich es ganz ruhig aus: Wir deutschen Delegierten haben an dieser Arbeit unseren vollen Anteil.

Internationale Dinge können mit Aussicht auf Erfolg nur angegriffen werden, wenn man in gegenseitigem Vertrauen an die — immer schweren — Aufgaben herantritt. Wenn man angesichts der Haltung unserer Presse zögerte, uns dieses Vertrauen zu schenken, so bekenne ich ganz offen: ich fand das ganz verständlich. Aber sobald die wirkliche ernste Arbeit begonnen hatte, hatten wir uns dieses Vertrauen sehr bald gewonnen, sei es, daß es sich um die Fragen des Landkriegsrechtes, sei es des Seekriegsrechtes, sei es der Schiedsgerichtsbarkeit handelte. Und nun wurde zwei und einen halben Monat lang täglich in intensiver Weise und im Bewußtsein der schwersten Verantwortlichkeit gearbeitet. Die Fragen, die als unreif zur Lösung oder als ganz unlösbar sich darstellten, wurden ausgeschieden, und zwar in verhältnismäßig kurzer Beratung; die übrigen — der weitaus größere Teil des russischen Programmes — wurden der angestrengtesten und sorgsamsten Beratung unterworfen und wurden in einer für die Menschheit segenbringenden Weise gelöst.

Selbstverständlich fehlte es nicht an Gegensätzen und an Schwierigkeiten; zeit- und stellenweise waren die Schwierigkeiten recht groß, ja schienen wohl in manchen Momenten unüberwindlich. Aber sie wurden überwunden. Und daß sie überwunden werden konnten, war eine Folge des gegenseitigen Vertrauens, das sich in der Arbeit sehr bald hergestellt hatte und das im Fortgang der Arbeit von Tag zu Tag wuchs. An anderem Orte habe ich mich hierüber wiederholt ausgesprochen und möchte an dieser Stelle nur eines wieder hervorheben, weil es mir am bedeutsamsten erschien und erscheint: das schöne und nicht durch den geringsten Mißklang getrübte Verhältnis der französischen und der deutschen Delegation auf allen den verschiedenen Arbeitsgebieten der ersten Konferenz. Auf der im vorigen Jahre — in Fortführung der Haager Arbeiten von 1899 — abgehaltenen Konferenz zur Revision der Genfer Konvention von 1864 hat sich dies Vertrauensverhältnis ganz in gleicher Weise fortgesetzt.

So waren dann Ende Juli bei Abschluß der Konferenzarbeiten sechs Staatsverträge, drei sehr umfangreiche und drei kleine, formuliert; dazu ist jetzt noch die große neue Genfer Konvention, das Resultat der angestrengten Arbeit der vorjährigen Konferenz in Genf, hinzugekommen; außerdem wurden noch mehrere bedeutsame »Wünsche« für spätere Arbeit — der Gedanke einer »conférence ultérieure« spielte eine große Rolle — ausgesprochen und durch Konferenzbeschluß festgestellt.

In unserem deutschen Reichsgesetzblatt, Jahrgang 1901, S. 393—485, sind die von der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ersten Haager Konferenz beschlossenen Staatsverträge, die jetzt die Ratifikation der sämtlichen Konferenzstaaten, vor kurzem auch von China und der Türkei, gefunden haben, abgedruckt und mit rechtlich bindender Kraft für unser Deutsches Reich publiziert. Wie viele von denen, die heute noch so absprechend über die Arbeiten der ersten Haager Konferenz urteilen, mögen sie gelesen haben?

Die drei großen Staatsverträge beziehen sich: erstens auf die Mittel zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten (»pour le règlement pacifique des conflits internationaux«), insbesondere die internationale Schiedsgerichtsbarkeit; durch sie wurde der ständige internationale Schiedshof (»cour permanente d'arbitrage«) im Haag errichtet und eine vollständige Schiedsgerichts-Prozeßordnung geschaffen. Durch einen zweiten Staatsvertrag wurde die, wie jedem Sachkundigen bekannt, überaus schwierige Arbeit einer nahezu vollständigen Kodifikation des gesamten Kriegsrechtes (»concernant les lois et coutumes de la guerre sur terre«) erledigt, an der man sich jahrzehntelang abgemüht hatte; ein dritter großer Staatsvertrag regelte die Fürsorge für die Verwundeten und Kranken im Seekriege. Gemäß dem durch die erste Haager Konferenz der Schweiz gegebenen Mandate wurde inzwischen noch die seit 1864 vorhandene Konvention gleichen Inhaltes für den Landkrieg durch eine im Juni 1906 in Genf zusammengetretene Konferenz einer vollständigen Neubearbeitung unterworfen, deren Ratifikation deutscherseits noch aussteht, aber wohl keinem Zweifel unterliegt. Die drei kleinen Staatsverträge sind gleichfalls kriegsrechtlichen Inhaltes: Verbot der sogenannten Dum-Dum-Kugeln (»balles qui s'épanouissent ou s'aplatissent facilement dans le corps humain«), der Explosivgeschosse mit ausschließlicher Füllung von erstickenden Gasen (»gaz asphyxiants ou délétères«) und des Werfens von Explosivgeschossen aus Luftschiffen (»du haut des ballons ou par d'autres modes analogues nouveaux«).

Das kriegsrechtliche Ergebnis der ersten Haager Konferenz ist also dem Umfang nach weit größer als das friedensrechtliche, die Schiedsgerichtskonvention. Wenn man in der neuesten Literatur ganz ernsthaft darum streitet, welche Gruppe von Ergebnissen die wichtigere sei, so hat dieser Streit etwa den Wert des Streites um die Frage, was schöner sei: die Berge oder das Meer.

Trotz der Publikation der sechs Haager Staatsverträge im Reichsgesetzblatt ist auch heute noch das höhnisch absprechende Urteil über die Ergebnisse der ersten Haager Konferenz nicht verstummt. Dies Urteil ist ungerecht und beruht eben nur auf Unkenntnis. Der bevorstehenden zweiten Haager Konferenz steht die deutsche Presse ganz anders gegenüber als seinerzeit der ersten; das ist hocherfreulich, und es wird die Arbeit der deutschen Delegierten wesentlich erleichtern, wenn man ihnen nicht fortwährend die bis zur Verachtung absprechenden Preßäußerungen aus der Heimat entgegenhalten kann.

Das Programm der zweiten Konferenz ist allgemein bekannt. Es handelt sich um einige ergänzende Punkte des Kriegsrechts zu Lande, um einige Zusätze zur Schiedsgerichtskonvention, um einige Verbesserungen der Genfer Konvention; große Fragen werden nach diesen Richtungen dem russischen Programme gemäß nicht zur Verhandlung kommen, nur die Ergänzung und Verbesserung des durch die erste Konferenz geschaffenen Rechtszustandes steht hier zur Aufgabe.

Die große Frage der zweiten Konferenz wird das Seekriegsrecht sein. Aus den Anregungen der ersten Haager Konferenz und den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges haben sich hier die Einzelpunkte des russischen Programms ergeben. Einige dieser Punkte haben auch im Rahmen der deutschen Arbeit bereits ihre Tradition, so die Frage des Seebeuterechtes, zu der schon, wie der erste preußisch-amerikanische Handelsvertrag, so der erste (nord-) deutsche Reichstag feste Stellung nahm; andere sind vollständig neu, so die Minenfrage. Jedenfalls darf angenommen werden, daß alle diese Fragen mit größter Sorgfalt vorbereitet werden, und daß Deutschland, wie es jederzeit die großen Fragen des internationalen Lebens zu fördern bereit und bestrebt war, ja zu deren Lösung selbst die Initiative ergriffen hat, sich keinem großen Fortschritt der Menschheit in diesen Dingen, soweit sie zur Lösung reif sind, versagen wird. Ob auch noch Fragen außerhalb des russischen Programms zur Erörterung kommen werden, steht dahin. In den Fragen des Seekriegsrechtes liegt die entscheidende Stimme selbstverständlich bei der ersten Seemacht der Welt: bei England. Möge die Vertretung Englands

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf der zweiten Haager Konferenz in den Händen eines ebenso weitblickenden, Vertrauen entgegenbringenden und darum in gleicher Weise Vertrauen findenden Staatsmannes liegen, wie dies der verehrungswürdige Lord Julian Pauncefote auf der ersten Konferenz war.

Deutscherseits wird man die Lösung der im russischen Programm bezeichneten schwierigen Probleme zu fördern gewiß mit ehrlichstem Wollen und besten Kräften bestrebt sein. Die Regierung des Deutschen Kaisers und Deutschen Reiches hat ihre aufrichtige Friedensliebe und ihren festen Friedenswillen, vorausgesetzt nur, daß man uns die Erfüllung unserer nationalen innerstaatlichen Aufgaben nicht störe, so oft und so feierlich betont, daß so viel guten Willen zu verkennen und mit Mißtrauen zu erwidern, bona fide kaum mehr möglich ist. Gegen mala fides aber müssen wir, wie jeder Staat, gewappnet sein: »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre.«

Mir persönlich ist es eine der größten Lebenserinnerungen, als ich, gereizt durch Bemerkungen von anderer Seite, in einer der späteren Sitzungen der ersten Konferenz in kurzen, nachdrücklichen deutschen Worten es aussprach: daß wir niemand auf der Welt es gestatten können, unsere ehrliche Friedensliebe zu bezweifeln, und daß die Regierung unseres Kaisers sich in ihren Bestrebungen um den Frieden der Menschheit von keiner anderen Regierung werde übertreffen lassen — und als ein lauter Beifallssturm die Antwort der Versammlung auf meine Worte war, die dann insbesondere noch der französische Minister Bourgeois aufnahm und im gleichen Sinne in einer der glänzendsten Reden, die auf der Konferenz gehalten wurden, erwiderte.

So sind wir von der ersten Konferenz geschieden, und so gehen wir auf die zweite Konferenz.

In unserem eigenen Hause aber sind wir allein Herr und bestimmen allein, was notwendig ist für unseren Frieden und für die Wohlfahrt des deutschen Volkes nach unseren nationalen Interessen.

Deutschland und der Weltfriede.

Von Professor Dr. Hugo Münsterberg, Harvard University, Cambridge, Mass.*)

Ihr Kongreß hat mich eingeladen, an diesem Abend, an dem jede der großen Nationen zum Wort kommen soll, die Friedenshoffnungen vom deutschen Standpunkt aus zu beleuchten. Das stand dabei natürlich von vornherein fest, daß ich in keinem Sinne ein Delegierter der deutschen Regierung oder ein beauftragter Vertreter des deutschen Volkes bin, ja, daß ich nur als einer aus der großen Masse sprechen kann und überdies als einer, der den größeren Teil des Jahres durch das Weltmeer vom Vaterlande getrennt lebt. Vermutlich fiel die Wahl auf mich, weil ich mein Wirken der Philosophie gewidmet habe, und es somit zu erwarten war, daß ich unter dem Einfluß des größten deutschen Geistes stehen muß, unter dem Einfluß von Immanuel Kant. Kants Buch vom Ewigen Frieden — ich vergesse nicht, Herr Präsident, daß auch schottisches Blut in seinen Adern floß — ist in der Tat die tiefste Untersuchung, die der dauernden Freundschaft der Nationen gewidmet ist; Kants Forderungen, von denen die Abschaffung aller stehenden Heere nur eine ist, und alle seine Erörterungen entwickeln sich notwendig aus dem Grundsatz ewiger Gerechtigkeit. Und dieser Kantsche Geist, dieser Glaube an den Selbstwert der Gerechtigkeit, dieser Abscheu gegen unmoralische Kriege bewegt auch heute noch tief die deutsche Seele. Jede Bewegung, welche die sittliche Kraft des Friedens steigert, wird so unter den Deutschen stets warmherzige Freunde und Förderer finden.

Aber eine Bewegung fördern heißt doch wohl in erster Linie, alle Mißverständnisse und Illusionen beseitigen, da jede Illusion doch schließlich zum Hindernis auf dem Vorwärtsweg werden muß. Daher scheint es

*) Rede, gehalten am 15. April 1907 auf dem unter Vorsitz von Andrew Carnegie tagenden Amerikanischen Friedenskongreß in New-York.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mir meine erste Pflicht zu sein, im Interesse des Friedens auf gewisse Irrtümer hinzudeuten, mit denen die Missionare der Friedensbewegung nur zu oft ihren Einfluß auf die deutsche Volksseele schwächen. Derlei muß Ihnen natürlich unpopulär und unwillkommen erscheinen; trotzdem sage ich es sofort freimütig heraus: die deutsche Armee wird von der Nation durchaus nicht als drückende Bürde empfunden. Im Gegenteil, die Jahre in der Armee stellen eine nationale Schulzeit dar, die Körper und Geist nur stärkt und stählt. Die Dienstzeit ist eine Zeit des Stolzes für die überwältigende Masse der deutschen Bevölkerung. Und auch das muß gesagt werden: es ist nicht wahr, daß die materiellen Opfer für das Heer zur unerträglichen Last geworden sind. Deutschland ist heute reich, und die Nation empfindet die Ausgaben für die Rüstung kaum stärker als ein vorsichtiger Bürgersmann die Ausgaben für Feuerversicherung. Selbst die Zeit, die durch den Dienst verloren geht, kommt nur wenig für die Volkswirtschaft in Betracht in einem Lande, dessen Bevölkerung sich so schnell vermehrt. Ja, wenn es wirklich einmal zum Kriege kommen sollte, so würde sogar der Verlust von Leben und Eigentum nicht von entscheidender Bedeutung sein, denn schließlich ist das ja sicher, daß Krankheit und selbst Leichtsinn noch viel häufiger blühendes Leben zerstören. Amerikanische Eisenbahnen haben sicherlich mehr unnötige Verletzungen und Tötungen bewirkt als alle amerikanischen Kanonen, und der Fortschritt der neueren und nicht zum mindesten der deutschen Pathologie hat mehr Leben gerettet, als die Verhinderung der letzten Kriege hätte retten können.

Solche materialistischen Argumente werden stets wirkungslos bleiben, wenn der Kern der deutschen Nation erreicht werden soll. Für die wahren Deutschen ist es, wie es für Kant war, eine sittliche Frage. Aber gerade deshalb ist es für den Deutschen unmöglich, den Krieg unter allen Umständen als das schlimmste Uebel hinzustellen. Immanuel Kant hatte sicherlich keine idealistischeren Apostel als Fichte und Schiller. Und doch war es Fichte, der durch seine Reden an die deutsche Nation das Volk zum Kriege stachelte, damit es die Schmach des Napoleonischen Joches endlich abwarf. Und laut ruft Schiller in die Seele jedes deutschen Knaben: »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre.« Dem Deutschen erscheint der Krieg wohl wie eine Krankheit, die das Leben bedroht. Aber er fühlt, mit Schiller, daß das Leben nicht der Güter größtes ist, — der Uebel größtes aber ist die Schuld. Würden diese idealistischen Grundüberzeugungen der deutschen Seele besser verstanden, so würden die Friedensfreunde viel eher imstande sein, den Hebel an der rechten Stelle anzusetzen, anstatt ihre Sache preiszugeben durch unwirksame Berufung auf reine Nützlichkeitsmotive.

Aber gerade, weil Krieg und Friede für das deutsche Volk eine sittliche Frage bleibt, deshalb ist es sinnlos und abgeschmackt, die deutschen Motive zu verdächtigen und Deutschland als eine Quelle der Gefahr für den Frieden der Welt zu betrachten. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß es heute kein festeres Bollwerk des Friedens gibt als den guten Willen und die Aufrichtigkeit der deutschen Nation, und keine frivolere Bedrohung des Friedens gibt es als die albernen Verdächtigungen deutscher Absichten, wie sie in den Zeitungen und Versammlungen vieler Länder und nicht am wenigsten hier in Amerika üblich ist. Verleumderische Gerüchte sind leicht in die Welt gesetzt, aber die Richtigstellungen folgen langsam und schwerfällig: Herr Präsident, Sie sollten neben Ihrer Behörde für vereinfachte Rechtschreibung vor allem eine Behörde für vereinfachte Richtigstellung gründen.

Ich sagte, das Grundmotiv für den Deutschen, den Frieden nicht zu stören, ist der sittliche Wille; aber darüber dürfen wir nicht vergessen, daß, auch wenn das Gewissen schwiege, es doch an jedem Reize fehle, den Deutschen zu einem vermeidbaren Kriege zu spornen. Das romanische Temperament ist leicht erregbar, aber der Deutsche ist phlegmatisch; das angelsächsische Temperament verlangt Wetten und Sport und sucht so immer einen Rivalen zu übertrumpfen; aber der ruhige Deutsche ist vielmehr geneigt, das Rechte nur um seiner selbst willen zu tun. Es gibt ja auch Völker, die den Krieg nötig haben, um innere Schwierigkeiten zu überwinden, aber die inneren Verhältnisse Deutschlands sind harmonisch und glatt, und andere Völker suchen Krieg, um ihr Land auszudehnen, aber Deutschland hat große Kolonien, mit deren Ausbau just erst begonnen wird,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so daß es für lange Zeit hinaus genug zu schaffen gibt. Das ganze nationale Leben ist auf beharrliche Arbeit zugeschnitten, Arbeit, die nichts nötiger gebraucht als die Segnung des Friedens. Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, innere Freiheit und sozialer Ausgleich erfüllen die deutsche Volksseele heute eindringlicher und lebhafter denn je zuvor; nie zuvor bewegte sich innere und äußere Entwicklung in solcher Harmonie; nur das eine tut not, daß alles im Sonnenschein des Friedens bleibe, und wer trotz alledem Halluzinationen sieht von düsteren, friedenstörenden Plänen im Grunde der deutschen Seele, der fälscht Geschichte und bedroht die Zukunft.

Daraus folgt noch durchaus nicht, daß jedermann in Deutschland etwa von jedem Schiedsgerichtsplan sofort entzückt sei, obgleich auch die Schiedsgerichtsbewegung zweifellos in Deutschland im Wachsen ist. Aber da lauert wohl noch in manchen Kreisen das instinktive Gefühl, daß es eigentlich unmöglich sei, einem internationalen Gerichtshof den gleichen Grad von Unparteilichkeit zu geben wie einem bürgerlichen Gerichte; die Interessen aller Nationen sind zu sehr miteinander verwoben: der Richter ist da immer noch bis zu einem gewissen Grade auch Partei. Ein Schiedsgericht erzwingen wollen, legt daher noch zu häufig den Verdacht selbstischer Politik nahe. Auch ist es nicht nach jedermanns Geschmack, patriotische Streitigkeiten einfach den Künsten streitender Anwälte ausgeliefert zu sehen oder den Zänkereien von »Sachverständigen«. Dieser und jener mag wohl gar fürchten, daß zu viel laute internationale Diskussion für sich allein schon eine Quelle der Gefahr sei; wenn es wahr ist, daß Krieg Krieg brütet, so ist es sicherlich erst recht wahr, daß Konferenzen Konferenzen brüten. Zu viel Reden über abweichende Meinungen hat aber leicht die Tendenz, die Gegensätze zu verschärfen. Die Deutschen fühlen daher, daß es einen Weg gibt, der noch besser ist, als Schiedsgerichte im Streit zu suchen, nämlich Streit überhaupt von vornherein zu vermeiden. Bezeugen das nicht die deutschen Zollverhandlungen mit den Vereinigten Staaten aufs lebhafteste? Ja, zeigt nicht die Geschichte es längst mit stolzem und schönem Ergebnis?

Wenn wir zurückblicken auf das letzte drittel Jahrhundert, so sehen wir große und kleine Kriege: England, Rußland, Spanien, Frankreich, Italien, Türkei, Japan, China, sogar Amerika hatten Krieg, aber das deutsche Volk ging still seinen Weg in Frieden. Und der Geist dieses neuen Deutschland, das sich danach sehnt, zu schaffen und nicht zu streiten, fand seinen bedeutsamsten Ausdruck in dem genialen Fürsten auf dem Kaiserthron. Wie haben die Vorurteile der ganzen Welt ihn als den ruhelosen Kriegsucher unserer Zeit verdächtigt, und wie hat er es, in rüstiger Kraft, bewiesen, daß seine Herrschaft der stärkste Einfluß für Völkerfrieden und Freundschaft ist! Amerika weiß das aus reichster Erfahrung; Amerika weiß, wie er den Bruder und immer neue Vertrauensmänner, wie er Professoren und Künstler, wie er Sportjachten und Museumsschätze über den Ozean sandte, um seine Freundschaft zu bekunden, und die Kriegsschiffe kommen nur, um bei dem Friedensfest von Jamenstown mitzufeiern. Ist es da nicht höchste Zeit, daß die nichtswürdigen Vorurteile endlich ertränkt werden? Wenn die Welt endlich den wahren Geist Deutschlands erblicken würde, dann wäre Ihre edle Friedensbewegung um einen mächtigen Schritt gefördert. Ja, falls ein Bildhauer eine Statue der Friedensgöttin in Marmor gestalten wollte, so würde er wahrlich sicher gehen, wenn er als sein Modell die hehre Germania wählte, wie sie dasteht mit der Kaiserkrone auf dem Haupt, mit dem unbefleckten scharfen Schwert in der Hand, die milden Augen ruhevoll hinausblickend auf ein ernstes, aber glückliches Volk, das seine ganze Seele den ewigen Gütern friedlicher Arbeit hingibt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nebenwirkungen des Professorenaustausches.

Von Professor Dr. Eugen Kühnemann, Breslau,
Winterſemeſter 1907 Austauſch-Professor an der Harvard University,
Cambridge, Mass.

(Schluß.)

Leicht fügen sich so an die engere Lehrtätigkeit des Austausch-Professors weitere Wirkungen. Die demokratische Grundauffassung, die alle Lebensgüter als dem ganzen Volke gehörig und zukommend empfindet, durchdringt in Amerika besonders auch das geiſtige Leben. Auch der fremde Gaſt gilt als ein öffentliches Gut, an dem alle Anteil haben wollen. Vor allem sind es die zahlreichen Klubs, die sich um ihn bemühen. Jedesmal berührt sich dann die deutsche Einwirkung mit einem neuen Element des gesellschaftlichen Lebens in Amerika. Gerade während der Anwesenheit des deutschen Austausch-Professors wurde die deutsche Gesellschaft in Boſton gegründet, die als ein vornehmer Klub das deutsche und englische Element im Amerikanertum vereinigen soll in beſtändiger gemeinschaftlicher Anteilnahme an deutscher Art und Kunſt.

Charles W. Eliot, der Präsident der Harvard-Universität, iſt unbezweifelt die erſte Autorität im gesamten amerikanischen Unterrichts- und Erziehungswesen. So blicken rings umher die anderen Colleges des Landes auf Harvard und sehen den Harvardgaſt gern zu weiterer Wirkung bei sich. In dem benachbarten Providence befindet sich gerade die deutsche Abteilung in verheißungsvollem Aufschwung. Vor den Toren von Harvard selbſt, das nur junge Männer unterrichtet, liegt Radcliffe College als eine gleichartige Anſtalt für junge Mädchen. Auch hier gibt es einen deutschen Verein, für den ein Vortrag des deutschen Professors eine feſtliche gesellschaftliche Veranſtaltung iſt. Diese Mädchenuniversitäten umfangen den Fremden mit einem eigenen Zauber. Jeder kennt die Bedeutung der Frauen für alle höhere geiſtige Kultur in Amerika und begreift daher den Wert einer Einwirkung, eines maßgebenden Eindrucks in den entscheidenden Bildungsjahren der künftigen geiſtigen Führerinnen. Jedes dieser Colleges als eine kleine schmucke Lehrſtadt hat seinen eigenen Charakter und seine eigene Schönheit. Wellesley College in seiner Park- und Seeherrlichkeit liegt Boſton nahe genug, um zu einem größeren Zyklus etwa über einen der großen deutschen Geiſtesführer öfter aufgesucht zu werden. Smith College in Northampton bietet als das besuchteſte auch die größte Hörerzahl. In Bryn Mawr bei Philadelphia gedeihen die ernſteſten wissenschaftlichen Studien. Überall finden sich Hunderte, die einem deutschen Vortrag mit Verſtändnis zu folgen vermögen. Die Beschäftigung mit dem Deutschen nimmt überall zu.

Der Weg iſt nicht weit von Boſton nach New York, das doch einſtweilen noch der eigentliche Brennpunkt amerikanischen Lebens iſt. In der großen Nachbarſtadt Brooklyn bemüht sich die deutsche Abteilung des Brooklyn Institute for Arts and Sciences, einer riesigen Volkshochschule, einen geiſtigen Vereinigungspunkt herzuſtellen für das zahlreiche deutsche Bevölkerungselement, ein Unternehmen, wie wir es wohl auch in Deutschland versucht haben, und bei dem nur zu hoffen iſt, daß wirklich die ganze Tiefe, Freiheit und Fülle deutscher Geiſteskultur zur Darſtellung kommt. Hier greift also die Hülfe des deutschen Gaſtes in wichtige, bereits beſtehende Beſtrebungen hinein und kann darum um so tiefer wirken. Glückliche Zufälle mögen helfen wie damals, als bei der national-amerikanischen Karl Schurz-Feier im November 1906 die Amerikaner selbſt den Wunsch hatten, zu Ehren ihres größten Bürgers von deutscher Abſtammung eine deutsche Rede zu hören. Ein solches Anerkennen des Deutschen von amerikanischer Seite, das Auftreten eines deutschen Redners neben dem Expräsidenten Grower Cleveland, dem Präsidenten Eliot, dem Marineminister Bonaparte und dem großen Negerführer Baaker T. Washington vor mehr als 3000 andächtigen Hörern iſt unzweifelhaft ein Ereignis von öffentlicher Bedeutung. Endlich begrüßen die zahlreichen deutschen Vereine in New York mit inniger Freude in dem Reichsdeutschen die geiſtige Verbindung mit dem alten Mutterlande. So viele Wirkungen so viele Gelegenheiten, den Respekt vor deutschem Geiſteswesen zu bekräftigen und

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für den Einfluß deutscher Art auf die amerikanische Entwicklung tätig zu sein.

Wir berühren hier erst das Gebiet der Wirkungen, die der Arbeit im Sinne der Austauschidee für uns Deutsche einen Reiz und eine Tiefe geben, wie sie in dieser Weise unsere amerikanischen Gäste entbehren müssen. An dem Aufbau der amerikanischen Nation haben eben die Millionen von Deutschen drüben den hervorragendsten Anteil. Unsere Stammesbrüder finden wir dort in einer mächtigen Arbeit, deren Bedeutung und Erfolg ganz wesentlich davon abhängen wird, wie tief sie selber vom besten deutschen Wesen durchdrungen sind. Je feiner und echter die deutsche Kultur, die sie als ihren Beitrag bieten, um so wertvollere Amerikaner werden sie sein. Hier hilft die Austauscharbeit, die geistige Weltmacht Deutschlands auszubreiten. Überall in den Zentren des Deutschtums gibt es da Anknüpfungspunkte und freudige Empfänglichkeit. In Cleveland regt die bevorstehende Errichtung des Rietschelschen Goethe-Schiller-Denkmals die erneute Beschäftigung mit unserer klassischen Dichtung an. In Chicago sind die Bestrebungen, für die Gebildeten unter den 600,000 Deutschen deutsche Geisteseinwirkung beständig rege zu halten, in hoffnungsvollster Entwicklung. Auch der Geburtstag des Kaisers ist in diesem Jahr dort öffentlich mit Begeisterung gefeiert worden. Die mächtig aufstrebende Staatsuniversität von Wisconsin im lieblichen Madison entwickelt als geistiger Mittelpunkt und Ausdruck des an Deutschen reichsten Staates ganz besonders ihre deutsche Abteilung. Milwaukee wirkt treu weiter im Sinne der ruhmreichen Traditionen einer bedeutenden deutschen Vergangenheit. Detroit begrüßt die Auffrischung der Beziehungen mit dem deutschen Geiste. Das deutsche Haus in Indianopolis empfängt mit Freude den lebendigen Boten der Kunde, daß die alte Heimat an ihre fernen Kinder denkt. Noch sind in St. Louis die Erinnerungen an die großen Achtundvierziger nicht erloschen. An der dortigen Washington University begründet man gerade gegenwärtig eine großartige germanistische Studienbibliothek. Mit berechtigtem Stolz blickt der Literarische Klub in Cincinnati auf 30 Jahre des Bestehens zurück, in denen in jeder Woche ein deutscher Vortrag gehalten worden und der Zusammenhang mit der lebendigen Entwicklung der deutschen Literatur nie verloren ist. Auch im Herzen der amerikanischen Industrie, in Pittsburg, vereinigt die Germanische Gesellschaft Deutsche und Amerikaner. Die Deutsche Gesellschaft in Philadelphia, die zwölf Jahre älter ist als die amerikanische Freiheit, behauptet freudig den Geisteszusammenhang mit Deutschland. Und so fort. Hier überall wird der reichsdeutsche Austausch-Professor eine Wirkung haben können, die dem in Deutschland geborenen amerikanischen Professor versagt bleibt. Denn er wird als Bote der Heimat empfunden. In seiner Person fühlt man, wie die geistige Welle unmittelbar von Deutschland herüberschlägt. Die Geisteseinheit des »Größeren Deutschland« stellt sich dar. Mehr aber noch als unter den Anglo-Amerikanern wird er hier die Wonne einer Wirksamkeit empfinden, bei der jeder Schritt von öffentlicher Bedeutung ist und in das große Leben hinüberwirkt. Überall erfährt er, mit welcher Freude, Inbrunst und Andacht die Deutschen dort sich erinnern lassen an ihre Zugehörigkeit zur geistigen Welt Deutschlands, ja wie sie in dieser Erinnerung wahrhaft aufleben. Es gibt auch Gelegenheiten, bei denen die verschiedenen Kulturen und Literaturen förmlich zu einem Wetteifer aufgefordert werden vor dem amerikanischen Publikum. So in den Turnhall-Gedenk-Vorlesungen, einer Stiftung an der Johns Hopkins-Universität in Baltimore, nach der alljährlich acht Vorlesungen über Poesie dort gehalten werden sollen. Da tritt also die deutsche Dichtung in Wettbewerb und Vergleich mit der englischen, französischen, italienischen, indischen, griechischen, lateinischen. Hier zumal ist die Liebe, die für sie geweckt oder gesteigert wird, ein Gewinn für die deutsche Sache. Überall fühlt man die steigende Welle des deutschen geistigen Lebens und der Achtung vor deutscher Art.

Es kann doch auch nicht geleugnet werden, daß für alle solche Wirkungen die große deutsche Geistesgeschichte wohl den besten Gegenstand bietet. Deutsche Philosophie und Dichtung geben nun einmal die gemeinsame geistige Heimat für alle Stammesgenossen auf der Erde. Die großen Persönlichkeiten lebendig zu machen, die Schöpfer der modernen Geisteskultur, heißt in die wahren Tiefen eindringen, in denen die leitenden Werte der Gegenwart geschaffen werden und in Verkehr treten mit einer Welt, in der keine andere Sorge gilt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als die um wahres und echtes Menſchentum. Wie dies die Deutſchen an ihre beſte Leiſtung für die moderne Kultur erinnert, ſo lockt es die Amerikaner, ſich ſympathiſch mitzuverſenken in das Werden und die Werke der jüngſten und bedeutungsvollſten unter den Nationalliteraturen, da gerade jetzt ein ſtarker Ehrgeiz in dem jungen Volk ſich mehr und mehr auf die äſthetiſche Vollendung der eigenen Kultur zu richten ſcheint, und mit dem Sinn für ihre Bedeutung das Bedürfnis nach einer eigenen Literatur erwacht. So hat der Gegenſtand für die Amerikaner ein ganz unmittelbares lebendiges Intereſſe. Hier aber iſt auch das ſpezifiſch deutſche Können in ſeinem eigenſten Gebiet. Es iſt doch eine der weſentlichen Ideen beim Austauſch, daß bei aller Einheit der Wiſſenſchaft doch die nationalen Perſönlichkeiten mit ihrem beſonderen Charakter ſich in ihr abzeichnen, und daß es darum von Wichtigkeit iſt, die national verſchiedenen Arten der Auffaſſung und Darſtellung zu kennen. Der Austauſch bietet ſie in jenem wahren akademiſchen Unterricht, bei dem das lebendige Wort auf die lebendige Seele wirkt. Nirgends wird das weſentlich Deutſche ſo leicht hervortreten können, wie in der pſychologſich-geſchichtlichen Entwicklung der Geiſteskultur des deutſchen Idealismus. Dieſe Unterweiſung wird man auch in Amerika in keiner anderen als in deutſcher Sprache erwarten. Der deutſche Austauſchprofeſſor wird daher nicht der Möglichkeit beraubt, ſein Beſtes und Feinſtes zu geben, was unter dem Zwange einer fremden Sprache ſelten möglich iſt. So tritt der Kosmopolitismus der Idee in dem großen und wahren Sinne hervor, in dem er das Nationale nicht auslöſcht, ſondern ſteigert und nach flachen Mißdeutungen den wirklichen Gedanken unſerer Klaſſiker wieder zu Ehren bringt. Sie dachten nach Herders Vorbild die Nation als die eigene Weiſe, das menſchheitliche Weſen zur Entfaltung zu bringen, und ſahen in der vollen Entwicklung der nationalen Anlagen eine menſchheitliche Pflicht. Die lebendige Arbeit des Austauſches mag ſogar zurückwirken auf die wiſſenſchaftliche Weiſe in der Heimat und uns mahnen, auch dort uns zu beſinnen auf die Werte, in denen unſere nationale Bedeutung am reinſten hervortritt, und uns zu bemühen um eine Darſtellungsweiſe, in der ihre volle Lebendigkeit und Tiefe lebenwirkend herauskommt.

Die ganze Arbeit ſoll ohne Nebengedanken geſchehen, nur in dem Wunſch, das Beſte zu geben, was wir können. Unermeßlich aber iſt, was ſich hier entwickeln kann bei jener Fülle der Anſatzmöglichkeiten, auf die wir hingewieſen haben. Die Austauſchlehrer werden alle zurückkehren als Zentren der Sympathie und des beſſeren Verſtändniſſes für die andere Nation. Gab es je eine engere Verbindung zwiſchen zwei Völkern als dieſe, daß ſie teilnehmen — ein jedes bei dem anderen — an dem verantwortlichſten Werk, der Erziehung der fremden Jugend? Der Deutſche, der das getan, gehört in gewiſſem Sinne für ſein Leben zugleich dem anderen Volke an. Das iſt zunächſt in einer einzelnen Erſcheinung ein Einswerden der Völker, etwas wie ein Wahrwerden des ſchönen Gedankens von ihrer Brüderſchaft.

Keine ſtärkere Einheit gibt es als die in dem Glauben gleicher Ideale. Der moderne Deutſche findet ſein Brevier in Goethes Fauſt. Der Schluß des zweiten Teils, der die einzige wahre Befriedigung des Manneslebens in der Tat findet, führt das Deutſchland der Träumer, Dichter und Denker prophetiſch in das Deutſchland der Tatkraft hinüber, in dem wir leben. Mit vollem Recht aber kann man dieſen Schluß auch verſtehen als die Verkündigung der beſten Idee des Amerikanismus: eine neue Menſchheit der unermüdlichen Tatkraft und Tüchtigkeit auf einer neuen Erde. Ein Boden der Gemeinſchaft iſt vorhanden. Das lebhafteſte Verſtändnis, eine eigentümlich hochgeſpannte Geiſtigkeit kommt auf jener Seite der deutſchen Einwirkung entgegen. Vielleicht wirkt auch zu uns etwas hinüber von der friſchen, vorwärts ſtrebenden Gläubigkeit, die dort das ganze Leben durchdringt.

Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Die Internationale Vereinigung gegen die Tuberkulose.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Bernhard Fränkel, Berlin.

Sowohl in der Natur wie im sozialen Leben bemerken wir, daß kleine Kräfte, die in gleichem Sinne wirkend sich anhäufen, große Effekte hervorzubringen imstande sind. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen alle internationalen Bestrebungen, die auf Verständigung und Annäherung zwischen den einzelnen Völkern hinzielen, auf das hoffnungsvollste begrüßt werden.

Die internationalen Vereinigungen verfolgen verschiedene Ziele. Zunächst können wissenschaftliche Einzelfragen von ihnen behandelt werden, wie die Erdmessung, die einheitliche Regelung von Maß und Gewicht, die Himmelsaufnahme, die Wolkenforschung und ähnliches. Zur Förderung größerer internationaler wissenschaftlicher Aufgaben dieser Art haben sich neuerdings die führenden Akademien der Hauptkulturländer zu einer Assoziation vereinigt. Daß alle diese wissenschaftlichen Bestrebungen, wie die Wissenschaft überhaupt, auch praktische Bedeutung besitzen, versteht sich von selbst. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind unter diesem Gesichtspunkt der praktischen Bedeutung die internationalen Bestrebungen zur Bekämpfung von Seuchen. Die Tatsache, daß die Seuchen an den politischen Grenzen nicht Halt machen, hat verhältnismäßig früh schon zu internationalen gesundheits-polizeilichen Maßregeln geführt. Ein neuer Gesichtspunkt ist aber bei der Internationalen Vereinigung gegen die Tuberkulose zur Geltung gekommen und eingeführt worden. Hier sind es nicht mehr nur die Regierungen und wissenschaftlichen Organisationen, sondern in den einzelnen Ländern bestehende Zentral-Verbände zum Kampfe gegen die Tuberkulose, auf welchen die Internationale Vereinigung beruht.

Es ist kein Zufall, daß unter den bei uns endemischen Seuchen die Tuberkulose es war, gegen die zuerst ein allgemeiner Kampf entbrannte. Nicht nur, daß sie den größten und verderblichsten Würgengel des Menschengeschlechts darstellt: der Fortschritt der Wissenschaft hat uns auch gezeigt, daß diese Seuche in vielen Fällen heilbar ist, so wie sie andererseits eine übertragbare Krankheit darstellt. Die glänzende Entdeckung des Tuberkel-Bazillus durch Robert Koch hat uns dann den Erreger der Tuberkulose sichtbar vor Augen geführt, seine Lebenseigenschaften kennen gelehrt und uns Mittel an die Hand gegeben, ihn zu bekämpfen oder wenigstens zu vermeiden. Die Aussicht, die Tuberkulose verringern oder gar ausrotten zu können, erfüllte jetzt die Herzen der Menschenfreunde mit glühender Begeisterung und spornte sie zu aktivem Handeln an. Aber der Kampf gegen diese verbreitetste aller Seuchen übersteigt die Kräfte des einzelnen. So sehen wir denn, daß zunächst in vielen Ländern sich Vereine bildeten, welche unter dem Beistande der betreffenden Regierungen sich die Bekämpfung der Tuberkulose oder deren Vorbeugung zur Aufgabe setzten.

Internationale Bestrebungen gegenüber dieser Seuche traten zunächst auf dem Tuberkulose-Kongreß hervor, der 1898 in Paris tagte. von Schrötter-Wien hatte eine permanente internationale Kommission beantragt; der Kongreß aber nahm in seiner Schlußsitzung als Resolution den Satz an: »Von Zeit zu Zeit sollen internationale Versammlungen einberufen werden zum Zwecke des Studiums und hauptsächlich der Vorbeugung gegen die Tuberkulose«. Während dieser erste Tuberkulose-Kongreß in Paris sich noch vorwiegend wissenschaftliche Fragen zur Aufgabe gesetzt hatte, schrieb der Tuberkulose-Kongreß in Berlin im Jahre 1899 die Bekämpfung der »Tuberkulose als Volkskrankheit« auf seine Fahne. Auf diesem Kongreß sehen wir, daß Staatsmänner, Mediziner, Verwaltungsbeamte des Staates und der Städte, Vertreter der sozialen Gesetzgebung und Menschenfreunde im Verein mit den Regierungen sich in heißer Arbeit bemühen, die Grundlagen für den Kreuzzug gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit festzulegen. Der Berliner Kongreß war kein eigentlich internationaler, aber von Delegierten zahlreicher Länder offiziell beschickt. Die internationalen Bestrebungen sind auf ihm nicht in öffentlicher Sitzung, wohl aber in privaten

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verhandlungen zum Ausdruck gekommen. Dem Berliner Kongreß folgte 1900 ein solcher in Neapel, 1901 in London und 1905 in Paris. Auf dem Kongreß in Neapel tagte bereits eine Kommission, welcher Professor Brouardel, der Herzog von Ratibor, Professor Pannwitz, der Verfasser dieser Zeilen und andere angehörten, um eine Internationale Vereinigung ins Leben zu rufen. Wir kamen aber über die Vorverhandlungen nicht hinaus.

Der Gedanke, internationale Tuberkulose-Vereinigungen ins Leben zu rufen, wurde dann im Deutschen Zentralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke oder wie es jetzt sich nennt, zur Bekämpfung der Tuberkulose, weiter geführt. Am 17. Februar 1901 erstattete in der Präsidialsitzung Ministerialdirektor Dr. Althoff einen umfassenden Bericht darüber. Er schlug vor, zunächst nicht ein weitgehendes Programm zu verfolgen, sondern nur ein internationales Zentralbureau für Tuberkulose zu begründen. Die Aufgaben dieses Bureaus sollten folgende sein:

> 1. Eine fortlaufende Sammlung aller Mitteilungen, die sich auf die Bekämpfung der Tuberkulose in allen Ländern beziehen; 2. eine Sammlung des gesamten literarischen Materials auf diesem Gebiete; 3. Erteilung von Auskunft auf alle von berufener Seite ausgehenden Anfragen und 4. die Herausgabe eines Publikationsorganes, welches Übersichten über die Entwicklung der Tuberkulosefrage im In- und Auslande, Anregungen und Wünsche auf dem Gebiete der Tuberkulose-Bekämpfung, Literatur-Übersichten u. dgl. biete und eine allgemeine Fundgrube darstelle für jeden, der sich in dieser Materie belehren wolle.

Das Präsidium des Zentralkomitees trat seinem Berichterstatter in allen Punkten bei und setzte eine Subkommission ein, um das Weitere zu veranlassen. Diese Subkommission bestand aus den Herren Herzog zu Ratibor, Ministerialdirektor Dr. Althoff, Geheimrat B. Fränkel, Präsident Köhler und Professor Pannwitz. Am 9. Juni 1901 wurde der von dieser Subkommission bearbeitete Entwurf einer »Satzung des Internationalen Zentralbureaus zur Bekämpfung der Tuberkulose« vorgelegt.

Der Entwurf fand nach geringen Änderungen, insbesondere auch des Namens, die Billigung der Präsidialversammlung. Die Konferenz in Kopenhagen und der Große Rat in Paris nahmen darauf die Satzung an, welche nunmehr lautet:

Name.

§ 1.

Die Vereinigung führt den Namen: »Internationale Vereinigung gegen die Tuberkulose«.

Aufgabe.

§ 2.

Die Vereinigung hat die Aufgabe, den Kampf gegen die Tuberkulose auf solchen Gebieten zu fördern, deren erfolgreiche Bearbeitung durch das Zusammenwirken der beteiligten Länder bedingt ist; dahin gehören z. B.: vergleichende Studien der gesetzlichen und polizeilichen Bestimmungen in dem Bereiche der sozialen Hygiene, soweit sie auf die Tuberkulosebekämpfung Bezug haben; die Einführung einer einheitlichen Statistik; Untersuchungen über die Verbreitung der Tuberkulose nach Ländern und Rassen; die Unterhaltung einer Tuberkulosebibliothek und eines Tuberkulosemuseums; die Erteilung von Auskunft in Tuberkuloseangelegenheiten der einzelnen Länder; die Herausgabe einer allen Mitgliedern unentgeltlich zuzustellenden Zeitschrift, welche insbesondere über die Tätigkeit der Vereinigung und über die Fortschritte der Tuberkulosebekämpfung in den einzelnen Ländern Bericht erstattet.

Außerdem übernimmt die Vereinigung die Veranstaltung und die sachgemäße Vorbereitung internationaler Tuberkulosekongresse.

Mitgliedschaft.

§ 3.

Die Vereinigung besteht aus Ordentlichen, Korrespondierenden und Ehrenmitgliedern.

Die Verpflichtungen der Korrespondierenden Mitglieder beschränken sich darauf, die Vereinigung über den Stand der Bewegung zur Bekämpfung der Tuberkulose in dem Bereiche des ihnen zugeteilten Beobachtungsgebietes fortlaufend in Kenntnis zu erhalten.

§ 4.

Die Ordentlichen Mitglieder werden von den zur Bekämpfung der Tuberkulose berufenen Zentralorganen der beteiligten Länder gewählt.

Hierbei kommen auf jedes Land zwei Mitglieder. Länder, welche über 10 Millionen Einwohner haben, erhalten für je 5 Millionen mehr noch ein weiteres Mitglied bis zur Höchstzahl von 5 Mitgliedern.

Staatenverbindungen gelten als ein Land.

In Ländern, in denen besondere Zentralorgane zur Bekämpfung der Tuberkulose nicht bestehen, können seitens der Regierungen Delegierte für die Vereinigung bezeichnet werden.

§ 5.

Die Korrespondierenden Mitglieder werden vom dem Engeren Rat gewählt.

Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

§ 6.

Die Ehrenmitglieder werden auf Vorschlag des Engeren Rates von dem Großen Rate gewählt.

Organe.

§ 7.

Organe der Vereinigung sind:
1. Die Verwaltungskommission (§ 8 ff.).
2. Der Engere Rat (§§ 12—14 und 16).
3. Der Große Rat (§§ 15 und 16).

Die Verwaltungskommission.

§ 8.

Die Verwaltungskommission hat die Geschäfte der Vereinigung zu führen.

Sie besteht aus einem Vorsitzenden und fünf weiteren Mitgliedern.

Der Vorsitzende und die übrigen Mitglieder werden von dem Engeren Rate in seiner ordentlichen Sitzung für die drei folgenden Geschäftsjahre gewählt. Wiederwahl ist zulässig.

Die Verwaltungskommission hat ihren Sitz in Berlin.

§ 9.

Die Erledigung der laufenden Geschäfte, soweit sie nicht von dem Vorsitzenden der Verwaltungskommission selbst besorgt werden, liegt dem Generalsekretär ob. Derselbe wird von der Verwaltungskommission auf drei Jahre bestellt.

§ 10.

Die Verwaltungskommission ist ermächtigt, zur Unterstützung des Generalsekretärs in seinen Geschäften Adjunkten, namentllich aus außerdeutschen Ländern, zu bestellen.

§ 11.

Das dem Generalsekretär zu zahlende Honorar wird von der Verwaltungskommission festgesetzt. Die Adjunkten erhalten, sobald sie von der Vereinigung einberufen werden, Reisekosten und Tagegelder.

Der Engere Rat.

§ 12.

Der Engere Rat besteht aus den Ordentlichen Mitgliedern. Dieselben können sich, wenn sie am Erscheinen verhindert sind, vertreten lassen.

Den Ehrenmitgliedern steht es frei, an den Sitzungen mit Stimmberechtigung teilzunehmen.

§ 13.

Die ordentliche Sitzung des Engeren Rates findet jährlich im Frühjahr statt.

Außerordentliche Sitzungen sind einzuberufen, so oft nach dem Ermessen der Verwaltungskommission ein Bedürfnis dazu vorliegt.

Die Zusammenkünfte des Engeren Rates sollen der Arbeit dienen. Ein Übermaß von Festlichkeiten ist zu vermeiden.

§ 14.

Der Engere Rat beschließt die Maßnahmen, welche zur Förderung der Zwecke der Vereinigung zu ergreifen sind. Er nimmt den Geschäftsbericht der Verwaltungs-Kommission entgegen, beschließt über den von dieser aufgestellten Etatsentwurf und über die derselben für das vergangene Geschäftsjahr zu erteilende Entlastung; außerdem hat er die ihm obliegenden Wahlen in der ordentlichen Sitzung vorzunehmen.

Der Große Rat.

§ 15.

Der Große Rat besteht aus allen Mitgliedern der Vereinigung. Er hält in der Regel alle 3 Jahre, womöglich in Verbindung mit einem Tuberkulose-Kongreß, eine Sitzung ab, in der ihm über die Tätigkeit der Vereinigung Bericht zu erstatten ist.

Ausser der Ernennung der Ehrenmitglieder (§ 6) ist ihm auch die Beschlußfassung über Änderungen dieser Satzung vorbehalten. Solche können nur auf Vorschlag des Engeren Rates mit Zweidrittel-Mehrheit der anwesenden Mitglieder erfolgen.

§ 16.

Die Einladungen zu den Sitzungen des Großen wie des Engeren Rates erfolgen durch den Vorsitzenden der Verwaltungs-Kommission.

Aufbringung der Mittel.

§ 17.

Die Ausgaben der Vereinigung werden durch laufende Beiträge und besondere Zuwendungen bestritten.

An laufenden Beiträgen hat jedes der Vereinigung angehörende Landes-Zentral-Organ für jedes ordentliche Mitglied (§ 4) jährlich 100 M. an die Verwaltungs-Kommission abzuführen.

Soweit die Einnahmen aus den laufenden Beiträgen und den besonderen Zuwendungen zur Deckung der Kosten nicht ausreichen, werden dieselben von dem Deutschen Zentral-Komitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke vorschußweise bestritten.

Der Internationale Kongreß in London (1901) nahm auf den Vorschlag Sir William Broadbents in seiner Schlußsitzung eine Resolution an, welche beſtimmte, daß ein permanentes internationales Komitee gegründet werden sollte, dem ähnliche, aber beschränktere Aufgaben als dem Zentralbureau gesetzt werden. Dieses Komitee sollte von der großen Internationalen Vereinigung gegen die Tuberkulose in den einzelnen Ländern gewählt werden.

Inzwischen hatte das Deutsche Zentralkomitee begonnen, die Satzungen der Internalen Vereinigung den Zentralorganen zur Bekämpfung der Tuberkulose in den verschiedenen Ländern vorzulegen, und zahlreiche Beitrittserklärungen erhalten. Zu der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ersten Internationalen Tuberkulosekonferenz, welche vom 22. bis 26. Oktober 1902 in Berlin stattfand, entsandten Amerika, Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Italien, Norwegen, Österreich, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, die Schweiz, Spanien und Uruguay offizielle Vertreter. Die Konferenz wurde in der Eröffnungssitzung von zwei um den Kampf gegen die Tuberkulose hochverdienten Männern mit bemerkenswerten Reden begrüßt, und zwar namens der Reichsregierung vom Staatsminister Grafen Posadowsky und namens Ihrer Majestät der Kaiserin, der Protektorin des Deutschen Zentralkomitees, vom Vize-Oberzeremonienmeister Baron von dem Knesebeck. Namens der Stadt Berlin sagte Oberbürgermeister Kirschner ein herzliches Willkommen. Ich selbst eröffnete die eigentliche Arbeitssitzung mit einer Ansprache über die Entwicklung des Kampfes gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit. Die wichtigen Verhandlungen dieser Konferenz sind von dem Generalsekretär der Internationalen Vereinigung Professor Dr. Pannwitz in einem eigenen Bande herausgegeben. Der Konferenz in Berlin folgte eine solche in Paris vom 4. bis 6. Mai 1903, dann eine solche in Kopenhagen vom 26. bis 29. Mai 1904, dann während des Internationalen Kongresses in Paris die Sitzung des großen Rates vom 4. bis 8. Oktober 1905 und schließlich vom 6. bis 8. September 1906 im Haag. Die Berichte der letzten vier Konferenzen sind in der Monatsschrift »Tuberkulosis« erschienen, welche die Internationale Vereinigung seit 1902 herausgibt, und die zur Zeit in sechs Bänden vorliegt.

Der Internationalen Vereinigung gegen die Tuberkulose gehören jetzt folgende Länder an: Amerika, Argentinien, Belgien, Brasilien, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Niederlande, Norwegen, Österreich, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, Schweiz, Serbien, Spanien und Uruguay. Als Präsident fungierte bis zu seinem Tode Professor Brouardel in Paris, als sein Nachfolger wurde 1906 Herr Léon Bourgeois gewählt. Der Verwaltungskommission gehören an: die Herren Ministerialdirektor Dr. Althoff als Präsident, Dr. Calmette (Lille), Ministerialrat Dr. Chyzer (Budapest), Geheimer Medizinalrat Professor Dr. B. Fränkel, Dr. Raw (Liverpool) und Dr. Rördam (Kopenhagen) als Mitglieder, und als Generalsekretär Professor Dr. Pannwitz.

Die diesjährige Sitzung der Internationalen Vereinigung wird in Wien vom 19. bis 21. September stattfinden. Als Hauptgegenstand der Verhandlungen steht die Frage der Infektionswege der Tuberkulose auf der Tagesordnung. Diese Frage wurde auf der Konferenz im Haag lebhaft diskutiert, ohne daß eine Vereinigung zustande kam. Inzwischen ist sie infolge Rundschreibens der Internationalen Vereinigung in den verschiedenen Ländern weiter bearbeitet worden und soll nun im Herbste in Wien nochmals zur reiflichsten Verhandlung gelangen.

Die Internationale Vereinigung gegen die Tuberkulose hat in ihrem kurzen Lebenslauf bereits hinlänglich gezeigt, daß die gegenseitige Verständigung über entsprechende gesundheitspolizeiliche Maßregeln, welche durch Gesetze eingeführt werden, und über statistische Fragen sowie über die Art des Kampfes gegen die Tuberkulose (Heilstätten, Dispensaires etc.) unter den zivilisierten Völkern der Erde möglich ist. Und die Verhandlungen über wissenschaftliche Themata, die in das Bereich der Internationalen Vereinigung gehören, haben in erfreulicher Weise zum Ausdruck gebracht, wie wesentlich die persönliche Berührung der Forscher aus den verschiedenen Ländern zur Verständigung beiträgt. Der Wetteifer der verschiedenen Völker erhält einen neuen Ansporn, während das gemeinsame Ziel der Arbeit die Träger der Bewegung zu befreundeten Kollegen macht und die Diskussionen als einen Wettgesang in Brudersphären erscheinen läßt. Ich schließe diesen Aufsatz mit den Worten, mit denen Graf Posadowsky seinerzeit die erste Konferenz eröffnete, und die lauten: »Dieser gemeinschaftliche Wettkampf der Völker wird in ihnen immer mehr das Gefühl vertiefen für die hohen Aufgaben, welche ihnen gemeinschaftlich obliegen, und die Gegensätze ausgleichen, welche sie trennen. So mögen auch unsere Bestrebungen ein Mittel sein, um die gegenseitige Achtung und Freundschaft der gebildeten Völker zu fördern und eine neue Stufe auf dem Wege menschlicher Vervollkommnung zu erklimmen!«

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Korrespondenzen.

Berlin, April 1907.

Ausstellungen — Kunst im Theater — Museen — Bodes Museumsdenkschrift.

Das verflossene Vierteljahr brachte uns gleich zu Anfang schon, also abseits der üblichen Sommerkampagne, eine größere Kunstausstellung in dem neuen Akademiegebäude am Pariser Platz, dem früheren Arnimschen Palais. Die Akademie knüpfte damit an ihre alten kleinen Ausstellungen wieder an, die Vorgänger der inzwischen längst anders organisierten und ins Unübersehbare angeschwollenen großen Ausstellungen am Lehrter Bahnhof. Wie um sich in dem neuen Gebäude dem Publikum zu präsentieren, hatten die Mitglieder der Akademie selbst ausgestellt, Inländer und Ausländer, ohne Jury. Da das Wort »akademisch« allmählich ein Terminus technicus geworden ist für stagnierende und von der Natur abgekehrte Kunst, so war man nicht wenig überrascht, wieviel frisches Leben hier in einer veritablen Akademikerausstellung zu finden war. Freilich wechseln die Mitglieder der Akademie nicht ständig wie die Sänger an einer Oper, und so begegneten wir doch auch manchem Typus von Kunst, über den heute nicht mehr gestritten wird. Es war eine Art Ergänzung zu den retrospektiven Ausstellungen des Vorjahres, eine Geologie der modernen Kunst; und da die Hängekommission nicht nach Gesteinsarten geschieden hatte, so boten sich unendlich viele lehrreiche Vergleiche; man sah eine gute Büste von Hildebrand neben einer guten Büste von Rodin usw.

Die zweite Überraschung aber waren die Räume der Ausstellung. Der Architekt Ihne hat seine Aufgabe vorzüglich gelöst: verschiedenartige und stets glückliche Proportionierung der Säle, diskrete Ausstattung, vorzügliches Licht. Bald genug wird man gar nicht mehr begreifen, wie das Berliner Kunstleben bisher ohne diese vornehmen Räume ausgekommen ist, daß man wertvolle Ausstellungen, z. B. aus Privatbesitz, anderweit unterbringen oder gar die Nationalgalerie ausräumen mußte.

Etwa gleichzeitig sah man im Lichthof des Kunstgewerbemuseums eine sozusagen antipodische Ausstellung: Schülerzeichnungen. In den letzten Jahren ist der Zeichenunterricht in den preußischen Schulen neu organisiert worden. Das wesentliche in dem neuen Lehrplan ist seine Anpassung an den Gesichtskreis und die Interessen der Kinder, und die Verbannung der Vorlagen, es wird nur nach der Natur und nach dem Objekt gezeichnet. Wieder einmal das Ei des Kolumbus: Gläser soll man nach Gläsern zeichnen, nicht nach Holzmodellen, Blätter nach Blättern, nicht nach Gipsen. Die Aussicht aus dem Fenster wird gezeichnet, die Landschaft draußen. Man sieht, wie die Kinder mit Lust und Liebe bei der Sache sind, wie sie lernen, auch in ihrer gewohnten schlichten Umgebung Reize für das Auge zu entdecken, anstatt in der Ansicht aufgezogen zu werden, daß man nur in offiziell schönen Gegenden und in Museen die Augen aufmachen solle. Nicht genug zu preisen ist aber die Erziehung zum scharfen, klaren Sehen von Form und Farbe, die in dem neuen System liegt, vor allem auch durch das sehr intensiv geübte Gedächtniszeichnen. Vielleicht wurde das Bild, das die Ausstellung von der neuen Art des Unterrichts gab, dadurch ein wenig schief, daß die etwas ehrgeizigen Veranstalter der Ausstellung, die Zeichenlehrer, aus den Tausenden von eingegangenen Zeichnungen zu sehr die Blätter herausgewählt hatten, die ein bißchen nach Kunstwerken aussahen; so erklärt es sich, daß hie und da die Ansicht laut wurde, ganz Deutschland solle nun zum Dilettantismus verführt werden. Da müßte man sich freilich mit Grausen wenden. Aber wer die Lehrpläne kennt und etwa das Material gesehen hat, das zu der Ausstellung von St. Louis gesammelt war, der weiß, daß davon gar keine Rede ist: das Auge soll zum Sehen erzogen werden, weiter nichts. Natürlich ist es auch für die Stellung zur Kunst sehr wesentlich, wenn man weiß, wie eine wirkliche Blume aussieht, oder gar ein Pferd — wovon ja die meisten Kunstbeurteiler von heute keine Ahnung haben — aber ebenso wichtig ist die Erziehung zum Sehen auch sonst für nahezu alle Berufe, praktische und theoretische, kriegerische und friedliche, und so haben Männer wie Helmholtz längst eine solche Methode des Unterrichts gefordert.

Die privaten Kunstsalons waren fleißig wie immer, chacun à son goût. Keller und Reiner bemühten sich mit den stärksten Effekten, exzellierten in Separatausstellungen mit umständlicher Mise-en-scène; mit Musik und tout Berlin wurde Bartholomés Monument aux Morts enthüllt, ein paar Jahre zu spät für Berlin; nachher kamen Klimts Fakultäten, diese wohl zu früh — wenn überhaupt je die Zeit erscheinen sollte, wo das Berliner Publikum den Raffinements des Wieners folgt. Dankbar sind wir für die geschmackvolle Ausstellung der dekorativen Bilder L. von Hofmanns für Weimar, die ja von der denkwürdigen Dresdener Ausstellung her bekannt waren; aber ihre Schönheit wirkte hier günstiger, ohne die Originalfassung, die Architektur van de Veldes — obwohl dieser »bewiesen« hat, daß auch hier jede seiner Linien richtig sei.

Auch die Kunst im Theater verdient hier Erwähnung wegen der wertvollen Eindrücke, die wir ihr im verflossenen Quartal zu danken hatten. So brachte das Deutsche Theater unter anderm von Walser reizende Dekorationen zu Romeo und Julia. Die Kollegen von der Literatur, die Theaterkritiker, sind freilich nicht immer zufrieden mit dem Künstlerischen in der Inszenierung und reden von Künsteleien — recht haben sie, wenn die Ausstattung das Wort des Dichters, den Gang der Handlung übertönt, aber hundertmal unrecht, wenn das nicht so ist. Orliks Dekorationen zum Wintermärchen waren für die meisten Szenen so schlicht wie nur denkbar, ihr einziger Fehler war, daß sie geschmackvoll waren; ebenso diskret war die Inszenierung zu Aglavaine und Selisette, geradezu eine Unterstützung der Stimmung, die der Poet haben will. Andere Dichtungen fordern ein anderes, farbigeres Kleid.

Diese Bewegung muß Fortschritte machen, es müssen die Künstler im Kampf gegen den Tapezier

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und den Bauunternehmer unterstützt werden und alle guten Geister der Kultur in diesem Kampfe sich engagieren. Man sollte einsehen, was für eine Bedeutung es hatte, als vor ein paar Jahren Max Reinhardt im Deutschen Theater begann, seine Dekorationen von gut akkreditierten Künstlern skizzieren zu lassen und den Theaterdekorateur, den »Fachmann«, bei seite zu schieben. Eine Bedeutung, die der künstlerischen Ausstattung einzelner Wohnungen mindestens gleich kommt, da doch täglich Tausende im Theater sitzen und den unbeschreiblichen Ungeschmack in Kostümen und Dekorationen anstarren, den ihnen der Fachmann vorzusetzen pflegt. Man weiß doch, daß auch in der Antike und der Renaissance das Theater von größter Bedeutung für den Geschmack gewesen ist. Alle Ausstellungen aber helfen nichts, solange das Theater am anderen Ende des Stranges zieht.

Natürlich bleibt die Hauptsache im Theater das Spiel, aber deshalb ist die künstlerische Ausstattung doch nicht Quantité négligeable. Mit solcher Weisheit könnte man ja die ganze so erfreuliche Bewegung in unserem künstlerischen Leben totmachen: wozu geschmackvolle Möbel im Musik- oder geschmackvollen Tafelschmuck im Eßzimmer, da ja die Hauptsache doch das Musizieren oder das Essen ist. Freilich, ein schlechtes Buch wird nicht gut durch gutes Papier, gute Typen und guten Einband — aber die älteren Zeitalter wußten die Qualität im Innern und im Äußern zu schätzen und zu vereinigen. Über Fehlschläge und Kinderkrankheiten der neuen Bewegung soll man doch den gesunden Kern nicht vergessen. Der Zeichner und der Regisseur müssen sich natürlich erst ineinander einarbeiten; allmählich könnten sich die Künstler heraussondern, die ein besonderes Stilgefühl für die Bühne haben — wie das ja in der kunstgewerblichen Bewegung ganz ähnlich gegangen ist. Aber ich fürchte, die schöne neue Bewegung hat nur geringe Aussichten: Reinhardts Beispiel hat erst wenig Nachahmung gefunden. Die meisten Literaten interessieren sich zum mindesten nicht für das Künstlerische der Dekorationen, unterscheiden nicht scharf genug zwischen geschmackvoller und sich vordrängender Ausstattung; das große Publikum aber liebt wie immer das Grobe und Überladene.

Jedenfalls sind wir auch hier von einer auch nur minimalen Kultur des Auges weit entfernt, und noch gilt es als Snobismus, sich überhaupt für diese Dinge zu interessieren. Noch ist unser bestes und kunstliebendes Publikum gewohnt, die Augen erst aufzumachen, wenn etwas in Öl gemalt und womöglich in einem Museum aufgehängt ist.

Also die Museen. Da ist freilich viel zu berichten, und Erfreuliches.

Im Kaiser-Friedrich-Museum sind zwei neue Säle eröffnet mit spanischen, französischen und englischen Bildern, die neuerdings ziemlich planmäßig gesammelt wurden. Die Nationalgalerie hat, nach der Gravidität der Jahrhundert-Ausstellung, allmählich ihre alte Figur wiedergewonnen, und bei näherem Zusehen findet man sie jugendlicher und frischer als vorher. Zahlreiche Werke, die uns auf jener Ausstellung erfreuten, sind als dauernder Besitz hier geblieben, feine Schöpfungen nar entlich des frühen 19. Jahrhunderts, und dazu wieder eine Auswahl guter Franzosen. Auch gegenüber, im Alten und Neuen Museum wird eifrig umgestellt und neu eingerichtet. Die antiken Abteilungen breiten sich langsam im Alten Museum aus, wobei mit viel Geschmack die Schinkelsche Architektur wieder zu Ehren gebracht wird, besonders im Erdgeschoß — um so erfreulicher, als anderswo in Berlin Schinkel hinter Genzmer und Gause zurücktreten muß. In den ehemaligen Räumen des Antiquariums installiert sich die — früher ein wenig vernachlässigte — moderne Abteilung des Kupferstichkabinetts, die jetzt von Lehrs mit besonderer Sorgfalt ausgebaut wird; in eben diesen Tagen wurden die neuen Räume mit einer brillanten Goya-Ausstellung eröffnet, die uns zeigt, wie das Werk dieses Propheten der modernen Graphik sozusagen in zwölfter Stunde noch sehr glücklich hat vervollständigt werden können. Und ebenfalls in diesen Tagen wurde eine andere Kollektion ausgestellt, im Lichthof des Kunstgewerbemuseums, eine kleine Sensation: die Gretzersche Sammlung altperuanischer Gräberfunde, die von einem ungenannten Gönner dem Völkermuseum geschenkt worden ist. Primitive Kulturen, lange vor dem Eindringen der Spanier in Südamerika, ja vor dem Reiche der Inka. Und an diesen Tonvasen, Metallgeräten und Geweben überall die lehrreichsten Beziehungen zu den primitiven Kulturen der Alten Welt, eine wahre Fundgrube insonderheit auch für die klassischen Archäologen. Aber außerdem neue und ungeahnte Reize für das künstlerische Auge, ausgezeichnete und geradezu paradigmatische Stilisierungen, nie gesehene Farbenkombinationen, und in den Federarbeiten wahre Farbenorgien und dabei von feinem Zusammenklang. Wirklich eine Sensation — und doch sind diese Dinge für Berlin nicht eigentlich neu, wenigstens objektiv nicht: das Völkermuseum enthält schon ungezählte wundervolle Dinge, gerade auch altperuanische, in der Sammlung Bäßler — man kennt sie bloß nicht, das ist die Sache. Die Gretzersche Sammlung wurde im Kunstgewerbemuseum nach dem künstlerischen, freilich sehr einfachen Prinzip aufgestellt, daß Dinge, die sich gegenseitig totschlagen, nicht in einen Schrank zusammengepfercht werden dürfen, und daß wenige Objekte, die man wirklich sehen kann, mehr Wert haben als zahllose, die man nicht sehen kann. Um aber dies selbstverständliche Prinzip im Völkermuseum durchzuführen, dazu müßte man vielleicht zehnmal mehr Platz haben als jetzt; eine großartige Entfaltung und damit eine nachhaltige Wirkung der unvergleichlichen Schätze wäre erst möglich, wenn Bodes Projekt ausgeführt würde, den Sammlungen des Völkermuseums in Dahlem so viel Raum zur Verfügung zu stellen, wie sie brauchen.

Damit kommen wir zum ganz besonders erfreulichen Schluß unseres Berichts. Die Verwaltung der Museen und das Ministerium haben einen umfassenden Plan für die Ausgestaltung der Berliner Kunstmuseen entworfen, und, wie es heißt, hat sich auch der Kaiser an den Beratungen beteiligt. Diese Projekte, die in organischem Zusammenhang miteinander stehen, hat Wilhelm Bode, der neue Generaldirektor der Museen, in einer Denkschrift dem Landtag erläutert. Der vorläufige finanzielle Nieder-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlag — 100000 M. zur Gewinnung von Entwürfen — hat soeben die Genehmigung des Parlaments erfahren. Man darf also sagen, daß der neu in die Welt getretene Plan alle maßgebenden Instanzen zu Pathen hat.

Im Zentrum dieses Buketts von Museumsprojekten steht der Plan, ein besonderes Museum deutscher Kunst zu gründen, welches in der Nähe des Kaiser-Friedrich-Museums errichtet werden soll und dies jedenfalls in erheblichem Maße entlasten würde. Bei der Elastizität Bodes wird man gut tun, sich noch nicht an Einzelheiten des Projekts kritisch anzuklammern — wie denn einigen Beurteilern die Grenze nach der Eiszeit hin noch nicht vorgeschoben genug erschien — jedenfalls ist der Grundgedanke sehr glücklich, wenn man die zweifellos zutreffende Voraussetzung machen darf, daß die räumliche Verbindung mit der romanischen und niederländischen Kunst im Kaiser-Friedrich-Museum eng genug bleibt. Dies Deutsche Museum würde ein Kunst-Museum sein: mit vollstem Recht verwahrt sich Bode gegen den Gedanken eines großen deutschen Kulturmuseums, denn sicherlich ist es die Aufgabe der einzelnen deutschen Stämme, die Reste und Andenken ihrer Vergangenheit zu pflegen und zu sammeln; all das nach Berlin zu schleppen, wäre wirklich Sünde.

Das zweite neue Museum wäre dann für die alte vorderasiatische Kunst bestimmt (die so ausserordentlich wichtigen Sammlungen sind jetzt magaziniert), das dritte für die ägyptische Abteilung, die sich ebenfalls nicht mehr helfen kann. Auch in der Nationalgalerie soll etwas Raum geschaffen werden durch Gründung einer besonderen National-Porträt-Galerie; diese könnte dann auch manche geschichtlichen Bilder übernehmen, in denen der Inhalt größeres Interesse hat als die Malerei. (Eine kleine Entlastung der Nationalgalerie wird übrigens schon demnächst ausgeführt werden durch die Aufstellung einer größeren Zahl von Bronzen in den Anlagen draußen.)

Dann also die Verlegung des Völkermuseums nach Dahlem. Gewiß wäre es schön, wenn auch diese Sammlungen sich im Zentrum ausbreiten könnten. Aber wer will die Milliarden dafür geben? Und hier vertritt Bode auch den glücklichen Gedanken einer Teilung in Schau- und Studiensammlung. Die jetzigen Massenanhäufungen in den Schränken können doch erst zur Wirkung kommen, wenn ein Museumsbeamter aufschließt und uns die einzelnen Stücke herausgibt. Ausserdem aber wird man die allumspannende Weite des ethnographischen Interesses ein wenig einschränken müssen, oder zum mindesten klärlich scheiden zwischen bloßen Gebrauchsgegenständen (z. B. Zahnbürsten aus Japan) und Erzeugnissen feinster künstlerischer Kultur; ferner auch zwischen echter, alter und feiner Kultur und minderen, schon durch europäische Einflüsse derangierten Produkten; das Nebeneinander ist gewiß lehrreich, aber wenn man mehr Platz hat, kann man deutlicher trennen. Was würden wir sagen, wenn anderswo, vielleicht auf dem Mars, in einem Museum europäischer Kultur Tizians Zinsgroschen als angebliche Schranktür a. D. zusammen mit Vertikos aus einer Berliner Möbelfabrik ausgestellt würde? Endlich aber muß man die barbarischen und die entwickelten, ja raffinierten Kulturen energischer scheiden, als das in der jetzigen Zusammenpferchung möglich ist. Zum Teil wird sich das ja schon durch die Trennung in verschiedene Gebäude ergeben, die Bode vorschlägt. In einem Punkt geht er allerdings besonders weit, und das hat lebhaften Widerspruch erregt: er plant, die alte asiatische Kunst aus dem ethnographischen Museum herauszunehmen. Gewiß hängen auch die feinsten Raffinements der altasiatischen Kulturzentren noch mit barbarischen Kulturen ihrer Umgebung zusammen, aber die Differenz ist doch so gewaltig, daß man die Sammlungen wohl trennen darf, zumal da die Beziehungen dieser altasiatischen Kunst zu der europäischen für uns mindestens ebenso wichtig sind. Übrigens könnte ja im Völkermuseum der ethnographische Zusammenhang durch eine beschränkte Vertretung auch dieser Gebiete gewahrt bleiben.

Offenbar denkt sich Bode die künstlerich wertvollen Stücke altasiatischer Kunst, die jetzt zwischen zahlreichen Objekten rein ethnographischen Interesses ausgestellt sind, vereinigt mit den Schätzen des Kunstgewerbemuseums und den erlesenen Sammlungen, die er selbst in den letzten Jahren zusammengebracht und vorläufig im Kaiser-Friedrich-Museum untergestellt hat. Dies asiatische Kunstmuseum würde dann in dem jetzigen Gebäude des Völkermuseums Platz finden, wenn die ethnographischen Sammlungen nach Dahlem gebracht wären. Zwei Hauptabteilungen sind da zu denken: Vorderasien, insbesondere Persien und Indien, und Ostasien, China und Japan. Für die vorderasiatische Sammlung hat Bode schon als Direktor der christlichen Skulpturensammlung den Grund gelegt, seinen eigenen Besitz an Teppichen hergegeben und eine famose pièce de résistance in der M'schattafassade erhalten. Für die ostasiatische Abteilung ist der planvolle Ausbau jener bereits vorhandenen Sammlungen vorbereitet.

Man sieht, daß es sich bei diesen Projekten nicht bloß um dilatorische Maßnahmen handelt, sondern — soweit es die Verhältnisse gestatten — um einen organischen Ausbau, und dabei, in reichlichem Maße, um Initiative: es sollen Abteilungen neu gegründet, andere in solchem Grade entwickelt werden, daß man fast von Neugründung sprechen kann. Mit dieser nach allen Seiten überlegten und abgewogenen Organisation der Projekte hängen vermutlich auch die beiden vielbesprochenen Berufungen der letzten Zeit zusammen: von Bruno Paul ist in allen Fragen der Inneneinrichtung das Beste zu erhoffen, und der neue Museumsarchitekt Alfred Messel wird gewiß mit feinem Verständnis erkennen, was die einzelnen Sammlungen brauchen, und es wird ihm auch gelingen, das Notwendige künstlerisch zu gestalten.

Der Aspekt ist vortrefflich, tüchtige Männer am Steuer, der Wind — aus den preußischen Finanzen — günstig: also alle guten Wünsche!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

18. Mai 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Autonomie und Rationalismus in der modernen Welt.

Von Geh. Kirchenrat Professor D. Dr. Ernst Troeltsch, Heidelberg.

Der Theologe, der an der Formung der ethischen und religiösen Ideen der Gegenwart arbeitet, steht vor der großen Haupttatsache, daß die »moderne Welt« hierfür neue Grundlagen und Voraussetzungen geschaffen hat, die von denen der kirchlich-einheitlichen Periode der europäischen Kultur sich wesentlich unterscheiden. Es wird daher seine Hauptaufgabe sein, sich das Wesen dieser Umwandlung und ihren bleibenden Ertrag klar zu machen, auf den sich alles ethische und religiöse Denken einzurichten hat, wenn es sich an den modernen Menschen wendet, und wenn es aus den Voraussetzungen der eigenen Zeit heraus gedacht sein will. Und beides wird da der Fall sein, wo der Arbeiter selbst von der Wahrheit und Notwendigkeit jener prinzipiellen Wandlung überzeugt ist.

Da aber ist nun die große Frage: Welches sind die charakteristischen Grundzüge der modernen Welt? Das sind natürlich nicht bloß einzelne politische, soziale und wirtschaftliche Wandlungen oder einzelne unbezweifelbare wissenschaftliche Erkenntnisse auf dem Gebiet der Natur und Geschichte. Diese anzuerkennen und auf sie sich einzustellen, versteht sich für jeden Menschen von einigem Wahrheitssinn von selbst. Die Frage ist vielmehr die nach einer durchgängigen geistigen Eigentümlichkeit, die jene Wandlung herbeigeführt hat. Sie wird nicht anders bezeichnet werden können als mit der negativen Formel: Es ist der Sturz der übernatürlichen Autorität, der Autorität um der Autorität willen, der zu gehorchen eine Leistung und eine Probe des sittlichen Vermögens der Selbstbeugung und des religiösen Vermögens der Anbetung und Andacht war. Es ist das in der Tat dasjenige, was durch alle Lebensgebiete hindurchgeht, was am schärfsten in dem nicht aufhörenden Kampf gegen die übernatürlichen Autoritäten der Kirche und des Dogmas zum Ausdruck kommt. Schwieriger aber ist die positive Formel zu gewinnen; sie wird nicht anders lauten können als: die Befreiung des Individuums und die Stellung des Individuums auf sich selbst. Der Individualismus mit der verstärkenden Reizung durch den Gegensatz gegen die in Erinnerung und Leben fortdauernde Autoritätswelt, der Individualismus als sittliche Forderung der Wahrhaftigkeit und Eigenheit: das ist die Formel der modernen Welt, soweit sie überhaupt eine Formel verträgt.

Allein bedeutet das nun wirklich einen so tief greifenden Unterschied? Ist es wirklich etwas prinzipiell anderes als die alte Welt? Da, wo der Individualismus zur zügellosen Willkür und einer nach allen Seiten auseinanderfahrenden Anarchie wird, allerdings. Allein das sind nur Seltenheiten und Ausnahmen; solcher Individualismus zerstört

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich selbst, oder es fehlt ihm die Mannigfaltigkeit der Ideen, die ihm ein wirkliches Auseinandergehen gestattete; oder es wird sein Aufkommen durch die übermächtigen Gewalten des objektiven und sozialen Geistes, der großen Institutionen und der öffentlichen Meinung erdrückt. In Wahrheit hat der moderne Individualismus überall diese Gewalten in Staat und Gesellschaft fortdauern lassen und sich nur einen stärkeren, oft einen sehr viel stärkeren Anteil an ihnen erzwungen. Auch die gewaltsamsten Revolutionen haben die objektiven Gemeinschaftsgewalten wieder restauriert gesehen und nur in dem veränderten Gebilde dem Individuum einen weit größeren Raum und stärkere Betätigung gewährt. Andererseits ist da, wo wirklich Neubildungen vom Zusammentritt oder der freien Beweglichkeit der Individuen her vollzogen worden sind, doch bald die natürliche Überlegenheit des Systems über die einzelnen Individuen, die leitende, organisierende und ausbeutende Kraft des Stärkern, der Zwang der eigenen Organisation und Vereinsbildung bald genug so hoch gestiegen, daß nach kurzem Intermezzo eines verhältnismäßig freibeweglichen Individualismus in den modernen Riesenstaaten, den großen Verwaltungen und Organisationen, den sozialen und literarischen Machtbildungen und Cliquen das Individuum der Erdrückung sehr viel näher ist als einer übermäßigen Herrschaft. Nur die übernatürliche göttliche Geltung und Einsetzung der Autoritäten, der ethische Anspruch auf Brechung des Individuums um der Demut willen ist verschwunden. Aber die Autoritäten und objektiven Mächte sind sachlich geblieben, und der ethische Anspruch auf die Einfügung des Individuums in den Dienst des Ganzen wirkt sachlich nicht viel anders als jene Autoritätsforderung. Auch die Bäume des Individualismus wachsen ganz naturgemäß nicht in den Himmel; nur in Prinzip und Grundstimmung ist die Stellung des Individuums eine andere geworden, und sein Einfluß und seine Bewegungsfreiheit sind vielfach gesteigert, wenn auch freilich in anderer Hinsicht wieder mehr gehemmt, als das bei den kleinen, selbständig sich nebeneinander auslebenden Kreisen der kirchlichen, feudalen und handwerkerlichen Welt der Fall war.

Ist also unter dem Individualismus nicht die grenzenlose Anarchie gemeint, so muß in ihm noch etwas mitgedacht sein, was das Individuum bindet, was ihm Gesetze gibt für gemeinsames Wirken und für eine Vereinigung im Objektiven. Das ist in der Tat dabei gedacht. Das Individuum ist von dem Gesetz der äußeren, irdischen und überirdischen, Autorität nur befreit, weil ein inneres Gesetz in ihm selber ist, das freie Denken mit seinen Denkgesetzen und die freie Anerkennung der Menschheitswerte. Der moderne Mensch ist »autonom«, er ist »Selbstdenker«, die moderne Welt ist der »Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit« in die freie Mündigkeit und Selbstbestimmung, wie Kant sagt. Die Autonomie ist das große Menschenrecht und das begeisternde Bekenntnis der modernen Welt, soweit sie sich als solche fühlt. Worin besteht nun aber hierbei die reale Veränderung gegen das autoritative Zeitalter, und ist der Unterschied wirklich so fundamental, wie es zunächst erscheint?

Das Prinzip der Autonomie ist zunächst ein rein formales Prinzip, eine Veränderung des Grundes der Geltung, indem nicht Herkommen, politische Gewalt und vor allem kirchlich-übernatürliche Offenbarungs- und Leitungsgewalt die Erkenntnisse und Normen festsetzt und rein durch Gehorsam zur Geltung bringt, sondern indem die eigene persönliche Zustimmung und Überzeugung, die aus Gründen und Einsichten erfolgende eigene Entscheidung und Stellungnahme die Geltung bewirkt. Über den Inhalt der geltenden Erkenntnisse und Normen ist damit nichts gesagt. An sich können dieselben Dinge mit autonomer Begründung gelten, die bisher mit autoritativer galten, was um so leichter möglich ist, als die autoritative Überzeugung oft nur die psychologisch verhüllte Form der Eigenüberzeugung war, die sich dann zu besserer Sicherung lediglich an irgend einem autoritativen Haken befestigte. Auch ist es an sich möglich, die prinzipielle Anerkennung der Autorität, vor allem der religiösen Offenbarungsautoritäten selbst, als einen autonom notwendigen Überzeugungssatz zu begründen, wie denn die Apologetik aller Konfessionen sich auf diesen Standpunkt zu stellen und ihn oft sehr fein zu begründen gewußt hat. Freilich wird durch diese Begründungsweise jede Stellungnahme bedeutend verwickelter und umständlicher. Man ist genötigt, vom überkommenen Besonderen her einen möglichst weiten Ausblick und Vergleich zu gewinnen und von diesem Vergleich her mit Kritik und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Bildung allgemeiner Begriffe die mitgebrachten Ausgangspunkte zu modifizieren oder völlig aufzugeben. Möglichste Ausdehnung des Wissens und weitreichende Vergleiche, viel Kritik und mühsame Versuche, aus den verschiedenen Geltungsansprüchen auf die richtige Linie des in allgemeiner und innerer Notwendigkeit Begründeten zu kommen, werden die Folge davon. Weitreichende Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze wird nötig, und von den Werten und Normen gilt, was Goethe sagt: »Wer nicht von dreitausend Jahren Sich weiß Rechenschaft zu geben, Blieb im Dunkeln unerfahren, Mag von Tag zu Tage leben.« Allein gerade solche Kompliziertheit erschwert dem einzelnen die eigene autonome Stellungnahme. Er bleibt darauf angewiesen, im Großen denen zu folgen, denen er zutraut, daß sie mit der nötigen vorurteilslosen Autonomie, der umfassenden Kenntnis, der geistigen Kraft die richtige Erkenntnis und Stellungnahme erarbeiten. Das aber ergibt nur neue Autoritäten, freilich keine übernatürlichen und absoluten, sondern solche, die auf das Zutrauen zu ihrer Objektivität begründet sind, Autoritäten des wissenschaftlichen und moralischen Kredits und relativer Geltung, die aber tatsächlich wirken wie absolute. In bezug auf die inhaltliche Stellung bleibt die ungeheure Masse in verschiedenem Grade, aber immer irgendwie auf die herrschenden geschichtlichen Mächte und Strömungen angewiesen, und jede Erziehungsmethode, die etwa wesentlich auf Befähigung zu autonomem Urteil hinarbeitet, kann das Ziel nur sehr bedingt erreichen, ja, bleibt bei der vorwiegenden Betonung formaler Fähigkeiten hinter den erwünschten inhaltlichen Kenntnissen und Erwerbungen leicht zurück, so wie umgekehrt die andere Methode abhängig vom stofflichen Wissen macht und bei der Masse des anzueignenden Stoffes die eigene Urteilsbildung vernachlässigen muss. Der die Gegenwart durchziehende Kampf zwischen humanistisch-formaler und realwissenschaftlich-stofflicher Bildung spricht hier deutlich genug. Beides sind moderne Ideale, die aber bei der Masse des Bildungsstoffes nicht mehr miteinander zugleich verwirklicht werden können.

So gilt die Autonomie der Begründung wesentlich — und auch hier bei der unvermeidlichen Abhängigkeit von fremdem Wissen eingeschränkt genug — nur von den Führern. Und es ist die Frage, ob denn wenigstens bei ihnen das neue formale Prinzip auch eine radikale inhaltliche Änderung bedeute, ob es eine wirkliche sachliche Loslösung vom Gegebenen und den historischen Mächten sei. Es ist das nur unter einer Bedingung der Fall, nämlich dann, wenn die Autonomie im Sinne des Rationalismus, der überall aus der gleichen Vernunftanlage vernunftnotwendige Erkenntnisse und Wirkungen hervorbringenden und ebendarum auch in allen identischen Vernunft, verstanden wird. Das ist unter dem führenden Einfluß der Mathematik, die wenigstens die wissenschaftliche Bewegung der beginnenden Neuzeit durchaus beherrschte, auch tatsächlich weithin der Fall gewesen, obwohl es keineswegs das einzige Verständnis der Autonomie war; denn neben der rationalistischen Autonomie stand von Anfang die durch und durch irrationalistische des individuellen religiösen Bewußtseins, in protestantischen, täuferischen, independentistischen, pietistischen und mystischen Kreisen, woran dann später der ästhetische Individualismus mit dem autonomen und völlig individuellen Recht der Empfindung und des Genius sich reihte. Diese irrationale Autonomie war und ist nun aber ihrem eigenen Willen nach nur eine stärkere Subjektivierung des Lebens, eine freiere Bewegung der Produktivität, aber in alledem doch auch eine Fortführung und Umgestaltung der tatsächlich gegebenen geschichtlichen Mächte und Ideen; oder sie ist ein Prinzip neuer spontaner Schöpfungen und Offenbarungen; dann aber ist sie nur neue Autorität und tatsächlich-geschichtliche Hervorbringung, wobei dann die Frage ist, wie weit das inhaltlich über das Bisherige hinausführt oder sich mit ihm vermittelt. Das setzt nur neue geschichtliche Bedingungen, indem und sofern es die alten aufhebt, und das ist dann nichts der Neuzeit Eigentümliches. Die Frage wäre nur, ob eine völlig und prinzipiell neugestaltende Lebensoffenbarung oder eine neue geschichtliche Potenz in ihr dabei hervorgetreten sei, ähnlich, wie etwa die vorige Welt durch Christentum und Kirche bedingt war. Das aber ist durch den ganzen Ansatz ausgeschlossen. Denn wäre eine solche neue Potenz das Beherrschende, dann würde man in ihr und nicht in dem Prinzip des Individualismus und der Autonomie von vornherein das charakteristische Wesen der Neuzeit erblicken müssen. Aber eine solche neue Potenz ist nicht vorhanden,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man müßte denn in der sozialistischen Idee eine solche erblicken; aber deren Neues besteht doch eben nur in dem Zusammentreffen einer neu hervortretenden und machtvoll entwickelten sozialen Schicht, des Proletariats, mit der Idee der freien und an den Kulturgütern zu beteiligenden Persönlichkeit; im übrigen hat sie ökonomische Sonderlehren und utopistische Ideale mit naturalistischem Grundzug; aber über die Zivilisationsgüter selbst hat sie keinerlei neue und eingreifende Ideen. So ist also diese schöpferische und gestaltende Autonomie immer noch überwiegend abhängig vom alten geschichtlichen Besitz. Goethe, den man infolge seiner autonomen Denkweise, seiner Universalität und seiner Herausarbeitung verschiedener Grundelemente des modernen Lebens gern als die Offenbarung des modernen Menschen bezeichnet, meint von der Überlieferungslosigkeit: »Als Autochthone rechnet' ich Es mir zur höchsten Ehre, Wenn ich nicht gar zu wunderlich Selbst Überlieferung wäre.«

Ein völlig auf sich gestelltes und zugleich alles aus sich hervorbringendes, eben damit aber ein wirklich neues Prinzip ist nur die Autonomie im Sinne des reinen Rationalismus. So verläuft die Entwicklung dieses Zweiges des Autonomiebegriffes parallel mit der Geschichte des Rationalismus. Hier ist nun unzweifelhaft die Entwicklung der Mathematik und des von der Mathematik aus beeinflußbaren Teiles der Naturwissenschaften ganz außerordentlich und wahrhaft umwälzend gewesen. Aber die Versuche, das gesamte Weltbild und die ganze praktische Lebensstellung von hier aus zu gestalten, scheiterten; sie vermochten das rein Faktische, das jedesmal Individuelle, die historischen Mächte, die Welt des Gemütes, die Inhalte des moralischen, religiösen und metaphysischen Denkens aus sich weder zu erzeugen noch anders zu regulieren als dadurch, daß sie sie nötigten, sich auf ein stark verändertes Bild der Natur und Welt einzustellen; ja mit den neuesten Entwicklungen der mathematischen und vor allem der physikalischen Theorien ist auch hier auf der eigensten Domäne des Rationalismus eine Abhängigkeit der Theorie von der jeweiligen Bewußtseinskonstitution und ein hypothesenartiger Charakter der rationellsten Begriffe anerkannt worden, so daß auch hier der Rationalismus in seiner Zuversicht zur Schöpfung absolut zwingender und allgemein evidenter, zeitloser Erkenntnisse erschüttert worden ist. Auf allen übrigen Gebieten aber hat der Rationalismus im wesentlichen nur kritisch gewirkt, indem er die gegebenen Verhältnisse maß an Idealen, die er aus einer erweiterten Erfahrung und Vergleichung sowie an den aus der gegebenen Lage entspringenden Wünschen bildete, und die er mit dem Charakter der Vernunftnotwendigkeit nur umkleidete. Hier ist teils seine Abhängigkeit von dem nur scheinbar zu rationellen Begriffen umgebildeten Faktischen, teils seine Verständnislosigkeit und Verarmung gegenüber dem geschichtlichen Inhalt bald genug erkannt worden. Seine eigene Selbstkritik trieb ihn zu dem doppelten Ergebnis, entweder mit Kant das Autonom-Rationale nur in dem formalen Merkmal der Empfindung seiner unbedingten Gültigkeit zu erkennen und dann das tatsächlich so zu Beurteilende der freien Stellungnahme zu den geschichtlich-überkommenen oder frei und neu sich bildenden Inhalten freizugeben; oder mit Hegel die rationale, in der autonomen Vernunft sich durchsetzende Idee in dem ganzen reichen, den widerspruchsvollen Weltinhalt als seine Explikation in sich tragenden Weltbegriff zu finden, den dann jeder aus der begrifflichen Verarbeitung der vorliegenden und geschichtlich gebildeten Wirklichkeit erst zu abstrahieren hat. In beiden Fällen bedingt die rationale Autonomie nur eine besondere Stellungnahme zum Wirklichen, aber in dieser Stellungnahme einen starken Anschluß an das nur fortzubildende und zu kritisierende Überkommene. Ist doch auch der revolutionäre, rein rationalistische Sozialismus durch die Berührung mit der Lehre Hegels zur Doktrin von der rein naturnotwendigen Entwicklung gegebener Verhältnisse geworden, deren Resultat nur eben glücklicherweise mit den rationalen Wünschen des Proletariats übereinstimmt. Und in der weiteren Entwicklung des Denkens ist der Rationalismus, soweit nicht etwa der Wahn herrschte, mit naturwissenschaftlichen Begriffen Politik, Ethik und Religion hervorbringen zu können, immer weiter zersetzt worden; die Autonomie des Denkens wurde immer mehr zum Aufgreifen, Kritisieren und Umgestalten, partiellen Verwerfen und Behaupten der überkommenen Inhalte aus persönlichen, aber nicht zwingenden Zurechtlegungen her, und insbesondere die Wertstellungen zur Wirklichkeit wurden immer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr als irrationale, spontane Entscheidungen erkannt, die wohl über einen möglichsten Reichtum an Erfahrung und Vergleichung verfügen müssen, deren eigene Gründe selbst aber nicht mehr rationale sind. In der Tat ist ja auch leicht zu zeigen, daß in Wirklichkeit die autonome moderne Welt den alten Faden nur weiter spinnt, daß sie von überkommenen Mächten abhängig bleibt, indem sie sie kritisiert und umbildet, daß der Ausgangspunkt und Stoff der Stellungnahme aber immer die alten aus der Geschichte überkommenen Lebensinhalte sind, und daß die inhaltliche Produktion von neuen Werten und Mächten des Lebens jedenfalls genau wie früher zunächst nur das Recht des suveränen Genius für sich und die Meinung der Masse gegen sich hat. Nachträglich ist es dann freilich möglich, solche Neubildungen als aus dem Wesen der wahren Vernunft geflossen zu bezeichnen, aber nur weil man lernt, den Begriff der Vernunft dem Wirklichen anzupassen und aus ihm zu bereichern. Gerade diese Biegsamkeit und Anpassungsfähigkeit des Begriffes der Vernunft zeigt am besten, wie wenig sie inhaltlich das führende Prinzip bildet, wie sehr sie nur die Form der Überzeugung und Begründung ist.

Das alles bedeutet in der Tat eine gewaltige formelle Veränderung, eine Steigerung des Subjekts und seiner Verantwortlichkeit, eine Veränderung der Begründung, eine Intensivierung der Selbstbesinnung, eine Komplikation und Ausbreitung des Vergleichsmaterials, eine Erschwerung der einfachen Stellungnahme; aber es bedeutet doch immer nur eine Stellungnahme zu gegebenen und aus dem Strom des Lebens sich wie bisher faktisch fortbildenden Inhalten, wobei die Abhängigkeit von der Geschichte und Überlieferung tatsächlich und psychologisch dieselbe bleibt, wenn auch die endgültige Stellungnahme selbst anders begründet wird. Den alten übernatürlichen Autoritäten ist das Leben stark erschwert, aber die in ihnen gegebenen Inhalte selbst bleiben nach wie vor zum größten Teil die Ausgangspunkte und Stoffe des Denkens und praktischen Gestaltens. Formell ist alles anders geworden, und das reicht tief hinein in Stimmung, Gefühl und Gestaltung. Sachlich aber ist es beim alten geblieben, daß jedes Geschlecht lebt von dem ihm übermittelten Reichtum der Geschichte, und daß seine eigene Produktion im Grunde nur den Faden weiterspinnt. Die »Vernunft« oder das Denken ist nicht die Schöpferin der gesamten Wirklichkeit und ihrer Werte in einer für alle identischen Weise, so daß jedes dem Denken streng sich hingebende Individuum das gleiche Wirklichkeitsbild und die gleiche Wertung jederzeit hervorbringen müßte; sondern die Vernunft arbeitet an Gegebenem und Tatsächlichem, an geschichtlichen Überlieferungen und Mächten, an neuen Inspirationen und spontanen Wertungen, vergleichend, ausgleichend, kombinierend, Vereinigung und allgemeine Begriffe als Orientierungslinien suchend und stets wieder abändernd, aber immer doch abhängig von dem aus den Tiefen des Seelenlebens und der Wirklichkeit auftauchenden rein Faktischen und Irrationalen. Darum bleibt auch die autonome Kultur in ihren autonomsten Trägern gebunden an dieses Tatsächliche und Irrationale, an geschichtliche Mächte und neue Offenbarungen des Lebens, und darum ist sie im Grunde nur eine stärkere Beteiligung des Subjektes, eine weitere Spannung der Erfahrung, eine größere Neigung zu Kritik und Vergleich, eine höhere ethische Schätzung der Eigenüberzeugung und selbständigen Leistung, aber keine endlich erreichte oder eröffnete Weltperiode der in jedem Individuum identischen Hervorbringung wahrer Erkenntnis und wahrer Wertung durch die autonom gewordene Vernunft. Die autonome Stellung zur Wirklichkeit ist nur in Stimmung, Gefühl, Begründung, Kritik und Weite des Horizontes etwas prinzipiell Neues, und auch das nur für einen nicht allzugroßen Kreis, in ihrem sachlichen Gehalt dagegen nur etwas graduell Neues. Und auch dieses graduell Neue liegt mehr auf dem Gebiet des Materiellen, des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens, auch in der Steigerung der mit alledem eng zusammenhängenden Naturerkenntnis, weniger auf dem des eigentlich geistigen Lebens. Dem letzteren ist unsere Freiheit und Autonomie nur insoweit günstig, als starken Kräften der Durchbruch und die Universalität erleichtert ist. Aber eben die starken Kräfte sind heute wie immer beschränkt, und die unermeßliche Masse von Meinungen und Kenntnissen, von Kritik und Sondereinfällen, die alles verzehrende und flüchtige Kombinationen und Keckheiten verherrlichende Reflexionskultur tut das ihre, die Bildung starker Kräfte zu verhindern. Denken wir unsere literarische Produktion

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und das Wachstum unserer Bibliotheken zwei= hundert Jahre lang in gleicher Progression zunehmend, so liegt der Gedanke an eine Art Erſtickungstod nicht ferne.

Das beleuchtet auch Lage und Aufgabe der Theologie in der neuen Welt. Ihre Be= gründung wird eine neue: ſtatt auf Autorität und demütige Selbſtbeugung auf Eigenüber= zeugung und Perſönlichkeitshingabe. Aber Eigenüberzeugung und Perſönlichkeit bringen nicht eine überall identiſche, rationelle, religiöſe Gedankenwelt hervor, ſondern nur eine eigene und innerliche Stellung zur über= kommenen, Kritik der Überlieferung, Aus= gleichung der religiöſen Idee mit dem ſich wandelnden Geſamtleben, Einſtellung auf den erweiterten Horizont und auf neue praktiſche und theoretiſche Probleme, erweiterte Ver= gleichung mit fremden Religionen und freien metaphyſiſchen Spekulationen, damit eine reiche Möglichkeit ſehr verſchiedener Stellung= nahmen, von der völligen Preisgabe der Re= ligion als unvereinbar mit den neuen Er= kenntniſſen, von der Anknüpfung an fremde uns kund gewordene Religionselemente, von der Verſchmelzung mit anderen Kultur= elementen bis zum Rückzug auf die von anderwärts her unangreifbaren rein inner= lichen ethiſchen und religiöſen Poſitionen des Chriſtentums, bis zur bloßen Modifikation der Überlieferung und bis zur Stellung des autoritativen Offenbarungsglaubens ſelbſt auf autonome Gefühls= und Erfahrungsüber= zeugung.

Immer aber bleibt dabei der Ausgangs= punkt von der gegebenen Bewußtſeinskon= ſtitution, von der überkommenen Religion, ſie möge nun geleugnet oder erſetzt, um= gebildet oder konſerviert werden. Ein Fort= ſtreben vom Gegebenen zu möglichſt um= faſſender Kenntnis des ganzen religiöſen Be= reiches und eine Stellungnahme zu dem ſo bekannten durch ſchließlich irrational=ſpon= tane Wertentſcheidung in dieſem oder jenem Sinne bleibt doch der Charakter des Ganzen. Wenn hierbei der Anſchluß an die geſchicht= lichen Mächte und die alles überragende Be= deutung des Chriſtentums ſtark betont oder auch zum Entſcheidenden gemacht wird, ſo widerſpricht das jedenfalls nicht ſchon an und für ſich dem Geiſte der neuen Zeit. Die Autonomie kann ſehr revolutionär, aber auch ſehr konſervativ ſein. Und das Letztere iſt in religiöſer Hinſicht berechtigt, wenn die ethiſchen und religiöſen Kräfte des Chriſten= tums in der Tat eine alles überragende Be= deutung haben, wenn die Neuzeit keine über es hinausführende Lebensoffenbarung her= vorgebracht hat. Das letztere allein iſt die Frage. Und iſt ſie zu bejahen, dann verſteht ſich eine aus dem geſchichtlichen Beſtand die religiöſe Idee herausgeſtaltende Theologie von ſelbſt, was auch immer anders ſich neben ihr regen möge.

Das Mittelmeergebiet.

Von Geh. Regierungrat Professor Dr. Theobald Fischer, Marburg.

Es dürfte kaum auf der Erde ein Länder= gebiet von ähnlicher Größe geben, das ſich an Vielſeitigkeit der Bedeutung mit dem Mittelmeergebiet meſſen könnte. Es iſt der ſo gut wie alleinige Schauplatz der Geſchichte während mindeſtens zweier Jahrtauſende, es iſt der Herd eines ſo ſcharf ausgeprägten Abſchnitts der Entwicklung der menſchlichen Geſittung, daß man geradezu von einem mediterranen Kulturkreiſe ſpricht. Es gibt kaum eine Wiſſenſchaft, deren Geſchichte nicht in die Mittelmeerländer zurückführt, die in ihrer Eigenart und Entwicklung nicht durch die Eigenart dieſes Länderindividuums beeinflußt worden iſt. Dort, an der Weſtſeite Kleinaſiens im alten Ionien, ſtand auch die Wiege der geographiſchen Wiſſenſchaft, deren erſtaunliches Fortſchreiten in der allerneueſten Zeit nicht wenig durch im Mittelmeergebiet ge= ſammelten Beobachtungsſtoff gefördert worden iſt. Es ſei nur an die hier zuerſt feſtgeſtellte und genauer nachgewieſene thermiſche Eigen= art der Mittelmeere erinnert, an die Frage der Niveauſchwankungen, der Landabtragung und Landvergrößerung durch äußere Kräfte, an das Verſtändnis der vulkaniſchen Tätig= keit, der Erdbeben, der Einflüſſe des Klimas auf den Menſchen u. dgl. m. Und welche Aufgaben von gewaltiger Tiefe und Größe ſind hier der Länderkunde geſtellt, wenn wir

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

uns nur die Bedeutung von zwei der kleinsten, aber auffallend gegensätzlichen Mittelmeerländer zu erschließen suchen, die, heute arm an Bedeutung, die Keime unserer ganzen neuzeitlichen Gesittung gezeitigt haben: Palästina und Griechenland. Ihnen aber schließt sich noch das weit größere Italien an, auch heute nicht nur nach seiner Lage, sondern ebenso der Größe seiner Bevölkerung und der Höhe seiner Kultur nach die erste unter den Mittelmeerhalbinseln, und als Sitz des Papsttums von Weltbedeutung, wie es einst der Sitz des römischen Weltreichs und um den Beginn der Neuzeit der Künste und Wissenschaften war. In Palästina verwandelte sich das Hirtenvolk der Israeliten in ein ackerbauendes, aus dessen tiefinnerlichem Geistesleben die drei am höchsten stehenden religiösen Lehrgebäude, das jüdische, das christliche, ja selbst der Islam bis zu einem gewissen Grade, erwuchsen. In Griechenland traten die durchaus festländisch entwickelten Kulturkeime Vorderasiens unter den Einfluß neuer geographischer Faktoren, wodurch die ersten Grundlagen unserer europäischen, ja unserer Weltkultur, gelegt wurden. Die Völker Kleinasiens zu Lande, die Phöniker zur See übermittelten diese an den Ufern des Euphrat und Tigris, zum Teil wohl selbst an denen des Indus und Ganges, wie in der Nil-Oase gezeitigten Kulturkeime. Die Naturkraft, die dort den mit ihr ringenden, um die Fernhaltung ihrer schädlichen Einflüsse, um die Nutzbarmachung ihrer segensreichen Einwirkungen bemühten Menschen zu höherer Gesittung erzog, war das rinnende Wasser, gewaltige, durch meteorologische Vorgänge in weit entlegenen Ländern hervorgerufene Ströme, die den Bewohnern dieser Wüsten- und Steppenländer ganz wunderbar erscheinen mußten. An Stelle des rinnenden Wassers trat in Griechenland das Land und Gebirge durchdringende stehende, aber wellenbewegte Wasser, das Meer, freilich ein zahmes Meer, ein Mittelmeer. Aber auf diesem Mittelmeere, auf dem in der einen Hälfte des Jahres regelmäßige Winde wehen, wo man von Insel zu Insel, von Halbinsel zu Halbinsel, von einem Erdteil zum anderen gelangen kann, ohne das Land aus den Augen zu verlieren, lernte der Mensch diese neue Naturkraft beherrschen. Nachdem das Mittelmeer mindestens $2\frac{1}{2}$ Jahrtausende hindurch seine Anwohner zu Seefahrern erzogen hatte, konnten Italiener und ihre langsam lernenden und rasch wieder vergessenden Schüler, Spanier und Portugiesen, es wagen, den gewaltigen Ozean zu queren, der bis dahin eine neue Oekumene den Blicken der Bewohner der alten entzogen hatte. Der Ozean, speziell der atlantische, ist seit der Tat des Columbus die Naturkraft geworden, welche die Erziehung der Menschheit vorzugsweise beeinflußt. Nur ein an der Beherrschung des Weltmeeres beteiligtes Volk kann in der Neuzeit den Anspruch erheben, ein großes, ein Kulturvolk im vollsten Sinne des Wortes zu sein und auf eine Zukunft zu rechnen.

Es muß aber andererseits zum Nachdenken und Forschen anregen, daß seit mehr als drei Jahrtausenden dasselbe Volk der Griechen in dem kleinen, nach ihnen benannten maritimen Gebirgslande, ja rings um den erst durch Auswanderung und Koloniegründungen zum völlig griechischen Meere gewordenen Archipel sitzt und sich behauptet hat, während ringsum die Völker und die Sprachen mehrmals gewechselt haben. Schon die ältesten Sagen, wie die Argonautensage, lassen die Griechen als Seefahrer erkennen, und nur in einem meerbeherrschenden Volke konnte eine Odyssee entstehen und fortleben. Noch bedeutungsvoller ist aber, daß alles fremde Volkstum, das nach Griechenland einwanderte, es sei nur an die slawische Überflutung erinnert, die sehr bedeutend gewesen sein muß, dort rasch und völlig aufgesogen wurde, ja daß dort als Einwanderer die durchaus festländischen, meerscheuen Albanesen zu ausgezeichneten Seefahrern geworden sind. Und wie wir in den Franzosen der Gegenwart die Kelten wiedererkennen, wie sie uns Cäsar schildert, so wird man in den Bewohnern des heutigen Griechenlands genau all die guten und schlechten Charaktereigenschaften der alten Griechen, aller ethnischen Mischung zum Trotz, wiederfinden, wenn man den Nebel zu durchdringen vermag, unter dem in den letzten Jahrhunderten pseudophilologische Begeisterung die alten Griechen, wie sie wirklich waren, hat verschwinden lassen, dieselbe Begeisterung, die uns glauben machen will, daß Xerxes mit einem Millionenheere nach Griechenland eingedrungen sei.

Das Mittelmeergebiet ist, wenn auch nach der gewöhnlichen Auffassung zu drei Erdteilen gehörig, doch ein einheitliches Länderindividuum höherer Ordnung, etwa wie ein Erdteil, wenn es auch die meisten Kontinente

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an Bedeutung übertrifft. Vom Südfuße der armenischen Gebirgsfeste aus nach Südwesten und Süden hin bis an den Atlantischen Ozean vom großen Wüstengürtel, im Norden vom Kaukasus bis zum pyrenäisch-kantabrischen Gebirge von hohen Faltengebirgen umgrenzt, kommt das Mittelmeergebiet an Grösse nur zu $^3/_4$ dem kleinen Erdteile Europa gleich. Und noch geringer erscheint die Bedeutung des Mittelmeergebiets, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es gegenwärtig von nur etwa 110 Millionen Menschen, d. h. 8% der Bevölkerung der Erde, bewohnt ist. Darin prägt sich am auffälligsten die heutige verhältnismäßige Verödung aus. Die Mittelmeerländer, mit einziger Ausnahme von Italien, das allein, eine hochbedeutsame, aber kaum beachtete Tatsache, fast $^1/_3$ aller Mittelmeeranwohner beherbergt, scheinen somit nur der Vergangenheit des Menschengeschlechts anzugehören. Aber da sich die natürlichen Bedingungen so gut wie nicht geändert haben, müssen wir annehmen, daß das Mittelmeergebiet auch in der Zukunft wieder eine größere historische Rolle spielen wird. Dort, wo sich im Altertum die Menschen verhältnismäßig drängten, ist heute noch Raum für etwa 200 Millionen. Allein schon ein Ländergürtel, der vor den Toren von Wien, also an der Ostgrenze Deutschlands, beginnt und durch Ungarn, das rumelische Schollenland, Kleinasien und Mesopotamien bis an die Mündung des Euphrat und Tigris reicht, vermag 100 Millionen Menschen aufzunehmen. Dazu kommt aber die Fülle der inneren Schätze des Bodens und damit in einzelnen Mittelmeerländern wenigstens die Möglichkeit der Entwicklung des Bergbaus, der Gewerbetätigkeit und des Handels. Diejenigen Völker Europas, die sich, sozusagen vor ihrer Türe, Teile dieses nur mißregierten, nicht abgewirtschafteten alten Neulands gesichert haben, haben deshalb gut für ihre Zukunft gesorgt. Denn schon vielfach ist deutlich zu erkennen, daß die Zeit des größten Tiefstandes vorüber ist, nicht zum wenigsten auch dadurch, daß durch das Mittelmeergebiet die wichtigsten Straßen des Welthandels führen, die schon heute das dicht bevölkerte Mittel- und Nordwest-Europa mit den dicht bevölkerten Ländern an der Süd- und Südostseite Asiens verbinden, ja, daß das Mittelmeer selbst seit Eröffnung des Suezkanals ein Stück derjenigen Welthandelsstraße geworden ist, die an Wichtigkeit nur der Nord-Amerika mit Europa verbindenden nachsteht. Aber selbst Zweige dieser letzteren haben heute ihren Anfang am Mittelmeer. Das läßt uns die große weltwirtschaftliche und weltpolitische Bedeutung des Mittelmeergebiets nach jahrhundertelanger verhältnismäßiger Verödung erkennen. Das erklärt uns aber auch, daß eine Mehrzahl von Herden, auf denen Zündstoff für Weltbrände angehäuft ist, im Mittelmeergebiet liegen: am Bosporus, in Ägypten, in Marokko.

Die große vielseitige Bedeutung des Mittelmeergebietes ist in erster Linie als eine Wirkung seiner geographischen Verhältnisse aufzufassen, und diese werden uns in den großen Zügen, die zu entwerfen hier allein möglich ist, am klarsten vor Augen treten, wenn wir sie entwicklungsgeschichtlich herleiten.

Das Mittelmeergebiet ist ein Stück eines größten Kreises der Erdoberfläche, der sich in seiner ganzen Ausdehnung vom Stillen Ozean in Mittel-Amerika durch das Mittelmeer, das Rote Meer und den Persischen Meerbusen, längs der Süd- und Südostseite Asiens und durch die australasiatische Inselwelt bis wieder an den Stillen Ozean als ein großer Bruchgürtel der Erde darstellt, auf welchem fast alle Mittelmeere liegen, und der die nördlichen Erdteile von den südlichen scheidet. Ohne hier auf die Frage einzugehen, wie sich dieser Erdgürtel in früheren Perioden der Erdgeschichte verhalten hat, wollen wir nur feststellen, daß er im Mittelmeergebiete in der jüngsten Periode, während und seit der Tertiärzeit, sich durch große Unruhe in der Erdrinde ausgezeichnet hat und noch heute auszeichnet. Im Laufe der Tertiärzeit, ja noch weit in die Quartärzeit hinein, sind hier unablässig Krustenbewegungen vor sich gegangen, Teile der Erdkruste sind zentripetalen Einflüssen erlegen, und dem Erdmittelpunkte zustrebende Schollen haben, vielleicht entsprechend dem in ihrer nunmehrigen Tiefenlage verkürzten Erdumfange, durch seitlichen Druck weniger in sich verfestigte Krustenteile emporgepreßt oder zu Faltengebirgen zusammengeschoben. Das Relief der Erdrinde erscheint somit hier außerordentlich bewegt. Hohlformen, die mit Meerwasser gefüllt sind, wechseln unablässig mit Hochformen, die über dem Spiegel der Wasserhülle Festland und Gebirge bilden. In jähem Wechsel von hoch und tief liegen im Bereiche dieses Inlandmeeres vielfach Punkte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dicht nebeneinander, deren Abstand vom Erdmittelpunkt um 6000—7000 m verschieden ist. Das so oft von Erdbeben heimgesuchte Süd-Kalabrien erscheint so als ein 5000 bis 6000 m relativ steil aufragender schmaler Damm zwischen dem tyrrhenischen Tiefbecken auf der einen und dem ionischen auf der anderen Seite. In der südwestpeloponnesischen Tiefe finden sich Tiefen von 4400 m, die größten bisher im Mittelmeer geloteten, nur 12 km vom Festlande bei Sapienza. Der Gipfel des Malhacén liegt mit 3500 m nur 35 km vom Ufer des Mittelmeers, die 3000 m hohe Dahr el Chodib des Libanon nur 15 km von der Küste. Dabei unterscheidet sich aber die größere Nordwesthälfte des Mittelmeergebiets durch rascheren Wechsel von hoch und tief, durch buntere Mischung von Land und Meer, durch reichere Gliederung des Landes, in der Wagerechten wie in der Senkrechten sehr wesentlich von der Südosthälfte. Jene ist bei weitem überwiegend Faltenland, diese durchaus Schollenland, ein Teil der großen Wüstentafel. Ferner besteht das Mittelmeer aus lauter einzelnen, durch Meerengen miteinander verbundenen Becken, die sich allerdings zu einem kleineren, nördlich vom Mittelparallel (36° N.) und ganz im Faltenlande gelegenen Nordwestbecken und einem größeren, südlich vom Mittelparallel vorwiegend innerhalb der Wüstentafel gelegenen Südostbecken gruppieren lassen.

Das Mittelmeer erschließt die ungeheure Festlandsmasse der Alten Welt, es bildet eine Wasserstraße von ihrer West- und Nordwestseite an ihre indische und pacifische Seite und verbindet nicht nur seine Gestadeländer untereinander, sondern auch das weite Schollenland, das den Osten (die große russische Tafel) und die atlantische Abdachung Europas bildet, auch mit den Ländern der großen indo-afrikanischen Tafel. Aus der Entstehung des Mittelmeers durch junge Einbrüche in gefaltetem Lande ergibt sich auch unmittelbar die morphologische Charakterform der Mittelmeerländer: die Halbinsel. Lang und schmal erstrecken sich alle Mittelmeerländer in der Richtung der Faltenzüge und in der Form von Halbinseln. Am auffälligsten tritt dies bei Italien, Klein-Asien, Griechenland, der Krim hervor. Aber auch bei den iberischen und in den Atlasländern, die der Araber als die Insel des Westens bezeichnet, ist es erkennbar. Und im kleinen wiederholt sich die Halbinselform noch häufiger. Selbst im Bereich der großen Wüstentafel tritt sie in Barka hervor, und auch Syrien müssen wir Halbinsel-Charakter zuschreiben.

Durch diese Halbinseln und die Inseln, die sie zum Teil fortsetzen, über die Meerengen hinüber treten die drei Erdteile der Alten Welt, die man hier zuerst unterscheiden gelernt, deren Namen man von hier aus, von kleinen Gebieten, an denen sie zuerst hafteten, auf die ungeheuren, sich vom Mittelmeer weit weg nach Süden, Norden und Osten erstreckenden Räume übertragen hat, miteinander in Beziehungen. Diese Halbinseln sind gleichsam Arme, die die drei Erdteile einander entgegenstrecken, Organe, durch welche sie einander ihre Erzeugnisse hinreichen: Für die Geschichte, für das Mittelmeergebiet als Kulturherd ist es von alllergrößter Bedeutung, daß Stoffe der verschiedensten Art, Pflanzen, Tiere, Menschen, Ideen aus dem fernsten Hintergrunde eines jeden der drei Erdteile ans Mittelmeer gelangen und von Erdteil zu Erdteil gegeneinander ausgetauscht werden. So waren hier die Bedingungen zum lebhaftesten Austausche, zur heftigsten Reibung und damit zum raschesten Kulturfortschritt gegeben. (Schluß folgt.)

Die Eurasier.

Von Geh. Ober Regierungsrat Professor Dr. Eduard Sachau,
Direktor des Orientalischen Seminars, Berlin.

Unter der Sonne der Tropen in Staat und Gesellschaft ein richtiges Verhältnis zwischen den farbigen Eingeborenen und den Europäern herzustellen, ist das Alpha und Omega unter allen Aufgaben der Kolonial-Politik. Daß wir Deutschen nicht mit einem fertigen Programm an diese Aufgabe herantreten konnten, erklärt ihre Neuheit für uns, wie sie die Schwankungen und Fehler, die begangen worden sind, entschuldigt. Daß nicht

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Schwarzer in Reih' und Glied neben deutschen Soldaten, den freien Söhnen eines hochgebildeten Kulturvolks, stehen kann, daß nicht ein Schwarzer irgendwelche amtliche Gewalt über einen Weißen haben kann, daß nicht die Zeugenaussage eines Schwarzen derjenigen eines Weißen irgendwie gleichwertig sein kann, diese und ähnliche Dinge müssen wir, so unerfreulich sie dem Menschenfreund — um — jeden — Preis sein mögen, mehr und mehr aus der Welt der brutalen Tatsachen lernen.

In England, wo man seit den Tagen, da Warren Hastings die englische Verwaltung in Bengalen aufrichtete, die reichlichste und vielseitigste Veranlassung hat, die Farbigen-Frage zu studieren, muß man zwischen der Ansicht des Staates und der Ansicht der Gesellschaft unterscheiden. Die letztere steht absolut fest, ist dieselbe von Anfang an, unwandelbar und intransigent. Es ist eine unausfüllbare, unüberbrückbare Kluft, welche jede Annäherung zwischen Weißen und Farbigen unmöglich macht, was der ältere englische Kolonist einer weniger empfindsamen Zeit als der unsrigen durch die ungrammatischen Worte auszudrücken pflegte: »Niggers is poison wherever you meet him.« Diesen Standpunkt hat in Ostindien nicht allein die englische Gesellschaft, sondern auch die englische Regierung mit Konsequenz und Geschick durchgeführt, denn Ostindien wird als erobertes Land imperialistisch regiert. Anders dagegen die englischen Kolonialländer in Afrika. Diese gelten staatsrechtlich als Gebiete, die von Briten unter dem Schutze ihres Vaterlandes kolonisiert worden sind, und in diesen zeigt die englische Politik, besonders neuerdings, in der Farbigen-Frage Wandlungen, Schwankungen und Irrungen, welche dartun, daß diese Frage für die Engländer trotz ihrer mehr als hundertjährigen Erfahrung ebenso wie für uns immer noch die Quadratur des Zirkels ist.

Wie steht es nun aber mit den Mischrassen? Können diese nicht die so sehr notwendige Vermittlerrolle zwischen weiß und schwarz übernehmen? Ich will hier nicht auf die Rolle der Mestizen in der Geschichte Mittel-Amerikas eingehen, dagegen aber auf eine andere Mischrasse hinweisen, welche in Europa bisher so gut wie unbeachtet geblieben ist, obgleich sie bereits in politischer und wirtschaftlicher Beziehung eine gewisse Rolle spielt. Auf einer Reise im Persischen Meerbusen nach Buschir, dem Haupthafen Südpersiens, gelangt, suchte ich nach dem Telegraphenamt, wurde zum englischen Generalkonsulat geführt und dort von einem Manne mittleren Lebensalters empfangen, der mir in zuvorkommendster Weise zu allem verhalf, was ich wünschte. Er war europäisch gekleidet, sogar mit einer gewissen Eleganz, sprach Englisch wie ein gebildeter Engländer und hatte alle Manieren der guten englischen Gesellschaft. Indessen seine Hautfarbe war fast schwarzbraun, er konnte also kein Engländer sein. Er war aber auch weder Perser noch Araber noch Hindu. Was war er also? — Es war ein Eurasier, der erste seiner Art, der mir entgegentrat.

Unter Eurasiern, englisch Eurasians, versteht man in Ostindien die Mischlinge, die von europäischen Vätern und indischen Müttern abstammen. Während der Engländer in Indien nicht seines Bleibens hat — er schickt seine Kinder, sobald sie die Reise vertragen können, nach England und kehrt selbst dorthin zurück, sobald er seine Zwecke erreicht hat —, ist der Eurasier dort ganz in seinem Element und pflanzt sich in reichlichem Maße fort. Es gibt keine eigentlichen permanenten Engländer-Kolonien in Indien, aber Eurasier-Kolonien finden sich überall zerstreut im ganzen großen Lande, besonders an den Außenrändern der größeren Städte und Stationen. Die letzte Volkszählung ergab 79,000 Eurasier, eine Zahl, die wahrscheinlich erheblich hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. 15,000 leben in Bengalen, 9000 in Bombay, die meisten übrigen in den Nordwest-Provinzen und in Madras, wo es Gemeinden gibt, die fast nur aus Eurasiern bestehen.

Ihre Farbe variiert in der ganzen Skala zwischen schwarz und weiß. In ihrer körperlichen Erscheinung haben sie etwas Zierliches und stehen in Größe und Gewicht, Knochenbildung und Brustweite hinter den meisten Eingeborenen Indiens zurück. Doch werden sie gerühmt als ausdauernd, treiben Sport wie die Engländer und sollen sehr nützliche Mitglieder des indischen Freiwilligen-Korps sein. Wenn in den Eurasier-Kolonien vielfach Armut herrscht, so ist das in der Hauptsache auf ihre Vorliebe für frühes Heiraten zurückzuführen. Der Mann heiratet vom

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

sechzehnten, das Mädchen vom dreizehnten Jahre ab, und die Familien sind reich mit Kindern gesegnet. Manche Namen, die häufig unter ihnen vorkommen, wie Da Souza, Almeida, Fonesca, Corneille, Claudius, Cornelius, deuten wohl darauf hin, daß unter den Stammvätern der Eurasier außer Engländern auch Portugiesen und andere Nationen vertreten waren.

Es iſt nun sehr bemerkenswert, daß diese Meſtizen den Wert der Bildung, der Schulbildung, erkannt haben, daß sie sich der von der englischen Regierung unterhaltenen Schulen mit der größten Energie und in weiteſtem Umfange bedienen. Und da sie mit einer solchen europäischen Schulbildung Nüchternheit, Fleiß und Zuverlässigkeit verbinden, außerdem durchweg mehrere Sprachen beherrschen und die einheimischen Verhältnisse besser kennen als die beſtunterrichteten Europäer, so iſt es ihnen gelungen, sich auszuzeichnen in *einem* Berufe, so ziemlich dem einzigen, den sie haben, in dem Berufe des *Schreibers* oder *Kontoriſten*, und sich dessen in weitem Umfange zu bemächtigen. Man findet die Eurasier in allen Bureaus der anglo-indischen Regierung sowie der Kaufmannshäuser, wo sie bis zu den höchſten Stellungen von Bureauchefs oder Prokuriſten emporzuſteigen pflegen. Nach einem der beſten Kenner Indiens, Sir Thomas Hungerford Holdich (India 1904), würde in der komplizierten Maschine der anglo-indischen Regierung, wenn der Eurasier versagte, ein wichtiges Rad fehlen, und es würde außerordentlich schwer sein, unter den vielen Völkern des Landes ein anderes Menschenmaterial zu finden, das ihn ersetzen könnte. Ich füge meinerseits hinzu, daß auch auf allen Geſtaden des Indischen Ozeans in den englischen Konsulaten und Geschäften der eurasische Bureaumensch sich mehr und mehr verbreitet.

Und nun die politische Seite des Eurasiertums. Da diese Mischlinge ſtolz sind auf das europäische Blut in ihren Adern und sich dadurch vor allen übrigen Völkern und Rassen Indiens auszeichnen und von ihnen abrücken, so sehen sie in allem und jedem zum Engländer empor, kopieren ihn in allem und finden in England, d. i. in der anglo-indischen Herrschaft, ihren Hort, der ihnen Brot und Ansehen gewährt, sie als ein durchaus zuverlässiges Bindeglied zwischen dem Regiment des weißen Mannes und den 287 Millionen seiner dunkelfarbigen Untertanen anerkennt und lohnt. Durch alle ihre Sympathien und Interessen mit England verknüpft, haben die Eurasier im Verhältnis zu ihrer Zahl eine hervorragende Bedeutung als eine der Stützen der englischen Herrschaft. Ohne England, d. h. wenn die englische Herrschaft in Indien jemals durch eine Hindu- oder mohammedanische Herrschaft abgelöſt würde, zählten sie zu den letzten der Parias.

Aus dem Deutschen Reich ziehen alljährlich zahlreiche junge Männer in unsere Kolonien hinaus. Da die Erwerbsverhältnisse unseres deutschen Vaterlandes ein frühes Heiraten zu verbieten pflegen, während in England die meiſten jungen Kolonialbeamten entweder bereits verheiratet hinausgehen oder draußen sich früh verheiraten, müssen wir Deutschen damit rechnen, daß auch in unseren Kolonialgebieten eine Mischrasse von deutschen Vätern und farbigen Müttern entſtehen wird. Es wäre zu wünschen, daß diese dermaleinſt für uns eine ähnliche Bedeutung gewinnen möchte, wie sie die Eurasier für England haben, die Bedeutung eines verbindenden Mittelgliedes zwischen weiß und schwarz, weiß und braun.

Internationale meteorologische Arbeit.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Guſtav Hellmann, Berlin.

Es gibt wenige Wissenschaften, die so international sein müssen wie die Meteorologie. Denn das Wetter kennt keine politischen Grenzen und wird an einem beſtimmten Ort erſt dann verſtändlich, wenn die gleichzeitigen Witterungsverhältnisse weiter Nachbargebiete mit in Betracht gezogen werden. Will man das aber tun, so bedarf es ſtreng vergleichbarer Beobachtungen. Nun könnte es wohl scheinen, daß diese Forderung ohne weiteres erfüllt wäre, da doch die meiſten meteorologischen Messungen auf allgemein-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gültigen physikaliſchen Geſetzen beruhen. Indeſſen ſpielt deren verſchiedene Anwendung hierbei eine ſo große Rolle, daß ſich allmählich eine beſondere meteorologiſche Methodologie entwickelt hat, die unter anderem dadurch gekennzeichnet iſt, daß ſie vielfach keine abſoluten, ſondern nur relative Werte liefert. Dazu kommt, daß manche wichtige Erſcheinung, wie z. B. die Bedeckung des Himmels mit Wolken, durch Inſtrumente nicht gemeſſen, ſondern nur ſchätzungsweiſe erfaßt werden kann. Es ſind alſo, um wirklich vergleichbare Beobachtungen aus verſchiedenen Ländern zu erhalten, internationale Vereinbarungen darüber notwendig, wie ſolche anzuſtellen und zu berechnen ſind.

Dieſe beiden Geſichtspunkte, die Notwendigkeit der räumlichen Ausdehnung der meteorologiſchen Aufzeichnungen und ihrer Vergleichbarkeit, wurden frühzeitig erkannt, wenn ſie auch erſt ſeit einigen Jahrzehnten zielbewußt verfolgt werden.

So iſt es eine ſehr beachtenswerte Tatſache, daß die erſten inſtrumentellen meteorologiſchen Beobachtungen gleich verabredete korreſpondierende waren, nämlich während der Jahre 1649 bis 1651 in Paris, Clermont-Ferrand und Stockholm, wo ſich der große Philoſoph und Naturforſcher Descartes bis zu ſeinem Tode an ihnen beteiligte. Sie wurden lediglich unternommen, um die Urſachen der eben erſt entdeckten Barometerſchwankungen zu ergründen; denn die Annahme von Änderungen im Drucke der Atmoſphäre wurde noch vielfach bezweifelt. Und kaum war das Thermometer durch die Arbeiten der Florentiner Accademia del Cimento ſo weit verbeſſert worden, daß es zu Meſſungen der Lufttemperatur brauchbar erſchien, als 1654 der Protektor dieſer älteſten naturwiſſenſchaftlichen Akademie, Ferdinand II. von Toscana, zahlreiche Thermometer verteilen ließ und zur Anſtellung regelmäßiger Beobachtungen mit ihnen aufforderte. Paris, Osnabrück und Warſchau waren die Orte außerhalb Italiens, wohin die damals ſehr koſtbaren und doch noch recht unvollkommenen Inſtrumente gelangten.

Mehr als ein Jahrhundert mußte vergehen, ehe dieſe einen ſolchen Grad von Genauigkeit erlangt hatten, daß die Gründung eines internationalen Netzes meteorologiſcher Stationen Erfolg verſprach. Es iſt wiederum das Verdienſt eines fürſtlichen Gelehrten, des Kurfürſten von der Pfalz, Karl Theodor, den großartigen Plan eines die ganze Kulturwelt umſpannenden Beobachtungsſyſtems zur Durchführung gebracht zu haben. Er ließ einheitlich gearbeitete und genau verglichene Inſtrumente zahlreichen wiſſenſchaftlichen Körperſchaften übergeben und erreichte es, daß überall zu den gleichen Stunden und nach den gleichen Vorſchriften beobachtet wurde. Die 39 Stationen dieſes internationalen Netzes reichten von Godthaab in Grönland bis nach Rom und von Cambridge in Nordamerika bis Pſychminsk im Ural. Sie haben von 1781 bis 1792 beſtanden, und ihre Aufzeichnungen ſind in zwölf ſtattlichen Quartbänden zu Mannheim veröffentlicht worden, aus denen noch vor 50 Jahren Kämtz und Dove reiches Material für ihre Unterſuchungen ſchöpften.

Gegenüber dieſen glänzenden Leiſtungen der »Mannheimer meteorologiſchen Geſellſchaft« erſcheinen alle anderen ähnlichen Beſtrebungen des Auslandes als unbedeutend, ja, man kann ſagen, daß nach der durch die franzöſiſche Revolution beſchleunigten Auflöſung dieſer Geſellſchaft in der Entwickelung der meteorologiſchen Beobachtungen auf Jahrzehnte hinaus kein eigentlicher Fortſchritt zu verzeichnen iſt. Nirgends beſteht ein größeres Syſtem von Beobachtungen. Wo beobachtet wird, geſchieht es wieder wie ehedem, ohne allen Zuſammenhang mit anderen Orten, ohne Einheit in den Inſtrumenten, Inſtruktionen und Publikationen. Erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts tritt eine Wendung zum Beſſeren ein. Die Meteorologie als Wiſſenſchaft iſt nun ſo weit erſtarkt und zugleich das Bedürfnis nach meteorologiſchen Beobachtungen für das praktiſche Leben ſo groß geworden, daß der Staat für die Einrichtung und den regelmäßigen Unterhalt eines meteorologiſchen Beobachtungsnetzes Sorge trägt. Die offizielle Meteorologie nimmt ihren Anfang.

Damit war innerhalb eines und desſelben Landes die Einheitlichkeit der Beobachtungen allerdings meiſt geſichert, aber von einem Syſtem zum anderen beſtanden noch ſolche Verſchiedenheiten, daß vergleichende meteorologiſche Unterſuchungen über größeren Gebieten erheblichen Schwierigkeiten begegneten, ja zum Teil unmöglich waren. In Erkenntnis dieſer ungünſtigen Sachlage hatte ſich namentlich bei den Leitern der ſtaatlichen meteorologiſchen Inſtitute der Wunſch nach

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herbeiführung universeller Einheitlichkeit allmählich so sehr befestigt, daß nach einigen vergeblichen Versuchen endlich im Jahre 1872 auf Betreiben dreier deutscher Meteorologen, Bruhns' in Leipzig, des Deutsch-Schweizers Wild in St. Petersburg und Jelineks in Wien, eine Meteorologen-Konferenz, und zwar in Leipzig, zustande kam. Sie bildet den Anfang der internationalen meteorologischen Arbeit, die sich seitdem in erfreulicher Weise entwickelt und, ohne größeren äußeren Apparat, fast die ganze Erde erobert hat.

Der mehr zwanglosen Versammlung in Leipzig folgte bereits das Jahr darauf der erste internationale Meteorologen-Kongreß in Wien, auf dem die Hauptstaaten Europas und Nordamerikas vertreten waren. Dieser Kongreß, sowie der nächste in Rom (1879) bedeuteten einen außerordentlichen Erfolg und zeigten schon deutlich, in welcher Weise solche Vereinigungen die meteorologische Wissenschaft fördern könnten. Als zunächst liegendes und wichtigstes Ziel galt mit Recht die internationale Vereinbarung über die Methoden der Beobachtungen, ihrer Berechnung und Publikation, sodann kam es aber auch zu Verabredungen über gemeinsam zu unternehmende meteorologische Untersuchungen, ein Gesichtspunkt, der allmählich immer mehr in den Vordergrund getreten ist.

In ersterer Hinsicht war eine Verständigung nicht immer leicht zu erzielen; denn fast ein Jeder mußte entsagungsvoll mehr oder weniger aufgeben, und da in den meisten Ländern — eigentlich bilden nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Ausnahme — die Witterungsaufzeichnungen von den Stationsbeobachtern nebenamtlich gemacht werden, hat man auf nationale Eigentümlichkeiten, Einrichtungen und Gewohnheiten die weitgehendste Rücksicht zu nehmen. Gleichwohl ist es nach und nach gelungen, über die wichtigsten Fragen eine Einigung zu erzielen.

Die Beobachtungsmethoden haben sich soweit genähert, daß sie vergleichbare Resultate liefern, und deren Veröffentlichung in Tabellen ist an eine so strenge Reihenfolge gebunden, daß sie Jedermann verständlich sind, mag der begleitende Text in ungarischer oder japanischer, in russischer oder türkischer Sprache geschrieben sein. Bei der Notierung der meteorologischen Erscheinungen, wie Regen, Schnee, Sturm, Gewitter u.s.w. bedient man sich überall derselben symbolischen Zeichen, einer Art von Bilderschrift, die sich leicht dem Gedächtnis einprägt, und alle Witterungsdepeschen, die zur Aufstellung der täglichen Wettervorhersagen nötig sind, werden nach ein und demselben Chiffresystem abgefaßt. Die gleiche Zeiteinteilung gilt für alle Beobachtungsnetze, und nur in der Wahl der Beobachtungsstunden hält es schwer, allgemeine Einigung zu erzielen, weil hierbei die nationalen Gewohnheiten zu sehr mitsprechen. Denn, während man z. B. in Zentraleuropa jetzt fast überall um 7 Uhr vormittags, 2 Uhr nachmittags und 9 Uhr abends beobachtet, würde man sich in England zu diesen Stunden nicht verstehen können, sondern hält noch an 9 Uhr früh und abends fest. Doch ist es auch in diesem Punkte schon gelungen, einige Zugeständnisse zu erlangen.

Die späteren internationalen Meteorologenkongresse haben zwar des offiziellen Charakters entbehrt und tragen jetzt mehr das Gepräge von Direktorenkonferenzen, sind aber durch weiteren Ausbau der ganzen Organisation außerordentlich wichtig geworden. Zunächst wurde ein internationales meteorologisches Komitee gebildet, das zwischen den nur in längeren Zwischenräumen tagenden Kongressen arbeitet und die Kontinuität aufrecht erhält. Es hat die Aufgabe, allgemeine Organisationsfragen zu beraten, Kongresse vorzubereiten und für die Ausführung von deren Beschlüssen zu sorgen. Da ferner manche speziellen Fragen im Plenum der Kongresse nicht wohl zu erledigen sind und eines langen oder gar fortdauernden Studiums bedürfen, hat man auch selbständige Kommissionen eingesetzt, die je nach Bedürfnis für sich tagen und gerade in der Förderung gemeinsamer Untersuchungen Großes geleistet haben. Ich nenne zunächst jene beiden Kommissionen, die nach Erledigung ihrer Aufgaben wieder aufgelöst worden sind, nämlich die Polarkommission, welche in den Jahren 1882/83 die Einrichtung zahlreicher meteorologisch-magnetischer Stationen in der Arktis und zweier korrespondierender in der Antarktis zuwege gebracht hat, sowie die Wolkenkommission, deren Aufgabe darin bestand, systematische Beobachtungen über die Höhe und Zugrichtung der Wolken während eines Jahres auf der ganzen Erde zu veranlassen. Die ersten Resultate dieser letzteren Untersuchung sind kürzlich gezogen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

worden und haben unsere bisherigen Anschauungen über die allgemeine Zirkulation der Atmosphäre in den höheren Schichten (Region der Cirruswolken) auf eine ganz neue Grundlage gestellt.

Noch bestehen und sind eifrig an der Arbeit: die erdmagnetische Kommission, die Solarkommission, welche die Beziehungen zwischen den meteorologischen Erscheinungen auf der Erde und den Vorgängen auf der Sonne studieren soll, sowie die Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt. Letztere hat ein neues, hoffnungsreiches Untersuchungsgebiet zu fördern und erweist sich darin als ganz besonders regsam. Ihr verdanken wir, unter anderen wichtigen Vereinbarungen über die noch in der Ausbildung begriffenen Beobachtungsmethoden, die internationalen Ballon- und Drachenaufstiege an bestimmten Tagen, und eben schickt sie sich an, für eine ganze Woche im Juli dieses Jahres solche Aufstiege auf der Nordhemisphäre, über dem Lande wie über dem Meere, ins Werk zu setzen.

Bezüglich der gemeinsamen Untersuchungen, die durch die internationalen meteorologischen Kongresse und deren Organe angeregt worden sind, hat die Erfahrung der letzten drei Jahrzehnte gelehrt, daß es außerordentlich schwer fällt, ja meist ganz unmöglich ist, von den beteiligten Staaten Geldmittel zur Bildung eines internationalen Fonds zu erhalten, der zur Bestreitung der Kosten dienen könnte. Dagegen kommen solche Unternehmungen sehr viel leichter zustande, wenn die Einzelstaaten den auf sie entfallenden Anteil der Arbeit selbst ausführen, oder wenn sie bei Publikationen auf eine größere Anzahl von Exemplaren subskribieren. Auf die Weise ist z. B. die Veröffentlichung der Internationalen meteorologischen Tafeln und des Internationalen Wolkenatlas ermöglicht worden. Dagegen sind alle Bemühungen der früheren Kongresse, ein Internationales meteorologisches Institut oder auch nur ein solches Bureau, dem mehr formale Arbeiten zufallen würden, auf gemeinsame Kosten zu begründen, vollständig gescheitert. Die Abneigung gegen die Schaffung einer derartigen Institution ist mehrfach so stark hervorgetreten, daß von ihr jetzt überhaupt nicht mehr die Rede ist. Der Grund hierfür liegt hauptsächlich in der Tatsache, daß die bisherige Organisation der internationalen meteorologischen Arbeit, selbst bei dem nicht-offiziellen Charakter der Konferenzen, ausgezeichnete Resultate geliefert hat und daß somit die Notwendigkeit eines internationalen Bureaus nicht erwiesen ist. Gleichwohl wird es manchmal geboten sein, in besonders schwierigen Einzelfällen, wie auch bisher schon geschehen, diplomatische Vermittelung nachzusuchen.

Schließlich möchte ich noch eines neuen zweckdienlichen Hilfsmittels gedenken, das die internationale meteorologische Arbeit fördern soll. Obwohl nämlich über die Verhandlungen aller Konferenzen seit 1872 ausführliche Protokolle in drei Sprachen (deutsch, englisch, französisch) erschienen sind, war es doch, insbesondere für einen neu hinzukommenden Fachmann, sehr schwierig, sich über die endgültigen Beschlüsse auf jedem einzelnen Gebiete zu unterrichten. Ich schlug daher eine Kodifikation aller noch maßgebenden Beschlüsse vor und habe diese Arbeit auf Ersuchen des Internationalen Meteorologischen Komitees und im Verein mit meinem Upsalenser Kollegen Herrn H. H. Hildebrandsson kürzlich ausgeführt. Das Werk ist als »Internationaler Meteorologischer Kodex« bereits erschienen und enthält gleich einer Gesetzsammlung mit Kommentar auch die nötigen Erläuterungen und Hinweise. Die meteorologischen Institute in London, Paris und Manila haben es übernommen, englische, französische und spanische Ausgaben des Kodex zu besorgen, die gerade in jenen entfernten Ländern Mittel- und Südamerikas, Südafrikas und Australiens, die sich an den bisher nur in Europa abgehaltenen Meteorologenkongressen noch wenig beteiligten, für die gemeinsame Sache Propaganda machen sollen. Damit wird das Arbeitsgebiet voraussichtlich eine erhebliche räumliche Erweiterung erfahren, die sehr erwünscht käme. Denn immer mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, daß die staatlichen meteorologischen Anstalten, wenn sie auch zunächst den nationalen Bedürfnissen Rechnung zu tragen haben, doch auch dazu beitragen sollen, die großen und allgemeinen Probleme der Physik der Atmosphäre, die von einem erdumfassenden Standpunkt aus zu betrachten sind, ihrer Lösung allmählich näher zu führen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Korrespondenzen.

Pittsburg Pa., April 1907.

Die Carnegie-Feier (11.—13. April).

»The dear old smoky city of Pittsburg«, wie Andrew Carnegie in einer seiner Ansprachen die Stätte seiner bescheidenen Anfänge und seiner stolzen Erfolge liebevoll nannte, hat rauschende Festtage erlebt, und Carnegie selber, der Ironmaster, wie ihn seine Pittsburger getauft haben, hat eine glänzende Huldigung entgegengenommen. Als internationales Fest werden diese Pittsburger Tage in der Internationalen Wochenschrift einen Rückblick beanspruchen dürfen. In der Tat, international war die Festgemeinde zusammengesetzt. Die drei führenden europäischen Kulturländer waren durch größere Abordnungen vertreten, England durch zwölf, Deutschland durch sechs, Frankreich durch vier Ehrengäste. Eine andere Gruppe war in dem Verzeichnis der auswärtigen Teilnehmer als »Italy etc.« aufgeführt und umfaßte neben dem italienischen Botschafter aus Washington die dortigen Gesandten von Costarica, Nicaragua, Cuba, Haiti und Argentinien; in der Prozession, in der sich Einheimische und Gäste zur Eröffnungsfeier in den neuen Palast des Carnegie Institute begaben, figurierten diese sechs mit dem belgischen und dem niederländischen Gesandten feierlich als »Diplomatisches Corps« an der Spitze der anderen Ehrengäste, der Staatsmänner, Offiziere, Gelehrten, Künstler, Dichter und Publizisten.

Die Feier hieß offiziell »Elftes Stiftungsfest mit Weihe des neuen Hauses«; denn schon im Jahre 1895 ist die Bibliothek, die älteste Pittsburger Carnegie-Stiftung, mit einem Bestand von 16000 Bänden dem Betrieb übergeben worden; sie zählt heute 246000 Bände und wird in den Bibliotheksräumen des neuen, am Ostrande der Stadt gelegenen Institutspalastes auf 800000 wachsen können. In anderen Flügeln und in dem Haupttrakt des großen Gebäudes sind die Musikschule, das naturgeschichtliche Museum und die Kunstsammlungen untergebracht, die sich auf die große, von Säulen aus pentelischem Marmor getragene Architektur- und Skulpturhalle (mit etwa 300 Gipsabgüssen und 100 Werken neuerer Meister) und auf die Säle für die ständige Bildergalerie und für die internationalen Jahresausstellungen verteilen. Getrennt von dem Hauptgebäude sind auf einem von der Stadt Pittsburg geschenkten Gelände von 32 Acres Ausdehnung die polytechnischen Anstalten, Schulräume und Werkstätten, aufgeführt. Sie wurden im Jahre 1905 eröffnet. Zu der Summe von 20 Millionen Dollar, die der hochherzige Stifter bisher auf die Gesamtheit dieser Bildungsanstalten aufgewendet hat, ist anläßlich der heurigen Feier eine neue Stiftung von 6 Millionen getreten.

Carnegie hat das prächtige Haus, das seine Werkmeister aufführten, während des Baues nicht sehen wollen, er hat erst am Vorabend des Festes die fertigen Räume betreten. »Ich glaubte zu träumen«, so schilderte er uns den Eindruck, den diese Schöpfung auf ihren Schöpfer gemacht hat. Der Würde des Festes ist der glänzende äussere Rahmen sehr zu statten gekommen. Die geschlossene Säulenhalle, in der die Gäste durch den Mayor von Pittsburg, Hon. George Guthrie, in meisterhafter Ansprache begrüßt und durch den Obmann des Kuratoriums der Stiftungen, Mr. W. M. Free, dem Stifter und Mrs. Carnegie einzeln vorgestellt wurden, konnte in ihren Maßen und in ihrer Marmorpracht den Vergleich mit einem Königssaal wohl aushalten, und der Konzertraum, auf dessen Podium der Festausschuß und die Ehrengäste sich zu den öffentlichen Sitzungen versammelten, faßte im Parkett, in den Logen und auf den Galerien an 2000 aufmerksame und ausdauernde Zuhörer. So war schon durch Aufmachung und Ausstattung ein weihevoller Gesamteindruck verbürgt, auch wenn manche Einzelheiten des Festes den europäischen Begriffen einer akademischen Feier nicht ganz entsprachen.

Hierher gehört nicht in letzter Linie die fast einstündige Eröffnungsrede des Stifters, die in ihrer ganz persönlichen, ganz ungezwungenen, im eigentlichen Sinne des Wortes formlosen Art alles andere mehr als »akademisch« war. Die Rede, die Carnegie halten wollte, aber nicht hielt, war sorgsam vorbereitet und ausgearbeitet, war schon gedruckt; aber wie gesagt, ihr Verfasser hielt sie nicht, hielt sie nur körperlich in der Hand und gab zu dem gedruckten Text, den er (wohl nicht mit Unrecht) bei vielen seiner Hörer bereits als bekannt voraussetzen mochte, improvisierte Zusätze, gleichsam Randglossen, in der Weise, daß die Glosse durchaus den Text verdrängte, und daß nur Bruchstücke aus der gedruckten Vorlage des Zusammenhangs halber gelegentlich eingeschoben wurden. Wie nun der Festredner unter lebhaften Gestikulationen auf dem Podium hin und her wandelte, bisweilen in ein Zwiegespräch mit Stimmen aus dem Zuhörerraum sich einließ und durch seinen Humor immer von neuem stürmische Heiterkeit entfesselte, so gewannen wir schon hier das treue Bild des Mannes nach seiner gemütlichen und liebenswürdigen Art und zugleich nach seiner wohlbewußten Treffsicherheit.

Das Bild, dem sich am folgenden Tage immer neue gewinnende Züge einfügen sollten: als der Tischredner Carnegie in schlichten Worten bekannte, daß kein Erfolg je ihn froher gemacht habe, als das erste Stück Brot, das er als dreizehnjähriger Laufbursche hier in Pittsburg für seine Mutter und seinen kleinen Bruder selbständig verdient habe, oder als der Volksredner Carnegie nach dem Bankett die in der Vorhalle des Hotel Schenley seiner harrenden jungen Techniker haranguierte und dann ein lustiges Studentenlied anstimmte, in das sie begeistert einfielen.

In die Vorträge, nach amerikanischem Sprachgebrauch »Adressen« genannt, die für die Eröffnungssitzung und für den Morgen und Nachmittag des zweiten Tages angemeldet waren und gehalten wurden, teilten sich die drei großen europäischen Nationen ungefähr im Verhältnis zu der Zahl ihrer Vertreter. Die Reihe eröffnete Staatsminister von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Möller, der frühere preußische Handelsminister, mit einer englischen Rede »The popular significance of the Carnegie Institute«, unter vergleichenden Ausblicken auf das gewerbliche Fortbildungsschulwesen in Preußen und auf die sozialpolitische Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Herr Doumer, der frühere Präsident der französischen Deputiertenkammer und Exgouverneur von Tonkin, begrüßte als Führer der Pariser Abordnung in seiner Muttersprache, in freier Rede und mit dem ganzen Zauber der französischen Rhetorik, die amerikanische Nation als die Tochter der europäischen Kultur, als »eine Tochter, auf die wir mit Recht ein wenig stolz sein dürfen«, und überließ dann das Wort seinem Landsmann, dem Senator Baron Constant d'Estournelles, dem bekannten Vorkämpfer der Friedensbewegung in Frankreich, zu dem zweiten Gastvortrag: »The organisation of peace«, den der Redner in englischer Übersetzung zur Verlesung brachte. Am folgenden Tage kamen vier Engländer, zwei Schotten, zwei Franzosen und zwei Deutsche zu Worte. Die Schotten, Mr. Macbeth und Dr. Ross, beide aus Dunfermline, Carnegies Heimat, beschränkten sich auf persönlich gehaltene Begrüßungen. Unter den Briten konnten die drei ersten Redner, Dr. P. Chalmers Mitchell, Sekretär der Zoologischen Gesellschaft zu London, Sir Robert S. Ball, Direktor der Sternwarte zu Cambridge, und der Londoner Ingenieur Sir William Henry Preece, mit ihren fachwissenschaftlichen Vorträgen den tosenden Beifall nicht erzielen, den der Wanderapostel der Idee des ewigen Friedens, der moderne Abbé Saint-Pierre, Mr. William Stead, schon als er vor das Rednerpult trat und noch mehr als er geschlossen hatte, von der Versammlung erntete; den Höhepunkt aber erreichte der Beifall (»tumultuous applause« wird in dem stenographischen Zeitungsbericht vermerkt), als Stead sich auf den Deutschen Kaiser berief, den mächtigsten Förderer aller Friedensbestrebungen, dessen grösster Ehrgeiz sei, dass die Geschichte einst auf seinen Grabstein schreiben möge, hier liege ein Kaiser, dessen Regierung durch keinen Krieg befleckt worden sei. So diente die Rede des britischen Friedensfreundes sozusagen zur Besiegelung des ihr ziemlich unmittelbar vorausgegangenen Vortrages »German military constitutions«, in welchem des Deutschen Kaisers Generaladjutant, der Generalleutnant von Löwenfeld, auf die Friedensbürgschaft hingewiesen hatte, die durch die eigentümlichen Grundlagen der deutschen Wehrverfassung geboten werde. Die drei sonstigen Vorträge dieses Tages galten der Kunstgeschichte: Ernst von Ihne, der kaiserliche Hofarchitekt, sprach englisch über die Entwicklung des architektonischen Stils in Deutschland, die beiden französischen Museumsdirektoren, der liebenswürdige Camille Enlart vom Trocadero und Léonce Benedite vom Luxembourg, behandelten in französischer Sprache die französische Skulptur des Mittelalters und (in einem Überblick über die Geschichte des Luxembourg) die »Mission eines Kunstmuseums«.

Der dritte Tag gehörte der Pittsburger Hochschule, der im Jahre 1787 begründeten Western Pensylvania University, deren Fakultäten die Aufmerksamkeit hatten, an die sämtlichen europäischen Ehrengäste Doktordiplome honoris causa auszuteilen. Die Sitzung, zu der wir uns wieder im Musiksaal des Carnegie-Institute versammelt hatten, schloß mit der lateinischen Danksagung eines der deutschen Vertreter, des Generaldirektors der Preußischen Staatsarchive Dr. Koser, nachdem zu Beginn Minister v. Möller die Liste der von der Preußischen Regierung der Carnegie-Library geschenkten Druckwerke und General v. Löwenfeld ein Kabeltelegramm zur Verlesung gebracht hatte: den Dank des Deutschen Kaisers für das ihm und der Republik Frankreich tags zuvor durch Carnegie angebotene Geschenk, eine Nachbildung des Skeletts eines 25 Meter langen Sauriers, des Diplodocus Carnegiei, der das vielbewunderte Glanzstück der Pittsburger naturhistorischen Sammlung darstellt.

»Old smoky Pittsburg«, die Metropole des amerikanischen Kohlen- und Eisenreviers, hat viel Rauch und Ruß, aber auch viel Reichtum. Stattliche Boulevards mit zahllosen schmucken Villen strecken sich über die Höhenzüge hin, die an den Ufern der hier zum Ohio zusammenfließenden Bergströme Allegheny und Monongahela dieses amerikanische Hannoverisch-Münden im Großen und Weiten, d. h. das durch die Vereinigung von Alt-Pittsburg und seiner Schwesterstadt Allegheny entstandene Greater-Pittsburg, überragen. Zu der gemeinsamen Rundfahrt, welche die Gäste in den Mittagsstunden des zweiten Festtages über diese ausgedehnte Hochstraße führte, hatten die Notabeln der Stadt uns ihre Automobile, wohl sechzig an der Zahl, zur Verfügung gestellt, und nicht mindere Gastfreundschaft gewährten den Fremdlingen Pittsburgs Häuser, voran die Damen und Herren der Häuser Porter, Westinghouse, Church. Ich kann Samuel Harden Church, den Sekretär des Kuratoriums der Carnegie-Stiftungen und Obmann des »Programm-Comités«, nicht nennen, ohne zu bezeugen, daß seine Arbeitsfreudigkeit und Unermüdlichkeit, seine liebenswürdige stete Fürsorge und gleichsam Allgegenwart Faktoren gewesen sind, denen der Erfolg der Pittsburger internationalen Festtage wesentlich gedankt wird.

Die Herzlichkeit der Aufnahme galt allen Nationen gleichmäßig. Der Amerikaner ist von Natur gastfrei, und er versteht seinen Gästen es recht zu machen. Ließ man die Deutschen, weil sie Grüße ihres Kaisers brachten und als seine Abgesandten galten, merklich in den Vordergrund treten, so betonte man gegen die Franzosen die Solidarität der republikanischen Grundsätze und gegen die Briten die angelsächsische Blutsverwandtschaft. Niemand konnte sich zurückgesetzt fühlen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

25. Mai 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Die internationale Lage der katholischen Theologie.

Von Professor Dr. Albert Ehrhard, Straßburg i. E.

Alle Wissenschaft ist nur so lange eine lebendige Macht, als sie die Fähigkeit besitzt, die an sie herantretenden neuen Probleme wahrzunehmen und an deren Lösung energisch und zielbewußt zu arbeiten. Wie stellt sich die katholisch-theologische Wissenschaft der Gegenwart zu diesem Satze, zu dem sich alle übrigen Wissenszweige neuerer Zeit bekennen, und der in letzter Linie auf einem Grundgesetze alles Lebens beruht?

Die Frage gehört ohne Zweifel in den Bereich einer Zeitschrift, die dem »Gedanken geistiger Fühlungnahme zwischen den großen Kulturvölkern« dienen will und sich zur Aufgabe gestellt hat, das Verständnis für die internationalen Elemente unserer heutigen Kultur durch vorurteils- und leidenschaftlose Erörterungen zu pflegen und zu fördern.

In der Tat! So zahlreich die geistigen und materiellen Güter sein mögen, welche die gesitteten Nationen diesseits und jenseits des Ozeans zu einer großen Völkerfamilie gestaltet haben: an der Spitze aller unserer internationalen Güter steht das Christentum als das innerlichste, geistigste und eben deshalb von dem Wechsel der Tage unberührteste, wirksamste und festeste Band zwischen der Alten und der Neuen Welt. Und als solches bewährt sich das Christentum für alle Zeitgenossen, die sich bemühen, einen tieferen Einblick in das vielgestaltige Getriebe des Gegenwartslebens zu gewinnen, trotzdem es in der Alten Welt die einheitliche Gestalt seit mehreren Jahrhunderten verloren hat, mit welcher es im Mittelalter alle abendländischen Völker umfaßte, und trotzdem es in der Neuen Welt diese Einheit von Anfang an nicht besaß. Die Unterschiede und Gegensätze zwischen den einzelnen christlichen Konfessionen, deren Zahl z. B. in Nordamerika fast unübersehbar geworden ist, können die Tatsache nicht verdunkeln, daß wenigstens die zwei großen, auf beiden Hemisphären vertretenen christlichen Kirchengebiete, das katholische und das evangelische, annoch einen nicht geringen Schatz an gemeinsamen Glaubenslehren und Institutionen des praktisch-religiösen Lebens besitzen.

Ist nun das Christentum ein internationales Gut von höchstem Werte, so muß dieselbe Eigenschaft ohne weiteres der christlichen Theologie zuerkannt werden; denn diese ist, von der höchsten Warte aus betrachtet, nichts anderes als die wissenschaftliche Erkenntnis der christlichen Religion in ihrer alttestamentlichen Vorstufe und neutestamentlichen Begründung, in ihrem Wesen und ihren Glaubenslehren, in ihren religiös-sittlichen Vorschriften und kirchlichen Institutionen, in der tatsächlichen Entwicklung ihrer lebendigen Wirksamkeit und der Gesamtentfaltung ihrer Lebensgebiete von Anfang an bis zur Gegenwart.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei dieſer innigen Verbindung zwiſchen Chriſtentum und Theologie war es eine unausbleibliche Folge der kirchlichen Spaltung im 16. Jahrhundert, daß auch ſie von jenem Augenblick an ihre Einheit verlor und ebenſo viele Geſtalten annahm, als ſich chriſtliche Kirchen und Konfeſſionen bildeten, insbeſondere daß ſich in der Gegenwart faſt in allen Kulturländern der Welt zwei chriſtliche Theologien gegenüberſtehen, die katholiſche in weſentlich identiſcher Geſtalt und die proteſtantiſche in verſchiedenartigen Ausprägungen.

Es ſteht mir nicht zu, die internationale Lage der proteſtantiſchen Theologie mit dem Hinblick auf ihr Verhältnis zu den Geiſtesbedürfniſſen der Gegenwart zu erörtern, wenn ich auch ihre Leiſtungen mit großem Intereſſe verfolge und tagtäglich von ihr zu lernen veranlaßt werde; denn es entſpricht den oberſten Leitmotiven dieſes Organs, derartige Auseinanderſetzungen den jeweiligen Vertretern der eigenen Wiſſenſchaft zu überantworten. Damit iſt die Konzentrierung meines Blickes auf die katholiſche Theologie von ſelbſt gegeben. Auch wird jeder Leſer die Empfindung mit mir teilen, daß weit mehr Gründe vorhanden ſind, die eingangs formulierte Frage für die katholiſche Theologie aufzuwerfen als für die proteſtantiſche.

Bei dem Verſuch, ſie zu löſen, gehe ich von der ſowohl in Gelehrten- als in weiten gebildeten Volkskreiſen herrſchenden Anſicht aus, als ſei die katholiſche Theologie ſeit Jahrhunderten keine lebendige Macht mehr, ſondern eine archaiſtiſche Erſcheinung, die im beſten Falle nur noch ein archäologiſches Intereſſe einflößen könne. Dieſes Werturteil oder, draſtiſcher ausgedrückt, dieſes Urteil über den Unwert der katholiſchen Theologie iſt von ſehr großer Tragweite; denn träfe es zu, ſo müßte die Geiſtesarbeit, welcher zahlreiche katholiſche Theologen in Deutſchland, Frankreich, Belgien, Italien, Spanien, England, Nordamerika obliegen, mit ſamt ihren literariſchen Produkten aus den Kulturfaktoren der Gegenwart ausſcheiden, weil ohne Bedeutung für das heutige Geiſtesleben und höchſtens von Wert für die Kenntnis der religiöſen Fragen und Antworten der Vergangenheit oder für die Befriedigung praktiſch-kirchlicher Intereſſen.

Man erwarte nun nicht, daß ich dieſe Anſicht einfach als jeder objektiven Berechtigung entbehrend erkläre, um über ſie leichten Schrittes hinweggehen zu können. Schon ihre weite Verbreitung wäre unerklärlich, wenn ſie keine Gründe für ſich geltend machen könnte. Vielmehr gilt es, die Gründe, auf die ſie ſich ſtützt, ernſten Sinnes zu erwägen, um unterſcheiden zu können, was an ihr wahr iſt, und worin ſie der Wahrheit entbehrt.

Soviel ich ſehe, laſſen ſich dieſe Gründe alle auf zwei zurückführen, ſo vielfältig und ſo verſchiedenartig ihre Formulierung auch ſein mag, in der ja mit pſychologiſcher Notwendigkeit die Stellung des einzelnen zum katholiſchen Chriſtentum ſelbſt zum Ausdrucke gelangt.

Der erſte Grund iſt tatſächlicher Natur und beruft ſich entweder allgemein auf den geringen Einfluß, den die katholiſche Theologie auf das Geiſtesleben der Gegenwart ausübt, oder auf beſtimmte katholiſch-theologiſche Schriften, die jedes Verſtändnis für die moderne Denkart vermiſſen laſſen, und von denen ein Rückſchluß auf die ganze katholiſche Theologie in fortſchrittfeindlichem Sinnn gemacht wird nach dem bekannten Rezepte: Ab uno disce omnes! Zu dieſem erſten Grunde geſellt ſich aber in der Regel ein zweiter von prinzipieller Tragweite. Dieſer Tatbeſtand könne auch gar nicht wundernehmen; denn er ſei eine notwendige Folge des katholiſch-theologiſchen Standpunktes ſelbſt und beſitze ſomit normativen Wert. Was iſt von dieſen Gründen zu halten?

Man wird es mir zugute halten, wenn ich, um den erſten zu entkräften, nicht lebenden Kollegen gegenüber in den Ton eines »J'accuse« falle, noch gegen beſtimmte Perſonen aus der jüngſten Vergangenheit den Vorwurf erhebe, ſie hätten durch ihre ſchriftſtelleriſche Tätigkeit der bezeichneten Anſicht kräftigen Vorſchub geleiſtet. Abgeſehen von naheliegenden Motiven iſt es innerhalb der Grenzen dieſes Artikels gar nicht möglich, auf Einzelfälle wie z. B. den des Kirchenrechtslehrers de Lucca in Rom, der vor wenigen Jahren viel verhandelt wurde, näher einzugehen. Ich halte zudem die auf den verhängnisvollen Spruch »Ab uno disce omnes« aufgebaute Methode überhaupt für verfehlt; denn dieſer Rückſchluß iſt ein offenbarer Trugſchluß. Mit demſelben Rechte könnte man durch andere Einzelfälle darzutun ſuchen, daß die katholiſchen Theologen der Gegen-

Generated on 2019-11-25 11:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wart in ihrer Gesamtheit sehr fortschrittlich gesinnt seien!

Was aber niemand einem katholischen Theologen verwehren noch vernünftigerweise übelnehmen kann, das ist eine unbefangene Aussprache über die Gesamtlage, in der sich die Wissenschaft, an der er mit ganzer Seele hängt, in der Gegenwart befindet. Diese unbefangene Aussprache kann aber nur zur freimütigen Anerkennung führen, daß jener erste Grund sehr viele Wahrheits-, weil Tatsächlichkeitselemente enthält, die mit größter Aufmerksamkeit betrachtet zu werden verdienen.

Was zunächst die romanischen Länder betrifft, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, so wird kein Freund der katholischen Theologie sich mit ihrer dortigen Gesamtlage zufrieden erklären können. Sie übt auf das nationale Geistesleben dieser Länder, deren Bevölkerungen zur erdrückenden Majorität katholisch sind, nicht bloß keinen bestimmenden Einfluß aus, sondern sie hat dort ihre öffentliche Stellung im Geistesleben fast völlig eingebüßt und ist zu einer Spezial-, ich hätte fast gesagt, Geheimwissenschaft des Klerus herabgesunken. Sie hat sich in allen vier Ländern fast vollständig in eine Unzahl von Priesterseminaren geflüchtet und fristet in vielen dieser sonst sehr achtenswerten Anstalten ein recht kümmerliches Dasein. Die hocherfreulichen Anfänge einer Wendung zum Besseren in Frankreich und Italien übersehe ich nicht; für die Kennzeichnung der Gesamtlage der katholischen Theologie in beiden Ländern kommen sie aber leider noch nicht in Betracht. Ihre Würdigung gehört in einen anderen Gedankengang, den ich weiter unten antreten werde.

Nicht viel besser steht es mit der katholischen Theologie in der großen katholischen Monarchie Oesterreich-Ungarn. Neben den Priesterseminaren, die auch hier vorwiegen, und einer Reihe von theologischen Klosterschulen von sehr geringer Bedeutung, besitzt sie einige theologische Fakultäten, von denen aber nur die von den Jesuiten verwaltete, übrigens in sehr losem Zusammenhang mit der Universität stehende Innsbrucker Fakultät ihre eigenen Wege gehen kann. Die übrigen sind an eine gemeinsame veraltete Studienordnung gebunden, die noch dazu wesentlich identisch ist mit derjenigen der Priesterseminare. Diese ist aber selbst wieder, um in allen Kronländern trotz der großen Unterschiede ihrer geistigen Kulturlage gleichmäßig angewandt werden zu können, auf jenes Minimum theologischer Ausbildung bedacht, das sich in der ganzen Monarchie verwirklichen läßt. Daher die beklagenswerte Erscheinung, daß an den theologischen Fakultäten Österreichs von der Studienordnung aus nicht Mehr gelehrt und nicht Mehr gelernt werden kann als an irgend einem der kleinsten Priesterseminare der Monarchie! Die Ausnahme, welche die Wiener Fakultät darstellt, ist lange nicht so bedeutend, als man es vermuten möchte, und läßt einen Vergleich mit der Berliner theologischen Fakultät gar nicht aufkommen.

Damit erklärt es sich aber auch, warum in Österreich-Ungarn so selten ein theologisches Buch erscheint, das, wie z. B. v. Scherers Kirchenrecht, einen wirklichen Fortschritt in der theologischen Forschungsarbeit bedeutet! Durch ihre theologische Ausbildung und die vorgeschriebene Studienordnung werden die Theologieprofessoren nur dazu veranlaßt, zu »tradieren« (so lautet der technische Ausdruck für den theologischen Unterricht), was unsere großen Vorgänger sich verpflichtet fühlten, im Schweisse ihres Angesichts zu studieren! Der in jüngster Zeit gemachte Versuch, durch eine neue Studien-, Prüfungs- und Promotionsordnung eine bessere Zukunft herbeizuführen, hat, abgesehen von den ersten Versuchen eines seminaristischen Studienbetriebes, leider nur zu einem sehr bescheidenen Resultate geführt! Eine höchst betrübende Folge dieser Verhältnisse ist es aber, daß Oesterreich-Ungarn bei weitem nicht jenes Kontingent katholischer Fachtheologen stellt, das es auf Grund seines zahlreichen und vielfach hochbegabten katholischen Klerus stellen könnte und bei richtiger Wahrnehmung seiner religiös-kirchlichen Bedürfnisse stellen sollte!

Wenn die heutige Gesamtlage der katholischen Theologie im Deutschen Reiche erheblich günstiger ist als in Österreich-Ungarn, so ist dies wohl nicht bloß ihrer öffentlichen Stellung im Gesamtorganismus der deutschen Universitäten zu verdanken, sondern weit eher dem Umstande, daß die katholisch-theologischen Fakultäten in einem lebendigen Verhältnisse des Gebens und Empfangens mit den übrigen Fakultäten und in beständiger Fühlung mit dem ganzen nationalen Geistesleben stehen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freilich sind auch bei uns die tatsächlichen Verhältnisse in hohem Maße verbesserungsfähig. Lange Zeit war die katholische Theologie nur an sieben von den 22 deutschen Universitäten vertreten, und als vor einigen Jahren nach vielen Verhandlungen und fast ein Menschenalter nach der Gründung der Straßburger Universität dieser eine katholisch-theologische Fakultät einverleibt wurde, da wurden die neuen Bedürfnisse der katholischen Theologie bei der Bestimmung der Zahl der Lehrstühle sowie der Aufstellung der Lehrgegenstände nicht in dem Maße berücksichtigt, das bei der Gründung einer neuen theologischen Fakultät im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts hätte erwartet werden dürfen. Auch ihre älteren deutschen Schwestern stehen zwar, was die Zahl der etatsmäßigen Lehrstühle anbelangt, den Fakultäten der evangelischen Theologie, nicht nach: aber ihre innere Organisation läßt gleichfalls viel zu wünschen übrig.

Weitere äußere und innere Hemmungen treten hinzu, die sich nicht alle kurz erläutern lassen. Auf einige muß ich aber notgedrungen hinweisen, um die Lage der katholischen Theologie in Deutschland Außenstehenden verständlich zu machen. Eine äußere Hemmung erblicke ich in dem Umstande, daß, während die kleine protestantische Minorität in Österreich eine theologische Fakultät in Wien besitzt, die katholische Theologie in dem wissenschaftlichen Zentrum erster Größe, das Berlin darstellt, nicht vertreten ist, obgleich die Katholiken ein Drittel der Bevölkerung Deutschlands ausmachen und viele Hunderte junger Katholiken in Berlin studieren. Die evangelisch-theologische Fakultät in Wien gehört allerdings nicht zum Organismus der Wiener Universität; das hindert sie aber nicht, sich die reichen wissenschaftlichen Hilfsmittel, die Wien bietet, dienstbar zu machen. Wäre es denn unmöglich, der katholischen Theologie in Berlin eine ähnliche Stellung zu schaffen, wenn die Gründung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Berliner Universität unmöglich sein sollte, was ich freilich nicht einzusehen vermag?

Ein äußeres Hemmnis liegt ohne Zweifel auch darin, daß die meisten Diözesen, die ein eigenes Priesterseminar mit theologischer Lehranstalt besitzen, sich den theologischen Fakultäten gegenüber ablehnend verhalten; denn dadurch wird manchem jungen Theologen, dem durch den Besuch einer theologischen Fakultät die Flügel wachsen würden, von vornherein die Gelegenheit genommen, die fachmäßige Ausbildung zu gewinnen, zu welcher seine Geistesgaben ihn befähigt hätten. Das bedeutet aber eine empfindliche Minderung der Zahl katholischer Fachtheologen und theologischer Forscher auch in Deutschland, das dadurch an einer unerfreulichen Eigenschaft Österreich-Ungarns teilnimmt. Einer unbeschränkten Freizügigkeit der katholischen Theologiestudierenden möchte ich durchaus nicht das Wort reden; denn eine solche wäre unpädagogisch und brächte ernste Gefahren mit sich. Was würde aber z. B. die Metzer Diözese daran hindern, in Straßburg ein Theologenkonvikt einzurichten, das seinen Seminaristen den Besuch der Straßburger Universität während einiger Semester ermöglichen würde, ohne sie irgend welcher Gefahr auszusetzen.

Noch verhängnisvoller sind Verhältnisse, die ich als innere Hemmungen bezeichnet habe: hyperkonservative Geistesrichtung, Angst vor jeder neuen Problemstellung oder gar neuem Lösungsversuch, Mangel an Interesse für die streng wissenschaftlichen Arbeiten und Leistungen der katholischen Theologie in den breiteren Schichten des katholischen Seelsorgeklerus selbst und ähnliche Erscheinungen. Darin liegt zum großem Teil die Erklärung dafür, daß die katholische Theologie sich so wenig und, wenn sie es tut, so zurückhaltend beteiligt an der Diskussion über die brennenden theologischen Probleme, die in wachsender Zahl und zunehmender Aktualität von den protestantischen Kollegen aufgeworfen und mit bewunderungswürdigem Fleiße und voller Hingabe verhandelt werden. Gerade die von echt wissenschaftlichem Geiste getragene allgemeine Beteiligung katholischer Theologen an diesen Diskussionen wäre aber geeignet, denselben ein Element historischer Kontinuität zuzuführen, das ihren vielfach extrem-subjektivistischen Zug bedeutend mildern und dadurch die richtige Lösung der Probleme selbst nicht unwesentlich fördern würde.

Doch genug! Das Gesagte dürfte hinreichen, um die Folgerung zu begründen, daß auch in Deutschland die heutige Lage der katholischen Theologie vieles zu wünschen übrig läßt! Jeder neue Todesfall reißt klaffende Lücken in die Reihen ihrer Vertreter.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wieviel haben wir nicht in jüngster Zeit durch den rasch aufeinanderfolgenden Heimgang von Schell, Schanz, Vetter und Funk verloren, und wie schmerzlich drängte sich bei dem jähen Tode Funks das Gefühl auf, daß mit ihm die katholische Tübingerschule, die für den Aufschwung der katholischen Theologie in Deutschland mehr geleistet hat als alle anderen, zu Grabe getragen worden sei!

Damit ist aber unser rascher Rundgang durch die Alte Welt zu Ende; denn von Belgien, der Schweiz, den Niederlanden, Russisch-Polen oder gar den skandinavischen Missionsländern in dieser auf die Gesamtlage, nicht auf einzelne, wenn auch so wichtige Ausnahmen wie die Löwener Theologen oder die Brüsseler Bollandisten gerichteten Übersicht zu sprechen, liegt leider keine Veranlassung vor. Auf diese Ausnahmen werde ich übrigens zurückkommen.

Wie steht es nun mit der katholischen Theologie in der Neuen Welt? Begreiflicherweise noch weit weniger erfreulich als in der Alten. Von einer eigentlich wissenschaftlichen Theologie, die in Kanada, in Zentral- oder Südamerika gepflegt werde, habe ich noch nie eine Kunde erhalten, noch ein Zeichen gesehen. Was Nordamerika betrifft, so darf die Gründung der katholischen Universität in Washington im Jahre 1889 als die erste öffentliche Bekundung eines erwachenden Verständnisses für die Bedeutung der wissenschaftlich-theologischen Arbeit bei den Katholiken der Vereinigten Staaten bezeichnet werden. Leider konnte aber die theologische Fakultät, an die sich 1895 die philosophische, 1898 die rechtswissenschaftliche und 1896 eine technische Schule anschloß, bis zur Stunde die Hoffnungen nicht erfüllen, denen der bekannte Bischof Spalding bei der Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes beredten Ausdruck verlieh. Die Absetzung ihres ersten Rektors, des Bischofes John Joseph Keane (1896), hinterließ in der öffentlichen Meinung einen ungünstigen Eindruck, der durch innere Schwierigkeiten, die sich an die Namen der Professoren Périès und Schröder († 1903) knüpfen, und deren tiefste Ursachen in dem Rassenproblem, der amerikanischen Schulfrage und dem Gegensatze der theologischen Geistesrichtungen lagen, noch empfindlich verstärkt wurde. Daß sie die Zentralstellung, die ihr zufallen sollte, nicht besitzt, geht schon aus der geringen Zahl ihrer Studenten hervor, sowie aus der siegreichen Konkurrenz der Priesterseminare von Rochester und Boston. Der Superior des letzteren, Rev. J. Hogan, verfaßte übrigens eine sehr beachtenswerte Methodologie der Theologie (Clerical studies; ins Fransösische übersetzt u. d. T. Les études du clergé mit einer Einleitung des Erzbischofs Mignot von Albi), die geeignet erscheint, das Niveau der elementaren theologischen Studien in Nordamerika kräftig zu heben. Wenn nicht alles trügt, scheint aber die Zeit für eine Blüte der wissenschaftlichen Theologie dort noch nicht angebrochen zu sein. Die Hauptbestrebungen und Haupterfolge der amerikanischen Bischöfe Gibbons, Spalding und Ireland, die den amerikanischen Katholizismus repräsentieren und auch in der Alten Welt aller Augen auf sich gezogen haben, liegen nicht auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie, sondern des praktisch-kirchlichen und sittlich-religiösen Lebens. Die theologischen Artikel der einzigen größeren katholischen Zeitschrift in Amerika (The American catholic quaterly Review) sind auch fast ausnahmslos kirchenhistorischen Inhalts.

Angesichts dieser Gesamtlage der katholischen Theologie in der Gegenwart begreift man es leicht, wenn Außenstehende zur Schlußfolgerung schreiten, das sei eben eine durch ihre innere Natur selbst geforderte Erscheinung, eine Konsequenz des katholisch-theologischen Standpunktes als solchen.

Ich halte diese Schlußfolgerung für unrichtig. Da ich jedoch hier nicht in eine grundsätzliche Untersuchung der inneren Gesetze der katholischen Theologie und ihres Verhältnisses zur kirchlichen Autorität eintreten kann, so sei auf die Äußerung jenes südgallischen Kirchenschriftstellers hingewiesen, in welcher das Gesetz des Fortschrittes in einer für die Lebenszeit desselben (1. Hälfte des 5. Jahrhunderts) höchst merkwürdigen Weise für die katholische Theologie formuliert ist. »Vielleicht sagt einer«, wirft sich Vinzenz von Lerin selbst ein, »es gebe in der Kirche Christi keinen Fortschritt der Religion. Wohl gibt es einen und zwar einen sehr großen; denn wer wäre dem Menschen so neidisch und Gott so verhaßt, der dies zu verhindern wagen sollte? Freilich so, daß es in Wahrheit ein Fortschritt des Glaubens sei, nicht eine Veränderung. Zum Fortschritt gehört nämlich, daß ein Ding, welcher Art es sein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mag, in sich selbst sich erweitere, zur Veränderung aber, daß es aus einem in ein anderes übergehe. So möge denn wachsen, weit und mächtig fortschreiten Kenntnis, Wissenschaft und Weisheit sowohl in dem einzelnen als in der Gesammtheit, in jedem Einzelmenschen wie in der ganzen Kirche, den Stufen der Zeiten und Jahrhunderte gemäß, jedoch seiner Art entsprechend, nämlich in derselben Lehre, in demselben Sinne und demselben Verständnis« (Commonitorium c. 28). Wie unbestritten aber die Autorität dieses »Fortschrittlers« unter den altchristlichen Kirchenschriftstellern in der heutigen katholischen Kirche ist, erhellt aus dem Umstande, daß sogar das Vatikanische Konzil sich dessen Worte in der dogmatischen Konstitution über den katholischen Glauben zu eigen gemacht hat.

Die einzige berechtigte Schlußfolgerung, die aus der heutigen Gesamtlage der katholischen Theologie gezogen werden darf, kann daher nur die Verpflichtung der katholischen Theologen aller Länder zum Inhalte haben, dem von Vincenz formulierten Gesetze des Fortschrittes, der Jetztzeit und den Geistesbedürfnissen unseres Jahrhunderts entsprechend, gerechter zu werden, als ihre große Majorität in der jüngsten Vergangenheit sich angelegen sein ließ. (Schluß folgt.)

Staat und Gesellschaft zu Beginn der Neuzeit.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Friedrich von Bezold, Bonn

Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört zu jenen glänzenden geschichtlichen Epochen, die sich wie sonnenbeschienene Berggipfel oder Wogenkämme über umgebende Tiefen und Schatten hinausheben. Wir haben uns daran gewöhnt, von ihr als von dem Zeitalter der Reformation zu sprechen. Aber dieser Name vermag die Fülle der damals einsetzenden Umgestaltungen und Kämpfe nicht auszudrücken. Die kirchliche Umwälzung ist nur eine, wenngleich die eindrucksvollste Seite in der großen und langwierigen Abrechnung mit der Welt des abendländischen Mittelalters, die, seit Jahrhunderten im Gang, jetzt nicht etwa abgeschlossen, aber doch durch eine Summe von gewichtigsten Errungenschaften ihrer Unwiderruflichkeit und ihres künftigen Sieges versichert wird.

Vor der Scheidung der Nationen als fester selbstbewußter Wesenheiten war das Idealgebilde der Christenheit allmählich zum kraftlosen Schemen verblaßt. Selbst ein Ereignis wie der Fall von Konstantinopel vermochte das abgestorbene Gefühl von einer gemeinsamen Gefahr und einer heiligen Wehrpflicht nicht mehr als neubelebte Kraft auszulösen. Und ein Idealgebilde war im Grunde auch das römische Kaisertum mit seinem Anspruch auf cäsarische Weltherrschaft stets geblieben. Niemals hatte etwa das ganze Europa dem Machtwort des Deutschen Kaisers gehorcht wie die Provinzen des alten Römerreichs ihrem Gebieter. Verbraucht durch den Riesenkampf mit der unfaßbaren Gewalt der Kirche, konnte die höchste weltliche Institution des Mittelalters im 15. Jahrhundert kaum noch auf deutschem Boden vor der wachsenden Anarchie Stand halten, geschweige denn gegenüber den außerdeutschen Staaten irgendwelche Oberhoheit ernstlich geltend machen. Wenn trotzdem immer wieder fremde Könige die Hand nach der Krone Karls des Grossen ausstreckten, so geschah es in der Überzeugung, daß die Verbindung mit einer wirklichen Großmacht dieser Krone doch noch einmal neuen Glanz und ihren zur leeren Phantasie gewordenen Vorrechten praktischen Wert verleihen könnte. So mußte auch schließlich eine Dynastie, die trotz deutscher Herkunft ihr glückhaftes Emporkommen auf ausländische Erwerbungen gegründet hatte, das Erbe der Ottonen, Salier und Staufer an sich nehmen. Denn der politische Schwerpunkt lag längst nicht mehr in dem Hauptgebiet des alten Reichs; er hatte sich nach Westen verschoben, dorthin, wo der neue monarchische Staatsgedanke mit dem erwachenden Gemeinschaftsgefühl großer Nationen und mit der ozeanischen Lage ihrer Länder zusammentraf.

Dem Werden dieses neuen Staates, seinem Streben nach Zusammenfassung aller ihm einwohnenden Kräfte begegnen wir allerorten im westlichen, mittleren und nördlichen Europa, wenn er sich auch nicht überall gleichzeitig oder mit gleichem Erfolg durchzusetzen vermag. Seine Bildung wurde ermöglicht,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ja geradezu herausgefordert durch eine unaufhaltsame wirtschaftliche und soziale Umgeſtaltung. Die einfache Gliederung des Volkes in die drei Stände der Kleriker, Ritter und Bauern, der Geiſtesarbeit, der Waffenführung und der Landwirtschaft, gehörte längſt der Vergangenheit an, nachdem die mittelalterliche Stadt erſt eine ökonomische, dann auch eine politische Macht geworden war. Und während das Rittertum damit den Anfang machte, der Kirche ihre ausschließliche Macht über die Geiſter zu beſtreiten, werden bereits dem Adel selbſt die Grundlagen seines Herrendaseins angetaſtet, das Monopol der Wehrhaftigkeit und die Bindung alles Rechts und Reichtums an den Grundbesitz. Die schwere Reiterei der Vassallen und Dienſtmannen sah sich auf dem Schlachtfeld durch andere Waffen eingeengt und überflügelt; die Entwicklung eines Kriegshandwerks, das sich dem Meiſtbietenden zur Verfügung ſtellte, verwandelte den Krieg mehr und mehr in ein Geldgeschäft großen Stils. So jung und unfertig der ursprünglich aus dem Handel geborene Kapitalismus auch noch war, so begann er doch alles zu durchsetzen, die Schwerbeweglichkeit der liegenden Güter wie die hohe Politik und nicht zum wenigſten den ſtolzen Bau der mittelalterlichen Hierarchie.

Das römische Papſttum vermochte sich auf jener schwindelnden Höhe der Macht, die es im XIII. Jahrhundert erreicht hatte, nicht lange zu halten. Nachdem unter Bonifaz VIII. ein jäher Umschlag eingetreten und kurz nachher die kirchliche Monarchie von ihrem natürlichen Herrensitz weg auf französischen Boden verpflanzt worden war, übernahm Frankreich und England den unſterblichen Kampf der weltlichen gegen die geiſtliche Gewalt, dem das Kaisertum des XIV. und XV. Jahrhunderts nicht mehr gewachsen war. Und dennoch gewann gerade während des XIV. Jahrhunderts die Entwicklung des kirchlichen Absolutismus nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis einen Aufschwung, der sogar durch die große konziliare Bewegung nicht mehr dauernd gehemmt oder rückgängig gemacht werden konnte. Der eigentliche Kern der seit Jahrhunderten unermüdlich beklagten und geschmähten Verweltlichung der Kirche liegt eben in einer folgerichtig fortschreitenden Ausbildung ihrer rechtlichen und ſtaatlichen Organisation, kraft deren sie vielfach als Vorläuferin oder als Muſter der entsprechenden Umwandlung in den weltlichen Staatsverbänden erscheint. Der Träger der dreifachen Krone handhabte Gerichtshoheit, Gesetzgebung, Ämterbesetzung und Beſteuerungsrecht mit größerer Freiheit als irgend einer von den Monarchen des Abendlandes. Alle Versuche, ihn einem kirchlichen Parlamentarismus zu unterwerfen, schlugen fehl, da ihnen die materielle Macht des weltlichen Arms versagt blieb, und die ferneren Auseinandersetzungen der Hierarchie mit dem Staat wurden nicht mehr durch das Schwert, sondern auf dem Wege der Verhandlung entschieden. Und hier war die Kurie wiederum den weltlichen Mächten als Erbin einer alten diplomatischen Tradition weit voraus. Aber dieser kirchliche Absolutismus verfiel zugleich einem Schicksal, das der unumschränkten Monarchie einer kommenden Periode ebenfalls angeboren war: er setzte sich an die Stelle der Gesamtheit, der zu dienen sein Beruf sein sollte. Die Erhaltung des päpſtlichen Hofes wurde zum Selbſtzweck; indem die apostolische Kammer mit ihrem weltumspannenden Finanzwesen als »mater pecuniarum« diesem Hof das Gepräge eines großen »Kaufhauses« verlieh, mußte das hier doppelt anſtößige Schauspiel von Fiskalität und Korruption schließlich überall Erbitterung und Revolutionsſtimmung hervorrufen.

Gleichzeitig erhob sich die moderne italienische Geiſteskultur, die sogenannte Renaissance, zu einer mächtigen Einwirkung auf die verschiedenſten Gebiete des Daseins. Ein echtes Gewächs ihres klassischen Heimatbodens, gefördert durch wirtschaftliche und politische Umwälzungen, die hier früher und rascher als anderwärts die mittelalterlichen Lebensformen zersetzten, gewann sie allmählich der bisher führenden Kulturmacht, Frankreich, den Vorrang ab. Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß auch nördlich der Alpen vielfach verwandte oder gleichartige Kräfte der Neubildung an der Arbeit waren. Die großen Nationalſtaaten des Weſtens, Frankreich, England, Spanien, brauchten sich nicht erſt nach italienischen Muſtern für ihre Entwicklung umzusehen. Plaſtik und Malerei der Niederländer, Franzosen und Deutschen gelangten auf selbſtgebahnten Wegen zur Freiheit. Und der moderne Individualismus iſt damals nicht ausschließlich in Italien erzeugt worden. Aber trotzdem bleibt einmal die Tatsache beſtehen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß in dem engeren Bannkreis der italienischen Mittel- und Kleinstaaten Absolutismus und Demokratie ihre ersten und ungestörten Blüten erreichen, daß hier die Staatsraison in ihrer vollen Selbstherrlichkeit und der Gedanke des politischen Gleichgewichts ihren Ursprung finden durften. Von hier aus eroberte sich das römische Recht noch einmal eine Art von Weltherrschaft.

Vollends unbestritten war der Sieg, den auf dem Gebiete der Geisteskultur die moderne italienische Weltanschauung dank ihrer Befruchtung durch die Antike errang. Ohne die Wiedergeburt des klassischen Altertums, die wie eine irdische Offenbarung erschien, hätte der italienische Volksgeist allein trotz seiner reichen und feinen Entwicklung nicht zum anerkannten Lehrer und Vorbild für das ganze Abendland werden können. Es war die Macht der Schönheit, die zuerst in Schrift und Rede, dann in der bildenden Kunst triumphierte. Aber mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der antiken Form verband sich unwillkürlich eine Umwertung der wiederentdeckten griechisch-römischen Welt zum Maßstab aller Dinge; neben oder über die abgebrauchten Ideale der Kirche und des Rittertums stellte sich eine neue Autorität. Ihre Unüberwindlichkeit kam zur glänzendsten Erscheinung seit ihrer Rezeption im päpstlichen Rom. Als Wahrzeichen einer großen Kulturwandlung, einer engen Verbindung der Hierarchie mit dem neuklassischen Geist erhob sich die umgeschaffene Peterskirche über den Trümmern ihrer ehrwürdigen Vorgängerin. Zur nämlichen Zeit aber wird im Norden der Humanismus, der auch für das Christentum Rückkehr zum Altertum, zu den Quellen fordert, zum Wegbereiter und Bundesgenossen der Reformation.

Denn eben im Gegensatz zu jener absolutistischen Entwicklung der römischen Kurie hatte sich der Gedanke festgesetzt, daß die Kirche einer gründlichen Reinigung und Umkehr bedürfe. Er nahm die verschiedensten Formen an, aber er ließ sich nicht mehr aus der Welt schaffen. Wohl rief das Scheitern der großen Reformkonzilien in manchen gläubigen Gemütern eine an Verzweiflung grenzende Resignation hervor, wie sie nach ähnlichen Enttäuschungen jedesmal sich einzustellen pflegt. Daß aber die Tage von Konstanz und Basel trotz aller Konkordate nicht vergessen wurden, daran erinnerten neben anderen Anzeichen die unermüdlich wiederholten Gravamina der deutschen Nation. Vorerst sollten freilich jene warnenden und drohenden Stimmen Recht behalten, die seit vielen Generationen einen gewaltsamen Zusammenbruch und allgemeinen Abfall geweissagt hatten. In der husitischen Empörung, mit der die Kirche selbst vorübergehend paktieren mußte, war dieses Schreckbild leibhaftig vorgezeichnet worden. Vor allem in Deutschland erbte das XVI. Jahrhundert eine tiefe religiöse Gährung unter den breiten Massen, die mit der alten nationalen Abneigung gegen das welsche Kirchenregiment und mit einer sozialen Revolutionsstimmung zusammentraf. Das Äußerste, ein anderer Husitensturm in vergrößerter Gestalt schien bevorzustehen, als endlich der von vielen Tausenden sehnlich erwartete Rufer sich vernehmen ließ. Was alles er entfesseln, welche Bahnen er frei machen werde, konnte Luther kaum ahnen. Was er ursprünglich wollte, war die Entlastung des eigenen geängstigten Gewissens; der kategorische Imperativ einer heiligen Pflicht trieb ihn vorwärts, hinein in etwas Ungeheures, Unabwendbares. So hat er die Bande der kirchlichen Einheit gesprengt und damit eine weltgeschichtliche Tat vollbracht, deren Folgen freilich zunächst die deutsche Nation auf sich zu nehmen hatte. Denn es gelang wohl Luther und den Seinigen, die kirchliche Umwälzung aus der drohenden Umklammerung der sozialen Revolution zu lösen; in Deutschland wie in Spanien und England sanken alle demokratischen und kommunistischen Bewegungen bald in sich zusammen. Die bestehenden Gewalten erhielten sich nicht nur, sie wurden noch gekräftigt durch die Schwächung der Hierarchie, und in den protestantischen Gebieten durch die notgedrungene Abhängigkeit der kirchlichen Neubildungen vom Staat, den Luther als eine Ordnung Gottes wieder in seiner ursprünglichen Hoheit einsetzen wollte. Aber der nämliche fürstliche Partikularismus, ohne dessen mächtigen Schutz der Reformator und die Anfänge seines Werkes allem Ermessen nach dem Untergang verfallen wären, verhinderte später die Ausdehnung des neuen Glaubens über ganz Deutschland und ließ die großartigen Anfänge zu einem vielfach kleinlichen und unerfreulichen Ergebnis verkümmern. Gewiß ist neben dem Summepis-

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kopat der Landesherren und der reichsgesetzlichen Parität der Bekenntnisse in Deutschland auch zuerst die Lehre von einem Recht des Widerstandes gegen die Obrigkeit durch den Streit der kirchlichen Parteien aufgekommen und im schmalkaldischen Krieg angewendet worden. Aber der folgenschwere Grundsatz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, erlangte seine volle Kraft doch erst durch die romanische Reformation. So sehr sich auf den ersten Blick die Staatsauffassung Calvins mit jener Luthers zu decken scheint, so grundverschieden gestaltet sich unter der Übermacht alttestamentlicher Vorstellungen das theokratische Ideal der Reformierten. Diese erneute Hingabe an das Gesetz des alten Bundes bezeichnet in mehr als einem Sinn einen starken Rückschritt; aber sie hat auch die zum äußersten entschlossenen Kämpfer und Helden hervorgebracht, die dem triumphierenden Absolutismus Stand hielten und den Gedanken der Freiheit als eines heiligen und unantastbaren Besitztums hinüberretteten in kommende Zeiten. Das Schicksal des Protestantismus hing an seiner Ausbreitung jenseits des Bereichs der engen und machtlosen deutschen Verhältnisse. Er mußte international werden, um den Kampf mit den führenden Mächten des Katholizismus, mit Spanien und Frankreich, aufnehmen zu können. Dem Dreigestirn Oranien, Gustav Adolf, Cromwell hatte das Mutterland der Reformation im Zeitalter der katholischen Restauration und des Dreißigjährigen Krieges nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen.

Die Reformation bedeutete zugleich einen gewaltigen Rückschlag gegen die moderne italienische Geisteskultur. Es läßt sich kaum ein schärferer Gegensatz ausdenken als der zwischen dem päpstlichen Rom der Hochrenaissance und den anderen religiösen Mittelpunkten, Wittenberg, Zürich, Genf. Obwohl die Vereinfachung der Lehre und des Kultus, die Verneinung der mittelalterlichen Askese, die gesteigerte Bedeutung des biblischen Urtextes und die Ansätze zu einer historischen Kritik ursprünglich die engste Gemeinschaft zwischen Reformatoren und Humanisten in Aussicht gestellt hatten, begannen sich doch sehr bald die Wege wieder zu scheiden. Mehr als je schienen nicht nur religiöse, sondern theologische Interessen alles Weltliche zurückdrängen zu wollen; das neue Kirchenwesen fiel in die alte Unduldsamkeit zurück und rief gegen Freigeister und Schwärmer den weltlichen Arm zu Hilfe. Luther verdammte die Vernunft als des Teufels Braut, Calvin erklärte die Naturwissenschaften für gottlos und schädlich. Nur als unentbehrliche Hilfsmittel der Theologie sollten die literarischen Schöpfungen der blinden Heiden betrachtet und genützt werden. Die Denkmäler ihrer bildenden Kunst fanden ebensowenig Gnade wie der ästhetische Götzendienst der alten Kirche.

Aber die Götter Griechenlands ließen sich nicht mehr aus der wiedereroberten Welt verbannen. Die wissenschaftliche und künstlerische Renaissance gab auf Jahrhunderte hinaus dem Bildungswesen und der Formensprache ein entscheidendes Gepräge. In ihrem Gefolge kamen zugleich die ersten Ansätze einer Geistesrichtung zum Vorschein, die nachmals noch viel gründlicher als die kirchliche Umwälzung mit der Weltanschauung des Mittelalters aufräumen sollte. Das XVI. Jahrhundert ist trotz seiner Wiederbelebung der scholastisch-theologischen Spekulation, trotz seines vielgestaltigen und wuchernden Aberglaubens doch die Entstehungszeit der modernen Aufklärung und Naturwissenschaft. Unter der Herrschaft konfessioneller und schließlich auch humanistischer Dogmen wagen sich vereinzelte Vorboten, skeptische Frager und Kämpen der Naturerkenntnis, hervor. Neben dem höfischen Lebensideal der vornehmen Gesellschaft entwickelt sich aus der bunten und vielfach absonderlichen Masse der Gelehrten und Poeten, der Künstler und der Okkultisten das Vorbild einer Geistesaristokratie. Wie die Menschen dieser Zeit schon in ihrer äußeren Erscheinung sich so charakteristisch von den Geschlechtern der jüngsten Vergangenheit abheben, so tragen die führenden Geister in ihrem Innersten das Bewußtsein einer anderen Ära, deren Lauf mit ihnen einsetzt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pankeltismus.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Heinrich Zimmer, Berlin.

Keltische Zunge herrscht heutigentags in den vom Atlantischen Ozean bespülten Grafschaften Süd-, West- und Nordwest-Irlands, auf den äußeren und inneren Hebriden und in den entlegenen Strichen der schottischen Hochlande, in einzelnen Fischerhütten der Insel Man, an den Küsten und in dem Berglande von Wales sowie in dem westlichen Teile der französischen Bretagne, der Niederbretagne. Es sind rund 3,000,000 Seelen insgesamt, unter ihnen 1,000,000 Monoglotten, die in diesen Strichen sich noch keltischer Rede bedienen und sich auf fünf neukeltische Literatursprachen verteilen: Irisch-Gälisch, Schottisch-Gälisch, Manx-Gälisch, Kymrisch (Welsch) und Bretonisch; das Bindeglied zwischen Kymrisch und Bretonisch, das einst in Cornwall gesprochene Kornische, ist im 18. Jahrhundert langsam ausgestorben.

Diese heute kaum mehr als 3,000,000 Seelen umschließenden fünf modernen keltischen Sprachen besitzen eine größere historische Bedeutung, weil sie halbverdorrte Reiser sind an einem einst gewaltigen indogermanischen Sprachstamme, der im 3. Jahrhundert v. Chr. seine grünen Äste vom Galaterland in Kleinasien über Mittel- und Westeuropa bis Kap Finisterre in Spanien und an die Küsten Donegals in Westirland ausbreitete. Kelten spielten durch mehrere Jahrhunderte in ihren Beziehungen zu Italern und Griechen eine wichtige politische Rolle, saßen als herrschende Rasse in Westeuropa und weiten Strecken Mitteleuropas und bilden somit zu mehr oder minder beträchtlichem Teil das Völkersubstrat der heutigen Völker romanischer und germanischer Zunge. Nicht nur in Frankreich und dem dem germanischen Sprachgebiet angehörigen Großbritannien gehen zahlreiche heutige Namen für Berge, Flüsse und Örtlichkeiten auf keltische Rede zurück; auch Rhein und Main, Mainz, Wien und Mailand finden ihre Deutung aus den keltischen Sprachen. Bologna in Oberitalien und sechs Ortschaften namens Boulogne in Frankreich haben ihre ursprüngliche Form in einem altkeltischen Bononia. Mit einem festen Wall schlossen Keltenstämme im Westen und Süden bis zum 1. Jahrhundert die östlich und nördlich von ihnen sitzenden Germanen von den Trägern der mittelländischen Kultur, den Griechen und Römern, ab, während sie selbst schon früh unter dem Einfluß der griechischen Kolonie Massilia zu Anteil an der höheren Kultur der Mittelmeerländer gelangten. Sie kamen dadurch in jener Zeit gegenüber den in ihrem Rücken sitzenden Germanen in dieselbe Lage wie die Germanen selbst nach der Völkerwanderung zu den hinter ihnen sitzenden Slawen, und die Ergebnisse beider Perioden sind analoge. Die den Germanen vorgelagerten Keltenstämme wurden, indem sie mit der gewonnenen höheren Kultur die Germanen beeinflußten, so die Vermittler mittelländischer Kultur an die Germanen. Zahlreiche gemeingermanische sprachliche Entlehnungen aus der Sprache jener kontinentalen Kelten, zum Teil über die Zeit der ersten germanischen Lautverschiebung hinausgehend, legen Zeugnis dafür ab, wie tief einst der Kultureinfluß der Kelten auf Europa gewesen ist.

Das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts hat nun in all den Strichen, wo Nachkommen der Kelten in größeren Massen ihre keltischen Idiome und dadurch sich selbst vor dem völligen Aufgehen in der sie umgebenden germanischen und romanischen Welt bewahrt haben, eine starke Bewegung entstehen oder wachsen gesehen, die auf eine Wiedergeburt des keltischen Volkstums abzielt. Sie bezweckt in den Gebieten, wo die keltischen Idiome im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr oder minder deutlich ein hippokratisches Gesicht zu zeigen begannen, in erster Linie Wiederbelebung der betreffenden keltischen Sprachen und des weiteren überall Wiedereinsetzung in ihre Stellung als Literatursprachen, die auch dem Bedürfnis des Gebildeten Genüge leisten können; endlich arbeitet die Bewegung darauf hin, den heutigen keltischen Sprachen in möglichst weitem Umfang die allmählich verloren gegangene Position als Sprachen nationalen Lebens überhaupt wiederzugewinnen, sie also zu herrschenden Sprachen in Kirche und Schule, zu möglichst gleichberechtigten Sprachen mit Englisch oder Französisch im öffentlichen Verkehr, in Gerichtshöfen und Verwaltung in den in Frage kommenden Gebieten zu

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machen: also Wiederherstellung des im Mittelalter in Irland, den schottischen Hochlanden, in Wales und teilweise in der Bretagne bestehenden Zustandes, soweit es nur die Zugehörigkeit zu anderssprachigen Staatswesen und die Bedürfnisse der Neuzeit gestatten. Hand in Hand mit dieser sprachlich-literarischen Bewegung geht überall das Bestreben, alles Volkstümliche, den betreffenden keltischen Strichen Eigenartige in Sitte und Brauch, Tracht und Einrichtungen zu erhalten, zu beleben und geradezu wieder neu ins Leben zu rufen, also z. B. die nationale Musik auf den nationalen Musikinstrumenten und die nationalen Spiele. Man ist z. B. in Irland und Wales um so eifriger bei der Sache, je mehr es sich um Bräuche und Einrichtungen handelt, die möglichst weit von der umgebenden englischen Kultur abweichen, wobei das Bestreben hervortritt, zu zeigen: wir Kymren, Iren, Hochschotten, Bretonen sind Individuen mit ausgeprägter Eigenart neben dem Engländer oder Franzosen, und so sind auch die Kymren, Iren, Hochschotten, Bretonen nicht mitkonstituierender Teil eines anderen Körpers, also Englands oder Frankreichs, sondern Körper für sich, wie ein kymrischer Schriftsteller sich ausdrückt. Anderseits betont man: unbeschadet des Umstandes, daß Kymren, Iren, Hochschotten, Bretonen einzelne, wenn auch kleine Nationen sind, haben die genannten Nationen doch gemeinsame Züge im Gegensatz zum englischen oder französischen Volk, sie sind Kelten im Gegensatz zu den germanischen und romanischen Völkern.

Diese Bewegung für eine literarische und nationale Wiedergeburt des Keltentums hat am frühesten in Wales begonnen. Hier ist sie, wie auch in den schottischen Hochlanden, ein natürliches Gewächs; sie ist allmählich erwachsen aus der Rolle, die bei einem vertieften, innerlichen Protestantismus die Volkssprache durch Bibel, Predigt, Kirchenlied und Erbauungsliteratur im geistigen Leben der Völker zu spielen berufen ist. Anders ist es in der Bretagne und Irland. In beiden, wo die Bewegung zur Wiederbelebung der keltischen Sprachen als Nationalsprachen ein Kind des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts ist, erscheint sie ganz deutlich als Ausfluß einer vorhandenen nationalpolitischen Strömung, hervorgegangen aus der Erkenntnis, daß eine gesonderte nationale Sprache das stärkste und auf die Dauer allein haltbare Bollwerk eines gesonderten Volkstums ist. Die Stellung, die die kymrische Sprache seit gut 150 Jahren errungen hat und im Leben des welschen Volkes heutigentags einnimmt, ist das erste Ziel, das den sprachlich-literarischen Bestrebungen in Irland und der Bretagne vorschwebt. Nach Wales als dem Musterlande schauen die Führer in den übrigen Keltenstrichen. In Wales findet die sprachlich-literarische Bewegung seit beinahe 100 Jahren ihren Ausdruck in dem alljährlich stattfindenden, eine Woche dauernden großen Nationalfest, genannt Eisteddfod genedlaethol, auf welchem Wettbewerb der Musiker, Sänger, Dichter und Literaten stattfindet.

(Schluß folgt.)

Das Mittelmeergebiet.

Von Geh. Regierungrat Professor Dr. Theobald Fischer, Marburg.

(Schluß.)

Aber nicht nur als Erzieher der Mittelmeervölker zu höherer Gesittung, als Verkehrsweg für drei Erdteile, ja für die ganze Erde ist das Mittelmeer wichtig; auch seine physikalische und chemische Eigenart verleiht ihm eine besondere Bedeutung und läßt es auf die Mittelmeer-Halbinseln und -Inseln einen vielseitigen, tief greifenden Einfluß ausüben. Durch die unterseeische Schwelle von Gibraltar gegen den Ozean abgeschlossen, für die kühlen Gewässer der Tiefen des Ozeans unzugänglich, regelt das Mittelmeer seine thermischen Verhätnisse selbständig. Nur eine Oberflächenschicht von 300—400 m Mächtigkeit ändert ihre Temperatur jahreszeitlich; in der Tiefe herrscht überall eine Temperatur von etwa 13 ° C., der Mitteltemperatur des kühlsten Monats an der Oberfläche entsprechend, bis zu den größten Tiefen, in denen man im Ozean fast 0 Grad finden würde. Man kann so das Mittelmeer als einen Trog warmen Wassers bezeichnen, in welchem eine ungeheure Wärmemenge aufgespeichert ist, eine Art Warmwasserheizung für die Mittelmeerländer im Winter. Diese hohe Wärme, die Landumschlossenheit, die das ganze Jahr kräftige

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Luftbewegung, die das Mittelmeergebiet wesentlich infolge der Mischung von Land und Meer kennzeichnet, aber besonders die nördlichen Luftströmungen des Sommers rufen eine sehr bedeutende Verdunstung hervor, was wiederum einen hohen Salzgehalt bedingt. Der Salzgehalt dürfte im Mittel 3,7 % betragen, steigt aber im Spätsommer an der Küste von Barka und Marmarika auf 3,9 %, an der Küste der großen Syrte wohl nahe an 4 %, und nimmt im allgemeinen nach Osten und mit der Tiefe um etwa 0,5 % zu. Dieser bedeutende Salzgehalt in Verbindung mit der sommerlichen Regenlosigkeit führt in Salzgärten an flachen Küsten des Mittelmeeres zur Gewinnung ungeheurer Mengen sehr billigen Meersalzes, das fast ausschließlich den Salzbedarf der Mittelmeerländer, ja eines Teiles von Europa deckt, so daß Steinsalzvorkommen nur geringen Wert haben. Obwohl das Asowsche Meer nur einen Salzgehalt von 1,2 % hat, steigt dieser in dem flachen Haffgebiet des Siwasch auf 15—17 %, so daß dieses etwa die Hälfte des ganzen Salzbedarfs von Rußland zu decken vermag. Die ungeheure Wassermasse, die so ununterbrochen durch Verdunstung dem Mittelmeere entzogen wird, kehrt nur zu einem geringen Teile in der Form von Niederschlägen vorwiegend vom Mittelmeer selbst herstammender, nur zum Teil vom Ozean zugeführter Dampfmengen über dem Mittelmeere oder innerhalb der Mittelmeerländer durch die Flüsse und durch unterseeische Quellen zum Mittelmeere zurück, ein kleiner Teil wird durch den Oberstrom des Bosporus, der bei weitem größte endlich aber aus dem Ozean durch den Oberstrom der Straße von Gibraltar ersetzt. Er folgt der Nordküste der Atlasländer, wo ihm bald nordwestliche Winde einen neuen Anstoß geben, so daß man an der ganzen Nordküste von Afrika eine östliche Strömung annehmen kann, die schließlich noch die Sinkstoffe des Nils nach Osten führt und an der Küste von Palästina, dessen Flüsse nach Norden verschiebend, zur Ablagerung bringt. Im allgemeinen also sind die allenthalben nachweisbaren, wenn auch schwachen Strömungen des Mittelmeeres vom Winde erzeugte Küstenströmungen. Morphologisch bedeutsam sind auch die die Buchten der Atlasländer umkreisenden Meerströme, indem sie die Flußmündungen (Medscherda, Seybure u. a.) nach links verschieben.

In bezug auf das organische Leben im Mittelmeer kann der Pflanzenwelt hier nur so weit gedacht werden, als die Flachseegebiete und die Haffe durch eine reiche Vegetation von Seegräsern gekennzeichnet werden, die ein ebenso reiches Tierleben bedingen. Auch von diesem kann nur auf die in ungeheuren Herden auftretenden Delphine und die Fischfauna verwiesen werden, die durch Nutzfische, besonders Thunfische, Sardellen u. dgl., in großen Mengen vertreten ist. Einzelne Tonnaren Siziliens und Tunesiens dürften seit 2000 Jahren in Betrieb sein. Die Italiener, neben ihnen die Griechen, stellen vorzugsweise die Mittelmeerfischer. Die Verwertung der Fänge läßt, trotzdem Salz und Olivenöl billig zu haben sind, noch viel zu wünschen übrig. Auch wird der durch Klima und religiöse Vorschriften sehr große Bedarf an Fischnahrung bei weitem nicht vom Mittelmeer gedeckt. Norwegen und Neu-Fundland liefern große Mengen. Charakteristische Erzeugnisse des mediterranen Tierlebens sind Edelkorallen, deren Verarbeitung in Italien viele Menschen beschäftigt, und Badeschwämme, während der Fang von Purpurmuscheln und -schnecken am syrischen Gestade und anderwärts, einst wirtschaftlich von so großer Bedeutung, längst der Cochenillegewinnung und diese den Anilinfarben erlegen ist. Immerhin bestand noch 1845 auf der Insel Dscherba Purpurfärberei.

Zu den am schärfsten ausgeprägten, am meisten einheitlichen Zügen der Mittelmeerländer gehört das Klima, dessen Eigenart ganz besonders durch das Mittelmeer, die Bergumwallung gegen Norden, das Fehlen einer solchen im Süden und Südosten, gegenüber dem Wüstengürtel bedingt ist. Die Mittelmeerländer erscheinen als klimatisch außerordentlich begünstigt, sie nehmen mit 2 bis 4° C., im Winter bis zu 8° C. auch noch an der positiven thermischen Anomalie Europas teil. Milde Winter bei mäßig warmen Sommern, also eine mäßige Temperaturschwankung, Anhäufung der Niederschläge auf eine nach Süden hin bis auf vier Monate um die Zeit des niedrigsten Sonnenstandes verkürzte Periode des Jahres, also regenlose oder regenarme Sommer, ziemlich große Lufttrockenheit und Heiterkeit des Himmels — das sind die Charakterzüge des mediterranen Klimas. Daß das Mittelmeer selbst im Winter als Trog warmen Wassers

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Erzeuger von Depressionen des Luftdrucks, zyklonaler Luftströmungen mit veränderlichen, Niederschlägen bringenden Winden; im Sommer infolge relativ hohen Druckes Ausgangsgürtel nördlicher, also relativ trockener Luftströmungen, der Hauptfaktor nach den Luftdruckverhältnissen der Umgebung und der Ostseite des Atlantischen Ozeans bei der Erzeugung des Mediterranklimas ist, kann nicht scharf genug betont werden; denn wo sein Einfluß durch Gebirgswälle oder Entfernung gemindert wird, modifiziert sich auch sofort das Klima: der Gegensatz von Sommer und Winter wird größer, die Niederschläge erreichen ihr Maximum im Frühling. So im Innern der Iberischen Halbinsel, des Atlas-Hochlands, Klein-Asiens, ja selbst in der Po-Ebene. Im Innern der südosteuropäischen Halbinsel begegnen wir völlig mitteleuropäischem Klima mit regnerischen Sommern, kalten, schneereichen Wintern. Die veränderlichen Winde zur Zeit des niedrigsten Sonnenstandes führen den nördlicheren Mittelmeerländern Wärme, die Dauerwinde des Sommers den südlichen Kühlung zu, so daß die Gegensätze sich innerhalb enger Grenzen halten und im Januar das Mittelmeergebiet zwischen den Isothermen von 3 und 13° C., im Juli von 24 und 28° C. liegt. Im allgemeinen nimmt im Winter die Wärme von Westen nach Osten, namentlich auch von der Westseite zur Ostseite der Mittelmeerhalbinseln ab, im Sommer zu. Ebenso sind die Niederschlagsmengen an den Westseiten größer als an den Ostseiten, wie sie auch nach Norden mit der Verlängerung der Regenzeit zunehmen. Die Niederschlagshöhe des ganzen Mittelmeergebiets mag im Mittel 76 Zentimeter betragen und wäre damit etwas größer als diejenige Deutschlands. Doch haben solche Mittelwerte für ein so großes und bodenplastisch so mannigfaltiges Gebiet nur untergeordneten Wert. Von Wichtigkeit ist, daß bei den gegebenen thermischen Verhältnissen im südlichen Mittelmeergebiet Ackerbau unmöglich wird, wenn die winterliche Regenmenge unter 40 Zentimeter sinkt. Wo sie unter 20 Zentimeter sinkt, liegt die Grenze des Mittelmeergebiets gegen die Wüste.

Daß je nach der Bodenkonfiguration, der Exposition, der Höhe, der Lage zum Mittelmeere sich in einem so reich gegliederten Gebiete vielfach und oft auf geringe Entfernung große klimatische Unterschiede, daß sich wahre klimatische Oasen bilden, liegt nahe und kennzeichnet die Mittelmeer-Halbinseln ebenfalls. Die ligurische Riviera ist die bekannteste von ihnen, der sich aber ähnliche in Dalmatien, Andalusien, Bithynien, der Krim und anderwärts anreihen ließen. Namentlich wird gewissen Gegenden auch durch östliche Winde klimatisch ein bestimmter Charakter aufgeprägt. Diese lassen sich in zwei Gruppen einteilen. Die des Nordrands, am bekanntesten als Mistral-Bora, hängen aufs engste mit der nördlichen Bergumwallung und den dadurch hervorgerufenen Luftdruckgegensätzen zusammen. Es sind kalte, trockene Winde, die überall auftreten, wo ein Gebirge oder ein Hochland mit nach Süden gekehrter Abdachung steil vom Mittelmeere aufsteigt. Die des Südrandes, am bekanntesten unter dem Namen Scirocco, sind warme, trockene, meist große Staubmassen mit sich führende Wirbelwinde aus der Wüste, deren Wärme noch föhnartig gesteigert wird, wo sie Gebirge übersteigen.

Der Einfluß, den das Mediterranklima auf die unorganische wie auf die organische Welt der Mittelmeerländer, den Menschen, seine Lebensweise usw. eingeschlossen, ausübt, ist ein außerordentlich mannigfaltiger und kann nicht leicht überschätzt werden.

Zunächst sind die Wasserstände der Flüsse bei dem Wechsel einer Regenzeit und einer Trockenzeit außerordentlich wechselnd, namentlich da, je weiter nach Süden, die Zahl der Regentage noch rascher abnimmt als die Regenmenge. Daher fallen die Regen immer mehr in Gestalt einzelner heftiger Güsse, die namentlich bei der klimatisch und geschichtlich bedingten Dürftigkeit des Pflanzenkleides rasch abfließen, so daß die Wasserbetten rasch und gewaltig anschwellen, um bald wieder nur von dünnen Wasserfäden bezeichnet zu werden oder ganz trocken zu liegen. Diese Art Wasserläufe unterscheidet man in Ober-Italien von den Flüssen unter der Bezeichnung Torrente, in Süd-Italien Fiumara, in Spanien Rambla. Je weiter nach Süden, um so mehr tragen alle Wasserläufe diesen Charakter, zumal auch die Verdunstung sehr groß ist, das Wasser auch in den Schottermassen der Flussbetten in die Tiefe sinkt oder für Berieselungszwecke abgefangen wird.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die auch noch durch das meist bedeutende Gefäll, den Wechsel durchlässiger, unterirdische Wasserläufe und starke Quellen und andere Karsterscheinungen bedingender und undurchlässiger Gesteine beeinflußte Eigenart der mediterranen Wasserläufe mindern deren Kulturwert meist bedeutend. Schiffbar sind wenige, und Binnenschiffahrt ist im Mittelmeergebiet bedeutungslos; selbst Rieselwasser liefern nur wenige, wenn sie nicht künstlich gestaut werden. Die Besiedelung ihrer Ufer erschweren die meisten, namentlich auch indem sie, im Sommer stockend, Sümpfe, Stechmücken und Malaria erzeugen. Aber die Gewässer der Mittelmeerländer leiteten die Menschen förmlich zu künstlichen Berieselungen an, die dem Boden die höchsten Erträge entlocken und im höchsten Grade kulturfördernd wirken. Auch die Bodenplastik der Mittelmeerländer, die vielfach fehlende, durch Wind und Wasser, namentlich infolge weit fortgeschrittener Waldverwüstung davongeführte Humusdecke, die Terrassierungen der geneigten Hänge, die reiche Deltabildung aller Gewässer an den Mittelmeerküsten, die Bildung den Boden verschließender Kalkkrusten, von Decken fruchtbaren Bodens durch Staubablagerungen und andere Erscheinungen sind klimatisch bedingt. Weniger gilt dies von der auch heute noch in den meisten Mittelmeerländern hervortretenden Verödung. Diese ist vorwiegend ein Erzeugnis geschichtlicher Vorgänge, nicht etwaiger Klimaänderungen.

Wie im Klima, so prägt sich auch im Pflanzenkleid der Mittelmeerhalbinseln die Zusammengehörigkeit und Eigenart des ganzen Gebiets aus. Namentlich bezeugt das auch die meist in der Quartärzeit erfolgte Trennung der einzelnenen Halbinseln voneinander. Die Pflanzenwelt der Mittelmeerländer pflegt auf die Phantasie des Nordländers, der besonders daran zuerst erkennt, daß er einen südlicheren Landstrich betreten hat, den größten Einfluß auszuüben. Doch muß sofort betont werden, daß die eigentliche Mediterranflora vielfach vom Innern der Mittelmeerhalbinseln, namentlich der Hochländer, und von den feuchten Nordküsten Iberiens und Kleinasiens, wie vom Innern der südosteuropäischen Halbinsel ausgeschlossen, also ihr Herrschaftsgebiet kein allzugroßes ist. Sie zeigt sich ganz besonders von der Warmwasserheizung des Mittelmeers abhängig. Und weiter ist das Pflanzenkleid der Mittelmeerländer durch die lange Geschichte, die alte Kultur beeinflußt, durch die Beziehungen, welche einzelne Mittelmeerländer zu fernen Erdgegenden unterhalten oder einmal, vielleicht vor 2000 Jahren, unterhalten haben. So sind einerseits viele einheimische Pflanzen ausgerottet, vielleicht ebensoviel als ungerufene Einwanderer, Unkräuter oder als mühsam eingebürgerte Gäste hier seßhaft geworden, ja verwildert. Wer denkt sofort an dergleichen, wenn er in der Lombardei die Reis- und Maisfelder, die weißen Maulbeerbäume, diese Segenspender Nord-Italiens, sieht, oder an der ligurischen Riviera Agrumenhaine, Pflanzungen japanischer Mispeln, Dattelpalmen, Opuntien und Agaven, australische Akazien, Mesembryanthemen u. dgl. mehr sieht. Jedenfalls muß man, im Hinblick auf die kleine, zur Verfügung stehende Fläche, das mediterrane oder, richtiger, mediterran-orientalische Florenreich als reich bezeichnen. Beherbergt es doch gegen 8000 Arten von Gefäßpflanzen, von denen etwa 60 % eigentümlich sind.

Vor allem müssen die Mittelmeergewächse der im allgemeinen, aber namentlich im Sommer herrschenden Trockenheit angepaßt sein. Darum spielen Holzgewächse mit immergrünem Laube, wie es der Ölbaum zeigt, der Charakterbaum der Mittelmeerländer, eine besondere Rolle, so daß man geradezu von einem immergrünen, das Mittelmeer umsäumenden Gürtel sprechen kann. Die Verkleinerung der Blattfläche bis zum Ersatz durch Dornen, Knollen- und Zwiebelbildung, Sukkulenz, Ausscheidung aetherischer Öle, wollig-filzige Behaarung, auch mehr oder weniger schiefe Blattstellung, vor allem aber die Einjährigkeit vieler Mittelmeerpflanzen und andere Erscheinungen dienen demselben Zwecke. Geringer Höhenwuchs, Weitständigkeit, die große Zahl von Nadelhölzern (18 gegenüber 8 in Deutschland) kennzeichnen weiter die Mittelmeerpflanzen.

Man kann diese in die Formationen der Wälder, der Macchien (Gestrüppdickichte) und der Matten einordnen. Waldarm sind die Mittelmeerländer alle, die Macchien sind vielfach an Stelle der Wälder getreten. Die Matten sind ein schwacher Abglanz unserer Wiesen. Die Viehzucht, wenigstens auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grasvieh, steht daher meist unter ungünstigen Bedingungen, so große Flächen auch allein durch sie verwertet werden können. Die Kulturgewächse kann man in die Formationen der Saatfelder und der Fruchthaine einordnen. Beide sind wesentlich reicher an Arten als bei uns (allein 15 Getreidegräser bzw. Hülsenfrüchte sind hier einheimisch). Die Fruchthaine sind ganz besonders charakteristisch für die Mittelmeerländer. Ganze Landschaften sind mit solchen bedeckt, und während man im Deutschen Reiche 1902 nur 164 Millionen Obstbäume zählte, schätzt man in Spanien allein die Ölbäume auf 300 Millionen!

Korrespondenzen.

München, Mai 1907.

Fernphotographie und -autographie.

Zu den Erfindungen, die weit über den Umkreis der Fachleute hinaus in unserer Zeit mit Spannung erwartet werden, gehört neben dem lenkbaren Luftschiff auch der Fernseher. Noch läßt sich dieser aber in absehbarer Frist nicht erhoffen. Dagegen ist es gelungen, ein anderes hochbedeutsames, jenem nahe verwandtes Problem zu lösen: die Fernphotographie. Der Physiker unserer Universität, Professor Arthur Korn, hat eine Methode der Fernphotographie erfunden, die er vor einiger Zeit in Paris dem Präsidenten der Republik und in London dem König von England vorführen durfte, und die sich dort ebenso bewährte, wie bei einem Experimentalvortrag, den kürzlich Geheimrat Slaby in der Charlottenburger Technischen Hochschule vor dem Deutschen Kaiserpaar über den gleichen Gegenstand gehalten hat. Die neue Erfindung wird sich zunächst ohne Frage in den Dienst der illustrierten Presse und der Kriminalpolizei stellen.

Die Fernphotographie beruht in ihrem gegenwärtigem Stande auf der Verwertung der höchst merkwürdigen Eigenschaften des dem Schwefel verwandten chemischen Elementes Selen, das im allgemeinen ein verhältnismäßig schlechter Leiter der Elektrizität ist. Während aber andere Leiter, wie z. B. die Metalle, den Widerstand, den sie einem durchfließenden Strom entgegensetzen, von der Temperatur abhängen lassen, hängt der Widerstand beim Selen von der Beleuchtung ab. Je mehr Licht auf eine solche Zelle fällt, die aus einer Porzellantafel besteht, auf die zwei mit einer kleinen Batterie verbundene, einander nicht berührende Drähte spiralförmig gewunden und mit Selen in Pastenform verkleidet sind, desto größer ist die Stromstärke, die passieren kann. Dabei folgt die Widerstandsänderung der Belichtungsänderung unmittelbar. Dies gestattete ja auch die Verwendung des Selen zur drahtlosen Lichttelephonie, die Ruhmer seinerzeit auf fast 20 km gelang. Er überlagerte dem Lichtbogen eines kräftigen Scheinwerfers den Wellenstrom eines Mikrophons, der durch die Widerstandsänderungen infolge des Drucks der Schallwellen gegen die Membran beim Sprechen aus dem Gleichstrom eines Elementes entsteht. Geringe Volumen- und Intensitätsänderungen des Lichtbogens, dessen Strahlen auf eine Selenzelle fielen, die sich im Brennpunkt eines Hohlspiegels befand und in weiter Entfernung aufgestellt war, folgten daraus. Vermöge ihrer wunderbaren Eigenschaft macht die Selenzelle den durchfließenden schwachen Strom in seiner Stärke genau so veränderlich, wie es der Wellenstrom des Mikrophons ist. Er wird dadurch in einem gleichfalls durchflossenen Telephon hörbar.

Korn lässt nun den durch eine Linse auf 1 qmm konzentrierten Lichtstrahl einer Nernstlampe, einen photographischen Film durchdringend, auf die Selenzelle fallen. Dabei kann die ganze Fläche des Bildes, das um einen Glaszylinder gelegt wird, nacheinander durch den Lichtstrahl abgetastet werden. Dies geschieht durch schraubenförmige Bewegung, d. h. Rotation des Zylinders bei gleichzeitiger Verschiebung in der Achsenrichtung. Im Prinzip genügt es bereits, die so wechselnde Intensität, die ein aus einer Elektrizitätsquelle stammender Strom durch die Widerstandsänderungen erleidet, etwa durch eine gewöhnliche Telefonleitung, deren Länge fast unbeschränkt sein kann, zum Empfänger zu leiten. Hier findet der umgekehrte Prozeß statt: es werden unter der Einwirkung eines Lichtrelais die als Stromwellen ankommenden Bausteine wieder zu einem Bilde zusammengesetzt, indem im selben Rhythmus erfolgende Lichtstärkenänderungen ein lichtempfindliches Papier mehr oder weniger schwärzen. Die vom Sender beeinflußte Lichtquelle des Empfängers, wiederum eine Nernstlampe, wirkt durch eine Linse auf das Papier, das inmitten eines lichtdichten Kastens ebenfalls auf eine Walze gewickelt ist und schraubenförmig so bewegt wird, daß jeder Punkt desselben nacheinander belichtet wird.

Das Lichtrelais besteht aus einem kräftigen Elektromagneten in Hufeisenform, zwischen dessen Polen eine leichte Drahtschleife so ausgespannt ist, daß sie quer zu den Kraftlinien steht, welche vom Nordpol auf dem kürzesten Wege zum Südpol streben. Die Pole sind normal zur Schleifenrichtung derart durchbohrt, daß ein Lichtstrahl, der durch beide Löcher geht, auch die Schleife an einer bestimmten Stelle passieren würde, wenn ihm dort nicht gerade ein dünnes Aluminiumblättchen, das auf die Schleife aufgeklebt ist, den Weg versperrte. Fließt dagegen der schwache Wellenstrom des Selenapparates durch die Schleife, so erfährt letztere nach elektrodynamischen Gesetzen unter der Einwirkung der beiderseitigen magnetischen Felder eine Anziehung nach oben oder unten, je nach Stromrichtung und Stärke. Dies bewirkt, daß dem Lichtstrahl der Weg jetzt nicht mehr ganz versperrt ist; er kann nun vielmehr

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kräftiger oder schwächer passieren, je nachdem das Blättchen den Weg mehr oder weniger frei gibt.

Im gleichen Tempo, wie an der Aufnahmestation das Selen beim Passieren des dortigen Lichtstrahls durch eine hellere Stelle des Negativs mehr Licht empfängt und durch Verringerung seines elektrischen Widerstandes einen stärkeren Strom durch die Leitung nach dem Empfänger gehen läßt, gestattet das Lichtrelais, eben wegen des stärkeren Stromes, der seine Schleife aus der abblendenden Ruhelage rückt, mehr Licht auf das photographische Papier fallen zu lassen und dieses zu schwärzen. Was am Originale hell ist, wird somit an der Reproduktion dunkel, d. h. aus dem Negativ entsteht ein Positiv. Der gewählten Anordnung entsprechend verkleinert sich das Bild im Verhältnis von 2 : 1, es wird aus dem Formate 13×18 entsprechend 6½×9.

Damit ein richtiges Bild nicht nur hinsichtlich der Tönung, sondern besonders der allgemeinen geometrischen Lage d. h. der Zeichnung nach entsteht, ist unbedingt erforderlich, daß die Bausteine, in die das Bild an der Aufnahmestation zerlegt wurde, an der Wiedergabestelle auch wieder richtig zusammengesetzt werden. Hierzu ist nötig, daß die beiden rotierenden Zylinder synchron, d. h. vollständig gleichmäßig, laufen. Es könnte sonst vorkommen, daß Verzerrungen in den Konturen eintreten, die das Bild unbrauchbar werden lassen. Dies vermeidet Korn dadurch, daß er Elektromotoren verwendet, deren Tourenzahlen sehr konstant sind und durch einen Frequenzmesser stets kontrolliert werden können. Dieser beruht auf dem Resonanzprinzip. Drei Federn, deren Eigenschwingungszahlen 99, 100 und 101 pro Sekunde betragen, befinden sich gegenüber dem Pole eines kleinen Elektromagneten, dem der dem Elektromotor bei dessen Lauf durch eine besondere Wicklung mittels Schleifringe abgenommene Wechselstrom zugeführt wird. Dieser Wechselstrom hat nun je nach der Tourenzahl des Motors, die wieder von der Betriebsspannung, bzw. dem vorgeschalteten Regulierwiderstand abhängt, eine verschiedene Frequenz, d. h. eine verschiedene Anzahl von Wellenbergen und -tälern. Für jedes derselben hat die nach einer solchen Wellenform schwankende Stromstärke ihren Höchstwert, wenngleich verschiedenen Richtungssinnes. Der Elektromagnet bringt dadurch zwar alle drei Federn ins Schwingen, am kräftigsten jedoch jene, die gerade in Resonanz mit der Frequenz, bzw. der Tourenzahl des Motors ist. Man wird also z. B. die Aufnahmewalze mit der Frequenz 99 laufen lassen, die Reproduktionswalze aber um 1% schneller. Durch eine weitere Anordnung läßt sich dann ein vollständiger Synchronismus erzielen. Es wird nämlich die Reproduktionswalze bei jeder Umdrehung einen Augenblick durch einen Haken, der eine auf dieser Walze angebrachte Nase ergreift, angehalten und erst dann wieder losgelassen, wenn die korrespondierende Walze am Aufnahmezylinder den gleichwertigen Punkt erreicht hat. Ein Stromstoß, der vom Aufnahmeapparat kommt, bewirkt dies.

Eine weitere Verbesserung, die Korn auch in die Lage versetzte, die Übertragungszeit so zu verkürzen, daß das Verfahren praktisch brauchbar wurde, ist durch den sogenannten Selenkompensator gegeben. Das Selen hat die Eigenschaft, nach längerer Belichtung seinen Widerstand nicht mehr so exakt und kräftig zu ändern wie anfangs. Dies ist natürlich seiner Verwendung zum betrachteten Zweck sehr hinderlich, aber dadurch vermeidbar, daß man den Fehler einer Selenzelle durch den einer anderen wieder gut macht. Eine Akkumulatorenbatterie schickt ihren Strom durch zwei Selenzellen von gleichem Dunkelwiderstand. Von der Batteriemitte führt eine Drahtverbindung durch ein zweites Lichtrelais, wie oben beschrieben, in den Verbindungsdraht der beiden Selenzellen. Erst wenn die eine Zelle belichtet ist, fließt auch durch das Relais ein Strom, da dann erst das Gleichgewicht der elektrischen Brücke gestört wird. Das Relais ist nun so eingestellt, daß in diesem Falle ein Lichtstrahl auf die zweite Zelle fällt, indem der Strom das abblendende Blättchen verschiebt. Die Lichtstärke ist der Verschiebung nahezu proportional, und ein Strom kann jetzt diese Zelle passieren, der, nach der Schaltung, dem das Relais betätigenden entgegenwirkt und so die Unvollkommenheiten der ersten Zelle kompensiert.

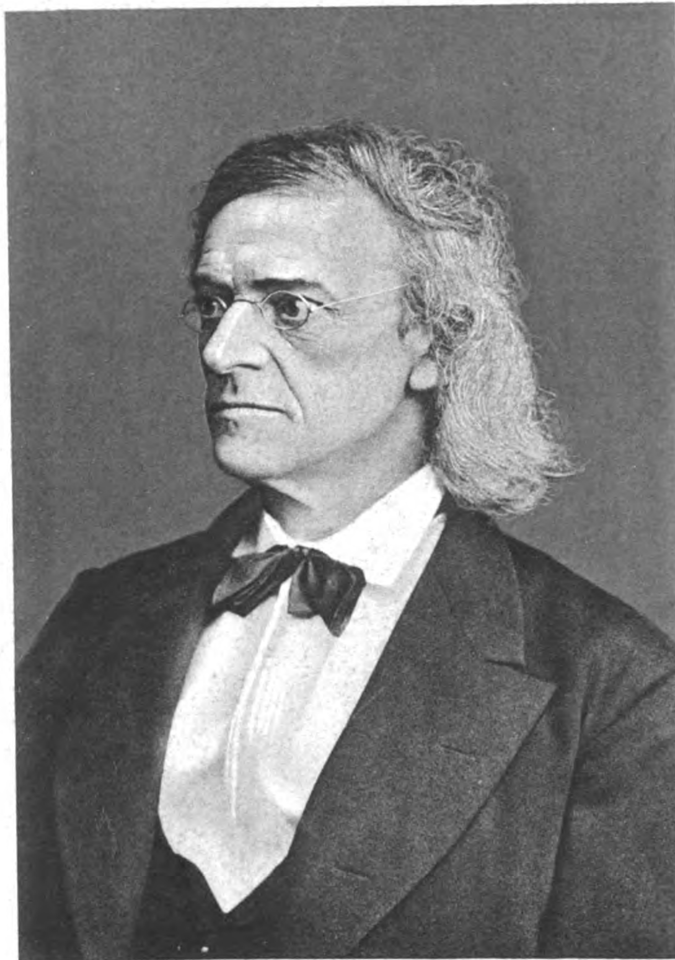
Wählt man als Ganghöhe der seitlichen Verschiebung der Aufnahmewalze 2 mm, so wird das Bild weniger gut, gleich einer Autotypie mit größerer Raster; aber es wird schneller fertig. Es genügen dann 6 Minuten zu seiner Übertragung. Hat man 12 Minuten zur Verfügung, so wird es bei der Ganghöhe von 1 mm entsprechend feiner.

Etwas einfacher als die Fernphotographie ist die Methode der Fernautographie, welche sich nur mit der Übertragung von Handzeichnungen und dgl. beschäftigt. An Stelle des Negativs wird bei dieser eine Metallfolie um die Walze gewickelt, welche mit nichtleitender Tinte beschrieben ist. Es kann dann die Selenzelle ganz wegfallen, denn es genügt, daß bei der schon erwähnten schraubenförmigen Rotation der Walze eine Metallfeder auf der Folie schleift. Zwischen der Achse des Zylinders und der erwähnten Schleiffeder fließt dann derselbe Strom einer Batterie, der auch über die Leitung nach dem Empfänger geschickt wird und dort in analoger Weise wie früher das Bild, jetzt die Zeichnung reproduziert. Die Stromschwankungen werden hierbei dadurch hervorgebracht, daß bald die Schleiffeder mit der Metallfolie Berührung hat, und bald der nichtleitenden Tinte wegen der Stromkreis unterbrochen ist. Alle übrigen Apparate, nämlich das Lichtrelais und die Vorrichtung zur Synchronisierung sind die gleichen.

Die Fernautographie hat die Aussicht, noch wichtiger in ihrer Kulturbedeutung zu werden, als die Fernphotographie. Denn sie scheint dazu bestimmt, die heutige Telegraphie nach neueren Gesichtspunkten zu reformieren, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie dereinst auch die Funkentelegraphie in ihren Dienst stellen wird.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Theodor Mommsen

Beilage zur „Internationalen Wochenschrift“

Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

1. Juni 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Theodor Mommsen.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Berlin.

In Theodor Mommsen kulminiert die Wissenschaft vom römischen Altertum, die im Quattrocento Italiens am Horizonte aufgeht. Lorenzo Valla, der die Eleganz des klassischen Lateins erfaßt und die Fälschung der konstantinischen Schenkung durchschaut, aber auch Pomponius Laetus, der Antiquar, der dem Jupiter opfert, mögen als typische Vertreter genannt sein. Dann kommt die große Zeit der französischen Renaissance: sie schafft die Wissenschaft vom römischen Rechte, aus ihr erwächst der erste ganz große Philologe Joseph Scaliger, der das alte Latein vom klassischen unterscheiden lehrt, ein Corpus Inscriptionum Latinarum anregt und in der theoretischen und praktischen Chronologie für alle historische Forschung das Fundament legt. Neben und nach ihm bauen alle Kulturvölker an der römischen Wissenschaft; aber es währt zwei Jahrhunderte, bis in Barthold Niebuhr der erste Historiker ersteht, der diesen Namen in dem Sinne verdient, den erst diese Zeit zu erfassen vermocht hat. Aber erst in Mommsen, dem Juristen, Philologen, Historiker, kulminiert die Wissenschaft vom römischen Altertum. Schwerlich wird die Zukunft einen zweiten sehen, der sie als eine Einheit und ein Ganzes zu umfassen vermag. Das wissen wir alle. Darum ist es so unnötig wie es unmöglich ist, den unvergleichlichen Gelehrten an diesem Orte zu charakterisieren. Aber eine zugleich deutsche und internationale Wochenschrift darf in Mommsen einen Vorkämpfer der Gedanken sehen, denen sie dienen will. Denn der Anbahnung des internationalen Zusammenarbeitens hat der große Organisator bis in seine letzten Tage eine Tätigkeit gewidmet, die ihm selbst besonders wert war. So mag es nicht unangebracht sein, davon etwas zu sagen, wie sehr seine eigene Bildung eine internationale war.

Ein Deutscher war er, ein Vollblut. deutscher, und wie die Vaterlandsliebe in ihm bis zum letzten Atemzuge glühte und er sich als deutscher Staatsbürger fühlte, lange ehe es einen deutschen Staat gab, so sind wir Deutschen stolz darauf, daß der Kern seines Wesens deutsch war. Eben darum hat er immer das Bedürfnis empfunden, sich an den Bildungselementen zu nähren, die uns die Völker älterer Kultur bieten; willig hat er sich ihnen hingegeben und erst dadurch seinen Genius befreit. Ein Friese war er; an dem Strande des Nordmeeres, das Schleswigs Küsten benagt, haben seine Vorfahren auf dem freien Grunde gesessen, den ihr Pflug durchschnitt. Dann vollzog sich auch hier wie in so vielen Familien unseres Volkes, aus denen ein bedeutender Geist erwachsen sollte, der Übergang vom Bauernhofe in das protestantische Pfarrhaus;

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Stille eines solchen hat sich auch dieses Talent gebildet. Der Vater, dem die unerfüllte Sehnsucht nach freier geistiger Betätigung auf der Seele brannte, unterrichtete seine Söhne; eine Mutter trat hinzu, die ihnen ein Französisch mitzugeben wußte, wie es auf den Gymnasien nicht zu holen war; auch das Englische bot sich in der Familie. So durfte er bis an die Schwelle der Jünglingsjahre dem nivellierenden Einflusse der Schule entzogen bleiben, und als er dann die Prima des Altonaer Gymnasiums bezieht, ist die Eigenart, die Herrenart, bereits in ihm ausgebildet. Belege dafür sind hinreichend erhalten. Wichtiger als die Schule war das Leben vor den Toren einer Welthandelsstadt, und dies Hamburg war das Einfallstor der englischen Kultur. In Kiel findet dann der Student der Jurisprudenz überraschend schnell die Aufgabe seines Lebens: er hat sich als Herausgeber des Corpus Inscriptionum schon gefühlt, ehe er die Heimat verließ. Einen eigentlichen Lehrer hat er natürlich nicht gehabt; wohl aber fand er in Otto Jahn einen Freund und Berater von hingebender Treue: Jahn hat wohl den Genius zuerst erkannt. Und er kam aus Italien und wies den Weg zu der entscheidenden Fahrt in den Süden.

Italienisch hat Mommsen erst in Italien wirklich gelernt; Französisch und Englisch waren ihm bereits ganz geläufig. Als das Italienische hinzugetreten war, verlangte er eigentlich, um sich ganz geben zu können, ein bezeichnendes Wort oder ein Zitat aus diesen drei Sprachen einflechten zu dürfen, natürlich auch aus dem Lateinischen. Diese alle beherrschte er auch im schriftlichen Gebrauche mühelos; auch englische, französische, italienische Verse hat er gelegentlich gemacht; lateinische nicht. Für manchen anderen ist die Hingabe an das, was in den dreißiger Jahren aus England und namentlich aus Frankreich herrüberkam, verhängnisvoll geworden, hat ihr politisches Streben in Bahnen gelenkt, die von dem Ziele abführten, das sie doch auch verfolgten, der Herstellung des deutschen Staates; mancher ist auch dem Besten entfremdet worden, das der deutsche Genius von Lessing und Herder bis Schleiermacher und Hegel erreicht hatte. Vor all dem blieb Mommsen bewahrt. In Holstein hielt die Fremdherrschaft, so milde sie auch damals noch war, das gesunde Vaterlandsgefühl wach und wies bestimmte, erreichbare Ziele. Die römische Wissenschaft bewegte sich auf dem Boden jener Kultur, die für die gesamte westeuropäische Welt der Mutterboden ist, aber sie lehrte auch den Segen und die Macht eines nationalen Staates. Vor allem aber hatte Mommsen sich mit der ganzen Liebe seiner heißen Natur der Führung Goethes hingegeben, des Dichters, der zuerst die Welt gezwungen hatte, Deutsch zu lernen, und sie dazu ewig zwingen wird, wie Homer zum Griechischlernen, der aber zugleich der Prophet einer Weltkultur ist, deren Harmonie aus dem vielstimmigen Konzerte der nationalen Kulturen zusammenklingt. Es haben sich umfangreiche Abschriften Goethescher Gedichte erhalten, die Mommsen sich genommen hat, als Eckermann und Riemer den Nachlaß ans Licht brachten. Sie beweisen, daß Mommsen nicht erst in dem Leipziger Kreise Hirzels, in dem die Goethephilologie entstanden ist, jene Vertrautheit mit dem Dichter gewonnen hat, die mehr noch in seinem Gespräche als in seinen Schriften hervortrat. Gerade die Weisheit des alten Goethe pflegte er besonders gern im Munde zu führen. Aus ihr hat er sich die Ziele genommen; das römische Imperium gab den Boden: beide sind oekumenisch.

Nach England ist er erst als Greis gekommen; die vornehme Stille und Behaglichkeit, die stolze Tradition gediegenster Bildung in den alten Universitätsstädten hat ihn angeheimelt; aber er hat auch den Mangel wissenschaftlicher Organisation und Zentralisation beklagt. Mit der englischen Literatur lebte er in dauernder Verbindung. Ohne etliche Tauchnitzbände war er auf der Eisenbahn nicht wohl denkbar; da war er nicht wählerisch, las die ungezählten Romane freilich wirklich meist zum Zeitvertreib. Seine Liebe blieb den Dichtern seiner Jugend; er grollte, wenn er fand, daß der Witz der Pickwickier auf verminderte Empfänglichkeit stieß, und unter den Dichtern behauptete Lord Byron den Ehrenplatz; Lyrik war überhaupt für ihn die eigentliche Poesie. Es darf aber angenommen werden, daß der Jüngling Mommsen nicht nur für den Witz, sondern auch für die Sentimentalität Byrons empfänglich gewesen ist. Damals übersetzte er ihn, und die Spencerstanze hat er noch später als eine besonders bedeutende Form angewandt.

Wer würde nicht annehmen, daß Italien ihm, der auf das linke Elbufer noch nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gekommen war, die Welt der Sonne und des Südens erschlossen hätte. Tagebücher, die er in den erſten Wanderjahren geführt hat, lehren, daß es vielmehr Frankreich war. Er fuhr direkt von Hamburg nach Havre, besuchte Paris und zog langsam, wie jene glücklichere Zeit reiſte, durch das schöne Land in die Provence, die ihm also jenes südliche romanische Leben offenbart hat, das auf den geschichtlich gebildeten Nordländer gerade darum so befreiend wirkt, weil sich mit dem Erbe alter Kultur bald mehr, bald weniger natürliche und primitive Lebensformen mischen. Italien hat dann freilich diese französischen Eindrücke ganz verdrängt, und Frankreich ward für ihn Paris, wie für die meiſten. Er kam in das Italien, das noch unter dem Banne der Tedeschi lag, die er sich rasch gewöhnte, mit den Augen G. Giustis anzusehen. Heimisch ward er in dem Rom, das noch kein liberales Pontifikat aus seiner Lethargie aufgerüttelt hatte. Unteritalien durchzog er als das Reich der Burbonen, und Basilicata und Molise brachten ihn hinlänglich in Kontakt mit einer mehr als oskischen Barbarei. Bald kannte er das Land besser als irgend ein Eingeborener, denen ihre Zwingherren das Reisen untersagten. Und in der Tat hat sein Wesen viel Italienisches angenommen: die ausdrucksvolle Sprache seiner Geſten, schon des energisch verneinenden Zeigefingers, war italienisch, und der bewunderte und zuweilen gefürchtete Causeur hatte diese romanische, den Teutonen so selten erreichbare Kunſt bei den Italienern gelernt: es war brio darin, der sich eben nur italienisch benennen läßt. Mommsen hat B. Borghesi immer mit voller Pietät als seinen Meiſter anerkannt; darin lag minder, daß er das epigraphische Handwerk bei ihm gelernt hätte, als daß ihm die Epigraphik, die überall auf die Monumente selbſt zurückgeht, in Italien aufgegangen iſt, doch wohl wesentlich durch den Verkehr mit den Monumenten. Dann war aber die Aufgabe der römischen Epigraphik nur durch das Zusammenwirken der Gelehrten in allen Provinzen des Imperiums lösbar: die Forderung einer internationalen Arbeitsgemeinschaft war gegeben. Und in dem römischen archäologischen Inſtitute, so bescheiden seine Mittel waren, hatte E. Gerhard ein Organ für diese Arbeitsgemeinschaft geschaffen; dort fand der Deutsche zugleich einen Heimatsboden in der Fremde: denn rechten Ernſt mit dieser Selbſtorganisation der Wissenschaft machten doch unsere Landsleute allein, und von den Regierungen kam dem Inſtitute nur Preußen oder besser König Friedrich Wilhelm IV. zu Hilfe. Es iſt begreiflich, aber es bleibt ein Ruhm für Gerhard, daß er Mommsens Sache in der Berliner Akademie hochhielt, deren Führer nur zu lange Zeit sich dem Fortschritte verschlossen. Nachdem endlich der Widerſtand gebrochen war, iſt der Leiter des Corpus noch manches Mal über die Alpen gezogen, und das junge Königreich hat ihn faſt als einen Landsmann begrüßt. In der Tat hatte er die Kämpfe um die Italia una und den Sieg mit der vollen Teilnahme des Patrioten durchlebt und den edlen Männern, die ihr Vaterland retteten, die Treue gehalten; am nächſten hat er wohl Qu. Sella geſtanden. Es konnte nicht ausbleiben, daß ihn später manches befremdete, als ein neues Geschlecht zur Herrschaft gekommen war, und als sich gar nationale Engherzigkeit, die den Italienern so schlecht ſteht wie den Deutschen, gepaart mit bornierter Befehdung der historischen Kritik ans Licht wagte, hat er das ganz ebenso bitter empfunden wie die Verirrungen des teutonischen Rassendünkels.

Kurz nachdem er von den erſten Wanderjahren heimgekehrt war, schien für seine eigentliche Heimat der Tag der Befreiung angebrochen zu sein, und ohne Besinnen schlug er dafür seine ganze Exiſtenz in die Schanze. Mit demselben Patriotismus ſtand N. Madvig auf dänischer Seite. So sind sich zwei Meiſter der lateinischen Philologie, die eigentlich ganz nahe zu einander gehörten, zeitlebens fremd geblieben und haben sich wohl nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; doch hatte Mommsen sehr scharfe Worte, als deutsche Gelehrte, die ihm durchaus nicht ebenbürtig waren, einen unschicklichen Ton gegen Madvig anschlugen.

Es braucht hier nicht der langen und schweren Nöte gedacht zu werden, die Mommsen durchmachen mußte, bis er in Preußen, dem er durch sein Staatsgefühl immer angehörte, den gebührenden Platz erhielt, um dann Jahrzehnte lang die wissenschaftliche Politik Preußens wesentlich mitzubeſtimmen. Sehr rasch iſt er ganz Berliner geworden; es wird mancher beklagen, daß er die Verbindung mit der alten Heimat auch innerlich ganz gelöſt hatte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Sorge für das Corpus und den Nachlaß Borghesis brachte ihn in nahe Berührung mit den französischen Forschern und mit dem Kaiser Napoleon, dessen einsichtige und tatkräftige Fürsorge für die Wissenschaft Mommsen nach seinem Sturze lebhaft anerkannt hat. An der kaiserlichen Tafel hat er, vielleicht mehr als erforderlich war, die Stimmung durchblicken lassen, die er gegenüber dem Kaiserreiche und jener politischen und sozialen Atmosphäre empfand, im Grunde doch wenig anders als später der große Patriot E. Zola. Als dann der Krieg kam, focht Mommsen wieder mit ganzer Kraft für die Sache des Vaterlandes; seine Feder war immer eine schneidende Waffe. Es war ihm beschieden, nach dem Siege im Namen der Universität die Tafeln zu weihen, auf denen ihre 1870 gefallenen Söhne neben denen der Freiheitskriege ftehen. Der Chor sang ihnen ein Gedächtnislied, das der Rektor gedichtet hatte, und dieser empfand diese Stunde als einen Höhepunkt seines Lebens. Tiefe Wunden hatte der Krieg aber auch ihm geschlagen. Liebe Freundschaften waren zerrissen, und in Worten bitterften Schmerzes, deren edle lateinische Schönheit keine Nachbildung erreichen kann, hat er in einer Vorrede geklagt, daß die Respublica litterarum zertrümmert war. Wohl vertraute er, daß die Wissenschaft die unterbrochenen, nicht abgebrochenen Beziehungen wieder aufnehmen würde; aber er verzweifelte daran, es selbft noch zu erleben. Es verfteht sich von selbft, daß er alles getan hat, um Frieden und Freundschaft wiederherzuftellen, und wem diese Gefühle heilig sind, wie sie es jedem sein müssen, der wert ift, an der Wissenschaft mitzuarbeiten, der empfindet es mit besonderer Dankbarkeit, daß es Mommsen beschieden war, seine letzte Auslandsfahrt zu unternehmen, um die Berliner Akademie in Paris zu vertreten, als dort die Association des Académies zum erften Male öffentlich tagte, wie sich gebührte unter dem Vorsitz der älteften und vornehmften dieser Körperschaften. Der Greis, dem nicht nur die Fachgenossen, sondern jedermann mit Ehrfurcht begegnete, war für den Zauber der Stadt und des Volkes nicht minder empfänglich als es 60 Jahre früher der Jüngling gewesen war. Ein Fremder aber war er wirklich nicht, hatte er doch die große Bewegung der französischen Literatur von Lamartine und Musset bis Roftand und Anatole France in allen Phasen mitverfolgt; wer sein Französisch hörte, konnte spüren, daß er sich noch an der ftrengen klassischen Sprache gebildet hatte, und in der Tat huldigte er hier sehr viel mehr klassiziftischen Idealen als in seinem Lateinisch. So hat er auch noch Swinburne und Kipling gelesen, und belohnte die Freude, die ihm jemand durch die Gedichte der Ada Negri bereitet hatte, durch die Villa Gloria von Cesare Pascarella. Der goethische Geift ift niemals von ihm gewichen.

Wissenschaftliche Beziehungen mit Amerika wird niemand erwarten; daß die menschlichen nicht fehlten, des sei das Bild Zeuge, das diesem Aufsatze beigegeben ift. Es ift für G. Bancroft gemacht und hat den Vorzug, Mommsen auf der Höhe seiner Kraft zu zeigen. So blickte der Feldherr, als er die Führung der Akademie übernahm.

Die internationale Lage der katholischen Theologie.

Von Professor Dr. Albert Ehrhard, Straßburg i. E.

(Schluß.)

Es gereicht mir nun zur größten Freude, in diesem Zusammenhange konftatieren zu können, daß diese Schlußfolgerung durch eine über die ganze Welt verbreitete Minorität katholischer Theologen schon seit Jahren gezogen wurde und durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten und Organisationen in das reale Leben übersetzt wurde. Mit welcher dogmatischen Unbefangenheit und kritischen Umsicht die Bollandiften in Brüssel, leibhaftige Jesuiten, das ungeheure Feld der hagiographischen Legenden untersuchen, davon zeugen in rühmlichfter Weise ihre gewaltigen Foliobände und das seit 1881 erscheinende Ergänzungsorgan der Analecta Bollandiana. Die katholische Universität in Löwen gibt seit 1900 eine Revue d'histoire ecclésiastique heraus, die sich mit jeder deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft messen kann und sich als ein außer-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ordentlich reichhaltiges und zuverlässiges Arbeitsmittel bewährt.

Belgien besitzt außerdem seit mehr als 20 Jahren die von der Abtei Maredsous ins Leben gerufene Revue bénédictine, deren Hauptmitarbeiter G. Morin, der gelehrte Patriſtiker, und U. Berlière, der hochverdiente erſte Direktor des Belgischen hiſtorischen Inſtitutes in Rom, sich eines internationalen Ansehens in der Gelehrtenwelt erfreuen. Sogar für das Gesamtgebiet der philosophischen und theologischen Studien haben Dominikaner zu Kain in Belgien in allerjüngſter Zeit eine Revue des sciences philosophiques et théologiques gegründet, die ſtreng wissenschaftlich zu arbeiten verspricht. Die Herausgeber derselben ſtehen in Verbindung mit den Dominikanern der katholischen Universität in Freiburg i. Schw., deren Arbeiten auf dem exegetischen und kirchenhiſtorischen Forschungsfelde warme Anerkennung verdienen, so wenig sie geneigt scheinen, auf dem dogmatischen Gebiete über Thomas von Aquino hinauszugehen.

Im katholischen England und über dessen Grenzen hinaus kommen die Gedanken des genialen John Henry Newman über Kirche und Theologie, der in seinem Essai on the Development of Christian Doctrine (1845) das Problem der Dogmenentwicklung behandelte, lange bevor sein vom Schicksal begünſtigterer Landsmann den Entwicklungsgedanken auf Pflanzen und Tiere anwandte, und dem jüngſt eine geiſtvolle Dame, Charlotte Lady Blennerhasset, das erſte Denkmal katholischerseits in Deutschland gesetzt hat, immer mehr zur Geltung. Zum Beweise dafür, welches Interesse katholische Engländer den biblischen und patriſtischen Forschungen entgegengebracht wird, brauchen nur die Namen des Barons Friedr. v. Hügel und des Abtes von Downside, E. C. Butler, genannt zu werden. Auch Irland hat jüngſt eine katholisch-theologische Zeitschrift erhalten (The Irish theological Quarterly), die einen richtigen Mittelweg zwischen den extremen theologischen Richtungen sucht.

Was Italien betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß ein edler italienischer Katholik, J. B. de Rossi, es war, der die chriſtliche Archäologie zum Rang einer Wissenschaft erhoben hat, und dessen Geiſt in der Altchriſtlichen Archäologenschule in Rom, deren verdienſtvollſtes Mitglied indes ein Deutscher, J. Wilpert, iſt, noch intensiv nachwirkt. Für andere Zweige der katholischen Theologie haben Namen wie A. Amelli, G. Mercati, Pio Franchi de' Cavalieri, G. Semeria, Minocchi, Fracassini, Bonaccorsi u. a. einen guten Klang, und noch klangvoller iſt derjenige des um das kirchliche und religiöse Leben Italiens hochverdienten Bischofes Bonomelli von Cremona.

Die von den Beamten der vatikanischen Bibliothek herausgegebenen Studi e Testi bilden nicht bloß dem Namen nach ein Seitenſtück zu Harnacks Texten und Untersuchungen und A. Robinsons Texts and Studies, beschränken sich aber nicht auf das altchriſtliche Literaturgebiet.

Welchen Impuls Papſt Leo XIII. den kirchenhiſtorischen Studien durch die Eröffnung des vatikanischen Archives gegeben hat, iſt aller Welt bekannt. An der Erschließung seiner Schätze haben jedoch Mitglieder des italienischen Klerus bisher den geringſten Anteil genommen, und die höheren theologischen Schulen Roms zeigen noch immer geringe Geneigtheit, ihren Studienbetrieb den Forderungen der Gegenwart gemäß um- und auszugeſtalten.

Die Hauptträger der theologischen, eigentlich auf die Kirchengeschichte begrenzten Forschung in Rom sind, abgesehen von den Beamten der vatikanischen Bibliothek, an deren Spitze übrigens der hochverdiente deutsche P. Ehrle ſteht, auswärtige Gelehrte, unter denen erfreulicherweise die katholischen eine hervorragende Stelle einnehmen. Es genüge, an den Namen des französischen Altmeiſters der Kirchengeschichte L. Duchesne, jetzigen Direktors der Ecole française de Rom, an die Mitglieder des öſterreichischen und belgischen hiſtorischen Inſtitutes sowie desjenigen der Görresgesellschaft und an das deutsche Campo santo mit seiner Römischen Quartalschrift für Archäologie und Kirchengeschichte und seinem Oriens christianus (begründet von dem ausgezeichneten Kenner der chriſtlich-orientalischen Literatur und Kunſt Dr. A. Baumſtark) zu erinnern. Unter deutscher Leitung ſteht auch das Collegium Bonaventurae der Franziskaner in Quaracchi bei Florenz, das die ausgezeichnete Gesamtausgabe der Schriften Bonaventuras besorgte und zurzeit an derjenigen der Werke von Duns Scotus arbeitet.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seit einigen Jahren besitzt auch Italien nebst dem Bessarione, der die orientalische Kirchenfrage als Spezialität pflegt, und den Miscellanea di storia ecclesiastica, zwei fortschrittlich gerichtete theologische Organe, die Studi religiosi und die Rivista storico-critica delle scienze teologiche. Zu ihnen gesellte sich mit dem 1. Januar 1907 eine Gründung von außerordentlich hoher symptomatischer Bedeutung, die in den letzten Wochen vielgenannte Monatsschrift Il Rinnovamento, die als Rivista critica di idee e di fatti über das streng-wissenschaftliche theologische Gebiet hinaus, das sie jedoch einschließt, auf die religiös-praktischen und sozialen Probleme des italienischen Nationallebens den Hauptnachdruck legt im Sinne der vielbewunderten und vielgeschmähten Ant. Fogazzaro und Romolo Murri. Von schlecht unterrichteter Seite wurde dieses Organ, auf dessen Entwicklung man gespannt schauen darf, in einem Atem genannt mit dem seit November 1906 in Lugano erscheinenden Coenobium, ebenfalls einer höchst interessanten Gründung, die aber auf katholischem Standpunkte weder steht noch stehen will.

Den beachtenswertesten Aufschwung hat aber die fortschrittlich gesinnte theologische Richtung in Frankreich genommen, und ihre jüngste Entwicklung ist wichtig genug, um einmal für sich allein und im Rahmen des gesamten Geisteslebens Frankreichs betrachtet zu werden. Dieser Aufschwung geht zurück auf die Gründung der freien katholischen Universitäten, welche die französischen Katholiken mit einem bewunderungswürdigen, aber etwas ungeregelten Enthusiasmus nach 1875 zu gründen begannen, die aber die Konkurrenz mit der Université de France auf den Gebieten der profanen Wissenschaften nicht siegreich bestehen konnten. Liegt daher auch in dem neuen Leben, das sie der gerade in Frankreich so tief darniederliegenden katholischen Theologie brachten, die bisherige Hauptleistung der katholischen Universitäten, die jetzt noch nur den bescheidenen Namen »Instituts« oder »Facultés catholiques« führen, und deren Zukunft infolge der heutigen religiös-kirchlichen Lage Frankreichs sehr bedroht ist, so sind die Opfer der französischen Katholiken nicht umsonst gewesen!

Es muß sogar zugestanden werden, daß die katholische Theologie Frankreichs diejenige Deutschlands in der Gegenwart überflügelt hat. Neben ihren zahlreichen Organen und Zeitschriften (L'Université catholique, Revue de l'institut catholique de Paris, Revue des facultés catholiques de l'Ouest, Bulletin de littérature ecclésiastique publié par l'institut catholique de Toulouse, Revue biblique internationale, Revue d'histoire et de littérature religieuses, Revue de l'orient chrétien, Échos d'orient, Revue du clergé français, Annales de philosophie chrétienne, Revue catholique des églises, Revue pratique d'apologétique u. a.) nehmen sich die unsrigen ziemlich mager aus. Ihre theologischen Sammelwerke: Bibliothèque de l'enseignement de l'histoire ecclésiastique publiée sous la direction de P. Batiffol, Bibliothèque de théologie historique, Études d'histoire des dogmes et d'ancienne littérature ecclésiastique, Patrologia orientalis, Nouvelle collection d'études bibliques publiée sous la direction du R. P. Lagrange, Bibliothèque de l'enseignement scripturaire, Documents pour l'étude de la Bible publiés sous la direction de F. Martin, Études de philosophie et de critique réligieuse, La Pensée chrétienne (textes et études), Les Saints, Science et religion (mehr als 400 Hefte) u. a., übertreffen unsere Sammlungen theologischer Lehrbücher und Fachstudien um ein bedeutendes, nicht bloß der Zahl, sondern auch vielfach der Qualität nach, und ihre Mitarbeiter nehmen beherzter als wir Stellung zu den neuen Problemen.

Im September des Jahres 1900 wurde in Bourges ein Congrès des œuvres sacerdotales gehalten, auf dem die Lage des Katholizismus gegenüber der modernen Zeit und die aus dieser Lage sich ergebenden neuen Aufgaben klar und scharf ins Auge gefaßt wurden, während das katholische Deutschland seit der Münchener Versammlung katholischer Theologen im Jahre 1863 keine Zusammenkunft der Vertreter der katholischen Theologie zu gemeinsamen wissenschaftlichen Beratungen mehr gesehen hat. Es besitzt auch keinen katholischen Kirchenfürsten, der über die neuen wissenschaftlichen Aufgaben der Theologie ein Programm aufgestellt hätte, wie dasjenige, das der Erzbischof Mignot von Albi im November 1901 entwickelte, und das Rudolf Eucken zuerst in Deutschland mit Begeisterung begrüßte. Wir sind auch nicht gewöhnt, öffentliche Äußerungen deutscher Bischöfe über Fragen der Methode und Organisation des theologischen Unterrichts

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu lesen, wie sie in den Briefen desselben Erzbischofes an seinen Klerus, oder des inzwischen verstorbenen Bischofs Le Camus von La Rochelle und Saintes (1901), oder des Bischofs Latty von Châlons (1902) behandelt werden.

Das alles beweist, daß die katholische Theologie in Frankreich begonnen hat, sich eine hervorragendere öffentliche Stellung zu erobern als in Deutschland. Es ist zu bedauern, daß die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland (seit 1876) die Theologie nicht in ihr Studienprogramm aufgenommen hat, obgleich sie dieselbe direkt und indirekt in mannigfacher Beziehung fördert, namentlich die Kirchengeschichte durch ihr Historisches Institut in Rom und seine wichtigen Publikationen, unter denen das »Concilium Tridentinum« ihr standard work zu werden verspricht. Diese Förderung wäre jedoch noch weit intensiver und segensreicher geworden, wenn die gesamte Theologie den Gegenstand derselben bilden würde. Um so freudiger darf die auf der letzten Generalversammlung der Gesellschaft (1906) beschlossene Erweiterung ihrer historischen Sektion durch eine Abteilung für alte Kultur und Geschichte begrüßt werden, in der auch die Bibelwissenschaft gepflegt werden soll.

Die eigentliche Theologie wurde auch von dem Arbeitsprogramm der fünf internationalen Kongresse katholischer Gelehrten ausgeschlossen, die zwischen 1890 und 1900 in Paris, Brüssel, Freiburg i. Schw. und München stattfanden. Dank jedoch der von Anfang an eingerichteten Sektion für Religionswissenschaft, zu der in Freiburg (1897) eine Sektion für exegetische Wissenschaften kam, die in München (1900) unter der Bezeichnung »Orientalia« wiederkehrte, konnten wenigstens die historische und exegetische Theologie zu ihrem Rechte kommen.

Im Gegensatze hierzu hat die 1891 gegründete österreichische Leogesellschaft von Anfang an der gesamten Theologie einen Ehrenplatz in ihrem Arbeitsfeld angewiesen und begonnen, derselben durch ihre apologetischen Studien, die bald als »Theologische Studien« auf sämtliche Disziplinen der katholischen Theologie ausgedehnt wurden (1902), durch die seit 1901 erscheinende Sammlung von wissenschaftlichen Kommentaren zum Alten und zum Neuen Testamente, dem ersten katholischen Seitenstück in deutscher Sprache zu den sechs protestantischen Bibelwerken, sowie durch kirchenhistorische Publikationen eine allgemeine Pflege zu widmen. Ich füge mit Freude hinzu, daß die Gründung eines Priesterseminars in Weidenau für die Sudetenländer durch den Kardinal Kopp bereits eine Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie in den Weidenauer Studien gezeitigt hat. Höchst verdienstlich ist auch das seit drei Jahren in Prag erscheinende bibliographische Organ »Slavorum litterae theologicae«, das sich zur Aufgabe gesetzt hat, den Inhalt der in sämtlichen slawischen Sprachen geschriebenen theologischen Literatur der internationalen Theologenwelt zugänglich zu machen.

Doch kehren wir nach Frankreich zurück!

Aus der dortigen Fortschritts-Bewegung entsprangen auch tiefgreifende theologische Kontroversen, die sich an die Namen Loisy, Houtin, H. Margival, Laberthonnière, Ed. Le Roy und jüngstens d'Adhémar, knüpfen, und die nicht sobald von der Tagesordnung verschwinden werden. Wann hat es aber jemals einen Fortschritt in der katholischen Theologie gegeben, ohne daß es zu solchen Streitfragen gekommen wäre! Ich könnte gerade so gut fragen, wann je ein Frühling ohne Märzstürme in die Lande gezogen sei! »Jeder Fortschritt ist ein Wagestück, und nur durch Wagen kommt man entschieden vorwärts.« Jede Fortschrittsbewegung zieht aber auch Übereilungen nach sich, und es unterliegt keinem Zweifel, daß in den jüngsten Jahren manche gewagte, ja geradezu irrtümliche theologische Hypothese in Frankreich aufgestellt wurde. Das gilt besonders von A. Loisy, zu dessen Grundanschauungen ich mich nicht bekennen kann, weil sie schließlich auf eine doppelte Wahrheit, eine historisch-kritische und eine religiös-theologische, hinauslaufen. Doppelte Wahrheit ist aber keine Wahrheit!

Auf Grund dieser auf Tatsachen beruhenden Angaben, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, darf ich nun auch die Berechtigung der Ansicht, als sei die katholische Theologie keine lebendige Macht mehr, nicht unerheblich einschränken. Ein genauerer Einblick in ihre heutige internationale Lage führt vielmehr zur Wahrnehmung, daß überall zwei Richtungen, eine konservative und eine fortschrittliche, einander gegenüberstehen, ja nicht selten einander bekämpfen. Die Art und Weise, wie dieser Kampf ge-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führt wird, entspricht nicht immer dem sittlichen Ideale, das jedem Geisteskampfe vorleuchten muß, namentlich wenn er zwischen Theologen und um religiöse Fragen geführt wird. Ich habe aber ein genügendes Vertrauen zur sittlichen Charakterhöhe der einander befehdenden Theologen beider Richtungen, um die sichere Hoffnung aussprechen zu können, daß die Kampfesweise, deren sich der Wiener Professor der Dogmatik, E. Commer, jüngst gegenüber dem seligen Professor Schell bedient hat, keinen einzigen Nachahmer finden wird! Dieses bedauerliche Pamphlet stellt die Streitschriften von Ch. Maignen, Nouveau catholicisme et nouveau clergé (1902) und P. Albert M. Weiß, Die religiöse Gefahr (1904), die übrigens seine Hauptautoritäten bilden, überraschenderweise in tiefen Schatten!

Ich habe soeben die heutigen katholischen Theologen in zwei Gruppen eingeteilt. Bei näherem Zusehen müssen aber drei unterschieden werden, und diese Unterscheidung scheint mir geeignet, manches Mißverständnis zu verhüten, wenn ich auch weiß, daß es nirgends schwieriger ist, scharfe Demarkationslinien zu ziehen als auf geistigem Gebiete. Die fortschrittliche Gruppe zerfällt nämlich wieder in eine doppelte, nämlich in eine solche, die innerlich von bestimmten philosophischen Synthesen des modernen Denkens beeinflußt ist und dem historischen Relativismus bewußt oder unbewußt huldigt, und in eine andere, die sich unabhängig weiß von jedem bestimmten modernen philosophischen System, aber die tatsächlichen Richtungen des modernen Denkens selbst, die empirisch-psychologische und die historisch-kritische, als berechtigt anerkennt und deren Gesetzen sich unterwirft.

Das gleichzeitige Vorhandensein dieser drei theologischen Richtungen bedeutet ohne Zweifel eine Krisis der katholischen Theologie, von deren Ausgang unendlich viel nicht bloß für die katholische Kirche, sondern für die christliche Religion überhaupt abhängt! Soll dieser Ausgang ein glücklicher sein, so muß die dritte Gruppe den Kampfplatz siegreich behaupten, weil sie allein zugleich den Grundgesetzen der katholischen Theologie gerecht wird. Denn diese verurteilen den Versuch, den Inhalt der apostolischen Glaubensverkündigung und die auf demselben beruhenden wesentlichen, zu kirchlichen Lehren erhobenen Resultate der theologischen Arbeit der Vergangenheit zu zerstören oder sie zu »allegorisieren«. In der Vertretung dieses Grundsatzes liegt die Stärke der konservativen Theologie; ihre empfindliche Schwäche besteht aber darin, daß sie ein zweites, ebenso berechtigtes Grundgesetz der katholischen Theologie verkennt, nämlich das von Vincenz von Lerin formulierte und von der ganzen katholischen Vergangenheit beobachtete Gesetz des Fortschrittes.

Dieser Fortschritt selbst muß sich aber innerhalb des katholischen Dogmas bewegen; ich sage, innerhalb des Dogmas, nicht innerhalb der irrigen Schulmeinungen vergangener Zeiten noch innerhalb überwundener geistiger Entwickelungsstadien: das verkennt aber die extrem-fortschrittliche Partei, und darin liegt ihr Unrecht. Beide Grundgesetze anerkennt die gemäßigt-fortschrittliche Richtung, und darum gehört ihr die Zukunft in der Alten wie in der Neuen Welt trotz aller Hindernisse, die sich ihr entgegenstellen. Diese können sie wohl läutern und klären; sie können ihr aber nicht den Mut nehmen, ihren Weg weiterzugehen, in der Hoffnung, daß das Wort Goethes sich für sie bewähren wird:

Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! Man kommt wohl eine Strecke!

Pankeltismus.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Heinrich Zimmer, Berlin.

(Schluß.)

In Nachahmung der Eisteddfod veranstalten die Hochschotten seit 1892 ein literarisch-musikalisches Fest, genannt Mod, die Iren seit 1897 ein gleiches, genannt in ihrer Sprache Oireachtas und die Bretonen seit 1898 ihren Kendalch. Die heutigen Eigenarten der vier keltischen Nationen kommen in diesen der kymrischen Eisteddfod nachgebildeten Festen vollauf zur Geltung, so daß z. B. bei dem irischen und bretonischen Fest theatralischen Aufführungen

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ein großer Raum gewährt wird, die bei dem Fest der Welschen und Hochschotten ganz fehlen.

Eine mächtige Anregung zieht diese auf Wiedergeburt des keltischen Volkstums abzielende Bewegung unstreitig aus dem der keltischen Sprach- und Altertumsforschung seit zweiter Hälfte des 19. Jahrhunderts zugute kommenden Aufschwung der historischen Wissenschaften. Schon allein der Umstand, daß seit einigen Dezennien Gelehrte germanischer und romanischer Zunge nach den Keltenlanden gehen, im Leben die Sprache und in Bibliotheken die Literatur studieren, daß an abendländischen Bildungszentren keltische Sprachen und ihre Literaturen im Lehrplan erscheinen, erhebt den vom Engländer und Franzosen lange über die Achsel angesehenen Kelten nicht wenig; die Anerkennung, die infolge dieser Forschung einzelnen Lebensäußerungen des Keltentums im Verlauf seiner langen Geschichte geworden ist, steigert das Selbstbewußtsein des mit lebhafter Phantasie begabten Kelten stark. In Schriften und in Reden auf den Festversammlungen wird aus solchen Körnchen Edelmetall unter Zusatz von viel Blech blanke Scheidemünze geschlagen, um die keltischen Massen damit für die Bewegung zu gewinnen.

Die Anschauung, daß die Keltisch redenden Iren, Hochschotten, Welschen, Bretonen gemeinsame Züge im Gegensatz zu den sie umgebenden romanischen und germanischen Völkern aufweisen, mußte zu näherer Berührung zwischen den Bewegungen in den einzelnen keltischen Strichen führen. Zuerst erschienen Deputationen der einzelnen keltischen »Nationen« zu den Nationalfesten der anderen mit Glückwunschadressen, bis auf dem welschen Nationalfest in Cardiff im Jahre 1899 der Beschluß gefaßt wurde, ein von den einzelnen Nationalfesten unabhängiges, alle drei Jahre wiederkehrendes pankeltisches Nationalfest abzuhalten, wo »die Seele der alten keltischen Rasse« sich ungezwungen offenbaren sollte. Im Jahre 1901 wurde in Dublin ein solches Fest der »keltischen Nationen« veranstaltet, dem ein zweites 1904 in Carnarvon folgte. Über die innere Hohlheit dieser Versammlungen kann nur Feststimmung und ungewöhnliche Kritiklosigkeit hinwegtäuschen. Eine politische Einheit der »keltischen Nationen« ist weniger als je vorhanden und liegt selbst außerhalb des Reiches der Träume. Die sprachliche Einheit, die im Altertum unter dem Keltentum bestand, ist auch geschwunden. Iren und Hochschotten können sich zur Not verständigen, Kymren und Bretonen nur mit Hinzunahme der Gebärdensprache; beide Gruppen stehen sich praktisch genommen gegenüber wie Angehörige fremder Sprachstämme. Da nun auch keine der vier modernen keltischen Sprachen in dem Sinne eine Kultursprache ist, dass ein Erlernen derselben von seiten der anderen Brüder aus praktischen Gründen in Betracht kommen kann, muss die »Seele der alten keltischen Rasse« schon zu einer nichtkeltischen Sprache Zuflucht nehmen, um sich allen verständlich auszudrücken, und auch das macht noch Schwierigkeiten: die Kelten des vereinigten Königreiches verstehen meist nur noch Englisch und die der Bretagne Französisch, so dass auf dem ersten Feste der keltischen Rasse in Dublin keltische Sprachen fast gar nicht gehört wurden, dafür aber um so mehr Englisch oder Französisch mit Verdolmetschung ins Englische. Endlich kann bei den heutigen »keltischen Nationen« weder von jener Einheit die Rede sein, die eine gemeinsam verlebte Geschichte hervorruft noch von einer geistigen Einheit, wie sie im keltischen Altertum durch die allen Kelten gemeinsamen Klassen des Literatenstandes hergestellt wurde. Gerade auf geistigem Gebiete ist die Kluft grösser als sonstwo: Iren und Bretonen sind katholische Kelten, Welsche und Hochschotten sind protestantische Kelten; aber noch mehr: die Iren und Bretonen vertreten den römischen Katholizismus ebenso in Reinkultur wie Welsche und Hochschotten den den Papst als Antichrist betrachtenden kalvinistischen Protestantismus. So sind zudem gerade die keltischen Völker auseinandergerissen, bei denen ein sprachlicher Zusammenschluss nicht außer dem Bereich der Möglichkeit läge.

Für die Feste der keltischen Rasse bleiben also außer Beratungen über Organisationsfragen in fremder Sprache und nationalen Schaustellungen, bei denen auch ein Wort in einer keltischen Sprache fallen kann, das aber drei Viertel der anwesenden Kelten oft unverständlich ist, wesentlich zwei Dinge übrig: Reden in nichtkeltischen Sprachen über die idealisierte Vergangenheit und Träumen von einer den Kelten noch bevorstehenden besseren Zukunft, das heißt von der Mission des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Keltentums im 20. Jahrhundert. Ein ausgeprägter visionärer Zug kommt in der mittelalterlichen Literatur der Kelten zum Ausdruck. In der kirchlichen Literatur Irlands spielen »Visionen« sowohl in irischer als lateinischer Sprache eine große Rolle und sind auf dem Kontinent Vorbilder für eine kirchliche Visionenliteratur. Ebenso gehörten zum Repertoire eines irischen Sagenerzählers für die Höfe der Fürsten im 10. Jahrhundert nach Ausweis der erhaltenen Sachkataloge »Visionen« und »Träume«, und die verhältnismäßig geringfügige ältere kymrische Prosaliteratur kennt drei Texte derselben Gattung. Ein so wichtiges Ereignis wie die Wahl eines Oberkönigs wurde nach zwei Texten der älteren irischen Heldensage im heidnischen Irland öfters durch Träume vollzogen: vor den versammelten Teilkönigen wurde ein weißer Stier geschlachtet, und ein Mann mußte von dessen Fleisch und Brühe sich voll essen; über den infolge der Sättigung Eingeschlafenen sangen vier Druiden das »Gold der Wahrheit«, und aus der Schilderung, die er nach Erwachen von dem Manne machte, den er im Traume gesehen hatte, wurde auf die Person des künftigen Oberkönigs geschlossen.

Nach alledem wird man in den pankeltischen Träumereien über die Mission des modernen Keltentums einen echt keltischen Zug sehen müssen. Schwer ist es allerdings oft, der dunklen Reden Sinn zu fassen. Hervorleuchtet, daß die heutigen Pankelten dieselbe kindliche Einschätzung des Keltentums beherrscht, die die irischen Sagenerzähler seit 1000 Jahren charakterisiert: im 9. und 10. Jahrhundert ließen diese den Haupthelden der älteren irischen Heldensage, den Cuchulinn, zu ihrer und ihrer Hörer Befriedigung nicht nur den Herkules, sondern auch den Sagenhelden der siegreich auf Irlands Boden weilenden Vikinger, den Nibelung (Fer Diad), besiegen; 500 Jahre später bewältigt ein Held der jüngeren irischen Heldensage, Oscar mac Oisin, den gefeiertsten europäischen Sagenhelden des Mittelalters, den König Arthur; in einer irischen Erzählung unserer Tage überwindet der irische Held sogar »den Sohn des Königs von Preußen«. In ähnlicher Selbsteinschätzung sieht man dem heutigen Keltentum unter den großen Kulturvölkern die Rolle zugewiesen, die das politisch eroberte kleine Griechenland in dem römischen Weltreich spielte; man glaubt zu ahnen, daß der geistige Einfluß der Kelten, die man als die Rasse ansieht, »die am meisten mit geistigen Schätzen begabt ist«, unter den beiden Kulturvölkern Westeuropas, dem anglokeltischen und frankokeltischen, im 20. Jahrhundert immer mehr zum Durchbruch kommen und Westeuropa endgültig »keltisch« machen wird.

Universalsprachen.

Von Professor Dr. Leo Wiener, Harvard University, Cambridge, Mass.

I.

Das Bedürfnis einer für den Weltverkehr bestimmten einheitlichen Universalsprache ist so alt wie die Geschichte. Im Altertume gab es aber keine der ganzen Welt gemeinsame Kultur wie heutzutage, sondern es hoben sich gewisse Staaten durch irgendwelche günstige Verhältnisse über ihre Nachbarn empor und wurden für sie in geistiger Hinsicht maßgebend. Kraft ihrer Übermacht, die gewöhnlich auf Eroberung beruhte, oft aber auch auf friedlichem Wege sich äußerte, verbreiteten sie ihre politischen und gesellschaftlichen Institutionen über den ganzen Bereich ihres Einflusses und entwickelten daselbst den Handelsverkehr, was in ganz natürlicher Weise die weitere Verbreitung der höherentwickelten Kultursprachen jener Völker förderte.

In Ostasien hat das Chinesische schon im grauen Altertume die vielen autochthonen Sprachen verdrängt, welche die aus Sogdiana heranziehenden chinesischen Eroberer im Osten vorfanden, und selbst die fremden Koreaner, Japaner und Hinterindier, die vom Blumenreiche intellektuell abhängig gewesen sind, haben sich die Sprache und Literatur des Mutterlandes angeeignet. Somit hat die chinesische Schrift nicht nur die Völkerschaften des entfernten Ostens vereinigt und sie von der übrigen Welt abgeschlossen, sondern sie hat auch alle zugleich Jahrhunderte lang zu der gemeinsamen Quelle des geistigen Lebens, zu den ehrwürdigen klassi-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Werken des Confucius und der anderen Weisen zurückgeführt. Es würde schwer fallen, einen sinnreicheren »Universalcharakter« — so nannte man im 17. Jahrhundert in England die zu erfindende schriftliche Universalsprache —, wenigſtens für die unflektierten Sprachen, zu ersinnen als die scheinbar unbeholfene ideographische Schrift der Chinesen. Die 214 Wurzelzeichen und ihre Verbindungen, aus denen der ganze Wortschatz beſteht, geben allerdings keinen Aufschluß darüber, wie dies oder jenes Wort auszusprechen sei, das Auge aber erkennt sofort, was man damit meint, und ein Annamite, ein Japaner, ein Einwohner von Peking oder Kanton, die sich in keiner Weise mündlich verſtändigen können, kommen ganz gut miteinander aus mittels des geschriebenen Wortes. So sind auch die vor fünfundzwanzig Jahrhunderten geschriebenen Literaturwerke noch heute leicht zu entziffern in Tokio, Söul oder Schanghai, obgleich die ursprüngliche Aussprache des alten Chinesischen kaum mehr feſtzuſtellen iſt. Es iſt bezeichnend für die Universalität des Chinesischen in seinem Bereiche, daß man mit der Einführung der weſtlichen Kultur in Japan dort nicht auch die europäischen wissenschaftlichen Ausdrücke mit hinübergenommen hat, sondern sie sich viel bequemer aus chinesischen Wörtern zusammensetzt.

In China selbſt iſt es die Sprache der Mandarinen, das sogenannte Quang hoa, und nicht die alte Literatursprache, die in Staatsgeschäften und im gegenseitigen Verkehr gebraucht wird, denn die vielen Abarten des Chinesischen, die sich mit der Zeit auf dem so großen Gebiete entwickelt haben, sind sich gegenseitig nicht mehr verſtändlich. Für die einzelnen Wörter sind die Schriftzeichen, wie von alters her, dieselben, die idiomatischen Ausdrücke aber und der ganze Satzbau haben sich so verschieden geſtaltet, daß eine Zeichenfolge, die in irgend einem Dialekte einen genauen Sinn abgibt, von andern nur noch mit großer Mühe oder gar nicht mehr entziffert werden kann. Was einſt vorzüglich für den allgemeinen Verkehr geeignet war, entspricht nicht mehr seinem Zwecke — der nagende Zahn der Zeit hat diese so sinnreiche Pasigraphie aufgelöſt und zersetzt, wie er am Ende jedes menschliche Unternehmen vernichtet.

Zu seiner Zeit diente das Babylonische als diplomatische Sprache für den größeren Teil von Weſtasien wie auch von Aegypten. Im zweiten Jahrtausend vor Chriſti Geburt korrespondierten die ägyptischen Herrscher mit ihren asiatischen Nachbarn auf babylonisch, und andererseits verſtändigten sich ihre Vasallenſtaaten Kanaan und Syrien wie auch die daselbſt weilenden egyptischen Beamten mit Aegypten in derselben Sprache. Später wurde das Aramäische offiziell für die weſtlich vom Euphrat gelegenen Provinzen, und auch die persischen Beamten in Aegypten zogen das einfachere Aramäisch den komplizierten ägyptischen Hieroglyphen vor.

Für Indien und die Brahmanenwelt hat das Sanskrit immer als gemeines Band gedient, und, obgleich sich die alten Dialekte ſtark verändert haben seit der Zeit, da die meiſten Indisch sprechenden Völkerschaften die Veden verſtehen konnten, bleibt das Sanskrit, trotz seines sehr schwierigen Baues, eine internationale Sprache, nicht nur für die verwandten arischen, sondern auch für die dravidischen des Dekans und einige andere in Hinterindien. Das Sanskrit hat im Altertume denselben Einfluß auf die Länder von Südoſtasien ausgeübt wie das Latein auf die Völker Europas. Man findet das indische Alphabet in modifizierter Form von Tibet bis an den Indischen Archipel, und der sanskritische Wortschatz hat die Sprache von Japan bis Ceylon und von Tibet bis nach den Philippinischen Inseln und Java bereichert. Gegenwärtig dient auch noch das vom Persischen ſtark beeinflußte Hinduſtani als Verkehrssprache für einen großen Teil des nördlichen Indiens, wie auch früher das Persische als Sprache der Gebildeten in allen Ländern von der Türkei bis an den Bengalischen Meerbusen galt.

Keine Religion hat je den Stempel der Universalität so sehr an sich getragen wie die des Islam, da die Ursprache, in der sie verkündet wurde, bis auf den heutigen Tag für alle höhern geiſtigen Zwecke des mohammedanischen Glaubens gebraucht wird. Wohin auch diese Religion verpflanzt wurde, hat das Arabische seine unauslöschlichen Spuren zurückgelassen, und nicht nur die Religion findet ihren Ausdruck in dem Arabischen, sondern es bildet auch einen wesentlichen Beſtandteil der ihm nichtverwandten Sprachen der Völker, die sich zum Islam bekehrten. Seine Schrift iſt in nur wenig veränderter Form von den verschiedenſten Völkern angenommen worden,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von den arischen Persern und Hindustani, den Türken und Tataren, den Malaien und Sulus der Philippinischen Inseln, den Haussas Nord-Zentral-Afrikas, den Hovas in Madagaskar, den Suahelis von Zanzibar, den Berbern von Nordafrika. Viele dieser Sprachen sind noch dazu so sehr von dem Arabischen beeinflußt worden, daß man, zum Beispiel, um Persisch, Türkisch oder Suaheli zu erlernen, gezwungen ist, zwei grundverschiedene Grammatiken durchzuarbeiten. Der Einfluß des Arabischen ist weit dauernder und ausgebreiteter als der, welchen das Latein auf die westlichen Nationen ausgeübt hat, denn mit Ausnahme des Ungarischen sind es alles arische Sprachen, die unter die Herrschaft des Lateinischen geraten sind, während das Arabische einen Bestandteil aller großen Sprachenfamilien der drei Kontinente ausmacht und die Hauptstütze für den Panislamismus ist, der noch einmal Kaukasier, Mongolen und Neger gegen die höher entwickelten, aber weniger geeinigten Völker Europas vereinigen dürfte. Als die Mauren Spaniens und Nordafrikas auf dem Höhepunkte ihres Ruhmes standen, überschritt das Arabische die engeren Grenzen seiner Religion und drängte sich den Christen und Juden des eroberten Landes auf, und auch Fremde, die sich mit arabischer Medizin und Wissenschaft beschäftigten, adoptierten ohne weiteres das Arabische für literarische Zwecke. Dies widerlegt gründlich die Behauptung der Erfinder von Universalsprachen, daß eine Sprache, um international zu werden, leicht und einfach sein müsse. Das Arabische ist weder leicht noch einfach — man findet kaum eine andere in grammatischem Bau und Satzkonstruktion so schwierige Sprache, und nur wenige gebrauchen ein so schwerfälliges Alphabet zur Bezeichnung ihrer Laute. Und doch hat sich das Arabische mehr als ein Millennium in einer ungeheuren Ausdehnung behauptet.

Die griechisch-katholische Kirche weist auch eine Universalsprache auf, das Bulgarische, in dem die Protoapostel der Slawen im neunten Jahrhundert die christliche Religion predigten, und dieses Altbulgarische, das vor einigen Jahrhunderten auch in Rumänien zu Hause war, ist in etwas veränderter Form noch immer die Kirchensprache von Rußland, Bulgarien und Serbien. Oft ist es auch der Handel, der die Sprache des tätigsten Volkes zur Gemeinsprache für diese Zwecke emporhebt. So ist die italienische Lingua franca im Mittelmeer entstanden, die noch immer in der Levante eine kümmerliche Existenz fristet, und so wurde seinerzeit ein verdorbenes Portugiesisch zur Lingua franca in den Häfen von Asien und Afrika und hinterließ eine Anzahl von Wörtern in den entferntesten Sprachen, wie z. B. in dem Kongo und in einigen dravidischen Dialekten. So ist auch das von etwa fünfzehn Millionen Negern gesprochene Haussa in Nordafrika zur Universalsprache geworden von Timbuktu bis fast an die Mauern von Kairo, weil die Haussas, ein rühriges Handelsvolk, alle Gegenden der Sahara aufsuchen und die entlegensten Sprachinseln mittelst ihrer Sprache in Verbindung bringen.

Für die Europäer sind allerdings die Sprachen von größerm Interesse, die in Europa internationale Wichtigkeit erlangt haben, ganz besonders das Griechische und das Latein. Im Westen hat zwar das Griechische nie festen Fuß gefaßt, aber es beeinflußt die europäischen Sprachen bis auf den heutigen Tag, und die Literaturen der modernen Nationen sind unentwirrbar mit der des alten Griechenlandes verbunden. Die Verallgemeinerung des Wissens, ein Produkt der neuern Zeit, verdankt ihr Entstehen der Renaissance, und diese fußte auf einer innigern Bekanntschaft mit dem griechischen Altertum und dem spätern Panhellenismus mit seinen allumfassenden menschlichen Interessen.

Vor den persischen Kriegen nahm der attische Dialekt nur eine untergeordnete Stellung ein zwischen den vielen Abarten, die in Griechenland und Kleinasien geläufig waren. Die Sprache Homers eignete sich das Recht an, für epische Werke verwendet zu werden, und der ionische Dialekt, wie ihn Herodot verwendet, schien die beste Gelegenheit zu haben, in dem Kampf um die literarische Übermacht den Sieg davonzutragen. Mit den Perserkriegen aber kam die athenische Hegemonie und damit der schnelle Aufschwung des attischen Dialektes als Literatur- und Gesellschaftssprache. Dieses Attisch wurde auch beim makedonischen Hofe eingeführt, und Alexander der Große verbreitete es als κοινή, als allgemeine, die universale Sprache bis an die weitesten Enden seines Reiches. Bald hörte man Griechisch in Aegypten, in Syrien, am persischen Hofe,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in den entlegensten Gegenden des Westens und des Ostens, und es ist für seine Universalität charakteristisch, daß sein Hauptsitz in Alexandrien war und nicht in Athen, und daß dieselbe Sprache in Marseilles wie in Jerusalem gesprochen wurde. Das Christentum selbst predigte man auf Griechisch und auf griechischem Gebiete.

Als die politische Macht auf Rom überging und der Islam vordrang, verlor das Griechische allmählich seine Oberherrschaft. Aber auch dann behielt es seinen Universalcharakter dadurch, daß bis in das 19. Jahrhundert hinein die modernen Dialekte nicht gegen die alte Literatursprache aufkommen konnten, und mit der Renaissance ist auch die Kontinuität der griechischen Tradition nach ganz Europa übertragen worden. Wir lesen noch immer den Plato und den Homer und dürfen somit Anspruch machen auf eine ununterbrochene geistige Erbschaft von mehr als 20 Jahrhunderten, gerade wie die Chinesen sich ihres Confucius rühmen und die Inder ihrer Vedas und der alten Sanskritliteratur. Es wäre verhängnisvoll, unsere Verbindung mit dieser ruhmreichen Vergangenheit abzubrechen, denn wir würden Gefahr laufen, in literarischen Barbarismus zurückzufallen. Die modernen Griechen fühlen so sehr den hohen Wert ihres Erbes, daß sie, der individualistischen Tendenz des 19. Jahrhunderts Rechnung tragend, zwar den vom Volke gesprochenen Dialekt für den täglichen Gebrauch eingeführt, aber sich bestrebt haben, ihn dem alten Griechisch immer näher zu bringen, so daß die neueren wissenschaftlichen Werke für den in der klassischen Sprache Geschulten ohne weitere Schwierigkeit verständlich sind. Die Gelehrten fangen allerorts an, mehr und mehr den Wert der hellenischen Kultur und Sprache für unsere Zivilisation anzuerkennen, und es lassen sich Stimmen hören, die das Griechische zur Gelehrtensprache erheben möchten. Boltz, Flach, Kuhlenbeck haben dies befürwortet, und vor einigen Jahren gründete man zu Amsterdam eine philhellenische Gesellschaft, um den Hellenismus im weitesten Sinne zu fördern und anzuregen.

Während griechische Kultur und Sprache sich der im Osten um das Mittelmeer gelegenen Länder bemächtigte, drängte Rom das Latein allen eroberten Provinzen Italiens und den Völkern im Norden und Westen auf. Einerseits unterlag Rom den kulturellen Einflüssen Griechenlands, und griechische Bildung war in der Kaiserstadt zu Hause; andererseits zwang es alle Völker, die unter seine Herrschaft kamen, seine eigenen Institutionen anzunehmen. Im 4. Jahrhundert war die Romanisierung der Provinzen tatsächlich vollendet, und die katholische Kirche verallgemeinerte noch weiter das Latein, indem es zugleich zur »katholischen«, universalen Sprache der Religion wurde. Mit der Zeit entfernte sich das in den Provinzen gesprochene Latein unter Einfluß der einheimischen Sprachen immer mehr und mehr von der Schriftsprache der Klassiker und der Kirche und entwickelte sich durch das Vulgärlatein zum Französischen, Spanischen, Portugiesischen, Italienischen, Rumänischen, die auch die Sprache der Gebildeten aus dem Alltagsleben verdrängten. Die Kirche blieb lateinisch, und das Latein wurde die Gelehrtensprache der Schulen. Im spätern Mittelalter verschwand das Latein gänzlich aus der Literatur; nur die Gelehrten wandten es noch an, wenn sie zu einem größern Leserkreis sprechen wollten. So wünschte z. B. Bacon, daß seine »Förderung des Wissens« auch außerhalb Englands bekannt werde, und ließ das Werk ins Lateinische übersetzen. Je weiter abwärts ein Land von den großen geistigen Zentren lag, desto mehr hielt es sich an die hergebrachte Universalsprache zu Zwecken der eigenen literarischen Produktion. Vor dem siebzehnten Jahrhundert lassen sich die polnischen Schriftsteller von den lateinischen in Polen nicht trennen, und dasselbe gilt auch für Kroatien und Ungarn. In Ungarn blieb das Lateinische als Gerichtssprache bis in das Ende 1848, und auch jetzt noch ist ein Kursus für Lateinsprechen an der Universität in Budapest eingerichtet.

Im 17. Jahrhundert drang das Französische als Diplomatensprache durch, und mehrere ausländische Universitäten folgten dem Beispiele Frankreichs und gebrauchten diese neue Universalsprache für ihre wissenschaftlichen Werke. Das Französische wird noch immer in der bessern Gesellschaft bevorzugt, trotzdem will es den eifrigen Bestrebungen der Alliance française nicht mehr gelingen, es auf dem frühern Niveau zu erhalten. Im 18. Jahrhundert schrieb man in der Berliner Akademie Französisch, noch vor kurzem waren die Abhandlungen der St. Peters-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

burger Akademie den französisch Lesenden zugänglich; jetzt dagegen druckt man überall, so weit als möglich, in der betreffenden Nationalsprache.

Infolgedessen ist das Bedürfnis einer gemeinsamen Sprache größer als je. Das Latein ist praktisch noch immer die einzige europäische Universalsprache, die ganze Jahrhunderte hindurch ununterbrochen im Gebrauch gewesen ist. Es wird noch immer in den meisten Gymnasien und den ihnen entsprechenden Schulen Europas und Amerikas gelehrt, noch immer werden in den leitenden Universitäten die Diplome lateinisch abgefaßt und es verbindet noch immer die katholische Geistlichkeit der ganzen Welt. Sein Wortschatz durchdringt so sehr die Sprachen Europas, daß es das einzige Band bildet zwischen Russisch und Portugiesisch, zwischen Ungarisch und Französisch, zwischen Englisch und Böhmisch. Die wissenschaftliche Terminologie ist überwiegend Lateinisch oder latinisiertes Griechisch, und noch im Jahre 1894 hielt man auf einem medizinischen Kongresse mehrere lateinische Reden. Wir können uns dieser Universalität des Lateinischen nicht entziehen, gerade wie wir für die europäischen Sprachen nicht das lateinische Alphabet aufgeben können. Wir mögen uns gegen die von der Vergangenheit auferlegten Pflichten sträuben und auflehnen, wir bleiben geistig doch trotz allen neuen Wissenschaften die direkten Nachkommen der griechisch-römischen Welt.

Die Bestrebungen, eine Universalsprache ins Leben zu rufen, die in den letzten hundert Jahren allerhand Monstrositäten hervorgebracht, haben nicht im mindesten die Wichtigkeit des Lateins beeinträchtigt. Im Gegenteil, lateinische Zeitschriften sind erschienen, in denen man mit der größten Leichtigkeit über Zweiräder, Phonographen und die Dreyfußaffäre schreibt, und verschiedene Gelehrte schlugen ernstlich vor, das Lateinische wieder als Universalsprache der Wissenschaft zu verwenden. Professor Diels von der Berliner Universität hat i. J. 1900 Arbeiterklassen in das »Volkslatein« eingeführt, und lateinische Konversationsbücher sind schon in mehreren Ländern erschienen.

Bis jetzt sind die Versuche, das Lateinische wieder auf die Füße zu bringen, noch etwas sporadisch, und man hat sich noch kaum an die Frage gewagt, was für ein Latein für diesen Zweck zu gebrauchen sei. Manche Lehrer der klassischen Sprachen sehen scheel auf jede Bemühung, ein anderes Latein als das des augusteischen Zeitalters anzuwenden. Andere wieder, denen es darum zu tun ist, die Sprache einem größern Kreise zuzuführen und sie für alle Zwecke zu verwenden, für welche die modernen Sprachen gebraucht werden, befürworten das Latein des Mittelalters, welches wohl den grammatischen Bau der klassischen Schriftsteller beibehält, doch aber stilistisch die einfachere Ordnung der analytischen Sprachen vorzieht und ohne weiteres Wörter und Redensarten bildet und annimmt, wie sie die modernen Verhältnisse erfordern. Noch andere möchten gerne die Deklination auf ein Minimum reduzieren und nur noch so viel von der Konjugation behalten, wie für die Klarheit absolut nötig ist.

Wir werden nun sehen, daß es eine dieser Universalsprachen, das Chinesische, war, die im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts auf die Idee eines philosophischen »Universalcharakters« führte, und daß die neueren Versuche einer Universalsprache indirekt die Tatsache beweisen, daß es für ihre Erfinder unmöglich ist, sich von dem überwältigenden Einflusse loszureissen, den das Lateinische schon zwei Jahrtausende lang auf Europa ausübt.

II.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts faßten die Jesuiten mit ihren Missionen und Kirchen festen Fuß in China und fingen an, genauere Kenntnisse über die Länder im entfernten Osten in Europa zu verbreiten. Im Jahre 1590 ließ Joseph Acosta seinen spanisch abgefaßten Bericht über Westindien, der auch einige Kapitel über China enthielt, drucken, und im Jahre 1604 übersetzte Edward Grimestone ihn ins Englische unter dem Titel »The Naturall and Morall Historie of the East and West Indies«. In diesem bahnbrechenden Werke bestritt Acosta die Meinung derer, die annahmen, das Chinesische besitze ein Alphabet. »Ihre Lettern«, so führte er aus, »bezeichnen nicht verschiedene Teile, wie es die unsrigen tun, sondern sind Figuren und Darstellungen von Sachen . . . . , und ihre Schrift wird von allen verstanden, obgleich die Chinesen viele verschiedene Sprachen sprechen, eben wie unsere Zahlenzeichen gleich verstanden werden auf spanisch, französisch und arabisch . . . . Und ihr müßt

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verſtehen, daß, obgleich die von den Mandarinen gesprochene Sprache eigentümlich iſt und verschieden von den vulgären, deren es viele gibt, und obgleich sie es ſtudieren wie Latein und Griechisch bei uns, und nur die Gebildeten in ganz China es verſtehen — doch alles, was darin geschrieben iſt, in allen Sprachen verſtanden wird; und obgleich die Provinzen im Sprechen einander nicht verſtehen können, tun sie es doch durch die Schrift. Denn es gibt für alle nur eine Art Figuren und Charaktere, die dieselbe Sache, aber nicht dasselbe Wort und dieselbe Aussprache bedeuten — wenn man bedenkt (wie ich bereits gesagt habe), daß sie nur das Ding und nicht die Wörter bezeichnen sollen, wie wir es leicht aus dem Exempel der Zahlen beim Rechnen verſtehen können. Und die Japaner und Chinesen lesen und verſtehen gegenseitig ihre Schriften, ob sie gleich verschiedener Nation und verschiedener Sprache sind. Sprächen sie, was sie lesen und schreiben, könnte man sie nicht verſtehen.«

Diese Beschreibung der Universalsprache des Oſtens machte einen großen Eindruck auf Lord Bacon, und in seiner »Förderung des Wissens«, die ein Jahr später als Acoſtas Übersetzung erschien, proponierte er die Beschaffung einer europäischen Universalsprache nach demselben Muſter wie das Chinesische: »Und weiter verſtehen wir, es sei der Brauch in China und in den Ländern der hohen Levante, mit Realcharakteren zu schreiben, die nicht Buchſtaben und Wörter, sondern Dinge und Ideen versinnlichen, so daß Länder und Provinzen, die ihre Sprachen gegenseitig nicht verſtehen können, doch gegenseitig ihre Schriften lesen, weil die Charaktere allgemeiner im Gebrauch sind als die Sprachen; und daher haben sie eine Unmasse von Charakteren, nämlich ebenso viele, wie ich annehme, als Wurzelwörter.... Dieser Teil des Wissens, das sich auf die Ideen der Dinge und das Denken im allgemeinen bezieht, finde ich, iſt noch ununtersucht und ſteht noch aus. Und obgleich es von keinem großen Nutzen zu sein scheint, wenn man betrachtet, daß Wörter und Letternschriften bei weitem alle andern übertreffen, so habe ich es doch, da dieser Teil sozusagen sich auf die Münzſtätte des Wissens bezieht (denn die Wörter sind die gangbaren Münzen, die für Ideen angenommen werden, gerade wie das Geld Werten entspricht, und da es gut wäre, wenn man sich gegenwärtig hielte, daß die Münzen noch anderer Art sein können als von Gold und Silber), für gut gehalten, es zur besseren Untersuchung vorzuschlagen.« (Schluß folgt.)

Korrespondenzen.

Rom, Mai 1907.

Ausgrabungen auf dem Palatin — Publikation der Historikerkongreß-Akten — Theaterreform.

Die letzten Ausgrabungen auf dem Palatin haben, obwohl der Abschluß der fachwissenschaftlichen Untersuchungen noch aussteht, doch bereits eine außerordentliche Bedeutung erlangt, weil sie dem deutsch-italienischen Gelehrtenstreit, der seit langem besteht und die Auffassungen von der römischen Urgeschichte zum Gegenstand hat, eine neue Wendung geben. Mommsens Ansicht von dem legendären Charakter der traditionellen Geschichte der Gründung Roms ist bekannt. Sie verwirft nicht nur das angebliche Gründungswerk des Romulus im Jahre 753 v. Chr., sondern überhaupt die ganze Königsgeschichte und führt die Besiedelung des römischen Stadtgebiets auf eine allmähliche Zuwanderung von Italikern zurück, die sich den wirtschaftlichen Notwendigkeiten entsprechend zusammenschlossen. Damit wurde der Anfang der verbürgten Geschichte Roms in das fünfte anstatt in das achte Jahrhundert vor Christi verwiesen. Die Italiener haben sich von jeher mit wenigen Ausnahmen sehr energisch gegen die Mommsensche These gewehrt und das Wort von der »allemannischen Hyperkritik« geprägt. Der Streit kam zum vollen Ausbruch, als 1899 die neuen Forumsausgrabungen durchgeführt wurden, in einem Augenblick, in dem die Polemik über die wissenschaftlichen Fälschungen im Etruskischen Museum (dem sogenannten Museo di Papa Giulio) zwischen dem Leiter des Museums Bernabei und dem deutschen Archäologen Prof. Dr. Wolfgang Helbig die deutschen und die italienischen Archäologen in eine gereizte Stimmung gegeneinander versetzt hatte. Da kam zuerst die Auffindung des Lapis niger mit dem sogenannten Grab des Romulus und dann im Frühjahr 1899 die Entdeckung des Grabcippus mit jener Inschrift, deren Wortlaut besonders wegen des Wortes »regius« als Beweis für die Authentizität der römischen Königsgeschichte vom achten bis sechsten Jahrhundert v. Chr. ausgerufen wurde. Es ist heute zwecklos, des weiteren darauf zurückzugreifen, wie die italienische Regierung, damals vertreten durch den Unterrichtsminister Baccelli, gegen die Deutschen Stellung nahm, wie der zweite Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts Professor Christian Hülsen daran gehindert wurde, in seiner Eigenschaft als Mitglied der Forumskommission die Funde nachzuprüfen, und wie der einzige, der gegenüber seinen Landsleuten eine warnende Stimme erhob, der Professor der Alten Ge-

Digitized by Google · Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schichte Ettore Pais, fast als Landesverräter behandelt wurde. Das Ende der Campagne war, daß man die römische Gründungs- und Urgeschichte wieder in ihre Rechte einsetzte und Rom als eine vom Palatin ausgegangene einheitliche Stadtgründung des achten Jahrhunderts vor Christi proklamierte.

Nun hat nach fast zehn Jahren heute sich einer gegen diese Auffassung erhoben, und dieser eine ist — der Palatin selber. Die Ausgrabungen auf dem palatinischen Hügel unterstehen nicht dem Forumsleiter Giacomo Boni, sondern dem Prof. Dante Vaglieri, der über jeden Fund sofort das vollste Licht der Öffentlichkeit erstrahlen lässt. So erfuhr man denn alsbald, daß im Herzen des Palatins im Schoße seiner zentralsten und wichtigsten Stelle Gräber aus dem 4. und 5. Jahrhundert v. Chr. gefunden worden sind. Damit fiel aber das ganze Kartenhaus der Urgeschichte wieder zusammen. Da es unangefochtenes Axiom ist, daß im ganzen vorchristlichen, römischen Altertum innerhalb des Stadtgebietes nicht begraben werden durfte, so beweist die Existenz jener Gräber auf dem Palatin, daß dieser noch im 5. Jahrhundert nicht zu einem Stadtgebiet gehörte. Dann kann aber natürlich nicht im 8. Jahrhundert die Gründung Roms vom Palatin ihren Anfang genommen haben. Die einsichtigen italienischen Gelehrten Pais, Vaglieri, Pigorini u. a. geben nun angesichts dieses Sachverhaltes auch bereits offen zu, daß damit die Mommsensche These eine mächtige, nachträgliche Stütze erhalten hat. Die Erfinder des Wortes von der allemannischen Hyperkritik schweigen vollständig. Die Frage nach dem wahren Charakter der römischen Urgeschichte kann daher durch weitere Funde vielleicht noch in der Beantwortung vertieft werden, eine Verrückung der Grundlinien dürfte schwerlich noch zu erwarten sein.

Eine der Gelegenheiten, bei der das Echo jenes Streites zwischen den Archäologen am lebhaftesten war, war der im Jahre 1903 in Rom abgehaltene Internationale Historiker-Kongreß gewesen, dessen Akten jetzt eben mit dem zwölften Bande zum Abschluß kommen. Im Jahre 1900 hatte der Pariser Kongreß beschlossen, das nächste Mal, im Jahre 1902, in Rom zu tagen, und an die Spitze des vorbereitenden Ausschusses war der erwähnte Professor Pais getreten. Die Anfeindungen, die Pais wegen seiner deutschfreundlichen Haltung erfuhr, übertrugen sich auch auf die Organisation des werdenden Kongresses, und die skrupellosen Gegner erzielten so viele Absagen an die Kongreßleitung, daß diese sich schließlich zurückzog, Pais fallen ließ und den Kongreß um ein Jahr verschob. Dieser 1903 in Rom zustande gekommene und glänzend verlaufene Kongreß wird jetzt in unsere Erinnerung zurückgerufen durch den Abschluß der Herausgabe der Kongreßakten. Die mühselige Zusammenfassung der gewaltigen Arbeit, die auf dem römischen Kongreß vor vier Jahren geleistet worden ist, stellt nicht nur dem Herausgeber, Archivdirektor Dr. Gorrini in Rom, ein glänzendes Zeugnis aus, sondern entwertet auch aufs neue den so oft erhobenen Vorwurf betr. da Wertlosigkeit der Kongresse überhaupt. Diese internationalen Vereinigungen mögen heute viele organisatorische Fehler haben, besonders dort, wo man den Festlichkeiten einen zu weiten Platz einräumt, und wo man die Anzahl der Sektionen zu sehr vermehrt; allein die Möglichkeit der Schaffung persönlicher Beziehungen unter den Fachgenossen und die Zusammenfassung zahlreicher Einzelvorträge und -Schriften in eine einheitliche Publikation lassen das Aktivkonto zugunsten der Kongresse doch sehr groß erscheinen. Umsomehr muß man nun alle Hoffnungen darauf richten, daß der nächste internationale Kongreß der historischen Wissenschaften, der 1908 in Berlin stattfindet, vor allem die Basis einer vorzüglichen Organisation erhält. Gerade die Deutschen sind die schärfsten Kritiker der Organisation des römischen Kongresses gewesen, obwohl gerade die Deutschen am weitgehendsten sich die Tatsache zunutze gemacht haben, daß mit dem römischen Kongreß eine Eisenbahnverbilligung für Italien verbunden war, und auch Deutsche als Mitglieder zugelassen wurden, die zu den historischen Wissenschaften eigentlich keine wie immer gearteten Beziehungen aufweisen konnten. Es gilt also, in Berlin Fehler zu vermeiden und vor allen Dingen die Zulassungsgrenzen zum Kongreß etwas enger zu stecken. Daß für eine dadurch begrenzte Zahl von Teilnehmern dann eine mustergültige Organisation geschaffen werden kann, steht außer allem Zweifel, und die an der Spitze stehenden Namen von Wilamowitz, Koser und Ed. Meyer bieten ja die sicherste Garantie.

In Rom ist soeben der Versuch einer städtischen Theaterreform gemacht worden, die viele Diskussionen hervorgerufen hat, aber zu den bedeutsamsten Folgen für die Entwicklung der dramatischen Kunst in Italien führen kann. Es handelt sich darum, durch bestimmte Leistungen finanzieller Natur der dramatischen Kunst zu Hilfe zu kommen, die, seit Jahrzehnten in Italien von allen staatlichen und sonstigen konstituierten Autoritäten verlassen, ein mühseliges Dasein führt. Dieser neueste Versuch umfaßt die Überlassung des städtischen Orchesters und einer Subvention von 80 000 Lire an das Opernunternehmen im Teatro Costanzi sowie die Überlassung des städtischen Teatro Argentino und einer Subvention von 25 000 Lire an eine ständige Schauspielgesellschaft. Man muß nur leider dieses Wort »ständig« sehr cum grano salis verstehen: denn andernfalls wäre man ja in der Lage, an eine wirkliche Besserung der Verhältnisse zu glauben, wie sie zweifellos für alle Teile in dem Übergang zum ständigen Theater nach deutschem Muster läge. Vorläufig wird hier aber schon eine jährliche Wiederkehr derselben Truppe für mehrere Monate als eine Art Ständigkeit angesehen und — von gewissen Seiten bekämpft. Denn die Zahl derer, die in Italien noch immer festhalten wollen an dem System der monatlich wechselnden Theatergesellschaften ist nicht gering. Die positiven Ergebnisse der neuen Theaterreform wird man daher nicht zu hoch anschlagen dürfen, besonders auch, weil die Kontrolle der Stadt gegenüber den Privatunternehmern, denen die Subvention zufließt, eine sehr geringe ist. Immerhin aber muß die Reform als ein Beweis dafür dankbar begrüßt werden, daß man sich in Italien zu der Erkenntnis durchringt, es gehe nicht länger an, die dramatische Kunst und ihre Ausübung einfach sich selbst zu überlassen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

8. Juni 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg

INHALT:

Geschichtsinteresse und Geschichtsforschung in Amerika.

Von Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Reinhold Koser,
Generaldirektor der Königl. Staats-Archive, Berlin.

Den Fremden, der in den Hafen von New York einfährt, grüßt von der Liberty-Insel her ein Denkmal, die Kolossalstatue der Freiheit, und Denkmälern begegnet er immer wieder, wenn er das Land betreten hat. Einst hatte Baltimore den Namen der Monumental City vor sich voraus, bald könnte man das ganze Gebiet der Union als das Land der Monumente bezeichnen. Amerika ist nicht mehr das unhistorische, durch kein Erinnern gestörte Land der jetzt bald hundert Jahre alten Goetheschen Verse. Das historische Interesse ist ungemein rege. Amerika pflegt seine Erinnerungen mit Treue und Geflissenheit, auch wenn sie sich an die Tage härtester Prüfungen, schwersten Bürgerzwistes knüpfen. Staatliche Veranstaltung und private Freigebigkeit wetteifern, wo es gilt, historisches Verdienst auszuzeichnen und den historischen Sinn zu heben, und den Männern tun es die Frauen zuvor: die Gesellschaft der »Töchter der Revolution« und die Mount Vernon Ladies Association haben gewaltige Summen gesammelt und aufgewandt, um denkwürdige Stätten zu erhalten oder zu schmücken. Es ist die Betätigung desselben historischen Stolzes, der die »F. F. V.« (first families of Virginia) und das dreihundertjährige Stadtpatriziat von Boston auf alles herabblicken läßt, was später, und sei es auf der finanziellen Grundlage von Milliarden, dort zu Lande in die Höhe gekommen ist.

Die Mehrzahl der Denkmäler dieses Landes ohne stehendes Heer gilt kriegerischem Ruhme, und die Standbilder fallen um so stattlicher in das Auge, als für den amerikanischen General das Reiterstandbild der herrschende Typ ist. Den Stoff bieten der Sezessionskrieg und der Unabhängigkeitskampf, aber auch bereits der kubanische Feldzug von 1898 und noch der siebenjährige Krieg. Nur vereinzelt hat der denkmalstiftende Kultus an noch ältere Zeiten angeknüpft. Wie den Askaniern in der Berliner Siegesallee, den Babenbergern auf der Elisabeth-Brücke in Wien und den Piasten in der goldenen Kapelle des Posener Doms Standbilder errichtet wurden, ohne daß das Kunstwerk sich an ein Urbild halten konnte, so hat Boston auf der Commonwealth Avenue sein von einer patriotischen Bürgerin gestiftetes Leif-Erikson-Denkmal zu Ehren des Normannen-Häuptlings, der nach der Überlieferung um das Jahr 1000 an jenen Küsten gelandet ist.

Amerika hat »keine verfallenen Schlösser«; der Hudson, landschaftlich der Nebenbuhler unseres Rheins, muß den Schmuck der Burgruinen missen. Aber Amerika hat, wenn nicht mittelalterliche, sodoch immerhin altväterische Ruinen, die es mit um so größerer Pietät pflegt, je kleiner ihre Zahl ist: die Ruinen der Forts aus den good old colonial times, aus den Tagen der Kämpfe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwischen Briten und Franzosen, wie die maleriſchen Trümmer von Fort George am gleichnamigen See im Norden des Staates New York, die Trümmer des benachbarten, aus Coopers »letztem Mohikaner« bekannten Fort William Henry und am vielbeſuchten Champlain-See die Grundmauern der Forts Ticonderoga und Crown-Point. Und vollſtändig erhalten iſt mitten im großſtädtiſchen Getümmel von Pittsburg das berühmte Blockhaus am Zuſammenfluß des Ohio, deſſen Geſchichte mit den Anfängen des ſiebenjährigen Krieges und der militäriſchen Laufbahn Washingtons verknüpft iſt; die »Töchter der Revolution« haben den alten Bau erworben und unter ihre Obhut genommen.

Groß iſt die Zahl der Stätten, die dem Amerikaner durch die Spur Washingtons geweiht ſind: der Gemeindepark zu Cambridge mit der Washington-Ulme, unter welcher der Nationalheld am 3. Juli 1775 den Oberbefehl über das amerikaniſche Heer übernahm, und mit Craigie-Houſe, dem nachmaligen Wohnhaus Longfellows, wo Washington von 1775 auf 1776, vor der Eroberung von Boſton, überwinterte; Jumel-Houſe auf den Washington-Höhen im Norden New Yorks, das Hauptquartier während der blutigen Novembertage von 1776, heute ein von den »Töchtern der Revolution« unterhaltenes Muſeum; das Farmhaus zu Valley Forge in Pennſylvanien, das Washington im Winter auf 1778 nach dem Verluſt von Philadelphia zum Mittelpunkt einer improviſierten Stadt von Blockhäuſern machte; das wieder in ein hiſtoriſches Muſeum umgewandelte Haus zu Rocky Hill in New Jerſey, wo der General 1783 ſeine Abſchiedsproklamation an das ſiegreiche Heer niederſchrieb. Und wenn die alte City-Hall in der Wall-Street zu New York, in welcher Washington 1789 die Präſidentſchaft antrat, einem neuen Prachtbau, dem Unter-Schatzamt der Vereinigten Staaten, hat weichen müſſen, ſo erinnert hier doch ſein ehernes Standbild an die hiſtoriſche Bedeutung der Stätte. Mount Vernon, Washingtons Landhaus über dem ſteilen Ufer des breiten Potomack im lichten Hochwald gelegen, iſt das Mekka der Amerikaner, die nationale Wallfahrtſtätte, verklärt durch den dreifachen Zauber der Erinnerung an den großen und guten Mann, der landſchaftlichen Schönheit und der Stilechtheit eines bis in die kleinſten Einzelheiten erhaltenen Colonial-Times-Haushaltes. Hier ſtimmt alles genau zuſammen, das alte Haus, die alte Küche, die noch ältere Scheune, der ſteife Ziergarten und endlich das Grab, der genau nach Washingtons eigner Vorſchrift aufgeführte niedrige und enge Backſteinbau mit den beiden einfachen Marmorplatten, unter denen der erſte Präſident und ſeine treue Lebensgefährtin ſchlummern.

Der Wechſel der Zeiten und der Maßſtäbe ſpringt in die Augen, wenn man von Washingtons ſchlichter Ruheſtätte nach New York zu dem Grant-Mauſoleum kommt, dem mit einem Aufwand von 600 000 Dollars errichteten Säulenbau von 150 Fuß Höhe mit ſeiner an das Napoleon-Grab im Invalidendom erinnernden Krypta. Und ungefähr in gleichem gegenſeitigen Verhältnis ſteht der einfachere Schmuck der Schlachtfelder der Freiheitskriege zu dem Wald von Denkmälern, der den Kampfplatz von Gettysburg in Pennſylvanien, der Walſtatt des 1. bis 3. Juli 1863, bedeckt. Gettysburg war die erſte Schlacht, welche die Truppen der Union nach ſo viel Niederlagen über die Südkonföderierten gewannen, der »turning point« des Sezeſſionskrieges; die große Offenſivbewegung des Generals Lee am 3. Juli, durch welche die Schlacht einen Augenblick ſchon für den Süden entſchieden ſchien, gilt als der »Hochwaſſerſtand« der Rebellion: ein »high-water mark monument« bezeichnet die Stelle, an der unter den Batterien der Unierten der Angriff zerſchellte, ein Denkmal unter mehr als 400, die in Erz, Marmor und Granit ſich auf Wald und Flur, Bergrücken und Landſtraßen verteilen. Das Gettysburger Schlachtfeld iſt zum Nationalheiligtum geweiht durch die Rede im Lapidarſtil, die Präſident Lincoln noch im Jahre des Kampfes, am 19. November 1863, bei der Kirchhofsfeier angeſichts der Maſſengräber der 3500 gefallenen Unionskrieger hielt, die Rede, die nur zwanzig Druckzeilen füllt (twenty lines address), und die der Nationalſtolz höher ſtellt als die perikleiſche Gedenkrede bei Thukydides. Seitdem hat die Pietät der Überlebenden und des nachfolgenden Geſchlechtes ſich an der Ausſchmückung jener Stätten nicht genug tun können. Mehr als 7 Millionen Dollars ſind bis heute auf die Erwerbung von Grund und Boden und auf die Errichtung der Standbilder, Denktafeln, Wegemarken, Ausſichtstürme aufgewendet worden, und man wird den Ameri-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kanern den Ruhm nicht ftreitig machen können, daß kein Schlachtfeld der Welt in topographischer wie künftlerischer Beziehung besser gekennzeichnet sei, als ihr Gettysburg.

Die Grabftätten der Überwundenen, wie der Oakwood=Friedhof bei Richmond, wo 18 000 Konföderierte ruhen, können sich an äußerem Prunk mit denen der Sieger nicht messen; aber Richmond hat auf Libby Hill sein großes Soldaten= und Seemanns=Monument so gut wie New York im Hudson=Park, und den großen Heerführern Robert E. Lee, Stonewall Jackson, Brown Stuart ift der Süden ihre Standbilder nicht schuldig geblieben. Stätten, die den gemeinsamen Erinnerungen der Nation gehören, sind die National Hall of Statuary auf dem Kapitol zu Washington, in der jeder Staat die Statuen seiner zwei beften Söhne aufftellen darf; die von Miß Helen Good geftiftete »Ruhmeshalle für große Amerikaner« in der Universitäts=Bibliothek zu New=York; die Independence Hall in Philadelphia, das alte 1732 errichtete Staatenhaus, das am 4. Juli 1776 das Geburtshaus der Union wurde, und ebendort der Fairmont=Park mit dem Siemeringschen Washington und zahllosen anderen Denkmälern.

Die eindringliche Sprache, die Stein und Erz zu allem Volk und nicht zuletzt zu der Jugend reden, wird nun aufs wirksamfte unterftützt durch den Geschichtsunterricht, den die Schule bietet. Das Buch von Edward G. Bourne, dem Professor an der Yale=Universität, über diesen Gegenftand (The teaching of history and civics in the elementary and the secondary schools) gibt uns lehrreiche Einblicke. Der Geschichtsunterricht in den Volks= und Mittelschulen kommt wesentlich, in der Praxis vielfach wohl ausschließlich, der nationalen Geschichte zugute, und da diese nur einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum umspannt, so kann der Lehrer sie ausführlicher und deshalb, soweit er das überhaupt verfteht, anschaulicher behandeln. Geschickte populäre Darftellungen helfen nach. T. W. Higginson hat eine amerikanische Geschichte »für Kinder« geschrieben, Theodor Roosevelt, der heutige Präsident, hat vor zwölf Jahren im Verein mit einem Freunde, Henry Cabot Lodge, dem Biographen Washingtons, »Hero tales from American hiftory« veröffentlicht, die Erzählung der Taten großer Amerikaner, in der ausgesprochenen Absicht, den Sinn für das Heldenhafte in der Geschichte und die Nacheiferung der Jugend zu erwecken. Ford hat in gleicher Tendenz eine Sammlung hiftorischer Urkunden und bedeutender Aussprüche und Reden der Nationalhelden (Great words from great Americans) herausgegeben. Albert Bushnell Hart läßt in einer trefflichen Auswahl die handelnden Personen selber und die unmittelbaren Zeugen die amerikanische Geschichte erzählen (American Hiftory told by contemporains) und hat für den Schulgebrauch ein zweckmäßiges, auch die diplomatische und Verfassungsgeschichte behandelndes Handbuch (Handbook of the hiftory, diplomacy and government of the United States for class use) ausgearbeitet.

(Schluß folgt.)

Internationale Erdbebenforschung.

Von Professor Dr. Emil Wiechert, Göttingen.

I.

Die Seismologie, d. h. die Lehre von den Erderschütterungen, gehört zu den Wissenschaften, für welche das internationale Zusammenarbeiten der Völker ganz besonders wertvoll ift, denn alle Richtlinien, welche den Forscher hier leiten müssen, führen dahin, Erscheinungen mit einander zu vergleichen und gegeneinander abzuwägen, welche sich über die ganze Erdoberfläche verteilen. So darf es mit Freuden begrüßt werden, daß heute faft alle Kulturnationen in der »Internationalen Seismologischen Assoziation« zu einem Bunde zusammengefaßt sind, welcher sich der Erdbebenforschung in gemeinsam organisierter Arbeit widmet. Wir dürfen hoffen, daß auch bei den wenigen noch fehlenden Nationen die hemmenden Erwägungen bald zerfließen werden.

Betrachten wir zunächft die Aufgaben, welche der heutige Seismologe vor sich sieht. In erfter Linie wird er jedenfalls fragen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müssen, in welchen Gebieten der Erde die Erdbeben stattfinden, in welchen Zeiträumen sie einander folgen, und worin ihre Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Erde liegt.

Stets kann man bemerken, daß ein Erdbeben einen engbegrenzten »Herd« auf der Erdoberfläche selbst besitzt, d. h. daß in einem verhältnismäßig kleinen Gebiet die Wirkungen weitaus am stärksten sind. Hieraus darf geschlossen werden, daß die Erdbeben ihre Ursache nicht im tiefen Innern, sondern in der Rinde der Erde haben. Die Beschaffenheit dieser Rinde haben wir durch die Geologie näher kennen gelernt. Wir wissen, daß die Schichtung überall Unregelmässigkeiten zeigt. Wir erkennen, daß im Laufe vergangener Jahr-Millionen hier und dort auf der Erde das Material in weit ausgedehnten Schichten und in wechselnder Folge auflagert und fortgeführt worden ist, oftmals in Dicken, die nach vielen Tausenden von Metern rechnen. Bei weitem das mächtigste Transportmittel war dabei das Wasser in seinem Kreislauf durch die Atmosphäre und in den Meeresströmungen; mit ihm gemeinsam arbeitete der Wind. In dem Maße, wie im Laufe der Zeit die Schichten hier mehr an die Oberfläche traten, und dort mehr in die Tiefe sanken, änderte sich weitgehend der Druck durch die darüberliegenden Schichten und — unter dem Einfluß der Wärme des Erdinnern — auch die Temperatur. So verstehen wir es, daß als Resultat der Entwicklung sich heute eine unermeßliche Fülle von Störungen zeigt, die sich äußern in Hebungen und Senkungen, in Faltungen, Schiebungen und Pressungen, in chemischen und physikalischen Umwandlungen. Meist gingen die Änderungen wohl langsam und stetig vor sich, indem die Erdschichten allmählich gebildet, umgewandelt und zerstört wurden, und indem die übrigbleibenden unter dem Einfluß der sich ändernden Kräfte langsam andere Formen und Zustände annahmen. Oft aber auch, und zwar dort, wo die Verhältnisse sich schnell wandelten, wurden die immer stärker anwachsenden Spannungen plötzlich ausgelöst, so daß gewaltsame Verschiebungen und Umwandlungen eintraten oder den glutflüssigen Massen im Innern der Erde neue Wege eröffnet wurden. In diesen Fällen trat dann das Phänomen der Erdbeben ein, sowie wir es auch heute noch oftmals beobachten können. Die vulkanischen Ausbrüche sind entgegen der gewöhnlichen Meinung des Laien in der Regel nur mit geringfügigen Erdbeben verbunden, die eigentlichen, für die Menschen verderbendrohenden Erdbeben knüpfen sich vornehmlich an Spaltungen der Erdrinde, die zuweilen enorme Ausdehnung erreichen. Bei dem Erdbeben von San Francisco war es z. B. möglich, die Zerklüftungen an der Erdoberfläche auf einer mehrere hundert Kilometer langen Linie parallel zur Meeresküste festzustellen, wobei die Verschiebungen im Gelände mehrere Meter betrugen. Die Bilder, welche ich so mit wenigen Strichen zu zeichnen suchte, werden deutlich machen, daß uns die Erdbeben von den fortschreitenden Umwandlungen der Erdrinde berichten. Diese ist keineswegs schon tot, wie eine unaufmerksame Betrachtung wohl annehmen mag, sondern ist noch immer in lebendiger Entwicklung begriffen. Ruhig und friedlich freilich verläuft das Leben im allgemeinen, aber hier und da, in den vulkanischen Ausbrüchen und in den Erdbeben wächst es stürmisch an, zeigt dem Menschen drohend die Übermacht der Naturkräfte oder vernichtet in zorniger Entfaltung ihn und seine Werke.

Die erste große Aufgabe, welche dem Naturforscher durch die Erdbeben dargeboten wird, können wir nach diesen Überlegungen darin erblicken, dem Leben der Erdrinde nachzuspüren. Es knüpfen sich daran nicht nur Interessen der Wissenschaft, sondern auch Interessen des praktischen Lebens. Denn wie es in einzelnen Fällen schon jetzt geschehen konnte, wird die Wissenschaft bei weiterem Fortschritt in immer ausgedehnterem Maße dahin gelangen, Vorzeichen aufzufinden, welche das Herannahen der Gefahr anzeigen. Man hofft auch, bei stetiger Überwachung der Erdbebentätigkeit der Erde manches Unheil abwenden zu können, welches erst indirekt als Folge der Erdbeben auftritt. Wird doch heute z. B. angenommen, daß die Strandung des Lloyddampfers »Viktoria Luise« vor Jamaika eine Folge war der Änderungen des Meeresbodens durch das Erdbeben vom 14. Januar 1907, das Kingston zerstörte. Als eine fernere Aufgabe der Wissenschaft in diesem Zusammenhang muß auch angesehen werden, die Gesichtspunkte klarzulegen, welche bei der Aufführung von Bauten in gefährdeten Gegenden beachtet

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden müssen, um die Gefahren für den Menschen zu vermindern.

Die gewaltige Arbeit, welche die Kulturnationen in Beobachtung und Sammlung der Erdbebennachrichten schon geleiſtet haben, hat nach den Zusammenſtellungen von F. de Montenus de Ballore gezeigt, daß die Erdbebentätigkeit auf der Erde sich hauptsächlich in zwei Gürteln äußert, von denen der eine sich längs des Mittelmeers, von diesem zum Himalaja und von hier über Hinter-Indien in den Stillen Ozean hineinerſtreckt, während der andere von Neu-Seeland ausgehend längs den Küſten von Asien und Amerika in einem ungeheueren Kreis den Stillen Ozean umsäumt. Von den etwa 160000 Erdbeben, welche bisher verzeichnet wurden, entfallen etwa 95 % auf diese beiden Gürtel maximaler Tätigkeit. Das Kalabrische Beben vom 9. September 1905 und das Indische Beben vom 4. April 1905 gehörten zu dem einen Gürtel, und die Beben, welche San Francisco am 18. April 1906, Valparaiso am 17. Auguſt 1906 zerſtörten, zu dem anderen.

Die moderne Seismologie hat dem Forscher noch ein zweites nicht minder ausgedehntes und nicht minder wichtiges Arbeitsgebiet durch den Umſtand geboten, daß die vom Erdbebenherd ausgehenden elaſtischen Erschütterungen den ganzen Erdkörper durchdringen und mit einigermaßen feinen Inſtrumenten bei jedem größeren Erdbeben überall auf der Erdoberfläche zu spüren sind. Hieraus ergibt sich, daß man zur Feſtſtellung der Erdbebentätigkeit keineswegs allein auf die lokale Beobachtung angewiesen iſt, sondern daß der Arbeitsbereich eines gut ausgerüſteten Observatoriums sich auf ein weites Gebiet erſtreckt. Je feinere Apparate zur Verfügung ſtehen, um so größere Entfernungen werden umfaßt, und für ſtärkere Beben kommt sogar die ganze Erde in Frage. Verbinden sich mehrere Stationen, so sind sie imſtande, bei den gemeinsam regiſtrierten Erdbeben den genauen Ort des Herdes anzugeben. Umfaßt der Bund ein zweckmäßig gewähltes Netz von Stationen, so kann jedes größere Erdbeben lokalisiert werden, und je enger das Netz wird, um so geringfügigere Erdbeben wird es auffassen können. Bedenkt man demgegenüber die tausendfältigen Unzulänglichkeiten der direkten persönlichen Beobachtung und bedenkt man ferner, ein wie großer Teil der Erdoberfläche beinahe oder ganz menschenleer iſt, so wird ohne weiteres verſtändlich sein, daß es seit der Zuhilfenahme der inſtrumentellen Regiſtrierung möglich geworden iſt, die Überwachung der seismischen Tätigkeit der Erde zu einem unvergleichlich höheren Grad der Leiſtungsfähigkeit zu führen. Während früher nur vereinzelte Gebiete der Erde und auch diese nur unvollkommen erschlossen werden konnten, bietet sich nun die Möglichkeit, die ganze Erde einheitlich zu umfassen. Dazu kommt noch, daß die inſtrumentellen Aufzeichnungen ein sehr viel genaueres Bild von den Vorgängen am Erdbebenherd zu zeichnen erlauben, als es auf Grund persönlicher Beobachtungen je möglich wäre. So iſt denn das Beſtreben der modernen Seismologie in immer ſteigendem Maße darauf gerichtet, die inſtrumentelle Regiſtrierung in den Vordergrund zu rücken und zu ihrer Ausnutzung ein Netz mit immer engeren Maschen über die Erde zu spannen.

Noch iſt das Netz so unvollſtändig, daß man sagen muß, die Menschheit habe nur eben erst begonnen, es zu weben; aber doch sind auch jetzt schon mancherlei erfreuliche Resultate mit seiner Hilfe gewonnen worden. Die lokale Forschung, vor allem in Japan, Italien, Öſterreich, Ungarn, Rußland und Deutschland, wobei unser deutsches Samoa nicht vergessen werden darf, hat weitgehend Nutzen ziehen können. Und es wurden auch die Hauptgebiete der großen Weltbeben klargelegt; hier sind besonders die Arbeiten von J. Milne auf Grund der mit seinen Inſtrumenten ausgerüſteten Stationen hervorzuheben. Erwähnen möchte ich auch, daß durch die bisherigen Regiſtrierungen ein kleiner Einfluß des Mondes auf die Erdbebentätigkeit der Erde nachgewiesen zu sein scheint.

Die Bedeutung des Stationsnetzes erschöpft sich nun aber keineswegs in der Feſtſtellung der Erdbebentätigkeit der Erdrinde, ja, diese Seite seiner Arbeit, wie hoch man sie auch für die Wissenschaft, speziell für die Enthüllung der Entwicklungsgeschichte der Erde ſtellen mag, wird an Wichtigkeit faſt noch übertroffen von einer andern Seite, die sich uns darbietet, wenn wir die Fortpflanzung der Erdbebenwellen selbſt ins Auge fassen. Ich hob schon hervor, daß die Erdbebenwellen den ganzen Erdkörper durcheilen. Wie sie dieses tun, wie ihre Wege sich formen, welche Geschwindigkeiten erreicht werden, das hängt von der physikalischen Beschaffen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit des Erdkörpers ab. Die mathematische Analysis ist mächtig genug, um aus der Anordnung der Zeiten und der Art, wie die Wellen an den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche eintreffen, auf ihre Bewegung auch im tiefsten Innern der Erde ganz sichere Schlüsse zu gewähren. So ergibt sich denn dem Seismologen die wunderbare Möglichkeit, aus den Beobachtungen an der Erdoberfläche Auskunft über das physikalische Verhalten der Erde in ihren Tiefen zu erhalten. Durch die Erdbebenwellen wird so das Innere der Erde unseren Blicken in ganz ähnlicher Weise zugänglich, wie es das Innere des menschlichen Körpers durch die Röntgenstrahlen geworden ist. Wohl bieten uns eine ganze Reihe von Naturerscheinungen (Gestalt der Erde, Schwereverteilung, Ebbe und Flut, Polschwankungen, Erdmagnetismus) die Möglichkeit, zu Schlüssen über die Beschaffenheit des Erdinnern zu gelangen; aber keine Erscheinung kennen wir, welche so weit ins einzelne zu führen vermag wie das Phänomen der Erdbeben. Am nächsten kommt noch die Schwerevariation auf der Erdoberfläche, doch können aus dieser im einzelnen nur Schlüsse über die Schichtung der äußersten Oberfläche gezogen werden. Die Erdbebenwellen erschließen demgegenüber das ganze Erdinnere in allen seinen Tiefen. Wie weit die Arbeitslust und die Arbeitskraft der Menschheit einst gehen mag, muß dahingestellt werden; nicht zweifelhaft ist aber, daß durch die Erdbebenforschung die Bahn frei gemacht worden ist, Aufschlüsse über das physikalische Verhalten einer jeden einzelnen Stelle in der ganzen Ausdehnung des Erdkörpers zu erhalten. Dieser Ausblick allein genügt, um der Erdbebenforschung für die Geophysik einen Platz an hervorragender Stelle anzuweisen.

Wir stehen heute erst im Anfang. Um so erfreulicher ist es, daß die Seismologie auch hier schon Erfolge verzeichnen darf. So wurde mit Sicherheit festgestellt, daß die Erde in ihrem Innern im großen und ganzen starr und nicht »feurig flüssig« ist, wie man so oft angenommen hat. »Feurig flüssige« Gebiete in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes »flüssig« können nur ganz vereinzelt vorhanden sein, wohl nur im Zusammenhang mit den Vulkanen in verhältnismässig geringen Tiefen unter der Erdoberfläche. Es wäre allenfalls möglich, daß hier eine dünne, feurig flüssige Schicht bestände, welche sich horizontal zusammenhängend über größere Gebiete, selbst über die ganze Erde erstreckt. Es ist zu erwarten, daß die Seismologie auch in diesen, für den Bau der Erdrinde sehr wichtigen Einzelheiten die entscheidende Antwort einst wird geben können. Wie dem auch sein mag, in größeren Tiefen, von 100 oder 200 Kilometer ab, zeigt sich der Erdkörper nach den Erdbebenbeobachtungen jedenfalls als sehr starr. Als ein weiteres Resultat möchte ich hervorheben, daß durch die Untersuchungen von Benndorf sowie von Zöppritz und mir in hohem Grade wahrscheinlich geworden ist, daß die Erde wirklich den Metallkern (Eisenkern) enthält, auf den ich vor etwa 10 Jahren aus ganz anderen geophysikalischen Erwägungen geschlossen habe. Für die Dicke des Gesteinmantels, die ich früher nur ziemlich ungenau auf 1200—1600 Kilometer schätzen konnte, ergibt sich nach den bisherigen Erdbebenbeobachtungen ein Wert von nahe 1500 Kilometern.

II.

Nachdem ich so eine Übersicht über die Ziele, über die Erfolge und über die Hoffnungen der Seismologie gegeben habe, soll nun in Kürze dargelegt werden, wie die internationale Organisation sich entwickelt hat, und welche Formen sie zurzeit besitzt.

Den Anknüpfungspunkt gab die Einführung der Registrierung der Erdbeben mittels zeichnender Instrumente. Schon früh im 19. Jahrhundert begann man hie und da in Europa registrierende Instrumente zu bauen, doch waren die Formen zunächst noch sehr primitiv. Die entscheidenden Fortschritte wurden um das Jahr 1880 in Japan gemacht, wo ja die Erdbeben sowohl durch ihre Häufigkeit als auch durch ihre Stärke für die Bevölkerung eine außerordentliche Bedeutung haben. Zunächst waren es Deutsche, dann Engländer, welche in mannigfachen Versuchen den Bau der Instrumente und ihre Verwendung leiteten. Gegen Ende des Jahrhunderts übernahmen dann die Japaner selbst aus den Händen der Engländer die gesamte Arbeit, auf eigenen Wegen weiter gehend. Den in Japan gegebenen Anregungen folgte man schon in der Mitte der achtziger Jahre in dem erdbebenreichen Italien, wo man sich bis dahin im wesentlichen damit begnügt hatte, von hochempfindlichen Seismoskopen die Zeit des Eintretens der Erdbeben aufzeichnen zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassen. Am Ende der achtziger Jahre begann die Regiſtrierung der Erdbeben auch in Deutschland, und zwar gelangte man bei Verfolgung anderer Ziele gewissermaßen beiläufig dahin. Es handelte sich nämlich zunächſt um die Beobachtung der Variationen der Schwerkraft und der Deformationen des Erdkörpers, welche mit der wechselnden Stellung der Sonne und des Mondes verknüpft sind.

(Schluß folgt.)

Universalsprachen.

Von Professor Dr. Leo Wiener, Harvard University, Cambridge, Mass.

(Schluß.)

Im Jahre 1615 redigierte Trigault den Bericht über China, den der Jesuit Matteo Ricci, der berühmte erſte Sinologe, geschrieben hatte. Dies Werk wurde ungemein populär, man druckte es ein Jahr darauf in London wieder ab und übersetzte es bald in viele Sprachen. Die viel genauere Beschreibung der chinesischen Sprache, die sich in diesem Buche vorfindet, bekräftigte Bacon in seiner Ansicht über eine Weltsprache, wie sich zeigte, als er seine »Forderung des Wissens« in lateinischer Überarbeitung unter dem Titel »De Augmentis Scientiarum« neu herausgab. Er wiederholte die frühere Bemerkung und fügte bezeichnend hinzu: »Die Realcharaktere haben nichts Emblematisches an sich und sind an sich irrational, gerade wie die Elemente der Lettern, und werden ad placitum gebildet und ſtillschweigend in Gebrauch genommen.«

Was Bacon unter Realcharakter verſtand, wie man späterhin die Universalsprache selbſt benannte, war eine Sprache von Formeln, die »die Ideen der Dinge« repräsentierten, und durch die der Gedanke des Menschen in etwa derselben Weise zum Ausdruck gebracht wird, wie man die Ideen mittels der artikulierten Sprache wiedergibt. Sie sollte ganz und gar auf philosophischen Abſtraktionen basieren, so daß alle menschlichen Wesen sie sofort richtig auffassen könnten, unabhängig von den Idiosynkrasien der organischen Sprachen. Sie war für ihn ein Desiderium, wie so viele andere Verſtandesprobleme, und es kümmerte ihn gar nicht, ob eine solche Sprache hörbar sein oder gar die gesprochenen Sprachen verdrängen könne. Sie sollte eine Hilfssprache der Philosophie sein, ohne in andere Gebiete, wie die der Literatur und des Handels, einzugreifen.

Descartes drückte sich über diesen Gegenſtand mit größerer Präzision aus, aber auch er kam zu demselben Resultate wie Bacon. Père Mersenne hatte dem Descartes einen gedruckten Bogen geschickt, der, von einer unbekannten Person verfaßt, einen Vorschlag für eine Universalsprache enthielt. In einem Antwortschreiben vom 20. November 1629 zergliederte und analysierte der französische Philosoph den Vorschlag und fand ihn wertlos. »Will er, daß wir die Grundwörter lernen, die allen Sprachen gemein sind, so wird er nie einen finden, der sich diese Mühe geben wird; und es wäre leichter, alle Menschen zu überreden, Latein oder irgend eine andere beſtehende Sprache zu erlernen, als die von ihm vorgeschlagene, in der es keine geschriebenen Bücher gibt und keine Menschen, die sie verſtehen und von denen der richtige Gebrauch erlernt werden könnte.« Dann fuhr er fort, die Möglichkeit einer philosophischen Sprache zu beweisen, mittels der man alle menschlichen Ideen klassifizieren und in Ordnung bringen könnte. »Und könnte einer erklären, was für einfache Gedanken, aus denen alles, was man denkt, zusammengesetzt iſt, in dem Gehirn des Menschen zu finden seien, und nähme die ganze Welt das an, ja, dann würde ich mir erlauben, auf eine Universalsprache zu hoffen, die leicht zu erlernen, auszusprechen und zu schreiben sei, und die, was die Hauptsache iſt, unserer Urteilskraft behilflich sein könnte, indem sie ihr alles in klarer Form zuführen würde, so daß man faſt unmöglich in einen Irrtum geraten könnte. Ich bin des Glaubens, eine solche Sprache sei möglich, und wir könnten die Wissenschaft entdecken, auf der sie beruht, so daß Bauern imſtande sein werden, besser über die Wahrheit der Dinge zu urteilen als nun die Philosophen. Hoffen Sie aber nicht, sie schon in wirklichem Gebrauch zu finden; dies erfordert einen großen Wechsel in der Ord-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nung der Dinge, und die ganze Welt müßte ein irdisches Paradies sein, was man nur in dem Lande der Romane vorschlagen kann.«

Was Bacon angeregt hatte, wurde besonders von seinen Landsleuten als würdiges Untersuchungsobjekt aufgegriffen. Sie unterwarfen sich aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ihrer Arbeit mit mehr Begeisterung und weniger Umsicht als ihr Vorgänger, »der englische Aristoteles«.

In seinem 1641 erschienenen Buche »Mercury, or the Secret and Swift Messenger« widmete John Wilkins ein Kapitel dem »Universalcharakter, der von allen Völkern und in allen Sprachen zu lesen ist.« Er führt aus, das Latein und die andern gelehrten Sprachen hätten bis zu einem gewissen Grade den Fluch des Sprachenbabels beseitigt, und ist der Meinung, eine Universalsprache werde der Wissenschaft erheblich zugute kommen. Denn man könne die Zeit, die nun auf das Erlernen von Wörtern vergeudet wird, zum Studium der Dinge verwenden. Darauf führt er, sich auf die chinesische Sprache beziehend, Bacons Gründe an und beweist, daß die »Universalcharaktere« gewissermaßen schon in den Wissenschaften ihre Anwendung fänden. Die arithmetischen Zahlen, die Apothekerzeichen für Gewichte, die astronomischen Abbildungen für die Planeten, die Figuren für die chemischen Stoffe, wie sie damals im Gebrauch waren, die Musiknoten seien alle, trotz ihrer verschiedenen Benennungen, den verschiedensten Völkern gleich verständlich. Da eine solche Universalsprache gerade so viele Charaktere besitzen müsse, wie es Grundwörter gäbe, so schlug Wilkins vor, das Hebräische, als aus den wenigsten Wurzeln bestehend, sich zum Muster zu wählen. Die Deklinationen, die Konjugationen und alle anderen nötigen Abänderungen seien durch besondere Zeichen zu unterscheiden. Etwa sieben- oder achttausend Grundwörter, wie im Chinesischen, sollten genügen, um irgend welche Idee auszudrücken, und, wieder wie im Chinesischen, dürften sie die verschiedenen Völker verschiedentlich aussprechen. In einem andern Kapitel, in dem er den Gebrauch von Musiknoten in der Kryptographie besprach, fiel es ihm ein, wir könnten uns nicht nur von der Schriftenverwirrung, sondern zugleich auch von der Sprachenverwirrung befreien, wenn wir die musikalischen Töne zu einer Universalsprache verwendeten, da ja alle Völker »in dem Verständnis der Harmonie« übereinstimmten. Wilkins war stolz auf diesen Teil seines Vorschlages; hatte ihn doch Bacon nicht erwähnt; und er riet, man sollte diesem Gegenstande eine besondere Untersuchung widmen.

Das erste wirkliche Programm einer Universalsprache enthielt Francis Lodwicks im Jahre 1652 erschienenes »Groundwork, or Foundation laid (or so intended) for the Framing of a new perfect Language«, »Grundlage (das soll es wenigstens sein) für den Aufbau einer neuen vollkommenen Sprache und einer Universalschrift, den Gelehrten zur Betrachtung angeboten von einem Gönner der Wissenschaft«. Lodwick wird von gelehrten Zeitgenossen als »extra scholas natus« bezeichnet; doch wurde er in späteren Jahren Mitglied der Royal Society, wo er einen Bericht abstattete über das von ihm erdachte Universalalphabet und einen andern über die Universalfibel.

In seinem »Groundwork« sagt der Verfasser, eine Sprache, die für den allgemeinen Gebrauch bestimmt ist, müsse so leicht wie möglich zu erlernen sein, da sie nur als Tor zu den Wissenschaften dienen solle. Um diese Eigenschaft zu besitzen, müsse sie frei sein von Ausnahmen und auf einem System von Charakteren fußen, die dem Auge sofort erkennbar sind, ohne ausgesprochen zu werden. Die Grundwörter einer solchen Sprache müßten reine Wurzeln sein, weder Zeitwörter noch Hauptwörter, die aus den Wurzeln durch gewisse Suffixe abgeleitet werden. Um so sparsam wie möglich mit den Wurzeln zu verfahren, bilde man von denselben Wurzeln Wörter für entgegengesetzte Bedeutungen, wie »segnen« und »verfluchen«, solche die abstufende Verschiedenheiten bezeichnen, wie »gehen, laufen, galoppieren, traben«, solche, die sich in irgend einer Weise von der Zentralbedeutung ableiten lassen, wie »etwas gewöhnlich tun, ein Tun nachahmen, anfangen zu tun, langsam tun, nicht tun«. Im Zeitworte seien Infinitiv und Imperativ genügend bezeichnet, der erste durch das folgende Fürwort, der zweite durch die Stellung; die Gegenwart brauche keine determinierende Endung; von den anderen Zeiten genügten zwei vergangene, eine zukünftige und eine bedingende zukünftige; die Unterscheidung von Person und Zahl sei unnütz; das sei schon durch das Hauptwort zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erkennen; auch brauche die Mehrzahl im Hauptworte nicht angedeutet zu werden, wenn kein Mißverſtändnis ſtattfindet; Beiwörter bleiben in der Mehrzahl ebenfalls unbezeichnet, denn dies sei schon durch das Hauptwort oder durch sonſt etwas im Satze zu erkennen. Für die Hauptwörter gibt es neun Ableitungsklassen, und das Hauptwort der »übergehenden Tätigkeit« gibt, in Verbindung mit dem Zeitworte »sein« das Passivum der Zeitwörter ab. Die Benennung der Dinge selbſt müsse er einem gründlichen Philosophen überlassen, der »das in ihnen, wodurch sie in ihrer Benennung zu erkennen sind, mit Namen zu bezeichnen habe«. Die Fälle seien durch Vorwörter zu bilden, den Akkusativ ausgenommen, der schon so wie so durch seine Stellung genügend bezeichnet sei. Eine andere Klasse von Wurzeln für Beiwörter müsse dieselben qualitativen Verhältnisse durch Opposition und ſtufenmäßige Differenzen ausdrücken, so daß »heiß, kalt, warm« alle von demselben Stamme abzuleiten seien; von diesen könne man Zeitwörter, wie »heißmachen, erhitzen«, ohne bezeichnende Wörter weiter entwickeln. Von diesen seien wieder andere, wie bei den Hauptwörtern, zu bilden. In derselben Weise leite man die Mehrzahl der Fürwörter ab, und dann wieder Hauptwörter, etwa wie »ipseitas, egoitas«, bis ins Unendliche. Die Zahlwörter könne man wie folgt ausdrücken: man gebrauche neun Konsonanten für die Einer, neun Vokale für die Zehner, wiederum neun Konsonanten für die Hunderter und so weiter. So könne man eine recht große Zahl in wenigen Silben aussprechen.

Der Verfasser erklärt nicht nur seinen Vorschlag, er belehrt auch über dessen Anwendung. Die Wurzeln sollten in einer beſtimmten Gruppierung den erſten Teil eines Wörterbuches bilden, und ihre Benennung solle durch eine gewisse Zusammensetzung von Konsonanten und Vokalen zuwege gebracht werden; der zweite Teil solle die Namen der Dinge nach den oben erwähnten Regeln geben. Ein zweites Buch müsse die grammatikalischen Regeln enthalten, die, da es keine Ausnahmen gäbe, dem Gedächtnisse nicht zur Laſt fallen würden. Die Wurzeln beſtünden aus einer Silbe, nämlich aus einem Vokal zwischen zwei Konsonanten, die anzuhängenden Silben aus Konsonanten mit frei gewählten Vokalen in bequemer Stellung. Lodwick forderte diese Freiheit für die Vokale, da er bemerkt hatte, die große Verschiedenheit der Sprachen beruhe auf der Korruption der Vokale. Die Wortfolge müsse eine beſtimmte sein, das Beiwort nach dem Hauptworte, das Objekt nach dem Zeitworte und so weiter. Endlich, damit man die Charaktere leicht im Wörterbuche auffinde, schlug er krumme und gerade Linien für die zehn Ziffern vor, die sich leicht zu Charakteren verbinden ließen und zugleich die Nummer angäben, unter der das betreffende Wort im Wörterbuche nachzuschlagen sei.

Es iſt bemerkenswert, daß dieses allererſte Programm einer Universalsprache alle die Eigenschaften in sich vereint, von denen jeder spätere Versuch nur einen Teil wiedergibt. In der ganzen Reihe derartiger Erfindungen, bis hinunter zu Dr. Zamenhofs »Esperanto«, werden wir uns umsonst nach einem so einfachen Bau umsehen, in dem die Deklinations- und Konjugationsformen auf ein Minimum reduziert sind, während die Ableitungen von gemeinsamen Wurzeln eine so weite Ausdehnung erreichen. Und doch hörte man nicht auf Lodwicks Vorschlag. Seine Zeitgenossen, die im Banne eines philosophischen Ideals standen, kümmerten sich nicht um seine praktischen Ratschläge und forderten, wie früher, einen »Universalcharakter«. Dieses sehnsüchtige Verlangen verspottet Sir Thomas Urquhart in seinem »Logspandecteision, or an Introduction to the Universal Language« (1653). Hier schlägt er in humoriſtischer Weise eine aus elf Geschlechtern, elf Fällen und vier Zahlen bestehende Sprache vor, in der die Bedeutung der Wörter dieselbe bleibt, wie man auch die Buchſtaben anordnet.

Ungefähr um dieselbe Zeit (1654) erschien John Websters »Academiarum Examen«, worin er die akademische Gelehrsamkeit seiner Zeit angriff und unter anderm den Universitäten vorwarf, sie widmeten sich nicht energisch genug der Feſtſtellung einer Universalsprache, für deren Wichtigkeit er die von Wilkins im »Mercury« gegebenen Gründe aufzählte. Seth Ward, Savilian Professor zu Oxford, widerlegte in einem anonym erschienenen Buche, »Vindiciae Academiarum«, Websters Beschuldigungen, und indem er seine eigenen Gründe für eine Universalsprache darlegte, gab er vor, er habe selbst

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine der mathematischen ähnliche symbolische Sprache ersonnen und mehrere Millionen Zeichen in einem einen halben Zoll großen Quadrate dargestellt. Die von ihm untersuchten früheren Pläne dieser Art, einen gedruckten und einen im Manuskript (das erste Buch der Iliade in Charakteren) habe er wertlos gefunden. Er sei von der Ausführbarkeit seines Realcharakters überzeugt, fordere aber, er solle »aussprechbar« sein.

Das Gewünschte wurde bald von Cave Beck, M. A., aus Ipswich geliefert. Im Jahre 1657 schrieb er ein Buch, »The Universal Character«, mittels dessen »die Völker gegenseitig ihre Ideen verstehen können, indem sie aus einer gemeinsamen Schrift ihre eigne Muttersprache herauslesen — eine Erfindung von allgemeinem Nutzen, deren Anwendung innerhalb zweier Stunden zu erlernen ist, wenn man nur die grammatischen Regeln beachtet —, und dieser Charakter ist so eingerichtet, daß man ihn ebenso gut sprechen wie schreiben kann«. Beck war überzeugt, sein System sei vollkommen und müsse überall angenommen werden. Er ließ sein Buch zum Besten der französischen Nation ins Französische übersetzen und gab Winke, wie man bei Übersetzungen in andere Sprachen verfahren müsse. Er forderte auch, Wörter, die in seinem Wörterbuche noch nicht stünden, öffentlich zu besprechen, damit sie den spätern Ausgaben »mit öffentlicher Einwilligung« einverleibt werden könnten.

Seine Erfindung bestand darin, daß man Zahlen für die Wurzeln schrieb und Geschlecht, Zahl, Person und Zeit durch vorgehängte Konsonanten und Vokale bezeichnete. Er stellte eine Deklination von sieben Fällen auf und ließ die Beiwörter den Hauptwörtern nachfolgen. Durch das Lateinische verleitet, vervielfältigte er die Zeiten aus den Verben, reduzierte aber sonst alle Personen auf eine Form. Seine Wurzelzahlen konnte man aussprechen, wenn man den zehn Ziffern die Werte óon, to, tre (oder re), fo, fi, sic, sen, at, nin, o« gab, so daß »Ehre deinen Vater und deine Mutter«, das geschrieben als leb 2314 p 2477 and pf 2477 erscheint, zu lesen ist:

lebtoreonfo petofosensen and piftotosensen.

Becks plumpe Ziffernsprache fand ihre Nachahmer auf dem Kontinente in Becher und dem Polyhistor Athanasius Kircher; in England aber schenkte man seiner Erfindung kein Gehör.

Dasselbe Los hatte im Jahre 1661 Dalgarno mit seinem den gleichen Fragen gewidmeten Buch »Ars Signorum, vulgo Character Universalis, et Lingua Philosophica«. Der Grund dafür war, daß es schon seinen Zeitgenossen offenbar geworden, er habe lediglich Lodwicks Ideen fortentwickelt, ohne seine Quelle anzugeben. Er teilte die Ideenwelt in 17 Klassen ein, diese wieder in Unterklassen, und drückte die einzelnen Wörter in der Form von Wurzeln aus, die aus zwei durch einen Vokal verbundenen Konsonanten bestand, an die er wieder Vokale und Konsonanten anhängte.

Inzwischen legten einige Männer, die Dalgarno in seinem Unternehmen behilflich gewesen waren, die Grundlage zur Royal Society, die im Jahre 1665 anfing, ihre Philosophical Transactions herauszugeben. Da die Mitglieder dieser Gesellschaft mit Dalgarno's Lösung der Frage unzufrieden zu sein schienen und doch die Universalsprache als ein dringendes Bedürfnis betrachteten, so forderten sie Wilkins auf, seinen eigenen Plan auszuarbeiten, da er doch sich diesem Gegenstande seit Jahren gewidmet habe. Im Jahre 1666 war sein Werk schon im Druck, aber es ging in der großen Feuersbrunst jenes Jahres verloren und konnte erst zwei Jahre später erscheinen unter dem Titel »An Essay towards a Real Character and a Philosophical Language«. Von Wert sind in diesem Buche besonders die dort niedergelegten Beigaben. Er zeigt darin gelegentlich eine merkwürdige Einsicht in die Physiologie des Lautes.

Allein seine Bemühungen um die Universalsprache sind fruchtlos geblieben. Obgleich Christopher Wren, der Mathematiker, einen günstigen Bericht über Wilkin's Erfindung abstattete, nahm die Royal Society die neue Sprache nicht an, und die Gelehrten beeilten sich keineswegs, sie der Welt zu predigen. Das ist auch natürlich. Eine philosophische Sprache, wie Wilkins sie vorschlug, mag einen noch so einfachen grammatischen Bau haben, sie erfordert doch ein ungeheures Gedächtnis, wenn man den endlosen Katalog der Dinge in klassifizierter Ordnung behalten soll, und sie kann kein anderes Interesse haben als das eines philosophischen Systems. Und doch war wieder Leibniz Feuer und Flamme für dies Pro-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jekt. Er trug sich lange mit der Idee, eine noch philosophischere Sprache als die von Wilkins erdachte, zu schaffen. Die philosophische Sprache setzte ihre Existenz mit unglaublicher Zähigkeit fort; bis auf unsere Zeit ist eine Unmasse von Energie auf jenes chimärische Unternehmen vergeudet worden. Selbrig (1727) entwickelte eine Universalgrammatik, und Kalmár (1772) kramte aus allen bekannten Sprachen der Welt seine Zeichen zusammen, um mit ihnen das zu bezeichnen, was er für eine philosophische Sprache hielt.

Die französische Revolution brachte neue Hoffnungen auf eine allgemeine Weltbrüderschaft, Delormel (1795), Wolke (1797) und Maimieux (1797) heckten neue Pläne zu einer philosophischen Sprache aus. Maimieux kündigte seine Entdeckung jahrelang im voraus an. Man erwartete seine Erfindung mit solcher Ungeduld, daß er nicht weniger als 6000 Anfragen und Aufmunterungen erhielt. Er ließ sein Buch in französischer und deutscher Sprache zugleich erscheinen. Ein spezielles pasigraphisches Büro wurde zur Förderung dieser allerneuesten und allerbesten Universalsprache gegründet. Trotzdem ist auch er heute total vergessen. Hourwitz (1801), Vidal (1844), Sotos Ochaodo (1845), Letellier (1850), Edmonds (1855), Andrews (1871), Reimann (1877), Maldant (1887) haben alle in derselben Richtung gearbeitet. Von ihnen widmete Letellier sein ganzes Leben diesem Traume. Er schrieb vier dicke Bände, die den Bau seiner ultraphilosophischen Sprache erklären, während Andrews, Mitglied der American Academy of Sciences etc., sich eine eigene englische Sprache zusammensetzte, um die Transcendenz seiner Ideen zum Ausdruck zu bringen. Grosselin (1836), Paic (1855), Bachmaier (1870), Hilbe (1901), Rieger (1903) und andere haben sich in Becks Ziffernsprache versucht, während Sudre (1817) in allem Ernst Wilkins früheren Vorschlag annahm und die musikalischen Töne zur Bildung einer Weltsprache gebrauchte. Viele dieser Spracherfinder haben ihre warmen Anhänger und Freunde unter den Gelehrten gehabt. Sudre erhielt Auszeichnungen und beträchtliche Pensionen von gelehrten Gesellschaften in Frankreich und in England. Er wurde von den größten Gelehrten seinerzeit bis in den Himmel hinein gepriesen und von der französischen Regierung mit Ehren jeder Art überhäuft. Und doch haben alle diese Pläne auch nicht eine Spur hinterlassen.

Heutzutage sprechen die Männer der Wissenschaft nur hohnlachend von den Versuchen, eine philosophische Sprache zu erfinden. Dagegen hält heute ein anderer Traum den Geist von Millionen im Bann. Man will jetzt eine praktische Universalsprache erfinden für die Zwecke des kommerziellen, wissenschaftlichen und sonstigen internationalen Verkehrs. Ihr Wert in philosophischer Beziehung ist gleichgültig; sie darf so irrational sein wie sie will, wenn sie nur praktisch ist. Eine Legion von Erfindern haben ihre Schöpfungen der Menschheit angeboten, jetzt eben zieht die letzte von ihnen, das Esperanto, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich.

In all diesen neueren Entwürfen legen aber gewisse psychologische Momente Zeugnis ab von einer Engherzigkeit, die grell von der vermeintlichen Brüderschaft der Menschheit absticht, der doch die Universalsprache ganz besonders dienen will. Die Chinesen, Japaner, Finnen, Ungarn existieren überhaupt nicht für diese Erfinder von Universalsprachen, um den grammatischen Bau dieser nichtarischen Sprachen kümmert man sich grundsätzlich nicht. Sie meinen alle, was für einen Europäer, speziell für einen Westeuropäer leicht ist, müsse von allen anderen zivilisierten Völkern selbstverständlich angenommen werden, mag eine solche Sprache für jene in Wirklichkeit noch so schwer sein. Auch nicht eines dieser modernen Dekokte, Lingualumina, Spokil, Volapük, Lange bleue, Esperanto, kennt eine andere Satzordnung oder einen anderen Sprachbau als was in einem Teile Europas üblich ist, und für ihren Wörterschatz beuten sie vorzugsweise das Latein aus. Im Volapük ist dies mehr oder weniger maskiert, da es bestrebt ist, nur leicht auszusprechende Silben zu verwenden; im Esperanto aber, wie in anderen ähnlichen Erfindungen, ist das romanische Element in Form und Grammatik so überwiegend, daß sie als universal-romanische, nicht aber als internationale Sprachen zu betrachten sind.

Man braucht nicht weit zu gehen, um eine Erklärung für diese Engherzigkeit der Hilfssprachen zu suchen. Aus allgemeinen Gründen der Sympathie haben sich zwar einige Gelehrte der einen oder andern Hilfssprache an-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschlossen, aber die Erfinder sind fast immer mittelmäßige Sachkenner gewesen, deren enger Gesichtskreis selten mehr als einige moderne Sprachen Europas einschließt. Sie verstehen etwa ein halbes Dutzend Sprachen von demselben morphologischen Typus und nehmen natürlich diesen in vereinfachter Form zur Grundlage ihrer Erfindungen. Außerdem fühlen sie, ohne sich dessen gerade bewußt zu sein, daß in diesen Tagen allgemeiner Apathie dem Sprachstudium gegenüber, wo kondensierter linguistischer Unterricht à la Berlitz und Gouin an die Stelle sorgfältiger Unterweisung tritt, die neue Sprache vor allem ohne Anstrengung, durch eine Art Eingebung, erlernbar sein muß. Sie wissen ferner, daß alle Gebildeten, bei denen diese neue Sprache in erster Linie Wurzel fassen muß, mehr oder weniger irgend eine romanische Sprache verstehen, daß Russen, Polen, Franzosen, Deutsche, Engländer sich am leichtesten zu dem Glauben verleiten lassen, daß eine Vereinfachung des Französischen, mit dem sie alle mindestens oberflächlich bekannt sind, für jeden andern leicht sein müsse. Sie sehen auch, daß die einstige Herrschaft des Lateinischen in den Wissenschaften und in der katholischen Kirche und sein Einfluß auf die Literaturen des Abendlandes alle europäische Sprachen mit einem gemeinsamen Wortschatze versehen haben, und daß sie diesen nur ihrer neuen Sprache einzuverleiben brauchen, um an allen Völkern Europas einen Anhalt zu haben. Was sie aber nicht sehen und nicht sehen wollen, ist dies: sollte eine dieser Hilfssprachen, etwa das Esperanto, je zur allgemeinen Hilfssprache werden, so würden die nicht-romanischen Europäer, von Chinesen, Indern, Japanern gar nicht zu sprechen, ähnliche Schwierigkeiten beim Erlernen antreffen, wie beispielsweise etwa beim Spanischen. Die Undurchsichtigkeit seines Wortschatzes hat dem Volapük trotz seiner einfachen Grammatik den Garaus gemacht. Und die augenblickliche Mode-Universalsprache, das Esperanto, ist viel komplizierter in seinem Bau als z. B. das Persische, das ja auch eine arische Sprache ist. Allen Nichtariern, z. B. einem Malaien oder Chinesen, deren Grammatik, im Vergleich zum Esperanto, von wunderbarer Einfachheit ist, muß deshalb das Esperanto ungeheure Schwierigkeiten bieten. Es rückt die Zeit immer näher, da die Japaner und nach ihnen wohl noch andere Völker des Ostens sich der internationalen Kultur angliedern werden. Dränge deshalb das Esperanto durch, so würden sie alle gezwungen sein, sich eine Sprache anzueignen, die für sie nicht nur viel schwerer ist als ihre eigene, sondern beispielsweise auch als das Englische, das den orientalischen Sprachen im grammatischen Bau merkwürdig nahekommt. Aber wenn nicht Alles täuscht, sind auch die Tage dieser Universalsprache gezählt. Soeben ist aus der Feder zweier Meister der Sprachforschung, der Leipziger Professoren Brugmann und Leskien, eine kritische Studie über das Esperanto erschienen, die in Wirklichkeit eine wissenschaftliche Vernichtung des Zamenhofschen Weltsprachenversuches bedeutet. Es wird sich lohnen, dem Leserkreis der »Internationalen Wochenschrift« eingehender über die Ergebnisse dieser Untersuchung zu berichten.

Neue Forschungen über eine alte Krankheit.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Edmund Lesser, Berlin.

Die Entdeckung Amerikas, die einen der bedeutsamsten Wendepunkte in der Geschichte der Menschheit darstellt, und die in einer damals freilich noch völlig ungeahnten Weise den größten Einfluß auf die kulturelle Entwicklung der Alten Welt erlangen sollte, mußte mit einem schweren Opfer erkauft werden. Die schwankenden Karavelen des Kolumbus hatten bei der Rückkehr von ihrer ersten Fahrt im Jahre 1493 einen unheimlichen Passagier, von dem niemand etwas wußte, an Bord. Und als Kolumbus mit den Seinen die Schiffe verließ und dem staunenden Volk von den paradiesischen Gefilden und den Goldschätzen der Neuen Welt berichtete, da betrat auch, ungesehen und unbemerkt, der unheimliche Gast zum erstenmal den Boden Europa's. Das war die Syphilis!

Die frühere Annahme, die Syphilis habe schon seit Urzeiten in der Alten Welt existiert und sei nur bis zum Beginn der Neuzeit durch unbekannte Umstände eine äußerst seltene Krankheit gewesen, um sich dann auf einmal in ausgedehntem Maße überall

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

zu verbreiten, diese Annahme ist durch die neueren Forschungen als unzutreffend erwiesen. Besonders die genaue Sichtung der uns überkommenen Nachrichten durch I. Bloch hat gezeigt, daß die wenigen Aufzeichnungen über angeblich syphilitische Krankheitserscheinungen aus der Zeit vor 1493 einer strengen Kritik nicht Stand halten können. Und auch die Art der Verbreitung und des Auftretens der Krankheit in den der Entdeckung Amerikas folgenden Jahren ist nach unseren heutigen Kenntnissen von dem Wesen der Krankheit nur verständlich, wenn wir annehmen, daß die Bevölkerung der Alten Welt damals zuerst von dieser Seuche heimgesucht wurde.

In der ersten der Heimkehr des Kolumbus folgenden Zeit schwelte der Brand gewissermaßen im Verborgenen, und erst im Jahre 1495 brach er in hellen Flammen aus. Karl VIII., König von Frankreich, war im vorhergehenden Jahr mit einem Heer, in dem Söldner der verschiedenen Nationen vereint waren, Franzosen, Niederländer, Deutsche, Schweizer, Italiener, Slawen und auch zahlreiche Spanier, die den verderbenbringenden Keim mit sich brachten, in Italien eingedrungen und über Florenz und Rom nach Neapel gezogen, das Anfang 1495 erreicht wurde. Am 22. Februar 1495 zog er in Neapel ein, und die zügellosen Ausschweifungen, denen sich die Söldner dort ergaben, führten zu einer raschen Ausbreitung der Krankheit. Die Namen: Mal de Naples, Mal Francese, Morbus gallicus, französische Pocken oder einfach Franzosen, welche damals der Syphilis gegeben wurden, zeigen aufs deutlichste, wie bestimmt die Ausbreitung der Krankheit mit diesem Heereszuge in Verbindung gebracht wurde.

Von den Truppen Ferdinands II. von Neapel bedrängt, mußte aber der Franzosenkönig im Mai Neapel verlassen und erreichte am 7. November 1495 wieder Lyon, den Ausgangspunkt seines unglücklichen Zuges. Aber schon vorher hatte sich der größte Teil des Heeres aufgelöst, und dieser Umstand war von ganz besonderer Bedeutung für die rasche Verbreitung der Syphilis. Denn die aus allen Nationen zusammengebrachten Söldner kehrten in ihre Heimat zurück und brachten den Ihrigen einen schlimmen Sold von ihrem Zuge mit — die Franzosenseuche. Und wenn wir den Sittenzustand der damaligen Zeit berücksichtigen, so ist nicht zu verwundern, daß die überallhin verstreuten Keime rasch zu furchtbarer Saat aufgingen.

In wenigen Jahren hatte sich die Krankheit nahezu über ganz Europa ausgebreitet, und nicht nur die Zahl der Opfer, sondern auch die Schwere der Krankheit im einzelnen Fall, die furchtbaren Leiden der Erkrankten riefen überall das größte Entsetzen hervor. Keine Seuche, keine Pest hat die Menschheit mit solchem Schrecken erfüllt, wie die Syphilisepidemie, die damals über die alte Welt dahinzog.

Keine Seuche aus früheren Zeiten hat in wenigen Jahren eine solche Zahl von Schriften, teils von Ärzten, teils von Laien verfaßt, hervorgerufen wie diese. Von Gasparo Torella, der in einer dem berüchtigten Cesare Borgia gewidmeten Schrift im Jahre 1497 als einer der Ersten den Morbus gallicus beschreibt bis zu Ulrich von Hutten, der 20 Jahre später seine eigenen Leiden in beweglichen Worten schildert, finden wir eine stattliche Reihe von Schriftstellern über die Lustseuche. Kein Wunder, daß auch die bildende Kunst uns Erinnerungen an den Ausbruch dieses »morbus monstrosus nullis ante saeculis visus totoque in orbe terrarum incognitus« hinterlassen hat. So hat Dürer zu einem 1496 erschienenen Flugblatt des Ulsenius, Stadtarzt in Nürnberg und später Leibarzt des Kaisers Maximilian, das Bild gezeichnet: einen mit Geschwüren bedeckten Mann, der die in schwungvollen Versen gegebene Schilderung der syphilitischen Krankheitserscheinungen illustrieren sollte. Und auf dem einen Bild des um 1500 entstandenen berühmten Isenheimer Altars, jetzt im Museum in Colmar, der Versuchung des heiligen Antonius, hat Matthias Grünewald den mit den deutlichsten Zeichen der Krankheit behafteten Dämon der Syphilis dargestellt, der befriedigt zuschaut, wie die anderen Teufel im Begriff sind, das zu vollbringen, was ihm nicht gelungen war, nämlich den Heiligen zugrunde zu richten.

An dieser unseligen Krankheit laboriert auch heute noch die ganze Welt! Und wenn auch die Erscheinungen gewöhnlich nicht annähernd mehr so furchtbar sind wie sie es beim ersten Ausbruch der Krankheit in Europa waren, und wenn wir auch jetzt durch die Behandlung vieles zu erreichen vermögen, so ist doch auch heute noch die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Syphilis eine der schlimmſten und bedeutſamſten Krankheiten des Menſchengeſchlechts. — Schon die Erſcheinungen der Krankheit ſelbſt können oft genug, beſonders in den ſpäteren Stadien ſchwere, Geſundheit und Leben gefährdende Veränderungen des Körpers hervorrufen, und ſelbſt wenn die eigentlichen Krankheitserſcheinungen abgelaufen ſind, können Nachkrankheiten, wie gewiſſe Rückenmarks- und Gehirnaffektionen, zu den ſchlimmſten Ereigniſſen führen. Hat doch erſt kürzlich Waſſermann für den ſchon immer auf Grund der kliniſchen Beobachtungen angenommenen Zuſammenhang der Paralyſe mit der Syphilis neue Beweiſe durch die Unterſuchung der das Zentralnervenſyſtem umſpülenden Flüſſigkeit zu erbringen vermocht, und zwar mittelſt einer Methode, welche für die Feſtſtellung, ob ein Menſch ſyphilitiſch infiziert iſt oder nicht, von erheblicher Bedeutung zu werden verſpricht.

Heimtückiſch hat man die Syphilis genannt, und mit vollem Recht. Heimtückiſch iſt ſie durch die jahrelange Dauer der Übertragbarkeit, heimtückiſch durch das Auftreten von Rückfällen nach jahrelangen, ſelbſt jahrzehntelangen Intervallen ſcheinbar völliger Geſundheit. Heimtückiſch iſt ſie endlich durch die oft ſo unbedeutenden, leicht überſehbaren Erſcheinungen im Anfang, die dann ſchließlich doch zu einem tragiſchen Ende führen. — Und endlich iſt die Möglichkeit der Vererbung auf die Kinder, die bei Frauen viele Jahre nach der Anſteckung anhalten kann, die zu Totgeburten oder zur Geburt jämmerlicher, bald zugrunde gehender Kinder führt, von einer ſchwerwiegenden Bedeutung.

Während die Folgen der Syphilis für den Erkrankten ſelbſt bei der großen Verbreitung dieſer Seuche eine ſchwere Schädigung der Volksgeſundheit bedeuten, wirkt die zuletzt erwähnte Eigenſchaft der Syphilis in erheblicher Weiſe ſchädigend auf die natürliche Bevölkerungszunahme ein. Mit packenden Worten ſagt Hufeland in ſeiner Makrobiotik: »Was ſind alle, auch die tödlichſten Gifte, in Hinſicht auf die Menſchheit im ganzen gegen das veneriſche? Dies allein vergiftet die Quellen des Lebens ſelbſt, verbittert den ſüßen Genuß der Liebe, tötet und verdirbt die Menſchenſaat ſchon im Werden und wirkt alſo ſelbſt auf die künftige Generation, ſchleicht ſich ſelbſt in die Zirkel ſtiller häuslicher Glückſeligkeit ein, trennt Kinder von Eltern, Gatten von Gatten und löſet die heiligſten Bande der Menſchheit.«

Die Ärzte haben ſich nach Kräften bemüht, die Krankheit in allen ihren Erſcheinungen kennen zu lernen und die beſte Behandlungsart zu finden. Viel iſt auch erreicht, aber freilich ſind noch viele Lücken vorhanden, und gerade über die Hauptfragen ſind unſere Anſchauungen noch recht unſichere. Die Urſachen der Rückfälle, die Vorgänge bei der erblichen Übertragung entziehen ſich noch unſerer genauen Kenntnis, vor allem auf die Frage, ob ein früher mit Syphilis infizierter Menſch zu einer gegebenen Zeit wirklich geheilt iſt, ob er ganz ſicher in der kommenden Zeit Rückfälle nicht mehr zu erwarten hat, auf dieſe Frage müſſen wir zurzeit die Antwort noch ſchuldig bleiben. Und ebenſo iſt uns die Art der Wirkung der auf empiriſchem Wege als heilſam gefundenen Medikamente, des Queckſilbers und des Jods, noch dunkel. Die Urſache für unſere mangelhafte Erkenntnis iſt leicht zu finden. Zwar mußte man nach der Analogie mit anderen, beſſer bekannten Infektionskrankheiten annehmen, daß ein Contagium vivum, ein Mikroorganismus, die Urſache auch der Syphilis ſei, aber trotz aller Bemühungen war es bis vor kurzem nicht gelungen, dieſen Mikroorganismus zu finden. Damit fehlte natürlich die ſichere Grundlage für die Forſchungen, welche uns zur Beantwortung der noch dunklen Fragen in der Syphilispathologie führen konnten.

Jetzt iſt die erlöſende Tat geſchehen! Am 3. März 1905 entdeckte der Berliner Zoologe Fritz Schaudinn bei gemeinſamer Arbeit mit dem dermatologiſchen Kollegen Erich Hoffmann in der Abſonderung einer ſyphilitiſchen Papel einen allem Anſchein nach den Protozoën zugehörigen Mikroorganismus, der den Namen Spirochaete pallida erhielt. Beiden Forſchern gelang es, dieſen Paraſiten in den verſchiedenſten Teilen und Abſonderungen des ſyphilitiſchen Körpers nachzuweiſen und ſo in kurzer Zeit die ſichere Grundlage zu ſchaffen für den Nachweis der aetiologiſchen Bedeutung der Spirochaete pallida für die Syphilis. Dieſe Entdeckung erregte, wie es nicht anders ſein konnte, ein ungeheures Aufſehen in der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt. Allüberall wurden Nachunterſuchungen angeſtellt, wurden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Befunde bestätigt und erweitert, und heute kann ein Zweifel darüber nicht mehr bestehen, daß die Spirochaete pallida wirklich der so lange gesuchte Erreger dieser furchtbaren Geißel des Menschengeschlechts ist.

Ein günstiges Geschick hatte es gefügt, daß kurz vor der Entdeckung des Syphiliserregers ein anderer großer Fortschritt in der Syphilisforschung gemacht war. Schon längst hatte man versucht, die Syphilis auf Tiere zu übertragen, um diese Krankheit der experimentellen Forschung zugänglich zu machen. Bis in die neueste Zeit mußten alle diese Versuche trotz der gegenteiligen Behauptung so mancher Experimentatoren als fehlgeschlagen, zum mindesten als nicht beweiskräftig bezeichnet werden. Da gelang es im Jahre 1903 Metschnikoff und Roux im Institut Pasteur durch Übertragung von syphilitischen Sekreten anthropoide Affen, und zwar Schimpansen, mit Syphilis zu infizieren und bei diesen Tieren ein der menschlichen Syphilis völlig entsprechendes Krankheitsbild hervorzurufen. Weiterhin wurde auch die Empfänglichkeit niederer Affen sicher nachgewiesen, und in letzter Zeit ist es gelungen, auch bei Kaninchen und Hunden eine vielleicht nur lokale Empfänglichkeit des Auges für das syphilitische Gift festzustellen.

Dank diesen beiden großen Entdeckungen treten wir jetzt mit einem ganz anderen Rüstzeug an die Erforschung der Syphilis heran. Wir kennen den Erreger der Krankheit, und wir können an Tieren experimentelle Forschungen anstellen. Ein weites unübersehbares Arbeitsfeld ist hierdurch vor unseren Augen eröffnet. In der kurzen seitdem verflossenen Zeit haben wir erst einige Schritte in das neu erschlossene Gebiet machen können, schon aber sind wichtige Ergebnisse auch für das praktische Leben aus unseren neu errungenen Kenntnissen zu verzeichnen. Schon sind wir in vielen, früher noch dunklen Fällen in der Lage, mit Sicherheit die Diagnose der Krankheit zu stellen und damit den wichtigsten, den notwendigsten Anhalt für die Behandlung zu gewinnen.

Schon ist infolge einer Anregung Uhlenhuths ein neues Mittel, eine Arsenverbindung, das Atoxyl, das sich bei Krankheiten, die durch verwandte Krankheitserreger hervorgerufen werden, bewährt hatte, bei Syphilis versucht worden und zwar mit einer ganz zweifellosen, wenn auch im Augenblick in bezug auf den endgültigen Erfolg noch nicht zu beurteilenden Heilwirkung.

Und wir dürfen die Hoffnung hegen, daß es weiterer unablässiger Arbeit gelingen wird, bessere Methoden und Handhaben zu finden, als wir sie bisher haben, um dieser so verderblichen, so unheilvollen Krankheit mehr und mehr ihre Schrecken zu nehmen!

Korrespondenzen.

Wien, Mai 1907.

Die Wiener Museen — Burg Kreutzenstein.

Wenn vom Reich aus die Botschaften zu uns herüberkommen über alle die schönen Museumspläne und Erwerbungen für die Museen der Reichshauptstadt, dann entringt sich der Brust des deutschtreuen Wieners ein Seufzer stiller Resignation — eines leider echt deutsch-österreichischen Gefühls! — im Gedanken an alles, was bei uns hier in Museumsdingen geschieht oder vielmehr nicht geschieht! An Museen fehlt's uns ja nicht; die herrlichen Bauten erregen den Neid aller Fremden, und weit mehr noch verdienen's manche der Sammlungen in diesen Bauten. Aber es fehlt das Leben darin; es sind tote Institutionen, tote Schätze, zusammengetragen und ererbt vor Jahrhunderten, für welche die überprächtigen Paläste errichtet worden sind aus den ungezählten Millionen, die aus dem Verkauf der alten Wälle, des »Ringes«, erzielt wurden.

An der Erkenntnis dieser Stagnation, an Wünschen und Plänen fehlt's ja auch bei uns nicht, aber ehe sie in die Tat umgesetzt, ehe sie von oben überhaupt berücksichtigt werden, wird noch viel Wasser die Donau hinabfließen, auch wenn die innerpolitischen Verhältnisse Österreichs einmal weniger trübe und verworren sind als gerade heuer im Jahre des neuen Wahlrechts! Eifrige Kunstfreunde, tüchtige Museumsbeamten und verständnisvolle Sammler hat Wien wahrlich aufzuweisen — wir können uns da sehr wohl neben Berlin sehen lassen! —, aber niemand tritt aus seinen vier Pfählen heraus, niemand kümmert sich um den Dritten oder gar um die öffentlichen Sammlungen, die sich ihrerseits wieder jede Einmischung schönstens verbitten. Und doch: ich täte unrecht, wollte ich verschweigen, daß in die chinesische Mauer unseres Museen-Bureaukratismus gerade in neuester Zeit eine Bresche gelegt worden ist! Gustav Benda, einer unserer eifrigsten und künstlerisch begabtesten Sammler, hat dem Hofmuseum im vorigen Jahre einen prachtvollen Kunstschrank, eine Reliquie Kaiser Rudolfs II., und neuerdings ein paar interessante Bilder von Hans von Kulmbach und von Gabriel Metsu gespendet, und die hohe Verwaltung hat sie gnädigst angenommen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hoffentlich wird damit ein guter Anfang gemacht sein, und schenkesfreudige Gönner brauchen in Zukunft nicht, wie einst Fürst Johannes Liechtenstein, ihre Schätze dem böhmischen Rudolfinum in Prag oder der Akademie in Wien zu schenken, wo sie am Ofen schmoren und platzen. Aber freilich, wer mag den Hofmuseen etwas schenken, solange man von den Gelüsten der Magyaren und Tschechen erwarten darf, daß sie eines schönen Tages »ihren Anteil« am Krongut verlangen könnten!

Weniger noch als vom Hofmuseum ist vom K. K. Österreichischen Museum zu berichten, wenigstens kaum etwas Erbauliches. Diese Schöpfung des braven Gschaftelhubers Eitelberger, eines Österreichers vom alten zähen Schlag, wie wir heute kaum noch einen aufzuweisen haben, sicherlich nicht in der Museumsverwaltung, war einst das leuchtende Vorbild, nach dem man draußen im Reich die Kunstgewerbe-Museen und -Schulen einrichtete (nicht gerade zu ihrem Segen!), und heute —? Nach langen stillen Jahren, in denen weitergewurstelt wurde, ist in Herrn von Scala ein neuer, tatendurstiger Direktor erstanden, der selbst den Protektor seines Museums, einen einflußreichen, hochverehrten Erzherzog, zu beseitigen gewußt hat; aber von seinen übrigen Taten ist nicht viel Rühmens zu machen.

Eine Zeitlang schien es, als ob unsere städtischen Sammlungen den Staatsmuseen ein gutes Beispiel geben wollten, und nach dieser Richtung möchten wir auch die Hoffnung nicht aufgeben. Seit der Aufmachung des Museums der Stadt Wien im neuen Rathause haben diese Sammlungen, namentlich durch die wertvollen Antikenfunde, die man bei Erdarbeiten in Wien machte, und dank dem Interesse, das Leute wie der zu früh verstorbene Riegl diesen widmete, dank auch der großartigen Schenkung von Meisterwerken der ersten Wiener Maler des vorigen Jahrhunderts durch den Fürsten Liechtenstein, schöne Bereicherungen erfahren und besitzen Schätze wie wohl keine städtische Sammlung in Deutschland. Und als dadurch im Rathaus der Raum zu eng wurde, hat unser Bürgermeister Lueger selbst die Initiative zu dem Plan eines Neubaus ergriffen, in dem nach seiner Absicht auch das Niederösterreichische Landesmuseum mit Aufnahme finden sollte. Aber es scheint, daß, wo die unselige Frage dieses Museums angeregt wird, nie etwas zustande kommt. Wien hat nämlich trotz wiederholter Anregung seit Jahrzehnten noch immer kein Landesmuseum. Daß Wien die Hauptstadt des Reiches ist, des ist sich die Stadtverwaltung wohl bewußt, aber daß es zugleich die Hauptstadt von Niederösterreich ist, das scheint sie nicht wissen zu wollen. So ist dieses Landesmuseum hier, das einem Provinzialmuseum in Preußen entsprechen würde, noch immer nicht zustande gekommen; dafür haben aber ein Dutzend und mehr kleine Städte, um sich einen großstädtischen Anstrich zu geben, diese Pflicht auf sich nehmen zu müssen geglaubt, haben zusammengerafft, was sie im Lande bekommen konnten, meist ohne Verständnis und ohne Mittel, und diese traurigen kleinen Lokalmuseen gerieren sich als »Landesmuseum von Niederösterreich«.

Da wir Deutschen hier gern das Vorbild im Reich benutzen, wenn wir es auch selten gestehen, so habe ich mir vor einiger Zeit, als das Landesmuseum zu Wien in Verbindung mit dem städtischen Museum in naher Aussicht schien, das entsprechende Museum in Berlin — das »Märkische Museum« nennt es sich ja wohl — daraufhin angesehen. Ich muß aber gestehen, daß mir dies Museum nicht gerade vorbildlich erschienen ist, weder in seinen Sammlungen noch in den Absichten, die man damit zu haben schien. Damals war der Neubau schon recht weit vorgeschritten; inzwischen ist er wohl bereits seit längerer Zeit eröffnet worden. Wie sich in den anspruchsvollen, architektonisch reizvollen Räumen die mehr als anspruchslosen prähistorischen, märkischen und städtischen Altertümer, die wenigen und geringen Gemälde, Stiche usf., die kleine Trachtensammlung und allerlei recht zweifelhafte Kuriositäten ausnehmen werden, schien mir sehr fragwürdig. Auch war es mir befremdlich, daß ziemlich von alle dem, was dieses städtische Museum sammelt, größere und weit bessere Sammlungen in den Berliner Staatsmuseen wie in dem kleinen Privatmuseum des Kaisers in Schloss Monbijou sich befinden. Bei uns in Österreich pflegt ja auch wenig Beziehung zwischen den Staatsbeamten und den städtischen Beamten zu sein; aber gerade auf dem Kunstgebiet verdienen unsere Wiener Stadtväter uneingeschränktes Lob für ihr Eintreten im Sammeln da, wo der Staat versagt, und für den gesunden Plan, nach dem dies geschieht: historische Altertümer von Wien und (im Prinzip) von Niederösterreich, Wiener Kunst und österreichische Volkskunde sind das Bereich des Städtischen Museums und werden von den Hofmuseen diesem überlassen. Sollte man ähnliche klare Ziele sich nicht auch für das Museum der Stadt Berlin stecken und mit den Staatsmuseen feste Grenzen beim Sammeln vereinbaren können?

Um mit etwas Erfreulichem zu schließen, möchte ich noch erwähnen, daß die Einrichtung der Burg Kreutzenstein durch Graf Hans Wilczek jetzt vollendet ist, und daß der Graf, wie ich aus guter Quelle erfahre, testamentarisch seinen Erben die Erhaltung der Burg mit ihrer ganzen Einrichtung als eine Art Museum für den allgemeinen Besuch zur Pflicht gemacht hat. Kreutzenstein ist jetzt eine großartige Anlage, die der Deutsche Kaiser sehr mit Recht als Vorbild für die Restauration und Einrichtung der Hohkönigsburg nimmt. Graf Wilczek, der beste Kenner des deutschen Burgenwesens, hat die dürftigen Reste der Burg Kreutzenstein, die nicht einmal malerischen Wert hatten, zu einer Art deutscher Idealburg ausgebaut, nicht nur um seine großartigen Sammlungen an alten Waffen und Einrichtungsstücken, wie kriegs- und kulturgeschichtlichen Gegenständen deutscher Herkunft, eine passende Unterkunft zu geben, sondern zugleich um darin gewissermaßen eine lebendige Illustration für das gesamte deutsche Burgenwesen in weitestem Sinne zu liefern. Das ist ihm in hervorragender Weise gelungen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

15. Juni 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Adam Smith.

Von Professor Dr. Guſtav Schmoller, Berlin.

Der große Schotte, dessen volkswirtschaftliche Lehren hundert und mehr Jahre zum Glaubensbekenntnis des Liberalismus und vieler großer liberaler und konservativer Staatsmänner wurden, ſteht auch heute noch im Mittelpunkt der moralphilosophischen wie der gelehrt wissenschaftlichen nationalökonomischen und der Parteidiskussion. Und doch kann man sagen, es sei heute endlich möglich, ihn gerecht und unparteiisch zu würdigen; und nicht am wenigſten habe die deutsche philosophische und nationalökonomische Forschung zu dieser Möglichkeit beigetragen. Und da unsere »Internationale Wochenschrift« dazu beſtimmt iſt, auch dem Auslande die Fortschritte deutscher Wissenschaft zu vermitteln, so ist es wohl am Platze, hier ein paar Worte darüber zu sagen, wie man bei uns heute, 131 Jahre nach dem Erscheinen des Wealth of Nations, über A. Smith denkt. Die ganze neuere deutsche Literatur über A. Smith kann hier nicht angeführt werden; ich nenne nur als das Bedeutendſte die zwei Schriften von W. Hasbach: »Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von F. Quesnay und A. Smith begründeten politischen Ökonomie« (1890, Heft 42 meiner Staats⸗ u. sozialwissensch. Forschungen) und die »Untersuchungen über A. Smith und die Entwicklung der politischen Ökonomie« (1891); dann die eben in meinen Forschungen (Heft 125) erscheinende Schrift von H. Huth »Soziale und individualistische Auffassung im 18. Jahrhundert vornehmlich bei A. Smith und Ad. Ferguson« (1907), welche zum erſten Male die gesellschaftswissenschaftliche Stellung Smiths im Zusammenhang mit der Zeitliteratur und seiner volkswirtschaftlichen Theorie lichtvoll darſtellt.

Es iſt uns so heute möglich, Smith als Schotten, als Ausläufer des Calvinismus und gläubigen Theiſten, als Vollender der englischen Moralphilosophie und Soziologen zu verſtehen und damit die Voraussetzungen, aus denen seine ganze volkswirtschaftliche Theorie erwuchs, zu durchschauen.

Schottland iſt ein kleines, wenig dicht bevölkertes, armes Land; auf seinen 78000 qkm saßen 1700 etwa 1, 1801 1,6 Millionen Menschen. Es iſt von den Nachkommen besonders kluger und ſtarker keltischer und nordgermanischer Geschlechter bewohnt; es hat im Mittelalter einen großen, von Rom faſt unabhängigen Klerus mit einem kirchlichen Besitz von mehr als der Hälfte des Königreiches gehabt; ein trotziger, unbeugsamer Adel hat in der Reformation den meiſten kirchlichen Besitz an sich gerissen; schwere Kämpfe zwischen Adel und Königtum hatten jahrhundertelang geherrscht. Die Reformation hat der feurige Calviniſt John Knox zum Abschluß gebracht; in erschütterndem Ringen mit den katholischen, sehr schlecht regierenden Fürſten aus dem Hause Stuart haben die Kirche und der proteſtantische Adel ein faſt theokratisch⸗calviniſtisches Gemeinwesen gegründet,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das, durch Rasse und Kirche von England getrennt, trotz gemeinsamer Könige im 17. Jahr⸗hundert und trotz der politischen Union (seit 1709) im 18. Jahrhundert seine spröde Selbſt⸗ſtändigkeit sich bewahrte. Und diese Selbſt⸗ſtändigkeit und Eigenart hat sich bis auf den heutigen Tag mehr oder weniger erhalten. Nirgends, außer etwa in Genf, hat der cal⸗viniſtische Geiſt mit seiner Berufsethik, mit seiner Herrschaft der Auserwählten und Heiligen, mit seiner demokratischen Förde⸗rung des Individualismus, mit seiner ſtrengen Kirchenzucht sich so durchgesetzt. Ein ratio⸗nales syſtematisches Denken und ein großer Ernſt, ein ſtarker Gemeinsinn und ein leben⸗diges Gemeindeleben bildete sich aus. Nüch⸗terne Arbeitsenergie und rückhaltlose Hingabe an den Beruf, syſtematische Zeitausnutzung und Erwerbssinn sehen wir bei diesen harten, scharfsinnigen, ehrbaren Schotten sich ent⸗wickeln. In den Handels⸗ und bürgerlichen Kreisen wird das raſtlose Streben nach Reich⸗tum faſt zum Gottesdienſt. Hat man doch neuerdings oft gesagt, ein Schotte nehme es mit drei und mehr Juden auf. Rockefeller hat bewiesen, wie wahr das iſt. — Ich ver⸗weise auf die neueren vortrefflichen Arbeiten von E. Troeltsch und Max Weber über diese Zusammenhänge des wirtschaftlichen mit dem geiſtig⸗moralischen Leben überhaupt und speziell in Schottland.

Die weſteuropäische höhere geiſtige Bildung und Wissenschaft drang, hauptsächlich ver⸗mittelt durch die enge Verbindung Schottlands mit Frankreich und Holland, vom Ende des 17. Jahrhunderts mit Macht in das Land. Man hatte jeder Gemeinde 1696 schon ge⸗boten, für eine Schule zu sorgen. Der Cal⸗vinismus und die presbyterianische Kirchen⸗verfassung waren dem Studium des Rechts, der Geschichte, der Moral, der Philosophie durchaus günſtig. Vier Universitäten, Edin⸗burgh, Glasgow, Aberdeen und St. Andrews, wirkten in dem kleinen Lande, dessen Söhne viel ins Ausland gingen; I. Kant hatte schottisches Blut in seinen Adern. Im Laufe des 18. Jahrhunderts ſtellten sich die führen⸗den wissenschaftlichen Größen Schottlands, Hume, Ad. Ferguson, Ad. Smith ebenbürtig, ja überlegen, neben die Englands. Vor allem in der Erkenntnistheorie und Moralphilosophie zeigte sich die Schärfe, die Beobachtungsgabe und die Tiefe der schottischen Denker. Der irische Gelehrte Hutcheson (1694—1747) wurde der Begründer und Führer der schot⸗tischen Schule, Professor der Moralphilosophie in Glasgow, der Lehrer und Freund Hume's und A. Smiths. In dieser schottischen Phi⸗losophenschule war ein ganz freier, von der Kirche unabhängiger Geiſt wissenschaftlicher Forschung eingetreten, so daß z. B. die Geiſt⸗lichkeit die Professur Hume's in Edinburgh hinderte; dem jungen Smith wurden, als er im orthodoxen Oxford ſtudierte, die Schriften Hume's weggenommen. Aber das hinderte bei den meiſten, vor allem bei A. Smith, nicht eine ſtarke und tiefe Religiosität, einen Glauben an Gott, welcher die Welt vollendet und harmonisch eingerichtet habe. Wir kommen darauf zurück.

Adam Smith iſt 1723 als Sohn eines Zoll⸗beamten in Kirkcaldy geboren; der Vater ſtarb vor seiner Geburt. Er wurde von seiner Mutter erzogen, in deren ländliche Einsam⸗keit er immer mit Vorliebe zurückkehrte. Ursprünglich zum Theologen beſtimmt, ſtudierte er in Glasgow drei Jahre und in Oxford sechs Jahre hauptsächlich Moralphilosophie. Er war eine weiche, empfängliche, kontem⸗plative Natur; er zeichnete sich, wie Hasbach sagt, durch die geiſtige Konzentration aus, die sich von der Außenwelt abschließt; er war leicht zerſtreut, geiſtesabwesend, nicht für ausgedehnten Verkehr mit Menschen zu haben; als Psychologe zeigte er seine Stärke nicht sowohl in der Beobachtung als in dem Zer⸗gliederungsvermögen; er hat, sagt Dühring, von den feindlichen harten Seiten des Lebens nie eine rechte Vorſtellung bekommen. Aber er hatte — sagt Hasbach — eine hervorragende Gabe produktiver Kritik, sah mit großem Scharfsinn die Fehler und Schwächen seiner Vorgänger, verſtand die Elemente ihrer Lehren zu entwickeln und zu einem durch Einheit⸗lichkeit und Harmonie ausgezeichneten Syſtem zu verschmelzen. Ohne aktionsfähige Energie besaß er große Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Liebenswürdigkeit. Sein Lebenslauf war dementsprechend einfach und ſtill. Von 1740 bis 1745 lebte er wieder bei seiner Mutter in Kirkcaldy, dann 1746—1751 in Edin⸗burgh, wo er sich mit D. Hume befreundete; 1751 wurde er Professor der Logik in Glas⸗gow und übernahm daselbſt 1752 die Professur Hutchesons für Moralphilosophie; dort hat er elf Jahre Vorlesungen über Moralphilosophie, Staatsrecht und Volkswirtschaftslehre gehalten und 1759 seine Theorie der moralischen Gefühle

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

veröffentlicht. Dann aber hat er diese Stelle aufgegeben, um den jungen Herzog von Buccleugh auf seinen Reisen zu begleiten; so sah er London, Paris, Toulouse, manche Teile Frankreichs; 1766—1776 zog er sich wieder in die Einsamkeit nach Kirkcaldy zu seiner Mutter zurück, um seinen Wealths of Nations zu schreiben und dann zwei Jahre in London zu leben. 55jährig (1778) nahm er die Stelle eines Commissioner of Customs of Scotland an, was ihn nach Edinburg zurückführte. Er war später wissenschaftlich wesentlich nur mit seinen neuen Auflagen beschäftigt; er vernichtete die Manuskripte seiner Vorlesungen, die er, mißtrauisch gegen sich selbſt, nicht in die Öffentlichkeit kommen lassen wollte. So sind uns seine Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms nur in Form eines 1763 nachgeschriebenen Heftes durch Edwin Cannan 1897 zugänglich geworden. Er ſtarb 1790.

Was er in London und Paris praktisch sah, war das häßliche Bild des entarteten, altersschwachen Merkantilismus; in Paris lernte er die erſten Siege physiokratisch-freiheitlicher Strömungen kennen; der tatsächliche wirtschaftliche Aufschwung Frankreichs von 1760 an konnte ihm als eine Beſtätigung seiner Lehren ebenso erscheinen, wie ihm der englische Niedergang von 1760—83, der damalige finanzielle Bankerott des Landes, der Verluſt der Vereinigten Staaten als ein Beweis von der gänzlichen Verdorbenheit des beſtehenden Schutz- und Kolonialsyſtems wahrscheinlich sich darſtellte. Die Unnatur und Entartung des englischen Zoll- und Rückzollsyſtemes, die Käuflichkeit des Parlamentes für diese und jene Interessen, die Korruption des ganzen Syſtems trat wohl nie ſtärker in London zutage als in der Zeit, da A. Smith persönlich dort diese Dinge beobachten konnte.

Smith' philosophische Grundanschauungen wurzeln in der ſtoischen Lehre von der alles durchdringenden Weltvernunft, von der Zweckmäßigkeit der Natur, von der Harmonie von Natur und Vernunft, von der menschlichen Gemeinschaft als einem Gebote der Natur. Im Gegensatz zu dem epikureischen Naturrecht, zur Lehre vom Staatsvertrag feindlicher, roher Menschen, wie sie in Hobbes, Helvetius, Mandeville wiederkehrt, haben Locke, Shaftesbury, Hutcheson den ſtoischen Standpunkt wieder aufgenommen und mit dem Glauben an einen gütigen, allmächtigen, die Welt harmonisch ordnenden Gott verbunden. So iſt jene teleologisch-mechaniſtische Weltanschauung entſtanden, der Smith mit einer Art inbrünſtiger Religiosität huldigt: Die Liebe und Güte Gottes hat die Welt, die Natur, die menschlichen Triebe so eingerichtet und geordnet, daß die gesellschaftlichen Prozesse wie in einem vollendet eingerichteten Uhrwerk harmonisch verlaufen, wenn man nicht falsche, ungerechte Eingriffe macht. Aus der Natur und ihren sichtbaren Endzwecken iſt der Mensch und die Gesellschaft zu verſtehen; die menschlichen Triebe sind gottgewollte Werkzeuge zur Erreichung der menschlichen Glückseligkeit. Längſt gab es menschliche Gemeinschaften, ehe Staat, Gesetz und Gericht nötig wurden, um das Eigentum und die persönliche natürliche Freiheit der Individuen gegen einzelne Störungen zu schützen, die mit dem Eigentum und der sozialen Klassenbildung sich einſtellten. Der Staat und alle Inſtitutionen sind nicht von einzelnen Menschen gemacht, nicht durch Staatsvertrag bisher isoliert lebender Individuen entſtanden, sie sind langsam geworden. Sie sind nur ein Hilfsmittel des Kulturfortschrittes, des gesicherten Zuſtandes wohlhabender Völker. Die Gesellschaft an sich gilt es, aus ihren innern psychologischen Voraussetzungen, aus dem Gegeneinanderſtreben der Individuen unter sich zu erklären. A. Smith urteilte bei alldem nicht gering vom Staate. Er sagt in den Lectures: »The establishment of law and government is the highest effort of human prudence and wisdom.« Die Macht und Größe des Staates iſt ihm ursprünglich auch für seine volkswirtschaftlichen Untersuchungen der Ausgangs- und Zielpunkt. Er kann nur in den Handlungen der damals Regierenden, in den Zwangsmaßregeln des merkantiliſtischen Staates kein Hilfsmittel für dieses Ziel sehen, weil er ein sehr ſtarkes Mißtrauen hat gegen den Ehrgeiz der Regierenden, gegen »die liſtigen, verschlagenen Tiere«, die man Staatsmänner nenne, gegen die Herrschsucht der Prieſter, gegen die Habsucht der Kaufleute, die die Regierungen beraten. Nicht der Staat, sondern die Gesellschaft mit ihrer Wechselwirkung der Individuen untereinander, mit ihrer Arbeitsteilung, mit ihrem Wettſtreit iſt ihm das Prius und das Höhere gegenüber dem Individuum.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Entwicklung der menschlichen Kultur von rohen Zuständen bis zur Höhe des damaligen Verkehrs ist A. Smith ein geläufiger Begriff; Jagd, Viehzucht, Ackerbau, Handel sind ihm die bekannten Stationen des Kulturfortschritts; der Übergang zu einer Gesellschaft mit »Commerce«, mit Arbeitsteilung, Markt, Geldwirtschaft erscheint als das große Instrument der Verfeinerung der Sitten, des neueren Wohlstandes, der Redlichkeit der Menschen. Wo der alte Zustand der feudalen Gebundenheit, der Naturalwirtschaft, der großen Dienerzahl noch mehr in die Gegenwart hereinreicht, wie z. B. in Edinburg im Gegensatz zu der Handelsstadt Glasgow, da stellt Smith niedrigere Kultur, größere Verbrecherzahl fest. Die Gebiete und Völker, welche sich zu Gewerbe und Handel, zur Befruchtung des Ackerbaues mit Kapital emporgearbeitet haben, erscheinen ihm psychologisch, wirtschaftlich, sozial als die kultivierten, als die zur Natur zurückgekehrten; sie unterscheidet er nicht weiter, er setzt sie nur den auf roherem Standpunkt gebliebenen, den feudalistisch, despotisch und merkantilistisch regierten, den noch nicht zur wirtschaftlichen Freiheit gekommenen, gegenüber.

Auf dem Hintergrunde dieser Schilderung der Person A. Smith's, ihrer Weltanschauung und Geschichtsauffassung, können wir nun die drei größeren Werke, die wir heute von Adam Smith besitzen, leicht charakterisieren.

Die »Theory of Moral Sentiments« (1759) ist die erheblichste und eigentümlichste Schrift Smiths; er hat sie 36jährig geschrieben. Ich weiß mich kaum eines Buches zu erinnern, das mir bei der ersten Lektüre einen so großen und nachhaltigen Eindruck machte. Es ist fast mehr ein psychologisches als ein moralphilosophisches Buch. Es ist, wie Wundt sagt, der Abschluß und Höhepunkt der englischen Moralphilosophie. Mit einer für den Zustand der Psychologie seiner Zeit bewundernswerten Meisterschaft hat Smith die Verstandesmoral, die egoistische und materialistische Moral und die Gefühlsmoral seiner Vorgänger zu einem bestechenden Ganzen zusammengefaßt. Ich möchte sagen: Die Durchsetzung des Individualismus, der neuen Geldwirtschaft, des Luxus vom 16. bis 18. Jahrhundert, hatte naturgemäß zu der Egoismusmoral von Larochefoucauld, Mandeville, Helvetius, zu den naturrechtlichen Einseitigkeiten von Hobbes, Gassendi etc. geführt. Die sich vom Kirchendogma befreiende Wissenschaft konnte nicht leugnen, daß diese Richtung unendlich viel Wahres vorgebracht, besser die Menschen beobachtet hatte als ihre Gegner. Aber sie hatte daneben maßlos übertrieben, roh beobachtet, und daher stellten sich ihnen Shaftesbury, Cumberland, Hutcheson mit ihrer Gefühlsmoral entgegen; Hume hatte mit seiner Verstandesmoral eine Synthese gesucht. Smith wußte sie mit seiner unendlich feinen Beobachtung des gewöhnlichen Lebens, mit seiner scharfen und eindringlichen Kritik seiner Vorgänger, auf dem Boden der klar erfaßten gesellschaftlichen Vorgänge seiner Zeit in vollendeterer Weise zu finden als alle seine Vorgänger: Die Menschen beobachten sich gegenseitig, ihre Taten und Motive unterliegen steter Beurteilung bei ihrer Umgebung. Der Mensch lernt im Spiegel der Mitmenschen sich selbst beurteilen. Aus der Sympathie, aus dem Mitklingen alles menschlichen Geschehens in dem Herz und Kopf der Nachbarn entsteht das moralische Urteil, entsteht die Furcht vor Tadel, die Leidenschaft nach Ehre und Anerkennung. Das sind gewiß zuletzt egoistisch-psychische Vorgänge, aber solche, die über den gemeinen Egoismus hinaus führen, dem Menschen die Keime höherer Moralität, den Keim des Charakters, einpflanzen.

Die Smithsche Moral ist eine empirische, aber sie ruht auf seltener Analyse des Seelenlebens; sie war eine würdige, edle Lösung des Problems, dem Zynismus der Egoisten gerecht zu werden und doch die Würde des moralischen Menschen zu retten. Die Smithsche Psychologie war das Hilfsmittel, die Anfänge einer wissenschaftlichen Gesellschaftslehre zu begründen, eine Summe von gesellschaftlichen Vorgängen und Prozessen psychologisch zu erklären und damit über die hohlen Konstruktionen des Naturrechts hinauszukommen. Sie war vor allem auch die Voraussetzung, den Organismus des geldwirtschaftlichen Marktes, der Tauschgesellschaft von innen heraus zu begreifen, den man bisher im Naturrecht nur durch eine hölzerne Aufzählung der römisch-rechtlichen Kontrakte äußerlich begreiflich gemacht hatte.

Smith hatte mit diesem Buche einen so großen Erfolg, er mochte selbst fühlen, daß er hier sein Bestes und Eigenstes gegeben hatte, daß er sich nicht leicht und rasch zu einer andern Publikation entschloß. Und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch besitzen wir heute seine »Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms« aus dem Jahre 1763. Smith hatte ganz recht, daß er sie vor dem Drucke bewahrt haben wollte. Für uns sind die Lectures aber eine reiche Quelle zur innern Geschichte Smiths. Wir sehen, wie er, darin Hutcheson folgend, das Naturrecht Pufendorfs in schottischer Färbung reproduziert; er faßt in dieser seiner Vorlesung das Wissen der Vergangenheit und Gegenwart über Staat, Verfassung, Privat- und Strafrecht, Ehe und Tauschverkehr, Polizei, Finanzen und Kriegsverfassung kurz zusammen; die Gedanken Montesquieu's haben ſtark eingewirkt; unter dem Abschnitt der Polizei wird unter anderem auch über »Cheapness and Plenty« gehandelt und treten Arbeitsteilung, Preisbildung, Geldwesen, Handelsbilanz, Verurteilung des Feudalsyſtems und des Merkantilismus in ähnlicher, aber in sehr summariſcher Form auf, wie später im Wealth. Es iſt im ganzen ein professorales Vorlesungsheft, wie andere auch. Das Eigentümliche iſt nur erſtens der überall sich wiederholende Versuch einer psychologischen Erklärung der Inſtitutionen, wobei viel Wahres und Feines gesagt wird, zweitens der Wunsch, kulturgeschichtlich über das ältere Naturrecht hinauszukommen. Der Abschnitt über Cheapness and Plenty iſt der Keim des spätern »Wealth of Nations«.

(Schluß folgt.)

Die Anfänge der neuskandinavischen Literatur.

Von Professor Dr. Johan Henrik Emil Schück, z. Z. Rektor der Universität Upsala.

Die Zeit um 800, wo die Wikingerzüge beginnen, bezeichnet den entscheidenden Wendepunkt in der Kultur des skandinavischen Nordens, und schon um diese Zeit läßt sich ein beſtimmter Unterschied zwischen den nordischen Hauptvölkern wahrnehmen. Aber noch bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts war es doch eine unentschiedene Frage, ob die hervortretenden Eigentümlichkeiten in drei gesonderte Nationalitäten ausmünden oder nur auf Schattierungen innerhalb eines Ganzen beschränkt bleiben sollten. Beſtimmend waren dabei politische Faktoren, und oft während des Mittelalters, besonders während der Zeit der Kalmarer Union, sah es aus, als ob die Entwicklung nach einem skandinavischen Einheitsſtaat hin tendierte. Guſtav Wasa entschied die schwebende Frage in einem anderen Sinne. Schweden riß sich mit Waffengewalt von der Union los, und durch den unter Guſtavs Söhnen ausgekämpften siebenjährigen Krieg mit Dänemark entſtand ein wirklicher Nationalhaß zwischen Schweden und Dänen, der, wenn auch unter milderen Formen, bis in die erſten Dezennien des 19. Jahrhunderts fortbeſtanden und einen gesunden Kulturaustausch zwischen den nordischen Völkern gehindert hat.

Obwohl die Entwicklung während dieser Jahrhunderte in Dänemark und Schweden ziemlich gleichartig iſt, haben sich doch die beiden Länder sehr wenig gegenseitig beeinflußt, und Norwegen, dessen Kraft unter den Kämpfen des Mittelalters vollſtändig gebrochen war, lag so gut wie außerhalb der nordischen Kultur noch bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. Erſt die skandinavische Bewegung während der letzten hundert Jahre hat in dieser Beziehung eine Änderung geschaffen. Dank jener Geiſtesſtrömung können z. B. der Däne Brandes und der Norweger Björnson auch als schwedische Autoren angesehen werden, insofern ihre Schriften in Schweden faſt ebensoviel wie die der schwedischen Autoren gelesen werden, und ihr Einfluß auf die schwedische Kultur iſt beinahe ebensogroß, als wenn sie geborene Schweden gewesen wären und in schwedischer Sprache geschrieben hätten. Eine skandinavische Literatur exiſtiert also, streng genommen, nur während des nordischen Altertums und des 19. Jahrhunderts: während der Periode von 1500 bis 1800 iſt die Literatur entweder dänisch oder schwedisch.

Die engverwandte Sprache und die gemeinsame Abſtammung waren natürlich Faktoren, die auf einen Zusammenschluß der drei Länder hindrängten. Daneben aber waren andere Faktoren vorhanden, die in der entgegengesetzten Richtung wirkten. Die Norweger, Bewohner eines unzugänglichen Gebirgslandes, das zum größeren Teil aus einem schmalen Küſtenſtreifen beſteht, mußten

Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

sich natürlich in einer anderen Weise entwickeln als die Schweden, die hauptsächlich in dem verhältnismäßig fruchtbaren, waldreichen Mälartal ihren Wohnsitz hatten. Die verschiedenen Teile des norwegischen Stammes waren durch gewaltige Bergkomplexe voneinander getrennt, und die Bewohner der einzelnen Fjordgebiete bildeten auf diese Weise Gemeinwesen, die wenig Berührung miteinander hatten, während das Mälartal dagegen Gelegenheit zu einem leichten und unbehinderten Verkehr zwischen den verschiedenen Gauen bot. Das eine Land war ein Küstenland, und das Volk war daher überwiegend auf den Erwerb angewiesen, den das Meer darbot; das andere war vorzugsweise ein Binnenland, dessen Bewohner vornehmlich durch den Ackerbau ihren Unterhalt fanden. Die dänische Natur endlich glich wieder keiner der beiden eben genannten. Hier findet man ein außerordentlich fruchtbares, getreidereiches Flachland, ohne alle Erhebungen, fast auch ohne größere Wälder, bestehend bloß aus Inseln und Halbinseln (Schonen und Jütland) und so weit im Süden liegend, daß Dänemark zuerst und am stärksten die Impulse von den europäischen Kulturströmungen empfangen mußte. Die Naturverhältnisse selbst waren also geeignet, aus dem skandinavischen Volke drei verschiedene Nationalcharaktere herauszubilden, und ein noch kräftigerer Antrieb in derselben Richtung lag in der verschiedenartigen historischen Entwicklung der drei Nationen.

In dem geistigen Leben treten jedoch die nationalen Nuancen verhältnismäßig spät hervor — sehr natürlich, denn es dauert stets eine gewisse Zeit, bis ein Volk sich selbst findet und seinem Seelenleben einen selbständigen geistigen Ausdruck zu geben vermag.

Als die Reformation begann, standen die skandinavischen Völker noch auf verhältnismäßig niedriger Stufe. Der Handel wurde von der mächtigen deutschen Hansa beherrscht, und die geistige Bildung lag in den Händen der Kirche, die sie freilich den Forderungen der Zeit gemäß pflegte, aber größeres Interesse und Energie durchaus vermissen ließ. Seit 1477 besaß wohl Schweden eine Universität in Upsala und Dänemark seit 1479 eine solche in Kopenhagen, aber beide, besonders die von Upsala, waren kaum etwas anderes als höhere Domschulen, wo man notdürftig mittelalterliche Theologie lernte. Dänemark stand in dieser Beziehung etwas höher als Schweden; so z. B. gab es wirklich seit 1520 einen Lehrstuhl für Griechisch an der Kopenhagener Universität. Im übrigen hatte die humanistische Bewegung nur gering auf die nordische Kultur eingewirkt. Einige wenige Verfasser schreiben wohl ein Latein, das eine Beeinflussung durch den reineren klassizistischen Geschmack verrät, weiter aber als bis zur Phraseologie reichte ihr Humanismus nicht. Zur Zeit der Durchführung der Reformation selbst waren übrigens beide Universitäten eingegangen: die schwedische Universität war bereits um 1515 zusammengebrochen, die dänische 1531. Letztere wurde zwar schon sechs Jahre danach wieder errichtet, als protestantische Hochschule, aber Schweden blieb ohne Universität bis 1566 oder genauer bis zum Ende des Jahrhunderts.

Die Reformation trug kaum dazu bei, das Niveau der allgemeinen Bildung in den skandinavischen Völkern zu heben. Die Güter der Kirche wurden für den Staat eingezogen, und damit fielen die Aufwendungen zur Förderung der wissenschaftlichen Studien seitens der Kirche fort. Der Staat aber, der das Erbe der Kirche angetreten, hatte andere Aufgaben zu erfüllen und bekümmerte sich wenig um die gelehrte Bildung. In Dänemark und noch mehr in Schweden klagte man daher allgemein über »en slem barbaries«: nur wenige wollten ihre Kinder in die Schule schicken, und noch geringer war die Zahl derer, die eine Universität beziehen wollten. Die Regierungen stimmten unbedenklich in dies Klagelied ein, aber wenigstens in Schweden wurde nichts getan, um dem Mangel abzuhelfen. In Dänemark stand es insofern besser, als es dort einen reichen und mächtigen Adelsstand gab, dessen weltliche Interessen ein gewisses Gegengewicht gegen die religiösen bildeten, und die engere Verbindung mit Deutschland trug auch dazu bei, das allgemeine Bildungsniveau zu heben. Dagegen in Schweden hatte die starke Königsmacht, die Gustav Wasa eingeführt, den schwedischen Adel ziemlich bedeutungslos gemacht, die Städte waren unbedeutende Marktflecken, und das Land entbehrte daher eines für die weltliche Literatur interessierten Publikums.

Die Folgen dieser »barbaries« waren recht verhängnisvoll. Da ein Land einer höheren Bildungsanstalt nicht entraten kann, und eine solche es in Schweden nicht gab, mußten die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bildungsdurftigen ihre Studien an ausländischen Universitäten betreiben. Das Land hierfür war gegeben: es war Deutschland, von dem wir die Reformation empfangen hatten, und diese Tatsache bestimmte auch Dänemarks Stellung zu Deutschland. Von den 40 Universitätslehrern, die von Christian III. angestellt wurden, waren kaum mehr als die Hälfte Dänen. Der König selbst sprach Deutsch, und seine Geringschätzung für die Dänen offenbart sich am besten in dem Brief, den er an Bugenhagen schrieb: »Ihr wisset, was wir vor Leute in diesen unsern Landen haben.« Demzufolge war zunächst Wittenberg die Universität, wo die Jugend des Nordens ihre Ausbildung suchte; später, nach dem Ausbruch der philippistischen Streitigkeiten, wandten sie sich, besonders die streng lutherischen Schweden, nach Rostock, das während der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts als die Universität Schwedens und, obwohl in geringerem Grade, auch als die Dänemarks betrachtet werden kann. Die Folge hiervon war eine Entnationalisierung der Kultur: Schweden und Dänemark sanken, von diesem Gesichtspunkt aus angesehen, zu einer Art von Vasallenländern Deutschlands herab.

Eine andere Folge war die, daß alle Bildungsinteressen sich um die Theologie, den eigentlichen Lehrgegenstand der deutschen Universitäten, konzentrierten. Die wichtigsten literarischen Arbeiten der Zeit sind daher Bibelübersetzungen, Kirchenlieder — zu großem Teile aus dem Deutschen übersetzt — und theologische Streitschriften. Sieht man aber von dem Dänen Nils Hemingsen ab, so ist kaum ein bedeutender Theologe darunter. Dänemark stand in dieser Hinsicht höher als Schweden, denn dort waren auch andere Interessen vorhanden, wenn auch freilich nur bei einzelnen Individuen; man erinnert sich des berühmten Astronomen Tycho Brahe (1546—1601). Die poetische Literatur dagegen wurde wenig beachtet und bestand zum größten Teil aus Schuldramen, Liedern, meist aus dem Deutschen übersetzt, religiösen Satiren u. dgl. mehr, noch ohne alles Gefühl für die Form.

Aber in der Reformation lag doch ein volkstümlicher Zug, der auch im Norden hervortrat, besonders bei dem schwedischen Reformator Olavus Petri und, obwohl in geringerem Grade, bei den dänischen Reformatoren Christiern Pedersen, Hans Tausen und Peder Palladius. Luther war ein guter Deutscher, und er war ein Mann des Volks. Dieselbe Bedeutung hat Olavus Petri (1493—1552) für Schweden. Sein Stil ist vor allem so rein, so klar und so schwedisch, daß er noch heutzutage als ein Muster angesehen werden kann, und durch alle seine Schriften geht ein Zug von einfacher, furchtloser Wahrheitsliebe, die besonders in seiner Schwedischen Chronik zutage tritt, welches Werk, sowohl was die literarische Form als auch die historische Kritik betrifft, als die bedeutendste Arbeit aus dieser Zeit anzusehen sein dürfte. Durch seine zahlreichen kleineren Schriften über religiöse Gegenstände gelang es Petri auch, dank seinem volkstümlichen Stil, das Interesse und die Leselust des Volks zu wecken. Aber — er hatte kaum einen Nachfolger, und was besonders den Stil betrifft, so verwilderte dieser bei den letzteren mehr und mehr, infolge des Einflusses zunächst der deutschen Kanzleien, später des Lateins.

Die Entwicklung während des eigentlichen Renaissancejahrhunderts war in Dänemark und Schweden ziemlich gleichartig gewesen, wenn auch Dänemark politisch wie kulturell einen entschiedenen Vorsprung vor Schweden hatte. Nach einigen Dezennien verändern sich im nächsten Jahrhundert die Rollen. Durch den dreißigiährigen Krieg erhebt sich Schweden zum Range einer Großmacht, während Dänemark ein Kleinstaat bleibt, und dies wirkt natürlich auf die allgemeine Kultur zurück.

In einer Hinsicht hatte der große Krieg die gleiche Bedeutung für die beiden Länder: die einseitig theologischen Interessen mußten den praktischen und politischen weichen. Die Theologie verknöchert — wie in Deutschland — zu einer starren lutherischen Orthodoxie, ihre Macht über die Geister hört auf, und das Leben bewegt sich in neuen und frischen Bahnen, besonders in Schweden.

Der Dreißigjährige Krieg hatte nämlich nicht nur eine verwildernde Wirkung. Vor dieser Epoche hatten die Skandinavier, und vor allem die Schweden, im großen und ganzen keine andere Berührung mit dem Auslande gehabt als die, welche in den Studienreisen der künftigen Geistlichen nach Wittenberg und Rostock lag. Die kulturellen Eindrücke, die diese dort empfingen, waren einseitig beschränkte gewesen, und die religiösen Bewegungen hatten die Sinne stärker

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erfüllt, als sie es sonst getan hätten. Aus diesem einseitigen Gefühls- und Phantasieleben traten wir mit dem Dreißigjährigen Kriege heraus. Das deutsche Lagerleben war wohl keine Akademie für Gelehrsamkeit und gute Sitte, aber die Tatkraft wurde gespannt, man bekam mancherlei vom Leben zu sehen, und eine Menge neuer Ideen drängte sich den Barbaren aus dem Norden auf. Die Lebensweise wurde eine andere. Noch im Anfang der dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts schrieb der französische Gesandte in Stockholm, daß der Reichsmarschall, einer der reichsten Leute des Landes, wenig besser als ein französischer Kleinbürger wohnte; aber bereits 1649 bezeugt sein Nachfolger, daß der Luxus in Schweden im Verhältnis zum Vermögen größer sei als in jedem andern Staate. Die Heerführer richteten sich fast wie deutsche Fürsten ein, überall im Lande erstanden neue prachtvolle Schlösser von deutschem Gelde erbaut, und gefüllt wurden sie mit Kunstschätzen und anderen Wertsachen, von denen ganze Schiffsladungen von Deutschland herüberkamen.

Die kriegerische Kraftanspannung rief in Schweden auch einen merkantilen und industriellen Aufschwung hervor, zu einem wesentlichen Teile bedingt durch eine starke Einwanderung von Holland, Deutschland und England her. Das Land erhielt eine wirkliche Hauptstadt, Stockholm, und auch einen Bürgerstand.

Für Schweden war dieser Krieg ein Glied gewesen in seinem Kampf gegen die von Polen her drohende katholische Reaktion, wie sie durch den abgesetzten Wasakönig Sigismund repräsentiert wurde. Dieser Kampf war aber auch auf einem anderen Gebiete geführt worden. Den Verfall der protestantischen Bildung benutzend, hatten die landesflüchtigen Katholiken zuerst versucht, heimliche Jesuitenschulen in Schweden zu errichten; und dann, als diese geschlossen worden, hatten sie nicht wenige schwedische Jünglinge zu den vorzüglichen polnischen Jesuitenakademien hinübergelockt. Hierin lag eine wirkliche Gefahr für den Protestantismus, und dies öffnete den lutherischen Theologen die Augen für die Bedeutung der höheren Bildung. Auf der Synode von Upsala 1593, die den endgültigen Sieg des Protestantismus in Schweden bezeichnet, wurde daher die Errichtung einer Akademie daselbst beschlossen, das Schulwesen wurde bedeutend verbessert und eine Menge neuer Gymnasien errichtet. Auf diese Weise holte Schweden Dänemark wieder ein, das auf dem Gebiete des Unterrichts eine mehr gleichmäßige und ruhige Entwicklung aufweist.

Das wissenschaftliche Leben begann jetzt in beiden Ländern wieder zu erstarken. Zwar sah keines von ihnen während dieser Zeit einen Forscher von wirklich europäischer Bedeutung, aber über die theologische Barbarei des Reformationsjahrhunderts hatte man sich doch erhoben.

(Schluß folgt.)

Geschichtsinteresse und Geschichtsforschung in Amerika.

Von Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Reinhold Koser,
Generaldirektor der Königl. Staats-Archive, Berlin.

(Schluß.)

Roosevelt hat seinen Gedanken über Erziehung zum Patriotismus und zum Amerikanertum in den 1894 erschienenen beiden Essays über »Wahren Amerikanismus« und über »Universitäten und öffentliches Leben« in flammenden Worten Ausdruck gegeben. Er verlangt von den Einwanderern, daß sie viel mehr Washingtons Geburtstag feiern sollen als den Geburtstag ihrer »Queen« oder ihres »Kaisers«; er eifert gegen die törichten Eltern, die ihre Kinder im Auslande erziehen lassen und nicht wissen, daß der Amerikaner, der in Amerika seinen Weg machen will, unter amerikanischen Kameraden aufwachsen muß; er verlangt von den Universitäten und dem Collegeunterricht die Anleitung zum werktätigen Staatsbürgertum, er erklärt: »Patriotismus, Heimatsliebe, Stolz auf die Flagge, die das Land versinnbildlicht, mögen Schwächen sein, denen das Menschengeschlecht zu irgend einer Zeit entwachsen wird, aber gegenwärtig sind sie sehr wesenhaft und stark, und der

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mann, der sie entbehrt, ist eine unnütze Kreatur, eine bloße Last (mere incumbrance) für sein Land.« Eben hierher gehört Roosevelts Bekenntnis von dem Wert der Geschichte und des geschichtlichen Sinnes für die Gegenwart und ihre Aufgaben und von der Bedeutung der Persönlichkeit, von der Bedeutung des idealen Moments in der Geschichte (aus dem Essay »American Ideals«): »Die Größe einer Nation liegt in ihrer Fähigkeit zu großer Tat in der Gegenwart, und nichts hilft dazu mehr als das Bewußtsein großer Tat aus vergangener Zeit... Jede große Nation schuldet den Männern, deren Leben einen Teil ihrer Größe gebildet hat, nicht bloß die materielle Wirkung dessen, was sie taten, sondern auch den ungeheuren, aber undefinierbaren moralischen Einfluß ihrer Taten und Worte auf den Nationalcharakter. Ganz abgesehen von den materiellen Ergebnissen des Bürgerkrieges, wir sind alle, Nord und Süd, unberechenbar reicher durch seine Erinnerungen. Wir sind bereichert durch jeden grimmen Feldzug, durch jede heißumstrittene Schlacht. Wir sind bereichert durch die Tapferkeit sowohl derer, die so mannhaft für das Recht fochten, wie derer, die nicht minder mannhaft für das fochten, was ihnen als das Recht erschien. Wir haben dank dem unendlichen Leiden und Dulden und dank dem letzten herrlichen Triumph edlere Begriffe von dem, was groß und gut ist, in uns aufgenommen.«

Roosevelt hat außer seinen glänzenden Essays und seinen Jagdschilderungen (Hunting Trips) ein zweibändiges Werk über den amerikanisch-englischen Seekrieg von 1812 bis 1815 und in bisher sechs Bänden (bis 1846) eine Geschichte der Ausbreitung der Union nach Westen (The Winning of the West) veröffentlicht, Arbeiten durchaus wissenschaftlichen Charakters, die innerhalb der amerikanischen Geschichtsliteratur ihr Ansehen und ihre Verbreitung nicht bloß dem politischen Glanze und der Popularität des Namens Roosevelt verdanken. Daß ein Mann, der sich seit dem Augenblick seines Abgangs von der Universität dem öffentlichen Leben gewidmet und in den Parteikampf hineingeworfen hat, den Trieb und die Muße zu so ausgedehnter literarischer Tätigkeit fand, mag auch als ein Beweis dafür gelten, wie stark das historische Interesse in Amerika auch außerhalb der Gelehrtenkreise ist. Erinnern wir uns, daß die Forscher, die als die ersten die amerikanische Geschichtsschreibung in der alten Welt zu Ansehen gebracht haben, daß Prescott, Motley, Bancroft, alle drei unzünftige Historiker waren. So ist unter den Lebenden James F. Rhodes, der Verfasser des geschätztesten Werks über neueste amerikanische Geschichte, der von der Berliner Akademie mit dem Loubat-Preise gekrönten siebenbändigen »History of the United States from the compromise of 1850« (bis 1876), seines Zeichens ein Kaufmann, der in Boston außerhalb der gelehrten Gemeinschaft der Harvard-Universität seinen Studien nachgeht. Und auch Woodrow Wilson, der Präsident der Princeton-Universität, dessen »History of the American People« den Amerikanern jetzt als die trefflichste Gesamtdarstellung ihrer Geschichte gilt, und dessen »Congressional Government« eine einschneidende Kritik der herkömmlichen Lehre von dem Gleichgewicht zwischen den drei Gewalten der amerikanischen Verfassung enthält, ist nicht Universitätslehrer, sondern Politiker, demokratisches Parteihaupt und nebenbei, wie versichert wird, der glänzendste Afterdinner-Redner in den Vereinigten Staaten.

Immer aber sind auch in Amerika wie bei uns die Universitäten als die eigentlichen Mittelpunkte der historischen Studien zu betrachten. Die Universitäten sorgen zusammen mit den über das ganze Land verbreiteten Geschichtsvereinen wissenschaftlicher Richtung für den methodischen Betrieb der historischen Forschung, der durch das lebhafte historische Interesse, wie es außerhalb der gelehrten Kreise in einer an sich so erfreulichen Ausdehnung überall sich regt, viel mehr gefährdet als gewährleistet sein würde. Wie man weiß, entspricht der Geschichtsunterricht auf der amerikanischen Universität in den Anfangskursen nur dem der deutschen Mittelschulen, um sich dann stufenweise zu heben und in den Übungen für Fortgeschrittene, den Forschungskursen, wie in unseren Seminaren eine Einführung in das kritische Quellenstudium zu bieten. So hat Professor Turner an der Universität zu Madison in Wisconsin den Ruf, ein ausgezeichneter Methodiker zu sein, und der Lehrplan der Harvard-Universität zu Cambridge sieht nicht weniger als zehn »Courses of research« vor, die sich unter der Leitung von C. A. Haskins, C. Groß, E. Channing, R. B. Merriman u. a. auf grie-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chische, englische und kontinental-europäische Verfassungsgeschichte, diplomatische Geschichte des Revolutionszeitalters, das Leben Napoleons und amerikanische Geschichte erstrecken. Die amerikanische Geschichte bleibt, wie sich versteht, im Vordergrund sowohl der akademischen Vorträge wie der literarischen Produktion der Professoren. Den hervorragenden Anteil der Universitäten an der nationalen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung ersichtlich zu machen, genügt der Hinweis auf die schon berührte literarische Tätigkeit von A. B. Hart, auf die Geschichte der Vereinigten Staaten von Mc. Laughlin in Chicago, auf E. G. Bourne's Essays in historical criticisme, die, 1901 zum zweihundertjährigem Jubiläum der Yale University veröffentlicht, von der Absicht ausgehen, den Fernerstehenden einen Einblick in den Charakter der geschichtlichen Studien in New-Haven zu geben; ferner für die Columbia University auf J. W. Burgess' verfassungsgeschichtliche Arbeiten, auf Osgoods großes Werk über die englisch-amerikanischen Kolonien im 17. Jahrhundert. Von der gewaltigen Ausdehnung dieser Studien zur amerikanischen Geschichte gibt ein Bild die Fülle literarischer Nachweise im 7. Band der Sammlung »The Cambridge Modern History«.

Die Zahl der historischen Gesellschaften in den Vereinigten Staaten ist Legion. Für die Förderung der Wissenschaft kommen vorzugsweise diejenigen in Betracht, die sich die Sammlung und Veröffentlichung archivalischen Materials angelegen sein lassen. Die von Bowker zusammengestellten Verzeichnisse der Publications of societies gewähren einige Übersicht. Allgemeineres Interesse haben die Arbeiten der Southern Historical Society in Richmond, weil sie sich vornehmlich der Geschichte der Konföderierten zuwenden. Daneben haben eine Anzahl Staaten, etwa ein Dutzend, sowie einige ältere Städte eigene historische Kommissionen zur Regelung der archivalischen Forschung bestellt, unter denen die von H. V. Ames geleitete Public Archives Commission in Philadelphia hervorgehoben sein mag. Auch über deren Veröffentlichungen (State Publications) bietet Bowker Verzeichnisse. Andere Staaten haben sich für die Zwecke systematischer Archivforschung mit dem größten und angesehensten aller Geschichtsvereine in Verbindung gesetzt, mit der seit den achtziger Jahren bestehenden American Historical Association. Um ihre Organisation und damit überhaupt um die Pflege und Vertiefung des wissenschaftlichen Geschichtsstudiums in Amerika hat sich der verstorbene Herbert B. Adams von der Johns Hopkins University in Baltimore die größten Verdienste erworben. Ihr Organ, die American Historical Review, und ihre Reports geben die beste fortlaufende Auskunft über alle wichtigeren Vorgänge im Bereiche der amerikanischen Geschichtsforschung. Die Reports enthalten auch die Berichte der von der Gesellschaft eingesetzten Historical Manuscripts Commission. Ein Verzeichnis der von 1885 bis 1900 erschienenen Veröffentlichungen der Association (wie auch ein Verzeichnis der Arbeiten der American Society of Church History) hat A. Howard Clark in Druck gegeben.

Die großartigste Leistung der archivalischen Editionstätigkeit der Amerikaner ist die von der Regierung der Vereinigten Staaten von 1880 bis 1901 mit ungeheurem Kostenaufwand veranstaltete Sammlung aller auf den Bürgerkrieg bezüglichen Schriftstücke aus beiden Lagern. Das Werk »War of the Rebellion, a compilation of the official records of the Union and Confederate Armies« zählt nicht weniger als 128 Bände — ein literarisches Massendenkmal als Gegenstück zu jener Häufung der Denkmäler in Stein und Erz auf dem Schlachtfeld von Gettysburg. Ein Werk, das in der Militärliteratur aller Völker seinesgleichen nicht hat, und dem ein preußischer Generalstabsoffizier, Baron von Freytag-Loringhoven, in seinen »Studien über Kriegsführung auf Grundlage des amerikanischen Sesessionskriegs« nachrühmt, daß hier die amerikanische Regierung rückhaltlos, ohne Schonung irgend welcher persönlicher »Prestigen«, sich ganz auf den Boden der objektiven Geschichtsforschung gestellt hat. Von einem Parallelwerk über den Seekrieg, einer offiziellen Publikation des Marine-Ministeriums (Official records from the Union and Confederate Navies), sind an zwanzig Bände erschienen. Ob der Kongreß jemals die Geldmittel zu einer entsprechenden monumentalen Sammlung für die Geschichte des Freiheitskrieges bewilligen wird, ist eine Frage, welche die amerikanischen Forscher einigermaßen beschäftigt.

Von diesen auf große Einzelaufgaben konzentrierten Publikationen der Bundesregierung

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abgesehen, wird vielfach geklagt, daß der Betrieb der archivalischen Studien in den Vereinigten Staaten gerade infolge der weiten Verbreitung des Geschichtsinteresses sich zersplittere. Einer Zersplitterung und somit Vergeudung der Arbeitskräfte und Arbeitsmittel entgegenzuwirken, ist eine der Aufgaben, die sich eine vor fünf Jahren ins Leben getretene wissenschaftliche Anstalt gestellt hat, die historische Abteilung des Carnegie-Instituts in Washington. Das Institut, von seinem Schöpfer mit ähnlicher Freigebigkeit ausgestattet wie die umfassendere Pittsburger Stiftung, findet seinen Schwerpunkt in der Förderung naturwissenschaftlicher und technischer Studien; immerhin verfügt auch die historische Abteilung über eine Jahresdotation von 17600 Dollars. Dieses historische Institut will, laut des in seinem Jahresbericht für 1906 entwickelten Programms (Report of the Department of Historical Research; fifth Year Book of the Carnegie Institute of Washington, p. 186—201) nach der negativen Seite Doppelarbeit und Konkurrenz (duplication and competition) zu verhindern suchen, nach der positiven Kooperation vermitteln. Es darf als ein verheißungsvoller Schritt begrüßt werden, daß das Institut soeben enge Fühlung, eine Art Personalunion, mit der schon bestehenden Zentralstelle hergestellt hat, d. h. mit der American Historical Association: der neue Direktor des Department of Historical Research, J. Franclin Jameson, bisher Professor der Geschichte in Chicago als Nachfolger unseres H. von Holst, ist jetzt wieder, wie bereits vor einigen Jahren, Obmann jener mit der Assoziation verbundenen Historical Manuscripts Commission und Redakteur der Assoziationszeitschrift, der American Historical Review.

Weitere persönliche Fühlung zwischen dem Institut in der Bundeshauptstadt und den historischen Vereinigungen im Lande ist durch die Besuche hergestellt worden, die einer der Mitarbeiter des Instituts, W. G. Leland, während des letzten Jahres den Vereinen und Archiven von dreizehn Städten in den Südstaaten, wo die Organisation der historischen Studien bei geringeren Mitteln noch rückständig ist, abgestattet hat. Von demselben Gelehrten werden wir nach einem mit Direktor Jameson getroffenen Abkommen künftig den Beitrag über die Vereinigten Staaten in unseren Berliner »Jahresberichten der Geschichtswissenschaft« geliefert sehen, d. h. wir werden jetzt den Bericht von der Stelle aus erhalten, welche die weiteste Übersicht besitzt.

Im übrigen hat das Institut für seine Hauptaufgabe, die Erschließung und Bewältigung des ungedruckten Quellenmaterials, eine Marschroute in dreifacher Staffelung vorgesehen: Herstellung von Generalübersichten, Anlage von Regestensammlungen, Auswahl der wichtigsten Gruppen oder Stücke behufs vollständiger Drucklegung. Durchaus zweckmäßig wendet man die Aufmerksamkeit vorzugsweise den Archiven des Auslands zu; gerade hier würde eine im Interesse der Territorialgeschichte zusammenhangslos einsetzende Arbeit der Einzelvereine unfruchtbarste Zersplitterung bedeuten. Schon sind die Bestände der englischen Archive zum großen Teil für die Zwecke der amerikanischen Geschichte durchmustert; entsprechende Nachforschungen sind in den Archiven von Frankreich und Spanien, Mexiko, Kanada und Kuba begonnen worden. Auch wird nach dem Vorgang europäischer Staaten an eine systematische Durchforschung des vatikanischen Archivs gedacht. Für die geplanten Archivreisen nach Deutschland hat man insonderheit die Geschichte der starken deutschen Einwanderung nach Amerika ins Auge gefaßt und hofft, daß außer den Staatsarchiven auch Lokal- und Privatarchive und Bibliotheken Ausbeute für diesen Zweck gewähren werden. Um den Einzelgesellschaften Anleitung für die Editionstechnik zu geben, haben sich mit dem Direktor des Historischen Carnegie-Instituts zwei hervorragende Sachverständige, Professor Bourne von der Yale Universität, Jamesons Vorgänger als Obmann der Historical Manuscripts Commission, und Worthington C. Ford, der Leiter der Handschriftenabteilung der Kongreßbibliothek, zur Ausarbeitung eines Handbuchs (Suggestions for the printing of documents relative to American history) vereinigt, das die Historical Association unter ihre Publikationen aufgenommen hat.

Die Organisation der historischen Studien in Amerika ist jungen Datums. Sie zählt genau genommen ihre Jahre erst seit der Gründung der American Historical Association, also seit kaum einem Vierteljahrhundert. Viel ist seitdem geleistet worden, sowohl in der Forschung wie für die Darstellung; viel ist für eine vertiefte Auffassung gewonnen worden. Die methodologischen und ge-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schichtsphilosophischen Probleme, die in Deutschland vor einiger Zeit mit großer Lebhaftigkeit erörtert wurden, stehen für die amerikanischen Forscher mehr im Hintergrund. Aber zu entschiedener Geltung bringt sich die Richtung auf größere Objektivität, im Gegensatz zu dem nationalen und parteipolitischen Chauvinismus, der vordem in amerikanischen Geschichtswerken anzutreffen war. Mit der Schärfe seines Urteils über die Haltung des englischen Mutterlandes gegen die amerikanischen Kolonien hat seinerzeit Bancroft die berechtigte Kritik des Engländers Lecky herausgefordert; aber Bancrofts amerikanischem Nachfolger in der Forschung Hildreth stellt derselbe Lecky das Zeugnis strenger Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit aus. Und wie gegen das Ausland ist man auch gegen einheimische Gegner gerechter geworden. Wenn das große verfassungsgeschichtliche Werk unseres deutschen Landsmannes H. von Holst heute nicht mehr ganz das Ansehen in Amerika genießt wie bei seinem Erscheinen, so steht das in Wechselwirkung mit der unbefangeneren Würdigung, die der staatsrechtliche Standpunkt der Südstaaten allmählich auch im Norden bei den Historikern gefunden hat. Auch hier zeigt die amerikanische Geschichtsforschung, daß sie im Zeichen des Fortschritts steht.

Internationale Erdbebenforschung.

Von Professor Dr. Emil Wiechert, Göttingen.

(Schluß.)

Um die Variationen der Schwerkraft und der Deformationen des Erdkörpers, die mit der wechselnden Stellung der Sonne und des Mondes verknüpft sind, zu beobachten, hatte schon 1832 L. Hengler das Horizontalpendel ersonnen. Später wurde dasselbe Instrument mehrfach aufs neue erfunden und 1869 durch C. Zöllner zu großer Berühmtheit gebracht. Das Zöllnersche Instrument war auch nach unsern Begriffen schon ein sehr empfindliches Seismometer; eben deshalb aber gelang es Zöllner nicht, die Beobachtungen von den lokalen Störungen zu befreien. In den achtziger Jahren nahm E. v. Rebeur-Paschwitz diese halb astronomischen, halb physikalischen Arbeiten von neuem auf, indem er ein Horizontalpendel von äußerst zweckmäßiger Form konstruierte und es durch Beigabe der photographischen Registrierung für seinen eigentlichen Zweck in vorzüglichster Weise geeignet machte. Die Schwankungen der Lotlinie, welche die Vorgänger vergeblich zu beobachten versucht hatten, konnten nun wirklich aufgefunden werden; daneben ergab sich aber zugleich das für die Entwicklung der Seismik äußerst wichtige Resultat, daß jährlich eine große Reihe von Erdbeben aufgezeichnet wurden, deren Herde über die ganze Oberfläche der Erde verteilt waren. Diese Erfahrungen und die ähnlichen, welche in Japan und Italien gewonnen worden waren, bildeten den Ausgangspunkt für die Bestrebungen, den Erdbebendienst international zu organisieren. Dazu regte John Milne durch seine »Suggestions for a systematic observation in the northern hemisphere of earthwaves and vibrations travelling great distances« von Tokio aus im Januar 1895 an. Zu diesem Ziele verfaßte E. v. Rebeur-Paschwitz seine »Vorschläge zur Errichtung eines internationalen Systems von Erdbebenstationen«, welche mit Unterstützung anderer Gelehrten dem sechsten internationalen Geographentag in London im Sommer 1895 vorgelegt und allseitig gebilligt wurden, und die dann, unterschrieben von A. d'Abbadie, Prof. G. Agamenone, Prof. Dr. E. Becker, Prof. Ad. Cancani, Prof. R. Copeland, Prof. George H. Darwin, Prof. Ch. Davison, Prof. Dr. Eschenhagen, Prof. Dr. Forel, Prof. Dr. G. Gerland, Geh. Rat Prof. Dr. Helmert, Prof. Dr. Kilian, Dr. H. Klein, Astronom J. Kortazzi, Prof. R. Lewitzky, Prof. John Milne, Geh. Rat Dr. Neumayer, Prof. Omori, Prof. Dr. Penck, Dr. v. Rebeur-Paschwitz, Prof. A. Riccò, Oberst R. v. Sterneck, Prof. Dr. Supan, Prof. P. Tacchini und Capit. J. Viniegra, zu weiterer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Agitation benutzt wurden. Es sei geſtattet, aus diesen Vorschlägen einen besonders charakteriſtischen Abschnitt hier wörtlich wiederzugeben:

»Wir wollen in erſter Linie die Gründung eines internationalen Netzes von Erdbebenſtationen in Anregung bringen, dessen Aufgabe es sein soll, die Ausbreitung der von großen Erdbebenzentren ausgehenden Bewegungen auf der Erdoberfläche und durch den Erdkörper in syſtematischer Weise zu beobachten.«

»Die Bedeutung der hier in Vorschlag gebrachten Erdbebenbeobachtungen für die Physik der Erde läßt sich nicht hoch genug veranschlagen. Da es faſt sicher iſt, daß die von einem Erdbebenherde ausſtrahlende elaſtische Bewegung sich durch den Erdkörper fortpflanzt mit einer Geschwindigkeit, deren Größe von der Dichtigkeit und Elaſtizität der verschiedenen Tiefenschichten abhängen muß, und da sichere Anzeichen vorhanden sind, daß diese Geschwindigkeit mit der Tiefe, welche die Bewegung erreichte, veränderlich iſt, so geben die Erdbebenbeobachtungen ein Mittel in die Hand, um auf direktem Wege Aufschlüsse über den Zuſtand des Erdinnern zu erhalten, welches wohl für alle Zeiten der direkten Beobachtung verschlossen sein wird. Es iſt daher durch diese syſtematischen Beobachtungen die Möglichkeit geboten, mit Aussicht auf Erfolg an die Lösung einer Frage heranzutreten, welche für die gesammte Wissenschaft von fundamentalſter Bedeutung iſt und bisher von verschiedenen Seiten in nur zu widersprechender Weise beantwortet wurde.«

»Zugleich wird die Seismologie eine ungeahnte Förderung erfahren, denn nunmehr ſtehen der Beobachtung auch die unzugänglichſten Teile des Erdballs offen. Alle ſtärkeren Erd- und Seebeben, wo auch immer sie ſtattfinden mögen, müssen ihre Spuren auf den Photogrammen der geplanten Stationen hinterlassen.«

Während bis dahin nur in Japan, Italien und Deutschland Erdbebenbeobachtungsstationen mit regiſtrierenden Inſtrumenten vorhanden gewesen waren, erweiterte sich nun der Bereich. Die Zahl der Stationen wuchs schnell. Das Rebeursche Inſtrument wurde in mannigfachen Abänderungen vielfach aufgeſtellt; vor allem aber wurde unter der Anregung der Britis Association for the Advancement of Science ein ganzes Netz von Stationen über die Erdoberfläche ausgebreitet, das einheitlich mit einem von John Milne 1894 konſtruierten Inſtrument ausgerüſtet wurde. Das Inſtrument iſt ein sehr einfach gebautes, photographisch regiſtrierendes Horizontalpendel, welches sich eben wegen seiner Einfachheit auch da vorzüglich bewährt hat, wo an die Bedienung keine hohe Anforderung geſtellt werden konnte. Heute gibt es schon etwa 50 solcher Milne-Stationen. Trotz seiner geringen Empfindlichkeit reagiert der Apparat doch gut auf die Bewegungen mit langer Schwingungsperiode, welche in den sogenannten Hauptwellen der Erdbeben längs der Erdoberfläche laufen, und hat so vortreffliche Dienſte bei der Lokalisierung der Weltbeben geleiſtet. An der weiteren Entwicklung der inſtrumentellen Technik habe ich selbſt einigen Anteil genommen, indem ich mich von 1898 ab bemühte, die Grundsätze darzulegen, nach denen die Inſtrumente zu bauen sind, damit aus ihren Aufzeichnungen sichere Schlüsse auf die Bodenbewegungen gezogen werden können. Unter diesem Gesichtspunkt führte ich schon 1898 die Dämpfung (damals in Form der Luftdämpfung, die auch heute noch in der Regel verwendet wird) ein und erhöhte auch für die photographische Regiſtrierung die Geschwindigkeit so weit (auf 36 cm in 1 Stunde), daß eine Auflösung der Kurven in die Einzelschwingungen des Bodens möglich wurde. Damals und später konſtruierte ich gemäß den theoretisch entwickelten Grundsätzen Seismographen, die vielfache Verbreitung gefunden haben. v. Rebeur-Paschwitz war schon 1895 geſtorben, sein Werk wurde aber unter der beſtändigen energischen Anregung von G. Gerland in Straßburg lebhaft weitergefördert; eine Reihe von Konſtruktionen neuer Inſtrumente sind so in Straßburg entſtanden und für die Ausrüſtung vieler Stationen, besonders in Rußland, aber auch in anderen Ländern maßgebend geworden.

Die internationale Organisation ging nun ebenfalls in schnellen Schritten voran. Hier hat sich vor allem Gerland durch seine ſtets wache Initiative und durch seine hoffnungsfreudige Tatkraft, welche vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, Verdienſte erworben. Zunächſt für die Heimat wirkend, erreichte er es, daß in Straßburg aus Mitteln des Reiches und der Reichslande Elsaß-Lothringen eine »Hauptſtation für Erd-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bebenforschung« geschaffen wurde, die zusammen mit ihrem »Kuratorium«, welches die meiſten deutschen Seismologen umfaßt, eine Zentralſtelle für die deutsche Organisation darſtellt. Dann legte er, den früheren Plan aufnehmend, unterſtützt von anderen deutschen Gelehrten, dem 7. internationalen Geographenkongreß zu Berlin einen Aufruf zur Gründung einer »Internationalen seismologischen Gesellschaft« vor.

Der lebhafte Beifall, welchen die Pläne allseitig fanden, ließ die Zeit gekommen scheinen, nun zu Taten zu schreiten. So fanden denn auf Anregung von G. Gerland mit Unterſtützung der Reichsbehörden, welche alle Wege ebneten, in Straßburg 1901 und 1903 unter lebhafteſter Beteiligung die beiden erſten internationalen Kongresse für Erdbebenforschung ſtatt. Hier wurden die gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen besprochen und die Grundlinien für eine internationale Vereinigung in eingehenden Unterhandlungen feſtgeſtellt. Unter Rücksicht insbesondere auf die von japanischer Seite geäußerten Wünsche wurde nicht eine Vereinigung von Personen, sondern von Staaten in Aussicht genommen. Im Sommer 1905 tagte dann im engeren Kreise in Berlin eine 3. internationale Konferenz von Vertretern der beteiligten Staaten zu dem Zweck der eigentlichen Gründung. Dabei wurden einige Abänderungsvorschläge zu den früheren Straßburger Vorschlägen im wesentlichen genehmigt, welche von einer Kommission der internationalen Assoziation der Akademien in Frankfurt a. M. im Oktober 1904 ausgearbeitet worden waren. Schon zur Berliner Tagung oder im Anschluß daran traten Deutschland, Belgien, Bulgarien, Chile, der Kongoſtaat, Spanien, Griechenland, Ungarn, Japan Italien, Mexiko, Norwegen, die Niederlande, Portugal, Rumänien, Rußland und die Schweiz zu einer »Internationalen Seismologischen Assoziation« zusammen. Die Vereinigten Staaten von Amerika schlossen sich mit dem Beginn des Jahres 1906 an, und im Sommer 1906 folgte auch Großbritannien. Frankreich hat seinen Beitritt zwar noch nicht erklärt, war aber bei der erſten Tagung der permanenten Kommission der Assoziation in Rom im Oktober 1906 durch einen Delegierten vertreten. Es muß gehofft werden, daß auch Öſterreich, welches praktisch an der allgemeinen Arbeit lebhaft Anteil nimmt, sich der Assoziation bald zuwenden werde.

Die jetzt geltende internationale Übereinkunft der Staaten für Erdbebenforschung iſt auf zwölf Jahre, beginnend vom 1. April 1904, geschlossen worden. Artikel 1 lautet:

»Zweck der Assoziation iſt die Förderung aller Aufgaben der Seismologie, welche nur durch das Zusammenwirken zahlreicher, über die Erde verteilter Erdbebenſtationen gelöſt werden können.

Als hauptsächlichſte Mittel hierzu dienen:

a) Beobachtungen nach gemeinsamen Grundsätzen;
b) Gründung und Unterſtützung seismischer Observatorien in Ländern, welche der Beihilfe der Assoziation bedürfen;
c) Organisation eines Zentralbureaus für Sammlung, Bearbeitung und Veröffentlichung der Berichte aus verschiedenen Ländern.«

Die einzelnen Staaten leiſten je nach der Zahl der Bevölkerung Jahresbeiträge, die von 400 Mark bis 3200 Mark variieren.

Organe der Assoziation sind: die Generalversammlung, die permanente Kommission und das Zentralbureau.

Die Generalversammlung beſteht aus Delegierten der Staaten und Eingeladenen und soll mindeſtens alle vier Jahre zusammentreten. Die erſte Tagung wird vom 21. bis 25. September dieses Jahres im Haag in Holland ſtattfinden.

Die permanente Kommission, welche nach Bedarf tagen soll, beſteht aus je einem Delegierten der beteiligten Staaten und aus dem Direktor des Zentralbureaus. Sein Präsident iſt zur Zeit L. Palazzo, Rom, sein Vizepräsident J. P. van der Stock, de Bilt-Utrecht, sein Generalsekretär, der für die zunächst in Aussicht genommene Dauer der Übereinkunft gewählt worden iſt, R. von Kövesligethy, Budapeſt. Die erſte Tagung der permanenten Kommission fand vom 16. bis 20. Oktober 1906 in Rom ſtatt.

Das Zentralbureau soll nach der Übereinkunft dem Direktor einer Erdbebenbeobachtungsſtation unterſtellt werden, welche von der Generalversammlung bezeichnet wird. Es befindet sich jetzt in Straßburg unter der Leitung von G. Gerland; dort iſt der Sekretär des Bureaus R. Rudolph. Schon jetzt iſt die Wirksamkeit der internationalen Organisation vielfach zu spüren. Das Zentralbureau hat von Anbeginn seine Arbeiten aufgenommen; es unterzieht sich z. B. der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Katalogisierung der Erdbeben, was bei der jetzt noch herrschenden völligen Zersplitterung der Veröffentlichungen von Erdbebennachrichten ebenso mühevoll wie für die Wissenschaft dringend notwendig iſt.

Die erſte Tagung der permanenten Kommission in Rom verlief in hohem Maße fruchtbar und anregend. Hier übernahmen sowohl das Zentralbureau als auch der Generalsekretär eine Reihe neuer Aufgaben. Das Zentralbureau hat z. B. auf Antrag von A. F. Forel, dem Delegierten der Schweiz, ein Preisausschreiben für die Konstruktion eines billigen und leicht zu bedienenden Seismographen mittlerer Empfindlichkeit erlassen. Dies iſt von erheblicher wissenschaftlicher Bedeutung, denn ein derartiges Inſtrument, wie es für die Lokalforschung gebraucht wird, iſt bisher noch nicht in der wünschenswerten Vollendung vorhanden. Das Zentralbureau wird ferner der nächſten Generalversammlung eine Zusammenſtellung von getreuen Kopien aller erreichbaren Seismogramme eines neueren Weltbebens darbieten, um damit eine Grundlage für spätere ähnliche Arbeiten zur Beurteilung und Auswertung des Beobachtungsmaterials zu liefern. Der Generalsekretär, Herr v. Kövesligethy, bereitet unter anderem eine Beschreibung der sämtlichen beſtehenden Stationen für Erdbebenforschung vor. Für die kommende Generalversammlung im September d. J. iſt eine Fülle von Material in Aussicht.

So sind denn verheißungsvolle Anfänge für die gemeinsame Arbeit gemacht. Aber doch möchte ich vorläufig, wo die Seismologie in dem jugendlichen Alter schnellen Wachstums ſteht, die wesentliche Bedeutung der Association vor allem in der Anregung sehen, welche sie den Völkern zu friedlichem wissenschaftlichen Wettkampf bietet, sowie in der von ihr gewährleiſteten Verhütung von Arbeitsvergeudung durch auseinanderfallende Beſtrebungen.

Wir Deutschen haben bisher sowohl an der beobachtenden als auch an der wissenschaftlichen und an der organisatorischen Tätigkeit unseren Anteil redlich genommen, und wir werden es gewiß auch weiter tun, denn der Mut zu frischer Tat regt sich überall: in wissenschaftlichen Kreisen wie bei den beteiligten Reichsbehörden. Das Netz unserer Stationen für Beobachtung und Forschung im Mutterlande wird in seiner Leiſtungsfähigkeit von dem keines anderen Landes übertroffen. In den Kolonien iſt die seismische Forschung freilich noch in dem Anfangsſtadium, aber immerhin besitzen wir doch schon seit einigen Jahren in der Samoaſtation einen Stützpunkt, der infolge seiner besonders günſtigen Lage und der Art seiner Arbeit hervorragend wichtig iſt, und es werden weitere Stützpunkte von ähnlicher Bedeutung vorbereitet. So hat denn der deutsche Seismologe wohl ein Recht, mit froher Zuversicht vorwärts zu blicken.

Korrespondenzen.

Paris, Mai 1907.

Neue Kunst-Projekte von Dujardin-Beaumetz — Ausstellung der Indépendants — Die Société nationale des Beaux-Arts.

Dujardin⸗Beaumetz, der Staatssekretär der schönen Künste, ist einer der vielbeschäftigtsten Männer Frankreichs. Trotzdem findet er noch Zeit, eine ganze Reihe von Projekten ins Auge zu fassen. Das erste, das größte wird wohl die Überführung des Luxembourg⸗Museums in das Seminar an der Place St. Sulpice bleiben. Alle Welt weiß, daß das Gebäude, in dem heute die Tausende und aber Tausende Bilder aus dem letzten Jahrhundert aufgespeichert liegen, die der späteren Aufnahme in den Louvre harren, viel zu klein dafür ist. Auf den Speichern und in den Kellern des Museums sollen, wie alle Sachkenner versichern, wahre Schätze einer würdigen Aufstellung entgegensehen. Nun ist durch das Gesetz vom 11. Dezember 1905 (Trennung von Kirche und Staat) unter anderen auch das große, katholische Priesterseminar an der Place St. Sulpice leer geworden, und die Schüler, die sich unter der Führung ihrer Lehrer mit Tischen und Bänken der Ausweisung aus dem ihnen lieb gewordenen Gebäude widersetzt hatten, sind verschwunden. Da hat jetzt Dujardin⸗Beaumetz die gute Idee gehabt, das leerstehende Seminar in ein neues Musée du Luxembourg umzuwandeln. Der große Hof wird überbaut und so eine lichtdurchströmte mächtige Halle geschaffen, in der die Skulpturen Aufstellung finden sollen. Die ehemaligen Lehrzimmer, die Schlafräume, die Kapelle werden neu hergerichtet, und dort sollen dann all' die schönen Bilder der Neuzeit würdig aufgehängt werden. Besonders wird dadurch die »salle Caillebotte« gewinnen, deren wundervolle Manets, Cézanne's, Monets, Pizarro's und wie sie alle heißen, jetzt in einem kleinen Saal zusammengedrängt hängen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Außer dem Luxembourg will der Staatssekretär aber noch mancherlei andere Umänderungen in Paris vollzogen wissen. Da ist vor allem das Panthéon! Das soll nicht dauernd nur zur bloßen Ruhestätte der großen Toten Frankreichs verdammt bleiben, sondern vielmehr als Tempel des Ruhmes über Paris sein stolzes Haupt erheben. Das Innere will Dujardin mit Statuen und Denkmälern geschmückt sehen, und zu diesem Zweck hat er bereits eine Anzahl von Aufträgen vergeben. Segoffin wird das Denkmal Voltaire's machen, Bartholomé das Rousseau's; diese beiden Bildwerke sollen dann rechts und links von Détaille's »Chevauchée de la gloire« aufgestellt werden. Dazu kommen noch die Büsten der Führer aus der Revolutionszeit, die Redner der Restauration und der Victor Hugo von Rodin. Und in der Mitte des Panthéons soll eine mächtige Apotheose Frankreichs ihren Platz erhalten.

Auch der Jardin du Louvre wird umgewandelt werden. An der Stelle, wo sich bis jetzt das Denkmal Washingtons erhob, soll eine Reihe von Denkmälern der Maler aus Barbizon errichtet werden. Corot, Dupré, Delacroix, kurz all die Sterne aus dem Anfang und der Mitte des vergangenen Jahrhunderts werden dort zusammenkommen, um dem Jardin du Louvre ein neues, harmonisches Bild zu geben.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der rührige Staatssekretär der schönen Künste sich auch eingehend mit dem vom Standpunkt des Franzosen äußerst wichtigen Problem des neuen Tafelservices für den Präsidenten Fallières beschäftigt hat. Er hat elf Modelle von Tellern herstellen lassen, die endlich die alte feierliche Tradition der Präsidentenservice brechen sollen. Mit diesem Service wird Dujardin die Sammlung von alten Sèvresmodellen komplettieren. Gegen Ende des letzten Jahres hatte er 130 Biskuits aus dem 18. Jahrhundert ausgestellt; dieses Jahr werden's schon 180 Stücke. In zwei Jahren soll man so ein Ensemble von 585 Stücken haben. In den Büchern der Manufaktur sind im ganzen 620 Modelle verzeichnet. Die 35 fehlenden Modelle wurden in den Jahren 1814 und 1870 zerschlagen und können nicht mehr nachgemacht werden.

Dreiundzwanzig Jahre sind vergangen, seit Dubois-Pillet den »Salon des Indépendants« gegründet hat, dessen diesmalige Ausstellung die Kleinigkeit von 5406 Bildern aufweist. Bis zum vorigen Jahre konnte man sehen, daß Künstler wie Denis, Vuillard, Bonnard, Vallotton und Roussel, tapfer an der Spitze der Indépendants gegen den althergebrachten Pompierstil kämpften. Heute sind sie weg, sie haben nach errungenem Siege das alte Banner im Stich gelassen und sind in den Salon der Société nationale des beaux arts übergesiedelt. Nur Félix Vallotton hat noch ausgestellt, ein großes Bild, »Badende Frauen«, in schöner Linienführung. Trotz der vielen fehlenden Namen von hohem Klang aber muß man, was den Gesamteindruck der Indépendants anbelangt, behaupten, daß der Salon diesmal etwas besser ist als die vorhergehenden Jahre. Leider sind heuer die retrospektiven Ausstellungen fortgefallen, da kein Platz mehr für sie da war. Mußte man doch zwei Zelte an die gewaltigen Gewächshäuser der cours de Reine anbauen, um den herzustürmenden Kunstjüngern und -jüngerinnen überhaupt einen Platz geben zu können. Natürlich ist die ganze neoimpressionistische Schule, die Guérin, Cousturier, Cross, Dufrenoy, Camoin, Laprache etc. da. Sie suchen die Einfachheit, aber diese Einfachheit wirkt vielfach so gequält und unnatürlich, daß man sich voll Schaudern und Ekel von den »Werken« dieser Leute abwendet. Viel mehr als die Franzosen haben die Ausländer, besonders die Deutschen und Spanier, zum Gelingen dieser Ausstellung beigetragen. Und unter den Deutschen sind es die — Frauen, die fast durchweg Gutes und Gediegenes brachten. Ich nenne aus der großen Zahl der deutschen Künstlerinnen nur die Namen Vollmoeller (ernst gearbeitete Stilleben), Dannenberg und Weise (entzückende Werke aus dem Luxembourggarten). Wenn man bedenkt, daß es gerade die jungen Künstler sind, die die Indépendants beschicken, so ist zu hoffen, daß sich aus solchen Anfängen etwas besonders Tüchtiges entwickeln wird.

Trostlos dagegen ist diesmal der Salon der »Société nationale des beaux arts.« Hier sind zwar »bloß« 2718 Werke ausgestellt, aber von solch' einer Langweiligkeit, daß man ganze Säle durchlaufen kann, ohne auch nur auf ein einziges gutes Bild zu stoßen. Dafür ist dieser Salon aber sehr viel mondainer als der der Indépendants. In den Champs de Mars, wie die Société nationale auch heißt, drängt sich die »vornehme« Welt vor den Bildern von Jean Veber und Albert Guillaume und bewundert diese Malereien, die mehr oder minder für ein Journal amusant bestimmt scheinen. Doch fehlt es auch hier nicht ganz an wertvollen Leistungen. Schöne Bilder haben Roll, Blanche, Mlle. de Poznanska, Delvaille, Gaston Latouche, Cottet (ein vorzügliches Porträt des Malers Simon), Dinet, Lavery, La Gandara (ein gutes Porträt Mme. d'Annunzios) gesandt. Daß die Société nationale diesmal ihre Pforten der jüngeren Schule geöffnet hat, muß als ein erfreuliches Zeichen hervorgehoben werden. Maurice Denis, Charles Guérin, Bragnard, Maufra, Lebasque und Morrice haben endgültige Aufnahme gefunden. Doch sind sie mit weniger guten Werken vertreten, als sie bei Bernheim jeune oder Druet in ihren Sonderausstellungen zeigten.

Wenn man das Resumee aus dem diesjährigen Eindruck beider Salons zieht, so sind zweifellos die Indépendants um vieles interessanter als der Pompiersalon der Société nationale. Aus beiden kann man aber ersehen, daß eine gewisse Ausstellungsmüdigkeit eingetreten ist, und daß die ernsten Künstler heute lieber geschlossene, für sich wirkende Sonderausstellungen machen als in den großen Salons unter der Unmasse von Werken zweiten Ranges untergehen. In solchen kleineren Ausstellungen empfängt man gerade hier bisweilen Eindrücke von einer Tiefe, wie sie keiner der großen Salons zu erwecken vermag.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

22. Juni 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Die Linné-Feiern in Schweden und Linné's Werk.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Adolf Engler, Berlin.

Die 200. Wiederkehr von Carl von Linné's Geburtstag am 23. Mai d. J. iſt nicht nur in allen Hauptſtädten der europäiſchen Kulturſtaaten, ſondern auch in mehreren Nordamerika's, namentlich in New York und Chicago (wo man im Lincoln-Park eine Linné-Statue aufſtellte), feierlich begangen worden. Und zwar waren es nicht allein Botaniker und Zoologen, welche Linné's Andenken ehren wollten, ſondern weite Kreiſe bewieſen durch die Beteiligung an dieſen Feſten, daß die ungewöhnliche Anerkennung und erſtaunliche Popularität, deren ſich der verdiente Mann bei Lebzeiten zu erfreuen hatte, auch in der Gegenwart noch nicht erloſchen iſt, obgleich teils verſtändige, teils mit Ignoranz verbundene Kritik an Linné's*) Leiſtungen mancherlei auszuſetzen fand.

In Schweden ſelbſt wurde naturgemäß die Erinnerung an Linné's Geburt beſonders lebendig. Nachdem ſchon am 21. Mai die Univerſität Lund, an welcher Linné ſeine Studien begann, ihren bedeutenden Schüler gefeiert, und nachdem an demſelben Tage in Råshult die ganze Bevölkerung ſich dankbar und ſtolz daran erinnert hatte, daß hier die Wiege des Mannes geſtanden, welcher nicht nur durch ſeine botaniſchen und zoologiſchen Arbeiten Schweden bei allen Kulturvölkern berühmt gemacht, ſondern auch ſeinem Vaterlande durch wertvolle Schriften über Krankheiten und Heilmittel der Menſchen und Tiere große Dienſte erwieſen hatte, folgten vom 23.—26. Mai die Hauptfeſttage in Uppsala und Stockholm.

Wie bei der Pietät und Begeiſterung der Schweden für ihren großen Landsmann zu erwarten war, hatte man ſich hier ſeit langer Zeit auf dieſe Feier vorbereitet und ſie ſo ſchön und erhebend geſtaltet, daß alle diejenigen, welche dazu teils perſönlich eingeladen waren, teils als Delegierte von Akademien und Univerſitäten erſchienen, davon eine der ſchönſten Erinnerungen für das Leben mitgenommen haben.

Am 23. Mai morgens wurden die von Stockholm eintreffenden Feſtteilnehmer von der Studentenſchaft Uppsalas mit einer lateiniſchen Anrede empfangen, und gegen 12 Uhr verſammelten ſich viele Hunderte in den verſchiedenen Räumen des großartigen Univerſitätsgebäudes von Uppsala, um ſich in wohlgeordnetem Zug nach der prächtigen Aula zu begeben, mit welcher keine einer deutſchen Univerſität auch nur entfernt verglichen werden kann. Nach Eintritt des

*) Ein ſehr umfangreiches, auf neueren Forſchungen beruhendes Werk in ſchwediſcher Sprache iſt Th. B. Fries, Linné. Stockholm 1903. — Auf meine Veranlaſſung hat deſſen Sohn Rob. M. Fries eine deutſche Abhandlung, welche das Wichtigſte über Linné's Leben und Schriften enthält, in meinen Botan. Jahrbüchern, Band XLI veröffentlicht. Dieſe Abhandlung iſt auch als Brochure von W. Engelmann in Leipzig zu beziehen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kronprinz-Regenten und anderer Mitglieder des Königlichen Hauses, welche auch an den Festlichkeiten der folgenden Tage von Anfang bis zu Ende teilnahmen, wurde die Feier durch eine Fest-Ouverture und vortrefflichen Gesang eingeleitet. Darauf hielt der Rektor magnificus Prof. H. Schück die Festrede, in welcher er mit Ausblicken auf die kümmerlichen Zustände der Universität zur Zeit von Linné's Eintreffen den neuerdings wieder vielfach besprochenen Werdegang Linné's schilderte.

Bekanntlich waren auf diesen seine 1732 nach Lappland unternommene Reise und sein dreijähriger Aufenthalt in Holland (1735—1737), während dessen die in Schweden angelegte Knospe sich zur glänzenden Blüte entfaltete, von hervorragendstem Einfluß. Wie sehr man auch in Holland und England bestrebt war, den 30jährigen genialen Gelehrten festzuhalten, dessen zahlreiche bahnbrechende Schriften bei den Naturforschern seiner Zeit das größte Aufsehen erregten, so vermochten doch alle Anerbieten seiner Sehnsucht nach der Heimat nicht Stand zu halten. Daher hatten Stockholm, wo Linné bald nach seiner Rückkehr die Akademie der Wissenschaften gründete und vier Jahre als Arzt tätig war, noch mehr Uppsala, wo vom Jahre 1741 an sein wissenschaftlicher Ruf und seine faszinierende Persönlichkeit dazu beitrugen, die bisherige Zahl der Studierenden zu verdreifachen, wo er so viel zum Gedeihen der Universität und zum Wohl seines Landes wirkte, allen Grund, Linné's Andenken festlich zu begehen. Aber mit Recht hob Professor Schück hervor, daß dies Fest ein internationales sei, da Linné's Forschungen und Arbeiten den Grund gelegt haben zur Weiterentwicklung der von ihm vertretenen Wissenschaften.

Dies kam auch zum Ausdruck in den Ansprachen, welche bei der Überreichung der Adressen von 58 ausländischen Korporationen gehalten wurden. Aus 15 Staaten Europa's und Nordamerika's waren 51 Delegierte erschienen, von denen für jeden Staat einer das Wort führte. Von weiteren Festlichkeiten in Uppsala sei noch kurz die sehr zeremonielle Doktorpromotion erwähnt, welche am 24. in der Kathedrale von seiten aller Fakultäten der Universität erfolgte. Mit den Ehrenpromotionen war auch die Promotion der jungen Doktoren, welche ein Examen abgelegt hatten, verbunden.

Die Feier, welche die von Linné 1739 begründete Königliche Vetenskaps Akademie in Stockholm am 25. Mai im großen Saal der Königlichen Musikakademie veranstaltete, verlief ähnlich wie die der Universität Uppsala. Die Festrede hielt der Präsident der Akademie, Prof. Graf Moerner, welcher ganz besonders Linné's vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit und Bedeutung hervorhob. Darauf überreichte er dem anwesenden englischen Botschafter eine große goldene Linné-Medaille für Sir Josef Hooker, den hochverdienten ehemaligen Direktor des Botanischen Gartens in Kew, welcher Ende Juni dieses Jahres seinem 90. Geburtstag entgegengeht, nachdem er seit 70 Jahren bis in die neueste Zeit auf verschiedenen Gebieten der Botanik, insbesondere dem der Systematik und Pflanzengeographie unermüdlich tätig gewesen ist. Von allen Seiten wurde diese Ehrung des hochverdienten Nestors der jetzt lebenden Botaniker mit großem Beifall begrüßt.

Von ganz besonderem Interesse war der am 26. Mai von dem naturwissenschaftlichen Studentenverein in Uppsala veranstaltete Ausflug nach dem etwa eine Stunde entfernten Hammarby, dem am Fuß einer Endmoräne gelegenen Landsitz Linné's, in welchem er auch seinen speziellen Schülern Privatvorlesungen hielt. Dieses jetzt vom Staat angekaufte Gelände ist ganz besonders geeignet, uns in die Zeiten Linné's zurückzuversetzen. Im kleinen Vorgarten werden noch die Arten kultiviert, an welchen Linné sich erfreute, und in dem hinter dem Haus gelegenen schattigen Naturpark finden wir zwischen großen von Moos bewachsenen Felsblöcken viele von Linné hier eingeführte und eingebürgerte Pflanzen, von denen namentlich Corydalis nobilis bemerkenswert ist. Auf dem Gipfel des Hügels befindet sich noch Linné's kleines Museumsgebäude, in welchem er das für seine Vorlesungen bestimmte Demonstrationsmaterial aufbewahrte. Auf dem Platz vor diesem kleinen Gebäude lauschten einst Linné's Schüler andächtig den Lehren ihres Meisters. Nicht leicht kann ein so stimmungsvoller Platz für botanische Vorlesungen gefunden werden. Auch in dem Wohngebäude Linné's werden wir ganz in seine Zeit zurückversetzt. Mehrere gut erhaltene Gemälde von ihm und seinen Angehörigen, ein Teil seines Mobiliars und der ihm gemachten Geschenke sind hier zu sehen; namentlich aber werden wir an seine Be-

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schäftigung durch die aus vorlinnéscher Zeit ſtammenden Abbildungen exotischer Pflanzen erinnert, mit denen die Wände zweier großer Zimmer tapeziert sind.

Sehr wertvolle Gaben erhielten alle Delegierten in den Schriften, welche der Rektor und die Dekane der vier Fakultäten Uppsala's mit den Einladungen zu den Promotionen herausgegeben hatten; es sind zum größeren Teil Reproduktionen von wichtigen kleinen Schriften Linné's. Aber auch ein bisher nicht gedrucktes Manuskript der von Georgi verfaßten deutschen Übersetzung einer Privatvorlesung Linné's über die Kultur der Pflanzen, welche er im Jahre 1759 seinen Schülern Alstroemer und Logie gehalten hatte, iſt hier zum Abdruck gelangt. In dieser Vorlesung behandelt Linné die Ernährung der Pflanzen, ihr Vorkommen auf verschiedenen Bodenarten und in verschiedenen Klimaten und schließt daran ein Verzeichnis der mitteleuropäischen Holzgewächse und Kulturpflanzen mit Rücksicht auf ihre Verwendung. Professor Dr. Hjelt in Helsingfors, der schon 1882 eine Schrift über C. von Linné als Arzt bei W. Engelmann in Leipzig erscheinen ließ und jetzt in Uppsala als Jubiläumsdoktor promoviert wurde, bringt eine neue Abhandlung über denselben Gegenſtand. Prof. Tullberg erfreut uns durch ein Prachtwerk mit Reproduktion zahlreicher Bildnisse Linné's und einer Aufzählung aller bekannt gewordenen bildlichen und skulpturellen Original-Darſtellungen seiner Person, welche die Zahl von 500 überſteigen! Im Auftrage der Societas scientiarum in Uppsala hat Dr. Hulth eine Bibliographia Linnaeana verfaßt, und die Akademie in Stockholm hat ihren Gäſten einen Neudruck der erſten Ausgabe von Linné's Systema naturae (1735), sowie drei Bände besonders wertvoller Linné'scher Schriften verehrt: die von Th. Fries besorgte schwedische Übersetzung der Flora lapponica, eine neue Ausgabe der Classes plantarum und einen Band mit wichtigen kleinen Abhandlungen.

So iſt also jetzt Linné's Gedächtnis 200 Jahre nach seiner Geburt in einer Weise gefeiert worden, welche der großen Anerkennung, die ihm bei Lebzeiten zuteil wurde, nicht nachſteht. Iſt sie berechtigt oder nicht? Wenn hier und da selbſt Shakespeare, Goethe, Schiller abfällig beurteilt werden, so darf es uns nicht wundern, daß auch die Verdienſte Linné's nicht allen in gleicher Weise bedeutend erscheinen. So verschieden aber auch die Urteile sein mögen, darin ſtimmen, wie unzählige Besprechungen der letzten Wochen bewiesen haben, alle überein, daß er ein klassifikatorisches Genie war, daß er durch seine Nomenklatur (ein Ei des Kolumbus!), durch seine Terminologie und seine übersichtlichen Gruppierungen der Organismen zuerſt eine Grundlage schuf, auf der zunächſt viele Jahrzehnte lang in enger Anlehnung an sein Syſtem weiter gearbeitet wurde, welche aber auch nach den in den letzten Jahren getroffenen Beschlüssen botanischer und zoologischer Kongresse als Ausgangspunkt für die wissenschaftliche Einteilung der Organismen in Gattungen und Arten zu gelten hat. Ließ doch die Deutsche Zoologische Gesellschaft, als die Herausgabe des »Tierreich« begann, 1894 von Linné's Systema naturae den das Regnum animale behandelnden Teil der 1758 erschienenen 10. Ausgabe neu abdrucken (W. Engelmann, Leipzig). Lange galten Linné's nach seinem Syſtem geordnete Species plantarum als das Regiſter, in welches alle neu bekanntgewordenen Pflanzen eingetragen wurden, und noch heute, wo etwa hundertmal mehr Arten als die Linné bekannten 8551 unterschieden werden, müssen die Spezialarten auf diese Regiſter, insbesondere auf seine erſte Ausgabe und die von dem Berliner Akademiker Professor Karl Ludwig Willdenow 1797—1812 erweiterte, den Kenntnissen seiner Zeit entsprechende Ausgabe zurückgehen. Linné hatte durch seine Ordnungsarbeiten, welche den Nagel auf den Kopf trafen und in der seinerzeit den Gelehrten und Halbgelehrten geläufigen lateinischen Sprache erschienen, allen, welche sich mit Pflanzenkunde beschäftigten, ein bequemes Handwerkzeug geliefert, an das man sich rasch gewöhnte und das man nun immer gebrauchte. So iſt es natürlich, daß man ihm von allen Seiten huldigte und sogar Forschungsgesellschaften gründete, welche seinen Namen trugen (die Linnean Society in London die bedeutendſte).

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Sundzollrechnungen als internationale Geschichtsquelle.

Von Geh. Rat Professor Dr. Dietrich Schäfer, Berlin.

Es gibt nicht allzuviele Geschichtsquellen, die über die Grenzen eines Staates oder Volkes hinaus Bedeutung haben. Die Institutionen von geschichtlicher Wirkung greifen selten über den staatlichen oder nationalen Kreis hinaus, und die Persönlichkeiten sind zum weitaus größten Teil in ihrer Tätigkeit fast ganz auf ihn beschränkt. Nur die römische Kirche und ihre Leiter machen eine wirklich durchgreifende Ausnahme. Ihre Geschichte ist daher auch die universalste, die am meisten internationale, die es gibt. Um so erfreulicher ist es, wenn einmal eine Quelle fließt, die weite Gebiete geschichtlicher Kenntnis befruchtet und auf einem oder mehreren Feldern menschlicher Tätigkeit Vergleiche gestattet zwischen den Leistungen verschiedener nationaler und politischer Gebilde. Eine solche Quelle sind die Sundzolllisten.

Der Sundzoll ist im Jahre 1857 verschwunden, abgelöst durch eine einmalige Geldzahlung von den schiffahrttreibenden Staaten an das Königreich Dänemark. Das Anfangsjahr ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, ist aber kurz vor Beginn oder in der früheren Hälfte des Krieges zu suchen, den König Erich der Pommer 1426—1435 mit den Hansestädten führte. Es liegen also ungefähr 430 Jahre zwischen Beginn und Ende. In dieser ganzen langen Zeit ist die Erhebung nur zweimal unterbrochen worden, vom 9. Juni bis 11. November 1645, wo Witte Korneliszoon de Wit an der Spitze einer niederländischen Flotte sich des Sundes bemächtigt hatte und alle Schiffe zollfrei passieren ließ, und vom August 1658 bis zum Juni 1660, wo die Schweden die Meerenge beherrschten und den Zoll für ihre Rechnung einnahmen.

Leider sind uns nicht aus diesem ganzen Zeitraum Aufzeichnungen erhalten. Die anfänglichen Niederschriften waren, wie sich aus den uns erhaltenen frühesten Partien vermuten läßt, wohl nur recht dürftig und schwerlich zu längerer Aufbewahrung bestimmt. Die älteste noch vorhandene Rechnung ist die vom Jahre 1497, ein Heft von 15 Blättern. Die folgenden Hefte werden bald umfangreicher; aber erst von 1557 ab verwandeln sie sich in Bände. Später füllen dann die Aufzeichnungen für die einzelnen Jahre mehrere Bände.

Auch von 1497 ab besitzen wir nicht die ununterbrochene Reihe. Es sind erhalten die Jahrgänge 1503, 1528, 1536 bis 9. März 1548, 1557, 1558, 1560, 1562—69 und von 1574 ab dann alle folgenden mit Ausnahme der bezeichneten kleinen Lücken. Einzelne Bände haben Schäden erlitten, die ihrer Lesbarkeit Eintrag getan haben; die von 1632 und 1634 sind unvollständig. Es bleibt aber die Tatsache bestehen, daß wir für einen Zeitraum von fast drei Jahrhunderten den Verkehr in der frequentesten Meerenge der Welt — denn das ist der Sund — an der Hand eines zuverlässigen statistischen Materials verfolgen können.

Die Abgaben, die erhoben wurden, waren nicht immer die gleichen. Zunächst ward nur eine Gebühr vom Schiff verlangt: Schiffszoll, Ruderzoll. Nur wenn Wein oder Kupfer sich unter der Ladung befanden, wurde von diesen Waren Zoll in der Höhe von $^1/_{30}$ ihres Wertes erhoben. Größe der Schiffe und das Fahren in Ballast oder befrachtet beeinflußten die Höhe der Zahlung. Die sogenannten wendischen Städte (der Kern der Hanse: Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock, Stralsund) waren auf Grund des Wordingborger Friedens von 1435 frei. In den Rechnungen von 1536 an treten auch bei anderen Nationen gewisse Differenzierungen ein. Wichtige Änderungen aber brachten die Jahre 1562 und 1567. Im erstgenannten wurde Feuergeld (Blusse-, Fyrpenge), 1567 Lastgeld (Lastepengene) auferlegt, beide von den Waren, nicht vom Schiff. Das hat zu einer bedeutenden Erweiterung der Rechnungen geführt, indem jetzt auch die Ladungen nach ihrem Bestand und ihrem Werte verzeichnet wurden. Daß dadurch die Listen für die Handelsgeschichte erst rechten Wert gewinnen, versteht sich von selbst.

Auch ohne daß es besonders hervorgehoben wird, kann sich jeder, der einmal Gelegenheit gehabt hat, in älteres Rechnungswesen einen Blick zu werfen, sagen, daß ein so ungeheures Zahlen- und Namen-Material, wie es hier in Frage kommt, nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in moderner Ordnung und mit moderner Übersichtlichkeit zu Papier gebracht worden iſt. Die Anordnung iſt weit davon entfernt, gleichmäßig zu sein. Die Rubriken haben gewechselt mit dem Bedarf und sind auch so keineswegs konsequent durchgeführt. Manchmal sind die Eintragungen angebracht, wo gerade Raum vorhanden war, ohne sachlichen Zusammenhang. Es waren nicht zuletzt diese großen Schwierigkeiten, die lange von einer näheren Beschäftigung mit dem Stoff abgeschreckt haben.

Der Direktion des Carlsbergfonds in Kopenhagen, der wir schon so manche Förderung der Wissenschaft zu danken haben, gebührt das Verdienſt, auch dieser Aufgabe ernſtlich näher getreten zu sein. Sie hat in Frau Nina Ellinger-Bang eine Bearbeiterin gefunden, wie sie tüchtiger und hingebender nicht gedacht werden könnte. Es liegt jetzt ein erſter Teil der begonnenen Bearbeitung gedruckt vor (X und 404 Seiten, 4⁰). Er bringt »Tabellen über die Schiffahrt« bis zur schwedischen Okkupation des Sundes. Die Tabellen über den Warenverkehr in dieser Zeit sollen in einem zweiten Teile bald folgen. Die vorliegenden Schiffstabellen verzeichnen sämtliche Schiffe; die gleiche Vollſtändigkeit für den Warenteil anzuſtreben, verbietet zunächſt die erdrückende Massenhaftigkeit des Stoffes. Es soll daher nur das Material jedes zehnten Jahres vollſtändig bearbeitet werden, und zwar immer des Fünfer-Jahres in jedem Jahrzehnt. Man hofft, daß Proben, die man auf diese Weise erhält, im ganzen ein zutreffendes Bild des in Frage kommenden Warenaustausches ergeben werden. Vielleicht möchte es sich später doch als dringend notwendig herausſtellen, auch einige andere Jahre zu berücksichtigen.

Die 50 Druckbogen des veröffentlichten erſten Teils enthalten ausschließlich Namen und Zahlen und keinerlei Text. Wer, wie der Verfasser dieses Aufsatzes (vgl. Hansische Geschichtsblätter 1899, S. 95 ff.), Gelegenheit gehabt hat, nähere Einsicht zu gewinnen in das handschriftliche Material, und dann diese Bogen durchblättert, findet des Staunens kein Ende, wie ein so erdrückend massenhafter und ein so durcheinander gewirrter Stoff in so klare, jetzt selbſtverſtändlich erscheinende Übersicht gebracht werden konnte. Frau Bang hat sich in der Anordnung nach Ländergruppen an Rubriken der Rechnungen anlehnen können: Niederlande, Nordweſtdeutschland (ohne Hamburg), andere weſtliche Lande (Schottland, England, Frankreich u. a.), wendische Städte (die oben genannten), oſtersche Städte (pommersche, Danzig, weſt- und oſtpreußische, baltische), Finland, Schweden, Norwegen, Dänemark. Das iſt aber auch alles, was an den unregelmäßigen Aufbau des handschriftlichen Materials erinnert. Die Herausgeberin hat im übrigen die Mitteilungen, die dieses Material enthält, in eine neue, völlig selbſtändige, nur durch die Sache beſtimmte Ordnung gebracht. So hat sie es durch unendlich mühevolle, an Ausdauer, Fleiß und Scharfsinn die höchſten Anforderungen ſtellende Sammel- und Ordnungsarbeit möglich gemacht, die Tabellen Jahr für Jahr auf folgende Fragen regelmäßige Auskunft geben zu lassen:

1. Zahl und Heimat der durchgehenden Schiffe;
2. Größe in drei Gruppen: über 100, 30 bis 100 und unter 30 Laſt, bei den niederländischen und nordweſtdeutschen Schiffen bis 1645 (Traktat von Chriſtianopel);
3. Richtung der Fahrt, öſtlich oder weſtlich;
4. Durchgangsmonat;
5. Ob befrachtet oder in Ballaſt;
6. Abgangsort der einzelnen Schiffe;
7. Die Fälle, in denen Abgangsort und Heimat der Schiffe identisch sind.

Es sei versucht, hier nur auf einige mehr allgemeine Aufschlüsse hinzuweisen, die wir diesem jetzt zugänglich gewordenen Quellenmaterial verdanken.

Die Gesamtzahl der in den 108 in Frage kommenden Jahren durch den Sund gegangenen Schiffe beziffert sich auf 403,902. Sie sind aber sehr ungleich verteilt. Es gingen durch:

1497		795	Schiffe
1503		1222	»
1528		982	»
1536–1547	im Jahresdurchschnitt	1421	»
1557–1569	»	3280	»
1574–1580	»	4232	»
1581–1590	»	5036	»
1591–1600	»	5554	»
1601–1610	»	4503	»
1611–1620	»	4896	»
1621–1630	»	3436	»
1631–1640	»	3522	»
1641–1650	»	3597	»
1651–1657	»	2816[1])	»

[1]) Daß die Jahrzehnte hier von 1 bis 0, nicht von 0 bis 9, wie in dem Vorwort zur Ausgabe,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Höhepunkt des Verkehrs liegt also in den beiden letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts mit einer Durchschnittsfrequenz von 5295, genauer in den Jahren 1592—1598 mit durchschnittlich 5975 Schiffen jährlich, während die des 17. Jahrhunderts (bis 1657) nur 3795 beträgt. Es iſt höchſt unwahrscheinlich, daß die Abnahme der Schiffszahl durch die ſteigende Größe der Schiffe ausgeglichen wurde. Ich enthalte mich hier, wie auch im folgenden, jedes näheren Eingehens auf die nachweisbaren oder wahrscheinlichen Ursachen dieser bemerkenswerten Erscheinung, weil das zu weit führen würde. Ich will nur erwähnen, daß nach den bei Falbe-Hansen-Scharling, Danmarks Statistik III, 424 mitgeteilten Jahresziffern, die wohl nicht ganz, aber doch ziemlich zutreffend sind, eine Jahresfrequenz von 5000 Schiffen erſt 1729 zum erſtenmal wieder erreicht wurde. Besondere Beachtung verdient das rasche Steigen alsbald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts. 1562 wird zuerſt die Ziffer 3000 erreicht; gleich 1563 verzeichnet 4000, das Jahr 1578 zuerſt 5000. Von 1625 ab sinkt der Verkehr wiederholt unter 3000 herunter. Die höchſte Frequenz zeigt 1597 mit 6673 Schiffen; sonſt haben über 6000 nur noch die Jahre 1587, 1593—1595, 1597, 1608.

Die nächſtliegende Frage iſt die nach der Verteilung auf die einzelnen Nationen in bezug auf Heimatsangehörigkeit. Sie iſt folgende:

Niederländer	240,411	= 59,5	Prozent
Deutsche (Gebiet des gegenwärtigen Deutschen Reiches)	99,269	= 24,6	»
Dänen (in der alten Ausdehnung des Landes)	21,155	= 5,2	»
Engländer	16,323	= 4	»
Schotten	9,948	= 2,5	»
Norweger	7,049	= 1,8	»
Schweden (mit Finland)	4,616	= 1,1	»
Franzosen	4,046	= 1	»
Balten (aus Liv-, Est- und Kurland)	1,055	= 0,3	»
Spanier, Portugiesen, Italiener	30		
	403,902		

Da die Niederländer während des weitaus größeren Teils dieser Periode völkerrechtlich noch zum Deutschen Reiche gehörten, ihre Sprache noch als »niederdeutsch« bezeichneten und auch die hier in Frage kommenden Balten deutscher Zunge waren, so iſt das Ergebnis, daß 86 Prozent der Durchfahrenden Deutsche waren gegenüber gut 8 Prozent Angehöriger der skandinavischen Länder, deren Gebiet der Sund angehörte. Engländer und Schotten kommen den Skandinaviern nahe.

Die Beteiligung der einzelnen Nationen iſt natürlich keine gleichmäßige. Es gibt für jede von ihnen, mit Ausnahme der Deutschen, Jahre, in denen sie ganz verschwinden oder in sehr geringer Zahl auftreten. Es iſt das so ziemlich immer der Fall, wenn ihr Staat mit Dänemark im Kriege liegt. Die Deutschen machen eine Ausnahme, weil sie als Gesamtheit politisch nicht in Aktion treten, nur ihre einzelnen fürſtlichen und ſtädtischen Territorien gelegentlich Verwicklungen mit Dänemark haben. Die Niederländer erreichen ihre höchſte Ziffer mit 4362 Schiffen im Jahre 1608, ihre nächſthöchſte mit 4316 im Jahre 1618, in jenem Falle 66,3, in diesem 72,8 Prozent der Gesamtzahl. Den höchſten prozentualen Anteil hatte die niederländische Schiffahrt im Jahre 1565 mit 2996 Schiffen von 3485, also 86 Prozent. Es iſt zu beachten, daß das mitten im Nordischen Siebenjährigen Kriege war. Die Neutralität der Niederländer, der Untertanen Philipps II., bedeutete etwas anderes als die deutscher Oſtseeländer und -ſtädte. Auch sonſt tritt dieser Vorteil in Zeiten skandinavischer Kriege hervor. Die ungünſtigſten Jahre waren für die Niederländer (abgesehen von denen offenen Krieges zwischen ihren burgundisch-habsburgischen Herren und Dänemark 1536, 1542, 1543) die früheren ihres Unabhängigkeitskrieges. Von 1568 zu 1569 gehen sie von 2588 auf 1044 Schiffe herunter, von 71,9 auf 33,9 Prozent der Gesamtfrequenz. 1574 bis 1576 machen sie durchschnittlich 42,5 Prozent der Gesamtheit aus. Sonſt sind sie noch in den Jahren 1585, 1587, 1588 weniger als die Hälfte.

Nach den oben gewählten größeren Zeitabschnitten beträgt die niederländische Frequenz:

Bis 1548	10,202	= 50,7	Prozent,	jährlich	680
1557—1569	23,832	= 66,1	»	»	2167
1574—1580	14,374	= 48,5	»	»	2053
1581—1590	26,575	= 52,8	»	»	2657
1591—1600	32,296	= 58,2	»	»	3230
1601—1610	27,167	= 60,3	»	»	2717

gezählt sind, hat seinen Grund allein darin, daß die in diesem Aufsatz mitgeteilten Berechnungen fertig waren, als mir das Vorwort zu Gesicht kam. Sie hätten sämtlich umgerechnet werden müssen, um diese Gesamtübersicht und die im Vorwort, das andere Berechnungen als diese nicht anstellt, in Einklang zu bringen. Irgendwelchen sachlichen Wert würde aber ein solcher Einklang nicht haben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1611–1620 .	34,179 = 69,8	Prozent, jährlich	3418
1621–1630 .	21,675 = 63,1	» »	2167
1631–1640 .	16,287 = 57,8	» »	2036
1641–1650 .	21,393[1]) = 59,5	» »	2139
1651–1657 .	12,431 = 63,1	» »	1776
	240,411 = 59,5	Prozent, jährlich	2226

Es hat seine verständlichen Gründe, daß der deutsche Verkehr im allgemeinen günstige Zahlen zeigt, wenn der niederländische abflaut. Er betrug:

Bis 1548 .	8,005 = 39,8	Prozent, jährlich	534
1557–1569 .	9,238 = 25,6	» »	840
1574–1580 .	10,829 = 36,5	» »	1547
1581–1590 .	15,390 = 30,6	» »	1539
1591–1600 .	15,319 = 27,6	» »	1532
1601–1610 .	10,316 = 22,9	» »	1032
1611–1620 .	8,603 = 17,6	» »	860
1621–1630 .	6,578 = 19,1	» »	658
1631–1640 .	4,245 = 15,1	» »	531
1641–1650 .	6,660 = 18,5	» »	666
1651–1657 .	4,066 = 20,6	» »	581
	99,269 = 24,6	Prozent, jährlich	919

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges macht sich schon in dieser Gesamtübersicht deutlich fühlbar. Eine richtige Vorstellung vom deutschen Verkehr und seiner Beeinflussung durch politische Ereignisse erhält man aber naturgemäß erst, wenn man die einzelnen Territorien ins Auge faßt. In ihnen wirken die gleichen Hergänge nicht selten in entgegengesetzter Weise.

Die 99,269 deutschen Schiffe setzen sich folgendermaßen zusammen. Von

Ostfriesland	19,864 = 20	Prozent
Rostock	15,427 = 15,5	»
Lübeck	12,561 = 12,7	»
Stralsund	10,771 = 10,9	»
Danzig	8,896 = 9	»
Pommern	8,654 = 8,7	»
Hamburg	7,877 = 7,9	»
Bremen	6,666 = 6,7	»
Schleswig-Holstein . . .	4,165 = 4,2	»
Wismar	2,101 = 2,1	»
Ostpreußen	1,127 = 1,1	»
Anderen Nordseegegenden	837 = 0,9	»
Westpreußen	323 = 0,3	»
Demnach aus		
Nordseehäfen	35,224 = 35,5	»
Ostseehäfen	59,860 = 60,9	»
Schleswig-Holstein . . .	4,165 = 4,2	»

Das auffällige Überwiegen der Ostfriesen mit 1/5 aller deutschen Schiffe steht im engsten Zusammenhange mit dem niederländischen Verkehr. Sie setzen 1528 mit einem Schiffe ein. 1536, im letzten Jahre der Grafenfehde, wo die Niederländer auf 138 herabsinken, erscheinen sie mit 24 Schiffen. Sie sind dann mit den Niederländern in unregelmäßigem Anstieg begriffen, bis plötzlich von 1568 zu 1569 ihre Zahl von 137 zu 781 hinaufschnellt, während die der Niederländer von 2588 auf 1044 hinabsinkt, so daß 1569 auf je 10 Niederländer 7–8 Ostfriesen kommen, während bis dahin die Ostfriesen im Durchschnitt nur 5 Prozent der Niederländer ausgemacht hatten. Offenbar ist ein guter Teil niederländischen Handels auf ostfriesischen Schiffen oder unter ostfriesischer Flagge betrieben worden. 1574 erreichen die Ostfriesen mit 807 Schiffen den höchsten Stand, bilden allerdings nur 2/5 der Niederländer. Sie steigen von dieser Höhe ziemlich schnell wieder herab, behaupten aber bis gegen Ende des Jahrhunderts einen ansehnlichen Platz. Während von 1528–1568 jährlich im Durchschnitt nur 73 ostfriesische Schiffe durch den Sund gingen, passierten ihn in den Jahren 1569–1598 jährlich 482, von 1599–1620 aber nur noch 180, von 1621–1657 gar nur noch 48, also noch nicht ganz 6 bezw. nur 2,3 Prozent der Niederländer. Diese haben ihren Verkehr wieder selbst in die Hand genommen. Das zeitweise starke Auftreten der Ostfriesen ist nur ein weiterer Beleg des Übergewichts der Niederländer.

Nicht so stark, aber doch unverkennbar ist auch Bremens Schiffahrt von den Niederlanden her beeinflußt. Sie setzt 1528 mit zwei Schiffen ein, denen 80 im Jahre 1536 und gar 158 im nächsten Jahre folgen. Die Stadt scheint, ähnlich wie Hamburg, besonders durch die Grafenfehde (1534–1536) in der Ostsee emporgekommen zu sein; diese frühere Zeit ist für ihre Beteiligung die günstigste geblieben. Hamburg ist 1497, 1503 und 1528 mit 16, 12 und 16 Schiffen vertreten, 1536 aber mit 90, 1537 mit 184. Bremens Frequenz ist:

bis 1548 . .	1283	Schiffe, jährlich	86
1557–1569 . .	611	» »	56
1574–1580 . .	453	» »	65
1581–1590 . .	499	» »	50
1591–1600 . .	812	» »	81
1601–1610 . .	808	» »	81
1611–1620 . .	531	» »	53
1621–1630 . .	308	» »	31
1631–1640 . .	367	» »	46
1641–1650 . .	693	» »	70
1651–1657 . .	299	» »	43
	6666		62

Das weitaus günstigste Jahr war für Bremen 1542 mit 236 Schiffen, das für die Nieder-

[1]) Diese Zahl ist niedriger, als sie sein sollte, wegen des oben erwähnten Auftretens des Witte Korneliszoon de Wit im Jahre 1645.

Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

länder infolge des kleveschen Krieges ganz ausfiel. Andererseits zeigt die Zeit des niedersächsisch-dänischen Krieges (1626—29) die tiefste Depression. Sonst schließen sich die bremischen Schwankungen ziemlich den allgemeinen an, was auch von den zerstreuten, minderen Nordseehäfen gilt. Auch sie haben ihre beste Zeit in den Jahren 1574—1590 und wieder eine gewisse Prosperität 1638—1647. Handelsgeschichtlich besonders beachtenswert ist, daß darunter auch weit binnenwärts gelegene Orte auftauchen: Köln, Duisburg, Kleve, Emmerich, Hannover.

Außerordentliche Schwankungen weist Hamburg auf.

Bis 1548 . . .	2025	Schiffe, jährlich	135
1557—1569 . .	1810	» »	165
1574—1580 . .	76	» »	11
1581—1590 . .	968	» »	97
1591—1600 . .	1097	» »	110
1601—1610 . .	409	» »	41
1611—1620 . .	300	» »	30
1621—1630 . .	504	» »	50
1631—1640 . .	18	» »	2
1641—1650 . .	445	» »	44
1651—1657 . .	225	» »	32
	7877		72

Die günstigsten Jahre waren 1557 und 1558 mit 309 bzw. 302 Schiffen. In den Jahren 1575—78 und wiederum 1633—42 passierte nicht ein einziges Hamburger Schiff den Sund. Die vielfach schwierigen Beziehungen der Stadt zum holsteinisch-dänischen Landesherrn geben in erster Linie die Erklärung für diesen jähen Wechsel.

Im Ostseegebiet und überhaupt unter den deutschen Städten steht Rostock an oberster Stelle. Auch hier ist die Überlegenheit nicht von vornherein vorhanden. Die Rostocker Schiffe (neben denen hier in Klammern die Wismars verzeichnet sind) verteilen sich auf die Jahre:

bis 1548 . .	215	(36)	jährlich	14	(2)
1557—1569 . .	592	(152)	»	54	(14)
1574—1580 . .	1235	(524)	»	176	(75)
1581—1590 . .	3274	(508)	»	327	(51)
1591—1600 . .	3019	(345)	»	302	(35)
1601—1610 . .	2242	(212)	»	224	(21)
1611—1620 . .	2190	(174)	»	219	(17)
1621—1630 . .	1149	(53)	»	115	(5)
1631—1640 . .	504	(15)	»	63	(2)
1641—1650 . .	528	(14)	»	53	(1)
1651—1657 . .	479	(68)	»	68	(10)
	15427	(2011)		143	(19)

(Schluß folgt.)

Adam Smith.

Von Professor Dr. Gustav Schmoller, Berlin.

(Schluß.)

Der 1776 veröffentlichte »Wealth of nations«, das berühmteste Buch Ad. Smiths, ist die Frucht seiner psychologisch-soziologischen Studien der ältern Zeit, seiner Reisen und einer zehnjährigen angestrengten, konzentrierten, gelehrten Arbeit. Die psychologischen und soziologischen Voraussetzungen sind ganz dieselben wie in den beiden andern Werken. Nur hat die Loslösung des volkswirtschaftlichen Stoffes aus der früheren Gemeinschaft mit Staatslehre, Verfassungsgeschichte, Moral und Psychologie die natürliche Folge, daß manche psychologischen und soziologischen Sätze eine andere Färbung annehmen, daß der frühere Mittelpunkt der Betrachtung, die Staatsmacht, zurücktritt hinter dem Volksreichtum, ja zuletzt hinter dem der jährlichen Produktion der Güter und der Verteilung des Einkommens. Neu ist dabei aber keineswegs die Tendenz, den gesellschaftlich-wirtschaftlichen Prozeß als etwas für sich Besonderes, psychologisch Erklärliches, nur an gewissen Außenpunkten von Staat und Recht in den Bahnen der Gerechtigkeit Festgehaltenes darzustellen.

Smith geht von der gesellschaftlichen Erscheinung der Arbeitsteilung aus, durch die der höhere Wohlstand der »Commercial Society« entstehe, er läßt sie aus dem Tausch und dem menschlichen Gewinnstreben hervorgehen, durch den Markt begrenzt werden. Die wichtigste Markterscheinung ist der Preis der Waren, der aus dem Arbeitslohn, der Kapitalrente und der Landrente sich zusammensetzt; er untersucht erst deren Natur, dann den Geldwert und die Kapitalbildung. Das sind die Elemente seiner freien Tauschgesellschaft, deren Ausbildung er im dritten Buche schildert, während das vierte der Kritik des Merkantilsystems, das fünfte den Finanzen gewidmet ist.

Seine Tauschgesellschaft ruht auf dem vernünftigen, durch die Gerechtigkeit und Schicklichkeit eingeschränkten freien Erwerbstrieb; er will zeigen, daß sie seit Jahrhunderten durch falsche Staatsmaßregeln gehindert gewesen sei, daß die harmonisch geordneten menschlichen Triebe am besten von selbst die Mehrproduktion, die Arbeitsteilung, die rich-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tige Kapitalverwendung herbeiführen. Ich habe ſtets bei ſeiner Lektüre die Empfindung, daß er das Schottland ſeiner Tage im Auge gehabt habe, wo noch viele uralte, rohe Wirtſchaftseinrichtungen von der keltiſchen Geſchlechtsverfaſſung bis zur Feudalzeit vorhanden waren, wo aber Gewerbe und Handel, Geldwirtſchaft und Marktproduktion eben in jenen Tagen in einfacher Weiſe Platz griffen, wo eben von 1600—1776 ein ſehr kräftiger und doch noch vom ſtrengen Geiſt des Calvinismus in Schranken gehaltener Erwerbstrieb ſich entwickelte; in deſſen Sieg und Ausbreitung ſah er die Urſache weiteren Fortſchritts in Wohlſtand und Geſittung. Die Gefahren eines entarteten Wuchergeiſtes, eines ſcham⸗ und ſchrankenloſen, habſüchtigen Erwerbsgeiſtes hatte er wohl nirgends beobachtet. Dieſes Bild der Ausbildung der »Commercial Society« mit ihrer günſtigen Folge verallgemeinerte er nun und fand in der folgenden Generation jubelnden Beifall überall, wo es Naturalwirtſchaft und Feudalismus zu überwinden galt — auch überall, wo die Entartung des Merkantilismus, ſeine falſche Vielregiererei bis zu dem Punkte geführt hatte, daß eine Umkehr von Grund aus notwendig erſchien. Er fand auch bei der weiter ſich ausbildenden Wiſſenſchaft Nachfolge und Zuſtimmung inſofern, als in der Tat überall, wo pſychologiſch⸗ethiſche Vorausſetzungen wie in Schottland waren, eine freie wirtſchaftliche Bewegung viel mehr wirtſchaftliche Fortſchritte brachte als das entgegengeſetzte Syſtem des Polizeiſtaates. Er fand Anerkennung, weil ſeine pſychologiſche Begründung der modernen volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft ein großer Fortſchritt war gegenüber den Phyſiokraten, welche alles Heil von einem wohlwollenden Despotismus erwarteten, und gegenüber den Merkantiliſten, die nur den äußerlichen Mechanismus, nicht die inneren Urſachen des volkswirtſchaftlichen Prozeſſes ſahen.

Am meiſten wirkte zuletzt, daß er ein großer Schriftſteller, ein epochemachender Moralphiloſoph war, daß er die pſychologiſchen, kulturgeſchichtlichen, moralphiloſophiſchen Tendenzen ſeiner Zeit gegenüber der öden Plattheit des alten Naturrechts mit ſeinen volkswirtſchaftlichen Studien verbunden hatte, daß er im Geiſte der Hutcheſon, Ferguſon, Hume, Monteſquieu geſchrieben, die ganze Bildung ſeiner Zeit in ſich vereinigt hatte. Man merkte ſeinen einſchmeichelnden Erörterungen nicht an, daß er doch immer wieder ins Naturrecht zurückfiel, daß er bei allem eingefügten hiſtoriſchen Stoff doch kein eigentlich hiſtoriſcher, ſondern ein dogmatiſcher Kopf war, daß er bei aller Kenntnis menſchlicher, nationaler Verſchiedenheit doch für alle Zeiten, Klimate, Raſſen und Völker, ſoweit die Commercial Society in Betracht kam, nur die eine Formel der wirtſchaftlichen Freiheit, des bedingungsloſen Konkurrenzſyſtems, als politiſcher Arzt anwenden wollte. Sein Schwärmen für die Natur, das Natürliche war eine unklare Zeitvorſtellung, ein dunkles Erbſtück aus der ſtoiſchen Philoſophie. Seine hiſtoriſche Vorſtellung, daß die Entwickelung der europäiſchen Völker in den letzten 10—15 Jahrhunderten eine ganz unnatürliche geweſen ſei, daß Feudalismus, Städtebau, Fürſtenpolitik, Staatskirche ſeit vielen Generationen die natürliche Befruchtung des Landbaus nur gehindert, war eine faſt kindliche Vorſtellung, die vielleicht allein im Studium der ſchottiſchen Geſchichte eine gewiſſe Entſchuldigung findet.

In ſeiner Darſtellung des Merkantilſyſtems iſt faſt alles falſch und verkehrt. Er kannte die europäiſche Staatenbildung und Wirtſchaftsorganiſation von 1400—1700 viel zu wenig; er konnte ſie wahrſcheinlich nach den hiſtoriſchen Mitteln der Zeit gar nicht kennen. Seine meiſten hiſtoriſchen Zitate entſtammen den Schriften der Alten. Die Bedeutung großer zentraliſierter Staaten und Volkswirtſchaften für den Kulturfortſchritt iſt ihm an keiner Stelle aufgegangen. Wo er von dem Segen der Gegenwirkung der Menſchen aufeinander, von Konkurrenz, von geiſtigen geſellſchaftlichen Zuſammenhängen ſpricht, hat er immer nur kleine Gemeinden, kleine Kirchen und Sekten, Nachbarverhältniſſe im Auge.

Aber bei all dem bleibt er einer der großen führenden Geiſter der Zeit, einer der großen Sterne der Aufklärung, bei aller ſchlichten liebenswürdigen Gelehrtenbeſcheidenheit einer der geiſtesſtärkſten Heroen des 18. Jahrhunderts. Er war ein Ideologe, aber kein Nationalökonom ſeit ihm hat ſo mächtig auf das praktiſche Leben gewirkt wie er. Er ſelbſt dachte freilich, in England nicht mehr Anerkennung zu finden als einſt Thomas Morus mit ſeiner Utopia; er hat auch erſt ſpät, 1842—60, ſich dort ganz durchgeſetzt. In Frankreich hat immer nur eine kleine Sekte,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Schule der Libre-Echangistes, an ihn geglaubt; einen Teil seiner Lehre hatte allerdings schon Napoleon I. realisiert. Nirgends hat er größere und bedingungslosere Anhänger gefunden als in Deutschland und in den Vereinigten Staaten. Dort, weil die großen Männer, die den preußischen Staat 1808—40 wieder aufrichteten, das nur konnten, indem sie eine freie »Commercial Society« schufen, und dann in Bismarcks Tagen, weil die politische Einheit Deutschlands nur mit wirtschaftlicher Freiheit zu schaffen war. In den Vereinigten Staaten, weil in dem großen Koloniallande mit seinem kirchlich-sittlichen Geiſte, mit seiner losen Siedelung eine ſtarke Regierung sehr lange überflüssig war, weil hier ein gesellschaftlich volkswirtschaftlicher Neubau hundert Jahre lang am beſten auf dem Boden freieſter, unbehindertſter Betätigung der Individuen gelang, weil hier die freieſte Konkurrenz so lange gute Früchte trug, als alle Individuen fromme Puritaner und Presbyterianer waren, wie die Schotten in Smiths Tagen. Seit dem Bürgerkrieg, seit dem Siege des extremen Schutzzolls, seit den Kartellen und Truſts, seit dem Siege eines schrankenlosen Erwerbstriebs sind auch dort die Tage gezählt, da man bedingungslos auf Adam Smith schwört.

Die unmittelbaren Nachfolger A. Smiths, von Ricardo und Say an, haben in der nationalökonomischen Spezialforschung und in der sauberen Syſtemfabrikation auch ihr Teil geleiſtet. Aber die Wissenschaft als Ganzes haben sie damit nicht auf einen höheren Standpunkt geführt, weil sie für den psychologischen, moralphilosophischen, soziologischen Teil A. Smiths keine Organe hatten. Erſt die neuere Wissenschaft der Volkswirtschaftslehre zieht dieselben psychologischen, moralphilosophischen und soziologischen Grundlagen wieder heran, auf denen Ad. Smith aufbaute; zugleich aber bezeichnet sie in eben dem Maße, wie sie dies tut, die naturrechtlich doktrinären Freiheitslehren Smiths als das, was sie sind, als einseitige, überspannte naturrechtliche Zeitideale.

Die Anfänge der neuskandinavischen Literatur.

Von Professor Dr. Johan Henrik Emil Schück, z. Z. Rektor der Universität Upsala.

(Schluß.)

Dänemark pflegte im 17. Jahrhundert vor allem die exakten Wissenschaften, und in ihnen erreichte man jedenfalls Resultate von bleibendem Werte. Casper und Thomas Bartholinus, Nicolaus Steno und Ole Römer waren wirkliche Naturforscher von Rang, auch wenn sie, Steno vielleicht ausgenommen, nicht geradezu als Bahnbrecher angesehen werden können. In Schweden dagegen, dem Emporkömmling unter den europäischen Großmächten, begegnen wir bloß gigantischen Ansätzen, aber die Resultate entsprechen ihnen in keiner Weise. Die Begabungen sind größer, indes der Mangel an Ausdauer und Beschränkung hindert sie an ihrer Entwicklung. Die Forschung iſt auch nicht wissenschaftlich, sondern eher phantaſtisch.

So ſtolz die schwedischen Diplomaten und Krieger dieser Zeit auch auftraten, hatten sie doch ein heimliches Gefühl, daß sie im Auslande als »gotische« Barbaren und ihr Land als ein Parvenu unter den europäischen Kulturſtaaten betrachtet wurden. Es galt daher für die Gelehrten, die uralte Herkunft des Landes und Volkes nachzuweisen, denn in diesem Zeitalter der Ariſtokratie war eine größere Zahl von Ahnen noch der eigentliche Adelsbrief, für das Volk ebenso wie für den einzelnen. Die Wissenschaft war daher vor allem Sprachgeschichte und Altertumsforschung, und für diese Disziplinen wurde sogar ein besonderes Antiquitätskollegium errichtet. Die Aufgabe war aber nicht wissenschaftlich, sondern patriotisch, und die Forschung mündete daher in reine Phantaſterei aus. Indessen besaßen die antiquarischen Träumereien etwas wunderbar Lockendes für alle Männer jener Zeit. Claus Rudbeck, die bedeutendſte Persönlichkeit Schwedens im 17. Jahrhundert, ein äußerſt reich begabter Geist, begann als Anatom, ging dann zur Botanik über und hatte in diesen beiden Wissenschaften Ideen, die, wenn sie verfolgt worden wären, ihn sicherlich zu einem der bedeutendſten Forscher des Jahrhunderts gemacht hätten. Statt dessen aber brach er ganz plötzlich ab, warf sich auf die Altertumsforschung und schrieb die ihrer Zeit so berühmte Arbeit Atlantica (1672—1702), in welcher er die Identität zwischen Schweden und Platons

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Idealland Atlantis zu beweisen suchte, eine Arbeit, die längere Zeit hindurch als eine nationale Bibel galt.

Auch in Dänemark war das Interesse für die Altertumsforschung ziemlich verbreitet, obwohl es hier ebenso wenig wie in Schweden von wirklicher Wissenschaftlichkeit getragen wurde. In einer Hinsicht aber wurde dieses Interesse von Bedeutung für die Zukunft. Auf Island warfen sich nämlich mehrere Priester darauf, alte Handschriften zu sammeln, die dann später nach Dänemark und Schweden hinübergesandt wurden, und auf diese Weise begann die ganze reiche altisländische, historische und poetische Literatur bekannt zu werden. Aus dieser Zeit rühren auch die ersten Editionen isländischer Arbeiten her.

Die antiquarischen Phantasien waren eine Art poetischer Dichtung, und in ihnen fand der Geist der Zeit eher seinen Ausdruck als in der eigentlichen Poesie, die, rein ästhetisch gesehen, nicht hoch bewertet werden kann. In einer Beziehung ist indessen die Dichtung dieser Epoche literaturhistorisch wichtig. Während der Reformationszeit hatten wir kaum eine weltliche Poesie gehabt, und in jedem Falle wurde den Reimereien jener Zeit kein höherer Wert beigemessen als der eines Zeitvertreibs. Durch die Berührung mit dem Auslande wurde die einseitig theologische Weltanschauung der Reformationsperiode durchbrochen, wir bekamen eine weltliche Dichtung, und man lernte für die Dichtung eine wichtige Forderung aufzustellen: das Gedicht sollte ein Kunstwerk sein.

Die literarische Schule, die hier ihren Einfluß ausübte, war die, welche in Frankreich durch Ronsard und in Deutschland von Opitz vertreten wurde. In Dänemark tritt diese Richtung ungefähr zur selben Zeit wie in Deutschland auf.

Über eine rein formelle Auffassung der Dichtung vermochten sich die dänischen Poeten des 17. Jahrhunderts jedoch nicht zu erheben, zum Teil infolge der starken Abhängigkeit von der deutschen Literatur, erst von Opitz und dann in noch höerem Grade von dem trockenen Rist, der bekanntlich Holsteiner war. Verschiedene deutsche Verfasser zweiten Ranges, wie der Satiriker Lauremberg und der Lyriker Voigtländer, lebten zu dieser Zeit in Dänemark, deutsch war die Sprache des Hofes und teilweise auch der Gelehrten, und die wenigen dänisch geschriebenen Gedichte sind zu einem großen Teil bloß Übersetzungen oder Bearbeitungen aus dem Deutschen. Der selbständigste und am meisten dänische ist der Kirchenliederdichter Thomas Kingo, obwohl auch er starken Einfluß von Deutschland her erfahren hat, besonders von dem Schwulst der Zweiten schlesischen Schule.

Auch Schweden stand während dieser Zeit in Abhängigkeit von Deutschland, aber durchaus nicht in demselben Grade wie Dänemark. Wir empfingen nämlich starke Kulturimpulse auch von Frankreich und Italien, und die schwedische Dichtung während dieser Periode war daher freier, kräftiger und nationaler als die dänische. Die Renaissanceströmung, die Dänemark schon in den 20er Jahren des 17. Jahrhunderts erreicht hatte, gelangte indessen nach Schweden nicht vor der Mitte des Jahrhunderts, wo Georg Stiernhielm sein Lehrgedicht Herkules verfaßte, das die schwedische Kunstpoesie einleitet. Das Ziel, das Stiernhielm sich gesteckt hatte, war, ein Gedicht zu schaffen, nach den Gesetzen und im Metrum der Antike gebaut, aber in der eigenen Sprache des Vaterlandes geschrieben; und im großen und ganzen ist ihm das gelungen. Das Gedicht — ein Lehrgedicht von Herkules' bekannter Wahl zwischen der Tugend und der Wollust — ist nicht nur in Hexametern geschrieben, sondern es liegt auch ein Hauch antiken Bauernlebens darüber, während gleichzeitig die ganze Auffassung und Darstellungsweise echt schwedisch ist.

Diese antikisierende Richtung erhielt verhältnismäßig geringe Nachfolger, aber bei einigen von ihnen finden sich doch zwei Züge, die bereits bei dem Meister hervorgetreten waren und die späterhin sich als charakteristisch für eine ganze Reihe von bedeutenden schwedischen Dichtern erweisen: der scharfe, niederländische Realismus und ein gesunder, etwas grobkörniger Humor. Andere Verfasser standen dagegen unter dem Einfluß der Zweiten schlesischen Dichterschule, und gegen Ende der Periode können wir beobachten, wie neben diesen Richtungen die französische Klassizität sich geltend zu machen beginnt.

Die französische Klassizität beherrschte um diese Zeit die ganze europäische Literatur. Aber nirgends konnte sie in der rein französischen Form aufgenommen werden, sondern sie erfuhr je nach dem Volkscharakter des

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betreffenden Landes verschiedene Modifikationen. Von Gewicht ist dabei besonders die Art und Weise, wie diese Klassizität in England umgestaltet wurde. Die aristokratische französische Literatur empfing dort einen demokratischen Einschlag. Sie wurde eine Literatur nicht nur für den Hof und Adel, sondern für den ganzen gebildeten Mittelstand, und in ihr fanden gleichzeitig die Gefühle, Leiden und Hoffnungen dieses Mittelstandes ihren Ausdruck. Diese neue Auffassungsweise wirkte dann von England auf die französische Literatur zurück, die so zu Beginn des 18. Jahrhunderts ihren Charakter ändert. Will man ein Schlagwort haben, um die europäische, besonders die englische Literatur dieser Zeit zu charakterisieren, so dürfte man sie am passendsten als utilitaristische bezeichnen, und dieser Utilitarismus war es, der nun auch in Skandinavien herrschend wurde.

Der praktische Nutzen wird nun als höchstes Ziel erachtet, das Interesse für die religiöse Reingläubigkeit wird abgelöst durch das Interesse für die Moral, das Studium des klassischen Altertums wird, vor allem in Schweden, durch einen neuerwachten Eifer für naturwissenschaftliche und nationalökonomische Untersuchungen ersetzt, die phantastische Geschichtschreibung und Altertumsforschung weicht vor dem nüchternen Materialsammeln und der historischen Kritik, die alten, zunftmäßigen Universitäten werden ihrer Würde entkleidet, und an ihre Stellen treten Akademien und gelehrte Gesellschaften, die sich mit den Fragen des wirklichen Lebens beschäftigen. Der »Gelehrte« des 17. Jahrhunderts verschwindet vor dem Typus einer neuen Zeit: dem »praktischen« Mann, dem Fabrikanten, Erfinder, Politiker, und auch die Literatur hört auf, eine Literatur für die Gelehrten zu sein, und wird statt dessen eine Literatur für das große Publikum.

Dieser Utilitarismus ist es, der die nordische Literatur während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im wesentlichen beherrscht. Aber daneben bleibt noch eine andere Strömung lebendig. Die strenge Orthodoxie des 17. Jahrhunderts war allmählich zu einer toten Form geworden, ohne lebendigen Inhalt. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts aber kam eine neue Strömung, der aus Deutschland stammende Pietismus, der besonders in Dänemark, unter Christian VI., eine wirkliche Macht im Staate wurde; und zwischen diesem Pietismus und der Avantgarde der Aufklärungsphilosophie, den utilitaristischen Schriftstellern, kam es nun zum Kampfe.

Das literarische Leben gestaltete sich jedoch ziemlich verschieden in Dänemark und in Schweden. Dänemark besitzt einen wirklich großen Dichter, Holberg, aber dieser steht fast einsam in seiner Zeit da. In Schweden ist das literarische Leben bewegter, der utilitaristischen Geister sind viele, aber nicht einmal der hervorragendste von ihnen, Olof Dalin, reicht auch nur von ferne an Holbergs Bedeutung heran. In Dänemark liegt während dieser Zeit das Hauptgewicht auf der rein poetischen Produktion, Holbergs Komödien, im übrigen aber ist das geistige Leben dort nicht bedeutend, während diese Zeit in Schweden vor allem eine Blüteperiode der Naturwissenschaft ist, Swedenborgs und Linné's Jahrhundert. In Dänemark herrscht eine unbeschränkte Monarchie, in Schweden eine ebenso unbeschränkte Reichstagsregierung, begleitet von einer eifrigen politischen Diskussion, der in dem südlichen Nachbarlande nur Holbergs Politischer Kannegießer entspricht, diese blutige Persiflage auf das erwachende Interesse des gemeinen Mannes für das Staatsleben.

In beiden Ländern ist die Dichtung national. In Schweden, der früheren Großmacht, hat man es aber schwer, den Aristokraten von sich abzuschütteln. Dalin, der mit der demokratischen Zeitschrift Argus, einer schwedischen Nachbildung des Spectator, begonnen, geht bald darauf zum rhetorischen Stil über und endet als Hofpoet. Die Rhetorik beherrscht die schwedische Poesie noch bis in unsere Tage. In Holbergs Dichtung dagegen hat sie kaum eine andere Spur hinterlassen als die Parodie Peder Paars, und Hofpoet war Holberg am allerwenigsten. Seine Komödien und Episteln schrieb er ausschließlich »für das Volk«. Zwar wurde er in den Baronsstand erhoben, aber in seiner Anschauung blieb er ein dänischer Kleinbürger mit dessen realistischer und satirischer Art, die Dinge zu beurteilen. Am richtigsten lassen sich seine Komödien betrachten als die Reaktion des germanischen Volksgeistes gegen die ideale, französisch-klassische Poesie.

Holberg (1684—1754) ist Dänemarks erster, wirklich nationaler Dichter, aber national wurde er vielleicht ebenso sehr dadurch, daß

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er das Volk nach seinem eigenen Bilde umschuf, als daß er sich selbst nach ihm bildete. Jedenfalls hat kein nordischer Dichter einen offneren Sinn für alle Bewegungen im Kulturleben des Auslandes gehabt als er, und nicht seine geringste Bedeutung liegt darin, daß er in Dänemark für einen frischen Luftzug vom großen europäischen Kontinent herüber die Türen geöffnet hat.

Selbst betrachtete Holberg sich ohne Zweifel in erster Linie als Moralisten, und in der Dichtkunst sah er nur ein Mittel, auf die große Masse zu wirken. Sowohl seine Satiren wie seine Dramen sind in Wirklichkeit versteckte Moraltraktate, und in dieser Hinsicht steht er sogar mehr als Addison und Dalin auf dem Standpunkte seiner Zeit. Er war ein geschworener Feind der Metaphysik, obwohl er selbst eine Zeitlang Professor dieses Faches war. In der metaphysischen Spekulation sah er nichts als die Pedanterie der alten Zeit mit ihrer, für das Leben wertlosen Gelehrsamkeit. Aber ebenso lächerlich wie der Pedant erschien ihm der oberflächliche, geckenhafte »petit-maître« der neuen Zeit, der sich nur an die Außenseite der Dinge hielt. Den Modenarren, den Ahnenstolzen, den Titeljägern, den Vergnügungssüchtigen trifft daher seine Satire ebenso sehr wie den Metaphysiker und den Schulfuchs. Holbergs Ideal bestand in dem »Mittelweg« zwischen den Extremen, und das wahrhaft Große war für ihn das Nützliche. Nichts, sagt er, außer dem was nützlich ist, darf groß genannt werden.

In diesem Standpunkt liegt zwar eine Stärke, wenn es gilt, das Verkehrte anzugreifen, er zeugt aber auch von Holbergs Begrenztheit. Wie alle seine Zeitgenossen war Holberg ein ausgesprochener Verstandesmensch, und diese Eigenschaft kommt auch ständig zum Vorschein — zunächst, wie Brandes bemerkt, in dem Autbau seiner Dichtungen, »die wie ein Beweis angelegt sind und mit einem quod erat demonstrandum schließen«, und weiter in der Charakterzeichnung. Nur selten gelingt es Holberg, wirkliche Individuen zu schildern, und gewöhnlich begnügt er sich damit, Typen zu zeichnen, die sich schon in den stereotypen Namen: Jeronimus, Leonard, Leonore usw. verraten. Für das Gefühlsleben ist bei ihm kein Platz, seine Leander und Leonoren werden wohl glücklich vereinigt, aber kein Hauch von Erotik liegt über ihren Begegnungen, und die Naivität existiert bloß in ihrer altertümlichen Sprache.

Aber Holberg war nicht bloß Moralist. Er war auch Dichter und vielleicht der größte während der Epoche des Utilitarismus. Es ist wahr, er hat niemals die Grazie erreicht, die seinem Vorbild Molière eigen ist, und seine Stücke sind nicht Ideendramen in demselben Sinne wie die Molière's. Wenn dieser sich mit den fundamentalen Kulturfragen beschäftigt, beschränkt Holberg sich auf die Ideenwelt des dänischen Kleinbürgers. Andererseits hat aber Molière niemals Figuren geschaffen wie Jeppe und Erasmus Montanus. Der Franzose Molière gelangt niemals weiter als bis zum Typus, der Germane Holberg — in diesem Falle ein Geistesverwandter Shakespeare's und Rembrandts — gibt uns doch bisweilen den Menschen in seiner Totalität: in Jeppe lernen wir das gesamte Ideenleben des seeländischen Bauern kennen, seine politische, moralische und religiöse Anschauung, seine Auffassung aller der Probleme, die das Leben überhaupt ihm und seinesgleichen darbieten.

Mit Holberg und Dalin hatte der Kampf gegen die Orthodoxie und den Pietismus begonnen. Keiner von ihnen hatte den Mut oder den Willen, sich ganz der französischen und englischen Aufklärungsphilosophie anzuschließen, aber durch ihren praktischen Sens-commun-Standpunkt bereiteten sie den Sieg der weitergehenden Ansichten in der späteren Hälfte des Jahrhunderts vor.

In dieser Zeit war es Schweden, das im Vordergrunde stand. Wie oben erwähnt, hatte Schweden während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine naturwissenschaftliche Blüteperiode gehabt. Swedenborg hatte in einer Reihe von Arbeiten eine Menge bahnbrechender naturwissenschaftlicher Ideen ausgesprochen, die erst in unseren Tagen Beachtung gefunden haben, und die zeigen, daß er ein weitschauender Geist war, der in mehreren Fällen der naturwissenschaftlichen Spekulation der Gegenwart vorausgeeilt war. Aber der Zug zur religiösen Mystik, den Swedenborg mit seinen Landsleuten gemein hatte, führte ihn auf andere Wege, und wie bekannt endete der Naturforscher als Religionsstifter. Ein glücklicheres Schicksal hatten Linné, der schon von der Mitwelt als »Botanicorum princeps« anerkannt wurde, Bergman und Scheele, welche beide zu den Begründern der modernen Chemie gehören.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und ihnen zur Seite wirkten eine ganze Reihe weniger bekannter naturwissenschaftlicher und nationalökonomischer Verfasser. Die meiſten von ihnen lebten noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, im ganzen aber hatte diese Zeit einen anderen Charakter. Die Zeit der »nützlichen« Wissenschaften war vorbei, auf den Utilitarismus folgte der Sensualismus.

An der Spitze dieser Bewegung ſtand Carl Michael Bellman (1740—1795), am meiſten bekannt durch seine »Epiſteln Fredmans«, die zum grösseren Teile in den Jahren 1768—73 entſtanden. Fredmans Epiſteln sind eine Sammlung von Liedern, die das niedere Volksleben jener Zeit in der Hauptſtadt schildern. Das Treiben, wie es sich in Kneipen und auf Bällen, auf Begräbnissen und Ausflügen abspielt, wird mit einem Naturalismus gemalt, dem die Literatur nur wenig an die Seite ſtellen kann, und der am eheſten an Jan Steens Kunſt erinnert. Aber der Naturalismus iſt bloß die eine Seite ihres Lebens. Über diese wilden bacchanalischen Szenen hat es der Dichter verſtanden, einen Schimmer von liebenswürdigem und phantaſtisch französischem Rokoko zu breiten, der eine vielleicht nie sonſt erreichte Kontraſtwirkung zuſtandebringt. Auch in der Musik tritt dieses hervor, die gewöhnlich den zierlichen französischen Melodien jener Zeit entlehnt iſt und deren Grazie in eigentümlicher Weise sich gegen den vulgären Inhalt der Lieder abhebt.

Bellman selbſt charakterisiert sich als »einen Herrn von sehr wenig Tiefsinnigkeit«, und auch seine Dichtung scheint ganz an den Fragen vorbeizugehen, die die damalige Zeit aufregten. Fredman und seine Kameraden sind reine Naturmenschen, die nur als Fremdlinge in der zivilisierten Gesellschaft leben, und für welche religiöse, soziale und politische Fragen nicht zu exiſtieren scheinen. Nichtsdeſtoweniger aber verfechten auch sie eine Idee. Ohne es selbſt zu wissen, ſtehen sie in einer rücksichtslosen Opposition zu den Nützlichkeitsmenschen der vorhergehenden Zeit, und ebenso ſtark opponieren sie gegen Orthodoxie und Pietismus. Selbſt leben sie bloß dem Augenblick, ohne nach einem »Später« — weder in diesem noch in dem künftigen Leben — zu fragen, und das Evangelium, das sie verkünden, iſt ein orgiaſtischer Genuß des Augenblicks.

Etwas früher läßt sich eine andere Strömung beobachten, von dem Frankreich der Aufklärungsperiode her. Auch ihre Vertreter verkündeten eine mehr oder weniger verſteckte Genußphilosophie, wenn auch in veredelterer Form; daneben aber waren sie Träger der religiösen und politischen Freiheitsideen der französischen Aufklärungsphilosophie. Der Hauptvertreter dieser Richtung war der geniale Johann Henrik Kellgren (1751—1795), ein weniger tiefer, weniger gelehrter und vielseitiger Verfasser als Lessing, aber ein größerer Dichter als dieser. Einen Kampf zur Aufklärung, etwas ähnlich dem, wie ihn Lessing kurz zuvor in Deutschland ausgekämpft, kämpfte auch Kellgren in Schweden aus, sowohl durch seine lyrischen und satirischen Gedichte wie durch seine Artikel in der »Stockholmer Poſt« (gegründet 1778).

Gegen die französische Aufklärungsphilosophie erhob sich bekanntlich eine Reaktion, die in Deutschland mit Klopſtock einsetzte und im Sturm und Drang kulminierte. Etwas später erreichte diese Bewegung auch Schweden, wo der bizarre, aber geniale Thomas Thorild als Verfechter der neuen Ideen auftrat. Zwischen ihm und Kellgren kam es (1782 und in den folgenden Jahren) zu einem heftigen Streit, der jedoch nicht zum Siege der neuen Richtung führte. 1793 wurde nämlich Thorild des Landes verwiesen und so verhindert, weiter in die literarische Entwicklung einzugreifen.

Als das neue Jahrhundert anbrach, herrschte in Schweden noch der französisch-klassische Geschmack. Die Aufklärungsliteratur hatte ihre Jugendjahre hinter sich, und das Zeitalter der Epigonen begann mit langen, geiſtesarmen Lehrgedichten oder mit einer ermüdenden Reihe von Trinkliedern — den letzten Nachkommen der Bellmanschen Dichtung.

Die dänische Literatur während dieser Zeit gewährt uns nicht dasselbe lebendige Bild, und ein Dichtertalent wie Bellman besaß Dänemark nicht. Die ganze Richtung, die Bellman repräsentierte, mit ihrer ausgelassenen, orgiastischen Genußbegierde, gab es dort nicht — sie iſt auch spezifisch schwedisch, in ihren Fehlern wie in ihren Verdienſten, sie hat in sich etwas von »Karl XII.«. Aber auch die rein französische Aufklärungsliteratur schlug in Dänemark nicht so tiefe Wurzeln wie in Schweden. Und das hatte mehrere Ursachen. Zunächſt ſtand Dänemark noch in einem ſtarken Abhängigkeitsverhältnis zu

Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Deutschland; der Adel sprach zu großem Teile Deutsch, und mehrere der ersten Schriftsteller Deutschlands — wie Johann Elias Schlegel und Klopstock — lebten ja lange Zeit in Dänemark, während Schweden dagegen politisch und geistig der Allianz mit Frankreich huldigte. Die französische Literatur jener Zeit war ihrem ganzen Geiste nach aristokratisch, eine Hofliteratur, und das war daher auch die schwedische, während Dänemark ein ausgesprochen bürgerliches Land war, wo der Hof vollkommen fremd der Literatur gegenüberstand. Das dänische Dichtwerk aus jener Zeit, das vielleicht die größte Lebenskraft besitzt, ist eine überaus witzige Parodie der französischen Tragödie, Wessels »Liebe ohne Strümpfe«. Erst gegen die Zeit der französischen Revolution bekamen die Ideen der Aufklärung einen warmen und begabten Vorkämpfer in P. A. Heiberg, Satiriker und Verfasser politischer Gedichte, und gleichzeitig machte sich auch eine starke Reaktion gegen Deutschlands geistige Hegemonie geltend.

Dagegen schlug die antifranzösische Richtung um so mehr in Dänemark an. Joh. Ewald (1743—1781) nimmt seine Ideen von Klopstock, dem Deutschen und Dichter der Orthodoxie, her. Als poetisches Talent ist Ewald möglicherweise Klopstock überlegen — besonders ist er ein vorzüglicher Lyriker, der erste von Bedeutung, den Dänemark besessen —, aber seine poetische Weltanschauung entlehnt er dem Dichter des Messias. Klopstocks biblisches Drama ist das Vorbild für Ewalds Adam und Eva, und ebenso gaben des deutschen Dichters patriotische Schauspiele die Anregung zu Ewalds Dramen. Dänemarks zweiter bedeutender Schriftsteller während dieser Zeit, Jens Baggesen, huldigte nicht Ewalds und Klopstocks sentimentaler, religiös-patriotischer Anschauung. Mehr als ein anderer dänischer Schriftsteller jener Zeit war er durch die französische Literatur beeinflußt. Aber sein eigentliches Vorbild bildete doch ein Deutscher: es war Wieland, besonders in seinen romantisch-komischen Erzählungen.

Damit ist die Schwelle des 19. Jahrhunderts erreicht, und die neuskandinavische Literatur beginnt. Ein goldenes Zeitalter der Literatur, in Schweden wie in Dänemark steigt herauf, und an beider Seite tritt, ihnen ebenbürtig, Norwegen, das jetzt zu neuem geistigen Leben erwacht. Es sind universale Wirkungen, die von ihnen ausgehen und bis in die Gegenwart fortdauern, Wirkungen, zu gewaltig, um im Rahmen eines Essays gewürdigt werden zu können.

Korrespondenzen.

Madrid, Juni 1907.

Deutsche Kabel nach Afrika und Südamerika.

Wie durch vorläufige Nachrichten in der deutschen Presse bereits bekannt geworden ist, dürfte das deutsche Seekabelnetz demnächst eine weitere, ganz besonders bemerkenswerte Erweiterung erfahren. Die »Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft«, in deren Besitz auch die deutschen Kabel nach Amerika wie das Kabel Emden—Vigo sich befinden, hat von der hiesigen Regierung für 50 Jahre die Konzession zur Landung eines von Deutschland kommenden Kabels in Teneriffa erlangt, und sie beabsichtigt, von dieser Insel aus weitere Kabel sowohl an die westafrikanische Küste als auch nach Südamerika heranzuführen und damit dem deutschen Telegraphennetz neue Gebiete zu gewinnen, die bisher so gut wie ausschießlich eine Domäne der großen englischen Seekabel-Gesellschaften gebildet haben.

Genaues über die geplante Führung der neuen großen Kabellinien ist augenblicklich hier so wenig wie wohl auch in Deutschland bekannt; auch dürften endgültige Pläne für diese Führung erst teilweise vorliegen. Aber schon die Grundzüge des Projekts genügen, um die hohe Bedeutung der neuen Kabellinien erkennen zu lassen. In jedem Fall wird zunächst ein deutsches Kabel nach Teneriffa geführt werden, das für alle Kabelführungen im mittleren Atlantischen Ozean ein ganz ausgezeichneter Stützpunkt ist. Um Teneriffa mit einem deutschen Kabel zu erreichen, hätte es am nächsten gelegen, das deutsche Kabel Emden—Vigo einfach bis Teneriffa zu verlängern. Dieses am 23. Dezember 1896 eröffnete Kabel dient im wesentlichen dazu, Deutschland einen direkten Anschluß an die großen englischen Überseekabel zu schaffen, die vielfach die Pyrenäenhalbinsel als Ausgangspunkt benutzen. Im Dienste dieser Aufgabe ist es von jeher so stark belastet gewesen, daß man schon 1899, als es sich um die Schaffung eines deutschen Kabels nach New York auf dem Wege über die Azoren handelte, auf die ursprünglich in Aussicht genommene Verlängerung des Vigo-Kabels nach den Azoren verzichtete und ein vollkommen neues Kabel direkt von Emden nach der Azoreninsel Fayal und weiter nach New York laufen ließ, das dann im Jahre 1904

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Anbetracht der starken Inanspruchnahme noch eine Verdoppelung erfuhr. Für ein Kabel nach Teneriffa lag es aber naturgemäß noch erheblich näher, Vigo als Mittelstation ins Auge zu fassen, als für ein solches nach New York. Deshalb wurde von der »Deutsch-Atlantischen Telegraphen-Gesellschaft« mit der spanischen Regierung zunächst über die Erlaubnis verhandelt, ein Kabel zwischen Vigo und Teneriffa zu verlegen.

Für Spanien hätte ein derartiges, Vigo berührendes Kabel in mehr als einer Beziehung überaus erwünscht sein müssen. Die alte Telegraphenverbindung zwischen Cadix und Teneriffa, die 1883 geschaffen worden war, ist seit dem Juli 1902 unbrauchbar, und Spanien kann seither mit seiner kanarischen Kolonie nur auf einem großen und kostspieligen Umwege Depeschen wechseln. Eine notdürftige Wiederherstellung des alten Kabels, die im Mai 1906 erfolgte, vermochte nur provisorischen Ersatz zu schaffen, und zu der durch königliches Dekret vom 3. Februar 1906 angeordneten Anlegung eines neuen staatlichen Kabels wollte sich, angesichts der merkwürdigen spanischen Zahlungsbedingungen, kein Bewerber finden. Schon aus diesem Grunde mußte die hiesige Regierung die Schaffung eines neuen direkten Kabels von Vigo nach Teneriffa durch die deutsche Kabelgesellschaft mit Dank begrüßen. Von großem Wert wäre aber auch für Spanien die Herstellung einer bisher nicht vorhandenen telegraphischen Verbindung mit Südamerika gewesen, das man bisher nur über Lissabon oder aber auf einem Umwege über Französisch-Guinea telegraphisch erreichen konnte. Demgemäß befürworteten denn auch sowohl der Staatsrat als auch die hiesige Telegraphenverwaltung das deutsche Kabelprojekt mit dem Wege über Vigo. Da aber wurde plötzlich durch den spanischen Generalstab der Einwand erhoben, es sei unstatthaft, zwei Punkte spanischen Gebietes durch ein fremdes Kabel zu verbinden, ein durchaus unzutreffender Einwand, weil englischen Gesellschaften gegenüber derartige Bedenken nicht geltend gemacht worden waren. Da Spanien sich mit der Vereitelung des ursprünglichen deutschen Projekts stark ins eigne Fleisch schneidet, so kann man nur annehmen, daß englische Beeinflussungen bei der Erhebung jenes sonderbaren Einwandes im Spiel waren. Denn einmal muß von den englischen Kabelgesellschaften ein deutsches Kabel nach Afrika und Südamerika überhaupt als ein Dorn im Fleisch empfunden werden, und überdies hatte man in England schon lange gerade auf Teneriffa als Kabellandungspunkt ein Auge geworfen. Ja, die »Western Telegraph Company« und die »Eastern Telegraph Company« legten auf diesen Landungspunkt soviel Wert, daß sie gemeinsam der spanischen Regierung im Herbst 1906, allerdings erfolglos, das Anerbieten gemacht hatten, ihr gegen Überlassung des dauernden und unumschränkten Kabelrechts auf Teneriffa auf eigene Kosten ein Kabel zwischen Cadix und den Canaren anzulegen und zur alleinigen Nutznießung zu überlassen. Zum Sprachrohr der britischen Kabelinteressen bei den Verhandlungen über die deutsche Konzession machte sich im Senat besonders der Herzog von Mandas, der kürzlich, am 29. Mai, in einer Interpellation jedwede Konzession an Deutschland als gefährlich bezeichnete. Doch blieb die Interpellation ohne weitere Folgen.

Durch den Einspruch des hiesigen Generalstabs gegen ein deutsches Kabel Vigo—Teneriffa ist die Deutsch-Atlantische-Telegraphen-Gesellschaft nunmehr gezwungen, ein direktes Kabel von Emden nach Teneriffa zu legen, unter Umgehung des spanischen Mutterlandes. Wenn auch das erste Projekt günstiger gewesen wäre, so wird man sich doch in Deutschland mit der nötig gewordenen Modifikation abzufinden wissen, die in mancher Beziehung vielleicht sogar gewisse Vorteile bietet.

Mit der Gewinnung Teneriffa's hat Deutschlands Kabelbesitz sehr viel gewonnen. Zunächst einmal rückt dadurch die auf der Algeciras-Konferenz erlangte Erlaubnis, ein deutsches Kabel nach Marokko zu führen, mehr in den Bereich der Wirklichkeit. Aber auch die weitergehenden Pläne, die westafrikanischen Kolonien Deutschlands durch nationale Kabel mit dem Mutterland im Konnex zu bringen, sind dadurch ungleich aussichtsvoller geworden und werden wohl auch nicht allzu lange mehr auf ihre Verwirklichung warten lassen.

Aber auch nach Südamerika, und zwar nach dem für Deutschlands Handelsverkehr so besonders wichtigen Argentinien, ein eigenes Kabel führen zu können, wird Deutschland jetzt hoffen dürfen. Der Telegrammverkehr zwischen Deutschland und Südamerika lag bisher so gut wie ausschließlich in den Händen der britischen »Western Telegraph Company«, die lange Jahre hindurch die Kabelverbindungen zwischen Europa und Südamerika vollständig in Händen hielt, bis Frankreich sich 1902 durch den Ankauf des englischen Kabels St. Louis—Pernambuco gleichfalls eine Telegraphenverbindung schuf, die freilich nur auf dem Umweg über Senegambien zu brauchen ist. Der Kabelverkehr mit Südamerika ist ein höchst lukratives Geschäft, bei dem auch mehrere nebeneinander bestehende Konkurrenzgesellschaften gut auf ihre Kosten kommen können. Hat doch die »Western Telegraph Company« allein aus diesem Verkehr binnen 10 Jahren eine Einnahme von rund 3 Millionen Pfund gehabt! Und welch hohen Wert diese englische Gesellschaft darauf legt, ihre Monopolstellung im südamerikanischen Kabelverkehr tunlichst zu behaupten, geht daraus hervor, daß sie in Brasilien das alleinige Kabellandungsrecht bis zum Jahre 1930 erworben hat.

Ob für Deutschland schon alle Schwierigkeiten beseitigt sind, die sich der Schaffung der lange ersehnten eigenen Kabellinien nach West- und Südwestafrika wie nach Südamerika entgegenstellen können, läßt sich heute noch nicht sicher übersehen. Aber wenn auch nicht alle Blütenträume reifen, die zur Zeit daran geknüpft werden, darf man in Deutschland immerhin die sichere Zuversicht hegen, daß bedeutsame Teilerfolge errungen werden, und daß das neue Werk, wenn es zunächst auch im Dienste deutscher Kultur wirksam ist, von nicht minder reichem Nutzen sein wird für den Fortschritt der Zivilisation überhaupt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Charles W. Eliot

Beilage zur „Internationalen Wochenschrift“

Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

29. Juni 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Charles William Eliot.

Von Prof. Dr. Theodore William Richards, Harvard University, Cambridge (Mass.), derzeitigem Austausch-Professor an der Universität Berlin.

Die ganze Größe einer führenden Persönlichkeit kann in der Regel nicht eher gewürdigt werden, als bis mehrere Generationen vergangen sind. Washington wurde von seinen Zeitgenossen nur halb verstanden, und Lincolns tragischer Tod trat ein, bevor die Welt seine Bedeutung für die Kultur voll würdigte. Nichtsdestoweniger kann schon zu Lebzeiten der weitreichende Einfluß der Arbeit eines großen Mannes Eingeweihten offenbar werden, und so deren Kenntnis Nutzen stiften, ehe das Lebenswerk vollendet ist. Im folgenden soll die Arbeit eines lebenden großen Mannes eine solche Würdigung erfahren.

Charles William Eliot, der Präsident der Harvard-Universität, muß ohne Frage zu den größten lebenden Amerikanern gerechnet werden. Wenn auch eine Gefahr darin liegt, daß man einen großen Mann heraushebt inmitten einer Welt, die so verschiedener großer Männer bedarf, so kann man doch wenigstens sagen, daß unter allen pädagogischen Führern, die Amerika je gehabt hat, Eliot der klarsehendste und einflußreichste ist. Die Universität und das ganze Land können sich dazu beglückwünschen, daß nach einer fast vierzigjährigen Dienstzeit an der Spitze des ältesten und wichtigsten Lehrinstituts unseres Landes dieser Mann sich noch der vollsten Kraft und Lebensfrische erfreut.

Charles William Eliot wurde am 20. März 1834 in einem Patrizierhaus in Boston, Massachusetts, der Hauptstadt New Englands, als Sohn von Samuel Atkins und Mary Lyman Eliot geboren. Auch seine Mutter stammte aus einer der besten Familien der Stadt, und seine Kindheit stand unter den gesunden moralischen und intellektuellen Einflüssen der neuenglischen Welt- und Lebensanschauung jenes Zeitalters, von der Charles Eliot Norton in seiner Lebensbeschreibung des Dichters Longfellow sagt: »Am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts war es ein Glück, in Neu-England geboren zu sein. . . Die Beziehungen von Mensch zu Mensch waren natürlich und freundlich, die täglichen Lebensgewohnheiten einfach und mäßig; aber selbst in den kleineren Städten gab es oft einige Familien, welche ein verhältnismäßig hohes Maß von ererbter feiner Bildung, geistiger Kultur und wahrem, wenn auch mäßigem Luxus unterhielten.« Obwohl diese Beschreibung sich auf eine etwas frühere Zeit bezieht, findet sie auch für den Kreis Anwendung, zu dem der jugendliche Eliot gehörte. Seine erste Bildung erwarb dieser auf der Bostoner Lateinschule, die damals die wichtigste öffentliche »High School« (Gymnasium) der Stadt war. Er entwickelte sich schnell und wurde zu einem regelrechten Kursus an dem Harvard-College, einer Unterabteilung der Harvard-Universität, im Alter von 15½ Jahren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugelassen. Aber nicht nur in das rege geiſtige Leben, das er dort fand, trat er mit Begeiſterung ein und gehörte bald zu den Erſten seiner Klasse, sondern er nahm auch an dem sportlichen Leben des College Anteil. Rudern war sein Lieblingssport, dem er während seines ganzen Aufenthaltes auf dem College treu blieb. Ihn pflegte er so erfolgreich, daß er Mitglied der Universitäts-Bootsmannschaft wurde.

Im College trieb der junge Boſtoner mit seinen Kameraden die herkömmlichen Studien jener Zeit, nämlich die Klassiker und Mathematik. Nachdem er 1853 seine Baccalaureatsprüfung beſtanden hatte, wurde er Lehrer der Mathematik. Von nun ab wendete er seine Aufmerksamkeit dem Studium der Chemie zu, welches damals gerade angefangen hatte, unter der Führung des Professors Josiah Parsons Cooke einen Aufschwung zu nehmen. Die Verbindung von theoretischem Interesse mit praktischer Anwendbarkeit, wie sie in der Chemie sich darſtellt, zog seinen hellen und scharf abwägenden Intellekt an. Er fand Zeit, inmitten seiner mathematischen Lehrtätigkeit erſt der Hörer, dann der Assiſtent des jungen Professors zu werden. Hiermit betrat er die Laufbahn, der er 15 Jahre lang folgte, und die er damals für seinen Lebensweg hielt. Schon zu jener Zeit tat er mit seinem Freunde Francis H. Storer (der jetzt Professor der Chemie an dem Bussey-Inſtitut, der Landwirtschaftlichen Abteilung der Harvard Universität iſt) viel, um Cooke in der Entwicklung der praktischen Laboratorien-Unterweisung zu unterſtützen, die in Zukunft beſtimmt war, in hohem Maße die Universitätsarbeit in Amerika zu erweitern. Eliot machte solche Fortschritte in der damals noch verhältnismäßig einfachen Wissenschaft, daß er im Alter von 24 Jahren zum außerordentlichen Professor der Mathematik und Chemie an der »Lawrence Scientific School of Harvard«, der Technischen Abteilung der Universität, ernannt wurde. Er hatte seine außerordentliche Professur 5 Jahre lang inne, dann fühlte er aber, daß er mehr Übung brauchte, legte sie nieder und verbrachte die nächſtfolgenden Jahre (1863—1865) in Europa, wo er Chemie und Unterrichtsmethoden ſtudierte. Hier legte er den Grund zu seinen Leiſtungen auf dem weiteren Felde seiner Tätigkeit, in das er unvermutet so bald einrücken sollte. Zunächſt jedoch trugen seine europäischen Studien nur auf dem Gebiete der Chemie Frucht, denn bei seiner Rückkehr im Jahre 1866 wurde er zum Professor der analytischen Chemie am »Massachusetts Inſtitute of Technology« ernannt, der ausgezeichneten Boſtoner Technischen Hochschule, die in keiner Weise mit Harvard verknüpft iſt. In diesen Jahren entſtanden seine beiden erſten Bücher, die Professor Storer zum Mitarbeiter haben, nämlich: das »Handbuch der qualitativen Analyse« und das »Handbuch der anorganischen Chemie«. Diese Werke, besonders das letztere, hatten einen mächtigen Einfluß auf die Unterrichtsmethode der Naturwissenschaften jener Zeit. Seitdem dient Eliots »Anorganische Chemie« als typische Grundlage für die Schulbücher über Chemie in Amerika.

Vier Jahre war Eliot an dem Inſtitut tätig gewesen und hatte sowohl große Verwaltungsgeschicklichkeit in seinen Beziehungen zur Fakultät als auch ungewöhnlichen Einfluß als Lehrer bewiesen, da vollzog sich eine ſtarke Veränderung in seinem Leben: im Jahre 1869 verließ er die Reihen der Chemiker und nahm die Präsidentschaft der Harvard-Universität an, die er seit diesem Zeitpunkt bis zur Gegenwart inne hat.

Die Verhältnisse, in die Eliot eintrat, waren in ihrer Art etwas völlig Neues, sowohl hinsichtlich des Alters als auch des Berufes des neuen Präsidenten. Es war zum sprichwörtlichen Brauch der Universitäten und auch der meiſten amerikanischen College's geworden, den Präsidenten aus den älteren Predigern der Nachbarschaft zu wählen, ein Brauch, der aus der alten Zeit datierte, als der Hauptzweck der Universität darin lag, Verkündiger des Evangeliums heranzubilden. Jetzt wählte man in Eliot einen Mann, der weder alt noch Geiſtlicher war. Anfangs hatte der Aufsichtsrat (ein beratender Ausschuß von älteren Alumni), der das Vetorecht besaß, die Ernennung nicht billigen wollen, und daß die Konservativen ihre Köpfe über die Wahl schüttelten, war begreiflich. Denn die Stellung eines Präsidenten an einer amerikanischen Universität iſt ein sehr wichtiger und einflußreicher Poſten, und seine Handlungen können über das Wohl und Wehe des Inſtituts entscheiden. Es iſt seine Aufgabe, mit jedem Teil dieses komplizierten Organismus in Fühlung zu bleiben und der Körperschaft oder dem Verwaltungsrat jede

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berufung zu einem Lehrſtuhle und jede Neuerung in der Organisation, die die verschiedenen Fakultäten vorschlagen, zu empfehlen. Da die Korporation, welche die Entscheidung in Händen hat, gewöhnlich weniger gut als er über die Einzelheiten informiert iſt, so verläßt sie sich auf sein Urteil und ſtimmt gewöhnlich nach seinen Vorschlägen. Überdies gibt die Beſtändigkeit des Präsidentenamtes seinem Inhaber Gelegenheit zu einem Einfluß, der bei der weniger zentralisierten Organisation der Universitäten der »Alten Welt« unmöglich wäre.

Es sollte den Männern jener Zeit rühmlich angerechnet werden, besonders zweien von ihnen, Lowell und Crowninshield, daß sie so klug und mutig waren, allen traditionellen Vorschriften entgegen einen jungen Naturwissenschaftler anſtatt eines Vertreters der alten Schule zu wählen. Gleichzeitig muß man aber im Auge behalten, daß Eliots Begabung schon in weiten Kreisen anerkannt worden war, teils durch seine Tätigkeit an der Fakultät im »Massachusetts Inſtitute of Technology«, teils auch durch seine literarischen Arbeiten über Unterrichts= und Erziehungsfragen, die viel beachtet wurden. Schon einige Jahre vorher war ihm eine führende Stellung an der Spitze eines großen induſtriellen Unternehmens angeboten worden. Trotz dieses verlockenden Angebots aber blieb er seiner erwählten Lebensarbeit als Lehrer treu. Und als er nun die Präsidentschaft der Harvard=Universität annahm, begab er sich sofort mit Leib und Seele an die neue Arbeit.

In seiner Antrittsrede vom Jahre 1869 skizzierte Eliot mit großer Klarheit und Lebendigkeit die Prinzipien, die ihn während seiner langen Lehramtszeit geleitet hatten. Er betonte, daß das amerikanische Durchschnitts=College nur wenig mehr als eine Knabenschule sei, die von den klassischen Kursen in Fesseln gehalten würde, und forderte, daß Freiheit und Unabhängigkeit des Denkens und Tuns an die Stelle dieses überlebten Zwangssyſtems treten solle. Weit davon entfernt, die Klassiker als ein Mittel, den Geiſt zu üben, herabzusetzen, erkannte er gern ihren Wert an, wenn sie in geeigneter Weise gelehrt würden. Aber er legte dar, daß es noch andere Wege gäbe, auf denen die Fähigkeit zu denken geübt werden könne, und mehr als eine Art wäre der Erwägung wert. Jeder solle die Freiheit haben, einen eigenen Weg zur Erlangung einer Bildung zu wählen, und, wenn er die Wahl trifft, so muß er auf seine eigenen Schultern die Verantwortlichkeit für Erfolg oder Mißerfolg nehmen. So sei sowohl Unternehmungsgeiſt und Selbſtvertrauen als auch tatsächliches Studium anzuregen.

Zu jener Zeit waren verhältnismäßig wenig fakultative Studien in dem College=Lehrgang verzeichnet, mehr als die Hälfte waren Zwangsfächer. Jeder Student mußte so und soviel Horaz lesen, mußte ein beſtimmtes Quantum Philosophie und Geometrie erwerben und so weiter. Eliot meinte, daß im Gegenteil alle liberalen Studien fakultativ sein sollten. Die Zulassung zu irgend einem Kursus mußte von der Tauglichkeit und dem Interesse des Studenten abhängen, nicht aber von irgend einer willkürlichen, akademischen Formel. Er ſtützte sich darauf, daß jeder Student, der der Bildung wert sei, wenn er das Jünglingsalter erreicht habe, am beſten selbſt wisse, welche Art geiſtiger Nahrung am geeignetſten für ihn sei. Das Ziel, das Eliot suchte, war die Entwicklung des höchſten Grades von Tüchtigkeit und Brauchbarkeit jedes jungen Studenten für die menschliche Gesellschaft.

Ein paar Worte aus seiner Antrittsrede werden dazu dienen, seine Gesichtspunkte noch klarer zu zeigen. Da heißt es:

»This University recognizes no real antagonism between literature and science, and consents to no such narrow alternatives as mathematics or classics, science or metaphysics. We would have them all, and at their best. To observe keenly, to reason soundly, and to imagine vividly are operations as essential as that of clear and forcible expression; and to develope one of these faculties, it is not necessary to repress and dwarf the others.

»The only conceivable aim of a college government in our day is to broaden, deepen and invigorate American teaching in all branches of learning.

»A university is not built in the air, but on social and literary foundations which preceding generations have bequeathed. If the whole structure needs rebuilding, it must be rebuilt from the foundation.

»In education, the individual traits of different minds have not been sufficiently attended to. Through all the periods of boyhood, the school studies should be representative; all the main fields of knowledge should be entered upon. But the young man of nineteen or twenty ought to know what he likes best and is most fit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

for. If his previous training has been sufficiently wide, he will know by that time whether he is most apt at language or philosophy or natural science or mathematics. If he feels no loves, he will at least have his hates .... When the revelation of his own peculiar taste and capacity comes to a young man, let him reverently give it welcome, thank God, and take courage. Thereafter he knows his way to happy, enthusiastic work.

»The elective system fosters scholarship because it gives free play to natural preferences and inborn aptitudes, makes possible enthusiasm for chosen work, relieves the professor and the ardent disciple of the presence of a body of students who are compelled to an unwelcome task, and enlarges instruction by substituting many and various lessons given to small lively classes for a few lessons many times repeated to different sections of a numerous class.«

Indem Eliot diese Prinzipien ins Auge faßte, fuhr er fort, mit ganzer Kraft von Grund auf alle pädagogischen Methoden in allen Universitätsabteilungen umzugeſtalten. Von Harvard aus verbreiteten sich allmählich seine Reformen über sämtliche anderen Universitäten und Colleges, so daß es heut in dem ganzen weiten Land nicht ein pädagogisches Inſtitut gibt, welches nicht in gewissem Maße den Einfluß seiner Arbeit fühlte.

Mit diesen Reformen beabsichtigte Eliot aber nicht, die europäische Methode einfach nachzumachen, sondern sein Bemühen ging dahin, die Vorzüge des alten unmodernen englischen »college« mit der geiſtigen Freiheit der deutschen Hochschulen zu vereinen. Er ſtrebte nicht danach, das »college« zu vernichten, sondern es zu verbessern. Dies war in der Tat der einzige gangbare Weg, denn das »college« iſt dem amerikanischen Herzen zu teuer, um eine Abschaffung zu ertragen.

Einer seiner Freunde, der Eliot einmal bald nach seiner Ernennung in einer Boſtoner Straße traf, fragte ihn: »Weißt Du auch, welche Eigenschaften Du da draußen in Harvard am nötigſten brauchen wirſt?« Auf Eliots Antwort, daß er glaubte, er brauche Fleiß, Mut und ähnliche Eigenschaften, sagte der Freund: »Nein, was Du brauchen wirſt, iſt Geduld, Geduld und noch einmal Geduld!« Diese Prophezeiung erwies sich als richtig. Lange Zeit hindurch wurde jeder Fortschritt von dem Präsidenten nur gegen den heftigſten Widerspruch der konservativen Opposition durchgesetzt, und er selbſt erzählt: »In den erſten zwanzig Jahren meiner Amtsführung dort hatte ich faſt ſtets das Gefühl, zu Leuten zu reden, die, milde gesagt, nicht mit mir eines Sinnes waren.« Ein günſtiges Geschick hat ihn jedoch den Gesinnungswechsel dieser Oppositionspartei noch erleben lassen. Die Adresse, die ihm im Jahre 1904, von 10000 auf dem College Graduierten unterzeichnet, zum 70. Geburtstage überreicht wurde, war ein Zeichen von dankbarer Verehrung und Bewunderung, wie es zu empfangen nur selten einem Menschen vergönnt iſt.

Unter Eliots Verwaltung wurden aus dem Lehrplane der unteren Abteilung der Harvard Universität alle obligatorischen Studienfächer geſtrichen und nur geringe Anforderungen im Englischen und in der Kenntnis einer modernen fremden Sprache erhoben. Diese letzteren beiden Forderungen konnten schon vor dem Eintritt in das College erfüllt sein, und waren es oft auch. Die Anforderungen, die zur Erlangung des Baccalaureats zu erfüllen waren, beſtanden nun lediglich in der befriedigenden Durchführung des Studiums, das in etwa 1500 Vorlesungsſtunden zu vollenden war, wenn man 13 Stunden wöchentlich bei 4 Studienjahren oder 17 bei 3 vollen Jahren akademischen Studiums rechnet. Dabei sei erwähnt, daß diese Verkürzung der Studienzeit auf dem College von 4 auf 3 Jahre eine jener Neuerungen war, welche von Eliot nur mit großer Mühe durchgesetzt wurde, und welche die Konservativen heftig bekämpften, da sie eine solche Zusammendrängung des Studiums für unmöglich hielten. Die Wahl der Arbeitsgebiete und die Verteilung der Vorlesungen über die einzelnen Semeſter wurde jetzt den Studierenden überlassen, nur wurde nach einmal getroffener Wahl ein einigermaßen redliches und einsichtiges Vorwärtsſtreben im Studium gefordert.

Nachdem die Umgeſtaltung des College oder der unteren Abteilung der Universität glücklich eingeleitet war, richtete Präsident Eliot seine Aufmerksamkeit auf die Gründung einer oberen Abteilung, einer Graduate School, die höheren Studien und der Forschung gewidmet sein und zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie führen sollte, den es bis dahin an der Harvard-Universität noch nicht gab. Dieser Plan wurde 1872 endgültig verwirklicht in Geſtalt der heute als »The Graduate School of Arts and Sciences of Harvard University« bekannten Einrichtung, die in ihrem Arbeitsprogramm etwa den schwierigeren Vorlesungen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übungen der deutſchen philoſophiſchen Fakultäten entſpricht. Es braucht nicht betont zu werden, daß dieſe Neugründung die tiefgehendſten Wirkungen auf die höhere Geiſtesbildung Amerikas ausübte.

Nicht zufrieden mit der Umgeſtaltung und Erweiterung des Studienplanes der philoſophiſchen Fakultät, unternahm der unermüdlich tätige Präſident zugleich auch eine gründliche Erneuerung des mediziniſchen Unterrichtsweſens, um das es damals in ganz Amerika äußerſt kläglich beſtellt war. Profeſſor Dr. Oliver Wendell Holmes, der bekannte Arzt und Humoriſt, berichtet von einer Unterhaltung, die bei einer der erſten Beſprechungen Eliots mit der mediziniſchen Fakultät ſtattfand. Als in dieſer ultra-konſervativen Körperſchaft eine zwar heilſame, aber mit den alten Grundſätzen brechende Maßregel durchgegangen war, rief einer der älteren Profeſſoren: »Aber, was iſt das? Was ſoll das heißen? So etwas haben wir doch bisher hier nicht gekannt!« Da entgegnete Eliots ruhige, feſte Stimme: »Ich kann Herrn X ſehr einfach antworten: Es iſt ein neuer Präſident da!«

Die in dieſer Fakultät von Eliot eingeführten Neuerungen, vor allem ſeine Begründung eines geſunden und vollſtändigen mediziniſchen Studienganges, waren grundlegend und von höchſter Bedeutung, ſo daß ſie bald von anderen mediziniſchen Fakultäten des Landes nachgeahmt wurden. Die Vollendung der fünf neuen Prachtbauten der »Harvard Medical School« im Jahre 1906, die die beſten Gebäude ihrer Art auf der Welt ſind, bezeichnet augenblicklich den Gipfel von Eliots Bemühungen, die ärztliche Ausbildung zu verbeſſern und die mediziniſche Forſchung zu fördern.

Aber auch das juriſtiſche und das theologiſche Studien… der Harvard-Univerſität wurde vollſtändig neu von ihm organiſiert. Das erſtere dient ſeitdem als Muſter für alle übrigen Rechtsſchulen Amerikas, und die theologiſche Abteilung unſerer Hochſchule wurde die erſte wirklich allgemeingerichtete, nicht nur den Intereſſen einer einzelnen Sekte dienende, theologiſche Schule im Lande, eine Schule, an der jede Glaubensrichtung willkommen iſt und jede ernſte Religionsbeſtrebung Achtung findet.

Eine Vorſtellung von dem enormen Einfluß, den dieſer eine Mann auf die Harvard-Univerſität ausgeübt hat, gewinnt man angeſichts der Tatſache, daß von den 558 Mitgliedern, die den gewaltigen Lehrkörper der Univerſität heute bilden, nur ein Einziger, der bereits 1867 in ihn eintrat, nicht auf Eliots perſönliche Empfehlung berufen wurde.

Noch ehe alle dieſe Wandlungen durchgeführt waren, begann Präſident Eliot aber auch an die Reform der Knabenſchulen zu denken, deren Aufgabe es iſt, neue Studenten auf die Hochſchulen zu ſenden. Er rechnete mit der Tatſache, daß ſehr viel von dem Erfolg der höheren Studien von der Vollſtändigkeit der Vorbildung abhängt, und er fühlte zugleich lebhaft das Bedürfnis, die jungen Leute nicht nur ſo gut wie möglich, ſondern auch ſo raſch wie möglich für die Aufgaben des Lebens heranzubilden. Im Jahre 1873 erſchien zum erſten Male in einem ſeiner Berichte ein Hinweis auf die Wichtigkeit dieſer Frage, und 1888, als die Neuerungen innerhalb der Univerſität ſelbſt glücklich eingeleitet waren, wandte er ſeine volle Aufmerkſamkeit dieſer Aufgabe zu. Auf einer Tagung der »National Educational Aſſociation« in Waſhington lenkte Eliot die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die großen Mängel des amerikaniſchen Elementar-Schulweſens, indem er es nach verſchiedenen Richtungen mit dem entſprechenden deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Schulweſen verglich, und forderte einige beſonders nötige Reformen. Dieſes Referat führte zur Gründung des berühmten »Ausſchuſſes der Zehn«, einer Vereinigung von hervorragenden Vertretern der Paedagogik, die unter Eliots Vorſitz in ein ſorgfältiges Studium der ganzen Materie eintraten und eine Reihe ausgezeichneter Neuerungen vorſchlugen. Dieſe Reformen wurden in mehr oder minder großem Umfange in allen Schulen des ganzen Landes eingeführt, ſo daß man ähnlich wie oben von den amerikaniſchen Studenten ſagen darf: Jeder junge Mann und jedes Mädchen in Amerika, die während der letzten Generation in einer Elementarſchule Unterricht genoſſen haben, und das iſt in Wirklichkeit die Geſamtheit aller Bevölkerungsklaſſen, haben auch die Früchte von Eliots weitſehenden, ausdauernden und tapferen Bemühungen genoſſen.

Das ſind Taten, die ungeheuer viel zum Wohle des Landes beigetragen haben. Aber auch mit ihnen iſt die Liſte der Verdienſte dieſes großen Mannes noch nicht abgeſchloſſen.

Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Eliot widmete sein Interesse jeder Frage, von nationaler oder lokaler, politischer, sozialer oder pädagogischer Bedeutung, sobald sie die Wohlfahrt der Gesellschaft anging. Als Mitglied der Civic Federation, deren schwierige Aufgabe es ist, durch Schiedsspruch große Industriestriks zu schlichten, hat er gleicherweise dem Kapital wie der Arbeit ausgezeichnete Dienste geleistet, indem er stets für Billigkeit und Recht des Individuums eintrat; als Mitglied der Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts hat er sehr richtige Maßnahmen für die Pensionierung alter Professoren befürwortet. Überall, wo er zu großen nationalen Fragen das Wort ergriff, hat er Achtung vor den höchsten Idealen bewiesen und sich als ungewöhnlich frei von persönlichen Leidenschaften und Abneigungen gezeigt. Sein Standpunkt gegenüber den sozialen und erzieherischen Fragen ist vor allem in folgenden Schriften niedergelegt: Five American Contributions to Civilization, and Other Essays; Educational Reform; Annual Reports of the President of Harvard University (1869—1906); More Money for the Public Schools (1903); John Gilley (1904); The Happy Life, new edit. (1905).

Ein anderes Werk seiner Feder kam 1902 heraus: eine Biographie seines ältesten Sohnes, der auf der Höhe seines Lebens starb. Es hat den Titel: »Charles Eliot, Landscape Architect« und enthält die schöne und ergreifende Schilderung eines ungewöhnlich innigen und einmütigen Verhältnisses zwischen dem lebhaften, sanguinischen, immer tätigen Vater und dem zarten, reizbaren und nachdenklichen Sohne.

Die Bedeutung Eliots ist von seinen Landsleuten gebührend anerkannt worden. Er wurde zum Doktor der Rechte ernannt vom Williams College und von den Universitäten in Princeton, Yale und der Johns Hopkins Universität. Er ist Mitglied der amerikanischen Philosophischen Gesellschaft und der Amerikanischen Akademie, wie zahlreicher anderer gelehrter Gesellschaften. Aber auch im Auslande hat man die Höhe seiner Leistungen gewürdigt; so ist er u. a. korrespondierendes Mitglied der französichen Akademie und Offizier der Ehrenlegion.

Einer seiner Biographen hat versucht, Eliot auf dem Raum weniger Zeilen zu charakterisieren, indem er sich dabei des eindrucksvollen Stils bediente, den der Präsident anwendet, wenn es hervorragende Kandidaten für ehrenhalber ihnen verliehene akademische Grade bei der feierlichen Promotion zu begrüßen gilt. Er umschreibt dort sein Wesen so: »Charles William Eliot, furchtlos, ernst und weise, würdiger Sohn der Begründer von Massachusetts, vollwertiger Erbe ihres Charakters und ihrer Ideale, gewissenhafter Bannerträger der Wahrheit — ein Puritaner des 20. Jahrhunderts.« Das ist gut gesagt, aber genügt nicht. Denn es gibt keine Vorstellung von Eliots Vielseitigkeit und seinem ungeheuren Einfluß, und keine Vorstellung von dem vollständigen Wandel, den er in dem geistigen Leben Amerikas herbeigeführt hat. Ein so gewaltiges Lebenswerk kann unmöglich in einigen wenigen Worten abgemacht werden; auch diese Ausführungen haben keinen ausreichenden Begriff von ihm geben können. Für das wirkliche Verständnis der Wandlungen innerhalb der letzten 40 Jahre in Amerika wäre ein eingehendes Studium des ganzen amerikanischen Erziehungs- und Unterrichtswesens vom historischen wie vom pädagogischen Standpunkt aus notwendig. Immerhin aber dürfte hier das Eine genügend zum Ausdruck gebracht sein, daß Charles William Eliot in der Tat einer der größten unter Amerikas großen Männern ist. Möge ihm noch ein langes Leben beschieden sein, damit er noch weiter helfen könne bei der Einführung und Vollendung seiner weiten Pläne und sehe, wie immer heller und strahlender der Tag aufgeht für die amerikanische Zivilisation!

Die Sundzollrechnungen als internationale Geschichtsquelle.

Von Geh. Rat Professor Dr. Dietrich Schäfer, Berlin.

(Schluß.)

Ziemlich die gleiche Entwicklung wie bei Rostock belegen die entsprechenden Zahlen Wismars, die der Rostocker Tabelle am Schluß der ersten Hälfte dieses Artikels in Klammern beigefügt waren. Die Steigerung in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahr-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hunderts ist vor allem zurückzuführen auf günstige Umstände für den Kornhandel, die spätere tiefe Depression auf den großen deutschen Krieg.

Die gleichen Ursachen haben wohl auch besonders auf die Gestaltung der Stralsunder und der pommerschen Schiffahrt eingewirkt. Die Zahlen (die pommerschen in Klammern) sind:

bis 1548 . .	792	(443)	Schiffe,	jährlich	53	(30)
1557–1569 . .	449	(930)	»	»	41	(85)
1574–1580 . .	916	(1074)	»	»	131	(153)
1581–1590 . .	1 203	(1496)	»	»	120	(150)
1591–1600 . .	1 149	(1057)	»	»	115	(106)
1601–1610 . .	1 238	(791)	»	»	124	(79)
1611–1620 . .	1 750	(688)	»	»	175	(69)
1621–1630 . .	1 288	(909)	»	»	129	(91)
1631–1640 . .	407	(561)	»	»	51	(70)
1641–1650 . .	792	(259)	»	»	79	(26)
1651–1657 . .	787	(446)	»	»	112	(64)
	10 771	(8654)			100	(80)

Die niedrige Stralsunder Ziffer im zweiten Zeitabschnitt hat ihren Grund im Nordischen Siebenjährigen Krieg, der zuerst die nähere Verbindung Stralsunds mit Schweden knüpfte und dem Verkehr der Stadt in den dänischen Gewässern höchst abträglich war. In den Jahren 1564–69 gingen insgesamt nur 50 Stralsunder Schiffe durch den Sund gegen 110 im Jahre 1560, 111 in 1562, 151 in 1574.

Faßt man die meklenburgische und die pommersche Schiffahrt zusammen, so ergibt sich, daß sie mit 36 953 Schiffen 61,8 Prozent der gesamten deutschen Ostseehäfen stellt, 37,2 Prozent der deutschen Schiffahrt überhaupt, und daß sie fast doppelt so viel leistet als die beiden größten und reichsten Ostseestädte Lübeck und Danzig zusammen. Es entwickelte sich dieses Übergewicht im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts und stieg 1611–20 zu fast fünffacher Überlegenheit, um während des Dreißigjährigen Krieges wieder zu verschwinden.

	Meklenburg und Pommern	Andere Ostseeplätze
Bis 1548	1491	2740
1557–1569	2123	2410
1574–1580	3749	2039
1581–1590	6481	2723
1591–1600	5570	2831
1601–1610	4483	2027
1611–1620	4802	1074
1621–1630	3399	1472
1631–1640	1487	1553
1641–1650	1593	2765
1651–1657	1780	1292
	36953	22907

Ein Überblick über Lübecks Stellung zeigt auch eine gewisse Anlehnung an den allgemeinen Gang, doch aber eine größere Stetigkeit. Es passierten Lübecker Schiffe den Sund

bis 1548	487,	jährlich	32
1557–1569	877,	»	80[1])
1574–1580	1203,	»	172
1581–1590	1600,	»	160
1591–1600	1486,	»	149
1601–1610	1276,	»	128
1611–1620	785,	»	78
1621–1630	1032,	»	103
1631–1640	1130,	»	141
1641–1650	1750,	»	175
1651–1657	935,	»	134
	12561		116

Deutlich spiegelt sich hier Lübecks günstige Lage während des Dreißigjährigen Krieges.

Für die durch den Sund gehenden Schiffe ist an der Ostsee Danzig der Hauptplatz; im Jahre 1587 kamen beispielsweise von dort 1690 von 3253, also über die Hälfte. In der Reederei aber spielt Danzig nur eine mäßige und dazu keine stetige Rolle. Es gingen Danziger Schiffe durch den Sund

bis 1543	1656,	jährlich	110
1557–1569	1334,	»	121
1574–1580	660,	»	94
1581–1590	777,	»	78
1591–1600	1096,	»	110
1601–1610	691,	»	69
1611–1620	287,	»	29
1621–1630	421,	»	42
1631–1640	397,	»	49
1641–1650	925,	»	92
1651–1657	289,	»	41
	8896,	»	82

Die westpreußischen Schiffe sind fast alle von Elbing, die ostpreußischen von Königsberg. Beide werden von 1590 ab immer spärlicher.

Deutlich belegen die Sundzollisten, wie Dänemark in den eigenen Gewässern hinter Niederländern und Deutschen zurücksteht. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts arbeitet es sich zu einer ansehnlicheren Stellung empor. Es gingen dänische Schiffe durch den Sund

bis 1548	81,	jährlich	6
1557–1569	523,	»	47
1574–1580	1343,	»	192
1581–1590	3366,	»	337
1591–1600	3070,	»	307
1601–1610	2520,	»	252
1611–1620	1833,	»	183
1621–1630	1901,	»	190
1631–1640	2741,	»	343

[1]) Der Nordische Siebenjährige Krieg drückt die Zahl stark herab, in den Jahren 1565–69 nur 252, jährlich 50 Schiffe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1641–1650	2924,	jährlich	292
1651–1657	853,	»	85
	21155,	»	195

Ein plötzlicher Aufschwung von 79 auf 160 Schiffe tritt mit dem vorletzten Jahre (1569) des Nordischen Siebenjährigen Krieges ein. Unter diese jährliche Zahl sinkt Dänemark nur in den Jahren 1619—21, im Kriegsjahre 1645 und nach 1650, in der Zeit des schwedischen Aufſteigens. Schleswig-Holſteins Beteiligung wird von Dänemark, nicht von Deutschland, beeinflußt, bleibt aber hinter der dänischen weit zurück.

Ein bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts nur einmal unterbrochenes Aufſteigen zeigt das mit Dänemark unter einer Herrschaft vereinigte Norwegen, das einzige Land, von dem man das sagen kann. Man sieht, daß die Entwickelung der norwegischen Reederei, die sich seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts so glänzend entfalten sollte, früh einsetzt. Das Land iſt vertreten

bis 1548	mit	24	Schiffen,	jährlich	1–2
1557–1569	»	156	»	»	14
1574–1580	»	240	»	»	34
1581–1590	»	512	»	»	51
1591–1600	»	683	»	»	68
1601–1610	»	941	»	»	94
1611–1620	»	946	»	»	95
1621–1630	»	794	»	»	79
1631–1640	»	1138	»	»	142
1641–1650	»	1269	»	»	127
1651–1657	»	344	»	»	49
		7049			65

Das Sinken der dänischen und norwegischen Schiffahrt im letzten Jahrzehnt hängt mit der wachsenden Geltung Schwedens nach dem Frieden von Brömsebro (1645) zusammen. Es gingen schwedische Schiffe (finländische eingerechnet) durch den Sund:

bis 1548	86,	jährlich	6[1])
1557–1569	169,	»	15[2])
1574–1580	135,	»	19
1581–1590	492,	»	49
1591–1600	314,	»	31
1601–1610	292,	»	29
1611–1620	103,	»	10[3])
1621–1630	542,	»	54
1631–1640	558,	»	70
1641–1650	967,	»	98[4])
1651–1657	960,	»	137
	4616,	jährlich	43

[1]) Die Jahre 1497, 1503, 1536—38 sind unvertreten.

[2]) In den Jahren des Nordischen Siebenjährigen Krieges (1563—69) passierte nicht ein einziges schwedisches Schiff.

[3]) In den beiden Jahren des Kalmarkrieges 1611 und 1612 kein Schiff.

[4]) Im Kriegsjahre 1644 keins, 1645 nur 9.

Aus dem Aufſteigen Schwedens zogen auch Liv-, Eſt- und Kurland Vorteil. Sie sind seit dem schwedisch-dänischen Kriege von 1644/45 wieder ähnlich vertreten wie einſt in der Zeit ihrer Selbſtändigkeit, bis 1547 mit 260 Schiffen, von da bis 1642 nur mit 263, von 1643—1657 aber mit 431. In der mittleren Zeit bleiben sie oft durch ganze Jahresreihen aus.

Von den weſtlichen Nationen ſtehen die Engländer obenan, allerdings hinter den Oſtfriesen zurück, ungefähr mit Roſtock auf gleicher Stufe. Sie ſteigen früh und rasch und behaupten sich dann ziemlich ſtetig bis zu einem ſtarken Abschlage um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Sie zählen

Bis 1548	546	Schiffe,	jährlich	36
1557–1569	1011	»	»	92
1574–1580	1295	»	»	185
1581–1590	2081	»	»	208
1591–1600	1833	»	»	183
1601–1610	1873	»	»	187
1611–1620	1898	»	»	190
1621–1630	1508	»	»	151
1631–1640	2049	»	»	256
1641–1650	1748	»	»	175
1651–1657	481	»	»	69
	16323			151

Schottland iſt im Anfange England wesentlich überlegen, wird aber bald eingeholt, bleibt dann weit zurück und vermag sich auch die Steigerungen der günſtigen Jahre nicht in gleicher Weise zunutze zu machen. Es gingen schottische Schiffe durch

Bis 1548	818	Schiffe,	jährlich	57
1557–1569	748	»	»	68
1574–1580	900	»	»	129
1581–1590	988	»	»	99
1591–1600	1316	»	»	132
1601–1610	1201	»	»	120
1611–1620	978	»	»	98
1621–1630	1110	»	»	111
1631–1640	1008	»	»	144
1641–1650	718	»	»	72
1651–1675	163	»	»	23
	9948			92

Frankreich wird von England und auch von Schottland durch einen weiten Abſtand getrennt und scheidet im 17. Jahrhundert allmählich faſt ganz aus. Eigentümlich iſt ihm die ſtarke Frequenz vereinzelter Jahre.

Bis 1548	88	Schiffe,	jährlich	6[1])
1557–1569	317	»	»	29[2])
1574–1580	426	»	»	61[3])

[1]) Es sind aber sechs Jahre ganz unvertreten, während 1539 und 1540 je 30 Schiffe gezählt wurden.

[2]) Drei Jahre unvertreten, aber 1568 allein 114.

[3]) Im Jahre 1574 allein 146.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1581—1590	904	Schiffe,	jährlich	90[1]
1591—1600	668	»	»	67
1601—1610	673	»	»	67[2]
1611—1620	406	»	»	41
1621—1630	240	»	»	24
1631—1640	235	»	»	29[3]
1641—1650	96	Schiffe,	jährlich	10
1651—1657	5	»	» nicht	1[4]
	4046			37

Ein Überblick über die meiſtbeteiligten Staaten und Städte in der Ordnung, wie sie hier besprochen wurden, gibt folgendes Bild:

	Bis 1548	1557—69	1574—80	1581—90	1591—1600	1601—10	1611—20	1621—30	1631—40	1641—50	1651—57	
Niederlande . .	680	2167	2053	2657	3230	2717	3418	2167	2036	2139	1776	jährlich
Ostfriesland . .	23	193	560	392	446	184	157	64	33	31	65	„
Bremen	86	56	65	50	81	81	53	31	46	70	43	„
Hamburg . . .	135	165	11	97	110	41	30	50	2	44	32	„
Rostock	14	54	176	327	302	224	219	115	63	53	68	„
Stralsund . . .	53	41	131	120	115	124	175	129	51	79	112	„
Pommern . . .	30	85	153	150	106	79	69	91	70	26	64	„
Lübeck	32	80	172	160	149	128	78	103	141	175	134	„
Danzig	110	121	94	78	110	69	29	42	49	92	41	„
Dänemark . . .	6	47	192	337	307	252	183	190	343	292	85	„
Norwegen . . .	1–2	14	34	51	68	94	95	79	142	127	49	„
Schweden . . .	6	15	19	49	31	29	10	54	70	98	137	„
England	36	92	185	208	183	187	190	151	256	175	69	„
Schottland . . .	57	68	129	99	132	120	98	111	144	72	23	„
Frankreich . . .	6	29	61	90	67	67	41	24	29	10	nicht 1	„

Von ganz besonderem Interesse iſt bei den Niederländern die Verteilung auf die einzelnen Orte. Ihr soll hier noch eine kurze Darlegung gewidmet werden.

Unter der Bezeichnung Niederländer sind, dem Gebrauche der Zeit entsprechend, die gesamten Bewohner der ehemals burgundischen, dann spanischen Gebiete zusammengefaßt. also heutige Niederländer und Belgier einschließlich der französischen Flanderer. Von den 240411 Schiffen dieser Lande, die bis 1657 durch den Sund gingen, waren aber nur 913, also noch nicht $^2/_5$ Prozent in Gebieten daheim, die jetzt nicht zum Königreich der Niederlande gehören. Von ihnen gingen 407 in den Jahren 1557—1569 durch, nach 1590 insgesamt nur noch 92, davon nicht weniger als 71 in den Jahren 1653/54, von 40 im Jahre 1653 allein 30 Dünkirchener. Vom Königreich der Niederlande aber gehören 236037, also über 98 Prozent, in die Lande Holland, Seeland und Weſtfriesland (ohne Groningen), und von diesen scheidet wieder Seeland aus, da es nur 4573 = 1,9 Prozent ſtellt. Der Reſt verteilt sich auf

Holland mit 180858 = 75,2 Prozent
Weſtfriesland » 50604 = 21 »

Blickt man noch näher hin, so konzentrieren sich diese Zahlen, die 57,3 Prozent des gesamten Verkehrs durch den Sund bedeuten, faſt ausschließlich auf die Weſtküſte Weſtfrieslands und auf den nördlichen Teil Nordhollands, das will sagen, auf die Gegenden vom Vlie bis zum Jj und zum früheren Haarlemer Meer, auf einen Landſtrich von noch nicht 3000 Quadratkilometern. Es iſt das Gebiet, dessen wirtschaftlichen Mittelpunkt das an seiner Südgrenze gelegene Amſterdam darſtellt. Und da iſt es nun wieder von größtem Interesse, zu sehen, daß Amſterdam keineswegs ein Übergewicht über seine durchweg ländliche oder kleinſtädtische Umgebung behauptet, wie etwa Emden in Oſtfriesland, Roſtock in Meklenburg, Stralsund und Stettin in Pommern, Danzig in Weſt⸗, Königsberg in Oſtpreußen. Amſterdam ſtellt von den Schiffen der Provinz Holland 15356 = 8,5 Prozent, von den gesamten holländisch⸗weſtfriesischen 6,6 Prozent. Amſterdam iſt entfernt nicht die meiſtbeteiligte Einzelgemeinde. Enkhuisen iſt ihm mit 22580 Schiffen faſt um die Hälfte überlegen. Die Inseln Terschelling und Vlieland, die keinerlei ſtädtische Siedelung bergen, zählen 21077 bezw. 17887 Schiffe; auch Hoorn, Medemblik und in Weſtfriesland Harlingen und Stavoren sind Amſterdam gewachsen.

Von größerem Belang iſt die Verschiebung in den einzelnen Perioden (die eingeklammerten Zahlen sind die von Amſterdam):

	Holland	(Amsterdam)				Westfriesland		
Bis 1548	8 224	(1371).	jährlich	550	(91)	889,	jährlich	59
1557—1569	16 703	(3788).	„	1518	(344)	5289,	„	481
1574—1580	12 195	(330),	„	1742	(47)	1521,	„	217
1581—1590	21 251	(1933),	„	2125	(193)	4589,	„	459
1591 - 1600	25 867	(1981),	„	2587	(198)	5224,	„	522
1601—1610	20 942	(1855),	„	2094	(185)	5487,	„	549
1611—1620	25 310	(1315),	„	2531	(131)	8167,	„	817
1621—1630	16 049	(707),	„	1605	(71)	5075,	„	507
1631—1640	11 334	(612),	„	1417	(76)	4698,	„	587
1641—1650	14 543	(784),	„	1454	(78)	6137,	„	614
1651—1657	8 522	(680),	„	1217	(97)	3528,	„	504

In der günſtigſten Periode (1557—69) beträgt der Anteil Amſterdams an der hol⸗

[1]) 1587 nicht weniger als 441, aber 1588 nur 17.

[2]) Im Jahre 1608 allein 233.

[3]) Im Jahre 1631 aber allein 136, im nächsten Jahre 77.

[4]) 2 in 1651, 3 in 1653.

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

ländisch-friesischen Schiffahrt 17,2 Prozent, dagegen

1581—1590	nur	7,5	Prozent
1591—1600	»	6,7	»
1601—1610	»	7,0	»
1611—1620	»	3,6	»
1621—1630	»	3,3	»
1631—1640	»	3 8	»
1641—1650	»	3,8	»
1651—1657	»	5,6	»

Die glänzendste Zeit erlebte Amsterdams Reederei um die Mitte der 60er Jahre des 16. Jahrhunderts, als die deutschen Ostseestädte durch den Nordischen Siebenjährigen Krieg so schwer litten. Von 1563—1567 gingen alljährlich über 400 Amsterdamer Schiffe durch den Sund, 1565 sogar 504. Dann folgte eine schwere Krisis: 1568 noch 333 Amsterdamer Schiffe, 1569 (dem Jahre des dänischen Aufschwungs und des Beginns der niederländischen Wirren) 139, 1574 dagegen nur 2, 1575 6, 1576 keines, 1577 4, 1578 wieder 42, 1579 125 usw.), ohne daß doch die frühere Höhe auch nur entfernt wieder erreicht worden wäre. Nur 1608 ward die 300 noch einmal überschritten (360).

Die Darlegungen, die hier auf Grund des in Nina Ellinger-Bangs Tabellen zugänglich gemachten Materials gegeben wurden, sind nur ein Durchschnitt in der sich zunächst darbietenden Richtung der Verteilung nach Nationen bzw. Staaten und Städten. Man könnte auch auf diesem Wege noch zahlreichen Einzelheiten näher treten und die mannigfachsten Aufklärungen und Belehrungen schöpfen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, das Material auch nach anderen Gesichtspunkten durchzugehen, da es sich hier nur um eine Anregung handeln kann. Besonders verlockend wäre das in bezug auf die Handelsrichtung und die Schiffahrtsziele. Die Anordnung der Tabellen ist eine so übersichtliche und zugleich eine so sorgfältige und scharfsinnige, daß die verschiedenartigsten Fragen aus ihnen mit geringer Mühe Beantwortung finden. Außerordentlich häufig fällt geradezu blendendes Licht auf allbekannte geschichtliche Hergänge, wie wenn wir aus den Tabellen ersehen, daß die Zahl der von Danzig durch den Sund gehenden Schiffe 1585 776, 1586 1217, 1587 1690 betrug, im nächsten Jahre, dem der Armada, aber wieder auf 1027 zurückging (entsprechend in den übrigen preußischen Häfen und in Riga), Englands Frequenz in diesen Jahren 129, 393, 513 und 82 (!) war, die Gesamtzahl 4103, 5477, 6465 und 4325. Gelingt es der Herausgeberin, die Warentabellen in gleich mustergültiger Weise zu ordnen, so steht ein neues Quellenmaterial für die Geschichte der Zeit bereit, das an vielseitigem Werte von keinem übertroffen wird. Für Handels- und Wirtschaftsgeschichte wird es das feste Gerippe bilden, an dem die aktenmäßigen, urkundlichen und historiographischen Nachrichten Körperform gewinnen können.

Der Ostseehandel steht in den Übergangs-Jahrhunderten vom Mittelalter zur Neuzeit so sehr im Vordergrunde der europäischen Seegeschichte, daß Nachrichten über ihn stets einen besonderen Wert behaupten. Ein zweites Material von gleicher Wichtigkeit und Vollständigkeit möchte daher schwerlich vorhanden sein. Aber sicher, daß zahlreiche statistische Nachweise ähnlicher Art noch in den Archiven schlummern und wohl in nicht seltenen Fällen abgeschreckt haben durch die Schwierigkeit ihrer Benutzung und Bearbeitung. Die vorliegenden Sundzolltabellen werden, darf man hoffen, einen Anreiz geben, sich näher mit dieser Art von Geschichtsquellen zu beschäftigen. In der Art der Ausführung kann ihre Veröffentlichung wahrlich als Muster dienen. Die Aufgabe hätte keine bessere Lösung finden können. Die europäische Geschichtswissenschaft ist Dänemark und der Herausgeberin zu warmem Danke verpflichtet.

Die Linné-Feiern in Schweden und Linné's Werk.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Adolf Engler, Berlin.

(Schluß.)

Aber gerade die große Berücksichtigung einer Seite von Linné's Tätigkeit durch einseitige Gelehrte hat dazu beigetragen, daß Linné nicht voll und ganz gewürdigt wurde. Man hat ihn einen Registrator genannt. Allein zunächst ist jeder gute Registrator äußerst schätzbar, und dann war Linné offenbar ein genialer Mann, welcher von Jugend auf schnell das Wesentliche der ihn umgebenden Natur und Verhältnisse erfaßte und hierdurch auch auf

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Umgebung geradezu faszinierend wirkte. Wenn Linné die Bedeutung der Kristalle für die Klassifikation der Mineralien erkannte, wenn er zuerst die Amphibien von den Säugetieren schied und die Wale zu den Säugetieren verwies, wenn er schon als 16jähriger Schulknabe bei dem Kürbis erkannte, daß nach Entfernung der männlichen Blüten keine Früchte entwickelt werden, wenn er bei Amaryllis das Hervortreten der von den Narben ausgeschiedenen Flüssigkeit, die Trübung derselben durch die eingetretenen Pollenkörner, die Entstehung von Streifen zwischen Narbe und Samenanlage (Pollenschläuche) beobachtete, wenn er ein Jahr vor Koelreuter Bastarde (von Tragopogon pratensis und T. porrifolius) durch künstliche Befruchtung erzielte, so ist wohl unbestreitbar, daß er noch mehr war als ein Pflanzenbeschreiber. Höchst charakteristisch ist es, daß Sachs, der übrigens in seiner Geschichte der Botanik in mancher anderen Beziehung Linné gerecht wird, von der in Petersburg durch einen Preis ausgezeichneten Schrift Linné's über das Geschlecht der Pflanzen (Disquisitio de quaestione ab Acad. imper. scient. Petropol. in annum MDCCLIX pro praemio proposita: Sexum plantarum argumentis et experimentis novis etc. Petropol. 1760) keine Ahnung hat. Linné hat die Verdienste von Camerarius um die Erkennung der Sexualität der Pflanzen wohl anerkannt; aber er hatte noch darum zu kämpfen, daß diese allgemein angenommen wurde, und ward nach den törichten Angriffen des Petersburger Botanikers Siegesbeck in seinem Kampf von dem Berliner Gleditsch unterstützt, der 1740 eine Consideratio epicriseos Siegesbeckianae herausgab und an der jetzt noch im Botanischen Garten zu Dahlem befindlichen Palme Chamerops humilis das Experimentum Berolinense vornahm, indem er diese weibliche Pflanze durch Bestäubung mit aus Leipzig bezogenen Pollen zur Fruchtbildung brachte. Die verdienstvollen Erforscher der Sexualität der Pflanzen ahnten freilich nicht, daß die letzten Jahrzehnte so viele Fälle von Fruchtbildung trotz mangelnder Befruchtung an den Tag bringen würden.

Auch morphologischen Fragen stand Linné keineswegs fremd gegenüber, wie seine Philosophia botanica (1751) beweist, von der selbst Sachs in seiner scharfen Kritik (mit einiger Übertreibung nach der guten Seite) sagt, daß in den 90 Jahren nachher kaum ein Lehrbuch der Botanik erschienen ist, welches in demselben Grade das jeweilig vorhandene Wissen so vollständig und so übersichtlich behandelt hätte. In einer Reihe von Vorlesungen, welche jetzt veröffentlicht werden sollen, findet sich nach Prof. Wille (Christiania) sogar die interessante auf vergleichender Beobachtung beruhende Angabe, daß Galium und andere »Stellatae« aus der Familie der Rubiaceen nicht mehrgliedrige Blattquirle besitzen, sondern zweigliedrige mit laubigen Stipeln, eine Anschauung, welche noch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ausführlich behandelt wurde. Auch ist es interessant, daß Linné, der 1751 sagte: »Steine wachsen, Pflanzen wachsen und leben, Tiere wachsen, leben und empfinden«, im Jahre 1771, nachdem er Mimosa pudica und Dionaea muscipula kennen gelernt hatte, sich dahin korrigierte: »auch gibt es einige Arten von empfindenden Pflanzen«. — Und da wollen einzelne Linné als Scholastiker bezeichnen. Oder ist es auch scholastisch, wenn Linné den Menschen Homo sapiens und den in der neueren Zoologie einer anderen Gattung zugewiesenen Schimpanse Homo troglodytes nennt?

Daß Linné auch zum natürlichen Pflanzensystem den Grund legte und schon 1751 67 natürliche Familien aufstellte, während A. de Jussieu 1789 deren 100 unterschied, ist genugsam bekannt und das glänzendste Zeugnis für seinen weiten Blick und dafür, daß er induktiver Forschung nicht fern stand.

Nicht geringer sind Linné's Verdienste um die Ökologie und Pflanzengeographie. Schon in seiner Vorrede zur Flora lapponica, in den Schriften Hortus Upsaliensis, Stationes plantarum, Flora alpina finden wir Angaben über die Bodenverhältnisse der verschiedenen Pflanzenformationen der von ihm durchstreiften Länder und über die größeren Florengebiete der Erde sowie über deren Klima. Mögen diese Angaben auch wie vieles andere, was Linné geschrieben, nach unseren jetzigen Kenntnissen erheblich zu korrigieren sein, so gebührt ihm doch das Verdienst, auch nach dieser Richtung hin Anregungen gegeben zu haben, auf denen später Willdenow, Wahlenberg, A. von Humboldt weiter bauen konnten. Ganz Außerordentliches aber hat Linné dadurch geleistet, daß er zahlreiche Schüler zu Forschungsreisen in Skandinavien und in überseeischen Ländern veranlaßte. So forschten und sammelten Kalm 1747—1751 in Nordamerika, Hasselquist 1749—1751 in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paläſtina, Syrien und Ägypten, Osbeck 1750 —1752 in China, Löfling 1751—1753 in Portugal und Spanien, 1754—1756 in den südamerikanischen Kolonien, Forskål 1761 —1764 in Ägypten und Arabien, Solander 1768—1771 auf der Weltumseglung von Josua Banks, Thunberg 1770—1779 am Kap der guten Hoffnung, in Japan und Ceylon, Sparrmann 1772 ebenfalls am Kap. Von allen diesen Reisen ſtrömte Linné ein reiches Material an Pflanzen und Samen zu, die er zuerſt benannte, beschrieb und klassifizierte.

Wenn man ferner bedenkt, daß Linné eine ausgedehnte Korrespondenz zu führen hatte, wie kaum ein anderer Gelehrter seiner Zeit, daß er seinen botanischen Garten vortrefflich verwaltete, täglich einige Stunden Vorlesungen hielt, auch in den Ferien die fremden Spezialbotaniker in Hammerby unterrichtete, an der Organisation der Universität, bei allen in sein Fach schlagenden kulturellen Aufgaben seines Landes eifrig mitwirkte, so kann man nur ſtaunen über das, was er geleiſtet hat, und es erklärlich finden, daß er nicht dazu kam, sich in viele Fragen, die sich ihm bei diesem Tagespensum aufdrängten, mehr zu vertiefen und sie ganz zu lösen. Linné hat auf dem Gebiet der Pflanzenanatomie nichts geleiſtet, wußte wenig über die Organisation der niederen Pflanzen und hat auch nicht ſtreng wissenschaftliche physiologische Experimente angeſtellt. Trotzdem schon 1671 Malpighi und Grew eine Pflanzenanatomie angebahnt hatten, machte diese im 18. Jahrhundert kaum Fortschritte, und auch in der Physiologie wurde nach den 1727 erschienenen bedeutenden Statical essays von Hales erſt nach Linné's Blütezeit neues entdeckt, vorzugsweise durch Physiker, obgleich nicht wenige Gelehrte sich auch in den Jahren 1727-1779 mit physiologischen Fragen beschäftigten.

Bei einem Manne, der so viel Hervorragendes geleiſtet und nach so vielen Richtungen hin anregend gewirkt, gerade das zu betonen, womit er sich ebensowenig erfolgreich beschäftigt hat, wie seine Zeitgenossen, iſt nicht billig. Hätte Linné sich mit zeitraubenden anatomischen Unternehmungen auch noch abgegeben, so hätte er schwerlich auf so vielen andern Gebieten bahnbrechend wirken können. Heute, wo in zahllosen guten Handbüchern und Vorlesungen die Grundzüge der Morphologie, Anatomie und Physiologie als das Abc der Botanik allgemein zugänglich sind, sind die meiſten wissenschaftlichen Syſtematiker mit diesen Disziplinen wohl vertraut und verwerten auch anatomische Merkmale bei der Klassifikation der Pflanzen. Dagegen hat es bedeutende Anatomen und Pflanzenphysiologen gegeben, welche eine äußerſt geringe Pflanzenkenntnis besaßen und damit noch prahlten. Diese mitunter unglaubliche Unkenntnis hat auch oft zu der Äußerung geführt, daß auf dem Gebiet der speziellen Pflanzenkunde und der Klassifizierung nichts mehr zu tun sei. Die letzten Jahrzehnte aber, in denen das aus zahlreichen neu erschlossenen Teilen der Erde zuſtrömende Pflanzenmaterial zu weiteren eingehenden Studien drängt, wo das Streben, in die Entwicklungsgeschichte des Pflanzenreiches einzudringen oder wenigſtens die natürlichen Verwandtschaftskreise genauer feſtzuſtellen, dazu führte, daß die Syſtematiker auch vergleichend anatomische Studien, pflanzenpalaeontologische und pflanzengeographische für ihre klassifikatorischen Arbeiten verwendeten, wo andererseits die Pflanzengeographie selbſt nach verschiedenen Richtungen hin ausgebildet wird, hat die spezielle Botanik wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen, und es iſt erfreulich zu sehen, wie in den meiſten Kulturſtaaten die Zahl der botanischen Gärten und Museen sich mehrt. Daß die Regierungen bei der Errichtung dieser Anſtalten auch damit rechnen, daß eben nur eine genaue Kenntnis der Pflanzen und ihrer Produkte dazu führen kann, immer mehr Gewinn aus der Pflanzenwelt der Heimat und der überseeischen Gebiete zu ziehen, wollen wir ihnen nicht verdenken, wenn für ausreichende Arbeitskräfte zur Bewältigung des großen aufgearbeiteten Materials gesorgt wird. Aber die Vertreter dieser auch von Linné gepflegten praktischen Richtung mögen sich ein Beispiel nehmen an seinem wissenschaftlichen Idealismus, der nicht bloß ihn selbſt zu ungewöhnlichen persönlichen Anſtrengungen anspornte, sondern auch auf seine Schüler und Landsleute begeiſternd wirkte, sie zu Opfern für wissenschaftliche Forschungsreisen veranlaßte, und bis in die Gegenwart so anregend gewirkt hat, daß die schwedische Nation, trotzdem sie in der Bevölkerungsziffer hinter andern erheblich zurückſteht, doch gerade auf dem Gebiet der Naturwissenschaften mit diesen anderen sich immer noch sehr wohl messen kann.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Entwicklung und Zukunft der Technischen Hochschulen.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Alois Riedler, Berlin-Charlottenburg.

Forderungen nach Realſtudium haben schon frühzeitig die Gelehrtenschulen bedrängt; sie wurden abgewehrt, und nur ein Teil der beschreibenden Naturwissenschaften hat Anerkennung gefunden. Deutsche Universitäten haben frühzeitig technische Bildungsrichtungen gepflegt. So wurden für Juriſten und »Kameraliſten«, als die »Manufakturen« sich zu entwickeln begannen, Vorlesungen über »Technologie« und »Maschinenkunde« gehalten, von denen die damalige Literatur Kunde gibt. Mitte des vorigen Jahrhunderts war alles wieder abgeſtorben; keine Entwicklung der wissenschaftlichen Technik knüpft sich an diese mühevollen, faſt ein Jahrhundert andauernden Arbeiten.

Im allgemeinen höheren Schulwesen haben ähnliche Beſtrebungen nach technischer Bildung von Anfang an versagt, auch gegenüber höherem Willen. Der Große Kurfürſt wollte in Tangermünde eine umfassende reale und technische Lehranſtalt schaffen mit dem umwälzenden leitenden Gedanken, Naturſtudium in physikalischen und Maschinen-Laboratorien auf dem Boden der Anschauung und Beobachtung zu lehren. Nichts wurde verwirklicht. Kurfürſt Friedrich III. beabsichtigte mit der »Akademie der Künſte« zugleich die Pflege der »mechanischen Wissenschaften«, gleichfalls ohne jeden Erfolg. Friedrich der Große, der bekanntlich auch inmitten seiner Feldzüge unausgesetzt die Förderung des Gewerbefleißes erſtrebte, hat seine »Ecole de génie et d'architecture« gegründet, die ihre Tätigkeit sofort im Königlichen Schlosse aufnehmen konnte, aber auch schon in den erſten Anfängen völlig versagte. Alles das war ein Streben nach neuen Bildungsrichtungen mit mehr geahntem, als klar erkanntem Ziel. Allen diesen zum Teil weitausschauenden Beſtrebungen war keinerlei Erfolg beschieden; sie fanden keine Mitarbeiter, keine Verwirklichung. Auch wurden nirgends Kräfte und Anregungen ausgelöſt, und nirgends wurde Anschluß an die Gelehrtenschule erreicht oder auch nur versucht.

Zwei Jahrhunderte solchen Strebens brachten bei uns und in den Nachbarländern nur einige bescheidene *Fachschulen* mit engſter Zweckbegrenzung zuſtande; einige Militärschulen; Fachschulen für technische *Staatsbeamte*, so die Berliner »Bauakademie« zur Ausbildung tüchtiger »Baubedienter«, »Land- und Wasserbaumeiſter« und »Bauhandwerker« und außerdem *montaniſtische* Fachschulen und *Gewerbeschulen*. Nur wenige dieser ganz einseitigen Fachschulen erreichten Anschluß an die aufblühenden naturwissenschaftlichen Studien. Aus diesen bescheidenen Anfängen haben sich — in den letzten Jahrzehnten unvermittelt rasch — die Technischen Hochschulen entwickelt.

Die Frage liegt nahe: Wenn jene weitausschauenden Pläne im 18. Jahrhundert verwirklicht worden wären, hätte nicht wirkliche reale Bildung frühzeitig erblühen und wertvollen Einfluß auf Deutschland ausüben können, insbesondere zu Anfang des Jahrhunderts, als nach gewaltigen politischen Erschütterungen neue Machtbildungen begannen, neue Verkehrsmittel einsetzten und die Induſtrie auch bei uns zu keimen begann? Wie wäre es geworden, wenn schon die kurbrandenburgische Flotte ein Volk gefunden hätte, dem Realbildung frühzeitig den Blick auch nach außen gelenkt hätte? Solche rückschauenden Betrachtungen haben wenig Wert. Wohl aber iſt es zweckmäßig, die Ursachen feſtzuſtellen, warum dem unzweifelhaften Drange nach realer Bildung zu rechter Zeit kein Erfolg beschieden war.

Die übliche Annahme, der Zeitpunkt sei noch nicht gekommen, die Hilfswissenschaften seien noch unentwickelt gewesen, iſt nicht ſtichhaltig. Die mathematischen Wissenschaften waren schon vor mehr als einem Jahrhundert hoch entwickelt. Der rasche Anſtieg der technischen Wissenschaften vor wenigen Jahrzehnten hat auf keinem wesentlich anderen wissenschaftlichen Boden ſtattgefunden, als er schon im 18. Jahrhundert vorbereitet war. Wo er sich als unzureichend erwies, mußten die technischen Wissenschaften doch ſtets eigene Wege gehen und völlig Neues schaffen, wie im Brücken- und Eisenbahnbau, im Maschinenwesen, in der Elektrotechnik usw.

Die Annahme, die Zeit für den schaffenden deutschen Volksgeiſt sei noch nicht gekommen

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

gewesen, ist gleichfalls hinfällig. Ihr widersprechen schon im Mittelalter in sinnfälligster Weise unerreichte Werke im deutschen Kunstgewerbe, im weltberühmten alten deutschen Bergbau, die Erfindungen im Maschinenwesen, die Ausnutzung der Wasserkräfte im Harz und in Sachsen, die Entwicklung der Industrie, die gewaltige Kraft der Hansa, das Aufblühen deutscher Schiffahrt inmitten des ärgsten politischen Tiefstandes.

Die Ursache war vielmehr: das tatsächliche Bedürfnis wurde nicht erkannt; es wurde, wie so oft in Bildungsfragen, mit einseitigen Zwecken verwechselt und daher gering geschätzt, und deshalb gab es und gibt es noch immer keine reale Bildung im wirklichen Sinne mit dem Ziele: erst die Natur, erst die umgebende Gegenwart, dann das geschichtliche Werden! Das Umgekehrte herrscht noch jetzt und ganz allein: erst die Vergangenheit und aus ihr die Gegenwart verstehen lernen, und damit herrscht auch das Studium nur aus Büchern. Es hat insbesondere an Männern gefehlt, die neuem Ziel zustreben konnten und wollten, wie auch jetzt. Dieser völlige Mangel einer Erziehungsrichtung, die den Blick auch auf die Welt und nach außen richtet, hat zur Folge gehabt, daß noch bis in unsere Generation hinein Industrie, Handel, Schiffahrt, Kolonien als englische Eigentümlichkeiten angesehen wurden. England war jedoch zur Zeit des Großen Kurfürsten von geringer Bedeutung; Holländer und Dänen waren seine Schiffsbaumeister, und die Welt und ihr Handel lagen in spanischen, portugisischen, holländischen Händen. Dann kam die siegreiche, alles umgestaltende Dampfkraft. Sie kam aus England, nachdem Papin und andere Erfinder auf deutschem Boden fruchtlos Pionierarbeit versucht hatten. So blieb bei uns das grundsätzliche Bedürfnis in der Vergangenheit verkannt und die Bemühungen einzelner führender Geister fruchtlos. Inzwischen wurde der beste Teil der Welt vergeben.

Die technischen Wissenschaften haben sich in Deutschland erst in der neuesten Zeit entwickelt, anfänglich auf dem harten, unfruchtbaren Boden der Empirie, dann mit wissenschaftlichen Mitteln, und zwar keineswegs als selbständige Folge der allgemeinen Naturwissenschaften, sondern die Fachwissenschaften haben den Naturwissenschaften fortwährend neue Aufgaben gestellt, vergeblich der Lösung geharrt und sich dann das wissenschaftliche Rüstzeug selbst schaffen müssen. In solcher Arbeit haben die technischen Wissenschaften erstaunlich rasch eine hohe Stufe erklommen, die weithin sichtbar ist durch die gewaltigen Leistungen des modernen Verkehrs- und Maschinenwesens, deren riesenhaft anwachsende Leistungen eine beredte, auch dem Nichtsachkundigen verständliche Sprache sprechen.

Diese rasche Entwicklung entsprang dem dringenden Bedürfnisse nach voller wissenschaftlicher Einsicht, auch gegenüber dem verwickelten Zusammenhange der Wirklichkeit, nach Beherrschung der Naturkräfte und Ausbildung der Werkzeuge, die jetzt im Staaten- und Völkerleben eine gewaltigere Rolle spielen als einst die Sklavenarbeit. Dann kam das Bedürfnis nach Entwicklung der Volkskraft durch die wissenschaftliche Technik mit wichtigem politischen und wirtschaftlichen Hintergrunde. Diese Bedeutung der Technik wird noch vielfach verkannt. Statt langer Auseinandersetzung genüge ein einziges Streiflicht, der wahre und bahnbrechende Ausspruch des Schöpfers unserer Marine: »Ohne deutschen Schiffbau keine deutsche Marine!« So sind auf vielen anderen Gebieten die Leistungen der wissenschaftlichen Technik unmittelbare Voraussetzung des Gedeihens des ganzen Landes. Unter dem Zwange solcher wichtigen Bedürfnisse war auch längst der Zeitpunkt zur Zusammenfassung der technischen Wissenschaften und Unterrichtsanstalten zur gemeinsamen Hochschule gekommen. In Preußen war der wichtigste und richtigste Schritt, sie vom Fachministerium loszulösen und sie samt den Schulen für gewerbliche Ausbildung dem Unterrichtsministerium zu unterstellen. Nur unter einheitlicher Leitung, gemeinsam mit den Universitäten, losgelöst von hemmenden Zweckbestimmungen und neben den nur praktische Zwecke verfolgenden Gewerbeschulen, konnten die neuen Hochschulen gedeihen. Von dieser Entscheidung an datiert die rasche sieg- und segensreiche Entwicklung und auch der enge Anschluß an die gestaltende und ausführende Praxis, die von den Hochschulen unmittelbar gefördert werden konnte, weil einseitige Zwecke nicht mehr vorlagen. Nur auf solchem Boden konnten die Hochschulen ihrer schwierigen wissenschaftlichen und praktischen Doppelaufgabe gerecht werden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am Schlusse des Jahrhunderts, inmitten ansteigender Entwicklung, haben die preußischen Hochschulen auch volle Anerkennung in der großen Welt und Gleichstellung mit den überlieferten Studienrichtungen, mit der in Amt und Würden herrschenden Intelligenz erfahren. Das technische Studium und der Ingenieurberuf wurden als gleichwertig dem gelehrten und Universitätsstudium anerkannt. Dies danken die preußischen und in der weiteren Folge alle Technischen Hochschulen deutscher Zunge dem Eintreten des deutschen Kaisers, seiner Teilnahme und Wertschätzung, seinem stets werktätigen Interesse für die schaffende Welt. Die Hundertjahrfeier der Berliner Hochschule bezeichnet diesen Wendepunkt. Durch die Verleihung des Promotionsrechtes und durch die schon vorher erfolgte Berufung von Vertretern der Hochschule in die Landesvertretung wurde diese Anerkennung und Gleichstellung feierlich ausgesprochen. So das glänzende Bild der Gegenwart. —

Die Technischen Hochschulen sollen für das Leben ausbilden, reale und wirtschaftliche Ausbildung vereinigen, nicht bloß analytisch-kritisch, sondern auch für schaffende und gestaltende Tätigkeit ausbilden. Dieses Ziel wird aber unerreichbar, wenn organisatorische Mängel zersetzend wirken. Realbildung gibt es bei uns noch immer nicht im wünschenswerten Umfange. Die Studierenden kommen an die Hochschule vielfach fremd der Wirklichkeit, blind für Beobachtung und ungedruckte Tatsachen, blind für Anschauung und Vorstellung. Das ist die herrschende Vorbildung, ganz abgesehen von ihren klaffenden mathematisch-naturwissenschaftlichen Lücken, die die sogenannten »allgemeinen« Abteilungen der Technischen Hochschulen dann mühevoll ausfüllen sollen, während andere Studierende, die wegen der üblichen Bezeichnungen »Realschule« oder »Realgymnasium« glauben, Realstudium schon genossen zu haben, oft den richtigen Anschluß an das fachwissenschaftliche Studium versäumen.

Ein anderes Lebenselement der schaffenden Technik, die volkswirtschaftliche Bildung, kommt auf solchem Boden gleichfalls nicht zur Geltung, um so weniger, als an den Technischen Hochschulen nur volkswirtschaftliches Wissen von abstrakten Vertretern geboten wird statt Anregung durch erfahrene Kräfte, die finanzielle und wirtschaftliche Tätigkeit in der schaffenden Welt aus eigener verantwortlicher Arbeit kennen gelernt haben.

So fehlt es organisatorisch an der Vorbildung und an richtiger volkswirtschaftlicher Ausbildung und selbst an jeder Gelegenheit zu allgemeiner Bildung. Somit bleibt nur noch die Wirksamkeit der Fachwissenschaften.

Gleichzeitig mit den Hochschulen sind private und staatliche Gewerbeschulen aller Art erstanden. In Preußen wurde die früher erwähnte einheitliche Zusammenfassung alles Unterrichts einschließlich des gewerblichen unter das Unterrichtsressort wieder fallen gelassen, die Gewerbeschulen wieder dem Handelsministerium überwiesen. Dieses hat unmittelbar nach dem vollen Erblühen der Technischen Hochschulen unabhängig von der Unterrichtsverwaltung auf Betreiben der Industrie die »höheren« Gewerbeschulen mit den reichsten Mitteln ausgestattet; mehrere Gewerbeschulen sind viel reicher dotiert als die gleichartigen Abteilungen an den Hochschulen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenzen.

Tokio, April 1907.

Geistiges Leben in Japan — Neue Universitäten — Ein Lehrstuhl für deutsche Sprache.

Vier Jahrzehnte sind 1908 verflossen, seit der Mikado seine Residenz von Kioto nach Yeddo verlegte und der neuen Hauptstadt den Namen Tokio gab. Von diesem Termin ab beginnt im eigentlichen Sinne die neue Aera Japans zu datieren. Welch gewaltigen Umschwung in kulturellem und geistigem Leben haben die kaum anderthalb Generationen dem Lande der aufgehenden Sonne gebracht, und mit wie fieberhaftem Eifer ist man seitdem am Werk, Land und Leute zwar nicht zu europäisieren — denn in vieler Hinsicht glaubt der zielbewußte Japaner den Söhnen des Westens sich erheblich überlegen — aber die nach ostasiatischem Urteil wertvollsten Errungenschaften der abendländischen Zivilisation dem Volkskörper einzuverleiben.

Nichts jedoch, was die jüngste unter den Weltmächten höher einschätzt als europäische Wissenschaft. Ein so stark rationalistisch angelegtes Volk wie die Japaner erkannte selbstverständlich schon früh, daß die großen, kulturellen nicht blos sondern auch politischen Erfolge der westländischen Nationen während der letzten Jahrhunderte in er-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heblichem Maße verursacht waren durch die Fortschritte der modernen Wissenschaft, der theoretischen, wie der angewandten. Nur zu natürlich daher, daß Japan sich diese europäische Wissenschaft zulegen mußte. So wurde noch im Einzugsjahre des Mikado in die neue Hauptstadt die Universtät Tokio gegründet, und in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts folgten zahlreiche junge Gelehrte aus Deutschland, England und Frankreich dem an sie ergangenen Rufe, sich ihre ersten akademischen Sporen im fernen Osten zu holen. In der Mehrzahl der Fälle war die Wahl zu loben, denn sie erfolgte wohl meist auf Grund sorgfältiger Erkundigungen bei den wirklich führenden Geistern der einzelnen Fachdisziplinen in Europa. So haben, um nur etliche geisteswissenschaftliche Namen zu nennen, der Nationalökonom Rathgen, der zur Zeit ein Ordinariat in Heidelberg bekleidet, der Philosoph Busse, ein Schüler Friedrich Paulsens, gegenwärtig Ordinarius an der Universität Halle, der Historiker Rieß, der jetzt an der Berliner Universität Neuere Geschichte lehrt, lange Jahre der hiesigen Hochschule angehört und einen Stamm von Schülern großgezogen, welcher zum Teil schon selbst wieder das Katheder erstiegen hat.

Nicht minder stark aber wie auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften macht sich das Streben, die abendländische Bildung einzuholen, im Umkreise der theoretischen und praktischen Naturwissenschaften bemerkbar. Wohl in keinem Lande außerhalb Europas und der Vereinigten Staaten ist den epochemachenden Errungenschaften der modernen Medizin, der Begründung der Bakteriologie, der experimentellen Therapie usw. von ihren ersten Anfängen an so viel Verständnis und Interesse entgegengebracht worden wie in Japan. Hochschätzbare, zu den besten Hoffnungen in der Heimat berechtigende Mediziner, wie Dönitz, Baelz und Scriba haben kein Bedenken getragen, dem Ruf nach dem unbekannten Osten Folge zu leisten und ihre Kräfte in den Dienst der neu erblühenden Zivilisation zu stellen. Die Organisationen und Institute, die sie geschaffen, sind großenteils als mustergültig von fachmännischer Seite bezeichnet worden, und sie werden die Namen ihrer Begründer dauernd mit der Kulturgeschichte Japans verknüpfen. Denn wenn man in Europa oft hört, daß nichts dem Japaner mehr fehle als das Dankbarkeitsgefühl, so ist dieser Vorwurf, zum mindesten in solcher Alsgemeinheit, durchaus unzutreffend. Wie im Juli vorigen Jahres in der hiesigen Kriegsakademie den verstorbenen General Meckel, der nicht länger als zwei Jahre hier als Lehrmeister des japanischen Offizierkorps gewirkt hat, unter den höchsten Ehrenbezeugungen für den Gefeierten ein Denkmal errichtet wurde, so sind kürzlich in unserer Universität den Medizinern Baelz und Scriba Statuen gesetzt worden, bei deren Enthüllung die ganze offizielle Welt Japans vertreten war.

Freilich dringt mehr und mehr unter den Vertretern der japanischen Gelehrtenschaft die Überzeugung durch, daß man über die Epoche der Lehrjahre hinweg sei und die genügende Reife besitze, sich auf eigene Füße su stellen. Es war deshalb nur der Ausdruck der allgemeinen Meinung hierzulande, wenn bei der eben genannten Denkmalsenthüllung der Präsident unserer Universität Arata Hamao der Überzeugung Ausdruck gab, daß die japanische Medizin heute auf derselben Höhe stehe wie die europäische. Das Bestreben, etwaige Vakanzen im Lehrkörper mit europäischen Kandidaten auszufüllen, wird bei solcher Auffassung natürlich mit jedem Jahre geringer, und wer will sagen, welcher Zeit es bedürfen wird, bis die letzte Professur hier mit einer einheimischen Kraft besetzt ist.

Aber nicht geleugnet werden kann, daß mit dem wissenschaftlichen Ehrgeiz wissenschaftlicher Eifer Hand in Hand geht. Kaum wo in der Welt wieder wird Bildung wenn nicht an sich geschätzt, so doch als Machtmittel mehr respektirt, wie in Japan. Tokio mit seinen 2 Millionen Einwohnern hat gegen 120000 Schüler und Schülerinnen, die die höheren Schulen der Reichshauptstadt besuchen, und eine ähnliche, soll man sagen Hypertrophie, ist auf dem Gebiete des Hochschulwesens bemerkbar. Die Regierung läßt zu den Universitäten und Colleges nur eine beschränkte Zahl von Zuhörern zu, dennoch beträgt z. B. die Zahl der Studierenden allein an der Universität Tokio gegen 5000. Jetzt nun geht das Gerücht, daß demnächst hier eine neue, und zwar katholische Universität mit Erlaubnis der Kaiserlichen Regierung begründet werden soll. Der Jesuiten-Orden, wird gesagt, ist der Vater des Unternehmens; er soll die Auswahl der Professoren bereits getroffen haben. Von den europäischen Nationen, heißt es, seien dabei nur Engländer und Iren berücksichtigt; doch soll auch eine Anzahl amerikanischer Jesuiten in die Kandidatenliste Aufnahme gefunden haben. Die Jesuiten erfreuen sich zurzeit der besonderen Schätzung der hiesigen Regierung, ist ihnen doch auch die Erlaubnis erteilt worden, eine neue Kirche in der Hauptstadt zu errichten. Darum lassen sich die Gerüchte über die Gründung der Universität nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Immerhin aber ist Vorsicht dieser Nachricht gegenüber geboten. Denn es wird, wie anderswo, so auch in Tokio viel Gelehrtenklatsch verbreitet.

Daß unter dem Regime des rührigen neuen Kultusministers Makino, der früher Gesandter des Mikado in Wien gewesen ist, das bisher schon äußerst lebendige Tempo im japanischen Unterrichtswesen noch beschleunigt werden wird, dürfte kaum zu bezweifeln sein. So sollen neben der hiesigen und der Hochschule in Kioto zwei neue Landesuniversitäten ins Leben gerufen werden, von denen die eine für den Norden des Landes bestimmt ist. Daneben wird von dem Plan berichtet, eine weitere Technische Hochschule in Yamagata, eine Pharmazeutenschule in Nugata, eine Landwirtschaftliche Hochschule in Kagoschima zu errichten. Und endlich ist zu melden, daß an der Universität Kioto ein Lehrstuhl für deutsche Sprache eingeführt werden soll. Auch dies ist im Augenblick nur als Gerücht zu verzeichnen. Aber mag sich auch nur ein Teil der Behauptungen, die hier kursieren, letzthin bewahrheiten: so viel läßt sich mit Sicherheit sagen, daß Japan heute im Zeichen der Bildung steht mehr als manches europäische Land.

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

6. Juli 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Der direkte internationale Handschriften-Leihverkehr.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hermann Diels,
Beständigem Secretar der Akademie der Wissenschaften, Berlin.

Motto: Liber liber ito per orbem!

Als die Internationale Association der Akademien 1899 in Wiesbaden gegründet wurde, richtete sich der Plan dieser Vereinigung statutengemäß einmal auf große, umfassende, die Kräfte einzelner Akademien übersteigende wissenschaftliche Forschungen und Unternehmungen, anderenteils auf Verständigungen über Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs von Nation zu Nation. Während von den großen wissenschaftlichen Unternehmungen, die seitdem von der Association geplant worden sind, selbstverständlich noch keine zum Abschluß gekommen ist (denn die wissenschaftlichen Gebäude müssen, wenn sie Bestand haben sollen, auf das sorgfältigste fundamentiert werden, und das verschlingt unendlich viel Zeit und Geld), ist von der zweiten Klasse der Aufgaben, die auf Verkehrserleichterungen gerichtet sind, auf der letzten Wiener Generalversammlung (28. Mai bis 3. Juni 1907) eine wichtige zum Abschluß gebracht worden: die Frage des indirekten internationalen Leihverkehrs.

Die Historiker und Philologen haben von jeher das größte Interesse daran gehabt, daß ihnen das »nutrimentum spiritus« nicht ausgehe, daß ihnen namentlich auch die handschriftlichen Schätze der auswärtigen Bibliotheken an Ort und Stelle benutzbar und mit ihrem sonstigen Material vergleichbar seien. Allein der seit lange übliche Weg durch die Kanzleien und Kuriere der auswärtigen Ämter ist so langwierig und umständlich, daß die gelehrte Arbeit dadurch stets ungebührlich gehemmt, in vielen Fällen, wo rasche Kenntnisnahme der fremden Hilfsmittel notwendig ist, geradezu vereitelt wird. Niemand hat dies mehr am eigenen Leibe erfahren als Theodor Mommsen, der in seinem langen Leben vermutlich mehr Handschriften gesehen und ausgenutzt hat als irgend einer seiner Zeitgenossen. Es traf sich daher gut, daß auf der ersten Generalversammlung der Association in Paris 1901 Mommsen zusammen mit Leopold Delisle, dem damaligen Direktor der Pariser Nationalbibliothek, als die zwei kompetentesten Sachverständigen, die Beratungen über diesen Gegenstand leiteten, deren Ergebnis am 18. April 1901 in Form einer Résolution de l'Association relative au Prêt mutuel de Manuscrits etc. von der Generalversammlung einstimmig angenommen wurde. In diesem Beschluß hieß es, daß die associierten Akademien ihren Einfluß auf ihre Regierungen dahin geltend machen sollten, daß bestimmte Bibliotheken, die dazu von den Regierungen ermächtigt würden, Drucke, Handschriften u.s.w. auf direktem Wege sich gegenseitig zusenden könnten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einige Bedingungen dieses direkten Leihverkehrs wurden vorläufig festgesetzt und am Schluß noch der Wunsch hinzugefügt, daß die Regierungen bei der Zollbehandlung Erleichterung eintreten lassen möchten.

Die Berliner Akademie, die diese Frage auf der Pariser Versammlung angeregt hatte, wurde beauftragt, vermittels ihrer vorgesetzten Behörden die diplomatischen Verhandlungen zu eröffnen, um die Regierungen der in der Assoziation vertretenen Länder zur prinzipiellen Anerkennung der Pariser Resolution zu veranlassen.

Dieser diplomatischen Aktion hat sich unser Auswärtiges Amt, veranlaßt und unterstützt durch das Preußische Kultusministerium, mit dem vollsten Verständnis für die wissenschaftliche Bedeutung dieses Plans und ohne sich durch dessen große, in und außerhalb der Sache liegenden Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, während der Jahre 1901—1906 mit Nachdruck und Eifer hingegeben. Es ist gelungen, nicht bloß die verbündeten Staaten Deutschlands, sondern auch Belgien, Dänemark, Italien, die Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Amerika für den Pariser Beschluß zu gewinnen.*) Es ist zu hoffen, daß auch die noch nicht beigetretenen Staaten (Ägypten, Frankreich, Großbritannien, Rußland und Spanien), sobald sich erst diese Bibliotheks-Assoziation in Zentraleuropa bewährt hat, allmählich nachfolgen werden.

Über die Einzelheiten der von den verschiedenen Regierungen geltend gemachten Bedenken und Vorschläge wurde in Wien eingehend in Kommissions- und Sektionssitzungen beraten. Das Ergebnis war ein »Entwurf für die Grundzüge des direkten internationalen Leihverkehrs«, der, zunächst die Frage der Archive und Archivalien bei Seite lassend, nur den Verkehr der eigentlichen Bibliotheken untereinander zu regeln unternimmt.

Es wurden folgende 10 Paragraphen angenommen:

1. Die Bibliotheken, welche von den beteiligten Regierungen je für ihr Land bezeichnet und in einer General-Liste zusammengestellt werden sollen, werden fortan Handschriften und Drucke auf direktem Wege einander ausleihen.

2. Von dem direkten Leihverkehr sind nur solche Stücke ausgenommen, deren Zurückhaltung aus triftigen Gründen (Unsicherheit des Verkehrs, unersetzlicher Wert, Größe, Form, Maße, Zustand der Erhaltung, Inhalt des Manuskripts, besonders starke Benutzung an Ort und Stelle, Statutenbestimmungen u. dgl.) geboten ist.

3. Die entliehenen Stücke dürfen nur mit Erlaubnis der verleihenden Bibliothek ausserhalb der Räume der entleihenden Bibliothek benutzt werden. Auch zu photographischen Aufnahmen und Durchpausungen ist die vorher einzuholende Erlaubnis der verleihenden Bibliothek erforderlich.

4. Die Rücksendung der entliehenen Stücke hat innerhalb der von der entleihenden Bibliothek gesetzten Leihfrist zu erfolgen.

5. Bei der Verpackung der ausgeliehenen Stücke, die am besten in Kisten geschieht, ist sowohl seitens der ausleihenden als der entleihenden Bibliothek peinlichste Sorgfalt anzuwenden. Die Hinsendung ist wie die Rücksendung, wenn möglich, zu frankieren.

6. Das ausgeliehene Stück ist vor der Hinsendung von der verleihenden, vor der Rücksendung von der entleihenden Bibliothek gegen Verlust und Beschädigung während des Transports mit einem dem vollen Wert der Sendung entsprechenden Betrage zu versichern.

7. Die entleihende Bibliothek hat der verleihenden Bibliothek auf Wunsch die Kosten der Hinsendung (Verpackungsgebühr, Porto, beziehungsweise Fracht, Versicherungsgebühr) zu erstatten. Vom Zeitpunkte der Aushändigung der Sendung an die entleihende Bibliothek bis zu ihrer Rücksendung (Aufgabe bei der Post oder Uebergabe an Spediteure etc. etc.) haftet die entleihende Bibliothek für Verlust und Beschädigung der entliehenen Stücke, einschließlich der Fälle des Zufalls und der höheren Gewalt, bis zum Betrage der Versicherungssumme. In Streitfällen entscheidet die ständige „Bibliothekskommission" der Assoziation.

8. Die Sendungen des internationalen direkten Leihverkehrs werden als solche sowohl auf der Sendung selbst als auf den Begleitpapieren mit einem vereinbarten Abzeichen kenntlich gemacht

9. Es wird vorausgesetzt, dass die aus der Benutzung der Handschriften usw. erwachsenen Publikationen der verleihenden Bibliothek zugestellt werden.

10. Photographische Aufnahmen der Handschriften in den Bibliotheken sind möglichst zu erleichtern, die Bestimmungen über Abgabe von Negativen und Kopien möglichst zu mildern.

In die durch diese Grundbestimmung vorgesehene »autonome Bibliothekskommission«, die im Auftrage der Assoziation diese An-

*) Japan, dessen Akademie erst 1907 offiziell der Assoziation beigetreten ist, konnte noch nicht befragt werden. Doch haben sich die Delegierten, Exzellenz Kikuchi und Prof. Shigeno, auf der Generalversammlung im bejahenden Sinne ausgesprochen.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelegenheit selbſtändig weiter zu führen hat, wurden folgende Gelehrte gewählt:

1. Hofrat von Karabacek (Sekretär der philos. hiſtor. Klasse der Wiener Akademie),
2. Professor de Goeje (Mitglied der Akademie von Amſterdam),
3. Professor Gollancz (Secretary of the British Academy, London),
4. Professor Heiberg (K. Videnskabernes Selskab, Kopenhagen),
5. M. Henri Omont (Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Paris),
6. Professor Guidi (Segretario della Classe di scienze mor., stor. e filol. dell' Accademia dei Lincei, Rom),
7. der Verfasser als Delegierter der Berliner Akademie.

Es iſt erfreulich, daß auch die Akademien von London und Paris sich haben bereit finden lassen, in die Bibliothekskommission einzutreten, obgleich die Regierungen der beiden Länder sich noch nicht entschlossen haben, dieser internationalen Bibliotheksgemeinschaft beizutreten. Denn so wird es sicher gelingen, durch Vermittelung der ausgezeichneten Sachverſtändigen, die sich von der Einrichtung und Verwaltung der neuen Inſtitution überzeugen können, eine Einwirkung auf die leitenden Kreise ihrer Länder in dem Sinne der neuen Ordnung auszuüben.

Die ernannte Bibliothekskommission iſt zuſtändig, im Namen der Assoziation nun die weiteren Schritte einzuleiten und der zunächſt mit der Durchführung der geplanten Reformen betrauten Berliner Akademie und der durch sie beratenen Preußischen und der Deutschen Reichsregierung mit ihrem Rat und ihrer Autorität beizuſtehen. Es bleibt der Kommission vorbehalten, andere Mitglieder der assoziierten Akademien, falls sich das Bedürfnis zeigt, zu kooptieren; ihre Wahl wird dann von der Gesamt-Assoziation zu beſtätigen sein.

Zunächſt wird sich diese Kommission mit den Grundsätzen beschäftigen müssen, nach denen die in den direkten internationalen Handschriften-Leihverkehr einzubeziehenden Bibliotheken von den Regierungen des betreffenden Landes auszuwählen sind. Es handelt sich z. B. um folgende Fragen:

1) Iſt die betr. Bibliothek zur Gegenseitigkeit bereit?

2) Sind ihre Räume gegen Einbruch und Feuersgefahr hinlänglich geschützt?

3) Besitzt die Bibliothek einen Arbeitsraum?

4) Wird sie von einem verantwortlichen Bibliothekar verwaltet?

5) Beſtehen feſte Dienſtſtunden?

6) Iſt die Bibliothek in der Lage, für etwaige Verluſte oder Beschädigungen der entliehenen Stücke Ersatz zu leiſten?

7) Unterwirft sie sich den Beſtimmungen der »Grundzüge«?

Sind diese Grundsätze feſtgeſtellt, so werden die Regierungen der Staaten, die sich zum direkten Leihverkehr bereit erklärt haben, durch Vermittelung unseres Auswärtigen Amtes gefragt werden, ob sie selbſt mit den oben abgedruckten »Grundzügen« des direkten Leihverkehrs einverſtanden und gewillt sind, die Auswahl der in ihrem Lande in Betracht kommenden größeren Bibliotheken (es werden in der Regel Staats- oder Gemeindebibliotheken sein) nach den vereinbarten Grundsätzen zu treffen.

Iſt dies geschehen, dann wird die bereits jetzt zwischen einzelnen Ländern und Bibliotheken Europas zum großen Vorteil der Wissenschaft beſtehende Praxis des direkten Leihverkehrs durch die Poſt in einem weiten Umkreis Geltung gewinnen, und diese Praxis wird schließlich die alte, schwerfällige und keineswegs vollkommen sichere durch Kabinettskuriere in der ganzen Welt verdrängen.

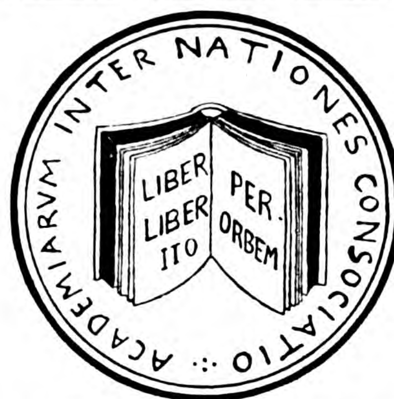
Freilich einen großen Vorteil hat die bisherige diplomatische Versendung noch vor der direkten Beförderung voraus: die Zollfreiheit. Der Kabinettskurier geht mit uneröffnetem Gepäck über die Grenze. Dadurch wird nicht nur Zeit und Mühe gespart, es wird auch eine häufige Quelle der Beschädigung, der Verwechslung und des Verluſtes verſtopft. Daher muß das Beſtreben der neuen Bibliothek-Assoziation darauf gerichtet sein, daß die Regierungen, die bis jetzt solche Büchersendungen an die Bibliotheken noch nicht von der zollamtlichen Revision befreit haben, zugeſtehen, daß die gehörig legitimierten internationalen Bücherpakete ohne Weiteres von der Zollbehörde an die entleihende Bibliothek ausgehändigt werden.

Die zuſtändigen Behörden Preußens und des Deutschen Reichs haben der Kgl. Akademie der Wissenschaften auf das entgegenkommendſte die Erfüllung dieses Wunsches in Aussicht geſtellt. Es wird zu diesem Behufe lediglich eine Deklaration der entleihen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Bibliothek verlangt werden. Doch ist, um die Durchführung dieser Zollerleichterung noch sicherer zu gestalten (entsprechend § 8 der oben abgedruckten »Grundzüge«), eine gemeinsame Marke vereinbart worden, die bei der Bestellung von der entleihenden Bibliothek an die verleihende eingesandt und von dieser als äußeres Zeichen der Konvention auf die Sendung aufgeklebt werden soll. Man hat sich in Wien auf die nebenstehende Stempelmarke geeinigt.

Schon Cicero sagt: »Liberae sunt nostrae cogitationes«, was der deutsche Volkmund in das bereits von Luther zitierte Sprichwort: »Gedanken sind zollfrei« umgewandelt hat. Es ist zu hoffen, daß der neue internationale



direkte Leihverkehr diese Zollfreiheit auch für die in Büchern festgelegten Gedanken allgemein zur Durchführung bringen wird.

Das Vatikanische Archiv.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Paul Kehr, Direktor des Preußischen Historischen Instituts in Rom.

Es ist lange nicht das größte europäische Archiv und keineswegs in allen Beziehungen das wichtigste — und dennoch kommt dem Vatikanischen Archiv kein anderes an Bedeutung gleich; kein anderes ist so besucht, und erstaunlich ist die Anziehungskraft, die es immer von neuem auf die Forschung ausübt.

Schon seine Öffnung durch Papst Leo XIII. bedeutet eine Epoche in der Geschichte der archivalischen Forschungen und damit in der Geschichtswissenschaft überhaupt. Wer will und kann seitdem sich diesem Beispiel widersetzen? Als die römische Kirche ihre seit Jahrhunderten eifersüchtig und geheimnisvoll behüteten Dokumente der öffentlichen Forschung preisgab, konnten auch die zahlreichen anderen geistlichen Archive ihre Schätze nicht mehr verschlossen halten. Vor zwanzig Jahren noch waren die Archive aller römischen Kirchen so gut wie unzugänglich, und in die Archive der Bistümer, Kapitel und Korporationen Italiens einzudringen war nicht leicht; heute sind sie nach dem Vorgange des Vatikans fast alle zugänglich. Das Beispiel Roms wirkt auf alle anderen Länder: selbst die Archive Spaniens sind nicht mehr verschlossen. Ein neuer Begriff ist unwiderstehlich in das öffentliche Leben eingedrungen: das Recht der Wissenschaft auf die Benutzung der Archive. Jedes Jahr räumte weitere Hemmnisse aus dem Wege; bereits ist man zu der doch nicht unbedenklichen Versendung der Archivalien zu wissenschaftlicher Benutzung geschritten, und für rückständig gilt das Land und die Behörde, deren Archivverwaltungen der Benutzung ihrer Archivalien bureaukratische Schwierigkeiten in den Weg legen. So gewaltig ist der Fortschritt auf diesem Gebiete und so groß die Umwälzung, daß man fragen darf, ob die Wissenschaft, ihre Lehrer und Jünger in ihren Leistungen mit diesen Erleichterungen Schritt gehalten haben. Die ältere Generation, mit ihren spärlichen Mitteln, gehemmt durch das Mistrauen der Archivverwaltungen, gelähmt durch die unendlichen Schwierigkeiten, die ihrer Arbeit sich entgegenstellten, leistete sie nicht mehr? Wie war Leopold von Ranke glücklich, als er zu den Sammlungen der Barberini, Chigi, Corsini Zutritt fand, und als etwas Unabänderliches nahm er es hin, daß ihm das Hauptarchiv, das des Vatikans verschlossen blieb: wir Jüngeren aber gehen in allen diesen Archiven ein und aus, leben und arbeiten in ihnen, als ob es nie anders gewesen sei, ohne die geringste Einschränkung und Hemmung, auf das freigebigste von Staats wegen gefördert und unterstützt — den Vergleich von einst und jetzt mag der nachdenkliche Leser selber weiterspinnen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß das Vatikanische Archiv ein archivalisches Zentrum ganz eigner Art ist, das sieht sogleich, wer den Fuß über seine Schwelle setzt. Die beiden Arbeitssäle sind nicht groß, aber sie sind meist gut besetzt, und in der Hochsaison ist es manchmal nicht leicht, einen Platz zu bekommen. Da sitzt einträchtig neben dem deutschen Professor der französische Abbé, eilen bewegliche italienische Kollegen einher, an demselben Tisch arbeitet der Vertreter der russischen Akademie neben den Sendboten aus Böhmen, Polen und Ungarn, da sieht man die Beauftragten des englischen Record Office, die Mitglieder des Preußischen Historischen Instituts, des Istituto Austriaco di studii storici, der französischen École de Rome, des Instituts der Görresgesellschaft, des belgischen und des holländischen Instituts. Dazwischen in bunter Mannigfaltigkeit die Vertreter der Kirche, Weltgeistliche und Regulare aller Observanzen und Nationen, und eine Schar von Kopisten. Ein fröhlicher Wetteifer beherrscht sie alle, und ein gemeinsames Band verbindet sie zu einer harmlosen, fast herzlichen Kollegialität. So geht das nun seit zwanzig Jahren, und so wird es voraussichtlich noch lange weitergehen. Ist es denn unerschöpflich, dieses Archiv des Vatikans? Was enthält es?

Ganz allgemein gesprochen, enthält oder sollte das Vatikanische Archiv enthalten die Quellen sowohl der Geschichte des Papsttums wie der Geschichte seiner Beziehungen zu den europäischen Nationen. Die zentrale Stellung des Papsttums spiegelt sich in seinem Archiv wieder.

Wären doch seine Urkunden besser erhalten! Unermeßliche Verluste aber hat es erlitten. Verloren oder fast ganz verloren sind seine älteren Bestände.

Das alte Archiv der Päpste, wie es das älteste und wichtigste aller mittelalterlichen Archive gewesen ist, war auch das erste in Hinsicht seiner merkwürdigen Schicksale. Es teilte alle Katastrophen des Papsttums, den normannischen Brand, die Bürgerkriege der römischen Faktionen, die Flucht der Päpste. Wie wurde die ältere Geschichte des Mittelalters Leben und Inhalt gewinnen, wenn jene Archivalien des Lateranensischen Palastes und der Turris chartularia am Palatin erhalten wären! Sie sind in Brand und Schutt versunken, und dürftig ist, was wir von ihnen aus den Auszügen und Kompilationen des Deusdedit und anderer Kanonisten wissen. Kläglich sind die Reste von hohem Altertum, die der Zufall aus jenen alten Beständen gerettet hat, die berühmte Purpururkunde Otto's des Großen von 962, das nicht minder berühmte Wormser Konkordat von 1122, das Sizilianische Konkordat von 1156. Verloren sind bis auf spärliche Trümmer die Akten der Beziehungen zwischen Rom und Byzanz, zwischen dem Papsttum und dem deutschen Kaisertum, zwischen der römischen Kirche und den großen Metropolen des Orients und des Occidents. Wir müssen uns bescheiden: die Geschichte jener Jahrhunderte ist im Zusammenhange nicht mehr zu schreiben, sie löst sich auf in eine Reihe von kritischen Problemen, die zu lösen scharfsinnige Forscher seit langem sich abmühen.

Erst seit Innocenz III. (1198) sind zusammenhängende archivalische Überlieferungen erhalten, die Register zumal und einzelne wichtige Urkunden und Aktenstücke. Sie wanderten mit dem Schatz der flüchtigen Päpste im 14. Jahrhundert nach Assisi und Perugia, dann nach Avignon.

Die Päpste sowohl der avignonesischen wie der römischen Observanz hatten ihre eigenen Archive. Das Archiv der avignonesischen Päpste blieb lange Zeit in der trotzigen Burg von Avignon verwahrt, nach und nach ist es nach Rom zurückgekommen und bildete seitdem einen eigenen Archivfonds, bis es in dem großen modernen Geheimarchiv aufging.

Aus den geretteten älteren und jüngeren Beständen bildete Papst Sixtus IV., der Begründer der Vatikanischen Bibliothek, den Kern des heutigen päpstlichen Archivs, indem er in der Bibliotheca secreta die Urkunden und Register barg, während er den kostbaren Privilegien der römischen Kirche ein sicheres Heim in der Engelsburg, dem Castello di Sant' Angelo, bereitete. Dieses Engelsburgarchiv, in dem die älteren Urkunden Platz fanden und die Archivbestandteile, die die Päpste als Zeichen ihrer Herrschaft aus den Städten des Kirchenstaats, als Ravenna, Imola, Ferrara, Comacchio, aus Anagni, aus Toscana, aus Parma und Pisa nach und nach nach Rom bringen ließen, bestand bis zur französischen Zeit unter besonderer Verwaltung, mehrfach neugeordnet und bis in das 18. Jahrhundert hinein vermehrt. So kam im Jahre 1631 auch das Archiv des Herzogtums Urbino nach seinem Heimfall an die Kurie hierher.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Franzosenzeit mit den andern päpstlichen Archiven nach Paris geschleppt, wurde das Engelsburgarchiv nach dem Sturze Napoleons I. nach Rom zurückgebracht und fand zusammen mit dem sogenannten päpstlichen Geheimarchiv ein neues Heim im Vatikan in dem den päpstlichen Gärten gegenüberliegenden langen Flügel des Vatikanischen Palastes.

Dieses andere Archiv, das Archivio segreto, ist eine Schöpfung Pauls V., der im Jahre 1611 aus den archivalischen Beständen der Bibliotheca secreta, der Guardarobba und aus anderen Materialien ein besonderes Archiv unter einem eigenen Kustoden einrichtete, das im Vatikan aufbewahrt wurde. Seine Bedeutung wuchs, seitdem es durch neue Bestände vermehrt wurde. So kamen 1616 das Archiv der päpstlichen Kammer — denn eine jede der päpstlichen Behörden führte ihre eigene Registratur —, dann in verschiedenen Absätzen die nach Rom zurückgebrachten avignonesischen Archivalien, ferner das überaus wichtige Archiv der Segretaria di stato hinzu.

Diese beiden großen päpstlichen Archive, das des Castello di Sant' Angelo und das Archivio segreto und mit ihnen die Archive der päpstlichen Behörden, wie das der Dataria mit seinen Tausenden von Registerbänden, ließ Napoleon I. nach Paris bringen in das von ihm geplante Reichsarchiv. Dort wurde es in der Eile aufgenommen, so daß wir schon vor der Öffnung des Vatikanischen Archivs durch Leo XIII. aus den Inventaren der französischen Archivare uns einen ungefähren Begriff von dem Inhalt desselben haben machen können; nach Napoleons Sturz kam es, wie bereits bemerkt, nicht ohne empfindliche Verluste nach Rom zurück. Die alte Scheidung beizuhalten, hatte nun keinen Sinn mehr; zu einem Archiv vereint, kamen alle diese Bestände in den Vatikan: seitdem kann man von dem Vatikanischen Archiv sprechen. Neue Erwerbungen gesellten sich hinzu, wie die Sammlungen Albani mit den Akten Clemens XI., Pio di Savoia, Carpegna, Bolognetti-Cenci, die Lateranregister, das Archiv der Borghese und eine Menge kleinerer Fonds. An Stelle jener historischen Bestände, deren Beibehaltung nicht mehr dem Interesse der Verwaltung und schneller Benutzung entsprach, ist jetzt eine sachliche Ordnung getreten: die Register, zuerst die des 13. Jahrhunderts, dann die avignonesischen, weiterhin die Vatikanischen und die Lateranensischen Register und die Supplikenregister; die Kameralsachen mit den Introitus et exitus, den Obligationes et Solutiones, den Collectoriae; die Nuntiaturberichte mit den Breven, den Lettere und den Miscellanea.

Damit ist der Inhalt des Vatikanischen Archivs natürlich nicht entfernt erschöpft, aber doch das bedeutendste hervorgehoben, dem seit der Öffnung des Archivs die vornehmsten Anstrengungen der Gelehrten galten.

Die Register, d. h. die Journalbücher der römischen Kanzlei, in die die Ausläufe eingetragen wurden, beginnen heute mit Innocenz III. (1198), denn was von früheren Päpsten erhalten ist, sind versprengte Trümmer. Ich vermag ihre Zahl nicht anzugeben, aber sie gehen in die Tausende. In ihnen fand der ganze Geschäftsbetrieb der Kurie seinen Niederschlag; von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kann man die zunehmende, schließlich zu einem riesenhaften Organismus anschwellende Tätigkeit der Kurie und ihrer Ämter verfolgen. In ihnen vor allem spiegeln sich die Beziehungen Roms zu den einzelnen Ländern der Christenheit. Für ihre Benutzung und ihre Verwertung aber ist bis heute noch nicht der rechte Schlüssel und die rechte Methode gefunden worden. Denn man kann diese tausend und aber tausend Bände nicht edieren, wie man andere Quellen ediert. Den einen aber interessieren nur die deutschen, den andern die belgischen, den dritten die englischen Angelegenheiten. Und so ist bisher, wenn wir absehen von den Registern des 13. Jahrhunderts, welche die französische École de Rome schlecht und recht publiziert hat und zu publizieren fortfährt, und von den Registern Clemens' V., die die römischen Benediktiner herausgegeben haben, in der Regel verfahren worden, daß ein jedes Land, manchmal auch eine einzelne Provinz oder Stadt, die sie angehenden Stücke aus den Registern exzerpieren oder abschreiben und publizieren ließ. Fragmente also, welche die Lücken und das Fehlende um so schmerzlicher vermissen ließen. Aus diesen Bedürfnissen ist der große Gedanke des Repertorium Germanicum erwachsen, dessen Ausführung aber leider nicht in die richtigen Hände kam. Wir versuchen jetzt etwas Brauchbareres und den wirklichen Verhältnissen besser Entsprechendes an seine Stelle zu setzen; aber der Weg ist weit, das Material riesig, die Mittel beschränkt, die Arbeit selbst entsetzlich

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ermüdend. Immer aber bleibt die Arbeit an den Registern und ihren verschiedenen Serien eine der vornehmsten Aufgaben nicht nur der römischen Institute, sondern der Geschichtswissenschaft überhaupt.

Glücklicher war die Hand, welche die Bearbeitung der Nuntiaturen in die Wege leitete. Einfacher ist da freilich das Material und übersichtlicher der Bestand. Vielleicht daß man über die Methode der Publikation Zweifel äußern könnte. Jedenfalls sind die Berichte der päpstlichen Nuntien aus den verschiedenen Ländern an die Kurie vorzüglich seit der Reformation und Gegenreformation eine bedeutende Quelle, manchmal sogar eine Quelle ersten Ranges. Und immer wird es eines der vorzüglichsten Verdienste des Preußischen Historischen Instituts in Rom bleiben, daß es zuerst die Publikation der Nuntiaturberichte aus Deutschland in Angriff genommen und mit seinen ersten Bänden ein Modell geschaffen hat, dem die andern Institute, mit denen es die Bearbeitung teilen mußte, gefolgt sind. Eine stattliche Zahl von Bänden liegt bereits vor, andere sind in Vorbereitung. Freilich nimmt allmählich die Bedeutung dieser Nuntiaturberichte ab; Rom hat aufgehört, der Mittelpunkt der europäischen Politik zu sein, in deren großen Krisen das Papsttum oft genug keinen Anteil mehr oder nur noch einen partiellen hat. Da wird an Stelle zusammenhängender Publikation die Bearbeitung einzelner Perioden oder einzelner Ereignisse treten müssen. Auch hierzu sind bereits die Wege geebnet. So läßt das Preußische Historische Institut die Beziehungen der englischen Stuarts zu den Päpsten, ferner die an den Namen des Febronius anknüpfende Bewegung, endlich die Beziehungen von Brandenburg-Preußen und der anderen protestantischen Stände zu Rom während des 17. und 18. Jahrhunderts bearbeiten. Unerschöpflich ist das Material, und die Sorge, daß allzubald der Stoff versiegen könnte, braucht das Gemüt des Direktors des Historischen Instituts in Rom nicht zu beschweren. Eher hat er Anlaß, sorgenvoll nach jungen Gelehrten auszuschauen, die neue Arbeiten zu übernehmen fähig wären.

Der dritte große Komplex vatikanischer Akten, der die Finanzsachen enthält, hat, wie ohne weiteres einleuchtet, für den Erforscher der Geschichte des Papsttums eine eminente Bedeutung. Die Geschichte der allgemeinen Verwaltung und der Finanzverwaltung im Besonderen ist ohne genaue Kenntnis der römischen Praxis nicht zu erforschen, und diese selbst in ihrer vielverzweigten Kompliziertheit bietet dem Forscher eine Fülle von schwierigen, aber überaus lohnenden Problemen. Die deutsche Görres-Gesellschaft und die österreichische Leo-Gesellschaft haben neben einzelnen Gelehrten sich vorzüglich dieses Arbeitsgebiet vorbehalten. Einen gewissen Zusammenhang mit ihm aber hat das von dem Preußischen Historischen Institut veranlaßte Werk von Emil Göller über die päpstliche Pönitentiarie.

Denn mit dem was man heute als Vatikanisches Archiv bezeichnet, sind die archivalischen Quellen der Papstgeschichte lange nicht erschöpft. Wie schon bemerkt, hatte und hat jede päpstliche Behörde und jede römische Kongregation ihr eigenes Archiv. Wohl liegt das noch weit in der Zukunft, aber einmal wird es doch kommen, daß, wie einst Engelsburgarchiv und Geheimarchiv zu einem Archiv verschmolzen, jene besonderen Archive mit dem Vatikanischen Archiv vereinigt werden. Ich will den Leser nicht mit der Aufzählung aller jener Sonderarchive ermüden und nur die wichtigsten nennen. Noch haben die Kongregationen der Bischöfe, des Konzils und der Riten ihre eigenen Archive. Bedeutend ist auch das Archiv der Segretaria dei brevi. Ich nenne weiter das Archiv der Dataria. Ferner das der Rota. Endlich die Archive der Propaganda und der Inquisition. Dieses Archiv des h. Offiziums ist das einzige, dessen Riegel noch kein moderner Gelehrter gehoben hat.

Es ist eigentlich nicht Angst um Preisgebung von Geheimnissen, welche das Archiv der Inquisition dem Benutzen noch heute ebenso verschließt wie vor 25 Jahren das Vatikanische Archiv — denn welche Regierung und welche Verwaltung wüßte nicht, daß die infolge der Öffnung der Archive an den Tag kommende Wahrheit niemals so schlimm ist als das verdächtige Halbdunkel? — sondern vielmehr jene schwerfällige, konservativ am Alten und Hergebrachten hangende bureaukratische Tradition der Angestellten. Nur wer die Beharrungs- und Widerstandskraft dieser Elemente kennt, vermag die Kühnheit des Entschlusses Leos XIII. recht zu würdigen, der mit der vorbehaltlosen Öffnung des Vatikanischen Archivs eine mehr als tausendjährige Tradition gebrochen hat.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Provinzialmuseen und ihre Aufgaben.

Von Wirkl. Geh. Ober Regierungsrat Dr. Wilhelm Bode,
Generaldirektor der Königl. Museen, Berlin.

Man hat mich gefragt, warum ich in meiner Denkschrift, betreffend Erweiterungs- und Neubauten bei den Königl. Museen in Berlin, nicht auch auf die Aufgaben unserer Provinzialmuseen näher eingegangen sei. Ich weiß, daß ich in jener Denkschrift über den engen Rahmen, den der Titel anzugeben scheint, hinausgegangen bin; ich mußte dies aber, weil ich das Bedürfniß neuer Bauten nur aus den erweiterten Aufgaben unserer Sammlungen heraus motivieren konnte. Auch über die Provinzialmuseen mich zu verbreiten, lag mir fern; es war auch meines Amtes nicht. Weil aber die Aufgaben der Zentralmuseen sich vielfach mit denen der Provinzialmuseen berühren, weil eine richtige Erkenntnis der Ziele jener Institute auch unseren Königlichen Museen zugute kommen wird und umgekehrt, mag es mir vergönnt sein, nach Klarlegung der Ziele unserer Berliner Sammlungen in jener Denkschrift mich hier kurz darüber auszusprechen, welche Aufgaben die Provinzialmuseen im allgemeinen haben und wie sie ihnen am richtigsten nachkommen können.

Theoretische Erörterungen über Bedeutung und Aufgaben der Museen sind, seit einigen Jahren, fast zum Überdruß gepflogen, eigene Zeitschriften der Museumkunde sind entstanden, und in Zeitschriften und Zeitungen aller Art sind auch weitesten Kreisen diese Fragen nahe gebracht worden. Freilich keineswegs immer in richtiger Weise! Auch bedarf es, um eine gesunde Museumspolitik zu treiben, der klaren Erkenntnis und Auseinandersetzung über Ziele und Grenzen der verschiedenen Museen.

Provinzialmuseen sollen in erster Linie historische Museen sein und haben als solche die Kunst- und Kulturdenkmäler ihrer Provinz zu sammeln. Innerhalb dieser Beschränkung können sie Hervorragendes leisten; wenn sie diese Aufgabe richtig erfassen und nach allen Seiten verfolgen, so haben sie sehr reiche, vielseitige und lohnende Arbeit und werden dann, selbst bei großen Mitteln, nicht leicht in die Versuchung kommen, sich andere, fernliegende Ziele zu stecken, deren Verfolgung ihr Hauptziel regelmäßig schädigen wird. Sind doch die Aufgaben sehr mannigfaltige, selbst in Provinzen, deren Kultur erst eine verhältnißmäßig junge und deren Kunstblüte nur eine kurze oder untergeordnete war. Da ist zunächst die fast überall lohnende und arbeitsreiche Aufgabe der Erforschung und Ausbeutung der prähistorischen Altertümer der Provinz. Was hier bei gründlicher wissenschaftlicher Arbeit erzielt werden kann, zeigen Provinzialsammlungen wie die in Kiel, Königsberg, Danzig und Breslau. Und wie für diese Überbleibsel ältester Volkskultur, die bei uns nur selten eine eigentlich prähistorische ist und diesen Namen daher mit wenig Recht führt, so bietet sich ein ebenso reiches Feld zum Sammeln in den Resten des Kulturlebens der Provinz im Mittelalter und der neueren Zeit. Diese provinzielle Völkerkunde wird namentlich das bäuerliche Leben, daneben aber auch die städtische Kultur ins Auge zu fassen haben, soweit letztere nicht von besonderen städtischen Museen gesammelt wird. Daß ihre Aufgabe aber auch bei solcher Beschränkung keineswegs eine unbedeutende ist, beweist — um nur ein Beispiel anzuführen — der Plan der Gründung eines Volkskundemuseums in Bremen, das allein für das niedersächsische Land um Bremen die Erwerbung und Aufstellung von fünf verschiedenen alten Bauernhöfen in Aussicht genommen hat, in denen der ganze alte Hausrat, Kostüme, Ackergerät usf., in passender Weise ihre Aufstellung finden sollen. Wollten wir in Berlin auf ähnlichem Programm ein entsprechendes Zentralmuseum für deutsche Volkskunde errichten, das doch auf möglichste Vollständigkeit aller Typen ausgehen müßte, so würden für die deutschen Gauen, einschließlich Deutschösterreichs, der deutschen Schweiz und der deutschen Enklaven in der Diaspora, allein mehrere hundert Bauerngehöfte erforderlich sein. Wie dafür das nötige Terrain, das weit größer als der Tiergarten sein müßte, und die Mittel zu beschaffen, wie darin eine Aufsicht noch möglich, wie das Interesse dafür wach zu halten wäre, namentlich bei einer so kritischen, spottlustigen Bevölkerung wie die Berliner, das würden auch die Verfechter eines solchen »Museums« schwerlich anzugeben wissen!

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einzelnen Provinzen wird neben der bäuerlichen und städtischen Kultur auch das Burgen- und Ritterwesen in das Sammlungsgebiet der Provinzialmuseen fallen müssen. Hier sollte man eine besonders typische und gut erhaltene alte Burg zur Aufstellung der Sammlungen wählen, nach dem Beispiel, das unser Kaiser in der Marienburg und Hohkönigsburg, nach anderer Richtung auch in der Saalburg gegeben hat. Wir glauben daher, daß die Grafschaft Mark, die ihre Anhänglichkeit an das Hohenzollernhaus jetzt bei der Feier des zweihundertjährigen Anfalles der Grafschaft durch Neuaufbau der Burg Altena bezeugen will, dies besser dadurch tun würde, daß sie die malerische Ruine als solche beließe und nur einige Räume zu einem solchen westfälischen Rittermuseum einrichtete und damit durch Aufstellung eines oder mehrerer alter westfälischer Gehöfte ein bäuerisches Freiluftmuseum verbände.

Ein anderes Sammelgebiet haben die Provinzialmuseen in der Kunst und dem Kunsthandwerk, die in der Provinz geblüht haben. Dabei muß nicht nur nach ästhetischer, sondern vor allem nach historischer Rücksicht verfahren werden; es muß gesammelt werden, was noch in der Provinz selbst nach der Richtung vorhanden ist, und was nach auswärts gekommen ist, muß — wo es angeht — zurückgekauft werden. Die Sammlungen in den Museen von Hamburg und Köln, sowohl die Galerien wie die Kunstgewerbesammlungen, beweisen, was sich bei richtiger Erkenntnis und energischer Durchführung dieses Zieles auch heute noch erreichen läßt. Es kann dadurch gelegentlich auch ein eminent volkswirtschaftlicher Nutzen gestiftet werden, indem alte Industrien einer Provinz wieder belebt oder in richtige Bahnen gelenkt werden.

Wenn die Provinzialmuseen ihrer Aufgabe, nach diesen Richtungen zu sammeln, richtig nachkommen sollen, so dürfen ihnen die Zentralmuseen dabei nicht hinderlich sein oder gar das Wasser abgraben, wie es bis jetzt zum Teil der Fall ist. Es wird notwendig sein, daß die prähistorischen Grabungen und Forschungen in erster Linie den Provinzen, jeder in ihrem Gebiet, überlassen werden, daß die Realien der Volkskunde innerhalb jeder Provinz ausschließlich oder vorwiegend von dieser gepflegt und gesammelt werden, und daß auch die Werke der Kunst und des Kunsthandwerks, die in der Provinz geblüht haben, vor allem in dem betreffenden Provinzialmuseum gesammelt werden. Dadurch wird jedoch nicht ausgeschlossen, daß die Zentralmuseen, die nach denselben Richtungen typische und hervorragende Stücke besitzen sollen, bei den Ausgrabungen auf Staatsgebiet in gewisser Weise beteiligt werden können und gelegentlich ganz gute Gemälde und Skulpturen wie Arbeiten des Kunsthandwerks, die Erzeugnisse provinzieller Kunst sind, erwerben, wenn sie zur Vervollständigung ihrer Sammlungen deutscher Kunst notwendig erscheinen. Da bei den Provinzialmuseen vor allem der lokalhistorische, bei den Zentralmuseen aber weit mehr der allgemeine künstlerische Gesichtspunkt maßgebend sein soll, so wird eine solche Konkurrenz selten eintreten und dann meist eine beiderseits befriedigende Lösung finden können.

Das Sammelgebiet der Provinzialmuseen, wie wir es hier umrissen haben, ist im wesentlichen ein historisches. Man würde dagegen einwenden können, daß dabei in den Provinzialstädten die ästhetische Erziehung und der künstlerische Genuß meist unberücksichtigt bleiben würden. Dem läßt sich aber in verschiedener Weise abhelfen, ganz abgesehen davon, daß manche, anscheinend unscheinbare Stücke aus der Bronze- und selbst schon aus der Steinzeit durch Material, Form und Farbe einen hohen künstlerischen Wert besitzen. Das Mittel, das man, bei uns wie in Bayern und sonst, seit einigen Jahrzehnten dafür angewendet hat, die Abgabe von Bildern und anderen Kunstwerken aus dem Vorrat der Zentralmuseen an die Provinzialmuseen, erscheint uns nicht als das angemessene, soweit diese Stücke nicht etwa der provinzialen Kunst angehören. Durch minderwertige Kunstwerke, die meist diesen Namen überhaupt nicht verdienen, kann man keinen Begriff von der hohen Kunst geben oder gar den Geschmack bilden. Es scheint uns daher richtiger, solche Gemälde, die in den großen Museen nicht zur Aufstellung geeignet sind, als dekorative Ausstattungsstücke in staatlichen Bauten aller Art zu verwenden. Die Provinzialmuseen tun viel besser, ihrem Publikum Nachbildungen der besten Art und nach den besten Kunstwerken darzubieten, wodurch es eine gute Übersicht über die Entwickelung der Kunst und zugleich künstlerischen Genuß erhält. In den modernen Reproduktionsarten:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Abgüssen, Heliogravüren und Lichtdrucken, vor allem Farbenlichtdrucken, in denen es die Lichtdruckanstalten von Frisch und von Löwy schon zu einer außerordentlichen Vollendung gebracht haben, sind jetzt die Meisterwerke der Kunst: die großen Bildwerke der Kleinplastik, Gemälde wie Handzeichnungen, Stiche und Radierungen, in reicher Fülle trefflich nachgebildet. Eine nach streng wissenschaftlichen und künstlerischen Gesichtspunkten gemachte Auswahl aus allen diesen Nachbildungen, die teils dauernd, teils wechselnd ausgestellt werden müßten, wird auf Geschmack und Kunstbildung weit günstiger einwirken als eine Sammlung mittelmäßiger Originale. Auch bietet sie eine weit bessere Grundlage für Vorträge, wie sie mit Recht zur Ausbildung des Kunstsinnes und Verständnisses mehr und mehr in den Museen selbst abgehalten werden.

Man wird mir entgegnen, daß auch die beste und vollständigste Sammlung von Nachbildungen nicht den Genuß bietet wie eine auch noch so kleine Sammlung hervorragender Originale, und daß sie daher auch auf die Bildung des Geschmackes nicht in gleichem Maße einwirken könne. Das gebe ich zu und gestehe, daß ich selbst beim Sammeln für unsere Museen stets danach verfahren habe. Es bietet sich aber auch für die meisten Provinzialmuseen Gelegenheit genug zur Erwerbung guter Originale mannigfachster Art. Verschiedene unserer Provinzialstädte sind in der angenehmen Lage, aus altem fürstlichen Besitz, durch Stiftungen usf. hervorragende Kunstsammlungen zu besitzen; ich nenne nur die Kasseler Gemäldegalerie, die Sammlung des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt, die Antikensammlungen in Trier, Köln und Bonn u. a. m. Diesen Museen erwächst daraus die Pflicht, ihre Sammlungen alter Kunst nach der einen oder anderen Richtung, je nach dem Charakter derselben, zu vervollständigen und die vorhandenen Mittel in erster Linie dafür zu verwenden.

Solche Sammlungen werden heutzutage die übrigen Provinzialmuseen freilich kaum noch zusammenbringen können; dazu fehlen ihnen nicht nur die Mittel, vor allem fehlen auch die Kunstwerke dazu: nur ein geringer Teil des Kunstbestandes ist noch nicht in festen Händen. Aber es bietet sich doch bald hier, bald dort Gelegenheit zur Erwerbung oder doch zur Vorführung von einzelnen guten Originalwerken. Die Leiter unserer Provinzialsammlungen suchen sie jetzt meist auf dem Gebiete der modernen, womöglich der modernsten Kunst. Das scheint im allgemeinen ein recht fragwürdiges Mittel zur Geschmacksbildung. Die Bewegung, in der wir mitten drinstehen, können wir erst beurteilen, wenn sie eine Strecke hinter uns liegt; das gilt vor allem auch von der Kunst. Gestern hat man für Bronzen von Meunier oder für Bilder von Thoma und Böcklin, nicht selten minderwertige oder gar bestrittene, Phantasiepreise gezahlt, heute zahlt man sie für Menzel und Feuerbach, Leibl und Liebermann, und morgen wird man sich vielleicht gar Hodler und Klimt für teures Geld streitig machen, während im Hintergrunde schon die Kritik lauert, um sie alle abzumeiern und nur den waschechten französischen Impressionismus auf den Thron zu setzen. Ebenso gefährlich scheint uns das übertriebene Poussieren der heutigen Lokalkunst, wenn dies von den Museen betrieben wird. Man wird in Leipzig Leuten wie Hans Meyer und Richard Graul später nur dankbar dafür sein, daß sie auch für anderes als den übertriebenen Klinger-Kultus Sinn gehabt haben. Und wie lange werden unsere deutschen Kunstgewerbemuseen in ihren Räumen noch die Schränke und ganzen Zimmer mit den »Schätzen« des modernsten französischen Kunsthandwerkes dulden, die sie sich auf der Pariser Weltausstellung 1900 um viele Tausende streitig machten, in einem Paroxysmus für das Ultramoderne, welcher jeden verdächtig machte, der sich damals im Louvre oder in Cluny sehen ließ! Es gibt einen Weg, wie die Museen, vor allem die Provinzialmuseen, die uns hier beschäftigen, dem Publikum die modernste Kunst in aller Mannigfaltigkeit und den besten Erzeugnissen vorführen können, ohne dabei ihre Mittel zu vergeuden und ohne für die Zukunft ihre Räume mit zweifelhaften Dingen und mit Ballast zu füllen: das geschieht durch Wanderausstellungen, an denen sich jetzt jedes, auch das kleinste Provinzial- und Lokalmuseum beteiligen kann. Durch sie werden die verschiedenartigsten Werke der modernen Kunst und des Kunsthandwerks, inländische wie ausländische, dem Publikum in regelmäßigem Wechsel vorgeführt, so daß es immer neue Anregung erhält, einen guten Überblick über die moderne Bewegung in der Kunst bekommt und imstande ist, sich ein Urteil zu bilden,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was durch wenige koſtspielige Stücke, die man ankauft, und für die das Interesse nicht sehr lange anhält, nicht geschieht.

Die Erwerbung guter alter Kunſtwerke für Provinzialsammlungen, denen gewisse Mittel zur Verfügung ſtehen, iſt auch heute keines=wegs so unmöglich, wie die Leiter dieser In=ſtitute anzunehmen scheinen. Die Straßburger Galerie hat erſt seit 1890 alte Gemälde zu sammeln begonnen; es iſt ihr gelungen, in kurzer Zeit für einige hunderttausend Mark etwa zweihundert Gemälde zusammenzu=bringen, in denen die Entwickelung der Malerei vom 14. bis 18. Jahrhundert in guten und zum Teil trefflichen Werken der maß=gebenden Künſtler, darunter auch manchen erſten Meiſtern, einigermaßen vollſtändig zur Anschauung kommt, und selbſt von der gleich=zeitigen Plaſtik wertvolle Stücke zu erwerben. Freilich bedarf es dazu der Kenntnis des Kunſt=marktes und der nötigen Sicherheit in der Be=urteilung und Wertschätzung alter Kunſtwerke.

Ein anderer Weg, auf dem unsere Pro=vinzialsammlungen gelegentlich zu guten alten Originalen gelangen können, iſt leider bei uns noch nicht so gangbar wie jenseits des Ozeans: die Schenkung oder Stiftung und die Bereicherung durch Vereinigung kunſtsinniger Gönner der Museen; aber begangen iſt dieser Weg doch auch bei uns schon und wird es immer mehr. Die Galerien des Städelschen Museums und des Wallraf=Richartz=Museums beruhen auf solchen Stiftungen und sind vielfach da=durch vermehrt worden; das Thaulow=Museum in Kiel und das Suermondt=Museum in Aachen sind so entſtanden; das Rheinische Provinzial=Museum in Bonn hat erſt kürzlich die um=fangreiche Wesendoncksche Galerie als Leih=gabe auf neunundneunzig Jahre erhalten, und kleinere Sammlungen und vereinzelte wert=volle Stücke haben die meiſten unserer Pro=vinzialmuseen durch Geschenk erhalten. Gelegentlich freilich, ohne daß es anerkannt worden wäre. Wer weiß z. B. in Stettin, wo man auch Schadows treffliche Marmorſtatue Friedrichs d. Gr. im Landschaftshause verſteckt hat, daß im dortigen Museum seit einem halben Jahrhundert ein paar der schönſten Bildnisse von Frans Hals hängen? Wünscht man, daß die Privatleute ihre Kunſtschätze der Öffentlichkeit leihweise und schließlich als Geschenk oder Legat überlassen, so muß man dies auch anerkennen, muß sich um die Sammler, die man unter den Bürgern zählt, bemühen und sie zur Pflege und Verwal=tung der Museen mit heranziehen, weit mehr, als man es bisher bei uns getan hat, zumal in unseren kunſtarmen Provinzen diesseits der Elbe. —

Iſt man sich erſt klar über die Bedürfnisse, sind die Ziele geſteckt und die Grenzen feſt=gesetzt, so wird eine Verſtändigung zwischen den Zentralmuseen und den Provinzialmuseen nicht schwer sein; sie werden sich dann gegenseitig in die Hand arbeiten ſtatt sich zu befehden.

Die Entwicklung und Zukunft der Technischen Hochschulen.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Alois Riedler, Berlin=Charlottenburg.

(Schluß.)

Die Tätigkeit dieser höheren Gewerbe=schulen iſt jetzt ausschließlich Nachahmung der Technischen Hochschulen ohne jegliche eigene Leiſtung. Alles, was an den Hochschulen gelehrt wird, wird in etwas einfacherer Form auch dort gelehrt, nur einzelne Fachgebiete ohne große induſtrielle Bedeutung sind weg=gelassen. Das Ziel aller Gewerbeschulen sollte sein, Hilfskräfte für das Gewerbe aus=zubilden; tatsächlich bilden sie nur billige Bureauarbeiter, sie versprechen die Ausbildung von »Ingenieuren«, einige auch von »Direk=toren«. Deutsche Gewerbeschulen entlassen auch »Diplom=Ingenieure«. Alle Gewerbe=schulen gehen weit über ihren ursprüng=lichen praktischen Zweck hinaus und schaffen Überfluß an Bureauarbeitern, während dort, wo ihre eigentliche Aufgabe liegt: ge=bildete Arbeiter, Werkmeiſter, Monteure usw. zu erziehen, die empfindlichſten Lücken klaffen. Von den »Werkmeiſter«= und »Ge=werbe«=Schulen, und zwar auch von den mittleren und niederen, wandern die Aus=gebildeten nicht in die Arbeitsſtätten zurück, sondern ſtreben nach den Schreib= und Zeichenſtuben, auch wenn sie dort geringere

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bezahlung erhalten. Der Schreib- oder Zeichentisch gilt ihnen für vornehmer als der Schraubstock, obwohl die Industrie Arbeiter von besserer Bildung und insbesondere Werkmeister dringend bedarf und deren Leistungen oft mit dem Vielfachen eines Ingenieurgehaltes lohnt. Da ihr die Gewerbeschulen diese Kräfte nicht liefert, muß sie die Industrie nach wie vor meist allein ausbilden.

Der Staat schreibt für jede höhere Berufsrichtung die Vorbildung vor, sein Berechtigungsstudium herrscht aller Orten; die vorgeschriebene Vorbildung und mehrere Lebensjahre zu sparen, ist dem Hochschulstudierenden unmöglich, ohne innerhalb der klassifizierten Ordnung alles Ansehen zu verlieren, sachlich und sozial herabzusteigen. Das Reifezeugnis ist ja der Grundpfeiler alles Ansehens und der Vorrechte, und wegen der Vorrechte kommt keine andere Bildungsrichtung zur Geltung. Auf allen Gebieten des gelehrten Studiums sind die Konsequenzen des Berechtigungsstudiums streng gezogen und Monopole geschaffen, selbst gesetzlich festgelegt, so für Juristen und Lehrer, für letztere sogar sich bis auf den Privatunterricht erstreckend. Auf dem Gebiete des Ingenieurstudiums ist dagegen nicht nur die Berufsbezeichnung vogelfrei, sondern der Staat selbst organisiert mit den reichsten Mitteln gleichen Unterricht bei gleichen Rechten, aber ganz ungleichen Forderungen an die Vorbildung.

Dazu kommt, daß der moderne industrielle Großbetrieb mit seiner weitgehenden Arbeitsteilung der Verwendung billiger, nach allgemeiner Bildung und wissenschaftlich nicht vollwertiger Mitarbeiter entgegenkommt. Der Anfänger, auch der wissenschaftlich gebildete, wird stets auf ein ganz kleines Blatt des großen Baums gesetzt und lernt vom übrigen möglichst wenig kennen. Dabei will der Großbetrieb auch an den Gehältern sparen und bevorzugt Gewerbeschüler, weil diese meist über den gezogenen engen Kreis nicht hinausstreben.

Welcher Ausnahmezustand im klassischen Lande des Berechtigungsstudiums hier von Staats wegen geschaffen worden ist, kann, abgesehen vom eben erwähnten Zusammenhang mit der Industrie, am grellsten aus Parallelen mit den alten Studienrichtungen ersehen werden. Man nehme z. B. an:

Das Justizministerium errichte im Interesse billiger Rechtspflege »Gerichtsschreiberschulen«, ebenso oder besser dotiert als die juridischen Fakultäten der Universitäten, und lasse dort dasselbe wie an den Universitäten lehren, mit etwas mehr Drill und weniger Wissenschaft, was für Minderbegabte und »vorgebildete für den unmittelbaren praktischen Anfang erfahrungsgemäß gar nicht unvorteilhaft ist. Diese Schüler erhalten dann gleichen Titel und gleiche Berechtigung außerhalb des eigentlichen Staatsdienstes wie die an den Universitäten herangebildeten Juristen.

Oder das Ministerium des Innern organisiere zur Verbilligung ärztlicher Hilfe Schulen für »Heilgehilfen«, mit denselben oder besseren Hilfsmitteln und Kliniken ausgestattet wie die Universitäten, und den Schülern, deren Vorbildung eine geringere ist, werde dann dasselbe Arbeitsfeld eingeräumt wie den Universitätsgebildeten.

Oder es würden, ohne daß Unterrichtsministerium oder Universitäten auch nur befragt werden, »Lehrerschulen« errichtet mit dem gleichen Unterricht wie der jetzt organisierte, und die darin ausgebildeten Lehrer könnten ohne Reifezeugnis, mit kürzerer und billigerer Vorbildung, Lehrertätigkeit an allen nichtstaatlichen Schulen frei ausüben.

Diese Gegenüberstellungen erhellen die Zustände genügend. Da keine Aussicht vorhanden ist, daß diese Zustände rasch abgeändert werden, ist nüchtern zu erwägen, wie sich die zukünftigen Verhältnisse ohne Beseitigung der Hindernisse gestalten werden.

Die höheren Gewerbeschulen sind unhaltbare Zwitterdinge, sie müssen entweder aufwärts oder abwärts steigen. Aufwärts können sie denselben Weg gehen, den eine von ihnen bereits eingeschlagen hat, als Aufnahmebedingung die Primareife zu fordern und die praktische Arbeitszeit herabzusetzen. Dann sind sie genau auf dem gleichen Standpunkt, wo die Technischen Hochschulen vor 6 Jahren waren, ehe ihre Aufnahme- und Prüfungsvorschriften abgeändert wurden. Dann sind die Gewerbeschulen vollständig das, was die Technischen Hochschulen um 1900 überwiegend waren: die Bildungsstätten der Industrie. Nach abwärts müssen sie bis auf die niedrige Stufe der privaten disziplinlosen »Techniken« gelangen. Dann wird wahrscheinlich nur Volksschulbildung gefordert

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und eine »Vorschule« als Drillanstalt vorgeschaltet. Aber auch dann sind nach wie vor die »höheren« Schulen nur auf dem Papier bestimmt, »mittlere« Arbeitskräfte auszubilden, und die »mittleren« Schulen »niedere«. In Wirklichkeit bilden sie alle »Ingenieure«, nicht Kräfte für die Werkstätte sondern für die Zeichenstuben.

Auf diesen Weg nach abwärts wird die von der Induſtrie eifrig betriebene Schaffung neuer Gewerbeschulen unter Herabsetzung der Vorbildung führen. Es mag auffallen, daß schon der Wert der beiden Primaklassen von der Industrie so gering eingeschätzt wird. Der Verein deutscher Ingenieure hat zwar wiederholt erklärt, daß er für Ingenieure dieselbe Allgemeinbildung für notwendig erachte, wie sie Ärzte und Juriſten verlangen; tatsächlich aber besitzt die Mehrzahl seiner Mitglieder diese beſtimmte Ausbildung nicht. Auch Marine und Heer fordern für ihre Offiziere die Errungenschaften dieser beiden Jahre nicht. Noch viel weniger fragt die Induſtrie danach.

Jeder Entwicklung der Gewerbeschulen gegenüber werden die Technischen Hochschulen ihren Unterricht auf noch größere Höhe bringen. Große wissenschaftliche Überlegenheit der Hochschüler auch ungewöhnlich begabten Gewerbeschülern gegenüber, iſt ohne Schwierigkeit erreichbar. Gleichzeitig praktische Überlegenheit dagegen wäre nur möglich für eine Auswahl Begabter, die hohe Anschauungs- und Vorſtellungskraft mitbringen, denen diese Geiſtesfähigkeiten trotz voller Schulbildung nicht verkümmert worden sind. Aber selbſt für diese Minderheit würde neben den billigen Gewerbeschülern in der Induſtrie genügender Wirkungskreis nicht zu finden sein, außer die Technischen Hochschulen werden Auslandshochschulen in dem Sinne, daß viele der beſten deutschen Ingenieure künftig ihr Arbeitsfeld im Auslande suchen, wo ihre vereinigte wissenschaftliche und praktische Ausbildung hochgeschätzt wird, wo sie als wertvolles Kapital immer willkommen sind, wenn sie nur von Anfang an beweisen, daß ihr Aufenthalt im Lande nicht vorübergehendem Studium dienen soll, sondern ein dauernder iſt, oder Auslandsschulen in dem Sinne, daß die deutschen Technischen Hochschulen viel mehr als bisher von Ausländern besucht werden.

Die Zukunft iſt dann: die Technischen Hochschulen widmen sich keinen Sonderzwecken, auch nicht der Ausbildung für die Induſtrie, die ja die Gewerbeschulen übernehmen können, ihr Ziel wird nur umfassende allgemeine und fachwissenschaftliche Bildung. Höchſt verlockend für alle Dozenten, die meiſt grundsätzlich nicht, und für alle wissenschaftsbegeiſterten Studierenden, die vorläufig noch nicht an die rauhe Wirklichkeit denken! Dann sind sie Elite-Hochschulen, nicht zugänglich dem Durchschnitt. Dieser Entwicklungsweg ist auch der verlockendste, weil die Fachwissenschaften eine unerschöpfliche Fundgrube für wichtige wissenschaftliche Fragen bilden. Die notwendigen Folgen aber sind: Die Hochschulen werden dann aufhören, in erſter Linie für die schaffende, geſtaltende Welt auszubilden, sie werden ihre Studierenden nur mit dem wissenschaftlichen Rüſtzeug ausrüſten, ihnen weitausschauende Gesichtspunkte eröffnen. Jeder Unterschied gegenüber dem wissenschaftlichen Betriebe an den Universitäten fällt weg, und nur der bleibt: daß die an Technischen Hochschulen Ausgebildeten in der Welt keine Monopoltätigkeit vorfinden, und daß die Praxis nur sehr wenige so geschulte wissenschaftliche Kräfte verwenden kann. Die Mehrheit wäre getäuscht, die Enterbten inmitten des herrschenden Berechtigungsſtudiums. Für die Hochschule wäre das neue Ziel die Befreiung von der bisher allerschwerſten Laſt, gänzlich ungeeignet Vorgebildeten, Vorſtellungs- und Anschauungsblinden Verſtändnis des schaffenden, geſtaltenden Lebens beizubringen. Die wissenschaftliche Vertiefung wird hierbei sehr gewinnen und nach herrschender Auffassung auch das Ansehen der Hochschulen. Der Übergang zur neuen Richtung wird sich mühelos und ganz unbemerkt vollziehen. Der Ingenieurſtand wird an Ansehen viel verlieren, seine Mehrheit fortan zu den Gewerbeschülern gehören.

Ein anderer Weg wäre: Die Technischen Hochschulen kehren zu ihrem einſtigen Ursprung zurück und werden wieder bloße Staatsbeamtenschulen, reine Berechtigungsschulen, was mehrere technische Bildungsanſtalten im Auslande, u. a. die französischen, ſtets geblieben sind. Dann iſt das ungeheure und zugleich schwierige Arbeitsfeld für freies Schaffen und die Ausbildung für die wirtschaftliche Welt zu verlassen, und die technischen Staatsbetriebe werden maßgebend, innerhalb deren aber der Ingenieur, wenn er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich nicht selbst schaden will, in erster Linie Verwaltungsbeamter sein muß. Der Weg ist gangbar und schließt hohe wissenschaftliche Bestrebungen und Leistungen keineswegs aus. Er ist um so mehr gangbar, als einzelne Zweige der Technik von Staatsmonopolen ganz oder stark beeinflußt sind, wie Wasserbau, Eisenbahnwesen, Schiffbau und andere Gebiete, die des innigsten Zusammenhanges mit den Staatsbetrieben nicht entbehren können. Auch sehen Viele, wie die Architekten, trotz ihrer freien Kunst im Staatsbeamtentitel ein Mittel ihres Fortkommens. Nur im Maschinenwesen ist der staatliche Einfluß gering, in der chemischen Industrie fehlt er fast ganz. Der Uebergang auf diesen Weg würde sich gleichfalls ohne Schwierigkeit vollziehen. Die Ausbildung für das schaffende Leben würde damit aber aufgegeben werden. Die Vorschriften der technischen Staatsbetriebe werden dann zum Regulator, der Beamtentitel dringt wieder in Kreise, wo er nicht hingehört. Der Staat kann nur eine verschwindende Minderheit von Ingenieuren selbst anstellen; die Mehrheit, für das schaffende Leben nicht geschult, kann nach einem langen, mühevollen und kostspieligen Studium neben den anspruchslosen Gewerbeschülern keine Tätigkeit finden; dann kommt wieder das Streben der staatlich geprüften unproduktiven Kräfte nach »Aufsicht« in der Industrie, nach bevorrechtigter Herrschaft.

Ein anderer Weg wäre noch der, die Gewerbeschulen wieder dem Unterrichtsressort zu unterstellen, ihr Tätigkeitsfeld wieder auf den ursprünglichen rein praktischen Zweck zurückzuführen und die Berufsbezeichnung »Ingenieur« mindestens so zu schützen wie die des Arztes. Dieser Weg ist möglich und der einzig richtige, um den drohenden Niedergang der produktiven Erziehung aufzuhalten. Daß dieser Weg eingeschlagen wird, ist aber leider nicht wahrscheinlich.

In allen andern Fällen bedeutet die Zukunft: Rückgang der Ausbildung für die Welt, der gestaltenden Bildung, des wirtschaftlichen Denkens und des selbsttätigen Schaffens. Sie bedeutet außerdem Verminderung der Entwicklungsmöglichkeit für die Talente der schaffenden Welt. Hoher wissenschaftlicher Stand ist allerdings erreichbar, aber wissenschaftliche Beherrschung allein reicht für die Technik nicht aus, die mit wissenschaftlichen Mitteln für wirtschaftliche Zwecke zu gestalten hat. In allen Fällen bedeutet daher die Zukunft das Überwiegen der theoretischen Spekulation, der analytisch-kritischen Schulung. Dies ist ja schließlich notwendige Folge der bei uns herrschenden planmäßigen Erziehung zur Kritik, des herrschenden Unterrichtssystems überhaupt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New-York.

Mai 1907.

Dr. Cahills Telharmonium.

Amerika gilt in der ganzen Welt als das Land der Erfindungen par excellence. Und so lange wir Geister wie Edison unser eigen nennen dürfen, wird dieser Ruhm uns nicht geschmälert werden können. Jeder Tag fast verkündet hier neue, »epochemachende« Fortschritte der Technik. Aber, wenn auch manche von ihnen, kaum daß sie an die Öffentlichkeit getreten sind, wie Seifenblasen wieder dahinschwinden: von Zeit zu Zeit taucht aus der Fülle der Neuerscheinungen doch eine Leistung herauf, deren bahnbrechende Bedeutung auch dem Unerfahrensten in die Augen springt.

Eine solche Geistestat ist ohne Frage das von unserem Landsmann Dr. Thaddäus Cahill erfundene »Telharmonium«, oder wie er es auch nennt, »Dynamophon«. Die neue Erfindung geht darauf aus, in einer großen elektrischen Zentralstation von Künstlern Musik erzeugen zu lassen, die jedem Interessenten durchs Telephon ins Haus geliefert werden kann, wie das vor 20 Jahren Bellamy in seinem phantastisch-sozialen Roman »Ein Rückblick aus dem Jahre 2000« prophezeit hatte.

Demselben Zweck der Popularisierung der Musik dient auch das Grammophon, welches nur der Schallplatte bedarf, die ihrerseits in großer Anzahl nach einer direkten Künstleraufnahme herstellbar ist. Werden für die Aufnahmen erster Künstler von Seiten der Grammophon-Gesellschaften auch enorme Summen bezahlt, so lassen sich doch diese Kosten durch die vielen Reproduktionen, die unbeschadet ihrer Qualität angefertigt werden können, auf viele Interessenten verteilen. Gar mancher kann dadurch auch Künstler hören, dem solcher Genuß sonst unmöglich gewesen wäre. Dabei ist die Wiedergabe heute bereits zu so hoher Vollkommenheit gediehen, daß die Klangfarbe des Organs fast garnicht verändert wird. Gerade gegenwärtig ist in Deutschland von der Deutschen Grammophon-Gesellschaft ein Starktonapparat, das sogenannte »Auxetophon« konstruirt worden, mit dem unlängst in »The Royal Albert Hall« in London vor 9000 Personen (übrigens, wie die deutschen Zeitungen melden, auch in der Philharmonie und im Mozartsaal zu Berlin) mit außerordentlich großen Erfolgen

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Konzerte gegeben wurden. Hierbei ist es nicht mehr eine dünne Glimmermembran, wie beim alten Phonographen Edisons, die zwangsweise dieselben Schwingungen ausführen muß wie sie die Schalldose des Aufnahmeapparates in das dauerhafte Material der Schallplatten eingeritzt hat, sondern ein Ventil, das nach den akustischen Gesetzen mehr oder weniger geöffnet wird und Preßluft passieren läßt. Der wechselnde Druck teilt sich in Verdichtungen und Verdünnungen der Schallwellen der Luft mit, und gibt so die Aufnahme sehr laut wieder, welche auf mechanischem Wege in Wellenschrift auf der Platte aufbewahrt war. Das Wunderbare dieser Art Apparate ist, daß sie die Klangfarbe der einzelnen Instrumente ebenso wie die der menschlichen Stimme exakt wiederzugeben vermögen. Andere Apparate, die auch geeignet erscheinen, zur Popularisirung der Musik beizutragen, sind die Klavierspielapparate nach Art der Phonola und dgl., die die technische Fertigkeit des Spieles durch eine mechanische Anordnung übernehmen, dem Genießenden aber die volle Betätigung seiner eigenen Individualität gestatten. Diese Apparate setzen demnach ein gewisses Maß an eigenem Können voraus, wenn sie nicht eine besondere Verballhornung der Musik zur Folge haben sollen. Von musikalisch korrekt Empfindenden betätigt, stellen sie jedoch, wie Vergleichskonzerte mit künstlerischem Freihandspiel bezeugten, eine weitere, wenn auch kostspielige Möglichkeit dar, dem Unbegabten gute Hausmusik zn verschaffen.

In anderer Weise, nämlich durch eine Kombination von ästhetischer Akustik mit Elektrotechnik, hat Dr. Cahill die Aufgabe gelöst, künstlerische Musik zum Gemeingut aller werden zu lassen. Die elektrischen Wechselströme haben neben vielen anderen Eigenschaften auch die, unter Umständen hörbar zu werden. Unsere Dynamomaschinen erzeugen stets Ströme wellenförmigen Charakters, die für gewisse Zwecke erst durch besondere Maßnahmen zu kontinuierlichen Strömen umgewandelt werden müssen. Ohne diese Umformung zeigt der Wechselstrom ein Anwachsen vom Nullwert zu einem Höchstwert nach einer Stromrichtung, also Fluß durch einen Leiter in einem bestimmten Sinne, dann wieder Abnahme bis zum völligen Verlöschen (Wellenberg), sodann Umkehr der Stromrichtung und Anschwellen im entgegengesetzten Sinne zu einem negativen Maximalwerte und abermalige Abnahme zum Nullwert (Wellental). Der Wechselstrom ist dann wieder auf demselben Stand angelangt, von dem er ausgegangen war. Inzwischen ist aber eine gewisse Zeit vergangen. Fließt ein Wechselstrom durch die Windungen eines Elektromagneten, also eines magnetischen Eisenkerns, der von vielen Drahtwicklungen umgeben ist, so wird er in der Zeit, die zur Erledigung einer solchen Wellenlinie nötig ist (der »Periode«), zweimal magnetisch; jeder Pol ist jedoch das eine Mal ein Nordpol, und das andere Mal ein Südpol geworden: die Richtung der magnetischen Kraft hängt nämlich von der Stromrichtung ab. Befindet sich nun im Anziehungsbereiche des Elektromagneten eine Eisenmembran, die nur an ihrem Umfang eingespannt ist, im übrigen aber, gleich dem Trommelfell einer Pauke, frei schwingen kann, so wird sie während einer Periode zweimal angezogen werden und ebenso oft wieder in ihre Ruhelage zurückkehren. Und zwar ist es, wenn sie aus magnetisch indifferentem, weichem Eisen besteht, für sie gleichgültig, ob der ihr zugekehrte Pol Nord- oder Südmagnetismus besitzt, sie wird nur umso stärker angezogen, je kräftiger der Pol ist. Bei den Schwingungen, die die Eisenmembran ausführt, muß sie die umgebende Luft verschieben, d. h. ebenfalls in Schwingungen versetzen, die wir dann unter Umständen als Schallschwingungen wahrnehmen können.

Bis zu diesem Punkte liegt in der Erfindung Dr. Cahills nichts Neues gegenüber dem Telephon vor, in welchem, wie bekannt, ein Elektromagnet eine dünne Eisenplatte dann in Schwingungen versetzt, wenn ihn die Schwankungen eines Mikrophonstromes passieren. Die Akustik lehrt nun aber nicht nur, daß jeder Ton seine bestimmte Höhe, d. i. Schwingungszahl, besitzt, d. h. Luftschwingungen von ebensovielen Wellenbergen und -tälern pro Sekunde ausführt, sondern, daß sich auch Töne von derselben Höhe noch durch die bestimmte Klangfarbe unterscheiden, die jedem Tonerzeuger eigen ist. Ein Sänger, ein Flügelhorn, ein Klavier und eine Geige können ein und denselben Ton hervorbringen, z. B. das eingestrichene a, bei dem 435 Schwingungen pro Sekunde ausgeführt werden. Trotzdem kann man nicht behaupten, daß der Klang in allen Fällen der Gleiche ist. Das rührt daher, daß neben der Grundschwingung (435) noch sogenannte Oberschwingungen (Obertöne) auftreten, die das Vielfache der Grundschwingung sind, also zwei-, drei-, viermal so viele Schwingungen ausführen, und deren Töne sich jener überlagern und ihr die besondere Klangfarbe verleihen. Die Kenntnis dieser Gesetze verdanken wir bekanntlich Helmholtz. Die einzelnen Instrumente geben nun durchaus nicht alle dieselben Obertöne, deren Stärke außerdem noch in jedem einzelnen Fall verschieden ist. Der weiche Klang der Flöte z. B. kommt vom fast völligen Mangel, der scharfe Klang der Violine von der Fülle an Obertönen, die andererseits beim Klange der Becken in besonderer Höhe und Stärke auftreten. Die Vokale der menschlichen Sprache, die für eine gewisse Stimmlage, insofern nur gesprochen wird, derselben Tonhöhe angehören, unterscheiden sich hauptsächlich nur durch die beigemischten Obertöne, welche dem »a« den sanften Wellencharakter vollständig rauben und sich beim »i« in Form einer schwachen Wellenlinie mit vielen Bergen und Tälern in die Gestalt der eigentlichen Welle legen. Bereits Helmholtz hat durch mehrere Stimmgabeln Grund- und Obertonmischungen hergestellt, und so künstlich Klangfarben bekommen, die sogar menschlichen Vokalen sehr nahe kamen; er ist jedoch über wissenschaftliche Experimente nicht hinausgegangen.

Dr. Cahill nun hat diesen Gedanken weiter verfolgt und über 100 kleine Dynamomaschinen aufgestellt, von denen jede einen Wechselstrom von anderer Periodenzahl, oder akustisch gesprochen, Tonhöhe gibt. Mittels einer Klaviatur kann er durch den beschriebenen Elektromagneten einen Wechselstrom beliebiger Frequenz schicken, der die Membrane in die entsprechenden Schwingungen versetzt und den dazugehörigen Ton gibt. Er kann aber gleichzeitig auch beliebige

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oberschwingungen hineinmischen, indem er die gewünschte Schwingungszahl einem zweiten, dritten usw. elektrischen Magneten zuführt, d. h. diesen mitschwingen läßt. Ferner aber beherrscht er auch die Lautstärken und ihr An- und Abschwellen in beliebigem Grade. Dadurch ist es ihm gelungen, nicht nur, wie bei einem Klavier, alle möglichen Töne vom tiefsten bis zum höchsten zn erzeugen, sondern auch durch entsprechende Mischung der Schwingungszahlen die Klangfarbe eines jeden Instrumentes hervorzubringen, ja ein ganzes Orchester zu ersetzen. Freilich, die Imitation der Streichinstrumente, sowie die der menschlichen Sprache hat Dr. Cahill bis jetzt noch nicht erreicht. Dies liegt aber nur daran, daß er noch nicht genügend viele Dynamomaschinen aufgestellt hat, mit andern Worten, daß er noch nicht alle erforderlichen Frequenzen, namentlich die hohen, erzeugen kann. Mehr als sieben Obertöne vermag er gegenwärtig noch nicht mit dem Grundton zu kombinieren. Hat er aber seinen Apparat erst dahin vervollkommnet, daß ihm gar keine Frequenzen mehr fehlen — und er hofft dies bei der doppelten Anzahl wie gegenwärtig zu erreichen — dann wird Dr. Cahill auch die menschliche Sprache reproduzieren können.

Der Apparat des Dr. Cahill gestattet aber auch die Musik, die ein oder mehrere Künstler dem elektrischen Apparat entlocken, beliebig weit und an beliebig viele Hörer zu leiten, wozu man wie beim Telephon nur dünner Leitungsdrähte bedarf. Die »New York Electric Music Company«, welche die wirtschaftliche Nutzbarmachung der Erfindung bezweckt, hat denn auch am hiesigen Broadway in der »Telharmonic Hall« bereits ihre erste Zentralstation errichtet. Es befindet sich dort außer der maschinellen Anlage auch ein Vortragssaal für diese auf elektrischem Wege erzeugte Musik, die den Klang der Instrumentalmusik erreicht, ohne der Instrumente zu bedürfen. Im Vortragssaale sieht man außer den Stuhlreihen, sowie mehreren großen Blumen- und Vasengruppen, welche die den Elektromagneten aufgesetzten Schalltrichter verdecken, auf einem niedrigen Podium die sechsfache Klaviatur des Telharmoniums, das durch zahllose Drähte mit der Maschinenanlage verbunden ist. Die zwei Musiker, die wie an einer Orgel vor dem Apparat Platz nehmen, lassen Orchesterstücke und Märsche ertönen, aus deren Melodie man die einzelnen Instrumente deutlich heraushören kann, und zwar werden zur Zeit die Blasinstrumente, wie Flöte, Klarinette, Oboe und Waldhorn am besten wiedergegeben. Als besonders günstig stellt sich dabei heraus, daß Tonschwankungen vollständig ausgeschlossen sind. Interessant ist ferner, daß, wenn es Dr. Cahill erst gelungen sein wird, doppelt so viele Töne zu vermischen wie jetzt, er möglicherweise ganz neue Klangfarben entdecken wird, wie sie zur Zeit keines unser bekannten Instrumente gibt, die aber Orchestralkonzerten neue Reize verleihen können.

So wird es in der Tat in Zukunft leicht sein, an den an »Telharmonie Hall« angeschlossenen Orten z. B. auch in seinem eigenen Heim, für verhältnismäßig geringes Entgelt guter Musik lauschen zu können. Es ist eine unendliche Perspektive, die sich der Popularisirung der Musik hierdurch eröffnet. Freilich, das Eine soll zuletzt nicht vergessen werden: diese Maschinenmusik, auch wenn sie noch so genau die Originalinstrumente zu kopieren vermag, wird doch nie so sehr den Stempel der Individualität tragen wie ein von vielen Künstlern ausgeführtes Konzert, schon aus dem einen Grunde, weil die telharmionschen Künstler mit ihrer später wohl fast zwölffachen Klaviatur sicherlich dauernd technisch hart zu kämpfen haben werden.

Mitteilungen.

Wie der Cambridger Gelehrte Professor J. G. Fraser mitteilt, wird Professor Boni aus Rom demnächst in Cambridge Vorträge über seine jüngsten Ausgrabungen halten. Man hofft, daß sein dortiger Aufenthalt dazu führen wird, die Differenzen, die zwischen ihm und Professor Waldstein in bezug auf die geplante große Ausgrabung von Herculanum bestehen (vgl. die Korrespondenz aus Rom in Nr. 2, Sp. 71/72 der »I. W.«), auszugleichen. Auf den Wunsch der beiden Gelehrten wird der geologische Sachverständige T. Mac Kenny Hughes an diesen Konferenzen teilnehmen. Die endgültige Entscheidung über die Ausgrabung liegt dann, falls diese Cambridger Zusammenkunft zum Ziele führt, bei der italienischen Regierung.

*

Nach einer Statistik des französischen Unterrichtsministeriums haben in dem abgelaufenen W.-S. 1906/7 die französischen Universitäten und Hochschulen 38197 Studierende beiderlei Geschlechts gezählt und zwar: 35638 männliche (33399 Franzosen und 2239 Ausländer) und 2559 weibliche (1364 Französinnen und 1195 Ausländerinnen). Von diesen haben studiert Rechtswissenschaft 15551 (124 Frauen), Medizin 8297 (796 Frauen), Pharmazie 2290 (66 Frauen), Literatur 5710 (1105 Frauen), Naturwissenschaften, Philosophie usw. 6349 (468 Frauen). Die Pariser Universität allein zählte 15789 Studenten: 7032 Juristen, 3369 Mediziner, 2413 Literatur-Studierende. 2022 Naturwissenschaftler und 953 Pharmazeuten. Es folgen Lyon mit 2783, Toulouse mit 2675, Bordeaux mit 2496, Nancy mit 1841, Montpellier mit 1752, Lille mit 1560, Rennes mit 1498, Aix-Marseille mit 1269, Dijon mit 966, Poitiers mit 962, Grenoble mit 896, Caen mit 814, Besançon mit 325, Clermont mit 281 Studierenden.

*

Durch ein Versehen des Autors ist in dem Artikel von Professor Bier über Lister in Nr. 5 die Veröffentlichung der deutschen Übersetzung des grundlegenden Listerschen Aufsatzes in der Münch. Med. Wochenschrift in das Jahr 1897 (statt 1907) verlegt worden; durch ein Versehen der Redaktion ist in dem Schlußabsatz des Artikels von Professor Schmoller über Ad. Smith in Nr. 12 der folgende Satz weggefallen: »Konnte doch deshalb der beste Kenner der nationalökonomischen Literatur jener Zeit das harte Urteil aussprechen: es sei wohl selten eine Wissenschaft durch einen einzigen Mann so geschädigt worden, wie durch Ricardo.«

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

13. Juli 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Geist und Form der mittelalterlichen Philosophie.

Von Professor Dr. Clemens Baeumker, Straßburg i. E.

Die Philosophie des Mittelalters geht einen langsameren Gang, als ihn die politische und die Kulturgeschichte der Neuzeit aufweisen. Darum sind der mittelalterlichen Philosophie auch solch schnelle und tiefgreifende Wechsel fremd, wie sie in der neueren Philosophie aus dem Humanismus, aus der Entwicklung der mathematischen und der exakten Wissenschaften, aus den Ideen der Aufklärung oder denen der romantischen Zeit in rascher Folge erwachsen. Leicht sieht daher der ferner ſtehende Betrachter in der gesamten mittelalterlichen Spekulation, die gewöhnlich unter dem Namen der Scholaſtik zusammengefaßt wird, eine in sich gleichartige Erscheinung. Dem schärfer blickenden Auge dagegen zeigt das kulturelle Leben und mit ihm die Philosophie auch im Mittelalter ein langsames, aber unaufhaltsames Drängen, eine allmähliche Verschiebung. Heben sich auch nicht einzelne Persönlichkeiten in scharfen Wendungen voneinander ab, wie etwa Sokrates, Plato, Aristoteles im Altertum, oder Descartes, Spinoza, Leibniz — Kant, Hegel, Herbart in der neueren Philosophie, so sind doch auch im mittelalterlichen Geiſtesleben und in der mittelalterlichen Philosophie die Ideenrichtungen in einer allmählichen, bald unmerklichen, bald mehr sprunghaften Umgeſtaltung begriffen. Es iſt wie im Leben so manches einzelnen, wo nicht plötzliche Schicksalswendungen und innere Erschütterungen, die den tiefſten Seelengrund aufwühlen, sondern die leichten Verschiebungen der täglichen Einflüsse und das langsame Erſtarken der inneren Kraft jedem Jahre eine veränderte geiſtige Physiognomie aufdrücken.

Nichtsdeſtoweniger lassen sich an der Philosophie der europäischen Völker des Mittelalters gewisse gemeinsame Grundzüge nachweisen, welche in den allgemeinen Kulturbedingungen der Zeit wurzeln. Sie sind freilich zu einem guten Teile mehr formaler Art. Nicht so sehr den Inhalt der einzelnen Syſteme als die Weise des Philosophierens gilt es hier ins Auge zu fassen. Aber doch nur zunächſt; denn am Ende ergibt sich aus der allgemein verbreiteten Methode des Forschens auch eine ziemlich weitgehende Gemeinschaft des Gedankenkreises selbſt.

Das Mittelalter iſt die Jugendzeit der romanisch-germanischen Völker. Das Jugendalter aber trägt, zumal in seinem Beginn, den Charakter der Rezeptivität. Auch das geiſtige Leben des Mittelalters weiſt diesen rezeptiven Zug auf. In der Rezeptivität gegenüber der höheren Bildung der Antike und des chriſtlichen Altertums zeigen sich die erſten Regungen jenes Lebens, die dann allmählich zu größerer Selbſtändigkeit hinführen: in der Grammatik von Donat zu Alexander de Villa dei, in der Baukunſt vom romanischen zum gotischen Stil, in der Theologie von Exzerpten aus Augustinus zur Summa theologica des Aquinaten, und ähnlich auf manchem anderen Gebiete. Ins-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besondere die Philosophie des Mittelalters ist so aus anfänglicher rein rezeptiver Aneignung antiker und patristischer Gedanken zu eigenen Anschauungen herangewachsen. Noch lange nach ihrem rein rezeptiven Beginn tritt jener Zug andauernd als ein gewisser Stoffhunger zutage. Dieser treibt bis tief in die Höhezeit des mittelalterlichen Philosophierens hinein stets wieder dazu an, neu sich darbietenden Stoff aufzunehmen, mag er nun mehr tropfenweise zufließen wie in der älteren Zeit oder in mächtigem Strome, wie um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts, als glückliche Umstände die Bekanntschaft mit der arabischen Wissenschaft und dem Ganzen der aristotelischen und der späteren neuplatonischen Lehren vermittelten.

Freilich ist diese immer wieder sich vollziehende Rezeption neu gewonnenen Stoffes nicht als eine bloß äußerliche Nebeneinanderhäufung oder eine mechanische Einschachtelung zu denken. Wenigstens bei den einheitlicher angelegten Geistern finden wir mehr oder minder eine wirkliche Assimilation des wissensdurstig aufgenommenen Stoffes, ein organisches Wachstum. Aber ganz fehlend ist jener rezeptive Zug nirgendwo. Auch die großen Denker des Mittelalters sind im ganzen mehr durch die Art der von ihnen vollzogenen Synthesen in ihrer Eigentümlichkeit charakterisiert und voneinander unterschieden, als daß sie es unternähmen, nach durchgängiger Erschütterung des Überlieferten ihrer jedesmaligen Sonderart entsprechend von Grund aus neu zu bauen.

Aus einem solchen nie ganz verwischten Grundzuge des mittelalterlichen Philosophierens begreift sich auch seine Hingabe an die Autorität, die maßgebende Bedeutung, welche man den Denkern des griechisch-römischen Altertums und der patristischen Zeit einräumt, denen man die grundlegenden Gedanken und die Anregung zur Weiterführung der Spekulation verdankt. Willig ordnet man sich jenen Autoritäten unter, und wo man sich gezwungen sieht, ihnen zu widersprechen, entzieht man sich doch nur schwer ihrer trotz des Widerspruchs — und selbst in diesem — stets aufs neue sich aufdrängenden Bedeutung. Wie Zwerge, die auf den Schultern der Riesen stehen, erscheinen dem Bernhard von Chartres die Zeitgenossen gegenüber den Alten. In Augustin, Plato und dann besonders Aristoteles werden wir die wichtigsten dieser Autoritäten kennen lernen.

Freilich ist diese Hingabe an anerkannte Lehrer — »authentisch« pflegte man ihre Schriften zu nennen — nicht eine völlig sklavische. Selbst gefeierten Autoritäten geben sich die selbständigeren mittelalterlichen Denker nicht unbedingt. Das beweisen sie durch ihre tatsächliche Stellungnahme wie durch ganz bestimmte Erklärungen. So erinnert Albert d. Gr. daran, daß auch die Weisen sich täuschen können. Denen, die durch die Berufung auf eine philosophische Autorität eine Sache entschieden glauben, hält der kritische Duns Scotus entgegen, daß die Philosophen keineswegs alles, was sie behaupten, auch wirklich bewiesen haben. Ja, Adelhard von Bath vergleicht diejenigen, welche, ohne ihre eigene Vernunft zu gebrauchen, bloß der Autorität folgen, den unvernünftigen Tieren, die sich die Fessel umwerfen lassen und blindlings dem Halfter folgen. Und wenn Roger Bacon als eine der hauptsächlichsten Irrtumsquellen das gewohnheitsgemäße Zutrauen auf unzulängliche Autoritätsbeweise aufstellt und mit Plato bekennt, daß ihm Sokrates lieb, aber noch lieber die Wahrheit sei, so erinnert er hier, wie auch sonst in so manchem, an seinen Landsmann Bacon von Verulam und dessen Kampf gegen den unkritischen Autoritätsglauben als eines der vier »Idole«, die der Naturerkenntnis entgegenstehen.

Der im ganzen mehr der Aufnahme und Verarbeitung gegebener Erkenntnis als dem Aufschließen neuer Pfade philosophischen Forschens zugewandte Sinn des Mittelalters und seine verehrende Hochschätzung der von weisen Meistern dargebotenen Schätze hatten zur naturgemäßen Folge, daß in der Entwicklung der mittelalterlichen Philosophie trotz der Verschiedenheit der Systeme doch die traditionellen Grundlagen gegenüber den eigenartigen und persönlichen Elementen den umfassenderen Raum einnehmen. Es wiegt die Tradition vor gegenüber dem besonderen Werke des einzelnen. Und zwar zeigt sich diese Erscheinung nicht nur innerhalb der einzelnen Schulen, sondern, wenn schon in minderem Maße und nicht ausnahmslos, auch in dem Verhältnis der einzelnen Schulen zueinander. Auch die Begründer neuer Richtungen, wenigstens soweit dieselben einen weitergehenden Einfluß gewinnen, stehen selbst durchweg im Zusammenhang der Tradition.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beruht doch ihre Eigentümlichkeit nicht zum wenigſten auf der beſonderen Art, in der ſie die auseinander und nebeneinander hergehenden Ströme der Überlieferung zu einer neuen Geſamtauffaſſung vereinen. Von Wert iſt dieſer allgemeine Zuſammenhang ſowohl durch den bedeutungsvollen Gehalt vieler gemeinſchaftlich anerkannter Lehren wie dadurch, daß ſo auch der an ſich weniger hervorragenden Perſönlichkeit eine gehobene Stellung verliehen wird. Der Nachteil beſteht darin, daß dieſe Gleichförmigkeit es bei überaus vielen nicht zu einem inneren Erleben der letzten Fragen kommen und ſo die produktive Kraft im ſubtilen Ausſpinnen von Spezialitäten ſich verlieren läßt.

Der Grund für eine ſolche Schätzung der Tradition liegt, außer in der pſychologiſchen Natur des mehr rezeptiven und zugleich korporativen mittelalterlichen Geiſtes, auch in der Stellung, welche das Mittelalter zur Philoſophie überhaupt einnimmt. Ihm iſt das Philoſophieren nicht ſo ſehr, wie zumeiſt der mehr ſubjektiv gerichteten Neuzeit, die Art, wie in dem Spiegel einer charakteriſtiſchen eigenartigen und tiefen Perſönlichkeit das Weltbild wiederſcheint. Es iſt ihm vielmehr das Weiterführen einer Summe von objektiven Wahrheiten. Denn die Wahrheit erſcheint ihm nach Auguſtinus als eine über dem Menſchen ſtehende objektive Realität, die gefunden und, wenn ſie gefunden iſt, weiter übermittelt werden will. In der Bindung an einen objektiv gegebenen gemeinſamen idealen Beſitz erblickt man vor allem die Kultur des Geiſtes. Nicht das Philoſophieren, ſondern die Philoſophie ſoll darum gelehrt werden, im Gegenſatz zu Kants bekanntem Programm.

Daß aber dieſe philoſophiſche Wahrheit in ihrer Ganzheit ſchon ein für allemal gefunden ſei und nur weitergegeben zu werden brauche — in welchem Falle das mittelalterliche Philoſophieren überhaupt keine Forſchung mehr, ſondern bloß eine didaktiſche Tätigkeit geweſen wäre —: von dieſer Anſicht ſind wenigſtens die bedeutenderen mittelalterlichen Denker doch entfernt. Eine jede Zeit ſoll daran arbeiten, die objektiv gültige und zuletzt im abſoluten göttlichen Geiſte begründete Wahrheit weiter in den Beſitz der Menſchheit zu bringen. Darum begegnet uns nicht ſelten ausdrücklicher Tadel derjenigen, die nicht ſelber an der Weiterführung der Wiſſenſchaft arbeiten. Herbe Worte gegen ſolche fruchtloſe Tätigkeit ſpricht in der Glanzperiode des mittelalterlichen Denkens Dante in ſeiner »Monarchie« aus. Aber ſchon im 12. Jahrhundert mahnt Adelhard von Bath, daß die »Modernen« nicht ſchweigen dürfen, im Glauben, die Alten hätten bereits alles geſagt. Und wenn wir vorhin Bernhard von Chartres die Zeitgenoſſen mit Zwergen auf den Schultern der Rieſen der Vergangenheit vergleichen ſahen, ſo betont derſelbe Bernhard, daß eben von ſolchem erhöhten Standpunkte aus dieſe Zwerge doch mindeſtens um ein weniges weiter ſehen können als jene Rieſen.

Das Überwiegen des traditionellen Elementes in dem mittelalterlichen Philoſophieren ſteht im engſten Zuſammenhange mit dem *ſchulmäßigen Betriebe*, welcher dasſelbe beherrſcht. In einer Zeit, in welcher auf allen Gebieten das Individuum hinter der Gemeinſchaft, die Einzelperſönlichkeit hinter der Korporation zurücktrat, mußte naturgemäß auch der Zuſammenhang der Schule eine beſondere Bedeutung gewinnen. So iſt auch die mittelalterliche Philoſophie in erſter Linie *Schulwiſſenſchaft*. Gerade hierauf beruht die übliche Bezeichnung der mittelalterlichen Philoſophie und Theologie als »*Scholaſtik*«, »ſcholaſtiſche« Philoſophie, »ſcholaſtiſche« Theologie. Während nämlich die Frühzeit des Mittelalters das Wort *scholasticus* für den Lehrer — gelegentlich auch für den Schüler — der »ſieben freien Künſte« des Triviums und des Quadriviums gebraucht, mitunter ſogar (z. B. bei Notker), um den »ſcholaſticus« als Grammatiker dem Philoſophen entgegenzuſtellen, wird ſpäter damit ein jeder bezeichnet, der ſich ſchulmäßig mit der Wiſſenſchaft, insbeſondere der Philoſophie und der Theologie beſchäftigt. Wo eine hiſtoriſche Erſcheinung nach ihrer Ideenrichtung und ihrer formalen Ausgeſtaltung aus dem Rahmen dieſer ſchulmäßigen Überlieferung ganz herausfällt, wie die Myſtik und gewiſſe pantheiſtiſche Syſteme, wird man ſie daher wohl der Philoſophie des Mittelalters, aber nicht der Scholaſtik zurechnen können.

In der älteren Periode iſt der Schulzuſammenhang der Scholaſtik noch ein loſerer. Er beſteht mehr in der Gleichartigkeit des überall ſtattfindenden Schulbetriebes, wie dieſe auf Grund übereinſtimmender Autoritäten, Methoden und Grundanſchauungen ſich von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſelbſt ergibt, als in einer bewußten und beabſichtigten Schulenbildung. Anders wird dies, als in den erblühenden Univerſitäten und bei der Lehrgeſtaltung in den neuen mittelalterlichen Orden das korporative Element zu durchgängiger Geltung gelangt. Jetzt entſtehen jene ſtreng geſchloſſenen Schulen, wie vor allem die der Thomiſten und der Scotiſten, denen ſpäter die Occamiſten gegenübertreten. Verſammlungen der Univerſitätslehrer und Generalkapitel der Orden beſtimmen, was in ihrem Kreiſe gelehrt oder nicht gelehrt werden ſoll, nicht nur auf theologiſchem Gebiete, ſondern zum Teil auch in der Philoſophie. Beſtimmte Lehrer, der Ruhm ihrer Orden, werden von dieſen als maßgebend für den Orden ſelbſt erklärt. Der äußere Umſtand der Zugehörigkeit zu einer beſtimmten korporativen Gemeinſchaft kann über die einzuſchlagende Ideenrichtung entſcheiden. Infolge ſolcher Umſtände tritt die Weiterführung der Probleme ſelbſt, an der das 13. Jahrhundert energiſch arbeitete, zurück hinter der näheren Beſtimmung und Verteidigung der Schulmeinungen. Nur durch das Aufkommen des Nominalismus und im Zuſammenſtoß mit ihm werden einige neue, zum Teil moderne Fragen aufgerührt, ohne indes zu einer anerkannten Löſung zu gelangen.

Durch den Zuſammenhang mit dem Schulbetriebe wird, wenigſtens innerhalb der ausgebildeten Scholaſtik, nicht nur der ſachliche Gehalt der mittelalterlichen Philoſophie, ſondern in ſteigendem Maße auch ihre formale Geſtaltung und die Form ihrer Darſtellung beeinflußt. Die Schriftſtellerei bietet mehr und mehr das Bild des Schulbetriebes, wie er in feſt gewordenen Formen in den Sälen der Univerſitäten und Ordenskonvente ſich abſpielt. Da werden Lehrbücher geſchrieben, Texte kommentiert und Diſputationen ſchriftlich fixiert. Das Buch dient der Vorleſung oder geht in nachträglicher Überarbeitung aus ihr hervor. Oft auch werden uns Nachſchriften von Schülern geboten.

Dieſer entwickelte Schulbetrieb aber führte zu einer anderen Form der Gedankenentwicklung und zu einer anderen Art des Ausdruckes. Man ſtrebt jetzt nach einer möglichſt ſcharfen ſchulmäßigen Faſſung der Begriffe, ſowie nach einer feinen Unterſcheidung derſelben, wie ihrer vor allem die Diſputation bedarf. Damit ſteht im Zuſammenhange die Ausbildung einer reichgegliederten, biegſamen Terminologie, welche, wenn auch nicht ſelten in veränderter Bedeutung, zu einem großen Teil auch in die neuere Philoſophie, ja ſelbſt in die Sprache des Lebens übergegangen iſt. Man denke an Ausdrücke wie ſubjektiv und objektiv, a priori und poſteriori, Eſſenz und Exiſtenz (in deutſcher Wiedergabe Weſenheit und Daſein) und zahlloſe andere. Die Beweisführung nimmt mit Vorliebe die ſtreng ſyllogiſtiſche Form an, welche nicht dem Finden eines Neuen, wohl aber dem ſchulmäßigen Beweiſe des Gefundenen dienen kann. Für eine ſolche Gedankenentwicklung war natürlich nicht mehr der rhetoriſche und poetiſche Stil, der nach ſpätantiken Muſtern vielen Erzeugniſſen des frühen Mittelalters eigen iſt, das paſſende Gewand. Er macht einer ſchlichten, nicht ſelten dürren und trockenen, abſtrakten Proſa Platz. Nur um den logiſchen Gehalt der ſich bietenden Probleme bekümmert, verſchmäht die mittelalterliche Spekulation jetzt die künſtleriſche Form und damit die perſönliche Eigenart. Mit dem Fortgang der Zeit wird der Vortrag mehr und mehr formelhaft, und die Formeln ſelbſt erſtarren zuletzt. Dort ſetzt die Reaktion des äſthetiſchen Geiſtes des Humanismus ein, von der auch die Neuſcholaſtik eines Bañez, eines Canus, eines Suarez ergriffen wird.

Man kann jene Entwicklung bis zu einer gewiſſen Grenze nicht nur tadeln. In Dingen, in welchen der Verſtand zu entſcheiden hat, iſt es nicht immer gut, viel ſchöne Worte zu drechſeln. Unklarheit und Willkür des Denkens verbergen ſich leicht hinter der das Gemüt oder die Phantaſie beſtrickenden Phraſe. Auch darf man die in der ſpäteren Zeit ſtets wachſende äſthetiſche Verwahrloſung nicht gleichmäßig der ganzen Scholaſtik zur Laſt legen. Thomas von Aquino z. B. hat wenigſtens in ſeinen Hauptwerken einen zwar ſchlichten, aber doch durchſichtigen und lebendigen Stil, der ebenſo weit entfernt iſt von der gezierten Dunkelheit eines Eriugena oder Bernhard Sylveſter, wie von der im 14. und 15. Jahrhundert bis zum Unerträglichen überhandnehmenden ſtiliſtiſchen Roheit und Verwilderung.

Der abſtrakte, unperſönliche Ton, welcher die entwickelte mittelalterliche Schulwiſſenſchaft beherrſcht, iſt nicht etwas bloß Äußeres. Die Spekulation des Mittelalters ſelbſt iſt eine unperſönliche. Auch in ſeiner Denk-

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiſe tritt das Perſönliche hinter dem abſtrakt Allgemeinen zurück, das pſychologiſch Wirkſame hinter der Dialektik des von Raum und Zeit losgelöſten Intellektes. Und daß es im Grunde nicht nur rein individuelle, ſondern zugleich auch typiſche Elemente ſind, welche aus dem innern Erleben eines Problems, das den ganzen Menſchen ergreift, bei einer wahrhaft bedeutenden Perſönlichkeit entſpringen: dieſe Einſicht iſt der mittelalterlichen Philoſophie fremd. In ihr herrſcht die Schule, und in der Schule der abſtrakte Verſtand. Darum ruft auch dieſe rein intellektualiſtiſch und unperſönlich gerichtete Schulwiſſenſchaft als Ergänzung die Myſtik, den Weg des individuellen Lebens und der Kontemplation, auf den Plan. Denn wenn die mittelalterliche Myſtik auch noch ſo ſehr — was man oft verkannt hat — hinſichtlich ihrer Lehre zumeiſt auf die Scholaſtik ſich ſtützt, ſo iſt der Geiſt doch ein anderer: der lebendige Hauch perſönlichen Lebens.

So wenig wie ſtärkere individuelle Akzente kennt die Scholaſtik ausgeprägte nationale Eigentümlichkeiten. Nur leichte Andeutungen ſolcher Unterſchiede, gewiſſermaßen Vorwegnahmen neuzeitlicher Entwicklung, kann man hie und da herausfühlen: bei Abälard, bei Albert, bei Bacon und anderen.

Noch mit einigen Worten ſei die ſcholaſtiſche Methode beſprochen, wie ſich dieſelbe im mittelalterlichen Schulbetriebe entwickelte. Wir gedachten der Hochſchätzung der Autorität als eines Charakterzuges der mittelalterlichen Denkweiſe. Die Autorität aber bewegt ſich nicht ſtets in derſelben Richtung. Das trat beſonders auf dem Gebiete hervor, mit dem im Zuſammenhange das mittelalterliche Philoſophieren erwuchs, auf dem theologiſchen. Die Sammlungen von Ausſprüchen der Kirchenväter — »Sentenzen« nannte man die Ausſprüche und darnach auch die Sammlungen ſelbſt — zeigten, daß die Meinungen angeſehener Autoritäten nicht ſelten, wenigſtens anſcheinend, diametral ſich entgegenſtanden. Ein vorwiegend kritiſch gerichteter Geiſt wäre hierdurch vielleicht zur Verwerfung der Autorität überhaupt oder gar zum Skeptizismus geführt worden. Dem mittelalterlichen Denken lag ein ſolches Aufgeben der Autorität gänzlich fern. Um aber in dieſem Auseinanderdrängen der Stützen etwas behalten zu können, woran es ſich anklammerte, mußte es den Widerſpruch als einen bloß ſcheinbaren erweiſen. Der abſolute Gegenſatz mußte in einen bloß relativen aufgelöſt werden. Dazu bedurfte es logiſcher Unterſcheidungen und einer dialektiſchen Bearbeitung der Begriffe und Sätze. Abälard iſt es geweſen, der hierzu die erſte auf Regeln gebrachte Anweiſung gab und dadurch die in der Scholaſtik bald allgemein herrſchende Methode begründete. Dieſe Methode aber erweiterte von ſelbſt ihren Geltungsbereich. Entgegenſtehende Argumente boten ſich nicht nur in den Ausſprüchen der Autoritäten. Sie ergaben ſich ebenſo aus allgemeinen Schulgegenſätzen, ja aus der Diskuſſion der Sache ſelbſt. Das zeigte auch Ariſtoteles, der große Lehrmeiſter des Mittelalters, der nicht ſelten mit ſolchen ſachlichen Schwierigkeiten — »Aporieen« — ſeine Darſtellung eröffnet. So entwickelte ſich das übliche ſcholaſtiſche Schema, welches von Einwendungen und von Gegeninſtanzen gegen dieſe Einwendungen — beides gern auf Grund von Zitaten aus anerkannten Autoritäten — ausgeht, dann die Anſicht des Verfaſſers ſelbſt entwickelt und zuletzt die Einwendungen löſt. Thomas von Aquino hat in ſeinem großen konſtruktiven Werke, der theologiſchen Summe, dieſem Schema die klaſſiſche Form gegeben. Seitdem herrſcht es, ſoweit nicht Kommentare, ſondern ſelbſtändige Abhandlungen vorliegen, faſt allgemein.

Dieſes Schema aber iſt wieder nicht bloße Darſtellungsform, nicht bloß ein äußeres Kleid für den mittelalterlichen Gedanken. Auch hier offenbart ſich in der Form die Eigenart der ſpekulativen Denkweiſe des Mittelalters ſelber. Indem die Anerkennung autoritativ geſtützter Wahrheiten und das eigene rege dialektiſche Streben ſich vereinen, mußte die vorherrſchende Geiſtesart eine harmoniſtiſche, eine konkordiſtiſche werden. Zwar ſind auch kritiſche Stimmungen dem Mittelalter durchaus nicht fremd. Schritt für Schritt z. B. kritiſiert Duns Scotus die Anſichten des Thomas von Aquino und des Heinrich von Gent, und bei Occam bildet wieder die Polemik gegen die ſcotiſtiſche Metaphyſik einen Charakterzug. Aber im ganzen wiegt, ſolange die Scholaſtik ſich noch lebensvoll entwickelt, der ſynthetiſche Zug vor. Durch Umbilden und Umdeuten, durch Mildern und Ausgleichen, auch durch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teilweises Ausscheiden und Einschränken vereinigt man Auseinander- oder doch Nebeneinandergehendes. Auguſtin und die hellenische Philosophie, Plato und Ariſtoteles, Griechen und Araber werden verbunden, wobei natürlich die Art der Syntheſe eine vielfach wechselnde iſt.

Und nicht nur um Autoritäten und verschiedene Richtungen in der Überlieferung handelt es sich. Auch die in der Sache selbſt gegebenen verschiedenen Motive verfolgt man nicht so sehr in ihrem Auseinanderſtreben, sondern bemüht sich, durch logische Unterscheidungen und dialektische Bearbeitung sie zusammenzubiegen, wie im gotischen Gewölbe- und Strebenſyſtem die auseinandergehenden Schiebungen gebunden erscheinen. In dieser Art sucht man z. B., um auf einen einzelnen typischen Fall hinzuweisen, auf dem Gebiete der Psychologie die Diskrepanz biologischer und rein intellektualiſtischer Elemente, die bei Ariſtoteles die Einheit des Seelenlebens zuletzt doch wieder gesprengt hatte, durch die Unterscheidung kompletter und inkompletter Subſtanz, von rein seelischen Vermögen und solchen des menschlichen Kompositums usw. zu überwinden.

Vor allem aber betrifft dieser harmoniſtische Zug die beiden Gebiete: natürliche Vernunfterkenntnis und Offenbarungsglaube. Damit sind wir bei einem weiteren Merkzeichen der mittelalterlichen Philosophie angelangt: ihrer vielfach bis zur Abhängigkeit sich ſteigernden engen Beziehung zur Theologie und der Art, wie sie das Verhältnis von Glauben und Wissen faßte.

Aus dem Ursprunge der mittelalterlichen Philosophie erklärt es sich, daß sie in engem Zusammenhange mit der Theologie sich entwickelte. Als in der harten Not der Völkerwanderung die antiken Rhetorenschulen untergingen — philosophische Lehrer gab es schon längſt nicht mehr — da war keine andere Macht vorhanden, welche durch ihre geiſtigen Interessen und durch die Feſtigkeit ihrer Organisation für die Pflege der Wissenschaften eine Heimſtätte hätte offen halten können, als die Kirche. Ihre große Kulturtat war es, die germanisch-romanischen Völker, wie zu chriſtlicher Sitte, so zu höherer Geiſtesbildung zu erziehen. So sind auf lange Zeit hinaus Geiſtliche die Träger der intellektuellen Bildung gewesen. Selbſt Ärzte und Juriſten sind, wenigſtens in der älteren Zeit, meiſtens Kleriker. Darum trägt die höhere wissenschaftliche Bildung auf lange Zeit ein vorwiegend geiſtliches Gepräge und iſt in ihrer Ausgeſtaltung durch den Gesichtspunkt des Klerikers beſtimmt. Es fehlt auf wissenschaftlichem Gebiete das Interesse für eine allgemeine weltliche Kultur. Ja in manchen rein asketisch gerichteten Kreisen koſtet es ein hartes Ringen, neben den theologischen Studien auch dem profanen Wissen, neben den Kirchenvätern auch den heidnischen Schriftſtellern den Platz zu sichern, den doch Auguſtin und Hieronymus in oft angeführten Stellen der antiken Wissenschaft und Kunſt gewahrt wissen wollten.

Dieser spezifisch geiſtliche Charakter der mittelalterlichen, insbesondere der frühmittelalterlichen Wissenschaft macht sich vor Allem auf philosophischem Gebiete geltend. Eine gesonderte Philosophie gibt es anfangs nur in dem engen Rahmen des Triviums. In diesem aber hatte die antike Überlieferung nicht den sachlichen philosophischen Problemen, sondern nur den formalen Fragen der Dialektik ein bescheidenes Unterkommen geschaffen. Im übrigen trat das erwachende philosophische Denken zunächſt in den Versuchen, theologische Aufgaben zu bewältigen, ans Licht: Versuche, welche durch den vorwiegend intellektualiſtischen Charakter der herrschenden Religionsſtrömung naturgemäß hervorgerufen werden mußten. So führt der philosophische Trieb zur spekulativen Begründung der Glaubenslehren, die nicht nur als ein positiv Gegebenes hingenommen, sondern auch in ihrem inneren Zusammenhange und in ihrer Vernunftgemäßheit begriffen werden sollen. Der Glaube soll in einem Wissen sich vollenden. Anselms »Credo, ut intelligam« — er hat es seinerseits Auguſtin entnommen — hat jenen Beſtrebungen die Formel gegeben. Sie will nicht, wie eine mißverſtändliche Auffassung sie oft gedeutet hat, die Natur des Wissens als solchen beſtimmen und Methode und Umfang der Philosophie überhaupt angeben, sondern will dem Theologen ein über das bloß Positive hinausgehendes spekulatives Ziel setzen.

Durch diese Versuche einer Rationalisierung der Dogmen wurde nun freilich nicht selten der herkömmliche Sinn der theologischen Sätze verschoben. Bei Anselm selbſt zwar, trotzdem er faſt alle Glaubenssätze, auch die kirchlichen Lehren von der göttlichen Drei-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einigkeit und der Erlösung, zu Poſtulaten der Vernunft macht — die freilich hier das »Wie« nicht durchdringen könne — tritt ein solcher Konflikt mit dem theologischen Glaubensbewußtsein der Kirche seiner Zeit nicht zutage, wohl aber bei Eriugena, dem kühnen spekulativen Kopfe des 9. Jahrhunderts, und bei Abälard, dem Begründer der ſcholaſtiſchen Methode. Anhänger der alten theologischen Lehrweise erheben sich daher ſtets von frischem gegen die allmählich sich durchsetzende Neuerung. Schon im 11. Jahrhundert schelten die Mönche Othlo von Regensburg und Petrus Damiani die »Dialektiker«, die, wie letzterer tadelt, nicht zugeben wollen, daß Gottes Allmacht Gewesenes nichtgewesen machen könne — übrigens eine persönliche Schrulle des Petrus Damiani, der zuliebe er das Prinzip des Widerspruchs als auf Gottes Wirken nicht anwendbar erklärt. Im folgenden Jahrhundert bringt Bernhard von Clairvaux die beiden führenden unter den Dialektikern, Abälard und Gilbert de la Porrée, zur kirchlichen Verurteilung. Handelte es sich bei Bernhard zum Teil um wirkliche kirchliche Interessen, so geht Walter von St. Victor weit darüber hinaus. Nicht nur jene beiden, sondern auch den kirchlich ganz korrekten Bischof von Poitiers und den Petrus Lombardus, dessen »Sentenzen« — eine Ironie der Geschichte — bald das viel kommentierte theologische Grundbuch des Mittelalters werden sollten, ſtellte er in einer heftigen Schrift gegen die »vier Labyrinthe Frankreichs« als die Verderber der gläubigen Denkungsart hin.

Jene Opposition der traditionellen Theologie gegen die Dialektik iſt freilich nicht zu ihrem Ziele gekommen. Auch die entwickelte Scholaſtik des 13. Jahrhunderts iſt durch eine weitgehende Rationalisierung des kirchlichen Dogmas charakterisiert, und wenn wir die philosophischen Anschauungen dieser Periode ermitteln wollen, so müssen wir sie zu einem großen Teile theologischen Schriften entnehmen. Aber doch wirkt der jener Opposition zugrunde liegende Gedanke in zweifacher Hinsicht bei der Folgezeit nach: in der Grenzbeſtimmung des der Vernunft Erreichbaren und in der Auffassung des Verhältnisses von Theologie und Philosophie.

Petrus Damiani, der eben erwähnte extreme Supranaturaliſt, iſt es, der im lateinischen Mittelalter zuerſt das Wort von der Philosophie als »Magd« (ancilla) der Theologie gebraucht zu haben scheint. Er verlangt, daß die profane Wissenschaft die heilige nicht meiſtere, sondern ihr als Dienerin untergeben sei. Auch sonſt begegnet uns öfter Ähnliches im Munde der Theologen: bei Johannes von Salisbury, Albert, Thomas, Bonaventura, Ramon Lull, Gerson und anderen, jedoch meiſt ohne die schroffe und verletzende Form, in der Damiani den Anspruch dahinschleudert. Man muß dabei den Geiſt der Zeit ins Auge fassen. Ein einheitlicher, religiös und theologisch gerichteter Zug beherrscht bis auf die Zeit des Nominalismus zumeiſt die gesamte Weltanschauung und den Wissensbetrieb der Kreise, in denen die Wissenschaft vorwiegend betrieben wird. Das Prinzip der Arbeitsteilung und der Vertiefung in ein begrenztes Gebiet liegt fern; das zusammenfassende Streben und das Prinzip unterordnender Gliederung wiegt vor. Man faßt alles Erkennen als ein zusammengeordnetes, auf den höchſten Menschheitszweck gerichtetes abgeſtuftes Ganzes auf, in welchem die niedere Stufe der höheren dient. So hatte schon Ariſtoteles das Verhältnis der niederen Wissenschaften zu der »Weisheit«, d. h. der Metaphysik, als das einer Dienerschaft bezeichnet, und Philo, der alexandrinische Jude, hatte diesen Gedanken weiter ausgeführt, indem er dabei zugleich dem ariſtotelischen Begriffe der Weisheit den modifizierten Sinn eines von der Gottheit ausgehenden höchſten Wissens gibt. Wie dem philosophierenden Theologen Philo, so iſt auch jenen theologischen Denkern des Mittelalters die Theologie die Krönung des Wissensgebäudes. Freilich iſt jetzt das Positive und Normgebende in dieser Theologie ein viel mannigfaltigeres geworden. Nicht mehr bloß Moses wird, wie bei Philo, mit einem ſtoisch gefärbten Plato verbunden. Der Kreis der inspirierten Schriften hat sich erweitert; die Tradition der Kirchenväter und zahlreiche Lehrentscheidungen von allgemeinen Konzilien und Partikularsynoden sind hinzugekommen.

Übrigens iſt im Mittelalter auch auf den Gebieten, wo Theologie und Philosophie, Vernunft und Offenbarung sich gegenseitig einschlossen, das philosophische Denken nicht immer ein bloßes Nachrechnen gegebener Auflösungen gewesen. Wie in der patriſtischen Zeit die platonisch-ſtoische

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Philoſophie mit zu dem Ausbau der theologiſchen Lehrſätze diente, ſo iſt an der weiteren Konſolidierung dieſer Lehre im Mittelalter wieder die Philoſophie ſelbſt, insbeſondere mit ihren ariſtoteliſchen Begriffen, beteiligt. Auch bei jenen Theologen beſteht zwiſchen Theologie und Philoſophie nicht ein einfaches Subalternationsverhältnis, ſondern das Verhältnis der Wechſelwirkung, der gegenſeitigen Zuſammenarbeit.

Als zweite Folge der poſitiv-theologiſchen Reaktion gegen die philoſophiſche Spekulation bezeichneten wir die Grenzbeſtimmung des der Vernunft Erreichbaren. Sie geht in der Form einer fortſchreitenden Verengung vor ſich. Im Gegenſatz zu Anſelm iſt bei Albertus Magnus und Thomas das innergöttliche trinitariſche Leben nicht mehr Vernunftwahrheit, das Erlöſungswerk nicht mehr Vernunftpoſtulat. Es gibt Myſterien des Glaubens, hinſichtlich derer die Vernunft erhobene Einwendungen als unbegründet auflöſen kann, auch zeigen, daß die Sätze des Glaubens ihren eigenen Fragen entgegenkommen, ohne aber imſtande zu ſein, demonſtrative Beweiſe dafür zu geben. Wohl iſt ſie dagegen imſtande, aus ſich heraus und mit ihren eigenen Mitteln über die Natur des Menſchen, über die allgemeinen Beſtimmungen der Wirklichkeit und über Gott als Urſache der Schöpfung ausreichende Beſtimmungen zu bieten. Mit Hilfe ſchon des natürlichen Lichtes der Vernunft vermag der Philoſoph eine Metaphyſik aufzubauen von dem, was in der Weltſchöpfung begründet iſt, ſowie von der letzten Urſache derſelben, der Gottheit, ſoweit nicht deren Weſen an ſich, ſondern ihre Urſächlichkeit in Betracht kommt.

Dieſes metaphyſiſche Lehrgebäude, das bei Thomas in machtvoller Geſchloſſenheit entwickelt iſt, wurde in der Folgezeit dann freilich — einzelne Gegenſtrömungen, wie bei Raymundus Lullus und Raymund von Sabunde, abgerechnet — mehr und mehr zugunſten des ausſchließlichen Glaubensgebietes eingeſchränkt. Duns Scotus z. B. erkennt die Unſterblichkeitsbeweiſe wenigſtens nicht als ſtringente an. Bei dem Nominaliſten Occam erſcheint die Einheit Gottes, ja im Grunde auch ſeine Exiſtenz, als bloße Glaubenswahrheit. Die Metaphyſik iſt einem kritiſchen Empirismus gewichen, der für die tiefergehenden Fragen allein auf den übernatürlichen Glauben verweiſt. Man begreift daraus die Macht, mit welcher dem entgegen in der Zeit der Renaiſſance der Platonismus die Gemüter ergreift.

Die Abgrenzung eines über die Vernunftbeweiſe hinausgehenden Glaubensgebietes von dem Gebiete des Vernunfterkennens iſt übrigens nicht allein Reſultat einer Reaktion der poſitiven Theologie. Auch das philoſophiſche Denken ſucht von ſich aus ſeine Selbſtändigkeit zu gewinnen. Dazu trug vor allem der mächtige Aufſchwung bei, den das mittelalterliche Philoſophieren durch das Bekanntwerden der metaphyſiſchen, naturphiloſophiſchen und pſychologiſchen Schriften des Ariſtoteles ſowie der arabiſchen und jüdiſchen philoſophiſchen Literatur nahm. Hier lag nicht mehr bloß eine Logik, ſondern eine ausgeführte Philoſophie vor; dieſe aber war, ſoweit nicht der mohammedaniſche Kalam und die jüdiſche Religionsphiloſophie in Betracht kam, ohne Beziehung zur Theologie entwickelt. In der Artiſtenfakultät, namentlich der zu Paris, fand ſie begierige Aufnahme.

(Schluß folgt.)

Die Stellung Amerikas zur deutschen Kunst.

Von Profeſſor Dr. Kuno Francke, Harvard Univerſity, Cambridge, Maſs.

In wiſſenſchaftlichen Fragen, mögen ſie nun dem Gebiete der Naturforſchung oder dem der Geiſtesgeſchichte angehören, bekennt Amerika ſich immer noch vor allem als Schüler Deutſchlands.

Die Führerrolle, welche deutſche Forſchung ſeit mehr als einem Menſchenalter im amerikaniſchen Univerſitätsleben eingenommen hat, iſt, wo nicht unbeſtritten, ſo doch im weſentlichen feſt geſichert. Kritiſcher allerdings und kühler ſteht man heutzutage der deutſchen Methode gegenüber als vor 25 Jahren, wo »deutſch« und »wiſſenſchaftlich« als ſynonyme Begriffe galten. Man hat gelernt, die Spreu von dem Weizen zu ſondern. Man kapituliert nicht mehr vor jeder deutſchen Doktor-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dissertation; im Gegenteil, man iſt geneigt, eine deutsche Dissertation mit der Erwartung in die Hand zu nehmen, daß sie einen neuen Beweis für die Schäden des Massenbetriebs und der geiſtigen Fabrikarbeit enthalten wird. Man ſtellt vielfach der deutschen Stoffansammlung und der deutschen Syſtemsucht die geiſtige Weite der Engländer und die vollendete Form der Franzosen gegenüber. Nicht selten wird der Wunsch laut, der Strom amerikanischer Studenten möge von Berlin und Leipzig nach Oxford und Paris abgelenkt werden.

Und dennoch, die Tatsache bleibt beſtehen: die deutsche Wissenschaft als Ganzes, selbſt mit ihren Auswüchsen und Mängeln, ſteht dem Amerikaner noch immer als unerreichte Geiſtesleiſtung, als ein Idealbau von grandioser Wirkung und gewaltiger Bedeutung vor Augen.

Ganz anders iſt die Stellung Amerikas zur deutschen Kunſt und Dichtung. Eine ſtarke künſtlerische Beeinflussung Amerikas durch Deutschland findet gegenwärtig im Grunde genommen nur auf musikalischem Gebiete ſtatt. Der Durchschnittsamerikaner, selbſt der gebildete, iſt davon überzeugt, daß, abgesehen von der Musik, eine deutsche Kunſt so gut wie nicht exiſtiere. Ein Professor der Kunſtgeschichte an einer der erſten amerikanischen Universitäten bekannte mir erſt vor kurzem, daß Böcklin ihm faſt nichts als ein Name sei, und daß er nach dem Wenigen, was er von Reproduktionen Böcklinscher Gemälde, einschließlich der Toteninsel und der Villa am Meere, gesehen habe, auch gar nicht das Verlangen trage, mehr zu sehen. Von Klingers Beethoven, Lederers Bismarck oder Tuaillons Kaiser Friedrich versuchte ich vor einigen Wochen vergeblich, in New Yorker Kunſthandlungen Photographien aufzutreiben; selbſt die Tatsache, daß diese Werke exiſtierten, ja sogar die Namen der Künſtler waren an den meiſten Stellen, wo ich nachfragte, gänzlich unbekannt. Als ich vor einiger Zeit von einem deutschen Lehrerverein einer der größten amerikanischen Städte gebeten war, einen Vortrag vor diesem zu halten, und als Thema J. V. Widmanns »Der Heilige und die Tiere« vorgeschlagen hatte, erfuhr ich zu meiner lebhaften Beunruhigung, daß man mit besonderem Interesse den Lichtbildern entgegensehe, mit denen ich meinen Vortrag begleiten werde, da sich das Thema doch offenbar auf ein Gemälde beziehe. Wie gering die Einwirkung des neueſten deutschen Dramas auf Amerika gewesen iſt, liegt vor aller Augen. Eigentlich sind nur Sudermanns »Heimat« und »Es lebe das Leben« ſtarke Erfolge auf der amerikanischen Bühne gewesen; alle anderen Versuche, das moderne deutsche Drama einzubürgern, sind so gut wie gescheitert.

Kurzum, Amerika hat kaum eine Ahnung von der mächtigen Erregung, der fieberhaften Anspannung aller Kräfte, die das künſtlerische und literarische Leben des heutigen Deutschlands nicht weniger als seinen Handel und seine Induſtrie kennzeichnet. Amerika weiß nicht, daß Deutschland auch im künſtlerischen Schaffen wiederum einer führenden Stellung unter den Nationen Europas zuſtrebt; daß auch in der deutschen Kunſt neue Werte geschaffen und neue Ideale verkündet werden; daß auch auf diesem Gebiete die Richtung auf das Große, Bleibende, Allgemeinmenschliche wieder in den Vordergrund tritt. Amerika weiß nicht, daß es auch von der deutschen Kunſt etwas zu lernen hat.

Hier also gilt es, Wandel zu schaffen; nicht nur, um deutscher Kunſtware und deutschen Büchern größeren Absatz in Amerika zu sichern, sondern vor allem, um den geiſtigen Kräften, die in der deutschen Kunſt und Dichtung verkörpert sind, einen weiteren Spielraum zu erobern und so dem Deutschtum Amerikas, welches geiſtiger Initiative und Schlagkraft in so hohem Grade bedürftig iſt, einen idealen Rückhalt zu gewähren. Über dieses Ziel werden wohl alle, die sich überhaupt um das Verhältnis Deutschlands zu Amerika bekümmern, einig sein; die Frage iſt nur, wie dieses Ziel am beſten zu erreichen sei.

Vielleicht gibt mir eine mehr als zwanzigjährige Bekanntschaft mit amerikanischen Zuſtänden und Beſtrebungen die Berechtigung, auf einige Punkte hinzuweisen, an denen meiner Ansicht nach die Propaganda für deutsche Kunſt und Literatur einzusetzen hat, kräftiger einzusetzen hat als bisher, wenn Amerika davon überzeugt werden soll, daß Deutschland heutzutage wiederum wie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Kulturwerte von universeller Bedeutung schafft, Lebenswerte, die auch auf amerikanischen Boden übertragen werden und zur Vertiefung und Vergeiſtigung des nationalen Charakters der Neuen Welt beitragen können. Wenn

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich dabei den Grundsatz an die Spitze stelle, daß es eine nationale Pflicht sei, Amerika nur das Beste und das Eigentümlichste dessen zu bieten, was Deutschland an künstlerischen Leistungen aufzuweisen hat, so werden meine Bemerkungen bald ergeben, daß diese nationale Pflicht deutscherseits bisher nur in sehr geringem Maße beachtet worden ist.

Die natürlichen Vorkämpfer für deutsche Kulturideale in Amerika sind die Vertreter der deutschen Literatur- und Kunstgeschichte an amerikanischen Universitäten. Leider muß es offen ausgesprochen werden, daß die Literaturgeschichte, wie sie heutzutage von den Germanisten Amerikas betrieben wird, mit wenigen Ausnahmen nur ein Abklatsch der scholastischen Methode ist, die auch in Deutschland, allerdings mit ganz anderer Meisterschaft und Beherrscbung des Stoffes, das große Wort führt.

Es fehlt in wahrhaft beklagenswertem Grade in diesen akademischen Kreisen an einer freien und weiten Auffassung der historischen Entwicklung, an Verständnis für die großen weltbewegenden Ideen, an der Einsicht in die Verbindung von Literatur und Leben, an dem Miterleben dessen, was in der heutigen Dichtergeneration treibt und gärt. Immer und immer dreht man sich in dem alten Zirkel äußerlicher Abhängigkeitsverhältnisse zwischen einzelnen Schriftstellern; nur selten hat man die Empfindung, daß die Geisteswelt der großen Dichter und Denker innerlich wiedererlebt wird; die Zahl amerikanischer oder in Amerika lebender Germanisten, von denen sich sagen ließe, daß sie selbst, als wissenschaftliche Persönlichkeiten, etwas bedeuteten, daß sie eine Mission für deutsche Kulturideale zu erfüllen hätten, daß sie bei den Amerikanern Begeisterung für die deutsche Zukunft erwecken könnten, ist leider sehr gering.

Und doch liegt hier eine Aufgabe von höchster internationaler Bedeutung vor. Was auf diesem Gebiete geleistet werden kann, wenn ein Mann von hervorragender Begabung und von echter Schwungkraft der Seele sich rückhaltslos in den Dienst der deutschen Sache stellt, das hat die Wirksamkeit bewiesen, welche Eugen Kühnemann im vorigen Winter zunächst an der Harvard-Universität, dann aber auch an einer langen Reihe anderer Universitäten und Colleges Amerikas entfaltet hat. Wohin er kam, da jubelte die Studentenschaft ihm zu, da öffnete sich ihm das Herz der amerikanischen Jugend; überall schied er unter dem Ausdruck allgemeinen Bedauerns, daß ein solcher Mann nicht auch in unseren eigenen Reihen zu finden sei. Es ist daher dringend zu wünschen, daß die Sendboten, welche der Professorenaustausch im Lauf der nächsten Jahre nach Amerika bringen wird, Männer dieses Schlages sind, Männer, nicht nur der Methode und der Einzelforschung, sondern Männer von Geist und von Selbständigkeit des Gedankens, Männer, die selbst mitten in der modernen Literatur- und Kunstbewegung drinstehen und daher einen Hauch des neuen Geistes, der in Deutschland weht, auch übers Meer tragen können.

Was die deutsche Kunstgeschichte betrifft, so besteht der einzige Versuch, der bisher gemacht worden ist, derselben einen Platz in dem akademischen Leben Amerikas zu sichern, in dem jungen Germanischen Museum der Harvard-Universität.

Der Nachdruck ist bei diesem Unternehmen bekanntlich auf eine möglichst vollständige Wiedergabe der Skulpturentwicklung gelegt worden, und vor allem dank der hochherzigen Spenden des Deutschen Kaisers ist auf diesem Gebiete ja bereits Ansehnliches geleistet. Eine so stattliche Sammlung von Nachbildungen deutscher Monumentalskulpturen, besonders des Mittelalters, findet sich kaum irgendwo sonst wie in unserem kleinen, schon jetzt übervollen Museumsgebäude. Ein schöner Anfang also ist gemacht worden, aber auch nicht mehr. Es wäre zu hoffen gewesen, daß die Deutsch-Amerikaner es als eine nationale Ehrenschuld angesehen hätten, dies Werk weiter auszubauen. Hier lag einmal eine Gelegenheit vor, der Welt nachdrücklich zu beweisen, daß der Deutsche, wenn er in die Ferne zieht, die heimatlichen Ideale mit sich nimmt; hier lag eine Möglichkeit vor, den Amerikanern ein großartiges Gesamtbild wenigstens der deutschen Plastik, von den Hildesheimer Erztüren an bis zu Rauch, Rietschel und Klinger, vor Augen zu führen und so die herrschende absurde Vorstellung zu widerlegen, daß es eine deutsche Plastik nicht gibt.

Leider sind wir in diesen Hoffnungen auf die Opferwilligkeit und den Gemeinsinn der Deutschen Amerikas arg betrogen worden. Trotz unausgesetzter Propaganda ist es bis jetzt nicht gelungen, mehr als die winzige

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Summe von 100 000 Mark für die Weiterführung des Unternehmens durch Privatbeiträge zusammenzubringen; und die Universitätsverwaltung hat keine Mittel für derartige Zwecke zur Verfügung. Das Unternehmen iſt also augenblicklich auf dem toten Punkt. Denn ohne einen Neubau, zu dem mindeſtens eine Million Mark erforderlich wäre, iſt an weitere Anſchaffung von Abgüssen nicht zu denken. Immerhin geben wir die Hoffnung nicht auf, daß sich, sei es in Amerika, sei es in Deutſchland ſelbſt, der Mann oder die Männer finden werden, die einsichtig genug sind zu erkennen, daß hier eine Aufgabe geiſtiger Kolonisation großen Stils vorliegt und zugleich eine Ehrenpflicht, dasjenige weiterzuführen und zu vollenden, was der Initiative des Kaisers einen so verheißungsvollen Anfang verdankt.

Daß auch deutſchen Bildhauern der Gegenwart durch Schenkung der Originalmodelle bedeutender Werke an dies Museum Gelegenheit geboten wird, für die deutsche Kunſt im Auslande zu wirken, sei nur nebenbei erwähnt.

Wenden wir uns nun von diesen akademischen Beſtrebungen demjenigen zu, was für die große Masse des gebildeten amerikanischen Publikums zum Verſtändnis deutscher Kunſt geleiſtet wird, so iſt, wie schon erwähnt, nur für die Musik wahrhaft Befriedigendes zu berichten. Solche Inſtitute wie das Conriedsche Metropolitan Opera House in New York oder das von dem Boſtoner Bankherrn Henry L. Higginson in so großartiger Weise dotierte Symphonie-Orcheſter, welches augenblicklich von Karl Muck geleitet wird, bringen in der Tat das Beſte, was deutsche Musik geschaffen hat und noch schafft, zu vollendeter, muſtergültiger Darſtellung.

Um so greller ſticht hiervon die Ärmlichkeit dessen ab, was für das deutsche Drama, sei es der klassischen Epoche, sei es der Gegenwart, geleiſtet worden iſt. Eine Zeitlang schien es ja, als wenn das Conriedsche deutsche Theater in New York berufen wäre, eine Führerrolle auf diesem Gebiet zu spielen. Aber der Mangel an nachdrücklicher und nachhaltiger Kunſtbegeiſterung bei dem deutschen Publikum New Yorks und die Unbeſtändigkeit und Flatterhaftigkeit des amerikanischen Geschmackes haben diese Hoffnungen zunichte gemacht; und ähnlich oder noch schlimmer ſteht es mit anderen deutschen Theaterunternehmungen in Philadelphia, Milwaukee und St. Louis. Die Folge iſt, daß der Amerikaner gar keine Ahnung hat von der Höhe, auf der die deutsche Schauspielkunſt der Gegenwart ſteht. Er weiß nicht, wovon man redet, wenn man ihm die Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin, die Muſteraufführungen des Prinz-Regenten-Theaters in München oder die Düsseldorfer Feſtspiele nennt.

Ich glaube nicht, daß durch Reorganisierung lokaler deutscher Theater in Amerika, so wünschenswert eine solche auch sein mag, ein wesentlicher Umschwung auf diesem Gebiete erzielt werden kann. Ein wirklich erfolgreicher und epochemachender Vorſtoß für deutsche Schauspielkunſt wäre meiner Ansicht nach nur zu machen durch Gaſtspiele der erſten Schauspielertruppen Deutschlands in sämtlichen Großſtädten Amerikas.

Es iſt ja richtig, daß die Meininger, die vor etwa einem Menschenalter einen solchen Versuch machten, damit keinen finanziellen Erfolg errungen haben. Aber damals ſtand die deutsche Schauspielkunſt der Gegenwart doch eben noch in ihren erſten Anfängen, und Amerika ſtand dem künſtlerischen Leben Deutschlands noch ferner als heute. Inzwischen haben die Gaſtspielreisen der Conriedschen Oper bewiesen, wie zugkräftig solche vorübergehenden Engagements gemacht werden können. Ich bin feſt davon überzeugt, daß, wenn aus den erſten schauspielerischen Kräften Berlins, Wiens, Münchens und Dresdens eine Truppe gebildet würde, die im Laufe von zwei bis drei Monaten in New York, Philadelphia, Boſton, St. Louis, Chicago und ähnlichen Städten Shakespeare, die deutschen Klassiker, Ibsen und das modernſte deutsche Drama zur Darſtellung brächte, der deutschen Kunſt damit ein Dienſt geleiſtet werden würde, mit dem sich nichts von dem bisher Versuchten vergleichen ließe. Es würde im wahrſten Sinne des Worts eine befreiende Tat sein; es würde das gesamte Theaterleben Amerikas erschüttern und aufrütteln und die Haltung der gebildeten Amerikaner gegenüber dem deutschen Drama mit einem Schlage verändern. Ein ſtaatlicher Garantiezuschuß zu einem solchen Unternehmen, scheint mir, würde in jeder Hinsicht berechtigt sein.

Endlich die deutsche Malerei. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie fremd und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kühl bis ans Herz hinan der Amerikaner auch diesem Zweige deutscher Kunst gegenübersteht. Selbst die größten deutschen Malerpersönlichkeiten, wie Lenbach, Menzel, Böcklin, haben das amerikanische Kunstgefühl bis jetzt so gut wie unberührt gelassen. Zum großen Teile ist auch dieser Zustand mangelnder Kenntnis zuzuschreiben. Die deutschen Gemäldeausstellungen, die bisher in Amerika veranstaltet worden sind, so z. B. die mit der Weltausstellung in St. Louis verknüpfte und die vor einigen Monaten von dem Buffaloer Museum arrangierte, haben im großen und ganzen doch nur Mittelware gebracht. Auch hier gilt es, Amerika das Beste zu bieten, was wir haben; denn nur so wirkt man für eine nationale Sache. Auch hier gilt es, die großen kraftvollen Persönlichkeiten, selbst mit ihren Exzentrizitäten und Wunderlichkeiten, zur Geltung zu bringen, nicht die gewandten und kunstfertigen Formmenschen, die nichts Neues zu sagen haben.

Im Lauf der letzten Jahre hat ein Bostoner Kunstverein, die Copley Society, derartige Ausstellungen veranstaltet, bei denen es auf die Darstellung des Lebenswerkes eines großen Meisters ankam. So ist Whistler, so ist Sargent, so ist Monet dem Bostoner Publikum vorgeführt worden. Sollte nicht für einen Deutschen möglich sein, was für Franzosen und in England eingebürgerte Amerikaner möglich gewesen ist? Sollte es nicht möglich sein, unter den Auspizien der Copley Society in Boston eine Ausstellung zustande zu bringen, die die Ideen- und Formenwelt Böcklins und Lenbachs zu würdiger Darstellung brächte? Gelänge dies, so wäre, davon bin ich überzeugt, auch in der Malerei der deutschen Kunst eine neue Bahn in Amerika eröffnet; eine neue Epoche in den geistigen Beziehungen Amerikas und Deutschlands wäre eingeleitet.

Zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. August Wassermann, Berlin.

Die ungemein hohe Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche hat seit einiger Zeit begonnen, die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich zu lenken. Unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin hat sich eine Anzahl hervorragender Frauen und Männer aus den verschiedensten Kreisen zusammengefunden, um eine Bekämpfung dieses Übels in die Wege zu leiten. In der Tat ist dies ein Werk, wohl des Schweißes der Edlen wert. Denn wenn wir den Satz als richtig anerkennen, daß das wertvollste Aktivkapital eines Staatswesens in dem Leben und der Anzahl seiner Bewohner besteht, so erleiden wir jährlich durch die unverhältnismäßig bedeutende Säuglingssterblichkeit eine große Einbuße an nationaler Kraft. Schwer ist allerdings die Aufgabe, welche zu bewältigen ist, und nicht zum mindesten liegt ihre Schwierigkeit abgesehen von der sozialen Seite auf medizinischem Gebiete. Ist doch der zarte Organismus des Kindes im frühesten Lebensalter gegenüber allen Schädlichkeiten der Ernährung, gegenüber einer großen Anzahl von Infektionen besonders empfänglich und wenig widerstandsfähig. Fragen wir uns unter diesen Umständen, in welcher Hauptrichtung die medizinische Leitung des Kampfes sich bewegen, was, wenn ich so sagen darf, das aufgerichtete Fanal sein soll, dem wir zustreben müssen, so gibt uns auch hier wiederum unsere älteste und treueste Lehrmeisterin in solchen Dingen, die Natur bzw. die Naturwissenschaft, den besten Rat. Wir haben dazu nur nötig zu studieren, welche Vorkehrungen die Natur getroffen hat, um das junge Lebewesen über die Periode des Säuglingsalters, dem, wie schon erwähnt, eine zwiefache Gefahr, seitens der Ernährung und seitens Infektionen, droht, hinwegzubringen. Die Antwort darauf lautet: Die Natur gibt dem Säugling gegen diese beiden Fährnisse den wirksamsten Schutz ausschließlich nur auf einem einzigen Wege: durch die Muttermilch. Erst kurze Zeit ist es her, daß wir diese in ihrem Wesen so einfache Antwort mit solcher Sicherheit zu geben vermögen, denn erst der modernen Immunitätsforschung war es vorbehalten, auch dieses Problem zu ergründen. Seitdem bildet das Kapitel über die biologischen Verhältnisse der Muttermilch eines der interessantesten Gebiete in der gesamten biologischen Wissenschaft, ein Kapitel, das wie kaum ein anderes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geeignet ist, in teleologischer Hinsicht uns die in der organisierten Natur obwaltende wunderbare Ökonomie und Zweckmäßigkeit zu zeigen. Es dürfte daher auch für die Leser dieser Zeitschrift, besonders im Hinblick auf die oben gekennzeichneten sozialen Bestrebungen von Interesse sein, etwas von diesen jungen Forschungen zu erfahren.

Bleiben wir zunächst bei der ersten und wichtigsten Aufgabe, welche im Säuglingsalter zu erfüllen ist, der Ernährung, d. h. der Anlagerung von Körpersubstanz. In dieser Hinsicht hat die moderne Forschung neue, bis dahin vollkommen unbekannte Tatsachen ergründet. Bekanntlich bildet den wichtigsten Bestandteil aller unserer Körperzellen das Körpereiweiß. Jede Körperzelle des Menschen und der Tiere besitzt als Grundlage Eiweißsubstanzen. Eine der bedeutendsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Eiweißbiologie bildet nun der in den letzten Jahren gelungene Nachweis, daß der Mensch und jede Tierart ihr spezifisches, nur ihr eigentümliches Körpereiweiß besitzt. Das menschliche Eiweiß ist spezifisch verschieden von dem Rindereiweiß, dieses letztere beispielsweise wieder von dem Pferdeeiweiß. Es war die Immunitätswissenschaft, welche diesen Nachweis liefern konnte — die analytische Chemie war und ist trotz der Höhe, auf der sie angelangt ist, nicht dazu imstande und — schon daraus ist zu ersehen, um welche feinen Differenzen es sich dabei handeln muß. Keine Retorte, kein chemisches oder physikalisches Instrument, nichts, was der Menschenhand entstammt, vermag bis heute die Reaktion des spezifischen Unterschiedes des menschlichen und tierischen Eiweißes uns zu demonstrieren. Nur der ungemein viel feiner arbeitende lebende Organismus ist imstande, uns dies Reagens zu liefern. Das folgende einfache Experiment enthüllt und beweist diese bis vor wenigen Jahren dem menschlichen Wissen unbekannte Tatsache. Wenn wir einem Tiere, z. B. einem Kaninchen A, eine vom Menschen herrührende Eiweißlösung, beispielsweise Blut, und einem zweiten Kaninchen B dieselbe Körperflüssigkeit, also wiederum Blut, aber diesmal von einem Rinde, mehrmals einspritzen und nun einige Zeit später diesen beiden Kaninchen einen Aderlaß machen und so ihr Blutwasser, Serum, gewinnen, so besitzen wir in diesem das Reagens, um mit aller Schärfe den Beweis für die spezifische Differenz des menschlichen und tierischen Eiweißes zu führen. Denn sobald wir Serum des Kaninchens A mit einer Lösung menschlicher Eiweißsubstanzen vermischen, tritt in dieser Mischung ein starker Niederschlag auf, indem die menschlichen Eiweißsubstanzen von dem Serum ausgefällt werden. Setzen wir aber zu Serum A eine andere als menschliche, z. B. Rindereiweißlösung, zu, so bleibt dieser Niederschlag aus. Umgekehrt tritt bei demselben Versuche mit Serum des Kaninchens B die Niederschlagsbildung nur ein, sobald mit ihm Rindereiweiß in Berührung kommt.

Und das, was hier an diesem Beispiel gezeigt wurde, gilt nun gesetzmäßig für die Eiweißsubstanzen aller Tierarten. Mit dieser Entdeckung der Spezifizität des Körpereiweißes des Menschen und jeder Tierart trat nun auch die Frage der Säuglingsernährung in eine vollkommen neue Phase. Wir dürfen jetzt nicht mehr sagen: Der Zweck der Säuglingsernährung ist der Neuansatz von Körpersubstanz, sondern nunmehr muß es heißen: Der Zweck der Säuglingsernährung ist der Neuansatz von spezifisch menschlichen Eiweißsubstanzen. Damit erschien uns mit einem Male die Muttermilch unter einem neuen bis dahin nicht geahnten Gesichtspunkte. Ist sie doch der einzige Weg, auf dem die zum Weiterbau des jungen, menschlichen Organismus nötigen menschlichen Bausteine in demjenigen Materiale, wie sie zum Bau erforderlich sind, von vornherein geboten werden. Alle Worte und Reklamen vom »vollwertigen Ersatze der Muttermilch«, mit denen bisher eine Unzahl von Surrogaten angepriesen wurde, mußten mit einem Male verstummen. Auf Grund dieser neuen Forschungsergebnisse steht nunmehr die naturwissenschaftliche Tatsache fest, daß jede andere Ernährung als die mit Muttermilch an den Säuglingsorganismus eine von der Natur nicht vorhergesehene und nicht beabsichtigte Mehrleistung von Arbeit stellt und daher eine unnötige Belastung und Kräfteverschwendung für ihn in einem Alter bildet, in dem er alle seine Kräfte für andere Zwecke zusammenhalten muß. Ich habe die hier obwaltenden Verhältnisse, wie sie durch den spezifischen Unterschied des menschlichen gegenüber dem tierischen Eiweiß gegeben sind, seinerzeit, als ich dieses Verhalten in Gemeinschaft mit meinem

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitarbeiter Schütze aufdeckte, durch folgendes Gleichnis gekennzeichnet: Stellen wir uns vor, daß wir einem Maschinenbauer eine Maschine in Auftrag geben, deren einzelne Teile aus Stahl sein müssen, und dem Verfertiger das Rohmaterial in dem einen Falle in Roheisen, in dem anderen Falle von vornherein in Stahl liefern, so hat er im erſteren Falle eine bedeutende Mehrarbeit zu leiſten. Denn er muß nun das Roheisen erſt in Stahl umarbeiten, bevor er es überhaupt zum Aufbau seiner Maschine verwerten kann. Im letzteren Falle dagegen haben wir ihm diese Mehrarbeit von vornherein erspart, er kann das Rohmaterial sofort zum Aufbau der Maschine verwenden, da wir es ihm bereits von der vorgeschriebenen Art liefern. Genau so liegen die Verhältnisse bei der Ernährung mit Muttermilch.

Nur in ihr liefert uns die Natur das Rohmaterial für den Weiterbau des menschlichen Organismus von vorneherein in seiner spezifischen, d. h. sofort von dem Säuglingsorganismus für den Weiterbau verwendbaren menschlichen Art. Ist doch die Milch nichts anderes als eine Lösung von Körpersubstanzen derjenigen Art, welcher die milchliefernde Mutter angehört. Auch sie folgt daher in ihren Eiweißsubstanzen dem gleichen Gesetze der Specificität, das wir oben kennen gelernt haben. Und wenn wir das früher angeführte Experiment an den Kaninchen ſtatt mit menschlichem und Rinderblut mit den entsprechenden Milcharten ausführen, bekommen wir das gleiche klare Resultat; d. h. nur das Serum desjenigen Kaninchens, welches mit menschlicher Milch vorbehandelt war, fällt die Eiweißkörper der menschlichen Milch aus, nie aber das Serum eines Kaninchens, das mit irgend einer tierischen Milch injiciert wurde. Also nur die menschliche Milch führt dem Säugling das für ihn adäquate Baumaterial zu. Jede andere Milch bedarf erſt seitens des menschlichen Säuglingsorganismus einer Umarbeitung. Dies bedeutet eine Mehrarbeit für ihn und ſtellt Anforderungen an seine Kräfte. Nur die Muttermilch iſt daher die natürliche Fortsetzung der Ernährung im Mutterleibe; jede künſtliche Ernährung iſt ein von der Natur nicht beabsichtigter plötzlicher, sprunghafter Übergang zu anderen Verhältnissen.

Aber noch eine zweite Reihe von Gefahren bedroht, wie wir oben auseinandersetzten, besonders diese frühes̈te Periode unseres Lebens. Es sind die mannigfachſten Infektionen des Magendarmkanals, der Haut, der Schleimhäute usw. Auch in dieser Hinsicht hat die Natur vorgesorgt, und zwar wiederum bedient sie sich dabei der Muttermilch. Auch diese Verhältnisse hat die moderne Immunitätsforschung klarzulegen vermocht. Hier war es Ehrlich, der durch seine klassischen Studien über die Vererbung der Immunität Licht schuf. Wir dürfen dabei wohl die Entdeckung von Behring's als bekannt voraussetzen, wonach der wichtigſte Schutz gegenüber Infektionen in dem Vorhandensein gewisser Schutzsubſtanzen im Blute beſteht. Ehrlich konnte nun nachweisen, daß die spezifischen Schutz- und Heilſtoffe gegenüber Infektionen, welche bei einer Mutter während ihres Lebens im Blute auftreten, in großen Mengen in ihre Milch übergehen und bei der Säugung von dem Säugling aufgenommen und verwertet werden. Seitdem iſt auch dieses Forschungsgebiet des Übertrittes der antiinfektiösen Schutzsubſtanzen aus dem Blute in die Milch immer weiter bearbeitet worden, und wir können heute auf Grund derselben den Satz aussprechen, daß alle Schutzsubſtanzen, die eine Mutter während ihres Lebens in ihrem Blute ansammelt, in ihre Milch und durch diese auf ihr Kind während der Säugungsperiode übergehen. Auch diese unschätzbare und von Menschenhand nie zu ersetzende Quelle des Säuglingsschutzes iſt von der Natur nicht eingerichtet, um sie ungenutzt zu lassen. Das geht schon daraus hervor, daß die Schutzsubſtanzen in so großen Mengen aus dem Blute in die Milch übergeleitet werden. Das Verhältnis iſt durchschnittlich wie 1:15, d. h. rund $^1/_6$ bis $^1/_7$ der im Blute befindlichen Mengen dieser koſtbaren Stoffe finden sich in jedem Augenblicke in der Milch zur Verfügung des Säuglings vor.

Somit liefert die Muttermilch, aber auch nur diese allein, Bauſteine und Schutzgitter für den aufzuführenden Bau zu einer Zeit, wo dieser noch schwach iſt und bei jeder Erschütterung leicht einſtürzen kann, und zwar liefert sie diese beiden wichtigſten Beſtandteile in der von vornherein für den Bau schon zugearbeiteten und zugemeißelten Form. Bewundernd müssen wir beim Eindringen in diese Verhältnisse vor dem Walten der Natur ſtehen. Bescheiden müssen wir eingeſtehen, daß es bis heute keinen vollwertigen Ersatz

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für die Muttermilch gibt, wobei wir indessen durchaus nicht bezweifeln wollen, daß es bei Aufwendung großer Sorgfalt und entsprechender Kosten auch gelingt, wie das ja in unzähligen Fällen bewiesen ist, auf künstliche Weise einen Säugling großzuziehen. Aber dessen müssen wir trotzdem immer eingedenk bleiben, die Natur hat uns den richtigen Weg, auf welchem die Gefahren des Säuglingsalters auf ein Minimum zu reduzieren sind, wie wohl jedem Leser dieser Zeilen klar geworden sein dürfte, deutlich vorgezeichnet. Das Fanal in der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, dem alles zustreben sollte, ist die möglichste Ausbreitung der Ernährung mit Muttermilch. Ob sich dies für die breiten arbeitenden Volkskreise wird erreichen lassen, ist eine soziale Frage. In je weitere Kreise aber dies Bewußtsein und die Möglichkeit, es durchzusetzen, eindringt, desto mehr wird die Säuglingssterblichkeit zurückgehen. Die Muttermilch ist, wie wir sahen, ein Spiegelbild des Blutes, und so gilt mit Recht auch von ihr das bekannte Dichterwort: sie »ist ein ganz besonderer Saft.«

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Petersburg.

Juni 1907.

Eine Eisenbahn von Europa nach Amerika.

Kürzlich ging durch die westeuropäischen und die amerikanischen Tagesblätter die Meldung, der Zar habe eine Konzession zur Abzweigung einer neuen sibirischen Bahn von der Station Kausk im Gouvernement Jenisseisk durch Nordsibirien und zur Untertunnelung der Beringstraße erteilt. Die Nachricht wurde zwar bald darauf dementiert — aber allem Anschein nach ist sie, wie Eingeweihte mir versichern, nur verfrüht gewesen, und über kurz oder lang dürfte sie aufs neue auftauchen und dann einen tatsächlichen Hintergrund aufweisen.

Wer die geographischen und klimatischen Verhältnisse Nordsibiriens und der Beringstrasse auch nur einigermassen kennt, wird zwar geneigt sein, einem Projekt der angegebenen Art gegenüber ungläubig den Kopf zu schütteln und es für eine Ausgeburt einer ausschweifenden Phantasie zu halten. Dennoch ist der gigantische Plan durchaus ernst zu nehmen, und die amerikanischen Interessentengruppen, welche schon seit einer Reihe von Jahren mit allen Mitteln an der Verwirklichung der Idee arbeiten, werden nicht so leicht ruhen und rasten und ihr Projekt, von dem sie sich die größten finanziellen Vorteile versprechen, fahren lassen. Im Gegenteil, die Vorarbeiten zur Realisierung des Gedankens sind, wie die in dem Rufe der Zuverlässigkeit stehende österreichische »Zeitschrift für Post und Telegraphie« erst kürzlich mitteilte, gerade neuerdings energisch gefördert worden.

Untertunnelungen von Meeresstraßen für die Zwecke einer besseren Eisenbahnverbindung sind schon an verschiedenen Stellen der Erde geplant worden, ohne daß doch bisher ein derartiges Projekt irgendwo zur Ausführung gelangt wäre. So wollte man, von dem Versuch der Bahnverbindung unter dem Kanal zwischen Frankreich und England zu schweigen, vor einer Reihe von Jahren eine Eisenbahn von Spanien nach Nordafrika unter der Straße von Gibraltar hinweg bauen und ebenso eine Unterseebahn von England nach Irland. Nunmehr sieht es fast so aus, als solle tatsächlich die ferne, unwirtschaftliche, unter dem Polarkreis gelegene Beringstraße die erste Stelle auf Erden werden, wo ein unterseeischer Eisenbahntunnel gebaut wird.

Dabei liegen gerade hier die Verhältnisse außerordentlich ungünstig und würden jedenfalls im Vergleich größere Hindernissse darbieten, als sie sich bei Überwindung der oben genannten. relativ schmalen europäischen Meeresarme vorfänden — nicht nur wegen der abnorm schlechten klimatischen Verhältnisse, sondern auch wegen der Weltentlegenheit der Gegend, in die man alle zum Bau notwendigen Materialien erst aus weitester Ferne schaffen muß, vor allem aber wegen der verhältnismäßig sehr großen Breite der Beringstraße. Schwankt doch deren Breite zwischen 75 und 92 km. Man mag hiernach ermessen, was für eine Aufgabe der Bau eines Untersee-Tunnels auf eine solche Entfernung darstellt, zumal wenn man weiß, daß der Tunnel durch den Simplon, der größte bisher existierende, nur 19, der durch den Gotthard nur 15 km lang ist.

Wohl ist zunächst daran gedacht worden, die Eisenbahn, welche Amerika und Asien verbinden soll, auf andere Weise über das Hindernis der Beringstraße hinwegzuführen. Man plante anfangs einen Trajektverkehr für ganze Eisenbahnzüge oder auch den Bau einer riesenhaften, 120 km langen Brücke, deren Bau bei der geringen Tiefe des Meeresarms und den Inseln in der Beringstraße, die gute Stützpunkte abgeben könnten, technisch keine Unmöglichkeit gewesen wäre — aber beide Lösungen scheiterten an der Tatsache, daß die Beringstraße alljährlich der Schauplatz eines ganz ungeheuren Andrangs von Eismassen ist, und es blieb demnach nur die Anlage eines Untersee-Tunnels als einzige Möglichkeit übrig, um das Projekt den klimatischen Unbilden zum Trotz zur Durchführung zu bringen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Näheres über die Art und Weise, wie der Bau des Tunnels von den Amerikanern durchgeführt werden soll, ist zur Zeit hier noch nicht bekannt; man weiß nur, daß die amerikanischen Ingenieure von der Durchführbarkeit fest überzeugt sind und daß der Tunnel an dem weit in die Beringstrasse hineinspringenden asiatischen Ostkap oder Kap Deschnew auf der Tschuktschen-Halbinsel (169° 40′ westl. L.) beginnen und beim amerikanischen Kap Prince of Wales (168° westl. L.) enden soll. Zwischen beiden Kaps liegen die beiden Diomedes-Inseln, auf denen der Tunnel eine längere Unterbrechung erfahren könnte.

Der Bau der anschließenden Landbahnen wird auf der nordamerikanischen Seite, wo die Eisenbahnlinie von Vancouver, dem Endpunkt der kanadischen Pacificbahn, durch West-Kanada und Alaska hindurch laufen müßte, zwar sicherlich keine leichte Aufgabe sein, aber er wird schließlich auf keine abnormen Schwierigkeiten stoßen, zumal da in Alaska schon einige Bahnen gebaut worden bezw. im Bau begriffen sind. Um so komplizierter aber wird die Fertigstellung der sibirischen Strecke sein. Die Linie würde an der nördlichsten Station der großen transsibirischen Bahn, in Kansk (westlich vom Baikal-See) unter dem 55° nördl. Br., 5000 km von Moskau entfernt, beginnen und dann über Jakutsk zur Tschuktschen-Halbinsel und zum Ostkap geführt werden. Diese Strecke dürfte für Bahnbauten eine der schwierigsten sein, die auf Erden zu finden ist: führt doch ihr Weg erstens einmal durch die Gegenden, wo sich der Kältepol befindet, wo man mit absoluten Temperaturschwankungen von vollen 100° zu rechnen hat, nämlich — 62° C im Januar und + 39° C im Juli! Weiter aber muß die Bahn mitten durch die unendlichen Sumpfgegenden der nordsibirischen Tundra gebaut werden, die fast das ganze nördliche Sibirien bedeckt und der Anlegung eines festen Bahnkörpers voraussichtlich ganz enorme Schwierigkeiten bereiten wird. Schließlich muss weiter im Osten die Bahn das unwirtliche Stanowoj-Gebirge durchziehen, in dem bisher wegen seines entsetzlichen Klimas jeder Verkehr alljährlich viele Monate hindurch vollständig stockt.

Überblickt man alle diese Tatsachen, so kann man sagen, daß es nur der oft bewährten Zähigkeit der Amerikaner und ihrer hervorragenden technischen Kunst zu danken sein wird, wenn das Unternehmen gelingt. Allerdings würden die wirtschaftlichen Vorteile ganz unabsehbare sein, so daß die 1100 Millionen Mark, auf die man den Bau der insgesamt 7500 km langen Bahn einschließlich des großen Tunnels veranschlagt, eine wichtige Verzinsung ergeben dürften.

Der Fernerstehende wird es zunächst kaum begreifen, was man von einer Bahn zu hoffen hat, die durch trostlose klimatische Gebiete und auf endlose Weiten durch nahezu menschenleere Länder führt, oder daß man von ihr gar gute Einnahmen und eine reiche Verzinsung erwarten kann. Daß die Reisenden, die von Europa nach Amerika und umgekehrt fahren wollen, sich in absehbarer Zeit nicht der Bahn, sondern nach wie vor dem Schiff anvertrauen werden, versteht sich aus mannigfachen Gründen von selbst. Trotzdem wird die neue Bahn eine der einträglichsten Unternehmungen werden, die es überhaupt gibt. Würde sie doch erstens einmal durch das reiche Goldland Alaska führen, wo man auf der Halbinsel Seward erst kürzlich wieder neue, jungfräuliche Goldlager von einem geradezu fabelhaften Reichtum gefunden hat. Aber auch Sibirien ist ein reiches Goldland, dessen Goldwäschereien am Oberlauf der Lena und des Jenissei schon heut $^2/_3$ der gesamten Goldproduktion Rußlands ausmachen, und dessen Ertragsfähigkeit durch eine in die Goldländer führende Bahn naturgemäß außerordentlich gesteigert werden könnte. Andre gewaltige Erz-, besonders Kupferlager sowie große Kohlenfelder am unteren Lauf der Lena, die bisher noch fast gar nicht ausgebeutet wurden, werden gleichfalls durch die Bahn erschlossen werden. Die reichen Getreideernten Sibiriens, die oft so ergibig sind, daß früher die Bauern ganze Felder ungeschnitten stehen ließen, weil sie nicht wußten, was sie mit dem vielen Getreide anfangen sollten, sind zwar in vielen Teilen des Landes schon durch die sibirische Bahn dem allgemeinen Nutzen zugänglich gemacht worden — aber auch die neue Bahn kann in dieser Hinsicht noch für weite Strecken Sibiriens eine hohe, volkswirtschaftliche Aufgabe erfüllen.

Die amerikanische Interessengruppe, die das treibende Element des neuen Bahnprojekts ist, verlangt als Gegenleistung für ihre Bemühungen vom russischen Staat unter andrem, daß ihr zu beiden Seiten der Bahn ein insgesamt 24 km breiter Streifen Land zur freien Verfügung, auch zur bergmännischen Ausbeutung überlassen wird. Nach dem Gesagten wird man es nunmehr wohl verstehen, daß unter solchen Umständen der Bau der Bahn trotz des riesigen Kostenaufwandes von 54 Millionen Pfund Sterling ein sehr rentables Unternehmen werden kann.

Jedenfalls darf man dem beispiellos kühnen Projekt nach den sehr gründlich betriebenen Vorstudien der amerikanischen Ingenieure einen sehr ernsthaften, realen Hintergrund nicht absprechen, und die Kulturwelt wird die weitere Entwicklung des grandiosen Unternehmens, das einen der gewaltigsten Fortschritte in der Entwicklung des Verkehrs bedeuten würde, mit höchstem Interesse verfolgen.

Mitteilungen.

Die sieben Hochschulen der Schweiz, Bern, Zürich, Genf, Lausanne, Basel, Freiburg und Neuenburg, zählten im W.-S. 1906/7 6024 Studenten und 1309 Zuhörer, darunter 2277 Frauen. Von den 6024 Studenten waren nur 2421 geborene Schweizer, von den Ausländern waren 1920 Russen, 828 Reichsdeutsche, 169 Bulgaren, 127 Österreicher, und 63 Ungarn, 109 Franzosen usw. Am meisten von den Ausländern besucht war Genf (255 Schweizer, 903 Ausländer), demnächst Lausanne 256 Schweizer, 808 Ausländer); sonst waren jedoch die besuchtesten Universitäten Bern (1741+316 Zuhörer) und Zürich 1240+322). Von den 1557 weiblichen Studenten gehörten 977 der medizinischen, 541 der philosophischen und 39 der juristischen Fakultät an; von 4467 Studierenden männlichen Geschlechts gehörten 2060 der philosophischen, 1125 der juristischen, 962 der medizinischen und 320 der theologischen Fakultät an.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

20. Juli 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Wie lernen Nationen einander kennen?

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Münch, Berlin.

In ansehnlichen Gruppen gehen zurzeit die Angehörigen einer Nation über die Landesgrenze, um auf bestimmtem Gebiet die Einrichtungen und Leistungen einer andern an Ort und Stelle zu beobachten, auch wohl um die geltenden Anschauungen und etwa die persönlichen Hauptträger derselben kennen zu lernen und in einen fruchtbaren Austausch zu treten. Diese zweckvollen Fahrten von Fachmännergruppen haben selbstverständlich ihren schönen Wert. Die Berührungen pflegen freundlich zu verlaufen, zumal Besuchende und Empfangende sich dabei nicht gehen lassen, sondern einer bestimmten Verantwortung sich bewußt sind. Führt das Zusammentreffen auch zu festlichen Feiern, so bildet sich in einem solchen Kreise leicht sogar das Gefühl eines inneren Füreinander; man macht eine Art von Brüderschaft, und ein gewisser Nachhall wird davon bleiben. Man gesteht sich, einander von neuen und angenehmen Seiten kennen gelernt zu haben, sich nun erst im richtigen Lichte zu sehen. Etwas von bengalischer Beleuchtung ist dabei gleichwohl im Spiele, und »Enthusiasmus ist keine Heringsware«! Er läßt sich nicht im Fasse konservieren. Hinterher wirken in der Heimat doch wieder andere Eindrücke entgegen; zumal man sich doch nicht so völlig kennen gelernt hat, wie man damals glaubte. Und das mag einmal auf die Frage führen: Wie lernen überhaupt Nationen einander kennen? Wie taten sie es sonst? Wie tun sie es jetzt? Ist es leichter geworden oder schwerer, oder ist es gleich schwer geblieben? Es besteht in diesem Punkte nämlich sehr viel Selbsttäuschung, und sich das klar gemacht zu haben, ist am Ende auch schon etwas wert.

Vor allem hören wir ja von Kind auf regelmässig fertige Urteile über den Charakter der andern Nationen. Diese Urteile sind zum Teil durch wiederholte Eindrücke vieler zustande gekommen, aber mitunter lebt darin auch nur das packend formulierte Wort eines einzelnen fort (wie z. B. das von Voltaire über die Holländer): jedenfalls sind sie rund und bestimmt, verteilen Tugenden und Fehler ganz säuberlich und ohne Einschränkung. Mit dieser Eigenschaft gerade erhalten und übertragen sie sich so leicht. Und wie wir ja im frühen Lebensalter solchen allgemeinen und fertigen Urteilen gegenüber sehr gläubig sind, so lassen sich viele ihr Leben lang daran genügen. Doch auch bei denen, die weiterhin Gelegenheit finden, selbst zu urteilen, wirken meist jene früh aufgenommenen Kategorien nach: ist doch das Sehen mit eigenen Augen überhaupt nicht so leicht, wie man glaubt; meist wird (wie selbst auf dem körperlichen Gebiet) eine bestimmte Disposition schon mitgebracht. Auch was man dann über fremde

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nationen liest, ist doch irgendwie durch die zufällige Subjektivität der Schreibenden hindurchgegangen, wobei das Geschriebene und Gedruckte als solches noch immer für die meisten eine sehr erhöhte Autorität besitzt. Wie oft hat dabei dem Verfasser geradezu eine gewisse leidenschaftliche Erregung erst die Feder in die Hand gedrückt! Wie weit ist es davon entfernt, daß das in Tageszeitungen Ausgesprochene allgemeingültige Bedeutung haben könnte!

Daneben stehen ja freilich noch mannigfache andere Quellen der Belehrung offen. In jugendlichem Alter schon lernte man die Geschichte der fremden Nation kennen, aber in äußerster Beschränkung, mit Bevorzugung des allgemein Politischen und Kriegsgeschichtlichen, mit bloßen Andeutungen für das kulturgeschichtlich Bedeutende, mit Übergehung aller Namen, die nicht allerersten Ranges sind, auch wohl mit viel fertiger Charakteristik und Formulierung, nicht selten ohne eigentliche Lebendigkeit. Man liest vielleicht auch später Geschichtliches oder Beschreibendes. Man spricht solche, die im Lande gereist sind oder darin gelebt haben. Man macht selber einige solche Reisen, bringt vielleicht sogar eine etwas längere Zeit dort zu. Man erlebt dabei manches und gewiß manches Typische, Charakteristische. Aber beschränkt bleibt der Beobachtungskreis doch und die Beobachtungsfähigkeit nicht minder; oft kommt der Affekt stärker ins Spiel als die Urteilskraft. Noch leichter lernt man in seinem eigenen Lande Mitglieder der fremden Nation kennen, die aber in der für sie fremden Lebenssphäre unter besonderen Bedingungen stehen und leicht nach der günstigen oder der ungünstigen Seite vom natürlichen Typus sich entfernen. Gleichwohl ist man in diesem Falle wie in jenen andern immer geneigt, zu verallgemeinern.

Besondere Berührungen ergeben sich ferner für viele aus Geschäftsbeziehungen oder auch fachlich kollegialischen. Viel allgemeiner lernt man die Erzeugnisse bildender Kunst jenseits der Landesgrenzen kennen, deren Ausdrucksmittel glücklicherweise weniger auseinandergehen als die Sprachen, und noch leichter und allgemeiner die des Kunstgewerbes. Und dazu kommt die Zugänglichkeit der Literatur, in weitem Umfang selbst für die, die sich genügende Erlernung der Sprache nicht zumuteten, wenigstens und namentlich in Deutschland, wo die Herstellung von Übersetzungen in ungeheurem Umfang betrieben wird. Daß fachwissenschaftliche Literatur von den Fachleuten der verschiedenen Länder im Original gelesen wird, ist gerade in der letzten Zeit sehr viel allgemeiner geworden, wenigstens soweit die Hauptkultursprachen in Betracht kommen. Doch in den Fachwissenschaften drückt sich im allgemeinen nicht viel von der Besonderheit der nationalen Seele aus. Fremde »schöne Literatur«, namentlich Poesie, objektiv zu würdigen, setzt übrigens doch eigentlich schon einen höheren Stand von Vertrautheit mit der Sprache voraus.

Es gibt von alters her noch andere Gelegenheiten der Berührung und des Kennenlernens, Gelegenheiten sogar in großem Stil, die doch zum Glück nur in gewissen, zu besonderem Glück nur in ganz großen Zeitabständen sich eröffnen: nämlich Kriege, die, so sehr sie an sich nicht bloß der Humanität und der Kultur, sondern auch dem objektiven Verständnis und der ruhigen Erkenntnis entgegen zu sein scheinen, doch in vergangenen Zeiten oft ein Hauptmittel gewesen sind zu gegenseitiger Bekanntschaft. Den bedeutungsvollsten Fall dieser Art bilden bekanntlich die Kreuzzüge, aber auch andere kriegerische Unternehmungen sind Ausgangspunkt geworden für wirkliche Kenntnis fremder Völker. Öfter freilich haben sie wohl das Gegenteil zum Ergebnis gehabt, wie denn z. B. in Deutschland Schweden und Franzosen lange Zeit beim Volke einfach als Wüteriche galten. Andererseits haben unter unseren Gebildeten gerade die Offiziere der französischen Invasionsheere vielfach eine besonders günstige Vorstellung von dieser Nation hervorgerufen (eine viel zu günstige sogar bei dem weiblichen Geschlecht). Doch auch nach unserm großen Krieg von 1870—71 sind alle besseren Mitglieder unserer Heere aus Frankreich mit richtigeren (und auch günstigeren) Urteilen über die Franzosen zurückgekehrt, als sie vorher zu haben pflegten. Man hatte sich in der Zeit seit 1815 die Beurteilung dieser Nation etwas zu bequem gemacht. Zum mindesten findet man bei solchem Kriegsverkehr doch, wie viel Menschliches gleichmäßig unter den Völkern vertreten ist. Aber natürlich bleibt trotzdem der Krieg das am allerwenigsten wünschenswerte Mittel zum Kennen und Verstehen; Friede und Fort-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schritt alliterieren und harmonieren doch besser miteinander, auch in dieser Beziehung, und wir wollen hoffen, daß große europäische Kriege uns auf recht lange Zeit erspart bleiben. Gerade dazu allerdings würde es eine sehr gute Hilfe sein, wenn die Nationen einander gut kennten, denn Kennen, Verstehen, billig Beurteilen, Wert und Rechte anerkennen, das bildet doch eine zusammenhängende Kette.

Und sollte es denn nicht sein, daß die gegenseitige Kenntnis der Nationen unserer Zeit sichere Fortschritte machte? Dafür sprechen doch so viele, sich alsbald aufdrängende Gesichtspunkte! Vor allem die massenhaften und bequemen Verkehrslinien, die von Land zu Land führen, die gegen früher so außerordentlich erhöhte Leichtigkeit des Reisens, die Verallgemeinerung der Reisegewohnheit, der ebenso erleichterte erhöhte, verallgemeinerte Austausch der Erzeugnisse der Presse, Bücher wie Zeitungen, das Zusammenarbeiten auf Gebieten der Wissenschaft, die Ausstellungen für Kunst, Industrie und noch anderes, die Beliebtheit internationaler Kur-, Erholungs- und Erlustigungsorte. Aber eigentümlich: daß das alles bis jetzt eine so freundliche Wirkung getan habe, wie man meinen könnte, läßt sich durchaus nicht behaupten oder gar beweisen. Vielleicht kommt dabei in Betracht, daß früher eine viel größere Zahl von Menschen überhaupt nicht auf diesem Gebiete urteilte. Solange es wesentlich nur eine wirklich gebildete Oberschicht ist, die Urteile fällt, werden diese im allgemeinen maßvoll ausfallen, werden nicht leicht krasse Gegensätze empfunden und zum Ausdruck gebracht werden. Das schließt nicht aus, daß man auch früher fehlging und der Korrektur bedurfte, wie sie z. B. Lessing dem Urteile seiner Landsleute über den Wert französischer Literatur zuteil werden ließ, oder wie später in anderem Sinne Frau von Staël den Franzosen mit ihrem Urteil über Deutschland. Aber wie gewiß bedürfen auch solche Korrekturen wieder der Korrektur, der Einschränkung ihres Lobes wie ihres Tadels, wenn die wirkliche Wahrheit festgestellt werden soll!

Ist es überhaupt möglich, eine Nation wirklich zu kennen? Schon ein menschliches Individuum kennt man niemals ganz, selbst das uns nächststehende nicht, niemals ganz nach seinen innersten Regungen und auch nicht nach der Möglichkeit seiner weiteren Wesensentwicklung im Wandel der Zeiten und der Situationen. Und wieviel schwerer muß es nun bei einer Nation heißen, mit dem Durcheinander ihrer Millionen von Individuen! Doch für ein solches Ganzes gerade glaubt man entscheidende gemeinsame Züge finden zu können. Und schlechthin ist das ja auch nicht falsch, wenn man die Nationen im ganzen miteinander vergleicht; aber neben dem, was sozusagen fertig ausgebildet und bleibend vorliegt, gibt es das Bewegliche, gibt es das Leben der Stimmungen, der elementaren Impulse, der Affekte, der Leidenschaften; und hinter dem allgemeinen Durchschnitt gibt es die weit auseinandertretenden verschiedenen Typen, es gibt die sozialen und die Bildungsschichten, um nicht zu reden von der Ungleichheit der Volksstämme innerhalb einer großen Gesamtnation. Gerade die ungeheure Schwierigkeit oder die Unmöglichkeit der Erkenntnis durch eigene Augen führt dann um so mehr dazu, daß man sich an die übernommene allgemeine Charakteristik hält.

Oft verfehlt wird auch die Deutung der einzelnen hervortretenden Wesenssymptome. Diese Symptome kann man richtig beurteilen nur, wenn man die Eigenart der nationalen Seele überhaupt kennt. Im Auftreten der Engländer z. B. ist uns Kontinentalen manches ganz überraschend und anstößig, was seine richtige Erklärung eben in der eigentümlichen Beschaffenheit der englischen Seele findet. Zum Beispiel: dem, der freiwillig eine kleine Hilfe anbietet, einen Rat, eine Auskunft, eine Aufklärung gibt, dafür keinen oder doch keinen rechten Dank zu wissen, wie überaus unschön erscheint uns das! Und man kann es von reisenden Engländern alle Tage erleben. Aber man muß wissen, daß es für das dem Engländer anerzogene und eingewurzelte Gefühl peinlich ist, wenn man bei ihm überhaupt eine Hilfsbedürftigkeit findet und konstatiert, daß man ihm nicht die Selbständigkeit zutraut, sich immer mit eigenen Mitteln zurechtzuhelfen. Und eine ähnliche Bewandtnis hat es mit dem Ignorieren der augenblicklichen menschlichen Umgebung von seiten dieser selbigen Engländer: anerzogen ist ihnen der Gesichtspunkt, daß es Rücksicht auf andere sei, auch nicht im entferntesten sich in ihr Leben einzudrängen, wie denn auch Neugierde gegenüber den Angelegenheiten anderer nirgends so wenig gefunden wird wie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei Engländern. Zu der besonderen Tugend der Franzosen, der »Soziabilität«, steht man damit allerdings in deutlichstem Gegensatz. Also — um diese Beispiele nicht fortzusetzen — es gehört ein Verständnis des Ganzen und des Innersten dazu, um das Einzelne und das Äußerliche richtig zu beurteilen.

Wie sehr übrigens fertig überkommene Urteile auch gegenüber minder fernstehender Wesensart den Ausschlag geben und wie zäh sie sich behaupten, das kann man innerhalb Deutschlands sehen. Ein Bayer, der über norddeutsches Wesen anders als nach den überkommenen Anschauungen sich äußert, ist eine große Rarität; man findet immer wieder dieselben abgestandenen spöttischen Formeln, und tiefe, fast ingrimmige Antipathie wird durch diese Stammesdogmen begünstigt. Was andererseits das Verhältnis zwischen Deutschland und dem Ausland betrifft, so dürfen wir freilich trotz allem so viel für uns in Anspruch nehmen, daß wir im ganzen uns von jeher ernstlicher und erfolgreicher um das Verständnis unserer Nachbarn bemüht haben als diese um das unserige. Und da der Fehler des raschen Verallgemeinerns immer demjenigen am nächsten liegt, der die wenigst tiefgehende Bildung hat, so ist, weil solche Bildung immerhin in Deutschland verbreiteter gewesen ist als anderswo, eben doch auch unsere Kenntnis auf jenem Gebiete meist weniger unbefriedigend gewesen als die unserer Kulturnachbarn, wenigstens und besonders der großen und stolzen unter ihnen. Der Große und Unabhängige kommt eben leicht dazu, sich nur um sich selbst zu kümmern.

So erleben denn z. B. die Franzosen in neuerer Zeit eine Reihe von Überraschungen, die ihnen in gewissen Abständen ein neues Buch über Deutschland oder ein neuer Erfolg der Deutschen in der Welt, und seinerzeit ja auch eine wuchtige Offenbarung deutscher Kriegsstärke und Organisation bereitet hat. Doch auch da bildet sich leicht zur Erklärung eine bestimmte neue Formel, die die Sache nicht trifft, aber sich äußerlich und innerlich bequem festhalten läßt. So steht denn bis auf den heutigen Tag in den Lesebüchern der französischen Schulen, daß die deutsche Kriegführung mit unerhörter Grausamkeit und abstoßender Tücke verbunden gewesen sei. Und was die neuen Aufschlüsse der über Deutschland von ernsthaften französischen Reisenden geschriebenen Bücher betrifft, so dringen sie naturgemäß nur in eine dünne Schicht von Lesern, und außerdem pflegen die neuen Eindrücke sich nach einiger Zeit zu verwischen. Unrichtiges geben übrigens solche Bücher vielfach auch da, wo sie loben; der Affekt spricht mit, Übertreibung liegt nahe.

Im ganzen wird man gleichwohl zurzeit in Frankreich mehr richtige Beurteilung Deutschlands antreffen als in England. Der ungünstige Verlauf des Krieges von 1870 hat den Franzosen höchst wertvolle und wirksame intellektuelle und moralische Anregungen gegeben. Weit mehr als Frankreich unterscheidet England sich von Deutschland dadurch, daß in seinen Schulen, auch den höheren Schulen, der Geschichte der außerenglischen Nationen keine Stätte eingeräumt ist. Was die Engländer davon kennen lernen, hängt vom Zufall, von gelegentlicher Lektüre oder persönlicher Mitteilung ab. Daß es für den ganz überwiegenden Teil der Nation durchaus gleich Null ist, läßt sich denken. Und die Ignoranz ist ein vortreffliches Hilfsmittel zur Selbstzufriedenheit, zum Hochmut und zum Mißtrauen.

Freilich verteilen sich, wenn man näher zusieht, immer wieder die Fehler und Vorzüge in einer viel gleichmäßigeren Weise, als man erwartet. Gegenüber jenem deutschen Vorzug der immerhin verbreiteteren Kenntnis fremder Nationen findet sich bei uns der sehr gewichtige Nachteil, daß die Mehrzahl der Deutschen sich Ausländern gegenüber nicht zu benehmen weiß. Ein harter Vorwurf, der aber auf zahllosen gleichartigen Eindrücken aus einer langen Reihe von Jahren beruht und übrigens bei feinfühligen Landsleuten keinem Widerspruch mehr begegnet. Schon die Rücksichtslosigkeit, die in dem unerträglich lauten Sprechen und Lachen liegt und in sonstigem Mangel an Form und an Selbstbeherrschung im kleinen, ist den meisten Ausländern (und zwar mit Recht) unangenehmer als die stumme Rücksichtslosigkeit gewisser anderer Europäer.

Doch kommen wir auf die schon im Eingang berührte Frage zurück, was der allmählichen oder der zu erwartenden raschen Zunahme gegenseitiger Kenntnis in unserer Zeit hinderlich sein könne. Denn wiederholt muß es werden: diese gegenseitige Kenntnis ist durchaus nicht in dem Maße gestiegen, wie die Vermehrung der Berührungsgelegenheiten es erwarten ließe. Wenn, wie schon oben angedeutet wurde, mit der Zahl der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verkehrenden ganz und gar nicht die Bildung des Durchschnitts sich erhöht hat, wenn zur Gewinnung selbständigen und wertvollen Urteils doch nicht eben viele die Vorbedingungen besitzen, wenn ferner eine gewisse Erregtheit innerhalb der ungewohnten Lebenssphäre und allerlei dort natürliche kleine Lebensschwierigkeiten leicht das Urteil beeinflussen, so dürfte es außerdem das Ergebnis eines natürlichen Gesetzes sein, daß die Nationen mit der Zeit und der Weiterentwicklung der Kultur sich nach innen stärker differenzieren. Wenn man eine Nation vor 150 Jahren vielleicht durch eine bestimmte und mäßige Zahl von Typen hätte kennzeichnen können, so wären die Umrisse dieser Typen jetzt sicherlich vielfach auseinandergeflossen und eine neue, weit größere Mannigfaltigkeit wäre aufzustellen.

Und weiterhin ist doch die Nervosität, wie der Individuen, so auch der Nationen viel größer geworden, und mit der Nervosität die Wandelbarkeit der Stimmungen und Strömungen, die Unberechenbarkeit der Entschließungen, die mindere Greifbarkeit des ganzen Wesens. Namentlich aber stehen sich die Nationen im ganzen nie lange als ruhig Betrachtende gegenüber, irgendwie beeinflußt fast immer die eine die konkreten Interessen der anderen, und wo man, um es stark auszudrücken, sich belauert, da beobachtet man sich — zwar in gewissem Sinne erst recht, aber nicht im rechten Sinne. Familien, die miteinander in demselben Miethause auskommen sollen und naturgemäß nie lange ohne Reibung auskommen, sind nicht die objektivsten Beurteiler ihrer Hausgenossen. Der Erdball aber droht leider einem solchen nicht übermäßig geräumigen Miethause ähnlicher zu werden; seine Dimensionen schrumpfen gewissermaßen ein; werden doch auch die Familien der Bewohner immer kinderreicher.

Noch gar nicht ist hierbei derjenigen gedacht worden, die in dem Verkennen anderer Nationen übereifrig sind, vielleicht daraus und aus dem Verleumden ihr Geschäft machen. Wir wüßten ja davon in der Gegenwart nicht wenig zu sagen; doch soll dabei hier nicht verweilt werden. Jedenfalls müßten wir zusammenfassend auf die Frage: wie lernen Nationen einander kennen? antworten: auf mannigfachen Wegen möglicherweise, aber im ganzen außerordentlich schwer und so gut wie immer unzulänglich.

Dieses Ergebnis nun könnte doch den guten Willen stärken, es um so treulicher zu versuchen. Immer müssen die Menschen, die guten Willens sind, viel arbeiten, damit die mit dem bösen nicht das entscheidende Wort behalten.

Geist und Form der mittelalterlichen Philosophie.

Von Professor Dr. Clemens Baeumker, Straßburg i. E.

(Schluß.)

Aus der selbständigen Stellung der mittelalterlichen Philosophie neben der Theologie ist zuerst ein scharfer Gegensatz hervorgegangen. Er spricht sich aus in der Annahme einer »zwiefachen Wahrheit«, in dem Satze, daß etwas wahr sein könne in der Philosophie, falsch in der Theologie, und umgekehrt. Ansätze zu einer solchen Ansicht fanden sich schon früher bei christlichen Denkern, die durch eine weitgehende Allegorisierung oder durch sonstige Deutungskünste den üblichen Glaubensformeln einen esoterischen Sinn gaben. So lehrt Eriugena eine Schöpfung aus nichts; allein das Nichts ist ihm, wie der Vedantaphilosophie und der Kabbala, das über alles bestimmte Sein erhabene unendliche göttliche Wesen. Besonders aber hatte die arabische Philosophie in dieser Weise zur mohammedanischen Glaubensquelle, dem Koran, Stellung genommen. Nach Averroes ist der gewöhnliche Gläubige an die bildhafte Hülle des philosophischen Gedankens, wie sie im Koran vorliegt, als an die Wahrheit gebunden; der Mann der Demonstration dagegen ist gehalten, sie fallen zu lassen und der philosophischen Wahrheit zuzustimmen. Mit dem Averroismus verbreitet sich jene Formel dann auch im lateinischen Abendlande. Ihre Auffassung war freilich nicht stets dieselbe. Bald stellt sie der bildhaften Einkleidung den bildlosen Inhalt gegenüber, bald soll sie widerstreitende Sätze, mit denen philosophische und theologische Autoritäten sich gegenüberstehen, decken. Übrigens ist sie auch im letzteren Falle nicht immer der Ausdruck charakterloser Unwahrheit oder Feigheit. Oft auch spricht sich die innere Zwiespältigkeit des zwischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entgegengesetzte Strömungen gestellten Menschen darin aus.

Es ist begreiflich, daß jener Satz von der doppelten Wahrheit dem heftigsten Widerstande begegnete. Die psychologische Beschaffenheit des mittelalterlichen Geistes war eine viel zu einheitliche, um ihm allgemein und dauernd zuzustimmen. Versammlungen der Pariser Magister verwerfen ihn, Albert, Thomas und viele andere finden, daß er den Widerspruch in den Urquell der Wahrheit, Gott selbt, hineintrage. Dem im Glauben stehenden und von seiner Wahrheit erfüllten Denker ist es a priori gewiß, daß das in den Glaubensquellen fortlebende Wort der göttlichen Offenbarung einerseits, die Stimme Gottes in Natur und Vernunft andererseits, sich nicht widersprechen können, und daß jeder Widerspruch darum, wie Thomas mit Augustin und Maimonides lehrt, nur ein scheinbarer sein könne, durch Mißverständnisse, entweder des Theologen oder des Philosophen, herbeigeführt. Nicht als ob man den Glauben zum Ausgangspunkte des Philosophierens machte — das geschieht nur in der theologischen Spekulation —; aber die Kirchenlehre erscheint in den Fragen, in welchen sich Glauben und Wissen berühren, vor allem in den metaphysischen, als Maßstab für die wertende Beurteilung. Die Dogmen sind nicht konstitutive, wohl aber regulative Prinzipien. Sie liefern nicht den Inhalt des philosophischen Denkens, wohl aber schließen sie es zwischen Richtlinien ein. Wo uns auch in den Kreisen der theologischen Denker gewisse Anklänge an die Gegenüberstellung einer theologischen und einer philosophischen Wahrheit begegnen, wie bei Duns Scotus und im Nominalismus, da soll im Grunde nur gesagt werden, daß beim Theologen, indem er neue Gebiete hineinziehe, auch die Betrachtungsweise eine andere werde, und daß daher ein in der Beschränkung richtiger Satz für jenen seine unbeschränkte Geltung verlieren könne. Wohl verlangt auch Scotus eine schärfere Sonderung von Theologie und Philosophie; aber den Satz von der »doppelten Wahrheit« hat erst in der Renaissance Pietro Pomponazzo wieder erneuert.

Durch jene Einheit von Wissen und Glauben, durch die Verbindung von Theologie und Philosophie erhält nun auch die mittelalterliche Weltanschauung ihr charakteristisches Gepräge; denn die Weise des Denkens bestimmt zugleich die Grundzüge seines Inhaltes.

Wenn wir von der mittelalterlichen Weltanschauung reden, so sehen wir hier ganz davon ab, zu untersuchen, wie das mittelalterliche Leben in seinen Gesinnungen und Motiven, in seinen Bestrebungen und Zuständen sich tatsächlich gestaltete. An dieser Stelle halten wir uns allein an das, was die führenden Geister, und zwar diese, soweit sie zugleich als philosophische Denker auftreten, als ideale Forderung aufstellen und durch ihre wissenschaftliche Spekulation zu begründen trachten. Und auch hier beschränken wir uns darauf, zu entwickeln, wie im Geiste jener Denker der Sinn des Lebens sich ausdrückt, wie sie die Werte für die Beurteilung dessen, was wirklich ist, gewinnen und worin sie diese Ziele setzenden Werte finden. Die Zergliederung der rein theoretischen Elemente des mittelalterlichen Weltbegreifens dagegen möge dann in Form einer Übersicht über die Gegenstände der mittelalterlichen Philosophie sich anschließen.

Nirgendwo sind Theologie und Philosophie im mittelalterlichen Geiste so unablösbar miteinander verbunden, wie da, wo man die Werte des Lebens und seiner individuellen und sozialen Gestaltungen festzusetzen sucht. Das religiöse Interesse im allgemeinen gibt hier der Weltanschauung die Grundrichtung, die besondere theologische Erfassung des Religiösen in ihrer spezifisch mittelalterlichen Form bestimmt die Ausführung. Darum wird das diesseitige Leben und Schaffen in erster Linie als Vorstufe für das Jenseits betrachtet. Dem Jenseitszwecke sind alle individuellen und sozialen Diesseitszwecke unterzuordnen. Sie haben nur einen relativen Wert. Der Jenseitszweck aber geht über das hinaus, was der bloßen Natur erreichbar ist. Über dem Reiche der Natur schwebt das der Gnade, die im Diesseits erhebt, im Jenseits vollendet. Weil alle Diesseitszwecke jenem Jenseitszwecke unterworfen erscheinen, so ist eine gesonderte Betrachtung des irdischen Lebens in seiner immanenten Entwicklung und nach seinen immanenten Werten dem mittelalterlichen Denken ursprünglich fremd. Das Diesseits wird von Haus aus unter den transzendenten Gesichtspunkt gestellt. Dieser transzendente Gesichtspunkt aber für die Wertung alles rein Menschlichen weist, wenigstens von Haus aus, nicht zwei Stufen auf, die der

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlichen Theologie und die der positiven Religion, sondern die Offenbarungstheologie selbſt nimmt die philosophische Spekulation in sich auf und umfaßt in einer Schau Natürliches und Übernatürliches. Darum gibt es auch im Mittelalter eine rein philosophische Ethik als selbſtändiges Syſtem, wie bei Ariſtoteles und in der Stoa, kaum. Ausnahmen kommen vor. So iſt die moralische Abhandlung des Martin von Braga, ebenso das Werk, welches Wilhelm von Conches seinem Zögling Heinrich Plantagenet, dem späteren englischen Könige, widmete, nicht von theologischen Gesichtspunkten beherrscht, und Kommentare zur Ethik des Ariſtoteles, wie Albert, Thomas, der vielberufene Buridan und andere sie schrieben, fügten sich einem Kreise philosophischer Vorlesungen ein. Aber Abhandlungen, wie die genannten, werden von uns als Abweichung von dem Herrschenden empfunden, und jene Kommentare entbehren selten des theologischen Einschlages, können auch meiſtens nicht als selbſtändiger Ausdruck der Lebensauffassung ihrer Verfasser angesehen werden, so wichtig sie immerhin für diese sind.

Die theologische Betrachtungsweise der Scholaſtik aber hat ihre Eigenart darin, daß sie eine intellektualiſtisch orientierte iſt. Sie geht — natürlich im großen und ganzen genommen — nicht aus, wie die Myſtik, von einer Versenkung in das religiöse Erlebnis der Gottesgemeinschaft, auch nicht, wie etwa der spätere Pietismus, von einer Zergliederung des Sündenbewußtseins und des daraus entspringenden Heilsverlangens der Menschenseele, sondern sie ſtellt in den Vordergrund die Dogmen von Gott, dem Schöpfer, dem Erlöser, dem Vollender. Diese, nicht psychologische, sondern dogmatische Art der scholaſtischen Theologie beſtimmt nun auch die besondere Weise, in der man die Spekulation über Sinn und Ziel des Lebens ausgeſtaltete. Den Ausgangspunkt bilden nicht psychologische Analysen, sondern metaphysisch-dogmatische Sätze von Gott und des Menschen Verhältnis zu ihm. Demgemäß erscheint das Sittengesetz, soweit es ein natürliches iſt, als Ausfluß des ewigen Gesetzes im Geiſte Gottes, und die Ethik hat feſtſtehende, objektiv gültige Regeln aufzusuchen, denen natürlich nicht nur die äußere Handlung angepaßt werden soll, sondern die auch in die innere Gesinnung aufzunehmen sind. Die Auffassung der ganzen Weltordnung als einer theonomen iſt der mittelalterlichen Weltanschauung nicht nur Ergebnis, sondern ursprüngliche Voraussetzung.

Innerhalb dieses Rahmens gibt es freilich der Schattierungen gar viele. Eine überwiegend asketische Richtung ſteigert die Betonung des Jenseitszweckes in dem Maße, daß alles Irdische nur als Hemmung empfunden wird. Nicht allein das Haften am Irdischen, sondern auch die theoretische Beschäftigung mit ihm erscheint schon als Unvollkommenheit und weltliche Gesinnung. — Dieser rein religiösen Stimmung gegenüber, die an Auguſtins »Gottesſtaat« sich orientiert, bringt das Eindringen der ariſtotelischen Gedankenwelt einen tiefgreifenden Wandel. Nicht nur eröffnet die neugebotene Menge reich gegliederter psychologischer, ethischer und soziologischer Begriffe und Sätze eine Fülle neuer Einzelaussichten, sondern, was weit wichtiger war, das ariſtotelische Prinzip der inneren Zielſtrebigkeit in Natur und Menschenleben gab für die Betrachtung der individual-ethischen und soziologischen Probleme ein ganz neues Hilfsmittel, das zudem mit der rein religiös bedingten Auffassung nicht allzu schwer in Beziehung gebracht werden konnte. Es ließ sich der Gedanke eines allumfassenden Syſtems der Zwecke durchführen, das vom Diesseits ins Jenseits, von der Natur ins Reich der Gnade reichte und doch in der Abſtufung der Werte auch dem Niederen seine relative Bedeutung nicht nur ließ, sondern sie noch bekräftigte. Jetzt konnte man das Natürlich-Sittliche an der vernünftigen Natur des Menschen messen und als deren Entfaltung betrachten; denn diese vernünftige Natur, die menschliche Persönlichkeit, wird jetzt im Unterschiede von der unvernünftigen Natur als ein wenigſtens relativer Selbſtzweck gewertet. Nun konnte man auch im Staate die Vollendung der natürlichen Anlage des Menschen als eines Gemeinschaftswesens sehen. Bezeichnend iſt es, wie Thomas von Aquino sich jetzt den Theologen und den Philosophen gegenüberſtellt. Es iſt der Theologe, der in der Sünde die Beleidigung Gottes ins Auge faßt; der Philosoph dagegen leitet ihre Verwerflichkeit aus dem Widerspruch ab, in welchem sie zur Vernunft ſteht.

So wird, an sich betrachtet, in der entwickelten Scholaſtik die theologische und die philosophische Betrachtungsweise unterschieden. Aber darum bildet auch die entwickelte Scholaſtik nicht auch eine rein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

philosophische Weltanschauung aus. Wo es sich um die Deutung des Lebens und seiner Aufgaben handelt, da beschränkt die Philosophie sich auf die untergeordnete Sphäre. Erst die Theologie unternimmt es, das Rätsel nach dem Sinn und der wahren Bestimmung des Lebens zu lösen, und nur in der Unterordnung unter das Transzendente im Sinne der Offenbarungsreligion gewinnt das Diesseitige Wert und Stellung.

Auch dem spekulativen Weltbegreifen der Scholastik ist durch das Hervorwachsen des philosophischen Interesses aus der Forschung des Theologen die bleibende Form mitgegeben. Die Triebkraft nämlich, welche überall dem Denken die charakteristische Richtung gibt und damit bestimmt, was vom Strome lebendiger Gedankenentwicklung innerlich ergriffen werden kann, was nur mitgeführt wird oder ganz beiseite bleibt, diese herrschende Triebkraft im mittelalterlichen Geiste ist der Sinn für die Metaphysik. Das mittelalterliche Denken ist metaphysisch orientiert.

Nun ist diese metaphysische Denkrichtung freilich nicht allein aus dem Bunde der Theologie und Philosophie entsprungen. Insofern sie einer eindringenden Beschäftigung mit der Fülle des Konkreten, empirisch Gegebenen abhold ist und mit Vorliebe in der Welt der Abstraktionen sich bewegt, lag sie dem mittelalterlichen Geiste auch wegen all der anderen methodischen Momente der damaligen Forschungsart nahe, die auf eine solche Bevorzugung des Abstrakten hindrängten. Ganz begreiflich war es, daß eine Zeit, in welcher anfangs die Fortführung überkommener Gedankenreihen, dann die Durcharbeitung und organische Weiterbildung derselben sowie die Ausgleichung der verschiedenen Ströme der Überlieferung die Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Tätigkeit bildeten, weniger Sinn hatte für die Erforschung der äußeren Natur und ihrer Gesetze sowie für die analytische Betrachtung der empirischen Ausgestaltung des individuellen und sozialen Menschenlebens und für die kritische Untersuchung der historischen Wirklichkeit. Naturgemäß wog in ihrem Forschen die abstrakte Denkweise vor. Aber daß gerade die Metaphysik es war, worin diese abstrakte Denkweise bis auf die Zeit eines Occam und anderer Nominalisten hin stets wieder die Gegenstände ihrer Vorliebe suchte, das war eine Folge des Zusammenhanges von Theologie und Philosophie. Wie von selbst verstand es sich, daß das bestimmende Interesse dieser abstrakten Gedankenarbeit durch die theologische Richtung, welche der mittelalterlichen Geisteskultur überall ihren Stempel aufdrückt, vor allem den letzten Fragen der theoretischen Weltanschauung und damit den metaphysischen Untersuchungen zugewendet wurde. Gott als letzte Ursache und als letztes Ziel der Dinge: das ist das gemeinschaftliche Problem der Theologen und der Philosophen.

Durch diesen metaphysischen Charakter des Denkens werden nun wieder die Gegenstände der mittelalterlichen Philosophie und ihre Behandlungsart bestimmt.

Den Ehrenplatz nimmt natürlich die Metaphysik selbst ein. Sie erscheint als die Königin der natürlichen Wissenschaften. Noch erstrahlt ihre Krone, von der Kant meint, daß sie inzwischen zur Dornenkrone geworden sei, in hellstem Glanze. Erblickte doch auch Aristoteles, der philosophische Lehrer der Hochscholastik, obwohl weit mehr empirisch gerichtet als Plato, in der Metaphysik die Grundwissenschaft für alles Erkennen und die eigentliche Aufgabe des Philosophen. Schon in der werdenden Scholastik, die eine besondere Philosophie fast nur als Logik oder Dialektik kennt, tritt innerhalb dieser als Hauptproblem die Frage nach der Natur der Allgemeinbegriffe auf, die im Streit des Nominalismus und Realismus eine zugleich auch metaphysische Wendung nimmt. In der Hochscholastik aber ist diese Metaphysik sowohl als gesonderte philosophische Disziplin — die mit Vorliebe an die Erläuterung der aristotelischen »Metaphysik« angelehnt wird —, wie im Zusammenhange theologischer Spekulation zu Systemen von ebenso gewaltiger Größe wie von fein durchgeführter Gliederung entwickelt, gleich den gotischen Domen, in denen die Zeit ihre künstlerische Gestaltungskraft zum Ausdrucke brachte. Viele der damals aufgestellten metaphysischen Probleme, Begriffe und Unterscheidungen haben ihre unverwüstliche Lebenskraft auch dadurch bewiesen, daß sie, sei es in der ursprünglichen oder in umgestalteter Form und in neuen Zusammenhängen, auch in der neueren Philosophie immer wieder durchbrechen.

Auch Psychologie und Ethik tragen im Mittelalter diesen metaphysischen Charakter. Das Seelenwesen und sein Verhältnis zum Leib, die Natur seiner Vermögen und deren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abgrenzung interessieren die Denker mehr als die genaue Beschreibung und Zergliederung der empirisch gegebenen psychischen Tätigkeiten. Während ferner Aristoteles in seiner individualen und sozialen Ethik für die Normbestimmung des Sittlichen und des Gerechten den Maßstab mehr empirisch dem zu entnehmen pflegt, was die Besten und Weisesten seines Volkes übereinstimmend lobenswert finden, sucht die mittelalterliche Ethik und Rechtsphilosophie für das moralische und rechtliche Vernunftgesetz in einer lex aeterna die metaphysische Grundlegung zu gewinnen. Erst im späteren Nominalismus schwindet, wie wir sahen, mehr und mehr dieser metaphysische Geist, um einerseits einem theologischen Supranaturalismus, andererseits einem philosophischen Empirismus und einem einseitigen Ausbau logischer Subtilitäten (bei den »Terministen«) Platz zu machen.

Hinter dem positiven Aufbau der Metaphysik tritt die erkenntnistheoretische Kritik, hinter der Entwicklung des Objektiven die Prüfung des Subjektiven zurück. Von vornherein ist man überzeugt, durch das Denken an das Sein heranzukommen. Die Theorie der substanzialen Formen dient dazu, die Auffassung des Erkennens als eines Abbildens festzuhalten. Freilich fehlen kritische Erörterungen keineswegs völlig. Bestimmte Untersuchungen über die Natur des menschlichen Erkennens und seine Beziehungen zur Wirklichkeit durchziehen die ganze Geschichte der Scholastik. Es braucht nur auf den Streit des Nominalismus und Realismus hingewiesen zu werden, in dem Logik, Metaphysik und Erkenntnistheorie sich ein Stelldichein geben. Der subjektive Einschlag beim Erkenntnisprozeß wird hierbei nicht ganz übersehen. Aber eine systematische Pflege findet die Erkenntnistheorie nicht. Der Sinn des Mittelalters ist zu positiv oder dogmatisch — d. h. dogmatisch im antiken Sinne, in welchem das Wort nur den Skeptizismus ausschließen soll —, um bei einem jeden metaphysischen Grundbegriff und Grundprinzip das Bedürfnis einer erkenntnistheoretischen Auseinandersetzung, möge diese nun zur Begründung oder zur Begrenzung führen, zu empfinden. Es fehlt der skeptische Gegensatz. Bezeichnend ist es, daß das Werk des Sextus Empiricus über die pyrrhonische Skepsis in einer mittelalterlichen lateinischen Übersetzung vorliegt, aber so gut wie nirgends berücksichtigt wird. So kommt es, daß man bis ins feinste die Natur und die Arten der Substanz, ihr Verhältnis zum Akzidens usw. untersucht, aber auf die Motive, die zur Bildung des Substanzbegriffes führen, nicht näher eingeht. Ebenso bestimmt man nach dem Vorgange des Aristoteles die mannigfachen Arten der Ursache und die Weise der Kausalität einer jeden, untersucht mit dem Neuplatonismus die Verkettungen in einer Ursachsreihe und behandelt eingehend das Zusammenwirken der zweiten Ursachen mit den ersten; das Kausalgesetz selbst aber erscheint, wie übrigens auch noch bei Descartes, als metaphysisches Axiom. Denn wenn es auch mit Aristoteles auf das Verhältnis von Akt und Potenz zurückgeführt wird, so liegt den Aufstellungen über dieses Verhältnis das Kausalgesetz selbst schon zugrunde. Auch die Anwendung des Zweckbegriffes auf die Natur und die Begründung der teleologischen Naturansicht wird, wie bei Aristoteles, mit einigen Bemerkungen abgetan. Gerade bei solchen letzten Fragen fehlt noch die erkenntnistheoretische Rechtfertigung. Erst als der Nominalismus die scholastische Metaphysik zur Auflösung brachte, traten energischere Motive zu einer solchen Prüfung auf. Nicht nur eine Reihe metaphysischer Sätze wird hier bestritten, z. B. von Occam, sondern die Grundlagen der mittelalterlichen Metaphysik selbst werden in Zweifel gezogen. Jetzt greift Nikolaus von Autrecourt den Substanz- und Kausalbegriff selber an, mit Einwendungen, die zum Teil an Locke, Hume und Kant erinnern. Wenn Pierre d'Ailly es für denkbar erklärt, daß unsere Wahrnehmungsvorstellungen von der Welt fortbeständen, wenn diese selbst auch in das Nichts zurücksänke, so glauben wir Descartes reden zu hören. Aber zu einer durchgeführten Erkenntnistheorie ist es auch damals nicht gekommen. Die eine Partei erschöpft sich in der Negation, die andere erkennt nicht die Bedeutung der Probleme, welche den ihnen unbegreiflichen Negationen zugrunde lagen. Hier fördert erst eine neue Zeit Problemstellungen, die schon lange sich emporrangen, rein zutage.

Metaphysisches Denken hat allezeit nicht so sehr auf die Analyse empirischer Tatsachen als auf die Durchbildung der Begriffe Wert gelegt. Werden diese Begriffe auch in einer besonnenen Metaphysik an die empirische Grundlage angeknüpft, so gewinnen sie doch selbst dann leicht selbständiges Leben. Wie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Leibniz⸗Wolffſchen Metaphyſik, ſo iſt dieſes auch in der mittelalterlichen der Fall. In der **Begriffskunſt** hat die mittelalterliche Philoſophie eine hervorragende Stärke. Es iſt bereits darauf hingewieſen, wie eine große Zahl dieſer ſcholaſtiſchen Begriffe mitſamt der zugehörigen Terminologie ſchon durch ihr unverwüſtliches Nachleben auch in der neueren Philoſophie ihre Bedeutung bewieſen hat. Dabei handelt es ſich durchaus nicht ausſchließlich um antikes oder patriſtiſches Lehngut, ſondern vielfach um eigenartige mittelalterliche Gebilde. Dieſen hat die ununterbrochene Durchbildung im Laufe einer langen Schultradition zugleich eine vorbildliche Schärfe, Feinheit und Beſtimmtheit verliehen.

Aber auch die Kehrſeite darf nicht übergangen werden. Indem man im Kampfe der Schulen vom Boden gemeinſchaftlicher Vorausſetzungen aus mit Hilfe einer immer ſchärferen Zuſpitzung der Begriffe und einer ſtets geſteigerten Feinheit der Unterſcheidungen ſich gegenſeitig zu überbieten trachtete, iſt man nicht ſelten zu einer empirieloſen, kritiſch nicht gezügelten Begriffskunſt gelangt, bei der die ſchlichten ſachlichen Probleme ſchließlich in lauter Feinheiten zerrieben werden und der Verſtand ſich in Begriffsſpielerei verliert. Namentlich bei den Epigonen — und deren gab es zu allen Zeiten, auch im Mittelalter — iſt dieſes der Fall. Die letzten Probleme in ſich ſelbſt ſelbſtändig zu erleben, haben dieſe völlig aufgehört; die Grundanſchauungen und die Grundbegriffe nehmen ſie als ein Gegebenes hin und ſchmieden nun im Reiche verſtiegener Abſtraktionen ihr Rüſtzeug für Disputation und Wortgezänk. Sie vor allem ſind es, die dem Begriff der »Scholaſtik« und des »Scholaſtiſchen« die übliche Nebenbedeutung gegeben haben.

Ihr formales Inſtrument hatte jene Begriffskunſt in der **Logik**. Auch dieſe trägt im Mittelalter ſpezifiſche Züge. Die mittelalterliche Logik konnte nicht Methodenlehre der empiriſchen Forſchung ſein; denn dieſe empiriſche Forſchung ſelbſt iſt noch zu wenig entwickelt. Darum hat das induktive Denken in der Scholaſtik keine Darſtellung gefunden, die ſeinen beſonderen Aufgaben gerecht wurde. Alles dagegen, was diejenige Form des Denkens, welche in einer Pyramide vorausgeſetzter feſter Begriffe auf⸗ und abſteigt, von Mitteln begrifflicher Kombination und begrifflicher Unterſcheidung verwenden kann, iſt mit virtuoſer Exaktheit entwickelt. Es ſei nur auf die Technik des Syllogismus hingewieſen, auf die Syſtematik der ſyllogiſtiſchen Modi und deren kunſtvolle Terminologie, die in den Vokalen und Konſonanten der Barbara, Celarent, Darii, Ferio, der Ceſare, Cameſtres uſw. eine Beſchreibung der Modi und zugleich eine Anweiſung bietet, die Modi der übrigen Figuren auf die der erſten zurückzuführen; ferner auf die Lehre von den logiſchen Bedeutungsverhältniſſen der Wörter (ihre »Suppoſition«). Natürlich darf man in jener Syllogiſtik nicht eine praktiſche Anweiſung zum Denken und zum Auffinden der Wahrheit ſuchen. Rein theoretiſch aber hat ſie Berechtigung, wenngleich nicht verkannt werden ſoll, daß gar vieles darin, wie in den anderen Beſtandſtücken dieſer Logik, überflüſſiger Ballaſt iſt. Mehr und mehr ausgeartet iſt dann die logiſche Schulweisheit im ſpäteren Mittelalter, beſonders im Nominalismus. Wenn hier von den »Terminiſten« die logiſche Bedeutungslehre, die Lehre von der Suppoſition der Termini mit Einſchluß der »Ampliation« und der »Reſtriktion«, bis ins Ausſchweifende entwickelt wird, wenn uns in den »Obligatoria« immer neue Anweiſungen für den Disputationskomment geboten werden, dann haben wir ſolchen Gebilden müßigen Scharfſinns gegenüber eine ſtarke Empfindung des Überdruſſes. Wir verſtehen das Gefühl der Befreiung, das der Humanismus bei der Rückkehr zu dem einfacheren Ariſtoteles und Cicero empfand.

Daß dem metaphyſiſchen Hochflug, den die mittelalterliche Philoſophie beſonders in den machtvollen Syſtemen des 13. Jahrhunderts nahm, die beobachtende und zergliedernde Verſenkung in das Einzelne der phyſiſchen und geſchichtlichen Wirklichkeit und deren empiriſchen Tatbeſtand nicht gleichkam, wurde ſchon mehrfach berührt. Ein eigentlicher **hiſtoriſcher Sinn** fehlt dem Mittelalter, das mehr in der Abſtraktion und dem Allgemeinen, als in der Betrachtung des Beſonderen und Perſönlichen lebt, und gegenüber der begrifflichen Deduktion der Inhalte des Gewordenen auf das hiſtoriſche Begreifen des Werdens ſelbſt keinen Wert legt. Verleitet von der ewigen Gültigkeit zeitloſer abſtrakter Wahrheiten, faßt man gern die

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Produkte hiftorischer Entwicklung als ein von Anfang an Vorhandenes. Manches, was in den Ideen und Einrichtungen auf politischem, kirchlichem und sonftigen Gebieten erft allmählich sich ausgebildet hat, wird in die Vergangenheit zurückprojiziert. Fragen, die nur hiftorisch zu lösen sind, sollen durch begriffliche Deduktion von oben herab entschieden werden. Hiftorische Kritik fehlt noch faft gänzlich; eher greift man zu den seltsamften Erklärungsversuchen vermeintlich hiftorischer Tatsachen. Mancher scheut, seiner Theorie zuliebe, selbft vor Erdichtungen, ja Fälschungen nicht zurück und findet Gläubige dafür.

So ift auch die philosophische Auffassung des Mittelalters, gleich der der Aufklärungszeit, unhiftorisch. Auch sie hat bei der Wertung vergangener Geiftesarbeit keinen Sinn für die relative Berechtigung, welche auch dem Unvollendeten und Einseitigen im Werdegang zukommen kann. Sie liebt es, wie in der Theologie so auch in der Philosophie, alles mit absoluten Maßftäben nach seinem abftrakten Wahrheitsgehalt zu messen. Und doch sind die zu einer Zeit geltenden Maßftäbe der philosophierenden Vernunft selbft in den Strom des Werdens hineingeftellt.

Begreiflicherweise hat das Mittelalter bei dieser Denkweise nur ein geringes Interesse für die Geschichte der Philosophie, ebenso wie es keine theologische Dogmengeschichte kennt. Die philosophischen Leiftungen der Vorgänger werden benutzt wie ein antiker Tempel, dem man nicht nur Quadern, sondern auch behauene Säulen mit ihren Kapitälen entnimmt, ja den man vielleicht, wie Agrippa's und Hadrians Pantheon, ohne weiteres unter leichten Umänderungen für den eigenen Gebrauch herrichtet, ohne über seine Geschichte und seine kunfthiftorische Stellung sich weitere Gedanken zu machen. Freilich darf hier nicht alles in Bausch und Bogen beurteilt werden. Ganz abgebrochen ift in der Zeit zwischen Altertum und Humanismus auch auf philosophiegeschichtlichem Gebiete der Faden der Überlieferung nicht. Hält es doch z. B. Roger Bacon für nötig, in seinem Opus maius einen knappen philosophiegeschichtlichen Abriß einzuschieben, der vor allem die Griechen behandelt, übrigens auch der Araber Erwähnung tut. Die Biographien des Laertius Diogenes kannte man in einer, wie es scheint, im 12. oder 13. Jahrhundert entftandenen lateinischen Übersetzung. Walter Burleigh (1275—1337) hat danach, sowie nach Cicero und anderen lateinischen Autoren, eine Philosophengeschichte verfaßt. Allerdings zeigen gerade die zahlreichen Irrtümer und Verwechslungen in dieser hiftorischen Kompilation, wie weit man von wissenschaftlicher Exaktheit entfernt ift. Da kann es uns denn natürlich nicht mehr wundern, wenn ein gelehrter, aber unhiftorischer Polyhiftor, wie Albertus Magnus, den Sokrates und den Plato zu Stoikern macht und unter den Epikureern den Hesiod aufzählt. Doch fehlt es auch im Mittelalter nicht an vereinzelten Beispielen literarhiftorischer Kritik. So wenn der ebengenannte Albert von der angeblichen Autorität des »Hermes Trismegiftus« sich nicht verblüffen läßt, ja auch eine Auguftin zugeschriebene psychologische Schrift als unecht erkennt, und wenn Thomas das Buch »über die Ursachen« dem Ariftoteles abspricht und als Kompilation aus dem Neuplatoniker Proklos erweift.

Auch das Interesse für empirische Forschung auf naturwissenschaftlichem Gebiet, sowie für Mathematik und mathematische Naturbetrachtung ruhte in jener Zeit nicht völlig. Freilich liebte man eine oft spielende geiftliche Symbolik der Natur, wie sie z. B. der »Physiologus« in seinen Tierfabeln bietet, oder Hrabanus Maurus, wenn er in seiner Schrift über das Universum jedesmal auch über die myftische Bedeutung der Dinge handelt. Aber wenn man annimmt, der asketische und supranaturaliftische Geift des Mittelalters habe allgemein in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Natur und mit natürlichen Dingen ein Unrecht erblickt, so liegen hier faft durchweg Mißverftändnisse vor. Mit Ehren vertreten Gerbert, Nemoranus, Bradwardin u. a. die Mathematik. Die Optik und andere Zweige der mathematischen Physik finden bei Roger Bacon, Peckham, Witelo verftändige Pflege. Das zur Charakteriftik des Mittelalters oft herbeibeschworene naive Weltbild des Kosmas Indikopleuftes, jenes Reisenden und späteren ägyptischen Einsiedlers des 6. Jahrhunderts, welcher die Erdoberfläche sich als ein flaches Parallelogramm vorftellt, überdeckt von dem auf vier Wänden aufliegenden gewölbten Himmelsdach, ift keineswegs das der mittelalterlichen Denker. Für diese hatten vielmehr schon Isidor von Sevilla und Beda die Lehre von der Kugelgeftalt der Erde feftgelegt, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch an Albert dem Großen — der auch die von Lactanz u. a. aus theologischen Gründen beſtrittenen Antipoden energisch verteidigt — an Thomas von Aquino, Vincenz von Beauvais, Roger Bacon u. a. entschiedene Anhänger hatte. Alberts Werk über die Pflanzen weiſt neben dem Übernommenen auch eine Reihe selbſtändiger Beobachtungen und syſtematischer Gedanken auf. Und wenn das Mittelalter auch keine auf mathematischer Theorie sich aufbauende Technik kennt, so legen doch seine gewaltigen Architekturwerke nicht nur nach der äſthetischen, sondern auch nach der ſtatischen Seite hin Zeugnis ab von einem empirisch erworbenen sicheren Inſtinkt und einem reichen technischen Können, das auch hier in einem schulmäßigen Zusammenhange, dem der Hütten, überliefert und erweitert wird.

Bei all dieser Anerkennung darf indes nicht übersehen werden, daß die beiden Grundlagen der über eine bloße Beschreibung hinausgehenden modernen Naturwissenschaft dem Mittelalter doch fremd sind: das die Bedingungen vereinfachende und der Kontrolle unterſtellende Experiment und die quantitative Beſtimmung vermittels entwickelter mathematischer Methoden und Hilfsmittel. Wo, etwa von den Alchimiſten, experimentiert wird, da sind diese Experimente doch planlos dem Zufall anheimgeſtellt. Selbſt in dem älteren Sinne des Wortes »Experiment«, in welchem dasselbe die planvolle, überlegende Beobachtung des freien Naturverlaufes bedeutet, kommt es nur wenig zur Anwendung. Jedenfalls aber hat das philosophische Denken sich jener wahren Grundlagen der Naturerkenntnis nicht bemächtigt und ihre Bedeutung für Forschung und Wissensbetrieb nicht klargeſtellt. Nicht nur die einzelnen Sätze auf dem Felde der Physik und Chemie, der Biologie, der Aſtronomie und Meteorologie usw. sind es darum, die dem Mittelalter fehlen, sondern vor allem die allgemeinen Methoden und Anschauungsweisen, durch die seit dem 16. Jahrhundert auf allen diesen Gebieten die Fülle der Einzelentdeckungen sowie der zusammenfassenden und weiterführenden Theorien herbeigeführt wurde, welche der modernen Kultur die geiſtige und materielle Naturbeherrschung ermöglichten.

Infolgedessen iſt das Mittelalter weder zu einer klaren Einsicht in das Wesen und die Tragweite der Naturgesetzlichkeit noch zu den rechten Mitteln ihrer Erfassung gelangt. Auch im Studium der Natur herrscht eine dialektische Begriffsphilosophie, welche sich mit dem Feſthalten an der Autorität und der durch diese gedeckten Weisheit der Bücher verbindet. Die Dinge selbſt treten zurück. Aber Begriffsdiſtinktionen, auf unzulängliche Induktionen geſtützt, anſtatt chemischer Analysen, Syllogismen aus vermeintlichen Axiomen anſtatt experimenteller Forschung konnten zu einem wirklichen Wissen von den Gesetzen und Geſtaltungen der Natur nicht führen. Mit den zunächſt der künſtlerischen Geſtaltung entnommenen bequemen Begriffen von Akt und Potenz, von Form und Materie z. B. ließen sich der Forschung wohl Programme und Richtlinien, aber kein Inhalt geben. Wo sie als Erklärung selber gelten sollen, da verbauen sie dem Eindringen in die realen Ursachen und ihre Wirkungsweise nur den Weg. Ebenso iſt die der griechischen und mittelalterlichen Philosophie so charakteriſtische teleologische Betrachtungsweise auch auf dem Gebiete des Naturgeschehens und des natürlichen Werdens keineswegs ohne Wert. Stets aufs neue wieder tut sie ihre Bedeutung dar, indem sie der Forschung als heuriſtisches Mittel und ordnendes Prinzip dient und für die harmonische Verkettung zusammenwirkender Kausalreihen wenigſtens hypothetische Versuche einer Erklärung aufzuſtellen erlaubt. Aber damals glaubte man gar zu oft durch angebliche Axiome teleologischen Charakters, wie den Satz, daß die Natur es nie an dem Nötigen fehlen lasse, das Naturgeschehen selbſt wissenschaftlich schon begründet zu haben. Man weiß, wie gerade dieser Mißbrauch des teleologischen Gedankens in der Periode der sich entwickelnden neuen Wissenschaft den Gegensatz weckte, der zur Ausbildung oder Erneuerung einer zunächſt freilich gleichfalls noch einseitigen mechanischen Natur- und Weltanschauung führte.

Der Mangel naturwissenschaftlicher Forschungsmethoden und die fehlende Einsicht in die Wichtigkeit der exakten Bearbeitung eines möglichſt vielseitigen empirischen Tatsachenmateriales mußten sich naturgemäß auch auf dem psychologischen Gebiete geltend machen. Schon oben wurde darauf hingewiesen, daß die Analyse der physischen Erscheinungen und ihrer empirischen Gesetze hinter der metaphysischen Konſtruktion zurücktrat. Und wenn auch gelegentlich einmal

Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

sogar Hypotheſen pſychophyſiſcher Natur aufgeſtellt werden, z. B. über die Lokaliſation pſychiſcher Funktionen in den Gehirnventrikeln, ſo ſind doch im einzelnen die anatomiſchen und phyſiologiſchen Vorſtellungen ebenſo unzureichend wie die phyſikaliſchen Erklärungen von Licht, Farbe, Wärme uſw. Um ſo mehr möge hier hervorgehoben werden, daß es immerhin an Anſätzen zu einer introſpektiven Analyſe der pſychiſchen Phänomene ſelbſt nicht ganz fehlt. So ſuchte Johannes von Salisbury das Ineinandergreifen niederer und höherer Erkenntnisfunktionen zu begreifen. Thomas von Aquino unterſucht die Affekte und benutzt die Einheit des Selbſtbewußtſeins in ſeiner Polemik gegen Averroes. Im Anſchluß an Alhacen entwickelt Witelo die bei der Auffaſſung der Tiefendimenſion wirkſamen aſſoziativen Vorgänge. Durandus, Occam und andere Spätere bemühen ſich, frei von aprioriſcher Konſtruktion die bei der Begriffsbildung tatſächlich wirkſamen pſychiſchen Elemente zu ermitteln.

Was endlich die praktiſche Philoſophie anlangt, die man nach ariſtoteliſcher Einteilung in Ethik, Politik und Ökonomik gliederte, ſo haben wir den in ihr herrſchenden Geiſt und ihren Entwicklungsgang ſchon geſchildert. Wir haben ihren tranſzendenten Zug, ihre enge Beziehung zur Theologie, ihre metaphyſiſche Methode aufgezeigt, aber auch hervorgehoben, wie viele neue Anregungen gegenüber dem ausſchließlich asketiſchen Standpunkte man aus dem ariſtoteliſchen Zweckgedanken, aus der ariſtoteliſchen Tugendlehre und der ariſtoteliſchen Geſellſchaftsphiloſophie ſchöpfte. Es braucht nur auf die Naturrechtslehrer des 16. und 17. Jahrhunderts hingewieſen zu werden, um die Bedeutung der mittelalterlichen Philoſophie für die Kontinuität der philoſophiſchen Entwicklung auch auf dieſem Gebiete zu belegen.

So viel zur Charakteriſtik der mittelalterlichen Philoſophie des europäiſchen Mittelalters nach Entſtehung, Denkweiſe und Hauptgegenſtänden. Unſere Zergliederung dürfte gezeigt haben, was wir in jener zu ſehen haben und was ſie andererſeits nicht iſt. So werden wir, ſcheint es, von vornherein vor zwei Extremen bewahrt: vor der Überſchätzung, die in der mittelalterlichen Philoſophie eine abſolute Wahrheitsregel erblicken möchte, wie vor der Unterſchätzung, die ihr jeden Kulturwert am liebſten ganz abſprechen will.

Das neuentdeckte Palimpseſt des Archimedes.

Vom Geh. Regierungsrat Profeſſor Dr. Hermann Diels,
Beſtändigem Secretar der Akademie der Wiſſenſchaften, Berlin.

Vor kurzem iſt dem um die mathematiſche Literatur des Altertums höchſt verdienten däniſchen Philologen Heiberg eine ſehr wertvolle Entdeckung geglückt, auf deren Spur ihn Profeſſor H. Schoene in Baſel geführt hatte. Da die deutſche Preſſe über wiſſenſchaftliche Entdeckungen faſt durchweg ſchlecht orientiert iſt, ſo pflegt ſie Berichte darüber aus den Pariſer und Londoner Zeitungen zu beziehen, ſelbſt wenn die Quellen ganz in der Nähe fließen. Dieſe exotiſchen Berichte nehmen natürlich, ſelbſt wenn ſie urſprünglich korrekt waren, allmählich bei der Weiterverbreitung eine fragwürdige Geſtalt an. So iſt es auch einer Notiz ergangen, die aus der Pariſer Tagespreſſe in unſere Blätter übernommen worden iſt. Dieſer von Theodor Reinach ſtammende Bericht über den neuen Archimedes-Kodex iſt in weſentlichen Punkten falſch und oberflächlich. Die deutſchen Zeitungen hätten ſich aus deutſchen Quellen die authentiſche Belehrung holen können, nämlich aus der Mitteilung des glücklichen Entdeckers Profeſſor Heiberg in Kopenhagen in der Berliner Zeitſchrift »Hermes« 42, 235—303 und der mathematiſchen Würdigung des Fundes durch Prof. Zeuthen in Kopenhagen in der Leipziger Zeitſchrift »Bibliotheca mathematica«, III. Folge VII 321—363. Beide däniſche Gelehrte ſind unſtreitig die beſten Kenner der antiken Mathematik. Ihre Ausführungen ſind alſo wohl als abſchließend zu betrachten, obgleich eine Nachvergleichung der Konſtantinopolitaniſchen Handſchrift in Kleinigkeiten noch Nachträge liefern kann. Dieſe Handſchrift iſt nämlich ein Palimpſeſt des 10. Jahrhunderts. Sie ſtammt aus dem Kloſter des heiligen Sabba bei Jeruſalem. Die drübergeſchriebene wertloſe Schrift des 13. Jahrhunderts hat

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den alten Text glücklicherweise nur wenig beschädigt.

Sie enthält große Stücke von Archimedes' erhaltenen Schriften, die Prof. Heiberg für die Neubearbeitung seiner Ausgabe dieses Schriftstellers verwerten wird. Sie enthält ferner seine verlorene Abhandlung »Stomachion« (= Vexierspiel, englisch *puzzle*), wovon Marius Victorinus uns eine Beschreibung unter dem Namen *loculus Archimedius* gibt, und woraus sich auch ein arabisches Fragment erhalten hat. Es wird darin die geometrische Grundlage dieses Figurenspiels erörtert. Nicht diese, wie der Pariser Bericht besagte, sondern eine in dem Palimpsest voranstehende große Abhandlung »Methodenlehre der mechanischen Theoreme« war an den berühmten Eratosthenes gerichtet. Diese neue und höchst wichtige Schrift ist vollständig im griechischen Wortlaut im Hermes veröffentlicht und in der Bibliotheca mathematica ins Deutsche übersetzt. Über die Wichtigkeit seiner Entdeckung spricht sich Heiberg S. 300 so aus:

»Die Bedeutung der neuen Schrift liegt nicht nur in dem direkten Gewinn, den die Bekanntschaft mit der Arbeit eines so genialen Forschers wie Archimedes immer mit sich bringt. Es ist eine alte Klage, daß die griechischen Mathematiker in ihren Schriften immer in voller Rüstung auftreten, ohne von den Vorbereitungen etwas zu verraten, so daß nur durch mühsame Kombination zu erschließen ist, auf welchem Wege sie zu ihren Resultaten gekommen sind. Hier liegen nun zum erstenmale authentische Aufzeichnungen eines griechischen Mathematikers, und zwar des größten und eigenartigsten von allen, über seine Methode vor, so daß wir jetzt ziemlich klar überblicken, wie er seine epochemachenden Ergebnisse gewonnen hat und welchen Gang seine Forschungen genommen haben. Allem Anschein nach ist Archimedes, der Sohn des Astronomen Pheidias, von der Mechanik ausgegangen; durch die dahin gehörigen Schwerpunktsbestimmungen ist er auf Areal- und Volumenbestimmungen krummliniger Figuren und Körper geführt worden. Während er, was das Beweisverfahren betrifft, in seinen streng wissenschaftlichen Schriften sich an die hergebrachte, sozusagen offizielle und kanonische Form hält, die er allerdings mit der größten Virtuosität handhabt, aber ohne prinzipiell neues hinzuzutun, so hat er sich gewissermaßen zum Privatgebrauch, für die vorläufige Untersuchung und Auffindung der Ergebnisse eine übersichtliche und handliche Methode ausgebildet, die auf den Sätzen der Statik aufgebaut ist.

Diese seine Methode teilt Archimedes in der vorliegenden Schrift mit, in vollem Bewußtsein ihrer Neuheit und Fruchtbarkeit und mit dem ausgesprochenen Wunsche, die Fachgenossen zu ihrer Ausnutzung anzuregen. Er erläutert sie an Beispielen, zuerst an dem schon früher bewiesenen Satz vom Flächeninhalt eines Parabelsegments, sodann an einer Reihe von neuen Sätzen über Volumina und Schwerpunktslagen, zum Teil aber solchen, die er schon den alexandrinischen Mathematikern vorgelegt hatte und für welche er die strengen geometrischen Beweise erst in seinen späteren Schriften »Über Kugel und Zylinder«, »Über Sphäroide und Konoide« veröffentlicht; zum Schluß gibt er noch einen Satz ohne Beweis mit der Anweisung, den Beweis mittels der neuen Methode zu finden; auch dieser Satz ist in der Schrift »Über Sphäroide« bewiesen. Die übrigen als Beispiele aufgeführten Sätze handeln alle von der Lage von Schwerpunkten; von ihnen war der erste in dem Werke »Vom Gleichgewicht« bewiesen, und dasselbe wird für die anderen gelten.

Die neue Methode des Archimedes ist tatsächlich mit der Integralrechnung identisch. Während man früher nur sagen konnte, das Beweisverfahren des Archimedes vertrete und ersetze ihm die Infinitesimalrechnung, zeigt die vorliegende Schrift, daß er den entscheidenden Schritt voll und mit Bewußtsein getan hat.«

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Juli 1907.

Der Erweiterungsbau des Britischen Museums — Crosbie Hall — Die Tempel zu Philae.

Am 27. Juni hat König Eduard den Grundstein gelegt zu dem schon seit lange geplanten Erweiterungsbau des Britischen Museums, der den Namen »König-Eduard-Galerien« tragen wird. In 150 Jahren aus verhältnismäßig kleinen Anfängen zu einem Areal von fast $7^1/_2$ Äckern (1 englischer acre = ca. 40 a) erwachsen, war das Institut für die Schätze, die es zu bergen hat, gleichwohl längst zu eng. Die naturgeschichtlichen Sammlungen wanderten daher ins Museum in South Kensington, und für die Jahr

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um Jahr in erschreckendem Maße anwachsenden sorgsam bewahrten Erzeugnisse der Tagespresse wurde vor einiger Zeit eine Art Lagerhaus außerhalb Londons errichtet. Man wußte aber schon früher sehr wohl, daß trotz dieser und ähnlicher Behelfe eine Erweiterung des Gebäudes nötig sei. Vor allem bedurfte die Bibliothek einer solchen. Für ein und eine halbe Million Bände war seinerzeit Unterkunft geschaffen worden, diese Zahl aber ist seit Jahrzehnten schon überschritten. Da bot sich vor nunmehr zwölf Jahren die günstige Gelegenheit, um 200 000 Pfund eine an das Museum angrenzende Fläche von $5^1/_2$ Äckern Größe von dem Herzog von Bedford zu erwerben, dem ja das Gebiet um das Britische Museum herum zum größten Teil in Form von Grundrechten gehört. König Eduard, damals noch Prinz von Wales, beteiligte sich als einer der rechtlichen Verwalter (trustee) des Museums eifrig an den Unterhandlungen, die denn auch zum Abschluß kamen. Es handelte sich um 69 Privathäuser mit Gärten, die auf drei Seiten das Museum umgeben, und deren Pachtverträge zu verschiedenen Zeiten abliefen. Jene 200 000 Pfund wurden denn auch von dem damaligen Finanzminister, Sir William Vernon Harcourt, in das Budget eingestellt und von der Kammer bewilligt. Damit war, freilich erst für künftige Zeiten, ein Grund und Boden erworben, der mit dem existierenden Gebäude fast ein genaues Parallelogramm von 13 Äckern Ausdehnung ausmacht.

Längere Zeit ruhten darnach alle Erweiterungspläne, bis nach fünf Jahren ein Mr. Vincent Stuckey Lean dem Museum eine Summe von 50000 Pfund vermachte, hauptsächlich zur Erweiterung und Verbesserung der Bibliothek und des großen Lesesaales. Nun dachte man ernstlich an eine Erweiterung und wandte sich an den öffentlichen Schatz mit einem ausgearbeiteten Plane, der die jetzigen König-Eduard-Galerien umfaßte. Dort lieh man dem Vorschlag ein günstig Ohr, und 150000 Pfund wurden zur Verfügung gestellt. Die Ausarbeitung der Baupläne wurde einem bekannten Glasgower Architekten, John James Burnet, anvertraut, der sich mit Recht an den Stil des vorhandenen Gebäudes hielt.

Dieses war in seiner jetzigen Gestalt vor fast neunzig Jahren von Sir Robert Smirke, dem Erbauer des Covent Garden Opera House, entworfen worden. Der Plan lehnt sich an das Parthenon an, einmal wohl wegen der vielen antiken Kunstdenkmäler, namentlich des herrlichen Parthenonfrieses, der »Elgin Marbles«, die das Museum bergen sollte, sodann weil damals ja noch der Klassizismus allgemein herrschte. Der gewaltige jonische Porticus gibt dem Bau seinen zwar wuchtigen, aber auch düsteren Charakter, der durch die Londoner Ruß-Patina noch um vieles verstärkt wird, so daß das Gebäude in der Tat mehr den Eindruck eines riesigen Grabmonumentes macht, in das man alte Schätze geborgen, als den eines lebenspendenden Quells. Um die Einheitlichkeit des Ganzen zu wahren, hat der neue Architekt seinen Plänen den gleichen Stil zugrunde gelegt. Es wird sich also dem alten Porticus, der nach Süden schaut, gen Norden hin, wo man jetzt die erste Erweiterung, eben jene König-Eduard-Galerien, errichtet, ein zweiter Porticus zugesellen, der auch einen Eingang zum Museum darstellen wird.

Des Architekten Burnet Pläne aber gehen über den augenblicklichen Bau noch hinaus. Er hat einen einheitlichen Plan für sämtliche Erweiterungsbauten entworfen, deren Inangriffnahme freilich in unabsehbarer Zukunft liegt. Auf diese Weise will man dem Museum für alle Zukunft einen künstlerisch einheitlichen Eindruck sichern. Leider hat man die Pläne nicht veröffentlicht und ist auch nicht gewillt, sie in Augenschein nehmen zu lassen, so daß eine Beurteilung oder auch nur eine klare Darstellung des Entwurfes unmöglich ist. Man gab nur bekannt, daß das jetzt im Bau befindliche Gebäude zum guten Teil Räume für die Bibliothek enthalten solle, über denen sich Verwaltungsräume befinden werden, während das oberste Stockwerk die eigentlichen Galerien, von 380 Fuß Länge, aufnehmen soll. Hier gedenkt man die jetzt ungünstig, eng und dunkel aufgestellte Sammlung ägyptischer Altertümer unterzubringen. Mit dem Bau Hand in Hand geht der Plan einer Verschönerung der ganzen Umgebung des Museums, zu der der Grundeigentümer, der Herzog von Bedford, den nötigen Grund herzugeben bereit ist. Eine breite Avenue soll danach von Norden her eine stattliche Zufahrt zu dem neuen Eingang bilden, und architektonisch wertvolle Gebäude sollen diese Avenue auf beiden Seiten flankieren. Man erhofft daraus eine Verschönerung für die ganze Metropole und möchte es als einen Schritt zur Verwirklichung der so oft erhobenen Forderung ansehen, die architektonische Entwicklung Londons von einem einheitlich künstlerischen Standpunkt aus zu leiten, statt alles nur individuellen Augenblickswünschen zu überlassen.

Erhebt sich an jener Stelle neue Baukunst zur Zierde der Stadt, so soll in der »City« eines der ältesten und interessantesten Architekturdenkmale Londons der Bauspekulation zum Opfer fallen. Der Grund, auf dem »Crosbie Hall« steht, einst der Aufenthalt Richards III. und das bedeutsamste Beispiel mittelalterlicher Hausarchitektur in London, ist vom Grundeigentümer an eine Bank verkauft worden, die das Gebäude abreißen und ein modernes Geschäftshaus an seiner Stelle errichten will. Der enorme Preis, der für den Grund und Boden verlangt wurde, (240000 Pfund!) machte es unmöglich, hier dem Beispiel zu folgen, das mit dem Kauf der Venus des Velasquez gegeben worden war. Kein Verein, keine Korporation, nicht einmal die besonders reiche der City of London, wollte eintreten. Umsonst warnten alle Blätter. Schließlich erbarmte sich der alte Eigentümer und stiftete das Bauwerk der City Corporation. Diese kann es nun abbrechen und anderswo von neuem vollständig wieder aufrichten lassen, oder aber sie kann alles von archäologischem und künstlerischem Standpunkt Interessante an dem Hause ihrem erbärmlich untergebrachten Guildhall Museum einfügen. Die Hoffnung, aus den jetzt als Restaurant benutzten Räumen des alten Hauses ein schönes Stadtmuseum erstehen zu sehen, das endlich einmal dem hiesigen alten System der »Kastenmuseen« einen Stoß versetzt hätte, ist so dahin. Man wird weiter in viereckigen Räumen, die sich mehr oder weniger gleichen, alles mögliche in Glaskästen ausgestellt sehen und pflichtschuldigst bewundern. Dabei wurde Crosbie Hall im Jahre 1836 mit Hilfe einer öffent-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Subskription renoviert. Es lassen sich aber daraus keine öffentlichen Rechte herleiten. Bald wird sich eine moderne Bank erheben, wo einst dem Herzog von Gloster die Krone angeboten wurde, und wo Shakespeare oft in Gedanken gestanden haben mag, als er sein Richarddrama schrieb.

Da verfährt man im fernen Aegypten mit mehr Sorgfalt. Ich meine die bekannten Tempel in Philae, die durch die projektierten Wasserbauten des Nils bedroht sind. In einem seiner letzten offiziellen Schriftstücke berichtete Lord Cromer, der nun ja seinen Posten niedergelegt hat, über diese für die ganze gebildete Welt so interessante Frage. Danach war es unmöglich, die Überschwemmung der Insel zu vermeiden, denn der Wert, der durch den projektierten Dammbau sich ergeben wird, ist ein allzu enormer. Gegen 950 000 Aecker Land werden durch ihn der Kultur erschlossen. Man erhofft von dem Anbau von Baumwolle auf diesem Gebiete eine Jahreseinnahme von ca. 4 Millionen Pfund. »Niemand,« sagt Lord Cromer jedoch in jenem Schriftstück, »kann die Notwendigkeit dieser Vorschläge mehr bedauern als ich selber. Aber ich zögere nicht zu sagen, daß es nicht zu verantworten wäre, das gegenwärtige und zukünftige Interesse des ägyptischen Volkes zu opfern, um die Überschwemmung der Tempel zu verhindern.« Doch hat die Regierung zur Erhaltung der Tempel alles nur Menschenmögliche getan. Die Fundamente sind verstärkt und das Mauerwerk bis auf den festen Stein hinabgeführt worden. Dadurch sind die Tempel nunmehr sicherer als die Mehrzahl der noch existierenden Monumente in anderen Teilen Aegyptens. Auch die Inschriften dürften ebenso klar und scharf erhalten bleiben, wie die Zeichen an den alten Kaimauern, die nun schon über 20 Jahrhunderte lang alljährlich die Flut haben über sich ergehen lassen. Nur werden die Tempel während des Winters nicht mehr so leicht zugänglich sein wie bisher. Aber zwischen Juli und Oktober werden sie jedes Jahr sich frei vom Wasser zeigen. Die Tempel abzubrechen und anderswo neu aufzurichten würde sicher ein Fehler sein und vom künstlerischen Standpunkt aus zu ihrer Stabilität nichts beitragen. Die Inschriften aber sollen auf jeden Fall sorgfältigst kopiert werden.

Mitteilungen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika unterhält eine ganz besonders große Zahl von Instituten für wissenschaftliche Forschung, die ansehnliche und teilweise sogar unübertroffene Leistungen aufzuweisen haben. Sie sind meist mit reichlichen Mitteln ausgestattet, was um so eher geschehen kann, als derBundesregierung keinerlei Kosten aus dem Unterrichtswesen erwachsen. Insbesondere sind die Hochschulen, soweit sie nicht von den Einzelstaaten unterhalten werden, auf eigene Füße gestellt, was der Mehrzahl von ihnen aber nur von nutzen gewesen ist, da von reichen Privatleuten in den Vereinigten Staaten so häufige und großartige Stiftungen für wissenschaftliche Zwecke gemacht werden wie in keinem anderen Lande der Erde. Nachdem jetzt der neue Etat, der vom 1. Juli 1907 bis 30. Juni 1908 läuft, von den gesetzgebenden Körperschaften verabschiedet worden ist, lassen sich positive Angaben darüber machen, was die Bundesregierung der Vereinigten Staaten gegenwärtig für die Wissenschaft ausgibt. Die Summe der Bewilligungen beläuft sich im ganzen auf etwas über 72 Millionen Mark. Unter dem Schatzamt steht das hygienische Staatslaboratorium nebst dem Dienst für öffentliche Gesundheitspflege und das Marinehospital, wofür 360000 Mark ausgegeben werden. Dem Marineamt unterstehen das hydrographische Amt mit etwa 600000, die Seewarte mit 250000 und das Staatsbureau für den nautischen Almanach mit etwa 90000 Mark. Das Ministerium des Innern unterhält das Patentamt mit etwa 5155000 und die geologische Landesuntersuchung mit fast 6 Millionen Mark. Zum Handels- und Arbeitsministerium gehören das Nationalbureau für Maße und Gewichte mit etwa 750,000, die geodätische und Küstenaufnahme mit fast 4 Millionen und das Fischereibureau mit rund 3 Millionen Mark. Die umfangreichste Klientel hat dann das Landwirtschaftsministerium, und der neue Etat gibt gerade mit Bezug darauf lehrreiche Aufschlüsse. Der Gesamtbetrag der Bewilligungen stellt sich hier auf rund 38,800,000 M., wovon den Löwenanteil 9 verschiedene Staatsbureaus empfangen, und zwar das Wetterbureau 5,660,000, das Bureau für Tierindustrie 4,130,000, das Bureau für Pflanzenindustrie 4,210,000, das Bureau für Forsten 9,600,000, das Bureau für Chemie 2,800,000, das Bureau für Bodenuntersuchung 830,000, das Bureau für Insektenkunde 545,000, das Bureau für biologische Landesuntersuchung 210,000 und das Bureau für landwirtschaftliche Versuchsstationen 4,055,000 M. Außerdem sind zum Teil recht erhebliche Summen für besondere Zwecke ausgeworfen, nämlich 760,000 M. für wissenschaftliche Untersuchungen zur Bekämpfung eines Schmarotzers der Baumwollpflanze, 600,000 M. zur Verhütung weiterer Ausbreitung gewisser schädlicher Schmetterlinge, ebensoviel zur Ausrottung von Viehzecken, 100,000 zur Untersuchung der Wasserscheide in den Gebirgen der Oststaaten. Das großartige Staatsinstitut, das nach seinem Gründer die Bezeichnung »Smithsonian-Institution« führt, erhält staatliche Zuschüsse im Gesamtbetrag von 6,800,000 M., in die sich das Nationalmuseum, der Zoologische Nationalpark, das Astrophysikalische Laboratorium, die Forschungen über amerikanische Völkerkunde, der Internationale Katalog der wissenschaftlichen Literatur und der von diesem Institut besonders gepflegte Bücheraustausch teilen. Von Summen, die außerhalb dieser größeren Gruppen bewilligt worden sind, wären noch zu erwähnen die Dotierung der Staatsdruckerei zur Veröffentlichung der Arbeiten der wissenschaftlichen Bureaus mit fast $3^1/_2$ Mill. Mark, dann die Kongreßbibliothek, Botanische Gärten, wissenschaftliche Untersuchungen im Seegebiet sowie topographische Untersuchungen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY



L. Pasteur

Phot. P. NADAR

Beilage zur „Internationalen Wochenschrift“

Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

27. Juli 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Pasteur.

Von Wirklichem Geheimen Rat Professor Dr. Emil von Behring, Marburg.

I.

Louis Pasteur wurde geboren als Sohn eines Lohgerbers am 27. Dezember 1822 zu Dôle (Jura), als Sproß einer weitverbreiteten ackerbautreibenden Generation, von welcher René Vallery-Radot in seiner großen Pasteur-Biographie sagt: »Les Pasteur labouraient la terre. Ils formaient dans un petit village qui dépendait de Mouthe, le village de Reculfoz, une véritable tribu.« Pasteurs Mutter hieß mit ihrem Mädchennamen Jeanne Etiennette Roqui. Sie gehörte einer Familie an, deren Schicksale sich bis zum Jahre 1555 zurückverfolgen lassen. Von dem Familiensinn seiner mütterlichen Aszendenten legt die sprichwörtlich im 17. Jahrhundert bekannt gewordene Redensart Zeugnis ab: »Il s'aiment comme les Roqui.« Sein Vater soll von schweigsamer, nachdenklicher, fast melancholischer Natur gewesen sein, während seine Mutter große Intelligenz mit lebhafter Phantasie und enthusiastischer Lebensauffassung verband.

Im Alter von 16 Jahren aus seinem damaligen Heimatsort Arbois nach Paris in eine Schülerpension gebracht, wurde Louis Pasteur so sehr von Heimweh geplagt, daß sein Vater ihn wieder zurückholen mußte.

Zuerst betrieb er dann zeichnerische Studien in Arbois und hatte als Porträtmaler — er malte in Pastell — gute Erfolge. Dann aber ging er bald ganz in naturwissenschaftlichen Studien auf, welche er 1840 in Besançon begann und in Paris fortsetzte. 1847 wurde er zum Doktor promoviert, 1848 zum Professor der Physik am Lyzeum in Dijon ernannt und bald darauf als Chemie-Professor nach Straßburg berufen. Hier verheiratete er sich im Alter von 26 Jahren mit Marie Laurent, der Tochter des Rektors der Straßburger Akademie. 1854 ging er in gleicher Eigenschaft nach Lille, wurde 1863 zum Professor der Geologie, Physik und Chemie an der Ecole des beaux arts in Paris ernannt, erhielt 1867 die Professur für Chemie an der Sorbonne und begründete 1886 das nach ihm benannte Pariser Institut für Hundswut-Schutzimpfungen. Er starb am 28. September 1895 in Garches (bei Sêvres), wo in einem großen, zu einem Landgut gehörigen Park zu jener Zeit die Einrichtungen zur Diphtherieserumgewinnung vollendet waren. Er starb, das Kruzifix mit der einen Hand umfassend — denn er blieb zeitlebens treu dem frommen Glauben seiner Väter —, die andere umfaßt von der Hand seiner Gattin, umgeben von seinen Kindern, vielen Freunden und Schülern.

Denkmäler in Marmor und Erz, Straßen, internationale Institute und andere Stiftungen tragen Pasteurs Namen. Unzählige

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Biographien ſind über ihn geſchrieben, und die Dankbarkeit nicht bloß des franzöſiſchen Volkes, ſondern der ganzen Welt iſt ihm für alle Zeiten geſichert. Denn er hat Taten vollbracht, die dazu geeignet ſind, menſchliches Elend zu mildern und den Wohlſtand der Völker zu heben. Als Wahrheitsforſcher aber hat er mit divinatoriſchem Scharfblick die Grenzen des menſchlichen Erkennens und Wiſſens auf dem Gebiet lebenswichtiger Fragen mehr erweitert als irgend ſonſt jemand unter ſeinen Zeitgenoſſen.

In einem 400 Seiten umfaſſenden Buch hat Duclaux, ſein erſter Nachfolger in der Direktion des Pariſer Paſteur-Inſtituts, unter dem Titel »Paſteur, hiſtoire d'un esprit« 1896 die geiſtigen Errungenſchaften, welche auf Paſteur zurückzuführen ſind, in acht Kapiteln analyſiert. Schon die Kapitelüberſchriften reden eine äußerſt eindrucksvolle Sprache. Sie lauten: Criſtallographie; Fermentations lactique et alcoolique; Génération spontanée; Vins et vinaigres; Études sur les maladies des vers à soie; Études sur la bière; Étude sur l'étiologie des maladies microbiennes; Étude des virus et des vaccins.

Phyſiker und Chemiker, Biologen und Philoſophen finden in Paſteurs Arbeiten ihre ſubtilſten Probleme mit Meiſterſchaft behandelt, und was ſpeziell die medikamentöſe Heilkunde angeht, ſo iſt dieſe, ſoweit ſie kauſale oder ätiologiſche Therapie iſt, erſt durch Paſteur auf eine naturwiſſenſchaftliche Grundlage geſtellt worden.

II.

Paſteur wurde hineingeboren in eine Zeit, die als die Blüteperiode unſeres naturwiſſenſchaftlichen Zeitalters bezeichnet werden kann.

Eine ganze Schar von Mathematikern, Chemikern und Phyſikern erſten Ranges waren um die Wende des 18. Jahrhunderts in Frankreich auf den Plan getreten und hatten die ſophiſtiſche, ſcholaſtiſche und dogmatiſche Naturbetrachtung verdrängt durch die urſächliche Klarlegung von Naturprozeſſen, ohne Rückſichtnahme auf die Lehrſätze des Ariſtoteles und anderer alter und neuer Autoritäten.

In Deutſchland hatte Kant das Weſen der menſchlichen Geiſteskräfte zum Gegenſtand ſeiner Kritik gemacht und befruchtend eingewirkt auch auf die biologiſche Naturforſchung. So hat u. a. Johannes Müller unter dem Einfluß Kants die Tätigkeiten und Fähigkeiten unſerer Sinnesorgane als ſpezifiſche Energien erkannt und mit dieſer Erkenntnis unſerem Helmholtz die Wege geebnet.

Goethe, Lamarck, der ältere Darwin, Bichat und viele andere Biologen hatten im Denken der Menſchheit die Lehre von einer zuſammenhangloſen Urſchöpfung menſchlicher, tieriſcher und pflanzlicher Lebeweſen durch entwicklungsgeſchichtliche Hypotheſen verdrängt, die mit mechaniſchen Kauſalitätsvorſtellungen vereinbar waren und ſich fruchtbringend erwieſen für willkürliche Metamorphoſierung und Raſſenzüchtung. Auf ſämtlichen Gebieten des Geiſteslebens war man beſtrebt, dem Werden der Dinge nachzuſpüren, um auf Grund der Erkenntnis des mechaniſchen Gewordenſeins zur ſicheren Vorausberechnung und Beherrſchung zukünftiger Ereigniſſe zu gelangen.

Dieſe neue Art der wiſſenſchaftlichen Forſchung fand auch Eingang in die mediziniſchen Diſziplinen. Wir nennen ſie hier die kauſale oder ätiologiſche Forſchung. Sie wird am treffendſten gekennzeichnet und von der traditionell-dogmatiſchen Medizin unterſchieden durch folgende Sätze Claude Bernards, des bedeutendſten Biophyſikers und Phyſiologen unter den Zeitgenoſſen Paſteurs: »La science vraie n'existe que lorsque l'homme est arrivé à prévoir exactement les phénomènes de la nature et à les maîtriser.« Erſt dann wird ein Forſchungsergebnis zu einem wahrhaft wiſſenſchaftlichen geſtempelt, wenn es uns befähigt, Zukünftiges vorauszuſehen und die erforſchte Naturkraft dem Menſchengeſchlecht dienſtbar zu machen.

In dieſem Sinne hatte es bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur eine mathematiſch-phyſikaliſche Wiſſenſchaft gegeben. In der Aſtronomie waren einige wiſſenſchaftliche Grundſätze ſo ſolide, daß daraufhin, wenn auch nicht die willkürliche Beeinfluſſung, ſo doch die ſichere Vorausſage zukünftiger Himmelserſcheinungen aus ihnen abgeleitet werden konnte. Noch weiter brachte es die Naturforſchung auf dem Gebiet der Erdkräfte. Hier formulierten Phyſiker und Chemiker wiſſenſchaftliche Hypotheſen, die uns gelehrt haben, große Maſſen durch Imponderabilien mit beliebiger Geſchwindigkeit in Bewegung zu ſetzen und andererſeits dieſe unter den Namen Wärme, Elektrizität, Licht

Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

bekannten radioaktiven Imponderabilien zu leiten und zu lenken, gleich als ob sie sich mit Händen greifen ließen. Den Grundsätzen der modernen Lehre von der Wärme, von der Elektrizität, vom Licht, von den chemischen Affinitäten und vom Bau der Moleküle verdankt die Technik ihre erſtaunlichen Fortſchritte, und man wird nicht daran zweifeln können, daß diese Grundsätze sich auch noch weiter als wahrhaft wissenschaftlich im Sinne von Claude Bernard bewähren werden, insofern als sie den Menschen fähig machen: »à prévoir exactement les phénomènes de la nature et à les maîtriser«.

Demgegenüber erwiesen sich und erweisen sich die meiſten Grundsätze in der Medizin recht ohnmächtig, und bis zum Eingreifen Paſteurs in die Arzneikunde verzweifelten gerade die beſten medizinischen Forscher, zu welchen auch viele aus der nihiliſtischen Wiener Schule gehörten, an der Möglichkeit, diejenigen Naturprozesse, welche sich in krankhaften Lebensäußerungen dokumentieren, verhüten oder beseitigen oder sonſt irgendwie beherrschen zu können. Man durchſtudierte die große und kleine Welt, ſtellte makroskopische und mikroskopische Diagnosen, katalogisierte die verschiedenartigen Symptomenkomplexe nach Linnéschem Muſter, »um es am Ende gehn zu lassen, wie's Gott gefällt«.

Aus Ärzten, wenn sie zu hohen Dingen sich berufen glaubten, wurden Mathematiker, Physiker, Philosophen und zoologische oder botanische Naturforscher. Man braucht sich bloß an die glanzvollſten Namen unter den bahnbrechenden Forschern Deutschlands zu erinnern, die ursprünglich Ärzte waren, an Johannes Müller, Robert Mayer, Virchow, Helmholtz, Pflüger, Du Bois-Reymond, Brücke, Wundt etc., um zu erkennen, daß die Resignation in bezug auf wissenschaftlich anzubahnende Fortschritte in der ärztlichen Kunſt an der Tagesordnung war. Angesichts dieser Sachlage wird es verſtändlich sein, daß man in Frankreich die Vertreter der Medizin von der Académie des sciences ursprünglich ausschließen wollte; und Laplace entschied eingeſtandenermaßen nicht deswegen zu ihren Gunſten, weil er die Grundsätze und Methoden der damaligen Mediziner für wahrhaft wissenschaftlich hielt, sondern weil er durch Aufnahme von Ärzten in die Akademie auch in die Arzneiforschung einen wissenschaftlichen Geiſt hineintragen wollte: »afin que les médecins se trouvent avec des savants«.

Laplace hat sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Die Pariser wissenschaftliche Akademie hat in der Tat einen wesentlichen Anteil an der Entdeckung von Grundsätzen und Methoden, die den Arzt zur kausalen Diagnose von Krankheitsprozessen, zur Voraussage ihres Verlaufs, zur Verhinderung ihres Eintritts und zur Sanierung nach ihrem Eintritt befähigt haben. Die Comptes rendus de l'académie des sciences aus den 60er und 70er Jahren lassen unschwer erkennen, daß die medizinischen Entdeckungen Paſteurs in innigem Zusammenhang ſtehen mit dem Ideenaustausch zwischen Physikern, Chemikern und ärztlichen Biologen, die in der Akademie mehr oder weniger einträchtig zusammensaßen.

Von den wissenschaftlichen Errungenschaften, welche die Medizin den Arbeiten Paſteurs in erſter Linie zu verdanken hat, iſt die antiseptische und aseptische Therapie in der Internationalen Wochenschrift schon in Nr. 5 von berufenſter Seite (Auguſt Bier) besprochen worden. Liſter hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er aus Paſteurs grundlegenden Untersuchungen über Gärung und Fäulnis die technischen Maßnahmen abgeleitet hat, mit deren Hilfe es ihm gelang, den Hospitalbrand, die Wundeiterungen, die septikämischen und pyämischen Wundinfektionen zu verhüten und damit die chirurgische Technik zu ihren mit Recht bewunderten Glanzleiſtungen zu befähigen.

Meine Aufgabe erblicke ich an dieser Stelle in der Klarlegung des Anteils, welchen Pasteur an der Begründung einer ätiologischen Therapie in der inneren Medizin hat.

III.

Wenn wir in hiſtorischer Beleuchtung uns die Prinzipien vor Augen führen, nach welchen im Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf die gefürchtetſten Seuchen durch ärztliche Eingriffe eingewirkt wurde, dann bekommen wir ein recht trübseliges Bild.

Hahnemannianer, Rademachianer, Gesundbeter und andere Apoſtel medizinischer Sekten beherrschten in deutschen und außerdeutschen Ländern das Feld. Daß aber die Beſtrebungen der ſtaatlich anerkannten medizinischen Auto-

Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

ritäten gegenüber solchen Richtungen, welche nach dem Satz: »Credo, quia absurdum« vorzugehen schienen, erfolglos blieben, wird nicht sehr verwunderlich sein, wenn man sich ins Gedächtnis zurückruft, wie über die »rationelle« Therapie der damals hervorragendsten Akademiker Ludwig Büchner, der berühmte Verfasser des Buches »Kraft und Stoff«, urteilte. »Die sogenannte rationelle Therapie (sagt Büchner in Virchows Arch. Bd. VI, S. 280) konnte nicht halten, was sie versprach....... Wie konnte auch eine Zusammenstellung von Grundsätzen, die, wenn wir ehrlich gegen uns selbst sein und die mit Floskeln ärmlich verbrämte Wahrheit ans Licht ziehen wollen, aus nichts anderem bestand als aus der Ermahnung, kalt zu machen, wo es warm, und warm, wo es kalt sei, hinwegzunehmen, wo zuviel, und hinzuzutun, wo zu wenig, flüssig zu machen, wo etwas stockt, und wiederum zu verschließen, wo es fließt, aufzulösen, wo es zu fest, und zusammenzuziehen, wo es zu weich sei — wie konnte eine Zusammenstellung solcher Grundsätze, welche weit weniger aus der Erfahrung als aus theoretischer Abstraktion gezogen waren, welche allgemeine Eigenschaften der Arzneimittel voraussetzten, die diese oft gar nicht besitzen, und deren Ausführung endlich im einzelnen Falle auf ganz relativen Anschauungen beruhen mußte — wie konnte sie, sagen wir, Anspruch auf wissenschaftliche Geltung machen? Jeder Versuch, diesem alten Schlendrian einen neuen Frack anzuziehen, mußte mißlingen, und vorurteilsfreie Aerzte, deren Gewissen noch nicht durch jahrelange Routine verhärtet ist, mögen heutzutage kaum mehr ohne eine Art von innerer Beschämung ein Rezept nach diesen Begriffen verschreiben.«

Büchner gab die ärztliche Tätigkeit wegen ihres Mangels an naturwissenschaftlicher Begründung auf und wurde Philosoph. Die Begriffe »wissenschaftlich« und »ärztlich« schienen ihm und vielen anderen logisch geschulten Medizinern unvereinbar zu sein.

Diese Zeitstimmung muß man kennen, um zu verstehen, welche ungeheuere Umwälzung Pasteurs erfolggekrönte und mit mathematischer Sicherheit arbeitende Behandlungsmethode solcher Infektionen, die nachgewiesenermaßen ohne ärztlichen Eingriff tödlich verlaufen, in der wissenschaftlich denkenden Welt hervorrief!

Der einwandsfreie Beweis dafür, daß dem so ist, gelang ihm vor nunmehr 26 Jahren, im Juni 1881, zu welcher Zeit er in Pouilly-le-Fort das Experiment an 50 Schafen beendigte, in welchem 25 nicht geimpfte Schafe starben, 25 schutzgeimpfte aber am Leben blieben nach genau gleichgestalteter Infektion mit einem künstlich von ihm kultivierten Milzbrandvirus.

Man wird Duclaux recht geben müssen, wenn er sagt, daß vieles den Namen Pasteurs berühmt, dieses gelungene Schafexperiment ihn unsterblich gemacht habe.

Aber wenngleich in der Geschichte der Heilkunde die Milzbrandschutzimpfung als das Werk (l'oeuvre) Pasteurs par excellence gelten wird, so wurde doch bis in die Mitte der achtziger Jahre in der Gelehrtenwelt nicht bloß seine Priorität bestritten, sondern auch die Zuverlässigkeit und der praktische Wert seiner Versuchsergebnisse auf dem Gebiet der präventiven Milzbrandbekämpfung wurden angezweifelt. Nicht wenige Führer im Streit eigneten sich das Urteil R. Kochs an, welches folgendermaßen lautete: »Wenn auf dem Kongresse zu Genf (1882) Pasteur als zweiter Jenner gefeiert wurde, so geschah das wohl etwas verfrüht, und man hatte offenbar im Drange der Begeisterung vergessen, daß Jenners segensreiche Entdeckung nicht Schafen, sondern Menschen zugute gekommen ist.«

Wissenschaftlich betrachtet steht aber Pasteur höher als Jenner, denn er erkannte, daß die Schutzwirkung der Kuhpocken-Impfung nicht ein einzig dastehendes Faktum, sondern bloß ein Spezialfall in der Seuchengeschichte ist, und zwar ein Spezialfall, welcher sich auf ein der experimentellen Prüfung zugängliches Prinzip zurückführen läßt.

Zufolge diesem von Pasteur der ärztlichen Kunst dienstbar gemachten Prinzip sind abgeschwächte Virusarten zur Seuchenbekämpfung geeignete Mittel.

Man kann darüber streiten, ob Pasteur es gewesen ist, der dieses zu allen Zeiten in der Natur wirksam gewesene Prinzip entdeckt hat. Tatsächlich hat schon Paracelsus mit ihm gerechnet, und Hahnemann hat schon vor Pasteur auf dieses Prinzip eine homöopathische Therapie zu begründen versucht.

Unbestritten aber ist, daß Pasteur der erste gewesen ist, welcher aus abgeschwächten,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

d. h.: in ihrer krankmachenden Energie nachweislich herabgesetzten, Infektionsstoffen genau dosierbare Mittel zur Seuchenbekämpfung gemacht und als erster exakte Methoden zur Gewinnung von abgeschwächten Modifikationen verschiedener Virusarten entdeckt hat. Ihm selbst war es noch beschieden, außer seinen Vaccins zur Bekämpfung des Milzbrands der Schafe und Rinder einen Impfstoff herzustellen, der auch dem Menschengeschlecht zugute gekommen ist, indem er das Rückenmark hundswutinfizierter Kaninchen, welches mit dem seiner Natur nach unbekannten Wutgift behaftet ist, durch Austrocknung zu einem heilsamen Vaccin umzugestalten lehrte.

Als Pasteur in der Mitte der achtziger Jahre die Möglichkeit der Lebensrettung und Bewahrung vor schreckenerregender Krankheit bei von tollen Hunden gebissenen Menschen einwandsfrei bewiesen hatte, erreichte er den Gipfelpunkt seiner Berühmtheit.

Der Enthusiasmus über das Gelingen der Wuttherapie bei menschlichen Individuen erfüllte alle Welt, und schon in kurzer Zeit waren durch eine internationale Subskription die Geldmittel beschafft zur Begründung des Pariser Pasteur-Instituts, in welchem nicht bloß tollwutbedrohte Menschen schutzgeimpft werden, sondern auch die übrigen von Pasteur und seinen Schülern in Angriff genommenen Arbeiten eine gedeihliche Entwicklung finden sollten.

IV.

Pasteur war nahezu 60 Jahre alt, als er seine Hundswutstudien begann (1881). Nachdem diese gegen das Ende der 80er Jahre als abgeschlossen gelten durften, nahm er noch regen Anteil an der Bearbeitung wissenschaftlicher Probleme innerhalb seines eigenen Instituts und namentlich auch an Metschnikoffs Phagocytosen-Lehre, die seit dem Beginn der 90er Jahre im Mittelpunkt der Tätigkeit des Pariser Pasteur-Instituts steht; mit großem Interesse verfolgte er auch noch das Aufblühen der antitoxischen Serumtheraphie und billigte ihre Pflege in seinem Institut, obwohl mit dem Sieg der Lehre von den heilbringenden Antikörpern die von ihm in der Immunitätslehre verfochtene Erschöpfungstheorie zu Grabe getragen zu sein schien. Seine eigene Produktionsfähigkeit aber war erschöpft. Wer ihn in seinen letzten Lebensjahren durch körperliche Lähmung ans Bett gefesselt sah, dem mochte wohl der Gedanke kommen, daß hier ein moderner Prometheus deswegen leiden müsse, weil er es unternommen hatte, himmlisches Licht dem erkenntnisbedürftigen Menschengeschlecht zu überliefern! Nach der griechischen Sage lebt Prometheus fort im Rate der Götter, und auch Pasteurs Geist ist uns noch nicht gestorben, sondern besitzt fortwirkende Kraft, wie man am besten erkennen wird aus der Analyse der von ihm schon im ersten Mannesalter gemachten Entdeckungen.

V.

Schon in den Arbeiten, die Pasteur bis zu seinem dreißigsten Jahre in Angriff nahm, läßt sich die schöpferische Generalidee nachweisen, welche ihn bis zum Abschluß seiner wissenschaftlichen Laufbahn beherrschte: die Idee nämlich, daß ein belebter Organismus materielle Produkte zu liefern vermag, deren Synthese aus den in der Natur vorkommenden Elementarstoffen ohne Mitwirkung lebender Organismen nicht möglich ist und nie möglich sein wird.

Diese Idee tritt mit besonderer Deutlichkeit hervor in seinen kristallographischen Studien, welche in zwei Vorträgen aus dem Jahre 1860 (»Über die Asymmetrie bei organischen Verbindungen«) einen zusammenfassenden Ausdruck erhalten haben, und durch welche er zu dem bahnbrechenden Forscher gestempelt wird, der in der organischen Chemie den ersten Schritt zur geometrischen Strukturlehre tat und die Wege ebnete, auf welchen im Jahre 1874 van't Hoff und Le Bel, unabhängig voneinander, die von Pasteur erschlossene Asymmetrie organischer Moleküle auf das einzelne Kohlenstoffatom zurückzuführen lehrten.

Bekanntlich hat aus dieser Hypothese vom asymmetrischen Kohlenstoff Emil Fischer Konsequenzen gezogen, die ihn zur künstlichen Zuckergewinnung und zur Synthese eines Körpers (Glucosamin) geführt haben, der die Brücke schlägt von den Kohlehydraten zu den stickstoffhaltigen Proteinstoffen. Emil Fischer rechnet sogar mit der Möglichkeit, daß es der fortschreitenden Wissenschaft gelingen wird, solche Proteinkörper synthetisch herzustellen, welche in ihrer Zusammenstellung und Wirkungsweise den Verdauungsfermenten an die Seite zu stellen sind.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das sind Hoffnungen, welche mit Pasteurs vitalistischer Hypothese unvereinbar sind, denn Pasteur war felsenfest davon überzeugt, daß nur die lebende Zelle zur Synthese asymmetrischer Moleküle befähigt sei.

Wegen des großen aktuellen Interesses, welches diese auch durch Ed. Buchners Zymase-Gewinnungsmethode nicht entschiedene Streitfrage*) besitzt, will ich kurz daran erinnern, daß Pasteur es gewesen ist, welcher die Rotation des polarisierten Lichtstrahls durch gelöste organische Körper von dem asymmetrischen Aufbau der Moleküle ableitete. Bildlich hat er uns den Mechanismus des Rotations-Phänomens folgendermaßen (s. d. Ausgabe seiner Schrift in Ostwalds Klassikern der exakten Wissenschaften S. 21 u. 22) veranschaulicht:

»Gestatten Sie mir, Ihnen auf ziemlich grobe, aber im Grunde richtige Weise die Struktur des Quarzes und die der natürlichen organischen Produkte klarzumachen. Stellen Sie sich eine gewundene Treppe vor, deren Stufen Würfel oder andere Gegenstände mit sich deckendem Spiegelbild sind. Zerstören Sie die Treppe, und die Asymmetrie ist verschwunden. Die Asymmetrie der Treppe war nur eine Folge der Art der Zusammensetzung dieser elementaren Stufen. So verhält es sich mit dem Quarz. Der Quarzkristall ist die fertige Treppe. Er ist hemiedrisch; dementsprechend wirkt er auf das polarisierte Licht. Wird aber der Kristall aufgelöst, geschmolzen, auf irgend eine Weise in seiner physikalischen Struktur zerstört, so ist seine Asymmetrie auch nicht mehr vorhanden, und natürlich schwindet jede Wirkung auf das polarisierte Licht; wie es z. B. bei einer Alaunlösung der Fall ist.

Stellen Sie sich dagegen dieselbe gewundene Treppe vor, deren Stufen aus unregelmäßigen Tetraedern gebildet werden. Zerstören Sie die Treppe, und die Asymmetrie wird fortbestehen, weil Sie es mit einer Gesamtheit von Tetraedern zu tun haben. Sie können jede beliebige Lage erhalten, aber jeder von ihnen hat seine eigene Asymmetrie. So ist es mit den organischen Körpern, wo alle Moleküle eine eigene Asymmetrie haben, die sich in der Form des Kristalls ausspricht. Wenn der Kristall durch Auflösung zerstört wird, so entsteht daraus eine für das polarisierte Licht aktive Flüssigkeit, weil sie aus Molekülen besteht, die zwar in keiner festen Stellung zueinander beharren, von denen aber jedes einzelne eine gleiche, wenn auch nicht nach allen Richtungen gleich starke Asymmetrie hat.«

Pasteur erklärte die molekulare Asymmetrie für eine ausschließlich vitale Produktion, und diese rein formale Eigenschaft hielt er als solche für befähigt zur Veränderung chemischer Affinitäten. Mit dieser Hypothese bringt er ein Problem unserm Verständnis nahe, welches bei jeder Analyse eines Lebensprozesses sich uns unwiderstehlich aufdrängt, das Problem nämlich der spezifischen Assimilation und Dissimilation. Ich kann es mir nicht versagen, noch ein zweites Pasteursches Bild hier zu zitieren, welches ebenso berühmt zu sein verdient wie das Emil Fischersche Bild vom Schloß und Schlüssel. Das hier in Frage stehende Bild, welches mir vorschwebte, als ich die antitoxische Neutralisierung und die toxische Kontaktwirkung (speziell beim Tetanus) als Analoga der elektrischen Neutralisierung und Aktivierung erklärte, schildert Pasteur (a. a. O. S. 30) wie folgt:

»Versuchen wir, uns diese Gleichheiten und Ungleichheiten durch ein Bild klarzumachen. Man denke sich eine rechts- und eine linksdrehende Schraube, jede für sich in zwei identische geradfaserige Holzböcke ein-

---

*) Gegenüber Claude Bernard, welcher das sehr wichtige Forschungsergebnis von Ed. Buchner mit folgenden Sätzen: »L'alcool se forme par un ferment soluble en dehors de la vie« und: »Ce ferment soluble se trouve dans le jus retiré du fruit« vor 30 Jahren antizipiert hat, äußerte sich Pasteur in folgender Weise (Examen critique sur la fermentation, 1879, S. 53): »Bernard méconnaît ici deux choses; d'une part, que les diastases, jusqu'à présent du moins, n'ont opéré que des phénomènes d'hydratation; d'autre part, et cette remarque est essentielle, que les ferments solubles n'ont encore été produits que par un fonctionnement vital. Il faut des cellules en pleine activité pour former la diastase, la pepsine, l'émulsine.... Les phénomènes de diastases qui peuvent s'accomplir dans un végétal ou dans le cadavre après la mort doivent être de courte durée, par suite du non-renouvellement possible de ces puissants et mystérieux agents. Autant que personne, j'attache de l'importance aux actions des substances qu'on appelle des ferments solubles; je n'éprouverais aucune surprise à voir les cellules de la levure produire un ferment alcoolique soluble; je comprendrais que toute fermentation eût pour cause un ferment de cette nature.« Über diese denkwürdige Pasteur'sche Kritik sind wir auch heute noch nicht hinausgekommen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getrieben. Alle mechaniſchen Bedingungen beider Syſteme werden dieſelben ſein; dies wird jedoch in dem Augenblick aufhören, wo dieſelben Schrauben in Blöcke eindringen, die ſelbſt entweder rechts- oder linksſchraubenförmig ſind.«

VI.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß Paſteur auf dem Gebiet der alkoholiſchen Gärung und der Milchſäuregärung den auf eine Ausſchließung belebter Organismen hinzielenden Erklärungsverſuchen von Liebig und Berzelius deswegen ſo hartnäckig entgegentrat, weil er optiſch aktive Körper (Amylalkohol, Milchſäure) in den Gärungsprodukten gelöſt fand. Dieſe waren die Leitſterne, welche ihn ſchließlich zur ſieghaften Zurückweiſung der Hypotheſe von einer zu unſeren Zeiten möglichen Generatio aequivoca führten. Er begann ſeine kriſtallographiſchen Studien als Phyſiker und Chemiker, und er beſchloß ſie Anfang der ſechziger Jahre als Biologe, um als ſolcher bis zum Ende ſeines Lebens weiterzuwirken.

Paſteur war 43 Jahre alt und ein Meiſter in der Erforſchung der Kleinlebewelt, als er im Auftrage von Napoleon, im Intereſſe der durch Seidenraupenkrankheiten ſchwer daniederliegenden Seideninduſtrie, nach Südfrankreich ging. Dort entdeckte er verſchiedene mikroparaſitäre Infektionsmodi, lehrte die paraſitenfreie Aufzucht der Raupen und machte damit die Seideninduſtrie wieder rentabel, was im Jahre 1874 die franzöſiſche Nationalverſammlung durch die Gewährung einer lebenslänglichen Penſion von 12000 Frcs. anerkannte.

Die unmittelbare praktiſche Bedeutung ſeiner Seidenraupen-Studien wird aber weit übertroffen durch ſeine dabei gemachten Beobachtungen über die Variabilität der krankheiterregenden Fähigkeit (Virulenz) verſchiedener Paraſiten und über die veränderliche Dispoſition zum Krankwerden bei den Raupen. Er beobachtete insbeſondere die Veränderlichkeit der Krankheitsdispoſition im Gefolge vulgärer atmoſphäriſcher, alimentärer und traumatiſcher Abnormitäten. Durch ſolche Einflüſſe fand er in der Natur weitverbreitete und in der Regel unſchädliche Mikroorganismen zur krankheiterregenden Infektion in ähnlicher Weiſe befähigt, wie wir jetzt annehmen, daß verſchiedene Bakterienarten erſt durch Erkältungen und ſonſtige prädisponierende Faktoren zu Erregern von Lungenentzündungen und anderen Organerkrankungen für menſchliche Individuen gemacht werden. Damit ſchuf Paſteur die Begriffe des fakultativen Paraſitismus und der relativen Virulenz, deren volles Verſtändnis die funktionelle Veränderlichkeit und damit die Möglichkeit der paraſitären Virulenz-Abſchwächung und Virulenz-Verſtärkung ſchon in ſich einſchließt.

VII.

Mit ſolchen Früchten echt wiſſenſchaftlicher Forſchung beladen, erfüllt von der Richtigkeit, Wichtigkeit und praktiſchen Tragweite ſeiner Infektionstheorie, beendigte Paſteur im Jahre 1870 die fünfjährigen Studien über infektiöſe Seidenraupen-Erkrankungen. Ihr unmittelbares Ergebnis war die Rettung der franzöſiſchen Seideninduſtrie vom drohenden Ruin. Viel ſchwerere Sorge um ſein über alles geliebtes Frankreich belaſtete jedoch ſein Gemüt, als er nach Paris zurückgekehrt war. Er war Chauviniſt, wenn man als Kriterium eines Chauviniſten die blindvertrauende Bewunderung der eigenen und ungerechte Verurteilung fremder Staatseinrichtungen anſieht. Er wollte mit Deutſchland nach dem Ausbruch des Krieges nichts mehr zu tun haben, ſchickte an die Bonner Univerſität das ihm früher verliehene Ehrendiplom zurück und verletzte u. a. auch Liebig, gelegentlich eines Beſuches in München, aufs äußerſte durch ſeine maßloſen Äußerungen über Preußens Herrſcher. »Ich bin wahrhaft empört darüber«, ſchrieb Liebig an Wöhler, fügte aber gewiſſermaßen entſchuldigend hinzu: »Paſteur war durch einen Schlagfluß an der ganzen rechten Seite halbgelähmt.« Liebig mag, wie mancher andere, damals gedacht haben, daß »ein reicher Geiſt« nach dem Schlaganfall in Paſteur zerſtört war.

Und doch kann man ſich dem Eindruck nicht entziehen, daß gerade damals Paſteur im Kulminationspunkt ſeiner ſchöpferiſchen Produktion ſtand. Die in den folgenden zehn Jahren von ihm vollbrachten Taten haben ihm recht gegeben, wenn er während der Kriegszeit in ekſtatiſchem Selbſtgefühl Duclaux mit den Worten apoſtrophierte: »Ah, que ne suis — je riche, millionaire! Je vous dirais à vous, à Raulin, à Gernez, à Van Teghem etc.: Venez! Nous allons transformer le monde par nos découvertes!« Mit der ihm eigenen

Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

plastischen Phantasie antezipierte er das zukünftige Pasteur-Institut und sah sich schon umgeben von einem großen Stabe bahnbrechender Mitarbeiter. Schlag auf Schlag folgen jetzt seine Entdeckungen der vaccinatorischen Bekämpfung des Milzbrands, der Geflügelcholera (deren Erreger verwandt ist mit dem menschlichen Pestbazillus), des Schweinerotlaufs, der Hundswut sowie seine zur Hebung der Bierindustrie, der Weinveredelung und sonstiger gärungsindustrieller Probleme mit großem Erfolg verwerteten Forschungsergebnisse.

VIII.

Dieser selbe Mann, welcher mit kaum dagewesenem Ungestüm die wirtschaftlichen und sanitären Lebensbedingungen Frankreichs umgestaltet und in aller Welt das biologische Denken revolutioniert hat, dieser Mann, dem kein französischer Klopstock zuzurufen brauchte: »Sei nicht allzugerecht«, dem alle Mittel gut schienen, wenn sie ihm zur Erreichung höchster Lebensziele dienlich waren, ebenderselbe Mann muß der zartesten Empfindungen fähig gewesen sein im intimen Kreise seiner Familie und seiner Freunde. Das scheint mir u. a. hervorzugehen aus der Tatsache, daß er, um einen ihm äußerst antipathischen Gegner zu kennzeichnen, nichts Schlimmeres vorzubringen wußte als: »Il est capable de battre sa femme. C'est un homme terrible.«

Die Leidenschaftlichkeit seines Temperaments und der Einfluß, welchen Sympathien und Antipathien auf sein Urteil ausübten, weisen darauf hin, daß von den beiden Schopenhauerschen Desiderien menschlicher Geistestätigkeit, dem Intellekt und dem instinktmäßig handelnden Willen, der letztere bei Pasteur überwog. Theorien waren ihm als solche ziemlich gleichgültig; sogar seine eigenen; sie hatten für ihn nur einen heuristischen Wert. Darin glich er seinem großen Gegner Liebig, welcher vor dem Bekenntnis nicht zurückschreckte, daß nicht gewissenhafte und scharfsinnige Überlegung, sondern Originalität und die Größe vorausschauender Ideen schöpferische Kräfte besitze. »Selbst ein großer Irrtum wäre schon ein Gewinn, so wie etwa die Metallverwandlungsidee oder die Universalmedizin« — schreibt Liebig an Wöhler und fügt hinzu, »daß man mit dem Addieren von kleinen Tatsachen zu nichts gelange«.

Erfüllt von dem Glauben an die bergeversetzende Gewalt seiner Idee, daß Lebenskraft imstande sei, auf Lebensprozesse spezifisch einzuwirken, und daß er berufen sei, die in den kleinsten Lebewesen wirkenden Kräfte dem Wohle der Menschheit dienstbar zu machen, so steht Pasteur vor uns da, »les yeux tournés vers l'inconnu, vers l'avenir«, immer im Geiste den Tatsachen vorauseilend und stets bemüht, die weitklaffenden Lücken unseres Wissens von der lebendigen Natur durch eigene Forschungen auszufüllen: ein Mann mit großen Gedanken, mit starkem Willen und kindlich naivem Herzen.

Zum Stand der internationalen Frauenbewegung.

Von Helene Lange, Berlin.

Internationale Frauenkongresse, internationale Verhandlungen über Arbeiterinnenschutz und Fragen der sozialen Reform haben auch einem breiteren Publikum in allen Ländern zum Bewußtsein gebracht, daß die Frauenfrage wie die Arbeiterfrage eine soziale Erscheinung von internationaler Ausdehnung, daß die Frauenbewegung nicht an die Grenzen dieses oder jenes einzelnen Kulturstaates gebunden ist. Durch die außerordentlich lebhafte und rege Pflege internationaler Beziehungen beweisen die Vertreterinnen der Frauenbewegung in den verschiedenen Staaten diesseits und jenseits des Ozeans überdies, daß sie nicht nur durch die wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Arbeit, sondern auch durch ihre geistigen Elemente einander nahestehen.

Das bedeutet freilich noch keine durchgehende Gleichmässigkeit der Entwicklung und der Ziele. Charakteristische nationale Verschiedenheiten zeigen sich schon dem flüchtigen Blick. Die Elemente, die wirtschaftlichen sowohl als die geistigen, können die gleichen sein und doch in der Mischung so verschieden, daß für die einzelnen Nationen stark voneinander abweichende Färbungen herauskommen. Die geschichtlichen Bedingungen, unter denen in den einzelnen

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ländern der Stein ins Rollen gekommen ist, der Punkt, an dem sich der historische Prozeß der Frauenbewegung auslöste, der unmittelbare Anstoß, von dem getrieben sich diese mannigfachen Bedürfnisse, Wünsche und Forderungen zu einer sozialen Bewegung zusammengeballt haben, das alles gibt der Frauenbewegung der verschiedenen Länder ihren in der besonderen nationalen Entwicklung begründeten Verlauf. Allgemeine politische, soziale und wirtschaftliche Bewegungen haben in dem einen Lande die Frauenbewegung in sich aufgenommen, sich mit ihr verbunden und ihr zur Stütze gedient, indem sie zugleich die verwandten Elemente in ihr anzogen, stärkten und in den Vordergrund drängten. So ist die Frauenbewegung der Vereinigten Staaten z. B. in ihrer historischen Verbindung mit der Negeremanzipation rasch politisch geworden. In anderen Nationen wirkten aus der politischen Entwicklung Gegenströmungen auf die Frauenbewegung zurück und hinderten sie, ihren vollen Gehalt an wirtschaftlichen, sozialen und politischen Forderungen in das öffentliche Leben hineinzutragen.

Der wirtschaftliche Prozeß, aus dem die Frauenbewegung hervorwuchs, wurzelt in der industriellen Entwicklung. Darüber kann die Tatsache nicht täuschen, daß auch Agrarländer eine zum Teil sogar weit entwickelte Frauenbewegung haben. Es hat dann hier der Ideengehalt der Frauenbewegung auch ohne die treibende Kraft der wirtschaftlichen Not unmittelbar gezündet. Das ist z. B. der Fall in der Frauenbewegung Finnlands und Norwegens.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse machten überall die Frau des gebildeten Mittelstandes zur ersten Trägerin der emanzipatorischen Bewegung. In all den Ländern, in denen die wirtschaftliche Existenz des Mittelstandes durch die Industrie erschüttert und verändert worden ist, ist die Frau stark in Mitleidenleidenschaft gezogen. Überall äußert sich das in der gleichen Not. Zahllose Damen »aus guter Familie« bieten sich als Erzieherinnen an oder nähen als verschämte Arme für die aufstrebende Großkonfektion. In der Zeit, als Thomas Hoods Song of the Shirt, auf Kattuntaschentüchern vervielfältigt, die verschwiegene Frauennot in das englische Publikum trug, als Carlyle in seinen sozialpolitischen Pamphlets mit blutiger Ironie auf die 30 000 Näherinnen hinwies, die unter dem Prinzip des Laissez faire in den Dachstuben der City verhungerten, zu derselben Zeit regte man sich in Berlin über einen großen Prozeß einer Konfektionsfirma auf, der ähnliche Enthüllungen brachte. Und während in England die Governesses' Benevolant Society dem Erzieherinnenelend zu steuern bemüht war, gründete man in Deutschland die ersten Lehrerinnenseminare, verschaffte in Schweden der Abgeordnete Lars Hierta den Frauen die Anstellungsberechtigung für Volksschulen.

Etwa gleichzeitig, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, entstanden vor allem in den germanischen Staaten Europas Vereinigungen und Veranstaltungen zur Erweiterung der wirtschaftlichen Existenzmöglichkeiten der Frau. In England gründete man unter der Führung von Lord Acton und im Anschluß an die »Nationale Gesellschaft zur Beförderung der Sozialwissenschaften« eine Gesellschaft für Frauenerwerb. Das gleiche Ziel hatte der Fredrika-Bremer-Bund in Norwegen, der Bund »Arbeit adelt« in Holland, der Wiener Frauenerwerbsverein, der Letteverein in Deutschland. Alles Vereine, die in mühsamer Arbeit, in zunächst kleinsten Dimensionen das einzige taten, was geschehen konnte: den Frauen Ausbildungsmöglichkeiten schaffen, die ihnen den Zugang zu neuen Berufen erschlossen.

Es ist nicht zufällig, daß in Deutschland und Österreich, so gut wie in England, die Initiative für die Begründung derartiger Erwerbsvereine von Sozialpolitikern ausging. Es waren in Deutschland die Kreise des volkswirtschaftlichen Kongresses, in Österreich der Verein für volkwirtschaftlichen Fortschritt, die sich auf diese Weise der Frauenfrage des Mittelstandes annahmen. Von den Erwerbsvereinen, der ersten organisatorischen Zusammenfassung der Frauenbewegung, wenn man diese noch rein wirtschaftspolitischen Bestrebungen schon Frauenbewegung nennen will, ging sowohl in England wie in Deutschland und den skandinavischen Ländern der erste Anstoß aus zur Ausbreitung der Frauenarbeit in den mittleren Berufsarten, im Handelsgewerbe, im Post- und Telegraphendienst, im Kunstgewerbe, der Photographie usw. Selbstverständlich ist die ungeheure Zunahme der weiblichen Erwerbstätigkeit gerade in diesen Schichten, die prozentual von der Erweiterung der Arbeitssphäre der Frau am

Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

meiſten berührt worden sind, nicht in ganzem Umfange auf die Arbeit dieser Vereine zurückzuführen; jedenfalls aber gebührt ihnen das Verdienſt, die Frauenkräfte in das breite Bett dieser Berufsarten hineingeleitet zu haben.

Die veränderten wirtſchaftlichen Verhältnisse waren es auch, von denen der erſte Anſtoß zu einer Umgeſtaltung der Rechtslage der Frau, zunächſt im Familienrecht, ausging. Für die unverheiratete Frau wurde ökonomische Selbſtändigkeit die Regel. Durch die immer weiter um sich greifende Erwerbsarbeit der Ehefrau war ein ökonomisches Verhältnis der Gatten zueinander geschaffen worden, das mit den Voraussetzungen der patriarchaliſchen Eheverfassung nicht in Übereinſtimmung zu bringen war. Unter dem Druck dieser Tatsache wurde in Schweden z. B. die Mündigkeit der unverheirateten Frau durchgesetzt, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch in der Vormundschaft ihrer männlichen Angehörigen ſtand. Es wurde von denselben engliſchen Frauen, die an der Gründung des Frauenerwerbsvereins beteiligt waren, eine Agitation in die Wege geleitet, um der Ehefrau einen selbſtändigen Rechtsanspruch auf ihren Arbeitsverdienſt zu sichern. Dieselbe Forderung wurde einige Jahre später auch innerhalb der deutschen Frauenbewegung geltend gemacht. Dabei wollte man, wie die Engländerinnen in ihrer Petition ausdrücklich betonten, noch keineswegs ein neues P r i n z i p für die Rechtsſtellung der Frau zur Geltung bringen, sondern lediglich eine Maßnahme durchsetzen, die aus wirtſchaftlichen Gründen geboten schien. (Schluß folgt.)

Die Physikalisch-Technische Reichsanſtalt in Charlottenburg.*)

Von Professor Dr. Emil Warburg,
Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanſtalt, Charlottenburg.

Bedeutende Neuerungen werden zwar durch das allmähliche Auftreten neuer Bedürfnisse langsam vorbereitet, vollziehen sich aber der Regel nach nicht in ſtetiger Entwicklung. Es ſtellen sich gewöhnlich Widerſtände in den Weg, welche teils aus der Anhänglichkeit an das Bekannte, Altgewohnte, teils aus der Furcht vor dem Ungewissen, Neuen entspringen und meiſtens plötzlich durch einen kräftigen Impuls überwunden werden. Auch von den Rennpferden werden die Hindernisse nicht in ſtetigem Trabe genommen.

So gehen auch die Ideen und Vorschläge, deren Verfolgung und Entwicklung zur Gründung der Physikalisch-Technischen Reichsanſtalt führte, bis ins Jahr 1872 zurück. Aber der Impuls, welcher im Jahre 1887 den Plan verwirklichen half, war das Angebot W e r n e r S i e m e n s', dem neu zu erbauenden Inſtitut ein Grundſtück im Werte von einer halben Million Mark koſtenlos zur Verfügung zu ſtellen. Hinzu kam der glückliche Umſtand, daß der erſte Physiker Deutschlands sich bereit erklärte, die Leitung der Anſtalt zu übernehmen. Man durfte annehmen, daß der Weltruf und die Autorität, welche sich an Helmholtz' Namen knüpften, dem neuen Reichskinde über die erſten Krankheiten leicht hinweghelfen würden.

Die Anschauungen über die Aufgaben, welche der Anſtalt zu ſtellen seien, haben sich seit dem erſten Auftauchen des Planes (1872) bis zur Gründung (1887) bedeutend verändert. Zuerſt sollte es sich lediglich um Aufgaben handeln, welche der Technik, insbesondere der Präzisionstechnik, direkt und unmittelbar zugute kämen, also um Untersuchung von Materialien sowie um die amtliche Prüfung und Beglaubigung von Materialien und Inſtrumenten. Dieser Plan hat eine erhebliche Erweiterung erfahren, welche namentlich W. v. Siemens und H. v. Helmholtz zu verdanken iſt und ganz im Gegensatz ſteht zu der Theorie der »small profits and quick returns«. Nach diesem erweiterten Plane sollen der Anſtalt auch größere technisch-wissenschaftliche und rein wissenschaftliche

*) Literatur: 1. Die jährlichen Berichte über die Tätigkeit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in der Zeitschrift für Instrumentenkunde seit dem Jahrgang 1891. — 2. Dr. Lummer: Über die Ziele und die Tätigkeit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt. Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes 1894, (Vortrag). — 3. F. Kohlrausch: Die bisherige Tätigkeit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt. Braunschweig bei K. Vieweg & Sohn 1904. — 4. E. Hagen und K. Scheel: Die Physikalisch-Technische Reichsanstalt. In der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Vereins deutscher Ingenieure.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Untersuchungen, unabhängig von den augenblicklichen Bedürfnissen der Technik, zufallen.

W. v. Siemens hat seine diesbezüglichen Ansichten in einem Schreiben vom 20. März 1884 zusammengefaßt, welches v. Helmholtz in seine Vorrede zu den wissenschaftlichen Abhandlungen der Reichsanstalt aufgenommen hat, und aus welchem auch hier einiges wiedergegeben werden möge.

»Die staatlichen Einrichtungen zur Förderung des naturwissenschaftlichen Fortschritts«, sagt v. Siemens, »beschränken sich im allgemeinen darauf, für den naturwissenschaftlichen Unterricht zu sorgen . . . . Für die Fortentwicklung der Wissenschaft selbst findet sich keine Organisation; es ist diese der Privattätigkeit der Lehrer in ihren Mußestunden und physikalisch gebildeten Privatleuten überlassen.«

Man darf diesen Aussprüchen von Siemens ergänzend hinzufügen, daß von dem akademischen Lehrer Betätigung in wissenschaftlicher Forschung geradezu verlangt werden muß, weil nur derjenige, welcher auf der Grenze zwischen Bekanntem und Unbekanntem sich bewegt, die Bedeutung und den relativen Wert der bislang gewonnenen wissenschaftlichen Kenntnisse zu beurteilen vermag. Deshalb wird bei der Auswahl der akademischen Dozenten die wissenschaftliche Leistung noch mehr als die Lehrbegabung berücksichtigt; und es haben von jeher die akademischen Lehrer zu dem Fortschritt der Wissenschaft das meiste beigetragen.

Von der geschilderten Tätigkeit der akademischen Lehrer sagt Siemens, daß sie früher ausreichte,

»als der Umfang der naturwissenschaftlichen Kenntnisse noch gering war, und wichtige Untersuchungen mit einfachen, wenig kostspieligen Vorrichtungen ausgeführt werden konnten. In neuerer Zeit hat sich das aber wesentlich geändert. Je tiefer die Wissenschaft in das geheime Walten der Naturkräfte eingedrungen ist, desto schwieriger sind die zu lösenden Aufgaben geworden, desto schärfer müssen die Prüfungsmethoden, desto exakter die Messungen und Wägungen sein, durch welche die Natur selbst dem Forscher die Frage nach dem sie beherrschenden Gesetz beantwortet. Zur Anstellung entscheidender naturwissenschaftlicher Versuche gehören heute geeignete, gut gelegene und vor äußeren Störungen geschützte Räume, ausgezeichnete und kostspielige Instrumente und die vollständige Hingabe des mit allen Kenntnissen ausgerüsteten Gelehrten an die Lösung der unternommenen Aufgabe. Dazu sind die Lehrsäle und die Laboratorien der dem Lehrzwecke gewidmeten Universitäten und Schulanstalten nicht geeignet. . . .«

»Ein recht schlagendes Beispiel, wie nachteilig dieser gänzliche Mangel an staatlichen Einrichtungen für unser Vaterland ist, zeigte sich u. a. bei den internationalen Verhandlungen zur Feststellung der elektrischen Maßeinheiten. Obgleich diese Maße theoretisch in Deutschland aufgestellt und begründet sind, konnten doch die schwierigen und kostspieligen Arbeiten der exakten Darstellung derselben in Deutschland nicht ausgeführt werden. Es waren die Privatlaboratorien reicher Engländer, welche die Arbeit übernahmen. Auch die seitens der internationalen Kommission zur Feststellung der elektrischen Maßeinheiten an die Regierungen gerichtete Aufforderung, die Arbeit ihrer Gelehrten in dieser Richtung zu unterstützen, konnte bei uns keinen wesentlichen Erfolg haben, da im ganzen Deutschen Reiche kein für diese Messungen geeignetes Lokal mit den nötigen Einrichtungen vorhanden war.«*)

Nachdem alsdann Siemens betont hat, daß das in Aussicht genommene Institut Reichsinstitut werden müsse, da es dem gesamten Reiche Nutzen bringen werde, fährt er fort:

»Dem Reiche würden aus einer naturwissenschaftlichen Arbeitsstätte, wie sie geplant ist, sowohl materielle wie ideelle Vorteile von großem Gewicht erwachsen. Bei dem jetzt so lebhaft geführten Konkurrenzkampfe der Völker hat das Land ein entscheidendes Übergewicht, welches neue Bahnen zuerst betritt und die auf dieselben zu gründenden Industriezweige zuerst ausbildet. Fast ohne Ausnahme sind es neue naturwissenschaftliche Entdeckungen, oft sehr unscheinbarer Art, welche solche neue Bahnen eröffnen und wichtige Industriezweige neu erschaffen oder neu beleben. Ob die Aufdeckung einer neuen naturwissenschaftlichen Tatsache technisch verwertbar ist, ergibt sich in der Regel erst nach ihrer vollständigen systematischen Bearbeitung, d. h. oft erst nach längerer Zeit. Darum darf der wissenschaftliche Fortschritt nicht von materiellen Interessen abhängig gemacht werden. Die moderne Kultur beruht auf der Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte, und jedes neu erkannte Naturgesetz vergrößert diese Herrschaft und damit die höchsten Güter unseres Geschlechtes! Seit durch das Patentgesetz das Erfindungseigentum im Deutschen Reiche geschützt ist und durch die deutschen Unterrichtsanstalten wissenschaftliche und technische Bildung weit verbreitet sind, fehlt es nicht an Kräften und Mitteln zur technischen Verwertung wissenschaftlicher Entdeckungen. Die Begünstigung der naturwissen-

*) Man kann nicht umhin, hierbei verschiedener Arbeiten zu gedenken, welche an deutschen Universitäten, allerdings nach Abfassung der Siemensschen Denkschrift, gemacht sind; nämlich der Arbeit von F. und W. Kohlrausch über das elektrochemische Äquivalent des Silbers (1884), sowie der Arbeiten von G. Wiedemann (1885), F. Himstedt (1886), F. Kohlrausch (1888) und E. Dorn über die Darstellung des Ohm. Wahrscheinlich wird Siemens selbst nach dem Erscheinen dieser Untersuchungen sein im Text angeführtes Urteil etwas modifiziert haben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftlichen Forschung ist daher in eminentem Grade eine Förderung der materiellen Interessen des Landes! Diese meist unbewußte Erkenntnis mag wesentlich dazu beitragen, daß die naturwissenschaftliche Entdeckung dem Lande, dem sie entstammt, überall zur hohen Ehre gereicht. Nicht die wissenschaftliche Bildung, sondern die wissenschaftliche Leistung weist einer Nation die Ehrenstellung unter den Kulturvölkern an. Es erscheint daher als eine Aufgabe des Reiches, die nötigen Einrichtungen zu treffen, um diese wissenschaftliche Leistung auf die Höhe zu bringen und auf derselben zu erhalten, welche der durchschnittlichen Bildung des Landes entspricht.«

Diesen Anschauungen Rechnung tragend hat man eine besondere Abteilung der Anstalt mit der Aufgabe eingerichtet, »physikalische Untersuchungen und Messungen auszuführen, welche in erster Linie die Lösung wissenschaftlicher Probleme von großer Tragweite und Wichtigkeit in theoretischer oder technischer Richtung bezwecken und einen größeren Aufwand von instrumentaler Ausrüstung, Materialverbrauch, Arbeitszeit der Beobachter und Rechner erfordern, als der Regel nach von Privatleuten oder Unterrichtsanstalten aufgeboten werden kann«. Nach dieser Formulierung wird nicht darauf gerechnet, daß die Anstalt neue Entdeckungen mache, und es ist auch kaum zu bezweifeln, daß hierfür die vollständige Freiheit in der Wahl des Arbeitsgebiets, wie sie dem akademischen Lehrer zusteht, ein günstigeres Milieu liefert, als die immerhin größere Gebundenheit eines Beamten, welchem die Aufgaben vielfach gestellt werden. Eine scharfe Begrenzung für die Tätigkeit der Anstalt zu geben scheint nicht nötig und auch nicht zweckmäßig. Doch wird es wohl stets mehr Sache der akademischen Lehrer bleiben, neue Wege in den unbekannten Urwald hineinzuschlagen, während der Anstalt mehr die Aufgabe zufällt, die gefundenen Wege für den allgemeinen Gebrauch zu verbessern und zu ebnen, nicht anzufangen, sondern zu vollenden, d. h. die instrumentalen Hilfsmittel zu verfeinern und die Präzision der Messungsergebnisse zu erhöhen. Das Anfangen ist reizvoller, das Vollenden ebenso wichtig, ja, es wirkt eines durch das andere. Die Entdeckung des Argons ist hervorgegangen aus sehr genauen spezifischen Gewichtsbestimmungen des atmosphärischen und des chemisch reinen Stickstoffs durch Lord Rayleigh und wird deshalb zuweilen als der Triumph der vierten Dezimale bezeichnet. Daß die Farbe eines leuchtenden Gases sich etwas ändere, wenn es in ein Magnetfeld gebracht wird, vermutete Faraday, konnte es aber wegen der Unvollkommenheit der damaligen Spektroskope nicht nachweisen, und die Entdeckung der Tatsache mit den Hilfsmitteln der Neuzeit blieb dem holländischen Physiker Zeeman vorbehalten (1896). Seitdem hat man das Auflösungsvermögen der Spektralapparate noch weiter getrieben, und mit dem Stufengitter von Michelson (1898) sowie mit dem aus der Reichsanstalt hervorgegangenen Interferenzspektroskop (1901) kann das Phänomen noch viel leichter und genauer als anfänglich studiert werden.

Aber auch die Technik zieht aus den Präzisionsmessungen bedeutenden Nutzen; die erhöhten Anforderungen, welche bei solchen Messungen sich geltend machten, haben in vielen Fällen unter Mitwirkung der Fabrikanten zur Verbesserung der Materialien und Apparate geführt und dadurch der heimischen Industrie neue und fruchtbare Wege eröffnet.

Einige Beispiele aus der Tätigkeit der Anstalt mögen dazu dienen, das Gesagte näher zu erläutern.

1. Für den Elektrotechniker spielt die elektrische Widerstandsmessung eine ähnliche Rolle wie für den Kaufmann die Wägung; so wie dieser einen Gewichtssatz braucht, so bedarf der Elektriker eines Widerstandssatzes. In beiden Fällen ist augenscheinlich Unveränderlichkeit der Werte das erste Erfordernis. Widerstandssätze bildet man aus aufgespulten Drähten passender Metallkompositionen; hierbei ist störend, daß der Widerstand solcher Drähte infolge innerer, langsam sich vollziehender Strukturverschiebungen langsam mit der Zeit sich ändert; ferner werden die Messungen dadurch erschwert, daß der Widerstand in der Wärme meist erheblich größer als in der Kälte ist. Der Betrag der durch beide Ursachen bedingten Veränderlichkeit der Widerstände hängt vom Material ab, und es handelte sich darum, ein passendes zu finden. Das war eine der ersten der von der Reichsanstalt behandelten Aufgaben. Es zeigte sich, daß die langsame zeitliche Widerstandsänderung der früher viel benutzten Neusilberdrähte von dem Zinkgehalt herrührt und bei Drähten aus dem fast zinkfreien Patentnickel ausbleibt; doch ist die vorübergehende Veränderlichkeit mit der Tem-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

peratur bei diesem Material noch verhältnißmäßig groß. Nun hatte der Amerikaner Weston gewisse, hauptsächlich aus Mangan und Kupfer bestehende Legierungen aufgefunden, deren Widerstand von der Temperatur fast unabhängig, außerdem im Vergleich mit andern Legierungen bei gleicher Dimensionierung besonders groß ist; die letztgenannte Eigenschaft erlaubt, Widerstände von hohem Betrage in verhältnismäßig kleinem Raume unterzubringen. Nachdem man diese aus Patentschriften bekannt gewordenen Ergebnisse Westons in der Reichsanstalt bestätigt gefunden und weiter verfolgt hatte, kam man zu der Überzeugung, daß das erwähnte Material zum Ziele führen würde. Als günstigste Komposition hat sich die Manganin genannte ergeben, welche 84 Teile Kupfer, 12 Mangan, 4 Nickel enthält. Es wurden, teilweise unter Beihilfe eines Fabrikanten, Vorschriften ausgearbeitet, nach welchen es gelingt, das von der Isabellenhütte in Dillenburg gelieferte Rohmaterial zu haltbaren Drahtwiderständen zu verarbeiten. Die zeitliche Konstanz der nach diesen Vorschriften hergestellten Widerstände ist in der Reichsanstalt durch 15jährige Vergleichung mit der Quecksilbereinheit geprüft und außerordentlich groß gefunden worden. Der Mittelwert aus vier Widerstandsbüchsen hat im Verlauf von zehn Jahren eine merkliche Änderung nicht erlitten. Auch die geringe Thermokraft des Manganins gegen Kupfer ist eine sehr schätzbare Eigenschaft. Heutzutage werden in Deutschland fast alle Widerstandssätze aus Manganin verfertigt; sie stellen, insbesondere auch in einer von der Reichsanstalt angegebenen Anordnung, welche unter dem Namen des Kompensationsapparates bekannt und weit verbreitet ist, einen nicht unbedeutenden Exportartikel dar. Außerdem bilden in vielen Ländern, in welchen man auf die direkte Darstellung der Quecksilbereinheit nicht eingerichtet ist, von der Reichsanstalt geprüfte und beglaubigte Maganinwiderstände die Normalen, welche man allen Widerstandsmessungen zu Grunde legt. Den geschilderten Arbeiten reihen sich andere über die Normalelemente und über das Silbervoltameter an, Arbeiten, welche ebenfalls die Darstellung der elektrischen Einheiten zum Zweck haben. Daß die Beteiligung Deutschlands an der Lösung dieses Problems auf eine angemessene Höhe gebracht werde, hat W. v. Siemens, wie oben angeführt, als eine der Aufgaben, welche dem neu zu errichtenden Institut zu stellen seien, besonders hervorgehoben. Man darf sagen, daß die Reichsanstalt diese Aufgabe befriedigend gelöst hat.

2. Bei gewissen optischen und anderen Untersuchungen hatte sich das Bedürfnis ergeben, die vorhandenen Mittel zur bequemen Messung hoher Temperaturen bis zu 1600° zu verbessern (1891). Von dem französischen Chemiker Le Chatelier war zu diesem Zwecke ein sogenanntes Thermoelement aus Platin und einer Legierung aus Platin und Rhodium angegeben worden. Doch fehlte eine genauere Untersuchung dieses Elementes, besonders eine ausreichende Formel zur Reduktion seiner Angaben auf die gasthermometrische Skale. Diese Lücke wurde durch eine besondere Untersuchung ausgefüllt, alsdann das messende Galvanometer mit einer Skale versehen, an welcher die Temperatur direkt abzulesen war, und so ein für technische Zwecke geeignetes »Pyrometer« hergestellt. Nachdem eine Umfrage ein lebhaftes Bedürfnis der Industrie nach einem solchen Instrument ergeben hatte, wurde das Le Chateliersche Thermoelement unter die Gegenstände der laufenden Prüfungen aufgenommen (1896). Die Zahl der jährlich geprüften Elemente ist im allgemeinen stetig gewachsen und seit dem Jahre 1903 auf durchschnittlich 700 gestiegen, welche einen Verkaufswert von etwa 11000 Mark repräsentieren.

3. Seit Gustav Kirchhoff weiß man, daß die nach Maßgabe der Temperatur ausgesandte Strahlung besonders einfachen Gesetzen bei denjenigen Körpern folgt, welche alle auf sie fallenden Strahlen verschlucken oder absorbieren, und welche man nach Kirchhoff vollkommen schwarze oder kurz schwarze Körper nennt. Da alle natürlichen Oberflächen etwas spiegeln, so genügt kein Naturkörper dieser Definition. Doch bewies Kirchhoff, daß die Strahlung im Innern eines geschlossenen, gleichförmig temperierten Hohlraumes die Zusammensetzung der von einem schwarzen Körper ausgesandten oder jetzt sogenannten schwarzen Strahlung besitzt. Auf Grund dieses Satzes wurden in der Reichsanstalt künstliche schwarze Körper konstruiert, nämlich möglichst gleichförmig temperierte, fast ganz geschlossene Hohlräume, welche die in ihrem Innern herrschende schwarze Strahlung durch ein kleines Loch in den äußern Raum entsandten. Der kürz-

Digitized by Google · Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 · Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich verſtorbene Physiker L. Boltzmann, sowie W. Wien, damals Beamter der Reichsanſtalt, jetzt Professor der Physik in Würzburg, hatten gewisse Gesetze der schwarzen Strahlung aus der Thermodynamik theoretisch abgeleitet. Es gelang zunächſt, diese Gesetze mittels des künſtlichen schwarzen Körpers zu beſtätigen. Anderseits erwies sich das vollſtändige von W. Wien aus Hilfshypothesen abgeleitete Strahlungsgesetz nur von beschränkter Gültigkeit. Dieses Ergebnis veranlaßte M. Planck, andere theoretische Grundlagen zu suchen, und es gelang ihm, aus solchen ein Gesetz abzuleiten, welches alle experimentellen Ergebnisse befriedigend darſtellt und wohl als das definitive Gesetz anzusehen iſt.

Mit der Feſtlegung der Strahlungsgesetze war zugleich die Möglichkeit gegeben, die Temperaturen der Körper durch die von ihnen entsandte Strahlung zu messen, eine Methode, welche allen andern insofern überlegen iſt, als sie alle, selbſt die höchſten Wärmegrade, wie z. B. auch die Sonnentemperatur, der Messung zugänglich macht. Technische auf dieses Prinzip gegründete Pyrometer sind von der Reichsanſtalt sowie von Wanner angegeben und unter die Gegenſtände der laufenden Prüfungen eingereiht worden.

Diese Beispiele dürften genügen, um von der Arbeitsweise der Anſtalt eine Vorſtellung zu geben; über weiteres, allgemeiner Interessierendes zu berichten, bietet sich vielleicht später in diesen Blättern die Gelegenheit. Vollſtändigen Aufschluß über die Arbeiten geben die alljährlich in der Zeitschrift für Inſtrumentenkunde erscheinenden Tätigkeitsberichte.

Was die Organisation der Anſtalt betrifft, so zerfällt sie in 2 Abteilungen.*) Die Aufgabe der ersten oder physikalischen Abteilung entspricht der von v. Helmholtz und v. Siemens angeregten Erweiterung des ursprünglichen Planes und ist oben Sp. 541 der Geschäftsordnung gemäß formuliert worden. Die zweite oder technische Abteilung soll direkt die Technik, insbesondere die Präzisionstechnik fördern. Ein großer Teil der dieser Abteilung zur Verfügung stehenden Kräfte wird zur Zeit von der Prüfungstätigkeit absorbiert, welche auf alle physikalischen Meßgeräte mit Ausnahme der in den Bereich der Maß- und Gewichtsordnung gehörenden, von der Normaleichungskommission behandelten, sich erſtreckt. Auch gewisse Materialien, wie z. B. Dynamoblech und Isoliermaterial werden in der Reichsanſtalt geprüft. Ein Bedürfnis nach amtlicher Prüfung physikalischer Meßapparate der verschiedensten Art beſteht sowohl für den Konsumenten wie für den Fabrikanten. Die Prüfungen erfordern sorgfältige Messungen, diese wiederum setzen geeignete Arbeitsräume und Messapparate sowie einen bedeutenden Aufwand von Zeit und Muße voraus; all dieses ſteht nur den größeren Werken zur Verfügung. Aber selbſt wenn anderweitige Prüfgelegenheit gegeben iſt, hat doch die amtliche Prüfung einen unschätzbaren Vorzug: nämlich den der Autorität, welche aus der absoluten Unparteilichkeit hervorgeht und die Verkäuflichkeit des Fabrikats in hohem Maße ſteigert. Zahllose Prüfungsanträge, welche in der Reichsanſtalt erledigt werden, gehen zweifellos auf dieses Motiv zurück. Das bringt mit sich, daß vermöge der Organisation des Inſtituts die Unparteilichkeit des prüfenden Beamten auf das peinlichſte gewahrt werden muß. Seine Stellung iſt derjenigen des Richters in vieler Beziehung vergleichbar; das Bewußtsein dieser Würde muß ihm über manche Opfer und Entsagungen hinweghelfen, welche mit seinem Beruf verknüpft sind.*)

Außer den Prüfungen liegen der zweiten Abteilung auch wissenschaftliche Arbeiten von technischem Interesse ob. Öfter iſt der Fall eingetreten, daß die Methoden prinzipiell in der erſten Abteilung ausgebildet und alsdann von der zweiten Abteilung nach der technischen Seite hin weiter entwickelt wurden. Doch sind auch viele Arbeiten aus der

*) Die Neubauten der ersten Abteilung wurden 1890, die der zweiten 1896 bezogen.

*) Die hauptsächlichen von der Anstalt seit ihrem Bestehen bis zum Arbeitsjahre 1906 geprüften Gegenstände sind folgende: 1050 Längenmaße, 900 Schraubengewinde, 180 Umdrehungszähler, 2800 Stimmgabeln, 2100 elektrische Meßgeräte für Strom, Spannung, Leistung, 2100 Elektrizitätszähler, 50 Dynamomaschinen und Transformatoren, 2700 elektrische Einzelwiderstände und Rheostaten, 1750 Normalelemente, 700 Akkumulatoren und galvanische Elemente, 900 magnetische Materialien und Meßgeräte, 234 500 ärztliche Thermometer, 32 750 andere Thermometer, 5800 pyrometrische Thermometer (Verkaufswert etwa 850 000 Mk.), 500 Barometer, 300 technische Druckmesser und Indikatorfedern, 50 100 Sicherungen für Dampfkessel, 3700 Apparate zur Untersuchung von Erdölen, 1400 Hefnerlampen, 270 Quarzplatten zur Zuckerbestimmung, 3900 elektrische Lampen, 1900 andere Lampen.

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Initiative der zweiten Abteilung hervorgegangen, so z. B. die, welche zur Konſtruktion der Manganinwiderſtände führten, ferner die photometriſchen und saccharimetriſchen Arbeiten, die Unterſuchungen, aus denen die Konſtruktion hochgradiger Queckſilberthermometer hervorgegangen sind und manche andere. Zuweilen liefert die Technik der zweiten Abteilung finanzielle Beihilfen. In dieſer Weiſe wurden Unterſuchungen über die Segerkegel von dem Verein deutſcher Fabriken feuerfeſter Produkte, Unterſuchungen über den Einfluß der chemiſchen Zuſammenſetzung und thermiſchen Behandlung auf die Magnetiſierbarkeit der Eiſenlegierungen von dem Verband deutſcher Elektrotechniker unterſtützt.

Die Trennung in zwei Abteilungen bietet manche Vorteile. Daß sie auch Nachteile mit ſich bringt, darf man daraus ſchließen, daß die in England und Amerika im allgemeinen nach dem Vorbilde der Reichsanſtalt errichteten Inſtitute die Trennung nicht eingeführt haben. Um die Nachteile möglichſt unſchädlich zu machen, ſcheint es ſich zu empfehlen, alle Momente, welche die Trennung verſchärfen, zurückzudrängen, alle Momente, welche die Trennung mildern, zu befördern, um ſo die geſamten verfügbaren Kräfte zu gemeinſchaftlicher und harmoniſcher Arbeit zuſammenzufaſſen.

Überhaupt ſcheint es geraten, feſte Grundſätze bei dem Betrieb der Anſtalt auf das äußerſte zu beſchränken, um das Prinzip der freien Forſchung bei der wiſſenſchaftlichen Arbeit nach Möglichkeit zu wahren. Bei dem ängſtlichen Feſthalten an Grundſätzen läuft man Gefahr, den oberſten Grundſatz, nämlich die Förderung des ſachlichen Intereſſes, zu verletzen. Für die Abgrenzung des Arbeitsgebietes der Anſtalt im allgemeinen genügt der von F. Kohlrauſch hingeſtellte Grundſatz, nach welchem nur ſolche Arbeiten ihr zufallen können, welche der phyſikaliſchen Forſchung zugänglich ſind.

Die beiden Abteilungen ſtehen unter der Leitung je eines Direktors; Direktor der erſten Abteilung iſt der Präſident der Anſtalt. Das letztgenannte Amt wurde 1887—1895 von Hermann v. Helmholtz, 1895—1905 von Friedrich Kohlrauſch verwaltet und im Jahre 1905 von dem Verfaſſer übernommen.

Ein wichtiges der Anſtalt beigegebenes Organ iſt das Kuratorium, welchem von Sr. Maj. dem Kaiſer berufene Mitglieder wiſſenſchaftlicher und techniſcher Kreiſe der verſchiedenſten Art angehören. Die regelmäßigen Sitzungen des Kuratoriums finden alljährlich im Monat März ſtatt, Hauptgegenſtand der Beratungen iſt die Beſprechung des Tätigkeitsberichts für das vergangene und die Feſtſtellung des von der Anſtalt entworfenen Arbeitsplanes für das kommende Jahr. Es iſt wichtig, daß ein möglichſt breiter Strom von Anregungen aus den Kreiſen, deren Intereſſen die Anſtalt dienen ſoll, in ſie hinein- und aus ihr herausflute. Dieſes Ziel wird zum Teil durch die Verhandlungen des Kuratoriums erreicht, aus deſſen Initiative verſchiedene wichtige Arbeiten hervorgegangen ſind. Außerdem wird durch die Beſchickung von Kongreſſen und den Beſuch von Werken der durchaus notwendige perſönliche Kontakt der Beamten mit der Technik herbeigeführt.

Es iſt ſchon vorhin der Inſtitute gedacht worden, welche, im allgemeinen nach dem Muſter der Reichsanſtalt, in andern Ländern errichtet worden ſind. In Teddington bei London wurde das National physical Laboratory im Jahre 1899, in Washington das Bureau of standards im Jahre 1901 eröffnet. Die Reichsanſtalt hat die Entſtehung dieſer Schweſteranſtalten mit Freuden begrüßt und öfter Gelegenheit gehabt, ihnen in mündlichem Meinungsaustauſch oder durch Überlaſſen von Plänen oder Vorſchriften, ſowie von Normalen für Meſſungen die eigenen Erfahrungen zur Verfügung zu ſtellen. Schon jetzt korreſpondieren die drei Anſtalten miteinander, beſonders in den Fragen, welche die elektriſchen Einheiten betreffen, und es iſt zu hoffen, daß dieſer Verkehr künftig noch größere Ausdehnung annehmen werde. Kooperation der Kulturvölker bei der Löſung wiſſenſchaftlicher Probleme, durch zahlreiche internationale Kongreſſe, durch das internationale Bureau in Sèvres, die Aſſoziation der Akademien und manche andere Organiſationen ins Leben gerufen, iſt eine Signatur unſerer Zeit. Sollte nicht auch eine Aſſoziation der »standarizing institutions« behufs Meinungsaustauſch, Kooperation und eventuell auch Arbeitsteilung bei der Behandlung der dieſen Anſtalten zufallenden Probleme eine empfehlenswerte Einrichtung ſein, nämlich dazu beitragen, die Löſung der Aufgaben weſentlich zu erleichtern und zu beſchleunigen?

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Kopenhagen.

Juni 1907.

Dänische und deutsche drahtlose Telegraphie.

Als vor einem Jahre unser Landsmann, der Ingenieur Waldemar Poulsen, die Erzeugung und Benutzung kontinuierlicher, ungedämpfter Schwingungen in der drahtlosen Telegraphie lehrte, glaubte mancher Fachmann das Ende der alten Funkentelegraphie gekommen. Bekanntlich ersetzte Poulsen den Funken durch einen Lichtbogen. Aber die Sachverständigen scheinen sich gründlich getäuscht zu haben. Der Enthusiasmus, der vor Jahresfrist allgemein Platz griff, ist allmählich einer Enttäuschung gewichen. Das Alte triumphiert zunächst noch über das Neue und dürfte dies auch weiterhin tun. Ein Vergleichsversuch, den die dänische Regierung zwischen dem System Poulsens und dem System »Telefunken« der deutschen Gesellschaft für drahtlose Telegraphie anstellte, lehrte dies.

In der Nähe von Kopenhagen waren zwei Sendestationen errichtet, die eine gab nach dem System Poulsen und die andere nach dem deutschen System Zeichen. Auf einem Kriegsschiff befanden sich die entsprechenden Empfangsanordnungen. Das Schiff sollte sich mit ihnen von Kopenhagen in östlicher Richtung entfernen, um die größte Entfernung zu bestimmen, bis zu welcher noch ein telegraphischer Verkehr möglich wäre. Hierbei stellte sich heraus, daß das System Poulsen einen Morseschreiber überhaupt nicht zu betätigen vermochte und nur bis auf 180 km die Telegramme abhören konnte. Das deutsche System schnitt besser ab, indem es die Depeschen bis auf 220 km sicher mit dem Schreiber empfing. Auf noch größere Entfernungen ließ sich das Experiment aus dem Grunde nicht fortsetzen, weil die nahe Küste das Schiff zur Umkehr zwang. Es muß hierzu noch bemerkt werden, daß die Gebestation Poulsens mit $2^1/_2$ Pferdestärken und die der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie mit nur $1^1/_2$ Pferdestärken betrieben wurde.

Welches ist nun der prinzipielle Unterschied zwischen beiden Systemen? Beide bedienen sich elektrischer Wechselströme, d. h. Ströme, welche nicht beständig in einer Richtung fließen, sondern hin- und herpendeln. Von der Häufigkeit des Stromwechsels, der Frequenz seiner Schwingungen ist die Reichweite abhängig, die derselben proportional ist, und deshalb muß die Frequenz so hoch wie möglich gesteigert werden. Hierzu ist man zurzeit noch auf gewisse Kunstgriffe angewiesen, die aber das erstrebte Endziel höchster Frequenz noch bei weitem nicht erreichen lassen. Während die Maschinen versagten, kam die Natur selbst unserm Unvermögen zu Hilfe. Die Entladungen eines Kondensators stellen nämlich einen Wechselstrom dar, dessen Frequenz fast beliebig hoch gebracht werden kann, da die Anzahl der Schwingungen in der Sekunde von der (elektrischen) Dimension des Kondensators bedingt wird, die leicht so hoch bemessen werden kann, daß rund eine Million Wellen pro Sekunde entstehen.

Die beiden Systeme nun, die in Wettkampf traten, arbeiten zwar mit den gleichen Schwingungszahlen, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich der Anzahl der überhaupt zustande kommenden Wellen. Da bei jeder Schwingung ein gewisser Teil der Energie in den Widerständen vernichtet wird, so daß die Schwingung nach und nach zur Ruhe kommen würde, muß für eine fortwährende Nachlieferung Sorge getragen werden. Diese kann bei den nach der alten Methode mittels Funkenentladung erregten Schwingungen nur unter gewissem Zeitverlust erfolgen, da die von dem überspringenden Funken in der Luft gebildete sog. Brücke wegen der schlechten Wärmeleitung der Luft wesentlich länger bestehen bleibt als die Schwingung selbst und durch die Verbindung beider Kondensatorbelegungen die ladende Quelle kurz schließt. Man ist gezwungen, die Abkühlung der Funkenstrecke abzuwarten, bis man eine Neuladung folgen lassen kann. Dafür ist aber der Energiebetrag einer solchen Gruppe von Schwinungen, die zunächst sehr kräftig sind, in der Folge aber immer mehr abklingen, ein ganz bedeutender und seine Wirkung explosionsartig. Bei Poulsens Erregungsweise finden dagegen kontinuierliche Schwingungen statt, da im Lichtbogen ein von der Natur selbst gebotenes Hilfsmittel zu sehen ist, das wie ein automatisches Ventil arbeitet und dem elektrischen Strom den Weg zur Ladung des Kondensators bald freigibt und bald absperrt, sodaß nur die Schwingung selbst den Bogen passieren kann. Die Energie einer Schwingung, zu der nur eine millionstel Sekunde Zeit erforderlich ist, hat hierbei aber auch nur den Wert jener letzten abklingenden bei Funkenentladungen; ihre Stetigkeit ersetzt indessen den Mangel an Intensität.

Poulsen hätte sicher die erwartete Revolution in der Funkentelegraphie herbeigeführt, wenn er wirklich konstante Schwingungen hätte aufweisen können. Tatsächlich ist jedoch der Lichtbogen, der sich im Schwingungskreise befindet, ein unsteter Bursche, dessen Arbeiten nicht so exakt wie das einer Maschine, ja nicht einmal wie der gewöhnlichen Funkenstrecke, ist. Ferner gestattet, wie der Vergleichsversuch lehrte, die Verwendung der kontinuierlichen Schwingungen den Gebrauch des Fritters nicht, der heute noch der einzige Apparat ist, welcher die automatische Niederschrift der Depeschen zuläßt. Das kommt daher, daß bei der geringen durch den Lichtbogen erzeugten Erregungsspannung natürlich auch der Fritter im Empfangssystem nicht genügend viel abbekommt. Ein besserer Wellenanzeiger für die drahtlose Telegraphie ist Poulsens Telephon. Doch besitzt die deutsche Gesellschaft für drahtlose Telegraphie in ihrer elektrolytischen Zelle ein noch empfindlicheres Instrument, so daß ihr mit seiner Hilfe um rund 50 v. H. größere Entfernungen erreichbar sind als Poulsen mit dem Fritter.

So haben denn die jüngsten Erfahrungen uns gelehrt, daß unsere dänischen Erfinder mit verdoppelten Kräften darnach ringen müssen, zunächst einmal ihre heutigen Besieger zu erreichen, um alsdann mutig den Versuch zu wagen, sie zu überflügeln.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

3. August 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Wissenschaftliche Luftschiffahrt.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Richard Assmann,
Direktor des Königlichen Aeronautischen Observatoriums bei Lindenberg.

Die wissenschaftliche Luftschiffahrt, oder, wie man neuerdings sie nennt, die »Aerologie«, gehört ohne Zweifel unter diejenigen Wissenszweige, denen die Internationalität, weil sie ihrer inneren Wesenheit angehört, an der Stirn geschrieben steht: könnte man wirklich noch ihre Mutterwissenschaft, die an den Erdboden geknüpfte Meteorologie im engeren Sinne, durch Grenzpfähle von der ihrer Nachbarn abtrennen, so ist das für die oberen, frei und ungehindert über Kontinente und Meere, Länder und Völker hinflutenden Luftströmungen ein Ding der Unmöglichkeit — die Erforschung der höheren Luftschichten umfaßt den ganzen Erdball, und dessen Grenzen sind ihre Grenzen! Dazu hat sie sich noch, wie wenige andere Wissenschaften, freigemacht von der Ausführung ihrer Beobachtungen durch den Menschen, indem sie in Höhen, die nimmermehr von einem lebenden Wesen erreicht werden können, ihre automatischen Beobachter, ihre selbstregistrierenden Apparate emporsendet und aus dem, was diese mitherabbringen, versucht, die Geheimnisse jener erdfernen, unnahbaren Schichten zu entziffern.

Seitdem Torricelli im Jahre 1643 das Barometer erfunden und Périer vier Jahre später mit einem solchen den Puy de Dôme bestiegen und dabei nachgewiesen hatte, daß der Druck der Luft in der Höhe ein niedrigerer ist als unten, strebten einsichtige Forscher, wie der Genfer Physiker Saussure, danach, ihr Beobachtungsgebiet nach oben hin zu erweitern. Die Erfindung des Luftballons im Jahre 1783 schuf hierzu einen neuen Weg von vielversprechender Tragweite, der das fast mühelos und an beliebigem Orte zu erreichen gestattete, was bisher nur dort, wo hohe Berge sind, mit großen Kosten und Gefahren möglich erschienen war.

Trotz der Erfolge einiger von namhaften Physikern, wie Gay-Lussac und Biot im Jahre 1804 mit wissenschaftlichem Ernst unternommenen Luftfahrten, stellten sich doch bald die Schwierigkeiten heraus, welchen vornehmlich die Ermittelung der Lufttemperatur unterliegt, und nur allzubald erlahmte das Interesse, so daß Arago noch 1853 in einem Berichte an die Pariser Akademie erklären konnte, daß, »ausgenommen sehr wenige, die bisherigen Auffahrten nur illusorische Resultate ergeben hätten«.

Unter diese »sehr wenigen Ausnahmen« rechnete er besonders die im Jahre 1852 von John Welsh, dem Direktor des Kew-Observatoriums, unternommenen vier Luftfahrten, bei denen dieser eine neue Methode der Temperaturbestimmung in Anwendung brachte, welche, wie sich erst fast 40 Jahre später herausstellen sollte, die einzig geeignete war, um die verderblichste Fehlerquelle, die Wärmestrahlung der Sonne, unwirksam zu machen. Leider erkannte weder der Erfinder Welsh noch nach ihm der größere James Glaisher, der zwischen 1862 und 1866 seine weltberühmten 28 wissen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftlichen Luftfahrten mit unerschrockenem Mute und unvergleichlicher Sorgfalt ausführte, den Wert seines Apparates, der darauf beruhte, an einem durch einen hochpolierten Metallschirm vor der Besonnung geschützten Thermometergefäße große Luftmassen künſtlich vorüberzuführen. Das »aspirierte Thermometer« ging, kaum erfunden, wieder verloren!

Erſt im Jahre 1887 erfand der Verfasser dieses Aufsatzes, ohne jede Kenntnis von der Konſtruktion Welsh's, ein Inſtrument, das dem gleichen Zwecke dienen sollte, den Strahlungseinfluß auf das Thermometer auszuschließen, und das dieses Ziel mit den gleichen Mitteln zu erreichen versuchte, das »Aspirationsthermometer«. Schon die erſten Versuche führten mit Notwendigkeit auf den Gedanken, daß das Inſtrument seine Eigenschaften dort am beſten entfalten könne, wo die Wärmeſtrahlung im Maximum und die Ventilation gleich Null iſt, d. h. in dem mit dem Winde treibenden und deshalb völlig »unventilierten« Korbe des Luftballons, und daraus entsprang die Frage, ob und wie weit die Beobachtungen Glaishers, die sich, obwohl sie von der ganzen Welt als unangreifbar angesehen wurden, in einem unüberbrückbaren Gegensatze zu den Lehren der mechanischen Wärmetheorie befanden, durch eine Nachprüfung mit der neuen Methode modifiziert werden würden oder nicht?

So entſtand die unter den Auspizien und der weitgehenden Unterſtützung Kaiser Wilhelms II. in den Jahren 1889 bis 1899 zur Ausführung gelangte neue Reihe von 75 Luftfahrten, ausgeführt durch Groß, Berson, Süring, Börnſtein, Baschin, Kremser und den Unterzeichneten; ihre Ergebnisse sind in dem dreibändigen Berichtswerk »Wissenschaftliche Luftfahrten« von Assmann und Berson, Braunschweig 1899 bei Frierich Vieweg & Sohn, niedergelegt, und hiermit eröffnete sich eine neue Epoche der wissenschaftlichen Luftschiffahrt, die »Luftschiffahrt mit dem Aspirationspsychrometer«: ihre Resultate ſtellten, von den Fehlern der Aufzeichnungen Glaishers befreit, die Brücke zu den Lehren der mechanischen Wärmetheorie wieder her, indem sie zeigten, daß die Temperatur der Luft in den erdnäheren Schichten langsam, mit zunehmender Höhe immer schneller und in den höchſten von Menschen erreichten Regionen um den von der Theorie geforderten größten Betrag abnimmt, der bei trockener aufſteigender Luft möglich iſt. Glaishers den umgekehrten Gang zeigende Beobachtungen mußten deshalb als »gefälscht durch die Sonnenſtrahlung« gelten.

Das beträchtliche Aufsehen, das diese neue Lehre, die in dem leider zu früh verſtorbenen Wilhelm von Bezold einen geiſtvollen Interpreten und Förderer gefunden hatte, in der ganzen physikalischen Welt erregte, führte gar bald zur Nachahmung und zum weiteren Ausbau an anderen Stellen, zumal der um die konſtruktive Vervollkommnung des grundlegenden Meßapparates, des Aspirationspsychrometers, hochverdiente von Sigsfeld in München die erſten Keime hierzu gelegt hatte. Leider versagte auch ihm ein widriges Geschick die fernere Teilnahme an den Erfolgen der neuen Forschungsmethode, die ihm so viel verdankte!

Es iſt nicht die Aufgabe der vorliegenden Darſtellung, eine Geschichte der wissenschaftlichen Luftschiffahrt zu geben und den Anteil abzuwägen, den die einzelnen Forscher an ihrem weiteren Ausbau gehabt haben und noch haben; nur seien außer den oben schon erwähnten die Namen der fruchtbarſten unter ihnen genannt: Léon Teisserenc de Bort, der aus eigenen Mitteln sein Observatoire de la météorologie dynamique in Trappes bei Paris errichtete, A. Lawrence Rotch, der auf seinem Blue Hill Observatory bei Boſton an der atlantischen Küſte von Nordamerika den bis dahin ausschließlich verwandten gasgefüllten Ballon durch den vom Winde gehobenen gefesselten Drachen ersetzte, und Hugo Hergesell, der es in raſtloser Arbeit verſtanden hat, als Vorsitzender der internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt eine weltumspannende Organisation für zielbewußte gemeinsame Arbeit zu schaffen und außerdem durch eingehende experimentelle Untersuchungen die Methoden zu verfeinern und besonders für die Erforschung der Atmosphäre über den Meeren weiter auszubauen. Für die letztgenannten hochwichtigen Ziele hatte er das Glück, in dem als ernſter Forscher auf dem Gebiete der Ozeanographie hochangesehenen Fürſten Albert von Monaco einen ebenso eifrigen wie hilfsbereiten Förderer zu finden.

Die heutige aerologische Forschung arbeitet vornehmlich mit vier Methoden, die wir des näheren zu besprechen haben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der mit Leuchtgas oder mit Waſſerſtoffgas gefüllte Ballon, der einen oder mehrere Beobachter in die Höhe hebt, ausgerüſtet mit den beſten und erprobteſten Apparaten und Inſtrumenten in zweckentſprechender Aufſtellung außerhalb und am Ballonkorbe, iſt und wird noch lange das beſte und unübertrefflichſte Forſchungsmittel sein, da er außer dieſen noch den ſehenden und denkenden Forſcher trägt, der in weiten Grenzen die Höhe und die Dauer der Fahrt je nach ihren beſonderen Zwecken beſtimmt und gar vieles wahrnimmt und feſthält, was auch der ſubtilſte Regiſtrierapparat nicht aufzuzeichnen vermag.

Die normale Ausrüſtung eines wiſſenſchaftlichen Zwecken dienenden Ballonkorbes beſteht in folgenden Inſtrumenten:

Zur Ermittelung der Höhe, in welcher ſich der Ballon befindet, dient ein Barometer, entweder ein Aneroidbarometer oder für ſtrengere Beobachtungen ein Queckſilberbarometer, dem man trotz ſeiner Zerbrechlichkeit und geringeren Handlichkeit den Vorzug gibt, da es, unter zweckentſprechenden Bedingungen angewandt, von manchen Fehlern des Aneroids frei iſt.

Das Hauptinſtrument, das nach den Beſchlüſſen der internationalen Kommiſſion bei keiner wiſſenſchaftlichen Luftfahrt fehlen darf, iſt das Aſſmannſche Aſpirationspſychrometer, das, außerhalb des Korbes in etwa 2 m Entfernung aufgehängt und durch ununterbrochene Imgange-Erhaltung ſeines Aſpirationsluftſtromes gegen den Einfluß der Sonnenſtrahlung geſchützt, bis zu den größten bisher erreichten Höhen fehlerfreie Angaben der wahren Lufttemperatur abzuleſen geſtattet; das zweite an ihm vorhandene, durch Umwickelung mit Muſſeline und deſſen Benetzung mit deſtilliertem Waſſer zu einem »feuchten« gemachte Thermometer dient zur Beſtimmung des Waſſerdampfgehaltes der Luft. Die Ableſungen dieſer Inſtrumente, deren Stand bei unvorſichtiger Annäherung an den Ballonkorb erheblich beeinflußt werden kann, erfolgen am ſicherſten mittels eines Fernrohres in Pauſen von wenigen Minuten; nur ganz geübte Beobachter können auch ohne ein ſolches korrekte Ableſungen erzielen.

Bisher konnte man ein äußerſt wichtiges Element der Beobachtung, die Intenſität der Sonnenſtrahlung, nur in recht unſicherer Weiſe durch ein Thermometer gewinnen, deſſen Gefäß in eine luftleere Glaskugel eingeſchloſſen und mit Ruß geſchwärzt iſt, das ſogenannte »Schwarzkugelthermometer«. Erſt in jüngſter Zeit hat der ſchwediſche Phyſiker Ångſtröm in ſeinem Kompenſations-Pyrheliometer ein exaktes und ſubtiles Inſtrument geſchaffen, deſſen Adaptierung für den Gebrauch bei Luftfahrten am Aeronautiſchen Obſervatorium Lindenberg gelungen iſt.

Da die Führung eines Ballons in vertikaler Richtung die ſtete Aufmerkſamkeit auf alle Änderungen des Barometers erheiſcht, führt jeder Luftſchiffer außerdem noch einen »Barographen« mit ſich, der in fortlaufender Kurve auf einer durch ein Uhrwerk bewegten rotierenden Trommel jede Höhenänderung aufſchreibt. Dem gleichen Zwecke dient ein noch empfindlicheres Inſtrument, das Statoſkop, bei dem eine gegen ſchnelle Temperaturänderungen geſchützte abgeſchloſſene Luftmenge die Änderungen ihres vom Luftdrucke abhängigen Volumens aufſchreibt.

Die wunderbaren Wolkenformen, wie ſie der Luftſchiffer aus nächſter Nähe oder hoch über ſich erſchaut, bergen ſo viel des Intereſſanten und für die Vorgänge bei der Wolkenbildung Wichtigen, daß durch photographiſche Aufnahmen weſentliche Fortſchritte im Studium dieſer noch ſehr rätſelhaften Erſcheinungen zu erwarten ſind. Beſonders wertvoll werden dieſe Aufnahmen durch die Anwendung der von Miethe geübten Methode der Farbenſyntheſe. Eine derartige Einrichtung iſt am Königl. Aeronautiſchen Obſervatorium Lindenberg in der Vorbereitung begriffen.

Die rätſelhaften Erſcheinungen und Vorgänge bei der Luftelektrizität, in welche man ſeit einer Reihe von Jahren auf Grund der ausgezeichneten Arbeiten von Elſter und Geitel über die Jonen oder Elektronen Licht zu bringen bemüht iſt, werden ſeitdem einem eingehenden Studium bei Luftfahrten unterworfen, wobei ſich Ebert in München und Gerdien in Göttingen beſondere Verdienſte erworben haben. Leider iſt das hierzu erforderliche Inſtrumentarium ein derartig umfangreiches und deſſen Behandlung eine ſo ſubtile, daß nur beſondere, dieſem ſpeziellen Zwecke dienende Luftfahrten geeignet ſind, um einwurfsfreie Ergebniſſe zu gewinnen.

Die im »bemannten Freiballon« erreichbaren Höhen haben, dank der von Paul Bert eingeführten künſtlichen Sauerſtoffatmung, in denjenigen Regionen, in welchen

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

der für die Lebenserhaltung unentbehrliche Luftsauerstoff anfängt knapp zu werden, sowie dank der unerschrockenen Energie besonders deutscher Luftschiffer, im letzten Jahrzehnt 10 km überstiegen und ihre bis auf weiteres voraussichtlich oberste Grenze in der Hochfahrt von Berson und Süring gefunden, welche am 31. Juli 1901 unter schwerster Lebensgefahr die Höhe von 10800 m erreichten.

Eine zweite, besonders in der jüngsten Zeit viel geübte Methode ist die der freifliegenden Registrierballons, von den Franzosen passend Ballons-sondes genannt, da sie in der Tat wie eine »Sonde« in die Atmosphäre eindringen und bald wieder zu Boden fallen. Die ersten Aufstiege von Registrierapparate tragenden Ballons unternahmen nach einem Vorschlage des hochangesehenen, leider zu früh verstorbenen Kapitäns Charles Renard an die Pariser Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1887 die Luftschiffer Hermite und Besançon im Jahre 1892; am 21. März 1893 stieg ihr Ballon l'Aérophile von 113 cbm Inhalt bis zu der bis dahin unerhörten Höhe von rund 15 000 m. Hierbei zeichnete der Thermograph in 12 500 m Höhe -51^0, in der größten Höhe aber nur -21^0 auf.

Als dieses und ähnliche spätere Resultate bekannt wurden, hatten der Verfasser und seine Mitarbeiter bereits in einer Reihe von Luftfahrten die volle Zuverlässigkeit der Aspirationsmethode für die Gewinnung korrekter Temperaturbeobachtungen erwiesen, und es konnte deshalb keinem Zweifel unterliegen, daß die enorme Temperaturzunahme in der höchsten Schicht keine reelle war, sondern als der Strahlungseffekt auf das Thermometer gelten mußte. Ein solcher muß eintreten, wenn der Ballon, allmählich immer langsamer steigend, sich seiner Gleichgewichtslage nähert und in dieser, von der Luftströmung fortgetragen, ohne jede Ventilation weiterfliegt. Es galt deshalb, auch hierbei für die erforderliche Lufterneuerung zu sorgen, was für eine stundenlange Dauer und ohne das kontrollierende Auge eines Beobachters erhebliche Schwierigkeiten darbot.

Nachdem Teisserenc de Bort, der die neue Methode mit großem Eifer aufgriff und unter erheblichen Kosten viele Hunderte von Aufstiegen ausführte, den Baumwoll- oder Seidenballon durch den erheblich leichteren und billigeren Papierballon ersetzt hatte, ließ der Verfasser von der Continental Caoutchouc- und Guttapercha-Compagnie in Hannover die später nach ihm benannten Ballons aus elastischem Para-Gummi konstruieren, die bald überall beinahe ausschließlich in Gebrauch genommen wurden.

Der Gummiballon, der bei einem Durchmesser von 1500 bis 1800 mm nur 3—4 cbm Wasserstoffgas gebraucht, um Höhen von 20000 m und mehr zu erreichen, hat, da er infolge seiner elastischen Hülle fest geschlossen auffsteigen kann, wobei er, der Luftverdünnung entsprechend, sein Volumen gleichen Schrittes vergrößert, den wesentlichen Vorzug vor jedem anderen Ballon, daß er, mit zunehmender Geschwindigkeit emporsteigend, eine Gleichgewichtslage nicht findet und deshalb eine dauernde Lufterneuerung erfährt, genügend, um den Strahlungseffekt auszuschließen. An der Grenze der Elastizität seiner Gummihülle angelangt,*) platzt diese, und der Apparat wird von einem Fallschirm oder, nach einer anderen Methode, von einem zweiten, noch nicht geplatzten Ballon ohne ernsten Unfall zur Erde herabgetragen. Das letztgenannte Verfahren ist von Hergesell für die Aufstiege auf dem Ozean in sinnreicher und zweckentsprechender Weise ausgebildet worden.

Die großen Fragen der allgemeinen Luftzirkulation, z. B. die der Passate und Antipassate über dem Atlantischen Ozean, erheischten, nachdem sich bei den ersten hierauf gerichteten Versuchen ergeben hatte, daß auch bei ihnen lokale oder zeitliche Abweichungen von der Regel nicht allzu selten sind, eine größere Zahl von Beobachtungen, die sich vornehmlich auf die Richtung und Geschwindigkeit in verschiedenen Höhen beschränken konnten. Es lag daher nahe, unter Verzicht auf die Aufzeichnungen von Registrierapparaten, deren immerhin, zumal auf dem Meere, eine größere Zahl verloren geht, kleinere und deshalb wesentlich billigere Gummiballons als sogenannte »Pilotballons« zum Aufsteigen zu bringen und deren Weg mittels Theodoliten zu verfolgen. Unter der Annahme einer in zulässigen Grenzen konstanten Aufstiegsgeschwindigkeit solcher nur $^1/_{10}$ bis $^1/_5$ Kubikmeter Wasserstoffgas fassenden Ballons kann man unschwer aus dem Azimut-

*) Die bisherige größte erreichte Höhe überschritt 25000 m: sie ist natürlich allein von der Güte des Gummis abhängig.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Höhenwinkel mit Beobachtungen von einem Orte aus die gewünschten Feststellungen machen, was besonders für die Experimente auf See von großer Wichtigkeit ist.

Während alle im obigen erörterten Methoden der Höhenforschung zum Emporheben der Beobachter, oder deren Ersatz, der Registrierapparate, das Vorhandensein von Gas, und zwar vornehmlich von Wasserstoffgas, zur Voraussetzung hatten, das nicht überall ohne weiteres zur Verfügung steht, brachte Rotch zuerst im Jahre 1894 ein neues Verfahren zur Geltung, das zwar an sich schon seit langem bekannt, aber für wissenschaftliche Zwecke kaum methodisch verwandt war: er ersetzte den Gasballon durch den gefesselten Drachen, den er vom Winde emporheben ließ, und gar bald fanden diese Experimente überall Nachahmung, vornehmlich dort, wo die durchschnittliche Windstärke eine so große ist, daß an den meisten Tagen des Jahres Drachenaufstiege gelingen.

Unter den verschiedenen Drachenformen, welche bald allenthalben konstruiert wurden, hat schließlich eine der einfachsten, der aus einem parallelepipedischen Holzrahmen bestehende, nur am oberen und unteren Teile mit Baumwollstoff bespannte Hargrave-Drachen, die meiste Anwendung gefunden; in einer Größe von 7 oder 6 qm Windfläche hebt er außer dem in seiner Vorderzelle befestigten Registrierapparat bei einem Winde von 12—16 m per Sek. Geschwindigkeit 3—4000 m »überhärteten Stahldraht« von nur 0,6 mm Durchmesser auf 2500 m Höhe und mehr; um größere Höhen zu erreichen, oder bei schwächerem Winde schon bei geringerer Drahtlänge, wird mittels eines Seitendrahtes ein zweiter Drachen mit dem Hauptdraht verbunden, der nun beim Aufsteigen dessen unteres Stück emporhebt und damit dem oberſten, dem »Apparatdrachen«, die Möglichkeit entsprechend weiteren Steigens gewährt. Dieses Verfahren wird, je nach den Windverhältnissen, so lange wiederholt, wie man durch Messungen des Höhenwinkels im Vergleich zur Drahtlänge einen weiteren Höhenzuwachs feststellen kann.

So wurde am 25. November 1905 am Aeronautischen Observatorium Lindenberg mit sechs Drachen von zusammen 27 qm Fläche und 14130 m Draht eine Höhe von 6430 m erreicht, welche bisher noch nicht übertroffen worden ist.

Neben manchen anderen Vorzügen zeichnet sich die Drachenmethode dadurch aus, daß bei ihr infolge des starken Windes, der ihre Voraussetzung bildet, eine Beeinflussung des Thermometers durch die Sonnenstrahlung ausgeschlossen ist, so daß die aufgezeichneten Temperaturen als tatsächliche wahre Lufttemperaturen gelten können.

Die besten und leichtesten Drachen gebrauchen, um gut aufzusteigen, eine Windgeschwindigkeit von 6—8 m per Sek., die in höheren Lagen eine der abnehmenden Luftdichte und dem zunehmenden Drahtgewichte entsprechende Vergrößerung erfahren muß, die bis zu 20 m per Sek. und mehr steigen kann; bei noch stärkerem Winde werden die Drachen leicht deformiert und dann unstabil oder zerbrechen gänzlich, so daß bei schweren Stürmen von mehr als 25 m per Sek. Geschwindigkeit höhere Aufstiege nicht zu gelingen pflegen.

Bei schwächerem Winde von weniger als 6—8 m per Sek. Geschwindigkeit versagt die Drachenmethode gänzlich, und man ist, wenn man, wie das Aeronautische Observatorium Lindenberg, unter allen Umständen täglich mindestens einen Aufstieg ausführen will, auf die Verwendung eines gefesselten Ballons angewiesen, der die Registrierapparate emporträgt.

Die geniale Konstruktion des Drachenballons von v. Sigsfeld und v. Parseval, welche in der Militärluftschiffahrt ihre Überlegenheit gegenüber dem bis dahin ausschließlich gebrauchten Kugelballon erwiesen hat, fand längere Zeit hindurch auch in der wissenschaftlichen Höhenforschung Anwendung, da ein solcher Ballon selbst stärkeren Winden standzuhalten vermag, ohne, wie der Kugelballon, zur Erde herabgedrückt zu werden. Bei längerer Erfahrung aber zeigte es sich doch, daß größere Höhen mit demselben nur schwer zu erreichen sind, da er einesteils selbst viel schwerer ist als ein Kugelballon und wegen seines größeren Luftwiderstandes eine erheblich stärkere und deshalb schwerere Fesselung erfordert. So ist man in letzter Zeit wieder zum Kugelballon zurückgekehrt, den man aus tunlichst leichtem Stoff, gefirnißter Seide oder der noch leichteren »Goldschlägerhaut«, in einer Größe von etwa 3 m Durchmesser, entsprechend 15 cbm Inhalt, herstellt. Um größere Höhen als etwa 2500 m zu erreichen, oder bei einem Winde,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der bis zu 4—5 m per Sek. Geschwindigkeit hat, bringt man, wie bei der Drachenmethode, einen zweiten, in günstigen Fällen auch noch einen dritten kleineren Ballon von 8—10 cbm Inhalt an demselben Draht an und kann auf diese Weise den Apparat bis zu 4000 m und mehr emporheben.

Da indes bei schwachem Winde die Ventilation zur Beseitigung des Strahlungseinflusses auf das Thermometer nicht ausreicht, muß man entweder durch schnelles »Einholen« des Ballons den »relativen« Wind verstärken und dann ausschließlich die beim Abstieg gezeichnete Kurve auswerten, oder man muß unter Zuhilfenahme eines kleinen Akkumulators und Elektromotors einen Ventilator in Tätigkeit erhalten, der eine ausreichende künstliche Lufterneuerung am Thermometer bewirkt. Immerhin bleibt zwischen den beiden mit gefesselten Flugkörpern, dem Drachen und dem Ballon, arbeitenden Methoden noch eine empfindliche Lücke offen, welche an die Windgeschwindigkeiten zwischen 4 bis etwa 7 m per Sek. geknüpft ist, die für den Ballon, um erheblichere Höhen zu erreichen, zu groß und für den Drachen zu gering sind. Ihre Ausfüllung dürfte wohl erst von der Verwendung von motorisch bewegten Ballons oder Drachen zu erwarten sein, eine Aufgabe, an die man z. Z. wohl hoffen darf bald herantreten zu können.

Mit den im Vorstehenden erörterten Arbeitsmethoden wird nun seit einer Reihe von Jahren an vielen Stellen Europas und Amerikas methodisch gearbeitet, wobei sich einige Hauptzentren gebildet haben.

Nachdem, wie eingangs dargestellt, im Jahre 1891 in Berlin die »neue Ära« der wissenschaftlichen Luftschiffahrt durch eine große Reihe von Freifahrten mit bemannten Ballons eröffnet worden war, begann 1894 Rotch in Amerika an seinem Blue Hill Observatory mit methodischen Drachenaufstiegen; ihm folgte im Jahre 1897 Teisserenc de Bort, der an seinem Observatoire de la météorologie dynamique bei Trappes mit Drachen und später besonders mit Ballons-sondes in großem Maßstabe arbeitete. Als im Jahre 1899 die große Reihe der Berliner Freifahrten wegen Erschöpfung der Mittel abgeschlossen war, wurde seitens des Königlichen Meteorologischen Instituts nach dem Muster des Observatoriums bei Trappes ein Aeronautisches Observatorium errichtet, das in kleinerem Umfange und mehr vorbereitender Ausführung im Norden von Berlin am Tegeler Infanterie-Schießplatze bis zum Jahre 1905 in Tätigkeit blieb, wobei alle bekannten Methoden zur Anwendung kamen; am 1. April 1905 wurde es als selbständiges Observatorium in größerem Maßstabe nach Lindenberg bei Beeskow, 65 km südöstlich von Berlin, verlegt. Vom Januar 1903 an wurden tägliche, bis zum heutigen Tage völlig lückenlose Aufstiege von Drachen oder Ballons ausgeführt, ein Resultat, das noch an keiner andern Stelle hat erreicht werden können.

Im Frühjahr 1903 wurde in Verbindung mit der Deutschen Seewarte in Hamburg auf Anregung von Köppen eine Drachenstation bei Groß-Borstel errichtet, welche trotz kleinerer Mittel sehr Gutes leistet; tägliche Aufstiege werden dort nicht ausgeführt.

Zu erwähnen ist noch das »fliegende« Observatorium, das der unermüdliche Teisserenc de Bort im Frühjahr 1902 in Hald bei Viborg in Nordjütland auf eigene Kosten errichtete und bis zum Mai 1903 im Gange erhielt.

Der Direktor des russischen Physikalischen Zentralinstituts Rykatschew hatte schon im Jahre 1902 und 1903 häufige Drachenaufstiege bei Pawlowsk ausführen lassen und begann vom 13. Januar 1904 an mit regelmäßigen Arbeiten und deren Veröffentlichung in den russischen Wetterkarten. Im Herbst 1904 errichtete ein reicher Privatmann, Riabuschinski in Kutschino bei Moskau ein aerodynamisches Institut im großen Maßstabe, das neben seiner Hauptarbeit, die den Flugversuchen gewidmet ist, auch ein wissenschaftliches aerologisches Programm zur Ausführung bringt. Häufige, wenn auch nicht regelmäßige Aufstiege erfolgen auch seit 1904 in Pavia unter der Leitung von Gamba seitens des italienischen Meteorologischen Instituts.

Außer an den genannten in mehr oder weniger zusammenhängender Weise arbeitenden Observatorien oder ständigen Drachenstationen werden noch an vielen anderen Stellen Aufstiege nach einheitlicher Methode ausgeführt, besonders bei Gelegenheit der internationalen Termine, von denen weiter unten die Rede sein soll: Straßburg, Friedrichshafen, München, Wien, Zürich, Rom, Guadalajara in Spanien und Crinan oder Oxshott in Schottland, Kasan, gelegentlich Barmen, Göttingen, Augsburg, Dorpat.

Die schon oben erörterten Schwierigkeiten, bei schwachem Winde Drachen zum Steigen

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu bringen und bei sehr ſtarkem das Abreißen zu verhindern, legten den Gedanken nahe, das bekannte Verfahren der Knaben nachzuahmen, die beim Spielen mit Drachen diesen Schwierigkeiten durch schnelles Laufen gegen oder mit dem Winde zu begegnen pflegen. Da in Kulturländern offene, baum- und ansiedelungsfreie ebene Länderſtrecken größeren Ausmaßes, die keine Eisenbahnen und Telegraphen besitzen, kaum vorkommen dürften, lag es nahe, größere Wasserflächen und ein entsprechend schnell fahrendes Dampfboot hierzu zu benutzen. Den erſten praktischen Versuch in dieser Richtung scheint Hergesell im Jahre 1900 auf dem Bodensee gemeinsam mit dem Grafen von Zeppelin mittels dessen Motorboots ausgeführt zu haben; seitdem iſt diese Methode zu einer viel und mit Glück zur Erforschung der Luft über dem Meere angewandten ausgebaut worden. Die erſten methodischen Aufſtiege führte Rotch in den nordamerikanischen Küſtengewässern im Jahre 1901 und auf dem Atlantischen Ozean bei Gelegenheit einer Reise von New York nach Europa im Jahre 1902 aus, bei der ihm, obwohl der große Passagierdampfer keine Rücksicht auf diese Arbeiten nehmen konnte, mehrere Aufſtiege gelangen. Im Sommer desselben Jahres unternahm Dines an den schottischen Küſten Aufſtiege, faſt gleichzeitig führten Berson und Elias eine private, aber vom Aeronautischen Observatorium in Berlin ausgerüſtete Expedition mit einem Vergnügungsdampfer auf den norwegischen Gewässern und dem Nördlichen Eismeere aus, wobei 23 Drachenaufſtiege gelangen. Der gleichen Methode bediente sich Teisserenc de Bort im Frühjahr 1903 mit Hilfe eines dänischen Kanonenbootes in der Oſtsee, wobei eine Höhe von 5800 m, der damals größten, erreicht wurde. In voller Würdigung des großen Wertes dieser Experimente legte Rotch gemeinsam mit Berson im Jahre 1902 den Plan methodischer Forschungen auf dem Atlantischen Ozean vor, und zahlreiche Versuche wurden unternommen, um eine größere Schiffsexpedition dieser Art zuſtande zu bringen. Zur Ausführung kamen deren Pläne erſt infolge des glücklichen Umſtandes, daß Hergesell das Interesse des Fürſten Albert von Monaco zu gewinnen und nach mehrfachen Versuchen auf dem Mittelmeere im Sommer 1904 auf dem Atlantischen Ozean zu betätigen vermochte. Diesem mit hohem wissenschaftlichen Sinn und reichen Mitteln ausgerüſteten fürſtlichen Forscher sind seitdem die wertvollſten und bedeutendſten Errungenschaften auf diesem Gebiete zu verdanken, die er gemeinsam mit Hergesell auf seiner Jacht »Princesse Alice« Jahr für Jahr vom Ozean und zuletzt vom arktischen Meere heimbringt. Aber auch Rotch, der sich zu diesem Zwecke mit dem befreundeten und gleichfalls reichbegüterten Teisserenc de Bort vereinigte, ruhte nicht, und beide brachten seitdem mehrfache größere Expeditionen ihres Dampfers »Otaria« zuſtande. Nachdem auch die Deutsche Südpolarexpedition unter v. Drygalski einige aerologische Versuche ausgeführt hatte, wurde seitens der Deutschen Marine das nach der Südsee gehende Vermessungsschiff »Planet« mit entsprechenden Einrichtungen ausgerüſtet, die vielfach mit gutem Erfolge in Tätigkeit traten; in gleicher Weise soll das zweite Vermessungsschiff »Möwe« arbeiten.

Während die Experimente auf See ursprünglich ausschließlich von den hierbei zu erwartenden Vorteilen für die Drachenmethode ausgegangen waren, legt man nach dem Vorgange von Hergesell neuerdings ein größeres Gewicht auf die Aufſtiege von Gummiballons, deren Verfolgung und Wiedergewinnung mit einem schnellen Dampfer geringere Schwierigkeiten bereitet, als man angenommen hatte. Wenn man zwei ungleich gefüllte Ballons benutzt, von denen nur der eine zum Platzen gebracht wird, während der andere den Apparat, der durch einen in das Wasser tauchenden »Schwimmer« entlaſtet wird, über Wasser hält und dabei seinen Ort erkennbar macht, so gelingt es in den meiſten Fällen, den Apparat aufzufinden und zu bergen.

Der internationale Charakter der wissenschaftlichen Luftschiffahrt mußte naturgemäß bereits in den erſten Stadien der neuen Forschungsmethode den Gedanken gleichzeitiger Aufſtiege nahelegen, und schon im Jahre 1893 und 1894 gelang es dem Schreiber dieses Aufsatzes, gleichzeitige Fahrten mit schwedischen und russischen Gelehrten unter Verwendung der neuen Inſtrumente zuſtande zu bringen, während die Versuche, mit den französischen Fachgenossen zu einer gleichen Verſtändigung zu gelangen, zunächſt erfolglos blieben. Im September 1896 wurde seitens der in Paris tagenden Konferenz von Direk-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

toren meteorologischer Institute eine »Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt« geschaffen und der dabei anwesende Direktor des meteorologischen Landesdienstes von Elsaß-Lothringen, Prof. Hergesell, zu deren Vorsitzendem gewählt.

Die erste internationale Simultanfahrt erfolgte am 14. November 1896, weitere folgten am 18. Februar und 13. Mai 1897, denen sich in den nächsten Jahren noch mehrere von Fall zu Fall verabredete anschlossen; auf der im Mai 1902 in Berlin tagenden dritten Versammlung dieser Kommission wurde beschlossen, allmonatlich am ersten Donnerstage simultane Aufstiege auszuführen und deren Ergebnisse in einer besonderen Publikation, die von seiten des Deutschen Reiches eine namhafte Unterstützung erfuhr, zu veröffentlichen. Diesem Programm leisteten in anerkennenswerter Sachlichkeit sämtliche hierzu befähigte Institutionen Folge, und zwar im Jahre 1907 die folgenden: Trappes, Uccle (Belgien), Pyrton Hill, Petersfield und Brighton (England), Guadalajara (Spanien), Pavia, Rom, Zürich, Straßburg, Frankfurt a. M., Hamburg-Groß-Borstel, Lindenberg, München, Wien, Pawlowsk, Kutschino, Kasan, Jekaterinburg, Mount Weather, Blue Hill, St. Louis (Nord-Amerika), Simla (Ostindien).

Die internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt hielt im Jahre 1898 in Straßburg, 1900 in Paris, 1902 in Berlin, 1904 in St. Petersburg und 1906 in Mailand Versammlungen ab, in denen in erfreulicher Weise ein weiterer Ausbau der gemeinsamen Arbeiten erfolgte. Für das laufende Jahr sind außer den gewöhnlichen Monatsterminen zwei größere Serienexperimente vereinbart worden, deren ersteres in der letzten Woche des Juli stattfinden und sich über den ganzen Nordatlantischen Ozean sowie den größten Teil der Nordhemisphäre erstrecken soll. Zu diesem Zweck werden folgende Schiffsexpeditionen stattfinden: Teisserenc de Bort und Rotch lassen ihre Jacht »Otaria« südlich von den Azoren bei den Kapverdischen Inseln kreuzen; nördlich von den Azoren wird der französische Admiral Aubert auf dem Kreuzer »Forbin« Aufstiege veranstalten; zwischen den Azoren und Island wird der hierzu gecharterte deutsche Dampfer »National« auf Kosten des Freiherrn von Hewald unter der Leitung des früheren Hauptmanns im Luftschifferbataillon und bekannten Luftschiffers Hildebrandt Ballonaufstiege ausführen; zwischen Norwegen und Island wird der Deutsche Vermessungsdampfer »Möwe« mit Drachen und Ballons arbeiten, und im äußersten Norden wird bei Spitzbergen der Fürst von Monaco mit Professor Hergesell an Bord seiner Jacht »Princesse Alice« in gewohnter Weise tätig sein. Außerdem wird eine russische Schiffsexpedition bei Nowaja Semlja Aufstiege veranstalten. Gleichzeitig werden sämtliche aeronautische Observatorien und viele andere Institute sowie Luftschiffervereine in Europa, Asien und Nordamerika eine ganze Woche hindurch tägliche Aufstiege ausführen.

Die unter dem Titel »Veröffentlichungen der internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt« von Prof. Hergesell herausgegebenen Ergebnisse der internationalen Aufstiege umfassen bereits ein überreiches Material, dem aber gerade wegen seiner Reichhaltigkeit die Gefahr droht, »Material zu bleiben«, während es im allgemeinen, wenn auch nicht gänzlich homogen, eine Fundgrube des Wissenswerten ist und der fleißigen und geschickten Hände wartet, um seinem Zweck, dessentwillen es geschaffen und gesammelt ist, zu dienen — eine einzelne Hand kann es schon jetzt nicht mehr bewältigen! In einer von Aßmann und Hergesell herausgegebenen besonderen Zeitschrift »Beiträge zur Physik der freien Atmosphäre« werden von den Fachgenossen aller mitarbeitenden Länder Berichte über neue Experimente und deren Erfolge, Untersuchungen und Prüfungen von Instrumenten oder zusammenfassende Darstellungen gleichzeitiger Aufstiege sowie theoretische Erörterungen veröffentlicht.

Aus dem Vorhergehenden dürfte hervorgehen, daß an den großen Problemen der wissenschaftlichen Erforschung der Atmosphäre mit Eifer gearbeitet wird, und man darf annehmen, daß die schließlichen Erfolge die vielen Mühen und Kosten vollauf lohnen werden.

Zum Schluß dieser Darstellung, welche über den ihr ursprünglich gegebenen Rahmen ohnehin schon etwas hinausgewachsen ist, seien nur noch einige Hauptpunkte der bisherigen Ergebnisse kurz genannt:

Als das erste, oben schon in seiner grundlegenden Wichtigkeit erwähnte Resultat ist die Tatsache zu bezeichnen, daß die Lehren der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mechanischen Wärmetheorie in voller Schärfe auch für die Atmosphäre Geltung haben: die Abnahme der Lufttemperatur mit der Höhe erfolgt in den unteren Schichten, in denen die hauptsächlichsten Kondensationen des Wasserdampfes zu Wolken und Niederschlägen vor sich gehen, verhältnismäßig langsam, darüber, von 4—5000 m Höhe an aber immer schneller und erreicht bei 9—12000 m Höhe den vollen theoretisch möglichen Betrag von 1° C. auf 100 m Erhebung. Darüber aber beginnt, wie 1902 vom Verfasser gleichzeitig mit Teisserenc de Bort entdeckt wurde, ein neues Regime, in dem ganz langsame Temperaturabnahme, häufig jedoch sogar beträchtliche Temperaturzunahme gefunden wird, deren obere Grenze aber noch nicht einwandfrei ermittelt worden ist; über Gebieten niedrigen Luftdrucks, Zyklonen, liegt die untere Grenze dieser »oberen Inversionsschicht« um mehrere tausend Meter tiefer als über Hochdruckgebieten, Antizyklonen. Diese Inversion hat sich nicht nur über ganz Europa, sondern in derselben Weise über Nordamerika und auch über dem Atlantischen Ozean bis in die Nähe des Äquators hin vorgefunden und ist deshalb als ein großes Allgemeinphänomen anzusehen, dessen Erklärung aber noch aussteht. Die Atmosphäre zeigt sich auch in den tieferen Lagen vielfach geschichtet, indem wärmere Regionen mit kälteren, trockene mit feuchten, windstarke mit windschwachen abwechseln; der Einfluß dieser Schichtungen auf die Gestaltung der Witterung ist unzweifelhaft ein großer, jedoch wegen der Vielgestaltigkeit der Erscheinungen noch nicht eindeutig bestimmbar. Von ebenso großem theoretischen wie voraussichtlich praktischem Wert wird dereinst die aus der aerologischen Forschung entspringende Kenntnis über die »innere Struktur« der Zyklonen und Antizyklonen, dieser vornehmsten »Aktionszentren« der Atmosphäre, werden.

Alles in allem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die neuen Forschungen uns nicht nur eine ungeahnte Erweiterung unseres Wissens vom Erdball zu bringen berufen sind, sondern daß sie auch in nicht zu ferner Zeit, wenn es gelungen sein wird, überall die Wirkung mit der Ursache zu verknüpfen und die Vielheit der Erscheinungen auf einfache Grundgesetze zurückzuführen, zu praktischen Ergebnissen in der großen, volkswirtschaftlich so wichtigen Frage der frühzeitigen Erkenntnis der bevorstehenden Witterung führen wird.

Und um diesem hohen Ziele auf tunlichst kürzesten Wege näher zu kommen, ist es vor allem nötig, die Zahl der ständigen aeronautischen Observatorien noch weiter zu vermehren, wozu mit der im Herbst dieses Jahres in Tätigkeit tretenden »schwimmenden« Drachenstation auf dem Bodensee und mit der von seiten des Observatoriums bei Lindenberg in Aussicht genommenen analogen Einrichtung auf der Danziger Bucht ein vielversprechender Anfang gemacht wird, um die Einzelbilder der vertikalen Forschungen durch zielbewußte internationale Zusammenarbeit zu einer naturwahren Synopsis der Vorgänge im Luftmeere über weitere Strecken der Erdoberfläche zu vereinigen.

Zum Stand der internationalen Frauenbewegung.

Von Helene Lange, Berlin.

II.

Zu den aus den wirtschaftlichen Umwälzungen hervorgehenden Bestrebungen kam nun überall noch ein drittes Moment, um die Frauenbewegung in ihrer ersten Phase zu konstituieren: das ist der Eintritt der Frau in die öffentliche soziale Fürsorge. Auch hier spielen natürlich die industriellen Umwälzungen die entscheidende Rolle. Sie schufen jene allgemeinen sozialen Notstände, gegen die mit den bisherigen Mitteln charitativer Fürsorge nichts mehr auszurichten war, die als eine Folge nie dagewesener wirtschaftlicher Zustände umfassende sozialpolitische Maßnahmen erheischten. Als sich nach dem ersten Triumphzug der modernen Industrie in England die Stimme des sozialen Gewissens erhob und die Gesellschaft für die verhängnisvollen sozialen Folgen dieser glänzenden wirtschaftlichen Entwicklung verantwortlich machte, da erwachten auch die Frauen zum Verständnis einer besonderen Mission, die an diesem rasch in Tätigkeit gesetzten Apparat sozialer Bemühungen gerade ihnen zufiel. Männern wie Carlyle, Kingsley und Ruskin stehen weib-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Zeitgenossen zur Seite, die, nach außen hin weniger hervortretend, mit gleicher Hingabe sich den neuen sozialen Aufgaben widmeten. Mary Carpenter begründete ihre Besserungsanſtalten für verwahrloſte Kinder; Louisa Twining brach Bahn für die Mitarbeit der Frauen in der öffentlichen Armenpflege, indem sie zunächſt durch eine private Armenpflegegesellschaft der mangelhaften amtlichen Inspektion der öffentlichen Armenhäuser zu Hilfe kam. Um dieselbe Zeit ergriff in Deutschland Luise Otto⸗Peters die Sache der Arbeiterinnen in den abſterbenden Hausgewerben der sächsischen Textilinduſtrie und wandte sich, ein noch junges Mädchen, an das sächsische Miniſterium mit der Aufforderung, »die Frauenarbeit zu organisieren«. Das gleiche warme Interesse an der Frauennot rief in Italien im Jahre 1850 Laura Mantegazza, die Mutter des bekannten Physiologen, in die soziale Hilfsarbeit hinein; sie errichtete in Mailand die erſte Krippe für die Kinder solcher Frauen, die tagsüber durch ihre Arbeit abgehalten waren, für sie zu sorgen.

Aus diesem freiwilligen Eintreten in eine Arbeit, auf welche die Frauen sich innerlich besonders hingewiesen fühlten, ging ganz natürlich der Anspruch hervor, auch offiziell und in amtlicher Eigenschaft an solchen Aufgaben beteiligt zu werden. In England vollzog sich dieser Übergang schnell: seit 1875 gibt es dort Frauen in der öffentlichen Armenpflege — ihre Zahl iſt heute in England und Wales auf über 1000 geſtiegen.

Neben den gekennzeichneten, rein aus den äußeren Verhältnissen kommenden Antrieben führt nun in allen Kulturſtaaten mehr oder weniger ſtark auch ein Syſtem von ethischen und politischen Ideen zur Zusammenfassung und einheitlichen Begründung der Frauenbewegung. Diese ethischen und politischen Anschauungen wirkten herüber aus der Zeit der französischen Revolution. Hatte doch damals schon die »Erklärung der Frauenrechte«, die der Erklärung der Menschenrechte folgte, geſtützt dureh die ideale Persönlichkeit Condorcets, weit über die Grenzen Frankreichs hinaus gezündet. Sie war aufgegriffen worden von der Frau des englischen Philosophen Godwin, Mary Wolſtonecraft, die in ihrer »Verteidigung der Frauenrechte« das erſte ernſt zu nehmende Manifeſt der Frauenbewegung schuf. Sie fand aber auch in Deutschland ihren Vertreter in Gottlieb von Hippel, dessen Buch »Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber« eine wahre Flut von theoretischen Erörterungen über die Frauenrechte in Deutschland nach sich zog. Hier handelte es sich nun nicht mehr um einzelne Forderungen, die den Frauen durch eine beſtehende wirtschaftliche Notlage aufgezwungen wurden; hier handelte es sich um ein Princip, von dem aus alle ihre Beziehungen zur Gesellschaft neu geregelt werden sollten! Die naturrechtlichen Staatstheorien verknüpften das Verhältnis des Menschen zur Gesellschaft, seine Stellung im Staate unlöslich mit der Tatsache seiner sittlichen Persönlichkeit, seiner Menschenwürde. Sie definierten die politischen Rechte als Menschenrechte. Damit wurde die Frau sozusagen logisch gezwungen, den Ausschluß von diesen Rechten als eine Erniedrigung ihrer ethischen Persönlichkeit, einen Abbruch an ihrer sittlichen Würde zu empfinden. Es iſt lediglich das Pathos dieser Doktrin, das die Frauen zuerſt in den politischen Kampf hineintrieb. Ein ungemein charakteriſtisches Dokument dafür iſt die »Declaration of Sentiments«, mit der die amerikanischen Frauen von 1848 eine weibliche Paraphrase der Verfassung der amerikanischen Union aufsetzten. Von dem demokratischen Prinzip: »Die Regierung leitet ihre Berechtigung ausschließlich her von der Einwilligung aller Regierten« ließ sich die Forderung voller politischer Gleichberechtigung der Frauen ohne weiteres ableiten. Und bis auf den heutigen Tag iſt die Frauenbewegung der Vereinigten Staaten mit diesem Argument ziemlich ausgekommen.

Die Begründung der Stimmrechtsbewegung in Amerika ſteht in nachweisbarer Verbindung mit der Entſtehung der politischen Frauenbewegung in England. Es war nämlich die Gattin von John Stuart Mill, die durch den Bericht über dieses Ereignis die Erörterung der Frage und ihre praktische Inangriffnahme in England in Fluß brachte. Bekanntlich hat ja John Stuart Mill die Reihe der Gesetzesvorlagen eröffnet, die seit dem Jahre 1867 mit kurzen Unterbrechungen Jahr für Jahr von dem englischen Parlament die Gewährung politischer Rechte an die Frauen verlangt haben, mit immer größerer Aussicht auf Erfolg. Damals freilich mag die Verteidigung der Frauenpetition dazu beigetragen haben, John Stuart Mill um seinen Sitz im Parlament zu bringen. Von seiner Persön⸗

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

lichkeit und seinem Werke »Die Hörigkeit der Frau« ging in der Folge ein ungemein ſtarker internationaler Einfluß aus. Das Bekanntwerden dieses Werkes, in dem das Hauptgewicht auf die Forderung der durchgehenden geſetzlichen Gleichberechtigung der Frau gelegt wird, regte in Deutſchland zu den erſten ernſthaften wiſſenſchaftlichen Erörterungen über die Frauenemanzipation an, Erörterungen, an denen ſich Männer wie der Hiſtoriker Sybel, Theologen, Mediziner, Nationalökonomen beteiligten. In Dänemark wirkte die Überſetzung dieſes Buches durch Georg Brandes gleichfalls nicht nur auf die theoretiſche Erörterung, ſondern auch auf den praktiſchen organiſatoriſchen Fortſchritt der Bewegung ein.

Das Bezeichnendſte iſt überall, daß die wirtſchaftliche Frauenfrage jetzt in das Licht einer politiſchen Theorie, einer ethiſchen Überzeugung rückt, der die Emanzipation zugleich als eine Gewiſſensforderung und als das beſte Heilmittel gegen die vorhandene Not erſchien. Mit der unbeſchränkten Zulaſſung der Frauen zu allen Berufen, mit ihrer vollſtändigen ſozialen Gleichberechtigung meinte man die Frauenfrage löſen zu können.

* * *

Das ſind im weſentlichen die Elemente der ſogenannten bürgerlichen Frauenbewegung, die faſt überall die erſte Form der Frauenbewegung war. Wirtſchaftlich beruht ſie auf der veränderten Lage des Mittelſtandes, geiſtig auf den Anſchauungen des bürgerlichen Liberalismus.

Die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts aber brachten überall eine neue Entwicklungsphaſe. Die Arbeiterinnenfrage trat in den Induſtrieſtaaten Weſteuropas in den Vordergrund. Teils durch das tatſächliche Anſchwellen der weiblichen Induſtriearbeiterſchaft, teils dadurch, daß die ſozialwiſſenſchaftliche Forſchung ſich der Lage der Arbeiterin und ihren Problemen mehr und mehr zuwandte. Die bürgerliche Frauenbewegung, die, von den Erfahrungen des eigenen Kreiſes ausgehend, von dem Übergang der Frauen in die Erwerbstätigkeit die Löſung der Frauenfrage erwartet hatte, ſah ſich vor neue Probleme geſtellt. Die Konflikte, die aus der Vereinigung von Erwerbsarbeit und Mutterſchaft hervorgehen mußten, waren hier zum erſtenmal als Erſcheinungen von ſozialer Tragweite greifbar. Die bahnbrechenden Unterſuchungen von Beatrice Sidney Webb, die in Bezug auf die engliſche Induſtrie dieſe Probleme beleuchteten, zeigten eine neue »Frauenfrage«, die mit dem Mangel an Arbeit durchaus nichts mehr zu tun hatte, ſondern im Gegenteil erſt aus der vollen Verwirklichung dieſes »Rechtes auf Arbeit«, das die ältere Frauenbewegung gefordert hatte, hervorging. Sie zeigte, wie die Arbeiterin, durch Familie und Mutterſchaft gebunden, im Spiel der wirtſchaftlichen Kräfte der Verfügung über ſich ſelbſt beraubt, niedrig entlohnt, übermäßig angeſtrengt, zur Schmutzkonkurrentin des Mannes gemacht wird, ohne ſich aus eigener Kraft dagegen wehren zu können. Die »Befreiung«, die verlangt worden war, gewährleiſtete noch keine Freiheit in dem poſitiven Sinne der Möglichkeit eigener Lebensgeſtaltung. Im Gegenteil, Abhängigkeitsverhältniſſe, die ſchwerer drückten als die alten, waren die Folge jener erſehnten »Befreiung der weiblichen Arbeit von allen Hinderniſſen«.

Mit dieſen Tatſachen nun hatte ſich die von demokratiſch-emanzipatoriſchem Geiſt beherrſchte ältere Frauenbewegung abzufinden. Die Unvereinbarkeit ihrer Überzeugungen und Prinzipien mit der zum Schutz der Induſtriearbeiterinnen erforderlichen Sozialreform zeigte ſich zuerſt in der praktiſchen Frage des ſtaatlichen Arbeiterinnenſchutzes. Überall da, wo heute noch der emanzipatoriſche Geiſt innerhalb der Frauenbewegung vorherrſcht, hat ſie ſich dem ſtaatlichen Arbeiterinnenſchutz feindlich gegenüber geſtellt. Natürlich. Denn ſie ſah in ihm eine Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit, eine Ausnahmebeſtimmung, die nur die Frau traf, und die mit dem Prinzip gleicher Rechte nicht zu vereinigen war. Die bürgerliche Frauenbewegung in Holland, in Dänemark, zum Teil auch in England, hat dem Arbeiterinnenſchutz geradezu entgegengearbeitet, ohne allerdings damit weſentliche Erfolge zu erzielen. Die deutſche Frauenbewegung, zu ihrem Ruhme ſei es geſagt, hat außer ganz unerheblichen kleinen Entgleiſungen ohne dogmatiſche Befangenheit in dem Arbeiterinnenſchutz ein notwendiges und im Intereſſe der Frauen liegendes ſozialreformeriſches Vorgehen geſehen und tritt mit voller Energie für erweiterten Arbeiterinnenſchutz ein.

Durch die Erfahrungen in jenen breiten unteren Schichten der Frauenarbeit jedoch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollzog sich in dem gesammten Gedankengehalt der Frauenbewegung eine entscheidende Umwandlung. Man lernte an den Scharen dieser Frauen, die, in mechanische Arbeit hineingerissen, der vollen Erfüllung ihrer Mutterpflichten entzogen wurden, daß es nicht allein auf die formalen Rechte ankommt, die die Frau genießt, sondern viel mehr noch auf die Wirkensmöglichkeiten, die ihr in ihrer ökonomischen und sozialen Lage zugänglich sind.

Man beginnt die Frauenfrage mit dem Interesse an einer fruchtbaren Arbeitsteilung auf Grund der differenzierten Anlagen und Fähigkeiten der Geschlechter zu betrachten. Selbſtverſtändlich bleibt davon der Inhalt der alten Forderungen unberührt. Denn diese Arbeitsteilung kann heute nicht mehr nach dem alten Schema verfahren, nach dem die Frau in die Familie, der Mann in den Beruf gehört. Die Verhältnisse zwingen zu einer Neuregelung. Aber die Art dieser Neuregelung diktiert nicht der Wunsch der Frau, »sich zu emanzipieren«, sondern ihr Interesse — das auch das Interesse der Allgemeinheit iſt — daran, ihre Kräfte auf einem fruchtbaren Arbeitsfelde voll verwerten zu können.

Auch die Forderung nach politischen Rechten bleibt bei dieser veränderten theoretischen Begründung der Frauenbewegung beſtehen. Beatrice Webb, die früher, zur Zeit der vorwiegend emanzipatorischen Tendenzen in der Frauenbewegung, eine Gegnerin des Frauenſtimmrechts war, hat ihre Ansicht geändert und das kürzlich in der Times ausgesprochen. Ihre Äußerung iſt charakteriſtisch für einen Neuaufbau der Theorien der Frauenbewegung, der sich in internationalem Horizont vollzieht, und für den man neben vielen Frauen — Ellen Key, Elisabeth Gnauck-Kühne u. a. — auch den englischen Premierminiſter mit seiner letzten parlamentarischen Rede zum Frauenſtimmrecht als Zeugen anführen kann. Mrs. Webb faßte früher das Stimmrecht nicht als Recht, sondern als eine Verpflichtung des Individuums gegenüber der Allgemeinheit auf und sah keinen Grund, weshalb die Frau diese Verpflichtung auf sich nehmen solle, da sie an den ihr eigentümlichen sozialen Verpflichtungen: Aufbringen von Kindern, Beförderung der Wissenschaft und Übermittelung der Wertschätzung eines geiſtigen Lebens von Generation zu Generation, genug habe. Was aber früher die eigentümliche soziale Verpflichtung der Frau vorſtellte, werde jetzt immer mehr und mehr Sache der Allgemeinheit. Die Gesetzgebung wende sich immer mehr diesen Angelegenheiten zu. Die Frau fühle, daß ihr früheres eigenſtes Geltungsgebiet verengert wird, ohne daß sie dafür Einfluß auf dieses neue Tätigkeitsgebiet des Staates gewinne. Die Teilung, wie sie früher beſtand, beruhe auf dem Bewußtsein, daß selbſt der von der Leitung ausgeschlossene Teil ihr seine Zuſtimmung gibt. Dieses Bewußtsein hätten die Frauen jetzt verloren, und es gebe keinen anderen Ausweg mehr, als ihnen das Wahlrecht zu verleihen.

Diese Auffassung entspricht etwa den Anschauungen der organisierten Frauenbewegung in den Ländern, wo nicht — wie in den Vereinigten Staaten — die alte naturrechtliche Begründung der politischen Forderungen nach wie vor ausschlaggebend geblieben iſt. (Schluß folgt.)

Nationale Kunſtgeschichte und internationale Kunſtwissenschaft.

Von Hofrat Professor Dr. Josef Strzygowski, Graz.

Im erſten Bande von Hinneberg's »Kultur der Gegenwart« kennzeichnet Friedrich Paulsen die gegenwärtige Eigenart des wissenschaftlichen Betriebes als das Zurücktreten des Dogmatischen hinter das Hiſtorische. Noch im 18. Jahrhundert habe der eigentlich dogmatische Vortrag der Wissenschaften auch in der philosophischen Fakultät der Universitäten geherrscht; jetzt sei eine allgemeine Abwendung vom Begrifflich-Doktrinalen eingetreten, die Geschichte der Philosophie habe die Metaphysik und Ethik, die Wirtschaftsgeschichte die theoretische Nationalökonomie, die Staatengeschichte die allgemeine Staatslehre und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politik in den Hintergrund gedrängt. Die Theorie der literarischen Produktion, wie sie früher unter dem Titel der Rhetorik und Poetik gelehrt wurde, sei so gut wie ganz verschwunden, ſtatt ihrer hätten wir in breiteſter Fülle Literaturgeschichte, Kritik und Exegese. Ebenso habe die Theorie der Kunſt, die Äſthetik, der Kunſtgeschichte das Feld geräumt. »Vielfach wird das Bedürfnis einer ſyſtematischen Behandlung der Begriffe des Gebiets überhaupt gar nicht mehr empfunden; man behilft sich mit Begriffen, wie sie im Umlauf sind, oder bildet sie, wie sie der augenblickliche Gebrauch in diesem Material zu fordern scheint. Das Interesse iſt durchaus auf die anschauliche Erkenntnis des Konkreten und seiner geschichtlichen Zusammenhänge gerichtet.« Zur Mitarbeit auf diesem Gebiet in Übungen und Seminaren heranzuziehen, sei gegenwärtig die Seele des geiſteswissenschaftlichen Unterrichts der deutschen Universität.

Paulsen hat mit diesen Sätzen in der Tat sehr draſtisch geschildert, welche Ansichten der in den Fakultäten herrschende Durchschnittsgeiſt vertritt. Wer, tüchtig in den Hilfswissenschaften gedrillt, ausgiebige Quantitäten von Tatsachen auf den wissenschaftlichen Markt wirft und die ihm zuſtrömenden Lehramtskandidaten zu möglichſt gewissenhaften Handlangern heranzubilden weiß, der darf sich getroſt am Fakultätstisch breitmachen: er findet immer gute Freunde, die seine kleinen und großen Wünsche im ſtillschweigenden Vertrauen auf Gegenseitigkeit unterſtützen.

Schon aber macht sich als Zeichen einer neuen, immer näher heranziehenden Zeit ein Wandel der Anschauungen bemerkbar: der Hiſtorismus beginnt seine allbeherrschende Stellung einzubüßen und das Interesse für dogmatische und ſyſtematische Probleme fängt an, von Neuem zu erstarken. Ich will versuchen, diese Erscheinung an dem Fache der bildenden Kunſt mit einigen Worten zu illuſtrieren.

Die alte Äſthetik hatte an dem Fehler gelitten, daß sie, der empirischen Methode abhold, auf dogmatisch abſtraktem Wege Theorien spann, ohne die hiſtorischen Tatsachen mehr als illuſtrativ heranzuziehen. Ihr Vorgehen war ein normatives und erſtreckte sich gleichmäßig auf alle Gebiete der Kunſt, die bildende ebensogut wie Literatur, Musik und die niederen Gattungen. Sie erlebt heute bei den Philosophen der spekulativen Richtung eine neue Blüte, wobei allerdings vielfach, der modernen Anschauung entsprechend, eine psychologische Grundlegung des behandelten Problems angeſtrebt wird. Damit aber hat die bildende Kunſt im engeren Sinne als Wissenschaftsgebiet nichts zu tun. Zwar wurde von Kunſthiſtorikern wie Konrad Lange und Auguſt Schmarsow versucht, an diese Richtung anzuknüpfen, m. E. aber ohne befriedigenden Erfolg.

Die jetzt in der Kunstgeschichte herrschende Arbeitsweise iſt, in der Art, wie Paulsen das generell für die Geiſteswissenschaften ausführte, die rein ſtatiſtisch-hiſtorische. Sie setzt zeitlich mit den überaus weitblickenden Arbeiten von Rumohr und Schnaase ein. Diese gelehrten Kunſtfreunde hatten noch das Bedürfnis, über das Wesen der Kunſt zu sprechen, bevor sie an die Beschreibung der Denkmäler gingen. Dies Beſtreben fehlt heute ganz; man verlangt Dokumente, und die Mehrzahl der Gelehrten empfindet es als läſtig und überflüssig, wenn zwischen die Glieder der Tatsachenkette mehr als subjektive Geschmacksurteile eingefügt werden. Man denkt hiſtorisch, bevor man noch künſtlerisch sehen gelernt hat, man ordnet die Denkmäler nach lokalen Kreisen in zeitlichen Reihen und gruppiert sie um beſtimmte Namen, zufrieden, wenn sich dabei noch allerhand innere Bindeglieder und Zusammenhänge in dem äußerlich Zusammengerückten ergeben. So hat uns die Geschichtsforschung alten Stiles ins Schlepptau genommen, die Hilfswissenschaften und ihre virtuose Handhabung gelten als das A und O des Notwendigen für die Kunſtwissenschaft.

Für den Denkmalskonservator wie für den Museumsbeamten müssen diese Dinge zunächſt allerdings den Ausschlag geben. Aber natürlich sind ihrer beider Aufgaben nicht die gleichen. Es iſt ohne weiteres klar, daß sich die Forschungsrichtung der Denkmalspfleger im nationalen Fahrwasser halten muß. Ihre ſtatiſtischen Inventare und die Machtbefugnisse zum Schutz der Denkmäler enden mit der Landesgrenze, über die der Konservator nur hinausblickt, um sich zu überzeugen, wie es die Kollegen drüben machen. Anders der Museumsbeamte. Die Museen haben den doppelten Zweck, das Volk anschaulich zu bilden und, soweit es sich um Kunſtmuseen handelt, den Künſtler zu fördern. Werden sie,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie das vor allem jetzt in Berlin geschieht, dies Ziel ſtrenger ins Auge fassen, dann wird sich ganz von selbſt der bisherige Standpunkt umsetzen in den vergleichenden und entwicklungsgeschichtlichen. Dies Ergebnis zu beschleunigen, sollten aber die Hochschulen aus wissenschaftlichen Gründen alle ihre Kraft einsetzen.

Voraussetzung einer vergleichenden Kunſtforschung iſt der klare Einblick in jene Werte, die das Wesen der bildenden Kunſt ausmachen. Die Feſtſtellung dieser Werte darf aber nicht wie in der Aeſthetik auf theoretischem Wege erfolgen, sie muß ausschließlich an der Analyse des einzelnen Kunſtwerkes vorgenommen und erprobt werden und darf kein normatives Endziel haben wollen. Auf diesem Wege wird sich die jetzt wissenschaftlich gültige Art, Kunſtdenkmäler in chronologischer Reihung zu sehen, sehr bald umsetzen in die vergleichende Art, worin, vom Qualitätsſtandpunkt aus, das moderne Kunſtwerk unmittelbar neben einem antiken oder japanischen ſtehen kann. Adolf Hildebrand hat in dieser Richtung kürzlich einen beachtenswerten Vorschlag für München gemacht.

Die Universitäten werden aber auch bei dieser Betrachtungsweise nicht ſtehen bleiben dürfen. Die analytische Methode der vergleichenden Kunſtforschung verlangt unbedingt als Ergänzung die nachfolgende Synthese, und diese muß, wenn sie Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben will, geleiſtet werden auf empirischem, entwicklungshiſtorischem Wege. Die Kunſt, der Künſtler und das einzelne Kunſtwerk sind nicht Einheiten in dem Sinne, daß alle Qualitäten gleich ſtark nebeneinander auftreten — solche Mißgeburten an Vollkommenheit zeitigt nur die Akademie —, sondern daß ein ſtarkes Ausdrucksbedürfnis sich jede Art von qualitativer Begabung zu eigen zu machen weiß. Man ſtelle nur einmal Leonardo und Michelangelo, Rubens und Rembrandt nebeneinander! Sache der Entwicklungsgeschichte iſt es, solche individuellen Einheiten, solche Stile in ihrer ungeheuren Verschiedenheit — ja Gegensätzlichkeit aufzuweisen und aus dem Ganzen der Kultur zu erklären. An dieser Arbeit können alle Nationen teilnehmen, hier dürfte man schwerlich auf jene peinlichen Grenzen ſtoßen, die der Denkmälerforschung neuerdings z. B. in Italien gezogen werden, wo der Nationalſtolz es nicht verträgt, daß in Herculanum internationale Ausgrabungen gemacht werden, oder daß das römische Forum jedem Gelehrten zur genauen Aufnahme zugänglich bleibt.

Man wird nie jemand, der nicht gerade in einer Beamtenſtellung aufgeht, vorschreiben können und dürfen: du sollſt lediglich ſtatiſtisch oder hiſtorisch, vergleichend oder entwicklungsgeschichtlich arbeiten. Solange die Wissenschaft ihre Kraft aus der Persönlichkeit, nicht lediglich aus dem Mechanismus der Methode zieht, wird die Bahn unbedingt frei bleiben müssen. Aber beim Zusammenschluß der Gelehrtengruppen zu Verbänden kommt es sehr darauf an, daß nationale und internationale Aufgaben klar auseinander gehalten, daß die einen nicht gegen die andern zurückgesetzt oder gar vergessen werden. So kann ich mir denken, daß im Rahmen einer kunſtwissenschaftlichen Organisation die Gruppe der Denkmalspfleger das nationale Moment in den Vordergrund ſtellen würde, und ich glaube auch, daß eine deutsche kunſtwissenschaftliche Gesellschaft auf ſtatiſtischem und hergebracht hiſtorischem Wege segensreich wirkte. Darüber aber dürfen Fragen vergleichender und entwicklungsgeschichtlicher Art nicht vergessen werden. Sie sollten Gegenſtand internationaler Kongresse werden. An der Klärung von Syſtem und Methode kann jeder Gelehrte, er mag welcher Nation immer angehören, energisch und mit der Forderung mitarbeiten, in allen Ländern gehört und beachtet zu werden. Der Vorwurf vorlauten Dreinredens in Dinge, die ausschließlich Sache der Nation seien, muß in diesem Falle von vornherein aufhören. Denn hier handelt es sich um Gebiete wissenschaftlicher Arbeit, für die unter den gebildeten Nationen keine Grenzpfähle beſtehen oder in Zukunft beſtehen dürfen.

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

Juli 1907.

Die Sammlungen des Louvre.

Wir sind gewohnt, in Deutschland unsere Nachrichten über die Museen von Paris in erster Linie aus den Pariser Zeitungen zu schöpfen, und da diese aus politischen Rücksichten wie aus alter Gewohnheit ungünstig zu berichten und allerlei Alarmnachrichten zu bringen pflegen, so sind auch bei uns die Verwaltungen der öffentlichen Sammlungen von Paris nicht in bestem Ruf, zumal die des Louvre. Das ist aber z. T. sehr wenig berechtigt, und wo es früher berechtigt war, gilt es meist heute nicht mehr. Ich möchte dies hier gerade jetzt ausdrücklich betonen, daß der Lobhymnus eines französischen Zeitungskorrespondenten über die Leitung der Berliner Museen die Runde durch alle deutschen Zeitungen macht.

Der Louvre hat sein altes bureaukratisches Verwaltungssystem beibehalten, hat aber wie unsere deutschen Museen daneben nach englischem Muster Trustees, Sachverständige, eingeführt. Wo diese zu zahlreich sind und wo aus besonderem Interesse das Publikum oder doch die Presse stark mit hineinredet, wie bei der Gemäldesammlung, da ist freilich seit Jahrzehnten ein Stagnieren und nicht selten auch ein fehlerhaftes Vorgehen nicht zu läugnen. Seit einem Menschenalter hat der Louvre nur wenige gute Gemälde käuflich erworben, trotz reichlich aufgewendeter Mittel. Ein guter Zug ist nur in der Vervollständigung der alten französischen Schule, auf deren Bedeutung man in Frankreich freilich erst vom Auslande, namentlich durch den Belgier Hulin hingewiesen war. Von den unglücklichen Thiers'schen Anschaffungen abgesehen, ist das, was z. B. zur Ausfüllung von Lücken geschehen ist, der Ankauf der englischen Bilder und solcher aus der spanischen Schule: die Goyas und Grecos, fast durchweg nicht des Museums würdig. Auch die neuesten Erwerbungen, die man gelegentlich der Chardin-Fragonard-Ausstellung machte: zwei größere Genrebilder von Chardin für 350 000 Frcs. sind ziemlich überflüssig, zumal der Louvre eine Fülle der prächtigsten Chardins besitzt, die jene Bilder weit übertreffen. Warum sicherte man sich statt dessen nicht einige Gemälde der Sammlung R. Kanns!

In anderen Abteilungen herrscht aber ein reges Leben, wenn es auch weniger bemerkt wird, und vielleicht gerade deshalb. Ganz neue Abteilungen sind in den letzten Jahren erst entstanden. So die ostasiatische Sammlung, aus Geschenken hervorgegangen, und jetzt, dank Clemenceaus persönlichem Interesse, durch Ankäufe des Direktors Migeon in Japan selbst um vorzügliche alte Stücke bereichert. Derselbe Beamte hat, zusammen mit dem Privatgelehrten R. Koechlin, einem der feinsinnigsten und eifrigsten Kenner und Sammler Frankreichs, die Abteilung der vorderasiatischen Kunst recht eigentlich erst geschaffen, die trotzdem schon nächst der des Kensington-Museums die beste Europas und sicher die gewählteste ist. Auch die reiche Sammlung der italienischen Majoliken im Louvre hat durch Migeon vorzüglichen Zuwachs nach der Richtung der Anfänge dieser Kunst bekommen.

Ebenso reiche und glückliche Erwerbungen hat die Abteilung der französischen Plastik unter der Leitung von André Michel, dem Schüler und Nachfolger des unvergeßlichen Courajod gemacht. Die gotischen wie die Renaissancebildwerke sind mehr als verdoppelt, und zwar durch meist ganz hervorragende Stücke. Ebenso hat die große Zeit der Rokokoplastik durch Erwerbung zahlreicher Modelle und Studien einen sehr interessanten Zuwachs bekommen. Selbst einige deutsche Bildwerke sind erworben, um die jedes deutsche Museum den Louvre beneiden muß. In ähnlicher Weise sind die ägyptische Sammlung, die persisch-assyrische Sammlung, zumteil auch die der griechischen Kunst vermehrt worden.

Seit einigen Jahren hat der Louvre auch die Sammlungen der Société des Arts décoratifs aufgenommen, die in einem besonders ausgebauten Flügel an der Rue de Rivoli aufgestellt sind. Von dem Bau selbst ist nicht viel Rühmliches zu sagen; die Art, wie um einen großen durchgehenden Innenraum mit Oberlicht alle Räume der vier Stockwerke gelegt sind und sich dahin öffnen, gibt dem Innenbau gar zu sehr den Eindruck eines großen Warenhauses. Um so bedeutender ist der Inhalt, und da können wir gerade in Berlin sehr viel lernen, in der Art, wie die Sachen ausgewählt und wie sie aufgestellt sind. Auch das Berliner Kunstgewerbemuseum ist ja aus einer Privatvereinigung hervorgegangen, die aber kaum mehr als die Anregung gegeben und sich bald aufgelöst hat. In Paris, wo die »Société de l'union centrale des arts décoratifs« etwa gleichzeitig, kurz vor dem Kriege, sich bildete, besteht sie dagegen heute noch, hat sie das Ganze geschaffen und leitet es auch jetzt noch. Hier hatte der Eifer und das Verständnis einiger Mitglieder des großen Komitees die Schwierigkeiten, die sonst solche vielköpfige Leitung mit sich bringt, glänzend überwunden. Kein Kunstgewerbemuseum hat so gut gesammelt wie dieses Pariser, dank zugleich der weisen Beschränkung auf das französische Kunsthandwerk; weder nach dem Kunstgewerbe fremder Nationen noch nach der großen Kunst hat man Übergriffe gemacht, mit einziger Ausnahme der islamischen Kunst, für die bei der Begründung der Vereinigung in Paris noch kein öffentlicher Sammelplatz vorhanden war. Man hat auch der Versuchung widerstanden, für die Aufstellung alte Zimmer zu beschaffen, wie es z. B. mustergültig im Züricher Landesmuseum geschehen ist: hat doch Frankreich in Versailles, im Louvre, Batignolles usf. noch eine Anzahl der herrlichsten Paläste aus der verschiedensten Zeit mit ihrer vollen alten Einrichtung! Man hat vielmehr die zahlreichen, meist klassisch vorbildlichen Möbeldekorationsstücke aller Art und die Fülle des mannigfachen französischen Kunsthandwerks nach den einzelnen Epochen in anspruchsloser aber geschmackvoller Weise aufgestellt, so daß sie dem Studium aufs bequemste zugänglich sind. Ein wesentlicher

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Teil, ja die Mehrzahl ist durch Geschenk erworben, namentlich durch das Vermächtnis von Emile Père, einem bekannten Pariser Händler von altfranzösischen Einrichtungsgegenständen, der durch sein langes Leben das Beste für sich zurückbehalten hatte. Der Gefahr, durch reiche Zuwendungen von Schenkern zu viel Mittelgut zu bekommen, ist die Sammlung durch den Geschmack der Schenker wie durch die Vorsicht in der Wahl der Direktion glücklich entgangen. Von besonderem Interesse ist, daß auch das 19. Jahrhundert berücksichtigt ist: das erste Empire, die Zeit Louis Philipps, das zweite Empire und die neueste Zeit nehmen den größten Teil des Unterstocks ein. Daß sich dabei »l'art nouveau«, dem die größten Säle eingeräumt sind, besonders vorteilhaft ausnähme, läßt sich kaum behaupten. Wirkt schon der barock-gotisierende Stil der Architektur und Möbel unerfreulich, so gewinnt man gegenüber diesen Prachtstücken des modernsten Kunsthandwerks die Überzeugung, daß in der Glasindustrie, im Goldschmiedehandwerk, in den Tonwaren usf. technisch außerordentlich Vollendetes gerade in Frankreich geleistet ist und geleistet wird, daß aber künstlerische Bravour und Nachahmung fremder Kunst, namentlich der japanischen, die zweckmäßige, stilvolle Entwicklung des modernen Kunsthandwerks gerade in Frankreich in empfindlicher Weise behindert. Im Publikum, nicht nur im kunstgebildeten, hat daher »l'art nouveau« nur geringen Anklang gefunden; die möglichst getreue Nachahmung der alten Stilarten, namentlich des 18. Jahrhunderts, beherrscht daher nach wie vor das französische Kunsthandwerk.

Mitteilungen.

Die Abteilung für russische Sprache und Literatur der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg unternimmt die Herausgabe von »Denkmälern der russischen Literatur«. Zunächst für die vormongolische Periode sollen alle zur Zeit bekannten Werke der russischen Autoren nach den besten oder ältesten Handschriften ediert werden. Die Publikation erfolgt in 2 Serien. Für die erste werden die ihrem Namen nach bekannten altrussischen Autoren aufgenommen sowie die anonymen Werke, deren Abfassungszeit annähernd genau bestimmt werden kann. Die zweite Serie bilden einzelne Gruppen einander verwandter Literaturdenkmäler, deren Abfassungszeit und Verfasser nicht sicher feststehen. Sowohl bei der Ausgabe der Schriften jedes einzelnen Autors als bei der Zusammenstellung der Gruppen soll auf möglichste Vollständigkeit geachtet werden. Die Teilung in zwei Serien wird es mit sich bringen, daß einzelne Werke vielleicht zweimal, ganz oder teilweise publiziert werden. Das Verzeichnis der für die Publikation in der ersten Serie bestimmten Autoren umfaßt alte Schriftstellernamen der vormongolischen Periode. Bemerkt sei, daß die ältesten Chroniken nicht darunter sind, was auch nicht nötig ist. In der zweiten Serie erscheinen Leben, Legenden, Lobreden, Offizien auf altrussische Heilige und Fürsten, geistliche Reden, Mahnreden gegen Heidentum u. dgl., Kirchengesetze usw.

Die Gesamtredaktion liegt in den Händen von Prof. N. K. Nikolsky in Petersburg, einem der erfahrensten und verdientesten Gelehrten auf dem Gebiete der altrussischen Literatur. Die von ihm veröffentlichten Grundregeln für die Herstellung der Ausgaben und ihre Ausstattung mit Einleitung, kritischem Apparat und Kommentar versprechen eine Ausführung des Planes, die den Historiker wie den Philologen gleicherweise befriedigen wird. Das Unternehmen selbst ist mit der größten Freude zu begrüßen, und im Interesse der russischen Geschichtswissenschaft und Literaturgeschichte darf man ihm guten und raschen Fortgang wünschen. Zurzeit ist man oft genug auf Ausgaben altrussischer Schriftsteller angewiesen. die nicht den Anforderungen moderner wissenschaftlicher Publikationen entsprechen, manche Autoren sind in alten Ausgaben oft nur mit Mühe zu beschaffen. In einem Punkte müßte allerdings das Programm der Publikationen erweitert werden. Die einzelnen Werke sollen einen Personen- und einen geographischen Index erhalten. Da scheint es dringend wünschenswert, daß noch ein Realienindex jeweils beigefügt wird. Bei den Besprechungen des Slawisten-Kongresses in Petersburg 1903 über Herausgabe eines kirchenslawischen Gr. altrussischen Wörterbuches ist bereits auf die Notwendigkeit eines Reallexikons hingewiesen worden, das zumal für den Historiker wertvoll ist. So bald wird nun dieses Bedürfnis nicht befriedigt werden können. Um so wünschenswerter wäre es, wenn als eine Vorarbeit dazu und als ein vorläufiges Hilfsmittel ausführliche Realindizes zu den einzelnen altrussischen Autoren geliefert würden.

⁂

Im Wintersemester 1906/07 zählten, nach der amtlichen jetzt zur Veröffentlichung gelangten Statistik, die 21 deutschen Universitäten 45136 Studierende, einschl. 254 weibliche, darunter 40985 Reichsdeutsche und 4151 Ausländer. Von diesen waren 23869 oder 52,8 % Preussen, gegen 51 % 1892/93 und 54 1902/03, die Angehörigen der anderen deutschen Staaten 37,9 % gegen 41,8 bezw. 38,3 und die 4151 Ausländer 9,2 % gegenüber 5,5 im Jahre 1882, 6,5 1892/93 und 7,4 1902/03. Dazu kommen 5209 Gasthörer, worunter 2105 weibliche. Man zählt somit 50345 Universitätshörer. In der Besucherzahl steht Berlin mit 8188 wieder an erster Stelle, dann folgen München mit 5567, Leipzig 4466, Bonn 2992, Halle 2250, Breslau 1961, Göttingen 1831, Freiburg 1744, Strassburg 1652, Heidelberg 1603, Münster 1533, Tübingen 1522, Marburg 1503, Würzburg 1407, Jena 1275, Königsberg 1140, Giessen 1097, Erlangen 1056, Kiel 877, Greifswald 827 und zuletzt Rostock mit 645. Der relative Anteil der Bevölkerung an dem Universitätsstudium beträgt in Preussen zurzeit 63,3 auf 100000 Einwohner, gegen 60,0 im Sommer vorigen Jahres und 48,5 zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts; im Durchschnitt des Reiches studieren gegenwärtig 68,8 (im Sommer 67,8), in Bayern 74,5 (71,9), in Sachsen 63,3 (66,6), in Württemberg 68,9 (63,2), in Baden 92,1 (82,3) auf 100000 Einwohner.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

10. August 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Die kulturellen Grundlagen der Gegenreformation.

Von Geh. Hofrat Professor Dr. Eberhard Gothein, Heidelberg.

Wir bezeichnen die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und die erſten Jahrzehnte des 17ten als das Zeitalter der Gegenreformation; wir deuten damit an, daß in dieser ganzen Epoche eine religiöse Bewegung das maßgebende Ereignis iſt, daß die politische und gesellschaftliche Entwicklung wesentlich aus ihr zu erklären sind und in ihrem Dienſte ſtehen. Diese geiſtige Bewegung, die innere und äußere Wiederherſtellung des Katholizismus, ſtellt sich als ein Rückschlag gegen die große kulturelle und religiöse Umwandlung der Renaissance und Reformation dar, welche während des vorangegangenen Jahrhunderts erſt faſt unmerklich Platz gegriffen, dann in beschleunigtem Tempo alle beſtehenden Zuſtände umgewälzt oder erschüttert hatte. Diese reformatorische Bewegung setzte sich auch noch in dem folgenden Zeitalter fort und gewann an Breite, aber sie büßte unzweifelhaft an Tiefe ein, sie sah sich auf dem geiſtigen wie auf dem politischen Gebiet vielfach auf die Defensive zurückgedrängt. Ihre Macht über die Gemüter verringerte sich nicht, aber sie wurde eine andere als bisher. Manche der eigenartigſten und folgerichtigſten Geiſtesſtrömungen, die aus ihr hervorgegangen waren, wurden als allzu revolutionär ausgeschaltet; sie übten lange nur im ſtillen Einfluß, um erſt gegen das Ende der Epoche wieder zu einem ſtarken Ferment des Proteſtantismus zu werden. Von dieser Entwicklung, die sich innerhalb des Proteſtantismus abspielt, sehen wir hier ab, um uns ausschließlich der Betrachtung des wiederbelebten Katholizismus und seiner Wirkungen zuzuwenden.

Die Gegenreformation iſt eine Reaktion, in der die Kirche mit äußerſter Entschiedenheit sich gegen jede Neuerung verwahrt und den überlieferten Zuſtand nach Beseitigung einiger augenfälliger, jedoch äußerlicher Schäden feſtſtellt. In dem Kampf, in den sie eintritt, um ein Machtgebiet, das sie mit unerhörter Schnelligkeit verloren hatte, wiederzuerobern, entdeckt sie von neuem in sich eine Fülle von Kräften, die entschlummert schienen. Die Kirche erfaßt wieder den Zuſtand als Ecclesia militans als den für sie günſtigeren und verlegt die Ecclesia triumphans ins Jenseits. Allerdings beſteht die ganze Kirchengeschichte aus Kämpfen, und das Dogma iſt immer aus der Apologetik entsprossen. In früheren Zeiten aber waren diese Kämpfe auch meiſtens mit einer Anpassung verbunden gewesen. Die Ketzer haben immer die neuen Gedanken gehabt; die Kirche nahm das an, was sie brauchbar daran fand, und konnte deshalb die Gegner selber lahmlegen. Diese außerordentliche Assimilationskraft, durch die der abendländische Katholizismus des Altertums und Mittelalters die synkretiſtische Religion als solche geworden iſt, hat ihn frisch erhalten, während die öſtlichen Kirchen erſtarrten. Nur der Reformation gegenüber hat

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie versagt, während sie sich sogar dem Islam gegenüber bewährt hatte. Ibn Rosohd und Ibn Gabirol sind einflußreicher für die Gedankenwelt der Kirche gewesen als Luther und Calvin. An Versuchen einer »katholiſchen Reformation«, einer Aneignung und Ausgleichung, hat es zwar nicht gefehlt, aber auf die Dauer hat die Kirche diese immer erneuten Anläufe nach kurzem Schwanken entſchieden von sich abgewiesen. Sie hat ihr Dogma und ihre Praxis am Proteſtantismus zwar neu orientirt, jedoch nur im Gegensatz zu ihm.

Trotzdem iſt die Gegenreformation mehr als eine bloße Reſtauration des Mittelalters. Eine solche wäre unmöglich gewesen; denn es gehört auch zur ununterbrochenen Tradition der Kirche, daß sie ihre nächſte Vergangenheit selbſt in Zeiten der Umkehr nicht völlig verleugnen kann. Das Papſttum selber hatte viel zu viel an der Förderung der Renaissancekultur teilgenommen, zu tief war die Umwandlung des Geschmackes und des Denkens in allen Kreisen der Gebildeten gegangen, als daß man den Rückweg zum Mittelalter noch hätte finden können, selbſt wenn man ihn hätte suchen wollen. Die Reformation hat der Neukatholizismus abgewiesen, die Renaissance hat er aufgenommen und fortentwickelt. Nur hat er gerade ihre ſtärkſten Impulse nicht brauchen können; sie hat ihm vielmehr eine wirkungsvolle Dekoration geliefert, bei der man doch ſtets einen Widerspruch zwischen Form und Inhalt empfindet.

Dies iſt das Gepräge der Kultur der Gegenreformation auf allen Gebieten des Denkens und Schaffens: Die formale Kultur der romanischen Länder zeigt die unmittelbare Fortsetzung der Renaissance, und durch die Gegenreformation breitet sich diese sogar erſt recht auch in den katholisch gebliebenen nördlichen Völkern aus, aber das gesamte geiſtige Leben wird wiederum in Beziehung und unter die Herrschaft des religiösen Empfindens und der Kirche gebracht, weit bewußter und ſtärker sogar, als es im Mittelalter der Fall gewesen war. Nicht überall dringt die Kirche hiermit durch; aber die Absicht iſt überall die gleiche. Es fragt sich nun, wie diese Auseinandersetzung und Verwertung, diese Mischung von Mittelalter und Renaissance im einzelnen, und zwar zunächſt auf dem religiösen Gebiete selber, ſtattgefunden hat.

Die Renaissance und die Reformation treffen darin überein, daß sie absichtlich einen schroffen Bruch mit der hiſtorischen Kontinuität vollziehen. Sie sind Epochen einer idealiſtischen Geiſtesrichtung, indem man überall sich bemüht, nach dem Ideal einer weit zurückliegenden Vergangenheit, an dessen unbedingte Exiſtenz man glaubt, das man wissenschaftlich rekonſtruiert, dem man absolute Gültigkeit zuschreibt, die Zuſtände umzuformen und alle Leiſtungen daran zu messen. Wir erkennen zwar jetzt, daß man sich hiermit in einer Selbſttäuschung wiegte, daß jenes Mittelalter, in dem man nur eine Entſtellung und Verdunkelung des antiken Ideales sah, tatsächlich doch fortlebte; die hiſtorische Kontinuität tritt gerade in ihren Verleugnern für uns deutlich zutage; aber das ändert nichts daran, daß jene Überzeugung die mächtigſte Triebfeder und die fruchtbarſte Quelle der Energie für die Humaniſten, die Künſtler, die Reformatoren war. Das »ritornar al segno« Macchiavellis, die Rückkehr zur ursprünglichen Quelle, von der man Läuterung und Verjüngung als von einem wahren Jungbrunnen erhofft, kann als ihr allgemeiner Grundsatz gelten. Darum iſt die Quellenfrage für sie so wichtig. Der unerschütterliche Glaube an die Bibel und nur an sie bleibt das Fundament für die Reformatoren. Es iſt nicht ängſtliche Verwahrung vor den eigenen Konsequenzen, was die Reformatoren gegen die Wiedertäufer und andere Vertreter der individuellen Freiheit und der inneren Erleuchtung aufbringt, sondern die klare Einsicht, daß bei dieser »Schwärmerei« das feſtumgrenzte, in der Schrift vollſtändig enthaltene Ideal des ursprünglichen, lauteren Chriſtentums nicht beſtehen kann. Die Bibelgläubigkeit iſt nichts anderes als das Renaissance-Prinzip, übertragen auf das religiöse Gebiet. Darum wohnte ihr auch eine ganz anders werbende und zusammenhaltende Kraft inne als selbſt den Gedanken von der Freiheit des Chriſten und dem allgemeinen Prieſtertum, die doch mehr im Anfang der Bewegung ihren Zauber ausübten, denen aber dann freilich die spätere Zukunft gehörte.

Dem gegenüber findet die katholische Kirche in der ununterbrochenen Tradition die Quelle der religiösen Erkenntnis, die Begründung ihrer Einheit in Zeit und Raum, ihrer Wunderkraft und ihrer Verfassung. In der Kontroverse — handle es sich nun um Religionsgespräche, um Bekehrungsversuche, um

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wissenschaftliche Werke — steht darum immer dieser Punkt an der Spitze. Im Glaubensbekenntnis steht nicht: »Credimus in Biblia«, sondern: »Credimus in unam sanctam ecclesiam Catholicam«, sagte der Kardinal Hosius zu Maximilian II. in jenen langen Auseinandersetzungen, die ein besseres Bild vom Ringen zweier Religionsanschauungen und der Gewissensnot eines ernsten Mannes geben als die Debatten der Berufstheologen. In dem bedeutendsten und einflußreichsten Werke der Gegenreformation, den Kontroversen des Bellarmin, wird zuerst an den bescheidenen Ansätzen der Bibelkritik innerhalb des Protestantismus diesem seine eigene Inkonsequenz, also sein mangelndes Recht, sich auf die Bibel allein zu berufen, nachgewiesen, um nachher mit gleicher Kritik die Gültigkeit der Bibel selber auf die Tradition zurückzuführen, da ja nur diese allein über den Bestand des Kanon entschieden habe. Darum mußte auch die Kirche an der Vulgata als dem traditionellen Bibeltext festhalten. Die Canisius und Bellarmin spotten über die, welche ihre Dogmatik der philologischen Auslegung des Urtextes unterstellen, da doch die Väter so vieler Konzilien ohne alles Hebräisch und meist auch ohne Griechisch die Bibel richtig ausgelegt haben, und die Kirche sie doch nicht um einiger Textkritiker willen verleugnen werde. Für die Reformation war der kecke Vorstoß Vallas gegen die Vulgata und die Bemühungen des Erasmus um den Urtext eine wichtige Voraussetzung, für den Katholizismus blieb die konservative Gesinnung der spanischen Philologen der Polyglotte von Alcalá maßgebend. An diesem geheiligten Texte fand auch die Macht der Päpste ihre Schranke, wie sich an dem mächtigsten unter ihnen, Sixtus V., allerdings erst nach seinem Tode zeigte, als seine willkürlich veränderte Ausgabe unterdrückt wurde. Und der Organisator des neuen Lehrbetriebes, Ignatius Loyola, sprach mit gewohnter Schärfe und Klarheit nur den allgemeinen Grundsatz aus, wenn er anordnete, daß die Jesuiten zwar die Sprachen des Urtextes beherrschen müßten, aber nur um sachkundig die Vulgata verteidigen zu können. Die Entscheidung des Tridentiner Konzils zugunsten der Vulgata, später auch für katholische Exegeten ein Stein des Anstoßes, um den sie möglichst unauffällig herumzukommen suchen, war inmitten der Kämpfe der Gegenreformation eine Klärung der Sachlage, durch die man die Grenzlinie namentlich auch gegen das kleine Häuflein gelehrter Erasmianer zog.

Das Traditions-Prinzip verwies den Katholizismus auf historische Studien, denen freilich das Endziel feststand: den Nachweis zu führen, daß diese Tradition immer vorhanden, immer dieselbe gewesen, und daß nur nach dem Bedürfnis der Zeiten bald das eine, bald das andere Stück derselben schärfer hervorgetreten war. Auch in der Verwertung der Geschichte war der Protestantismus vorangegangen. Der letzte schöpferische Kopf unter den Reformatoren, Flacius Illyricus, unübertroffen an Talent, Fleiß, Reinheit und Unbeugsamkeit des Charakters, freilich zugleich ein heimatloser Halbbarbar, dessen Maßlosigkeit die eigene Partei zerrüttete, hatte mit einigen Mithelfern den ersten großartigen Entwurf einer Kirchengeschichte, die Magdeburger Zenturien, gegeben. Er hatte damit beendet, was in der kühnsten Zeit des frühen Humanismus Lorenzo Valla mit seiner Streitschrift über die erlogene Schenkung Constantins begonnen, was Luther in seinen beiden mächtigsten Revolutionsschriften fortgesetzt hatte: den Kampf gegen die historische Tradition der Kirche als eine fortgesetzte Fälschung und Verdunklung der ursprünglichen Wahrheit. Er hatte ihr eine andere Art von Tradition entgegengesetzt, indem er eine Wolke von Zeugen der Wahrheit durch alle dunklen Jahrhunderte hindurch sammelte. Die Liebe hat seinen Spürsinn hierbei ebenso angefeuert wie der Haß bei der kritischen Arbeit. Dieses Werk, das den Grundpfeiler der Kirche zu erschüttern drohte, hat die historische Tätigkeit des Katholizismus aufgerüttelt. Gegen die Zenturien der Hölle sollten, wie Filippo Neri sich ausdrückte, die Legionen der Kirche aufgeboten werden. In der Polemik der Gegenreformation sind seitdem Calvins Institutionen als System, Flacius' Zenturien als Geschichtswerk die beiden Festungen des Gegners, die man bestürmt, während die Polemik gegen Luther und Melanchthon sich viel mehr darin gefällt, die Widersprüche aufzuweisen, deren sie sich im Laufe ihrer Entwicklung schuldig gemacht hatten — eine Kampfesweise, die freilich mehr das starre Luthertum als die beständig nach klarer Erkenntnis ringenden Reformatoren selber traf. Gegen Flacius sucht schon

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Petrus Canisius mit historischen Waffen zu kämpfen; auch die erste einigermaßen kritische Ausgabe von Heiligenleben, die sein Freund Surius veranstaltete, ist bestimmt, die Schar der echten Zeugen der christlichen Wahrheit zu sammeln. Dann hat der größte Gelehrte der Gegenreformation, Caesar Baronius, sein Leben in den Dienst dieser Aufgaben gestellt. Sein Martyrologium Romanum sichtet die Überlieferung, um die Verehrung der Heiligen und die Sitten der Kirche gegen die Vorwürfe der Fabelei, die besonders populär und deshalb gefährlich waren, zu schützen. Alle weitere Tätigkeit der katholischen Kritik auf diesem Gebiete, die in dem Riesenwerk der Bollandisten ihren Gipfel erreicht, hat diesen praktischen Zweck verfolgt. Man sondert die Spreu vom Weizen, um den Weizen zu verwerten. Vor allem gibt Baronius im beständigen Hinblick auf die Zenturien aber mit größerer Gelehrsamkeit der katholischen Kirche ihre offizielle Geschichtschreibung in einem Werk, das fortan wenigstens in Rom selber kanonisches Ansehen genoß. Es ist recht eigentlich dem Erweis der Tradition der Lehre und der Einrichtungen der römischen Kirche gewidmet. Auch hier fehlte es nicht an einschneidender Kritik. Eine Fülle eingewurzelter und liebgewordener historischer Legenden wird zerstört, nur sind es jetzt und später gerade solche, welche dem heiligen Stuhle unbequem waren, nicht nur die Papstfabeln, sondern namentlich die, welche zugunsten der nationalen Kirchen sprachen. Die Jesuiten haben weiterhin diese Kunst der Kritik zugunsten Roms zur Virtuosität ausgebildet. Namentlich in Spanien aber, wo diese Legenden wertvolles nationales Gut waren, war man von der römischen Geschichtschreibung deshalb nicht sehr erbaut.

Wenn die Reformation sich bemühte, das Dogma überall auf die Bibelworte zurückzuführen, dadurch aber in eine Scheinphilologie gerät, die von Geschlecht zu Geschlecht immer noch spitzfindiger und willkürlicher wird, so erblickt der Katholizismus seine klassische Epoche in der Zeit der Kirchenväter, in die er nun auch sein gegenwärtiges System zurückzuverlegen sucht. Oft bewährt er jedoch hier große Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit. Hierauf beruht vor allem der Eindruck, den Bellarmin und sein deutsches vergröbertes Abbild Gretser machten. Bellarmins Kontroversen-Werk leistete der Kirche sogar noch einen größeren Dienst als das seines Nebenbuhlers Baronius, da er für die Dogmatik im ganzen wie im einzelnen den Nachweis der Gleichheit zu erbringen suchte und das ganze Arsenal alter und neuer Argumente gegen Ketzereien und Abweichungen mit unermüdlichem Fleiß und Scharfsinn zusammentrug. Der Protestantismus, der diesem Werk nichts an die Seite zu stellen hatte, sah mit Recht in ihm die gefährlichste Waffe des Gegners.

Aber auch die Gegensätze, die im Katholizismus selber wieder im Laufe der Epoche sich herausbilden, knüpfen an die patristische Literatur an. Der Jansenismus ist seiner eigenen Absicht nach eine Renaissance der Zeit der Kirchenväter. Jansenius' Augustinus will ihr Dogma, Arnaulds Buch De la fréquente communion ihre Lebensführung und Kirchenzucht wiederherstellen. Während die Führung in den klassischen Altertumswissenschaften, die das große Interesse der vorhergehenden Periode war, durch die Vermittlung der auswandernden italienischen und französischen Philologen, der Scaliger und Salmasius, damals den protestantischen Holländern zufällt, entfaltet sich zumal im katholischen Frankreich die kirchliche Altertumswissenschaft wegen dieser ihrer praktischen Bedeutung zu hoher Blüte.

Keineswegs ist die Teilnahme an diesen Studien auf die Kreise des Klerus und der Gelehrten beschränkt. Der Begriff der Tradition als des unschätzbaren Vorzuges der katholischen Kirche durchdringt alle ihre Gläubigen; die Notwendigkeit der Kontroverse macht sich auch dem Laien fortwährend fühlbar; er will Bescheid wissen über die Gründe des Irenaeus, Augustinus und Hieronymus, um sich mit ihren Autoritäten zu decken. Baronius' Annalen sind hervorgegangen aus öffentlichen Vorträgen, die er auf Veranlassung Filippo Neris im römischen Oratorium für jedermann hielt, Bellarmins Kontroversen aus seinen Vorlesungen und Predigten in Löwen, Canisius' großer Katechismus ist auf Kaiser Ferdinands I. Veranlassung geschrieben, um den katholischen Laien das Rüstzeug der Verteidigung in die Hand zu geben. Nichts kann man der Gegenreformation weniger vorwerfen als den blinden Glauben trotz des Index librorum prohibitorum. In allen Konversionen, wenn sie

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht aus äußerlichen Gründen erfolgen, wird zuerſt die Überzeugung von der notwendigen Einheit der Kirche wachgerufen, alsdann werden die Belege der Kirchenväter herbeigezogen; das übrige ergibt sich meiſt von selber.

Die Religionsgespräche wurden eine Zeitlang von den Katholiken noch gefürchtet. Selbſtverſtändlich hatte sich noch nie ein Teilnehmer für überwunden erklärt — so etwas gab es nur in den Legenden —, aber tatsächlich hatte ihr Mißerfolg während der Reformationszeit sehr viel zum Abfall beigetragen; auch noch das Gespräch von Poissy, das große, von Katharina Medici 1562 veranſtaltete Rededuell, in dem die Calviniſten zuerſt öffentlich auftreten durften, hat den Katholiken als ein verhängnisvoller Schritt, als die wahre Einleitung der Religionskriege gegolten. Bald aber wandte sich das Blatt. Die Kontroverse läßt sich auch diesen ihren dramatischen Schauplatz nicht entgehen. Die Katholiken feuern ihren Eifer an, wenn sie das Übergewicht der Gelehrsamkeit wie der Dialektik bei den Ihrigen sehen. Auch Heinrich IV. hat es sehr angenehm empfunden, als der Kardinal Berulle seinem alten Freund du Plessy-Mornay die vielen falschen Kirchenväter-Zitate nachwies. In Deutschland riß der Faden dieser Redekämpfe schon gar nicht ab, bis schließlich der Beichtvater Ferdinands II., der Jesuit Besanus, der freilich auch noch andere Bekehrungsmittel besaß und anriet, ein förmliches Syſtem der Konversion entwickelte, indem er für jede Sinnesart, die Verſtockten, die Lauen, die Schwankenden usw., die geeigneten Mittel angab, um sie zu überführen oder zu gewinnen. Die Disputation mit den Verſtockten ſteht an der Spitze. Sie soll man durch Gelehrsamkeit und Heftigkeit zugleich verwirren, um ihr Ansehen bei den Ihrigen zu erschüttern. Nur in Spanien, wo doch während des ganzen Mittelalters die Chriſten mit Moslemin und Juden viel interessanter über die Grundfragen der Religion debattiert hatten, obwohl auch damals die Zwangstaufe öfters den Abschluß des Schauspiels gebildet hatte, gibt es jetzt keine Kontroverse mehr. Der Scheiterhaufen ersetzte jedes andere Argument. Was von spanischen Gelehrten etwa nach dieser Richtung (etwa gegen König Jakob I.) geschrieben wurde, war von Rom aus beſtellte Arbeit zum Auslandsgebrauch.

Es war kaum zu vermeiden, daß die schriftlich fixierte Tradition allmählich immer hinter die, welche in Gebrauch und feſtgehaltener Meinung der Kirche beruhte, zurücktreten mußte. Denn der Grundgedanke bleibt doch immer der, daß die Kirche ſtets ein und dieselbe lebendige Bewahrerin der göttlichen Wahrheit sei; sie besitzt jederzeit den Glauben in vollem Umfange, seine Sätze werden nur »definiert«, d. i. begrifflich fixiert, so oft dies nötig wird. Diese Anerkennung gerade konnte man den Proteſtanten nicht abgewinnen, während »irenisch« gesinnte Männer von beiden Seiten her die Hoffnung nicht aufgaben, für die einzelnen Dogmen allseitig befriedigende Formeln zu finden. Als Luther auf der Leipziger Disputation zuerſt die Autorität der Konzilien beſtritt, war, wie Eck sofort erkannte, der Bruch unheilbar geworden. Auch als die Gesandtschaft einiger proteſtantischer Fürſten auf dem Konzil in Trient erschien, ſtellte sich doch sofort heraus, daß hier keine Vermittlung möglich war. Schon vorher hatten die oberdeutschen Bischöfe auf einer Zusammenkunft in Salzburg unter dem Einfluß des Jesuiten Jay beschlossen, daß, wenn auch eine Vereinbarung über alle Dogmen mit den Abgefallenen ſtattfinde und nur Lehramt und Kirchenregiment des Papſtes von ihnen geleugnet werde, sie alsdann doch als ausgeschlossen zu betrachten seien.

Denn auf diesen Punkt hatte sich allerdings von Anfang an der Streit zugespitzt. Die Kirche, aus deren Gemeinschaft die Proteſtanten traten, war ihnen die Papſtkirche, die Tradition, deren Joch sie sich entzogen, die des römischen Stuhles. Unzählige Male hat das Luther in allen Wendungen ausgesprochen. So sah sich der Katholizismus schon durch die Verteidigung genötigt, die Einheit von Papſt und Konzil feſtzuhalten und dem Papſt diejenige Stellung einzuräumen, die gegenüber den großen Konzilien des fünfzehnten Jahrhunderts bisher nur sein ſtets beſtrittener Anspruch gewesen war. Über den Umfang der päpſtlichen Kirchengewalt haben sich auf dem Konzil lebhafte Kämpfe entsponnen, aber in der Frage des Lehramtes hat man die Schwierigkeiten nicht aufgerührt. Daß man sich in Trient selber etwas bespöttelte, der heilige Geiſt komme im Felleisen aus Rom, iſt nur bekannter Brauch aller Kurialen; das Konzil als solches hat es eben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch für nötig gehalten, seine Beschlüsse der päpstlichen Bestätigung zu unterbreiten. Die Jesuiten, am Konzil selber als Theologen des Papstes, anfangs in wenig bedeutender, später in um so wichtigerer Stellung beschäftigt, haben alsdann konsequent die Unfehlbarkeit des Papstes vertreten, indem sie die Tradition der römischen Kirche als die allein maßgebende vertraten. Schon Ignatius Loyola hat seinen ausführlichsten dogmatischen Brief, mit dem er versuchte, die äthiopische Kirche zur Gemeinschaft der römischen zurückzuführen, diesem Gegenstand gewidmet. Das literarische Wirken Bellarmins gipfelt in der Begründung der päpstlichen Unfehlbarkeit, die bei ihm durchaus als der notwendige Schlußstein der ganzen Traditionslehre erscheint. Die biblische Exegese, die kirchenhistorische Untersuchung durch alle Zeiten fortgesetzt, die praktische Erwägung, daß eine oberste Instanz in Glaubenssachen nötig sei, und Konzilien, die noch nicht jedes Jahrhundert einmal zusammentreten, sie nicht darstellen können, verflechten sich bei ihm zu einem dialektischen Kunstwerk, in dem alles als selbstverständlich, alles als folgerichtig erscheint, zumal die gegenteiligen Tatsachen und Äußerungen nicht übergangen, aber teils abgeschwächt, teils aufgelöst werden. Der Eindruck muß auf die Zeitgenossen ein außerordentlicher gewesen sein. Auch die Jansenisten, deren tatsächliche Wirksamkeit sich doch ganz in Opposition gegen das Papsttum vollzog, haben an der Autorität des päpstlichen Lehramts nicht gerüttelt; sie mußten sich damit begnügen, die einfache Forderung der Logik zu erheben, daß ein Irrtum in Feststellung von Tatsachen nicht auszuschließen und insoweit eine päpstliche Entscheidung reformierbar sei. Sie haben sich dabei mit Vorliebe gerade auf Bellarmin berufen, der in seinen dogmengeschichtlichen Untersuchungen, um die Richtigkeit der Entscheidungen zu retten, öfters die Richtigkeit der tatsächlichen Feststellung preisgegeben hatte. Die Position des Jansenismus war schwach, eine hartnäckige Verteidigung des letzten Forts einer gefallenen Festung, aber auch so hat dieser Kampf die Gemüter einer Generation, die an Tiefe der Empfindung und Feinheit des Geistes von keiner andern übertroffen wird, mächtig erregt. Die Kirche hat in diesem Kampf, den wir als den Abschluß dieser großen katholischen Bewegung bezeichnen können, schwere Wunden davongetragen; ihr Fortschritt in der einmal eingeschlagenen Entwicklungsrichtung ist jedoch nicht aufgehalten worden. Unter dem Einfluß der Jesuiten wurde der Traditionsbegriff immer dehnbarer, die Unfehlbarkeit immer persönlicher. Man kann nicht sagen, daß die ausdrückliche Verkündigung dieses Dogmas die Konsequenz der Gegenreformation überhaupt gewesen ist, denn zu mannigfaltig waren doch noch in dieser Zeit — auch innerhalb des Katholizismus — die Bestrebungen, aber jedenfalls entsprach sie der Ansicht ihrer konsequentesten Köpfe.

Imperialismus und Weltpolitik.

Von Professor Dr. Otto Hintze, Berlin.

Die moderne Bewegung in der Staatenwelt, die man als Imperialismus zu bezeichnen pflegt, weist durch eben diese Benennung auf ältere geschichtliche Erscheinungen zurück, in denen die Idee der Weltherrschaft eine mehr oder minder vollkommene Verwirklichung gefunden hat. Es fragt sich, ob dieser Idee auch für die Gegenwart eine Bedeutung zukomme, und welche. Es wird daher für die richtige Beurteilung der vielgestaltigen und nicht selten verwirrten Bestrebungen, die sich heute regen, nicht ohne Wert sein, sich die Beziehungen zu vergegenwärtigen, die zwischen altem und neuem Imperialismus bestehen. Es wird sich dabei ein gewisser Zusammenhang ergeben, der diese Benennung der heutigen politischen Bewegung erklärt und einigermaßen rechtfertigt, aber zugleich auch ein bedeutender tiefinnerlicher Gegensatz, der es zur Vermeidung von Begriffsverwirrungen doch wünschenswert erscheinen läßt, eine andere Bezeichnung dafür zu wählen, etwa die bei uns schon vielfach gebrauchte der »Weltpolitik«.

Den Typus des älteren Imperialismus stellt am vollkommensten das Römische Reich dar. Es ist eine Staatsbildung, die den gesamten bekannten und zivilisierten Erdkreis so ziemlich erfüllt, ein Weltreich also im eigentlichen und ursprünglichen Sinne des Wortes, wobei

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man natürlich nicht außer acht lassen darf, daß dieser Begriff nur eine relative Bedeutung hat, und daß die »Welt« für jedes Zeitalter durch seinen Kultur- und Verkehrshorizont begrenzt iſt. Die Begründung dieses Reiches iſt doch nicht einfach aus der unersättlichen Begierde nach Herrschaft und Reichtum zu erklären, die schon Mithradates bei Salluſt den Römern vorwirft, sondern sie war vor allem auch das Ergebnis einer politischen Notwendigkeit im Interesse der gesicherten Exiſtenz eines italischen Nationalſtaates, der dann freilich als Beherrscher dieses Riesenreiches seinen nationalen Charakter und seine gesunde Eigenart nicht hat bewahren können. Nur zögernd und ungern entschloß sich der Senat nach dem zweiten Punischen Kriege zur Ausdehnung der unmittelbaren römischen Herrschaft über die öſtlichen, helleniſtischen Reiche; er hätte sich gern mit einem Syſteme von Klientelſtaaten begnügt; aber die politische Unhaltbarkeit dieses Zuſtandes und daneben freilich auch der wachsende Einfluß einer Clique von Spekulanten und Großhändlern drängte zur Einverleibung der unterworfenen Staaten in der Form der Provinzialverwaltung; und es iſt bekannt, wie dann bald die Ausbeutung der Provinzen nicht nur durch Steuerpächter und Bankiers, sondern ebenso durch die Statthalter ſelbſt zu einem wahren Raubsyſtem ausartete, das den Wohlſtand der Provinzen ruinierte und in dem herrschenden Staate ſelbſt eine Demoralisation erzeugte, die dem Beſtand seiner Verfassung tödlich geworden iſt. Es iſt eine charakteriſtische Erscheinung, daß mit dem Imperium der Imperator in die Erscheinung tritt, anfangs, in der Auguſtischen Ordnung, noch in der Geſtalt des Princeps, dem der Senat zur Seite ſteht, dann später, namentlich seit Diocletian, in der unverhüllten Form des orientalischen Despotismus, womit auch der herrschende Römerſtaat in dem nationalgemischten, politisch-homogenen Weltreich aufging.

Für die Provinzen kam nach der unkontrollierten Ausbeutungswirtschaft der Republik unter dem Prinzipat eine Zeit der Erholung, ja der Blüte und des materiellen Gedeihens. Für Italien aber iſt der Imperialismus nicht zum Segen gewesen. Der Bauernſtand schmolz zusammen und machte der Plantagen- und Viehwirtschaft oder einem kümmerlichen Pächterſtande Platz; die unternehmenden Kaufleute wanderten massenhaft in die Provinzen aus, wo die geschäftlichen Vorteile lockten; und während die freie Bevölkerung nicht nur an Zahl, sondern auch an Gesundheit der sozialen Exiſtenz abnahm, erfüllte sich das Land während der Eroberungskriege in den letzten 1½ Jahrhunderten der Republik mit einer ſteigenden Menge von Sklaven, die nicht bloß im Landbau und in der Induſtrie, sondern auch in den höheren Berufen schließlich alle produktive Arbeit, die leitende wie die ausführende, verrichteten, während der römische Bürger sich von der Arbeit ebenso wie vom Kriegsdienſt entwöhnte, und ein müßiges Proletariat durch Getreidespenden und Spiele förmlich herangezüchtet wurde. Es iſt eine nicht unwahrscheinliche Vermutung, daß der auffallende Kulturverfall, der sich seit der Mitte des 2. Jahrhunderts bemerkbar macht und im 3. Jahrhundert sich vollendet, in Zusammenhang ſtehe mit der Verminderung des Sklavenſtandes, der seit dem Aufhören der Eroberungskriege nicht mehr hinreichend ergänzt wurde und aus sich ſelbſt heraus, namentlich bei den häufigen Freilassungen, sich nicht genügend fortpflanzte. Diese Erscheinung bedeutete für den Weſten ein Zusammenschwinden der produktiven Kräfte, auf denen das höhere Kulturleben der Mittelmeervölker beruht hatte. Die induſtrielle Energie versagte. Gold und Silber flossen in die barbarischen Länder ab, ohne durch induſtriellen Export zurückgebracht zu werden. Die Geldwirtschaft der Mittelmeerkultur wich der naturalwirtschaftlichen Reaktion, die die mehr und mehr sich geltend machenden Binnenländer des Kontinents ausübten. Die Kolonen wurden aus freien Pächtern zu schollenpflichtigen Hörigen, die ſtatt der Sklaven auf dem Herrengut arbeiteten, während die Reſte des Sklavenſtandes umgekehrt zu einer ähnlichen Hörigenſtellung aufſtiegen infolge der höheren Bewertung, die ihnen jetzt zuteil wurde. Die Soldaten in den Grenzländern wurden zu einer Miliz von Grenzbauern, die nicht mehr im Lager und im Legionsverbande exerzierten, sondern mit Weib und Kind das Feld bauten. Das Quantum an höheren Kulturkräften sozusagen war zu gering, um bei der Ausdehnung über das Reichsgebiet mit seinen weiten binnenländischen Flächen und seinen unkultivierten Grenznationen zur Aufrechterhaltung des alten Kulturzuſtandes auszureichen. Das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reich barbarisierte sich; die Armee insonderheit wurde im Weſten mehr und mehr germanisch; und damit geriet die Herrschaft hier in die Hand dieser frischen, aber unkultivierten Stämme, die den Gedanken des Imperiums in sich aufnahmen, ohne doch die Kulturmittel zu besitzen, diese Erbschaft sich völlig anzueignen, geschweige denn sie auf die Dauer zu behaupten. Die Trennung des Weſtens und des Oſtens wurde dauernd, lateinische und griechische Kultur sonderten sich auch politisch voneinander ab.

Träger des imperialiſtischen Gedankens wurde im Abendlande vornehmlich die römische Kirche, die unter der schützenden Hülle des Römischen Reiches zu einer kraftvollen Organisation erwachsen war, zugleich die Hüterin dessen, was von antiker Bildung und Kultur übriggeblieben war. Sie war im alten Reiche der kaiserlichen Gewalt untertan gewesen; bei der Erneuerung des Reiches durch Karl den Großen gewann sie schon eine selbſtändigere Stellung neben der weltlichen Gewalt, und in dem »heiligen Römischen Reiche deutscher Nation«, wie man es nachmals nannte, kam es seit der Mitte des 11. Jahrhunderts zu jenem säkularen Streit zwischen Imperium und Sacerdotium, zwischen Kaiser und Papſt, der die ganze mittelalterliche Geschichte beherrscht, und dessen Wirkungen grundlegend für die politische Verfassung des europäischen Abendlandes geworden sind.

Es handelte sich dabei nicht um einen Kulturkampf, sondern um einen Machtkampf zwischen den beiden Oberhäuptern der abendländischen Chriſtenheit. Die Kaiser verfolgten keine wesentlich andern Kulturziele als die Päpſte. Beide vertraten das universaliſtische und das kirchliche Prinzip, im Gegensatz zu dem modernen, weltlichen und nationalen Staatsgedanken. Die religiöse Idee iſt die Seele dieses Imperialismus hüben und drüben, freilich untrennbar verbunden mit politischen Machtbeſtrebungen, wie sie z. B. in der großen Expansionsbewegung der Kreuzzüge neben den Handelsinteressen der italienischen Städte namentlich im 13. Jahrhundert hervortraten. Die große Frage iſt in der Hauptsache nur die, wer die abendländische Chriſtenheit in oberſter Inſtanz regieren soll, der Kaiser oder der Papſt.

Hätte dieser große Kampf mit dem unzweifelhaften Siege der einen oder der andern Partei geendet, wäre es zur Aufrichtung einer kaiserlichen oder einer päpſtlichen Weltherrschaft gekommen, so würden wir heute schwerlich ein europäisches Staatensyſtem haben, als eine Gesellschaft von gleichberechtigten souveränen Staaten. Die ungeheure Macht, die in der Vereinigung der oberſten weltlichen und geiſtlichen Gewalt liegt, würde wohl dem Gedanken einer Universalherrschaft im Gebiete der lateinischen Chriſtenheit noch lange die Kraft verliehen haben, sich auszugeſtalten und zu behaupten.

Bekanntlich iſt aber die päpſtliche Weltherrschaft ebensowenig zuſtande gekommen wie die kaiserliche. Als das Kaisertum der Staufer überwunden war, da zeigte es sich, daß die geiſtliche Autorität des Papſttums doch nicht Kraft genug hatte, um den Kampf mit den Mächten aufzunehmen, die während seines Streites mit dem Kaisertum emporgekommen waren, und daß diese Mächte selbſt, namentlich Frankreich, nicht gesonnen waren, sich ohne weiteres den päpſtlichen Weltherrschaftsansprüchen zu fügen. Die Kurie geriet in Abhängigkeit von der französischen Krone; es folgte dann während des Schismas und der ergebnislosen Reformkonzilien der Zusammenbruch des hierarchischen Weltherrschaftssyſtems; und aus dem Rahmen der universalen Staatsbildung des chriſtlichen Abendlandes löſten sich nun vollends die neuen nationalen Staaten heraus, die heute als gleichberechtigte Mächte nebeneinander beſtehen und das europäische Staatensyſtem ausmachen.

Damit tritt ein neues Prinzip von großer Bedeutung in die Staatengeschichte ein. Es iſt merkwürdig, daß uns in der Geschichte des Altertums eine dem modernen Syſtem der Staatengesellschaft entsprechende Erscheinung, das Nebeneinander mehrerer großer, unabhängiger Staaten, die sich untereinander anerkennen und respektieren und in dauernd geregelten Beziehungen zu einander ſtehen, außerhalb der griechischen Staatenwelt nicht begegnet, wenigſtens nicht als Regel. Man könnte an das Gleichgewichtsverhältnis der weſtasiatischen Staaten im 6. Jahrhundert v. Chr., vor der Begründung des persischen Reiches, denken, oder an die politischen Beziehungen zwischen den Diadochenſtaaten während des 3. Jahrhunderts, wozu dann eine Zeitlang noch Rom und Karthago traten. Aber das sind Ausnahmen, die die Regel beſtätigen, daß in

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

der Geschichte des Altertums neben der Autonomie des Stadtſtaats im Gebiet der eigentlichen Mittelmeerkultur die Tendenz zur Ausbildung großer Weltreiche vorherrſcht, die das ganze Gebiet dieser Zivilisation unter einer einheitlichen politischen Herrschaft zusammenzufassen beſtrebt sind, wie das persische, das mazedonische, das römische. Auch von den Diadochenſtaaten hatten Mazedonien und das Seleucidenreich immer mehr den Charakter von Teilſtücken des universalen Alexanderreichs, von denen jedes gern das Ganze dargeſtellt hätte; Ägypten iſt eigentlich der einzige wirkliche Nationalſtaat, den die Geschichte des Altertums aufweiſt. Und blicken wir über die Grenzen der Mittelmeervölker hinaus in andere Zivilisationsgebiete, die erſt später mit unserer abendländischen »weltgeschichtlichen« Bewegung sich verflochten haben, so sehen wir überall dieselbe Erscheinung: das Normale war und iſt zum Teil noch heute der politische Zusammenschluß solcher geographisch und kulturell abgesonderten, mehr oder minder ausgedehnten Zivilisationsgebiete zu großen Weltreichen, ähnlich dem persischen und seinen Nachfolgern, die beim Mangel regelmäßiger Verkehrsbeziehungen mit anderen Völkern gleichsam als eine Welt für sich exiſtiren, wie China, Indien, das muhammedanische Reich der Araber und der Osmanen; auch das oſtrömische byzantinische Reich und der Erbe seiner griechisch-chriſtlichen Kultur, Rußland, kann in gewissem Sinne und für eine beſtimmte Zeit diesen Erscheinungen an die Seite geſtellt werden. Das religiöse Moment spielt bei diesen großen Staatenbildungen des Altertums und der Halbkulturwelt eine wichtige Rolle; in manchen dieser Reiche tritt die Einheit von geiſtlicher und weltlicher Gewalt in der Hand des Monarchen als ein bezeichnender Zug hervor, der offenbar ebenso mit dem despotischen Charakter des Regiments im Innern zusammenhängt wie mit der Abneigung gegen die prinzipielle Anerkennung anderer Staatenbildungen. Die politische Exiſtenz dieser großen Reiche beruht eben auf einer relativ abgeschlossenen Zivilisation, die alles Fremde, soweit es nicht assimiliert werden kann, überhaupt nicht als daseinsberechtigt anerkennt. Es muß als ein charakteriſtischer Zug des älteren Imperialismus betrachtet werden, daß er die Gesammtinteressen eines großen, abgesonderten, in der Hauptsache auf sich selbſt beruhenden Zivilisationsgebietes zum politischen Ausdruck bringt.

Eine ähnliche Bildung ſtellt auch das chriſtliche Abendland des Mittelalters dar, das Gebiet der römischen Kirche, das in der Hauptsache die romanisch-germanischen Völker mit einigen ihrer slawischen Nachbarn umfaßt. Das Eigentümliche iſt hier nur die dauernde Spaltung zwischen weltlicher und geiſtlicher Gewalt, die in keinem der anderen Weltreiche je in dieser Weise sich bemerkbar gemacht hat; keine Prieſterschaft der Welt hat je eine so ſtarke moralische Autorität und eine so dauerhafte und kräftige Organisation besessen wie die der römischen Kirche, die ja aber auch freilich neben den machtvollen Ideen des Chriſtentums das Erbe der antiken Bildung und Organisationskraft in sich darſtellte. Ihre Rivalität mit der weltlichen Gewalt des Kaisertums iſt wohl als die vornehmſte Ursache zu betrachten, die die Erhaltung eines Universalreiches im Gebiete der lateinischen Zivilisation verhindert hat; in dem jahrhundertelangen Streit zwischen der höchſten weltlichen und der höchſten geiſtlichen Autorität des Abendlandes sind neben den ariſtokratischen und korporativen Gewalten auch die nationalen Staatsbildungen zu einem Maße von Selbſtändigkeit herangediehen, die sie nach dem Zusammenbruche des hierarchischen Syſtems zu einer unabhängigen politischen Exiſtenz befähigten. Dabei blieb aber immer das in jahrhundertelanger gemeinsamer Geschichte und in dem fortdauernden Zusammenhang der Zivilisation begründete Gefühl eines näheren, gleichsam verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen diesen Nationen erhalten; und dies Gefühl der Zusammengehörigkeit iſt die moralische Grundlage geworden, auf der in allmählichem Wachstum das moderne Staatensystem mit seinem Völkerrecht und seinen weltumspannenden Beziehungen sich ausgebildet hat. Der Grundgedanke dieses ganzen politischen Syſtems iſt die gegenseitige Anerkennung verschiedener Staaten als selbſtändige Mächte, wie sie im Altertum nur im kleinen Kreise der griechischen Stadtſtaaten geherrscht hatte, wie sie nun aber zwischen großen Nationen herrscht und zu dem geſtaltenden Prinzip der neueren Staatengeschichte geworden iſt. Für die neuere Geschichte iſt die Exiſtenz eines auf dieses völkerrechtliche Prinzip begründeten Staatensystems ebenso

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Public Domain in the United States, Google-digitized
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

charakteristisch wie die politische Form des Weltreiches für das Altertum.

Das europäische Staatensystem hat sich nun aber nicht wie durch eine prästabilierte Harmonie gebildet, sondern es ist das Resultat langdauernder heftiger Rivalitätskämpfe, in denen der Geist des Imperialismus fortlebt. Erst sind es Frankreich und das Haus Habsburg, die sich das Erbe einer überragenden Machtstellung in Europa streitig machen; dann, nach dem Unterliegen der Habsburger in Deutschland und namentlich in Spanien, tritt dem Streben nach der französischen »Universalmonarchie« im Zeitalter Ludwigs XIV. vor allen England entgegen, als die dritte große Macht in Europa, die die anderen Staaten zu einer Koalition gegen Frankreich vereint, um das Gleichgewicht der Macht wiederherzustellen und den französischen Fortschritten zur See und in den Kolonien Einhalt zu tun. Diese drei großen Mächte, Österreich, Frankreich, England, bilden ein Gleichgewicht miteinander, das politische Europa in der Epoche des Friedens von Utrecht. Weiterhin im 18. Jahrhundert treten dann in heftigen Kämpfen die östlichen Staaten Preußen und Rußland als maßgebende Glieder des politischen Systems hinzu. Seit dem Siebenjährigen Kriege sind es diese fünf großen Mächte, auf denen das europäische Gleichgewicht beruht.

Diese Epoche der Ausbildung der Großmächte hat für unsere Betrachtung ein besonderes Interesse, weil sie mehr als alle anderen Abschnitte der Staatengeschichte den politischen Bewegungen der Gegenwart entspricht. Das Charakteristische des Vorganges besteht darin, daß von verschiedenen Machtzentren aus ungewöhnliche Anstrengungen militärisch-politischer und wirtschaftlicher Natur gemacht werden, die aber nicht zur dauernden Vorherrschaft einer Macht führen, sondern zur Herausbildung eines Gleichgewichtszustandes zwischen einer Anzahl annähernd gleich starker Mächte, die nun als die »Großmächte« gegenüber den Staaten zweiten und dritten Ranges, die eben bei diesem Wettkampf ausgeschieden sind, ein höheres Maß von Macht und Einfluß in Anspruch nehmen und auch tatsächlich ausüben. Diese Großmachtstellung, eben das Ergebnis der Rivalitätskämpfe des 17. und 18. Jahrhunderts, zeigt sich nicht bloß in der äußeren Ausdehnung, sondern auch in der festeren inneren Struktur der Staaten. Machtsteigerung durch Konzentration im Innern und durch Ausdehnung nach außen hin — das ist der Inhalt jener Großmachtpolitik, durch die, namentlich im 17. und 18. Jahrhundert, die Ausbildung des Staatensystems, die gegenseitige Abgrenzung der Machtsphäre unter den europäischen Staaten sich durchgesetzt hat. Es handelt sich dabei ebenso um wirtschaftliche wie um militärische Kraftanstrengungen. Es ist das Zeitalter, in dem die großen stehenden Heere und Kriegsflotten sich gebildet haben, in dem die modernen Steuer- und Finanzsysteme entstanden sind, in dem die großen Staaten sich zu abgeschlossenen Wirtschaftskörpern konsolidiert haben, in dem der Wetteifer in der industriellen Produktion und in der kolonialen Ausdehnung bei den fortgeschrittensten Staaten erwacht ist. Man pflegt die wirtschaftspolitischen Bestrebungen dieses Zeitalters mit dem Namen des »Merkantilismus« zu bezeichnen. Es ist eine wirtschaftliche Politik im Dienste der Machtpolitik, nicht bloß nach den Gesichtspunkten der wirtschaftlichen Wohlfahrt, eine Politik, die vornehmlich das Ganze im Auge hat, die zum Teil erst Landschaften und Städte zu einem einheitlichen Wirtschaftskörper zusammenfaßt und sie im Rivalitätskampf gegen die anderen großen Wirtschaftskörper abschließt, immer bestrebt, die produktiven Kräfte und den Güterumsatz im Innern dermaßen zu steigern, daß eine annähernde wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Auslande erreicht wird, zugleich aber auch womöglich andere, minder entwickelte Länder in wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen und wenn es geht, zugunsten des eigenen Staates auszubeuten.

Mit diesen wirtschaftlichen Bestrebungen hängen die politischen zusammen, die auf die Herstellung eines zentralistisch zusammengefaßten Großstaats gerichtet sind: so zwingt Richelieu die französischen Provinzen erst zu einem Einheitsstaate zusammen, ähnlich der Große Kurfürst von Brandenburg und seine Nachfolger die Länder der preußischen Krone, Maria Theresia die österreichischen Erblande. In England hat Cromwell schon eine Union der drei Königreiche im monarchischen Sinne vollzogen, die sich allerdings nicht hat behaupten können; aber die parlamentarische Union mit Schottland und Irland hat dann doch im wesentlichen zu dem gleichen Er-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebnis geführt. Und mit der Konzentration verbindet sich die Expansion in verschiedenen Gestalten. Österreich erobert Ungarn, Preußen Schlesien, Rußland die Ostseeländer und schließlich den größten Teil von Polen, das es mit den anderen Ostmächten teilt. Frankreich arrondiert sich an den Grenzen, die Ludwig XIV. auf das vorteilhafteste militärisch vorschiebt und durch Befestigungen abschließt. England, im Wettkampfe mit Frankreich, vollzieht jene große koloniale Ausdehnung, die den Grund zu seiner heutigen Weltstellung gelegt hat. Alle diese Bestrebungen zur Konzentration und zur Machterweiterung sind ausgelöst durch den Rivalitätskampf der Nationen; und der Impuls zu diesem Rivalitätskampf wiederum geht aus von dem Streben nach der Suprematie in Europa, die Habsburg und Frankreich aus der imperialistischen Politik des Mittelalters übernommen haben; insofern könnte man sagen, daß in dieser Großmachtpolitik des 17. und 18. Jahrhunderts auch noch etwas von imperialistischem Geiste lebendig sei; aber das Entscheidende ist doch, daß das Resultat dieser Kämpfe den alten Imperialismus überwunden hat, indem es zu der Konstituierung des Gleichgewichtssystems der großen Mächte führte.

Bei diesen Kämpfen war nun aber eine Nebenwirkung hervorgetreten, die für die Zukunft von großer Bedeutung geworden ist: das Übergewicht Englands zur See und im Handel. Schon längst hatte England begonnen, als ein maritimes Außenglied der europäischen Staatengesellschaft den absolutistischen Militärmächten des Kontinents gegenüber in Politik wie Verfassung sich mehr und mehr abzusondern; mit seiner Seemacht und seinem Parlamentarismus stand es mehr neben als in Europa, immer bestrebt, die Spaltungen und Rivalitäten auf dem Kontinent zu erhalten und zu benutzen, um freie Hand in den überseeischen Angelegenheiten zu gewinnen. Es hatte erst Spanien, dann Holland, endlich Frankreich aus ihrer überseeischen, kolonialen Machtstellung verdrängt. Seit der Epoche des siebenjährigen Krieges sprach man in der Publizistik von einer britischen »Universalherrschaft zur See« und forderte ein Gleichgewichtssystem im Handel wie in der Politik. An Stelle des alten gebändigten Imperialismus erhob sich das Zukunftsbild einer Weltherrschaft, die auf Handel, Schiffahrt und Kolonien beruht. Und als dann im Laufe der Revolutionskriege die alte Rivalität zwischen Frankreich und England noch einmal zu einem gewaltigen Ausbruch kam, da stieß der in Napoleon wieder auflebende alte kontinentale Imperialismus mit dem britischen Anspruch auf die See- und Handelsherrschaft in weltgeschichtlicher Entscheidung zusammen. Der Imperialismus Napoleons war nicht bloß eine Folgewirkung der englischen Gegnerschaft; er entsprang ebenso aus dem Expansionsdrang der Revolution und den alten Traditionen der französischen Politik, wie aus der persönlichen Herrschsucht des Korsen; aber durch den englischen Gegner erhielt er seine äußere Form und Richtung, ebenso wie andererseits seine innere Stellung als Cäsarismus durch die Revolution mit ihrem Grundsatz der Volkssouveränität und mit der demokratischen Nivellierung der Gesellschaft gegeben war. In dem Kampfe gegen England entfaltete sich das Weltherrschaftssystem Napoleons. Da die Landung in England sich als unausführbar erwies, versuchte er durch die Kontinentalsperre England wirtschaftlich zu ruinieren und zum Frieden zu zwingen, und zu diesem Zwecke unternahm er es, das ganze europäische Festland durch sein Machtgebot gegen das Inselreich zusammenzufassen und es den Zielen seiner Politik dienstbar zu machen. Er beabsichtigte nicht etwa ein Weltreich zu gründen, in dem der Unterschied der Nationen ausgelöscht sein sollte, sondern er hielt fest an der Grundlage des französischen Nationalstaats, der als beherrschendes Zentrum eines großen föderativen Systems der Welt das Gesetz geben sollte. Die Aussperrung Englands vom Kontinente sollte nicht von einer vollständigen handelspolitischen Einigung der Kontinentalstaaten begleitet sein; Frankreich behielt seine Zollschranken dem Auslande gegenüber; aber die unterworfenen Staaten wurden gezwungen, Frankreich gegenüber ihre Einfuhrverbote aufzuheben, ihre Prohibitivzölle zu ermäßigen und den industriellen Interessen des herrschenden Landes weitgehende Zugeständnisse zu machen. Dieser wirtschaftlichen Ausbeutung trat unendlich viel drückender noch zur Seite das furchtbare militärisch-politische Aussaugungssystem durch Kontributionen, Einquartierungen, Marsch- und Transportlasten, Truppenstellungen, Pferdelieferungen usw. Das europäische Staatensystem mit dem Grundsatz der Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Mächte

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

konnte bei dieser Politik nicht erhalten bleiben; es wäre gesprengt worden, wenn Napoleons Plan zur Durchführung gekommen wäre. Daß aber dieser Plan scheiterte, war dem Zusammenwirken der kontinentalen Nationen mit England zu danken; und nach dem Sturze des Imperators verband sich daher mit der Wiederherftellung des alten Gleichgewichtssyftems die selbftverftändliche Anerkennung der britischeu See- und Handelsherrschaft, die eben in den napoleonischen Kriegen erft auf den Gipfel der Vollendung gelangt war und nun keine Konkurrenz mehr zu fürchten hatte.

Imperialiftische Beftrebungen im Sinne einer Machtpolitik traten aber zunächft nach 1815 in England so wenig hervor wie auf dem Kontinent. Die kontinentalen Nationen waren jahrzehntelang mit ihren inneren Angelegenheiten beschäftigt, und in England drängten die gewaltig wachsenden induftriellen Interessen zu einer Friedens- und Freihandelspolitik, die dem englischen Export die kontinentalen Märkte öffnen sollte. Seit dem englisch-französischen Handelsvertrage von 1860 schien in der Tat das Freihandelsprinzip gesiegt zu haben; die englische Induftrie gelangte auf die Höhe ihrer Erfolge; eine liberale Ära des Induftrialismus schien das Zeitalter des Merkantilismus und Militarismus ablösen zu sollen. Rußland war in seinem Siegeslaufe gegen die Türkei aufgehalten worden, die Türkei selbft in das Konzert der Mächte aufgenommen und unter ihre Obhut geftellt; in den beiden öftlichen Staaten begann man liberale Reformen vorzunehmen.

Aber etwa von diesem Zeitpunkt ab begannen sich große Wandlungen in den Weltverhältnissen zu vollziehen, und eben die unerhörte Steigerung des Verkehrs, die mit Eisenbahn und Telegraph die Fortschritte der Handelsverbindungen und des gewerblichen Aufschwungs begleitet hatten, wirkten mit zu einer Veränderung in den Grundlagen des allgemeinen Staatenlebens, die erft um die Wende des Jahrhunderts sich in großen Ereignissen geräuschvoll bemerkbar gemacht hat.

(Schluß folgt.)

Zum Stand der internationalen Frauenbewegung.

Von Helene Lange, Berlin.

(Schluß.)

So sehr auch die Frauenbewegung der verschiedenen Länder durch das Hervortreten der älteren oder der jüngeren von den beiden gekennzeichnetenStrömungen ein verschiedenes Gepräge erhält, so durchaus übereinftimmend sind die äußeren Ergebnisse. Überall hat man, zugleich von den äußeren Verhältnissen und der Idee der Bewegung getrieben, im wesentlichen auf denselben Einzelgebieten die Grenzpfähle der Frauensphäre weiter zu rücken sich bemüht und ift dabei durchweg zu ähnlichen Erfolgen gelangt.

In sämtlichen europäischen Kulturftaaten, ebenso wie den Vereinigten Staaten, Kanada und Auftralien ift die Zulassung der Frauen zu den Universitäten heute in irgend einer Form gewährt. Mit wenigen Ausnahmen ift diese Zulassung ohne besonderen Widerftand und ohne die Schwierigkeiten erfolgt, die in Deutschland zu überwinden waren; und mit wenigen Ausnahmen geschah es auf der Basis derselben Berechtigungen, die für Männer galten. Die chronologische Reihe der Eröffnungen ift nicht ohne Interesse: Frankreich 1863, etwa um dieselbe Zeit Zürich, Schweden 1870, Dänemark 1875, Italien 1876, Holland 1879, Norwegen 1884, Belgien 1883 usw. In Spanien und Portugal wie in Griechenland hat es keiner ausdrücklichen Zulassung bedurft, die Universitäten ftanden den Frauen ohne weiteres offen. In England liegen die Verhältnisse verschieden; an den beiden alten einerseits und an den neueren Universitäten andererseits. Schon seit 1881 werden die Studentinnen zu den Examen in Cambridge und Oxford zugelassen, sind aber nicht als akademische Bürger im Besitze aller der ausgedehnten Rechte, die die eigentümliche Verfassung dieser beiden alten Universitäten ihren Studenten gewährt. An den neueren Universitäten, die ja zum Teil nur große Prüfungssyndikate sind, sind die Frauen den Studenten gleichberechtigt, ebenso in Schottland und Irland.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Größere Verschiedenheiten finden sich in dem Umfang der Frauensphäre im öffentlichen Leben und auf politischem Gebiet. Am weiteſten geht hier die Übereinſtimmung auf dem Gebiet der kommunalen Verwaltung. Die Vereinigten Staaten sind da am weiteſten vorgeschritten. In England, den skandinavischen Ländern, Holland, Belgien sind wie in Deutschland die Frauen in der kommunalen Armen- uund Waisenfürsorge amtlich beschäftigt. In faſt allen europäischen Staaten sind sie auch an der kommunalen Schulverwaltung beteiligt, zum Teil, wie z. B. in England, schon seit mehreren Jahrzehnten. Auch in den durch die Induſtrie geschaffenen modernen Verwaltungsgebieten, wie z. B. in der Fabrikinspektion, hat man vielfach Frauen eingeſtellt, zuerſt 1893 in England, dann nacheinander in allen größeren Induſtrieſtaaten.

Die Gewährung ſtaatsbürgerlicher Rechte an die Frauen hat in der modernen Entwicklung zwei Ausgangspunkte. Der eine liegt innerhalb der eigentlichen politischen Körperschaften, Gemeinde und Staat, der andere innerhalb der Interessenvertretung, die durch die moderne sozialpolitische Gesetzgebung beſtimmten Berufsklassen in ihren eigenen Angelegenheiten gegeben worden iſt, wie z. B. in der Inſtitution der Gewerbegerichte und Arbeiterkammern. In Italien hat man schon im Jahre 1893 den Arbeiterinnen das gleiche aktive und passive Wahlrecht für diese Körperschaften gegeben; auch in Frankreich üben die Arbeiterinnen seit 1901 das volle Wahlrecht zu den conseils de prud'hommes aus. In Deutschland iſt bekanntlich die Frau von der Vertretung sowohl bei den Gewerbegerichten wie bei den Kaufmannsgerichten ausgeschlossen.

In den im engeren Sinne politischen Körperschaften, Gemeinde und Staat, knüpften zum Teil die Ansprüche der Frauen an das Zensuswahlrecht an, mit seiner Verbindung von Stimmrecht und Steuern. Daher hat auch die Beteiligung der Frauen am kommunalen Wahlrecht in denjenigen Ländern die größte Ausdehnung, wo kein demokratisches, sondern ein Zensuswahlrecht beſteht. So besitzen z. B. die Frauen in Schweden das kommunale Wahlrecht schon seit längerer Zeit; so iſt in England, nachdem in den dreißiger Jahren die Frauen ausdrücklich vom kommunalen Wahlrecht ausgeschlossen worden waren, seit 1894 ihre Berechtigung wieder hergeſtellt; sie wird von den weiblichen Wählern in großem Umfang ausgeübt und hat auch bereits eine recht ſtarke Beteiligung weiblicher Kandidaten an den ſtädtischen und ländlichen Gemeinde-Vertretungen zur Folge gehabt. In anderen Ländern haben sich die Frauen mit ihren Bemühungen um das kommunale Stimmrecht an moderne demokratische Wahlrechtsreformen angeschlossen. So haben die Frauen Norwegens seit etwa drei Jahren das Wahlrecht für die Gemeindevertretungen in Stadt und Land erreicht und bei den letzten Wahlen eine ganz erhebliche Zahl von Frauen in die Gemeindeverwaltungen auch der großen Städte hereingebracht.

Die Kämpfe der Frauen um das ſtaatsbürgerliche Stimmrecht liegen ganz im Rahmen moderner Wahlrechtsbewegungen. Das Frauenſtimmrecht hat in den neuen Staatswesen der auſtralischen Kolonien die weiteſte Durchführung erreicht. In den auſtralischen Föderationsſtaaten scheint jetzt mit Ausnahme eines einzigen die politische Gleichberechtigung der Frauen durchgeführt. Ebenso wählen Frauen mit für das Föderationsparlament. An zweiter Stelle ſtehen die Weſtſtaaten der Union, von denen vier das Frauenſtimmrecht eingeführt haben — Wyoming, Colorado, Utah und Idaho — während in einem fünften, Oregon, wo man im vorigen Jahre den Sieg schon faſt erreicht zu haben glaubte, doch die Volksabſtimmung zu einer Ablehnung der Vorlage führte. Es sind selbſtverſtändlich hier wie in den auſtralischen Staaten nicht nur prinzipielle Gründe, sondern auch praktische Erwägungen, z. T. parteipolitische Schachzüge, die zur Einführung des Frauenſtimmrechts geführt haben.

In einem gewissen Zusammenhange mit dieser politischen Emanzipation ſteht natürlich auch die Zulassung der Frauen zu höheren Staatsämtern. In Norwegen iſt im vorigen Jahre durch eine Gesetzesvorlage den Frauen die Berechtigung zur Anſtellung im höheren Staatsdienſt, im Schulwesen sowohl wie im Medizinalwesen und in der Juſtiz, erteilt worden. Den gleichen Schritt hat man kürzlich in Schweden getan, freilich ohne die Juſtiz einzubeziehen. Die Zulassung zur Advokatur iſt in Frankreich, Italien, Holland, der Schweiz und in den skandinavischen Ländern gewährt; in England hat sich vor zwei Jahren eine Bewerberin vergeblich bemüht.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was diese Skizze — die nur einige Seiten einer auf sehr viele Lebensgebiete wirkenden sozialen Bewegung heraushob — deutlich machen sollte, ist die Tatsache eines gewissen internationalen Rhythmus im Fortschreiten der Ideen sowohl als der Ereignisse in der Frauenbewegung. Es geschehen annähernd gleichzeitig dieselben Dinge, man beschäftigt sich mit den gleichen Problemen. Meist — besonders in früherer Zeit — ohne daß etwa Anregungen von dem einen Land auf das andere hinüberwirken, sondern spontan durch die Konsequenz der einmal inszenierten Bewegung und auf Grund gleicher geistiger und wirtschaftlicher Einflüsse. Dieser Umstand gibt der internationalen Organisation der Frauenbewegung im »Frauenweltbund« ihre Kraft und Bedeutung, den regelmässigen internationalen Frauenkongressen ihren Wert und ihr Interesse. Wir können von einander lernen, weil die Gemeinsamkeit groß genug ist, daß wir uns verstehen, über die gerade hier auch wieder stark ausgeprägten nationalen Verschiedenheiten hinweg. Vielleicht hätte der Frauenweltbund diese Beziehungen nicht schaffen können ohne den Einfluß und die ebenso liebenswürdige als kluge Leitung seiner gegenwärtigen Vorsitzenden, der Frau des jetzigen Vizekönigs von Irland, Gräfin Aberdeen. Ihre Persönlichkeit, die frauenhaft mütterliches Wesen mit dem lebendigstem Interesse und einem klaren Blick für das öffentliche Leben vereinigt, hat die geistige Atmosphäre bestimmt, in der es für die Frauen aller Nationen leicht war, sich zu finden, weil sie die eigentlichen Elemente ihres eigenen Strebens darin wiederfanden.

Auf dem Kontinent hat die politische Bewegung, die vor allem in den germanischen Ländern kräftig entwickelt ist, erst in allerletzter Zeit Erfolge gehabt. Im vorigen Jahre hat Finnland mit dem politischen Stimmrecht der Frauen den Anfang gemacht, und bei den diesjährigen Wahlen sind schon 18 weibliche Abgeordnete in den Landtag gewählt worden. Kürzlich, am 14. Juni, ist eine Frauenstimmrechtsvorlage vom norwegischen Storthing angenommen, so daß nun zwei europäische Staaten vollberechtigte weibliche Staatsbürger haben. — Zur Entscheidung drängen die Verhältnisse auch in England. Schon die Abstimmungen mehrerer Jahre haben eine Majorität im Unterhause für das Frauenstimmrecht ergeben, und es hängt nur mit der augenblicklichen politischen Konstellation, mit der Lage der liberalen Regierung zusammen, daß bis jetzt eine Entscheidung noch nicht gefallen ist. Auch in Holland scheint man seitens der Gesetzgebung der Frage des Frauenwahlrechtes ernstlich näher zu treten. Es ist natürlich, daß hier einerseits die kleinen Staaten vorangehen, Staaten, in denen sich die Konsequenzen dieser Neuerung leicht übersehen lassen, andererseits Länder wie England, in denen durch die jahrzehntelange Ausübung des kommunalen Wahlrechtes seitens der Frauen historische Vorbedingungen einer weiteren »Politisierung« der Frau gegeben sind.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Zürich.

Juli 1907.

Die Käuferbünde.

Unsere Zeit steht unter dem Zeichen der Organisation. Allenthalben tun sich Individuen, die die gleichen Ziele verfolgen, von denselben Gefahren bedroht sind und unter den nämlichen Übelständen leiden, zu Vereinen und Organisationen zusammen, mit denen der ökonomische, politische oder konfessionelle Gegner rechnen muß. Das egoistische Motiv des Nutzens ist für die Mehrzahl dieser Gruppenbildungen charakteristisch: man will gemeinsam das erzwingen, was der einzelne nicht fertig bringt, und durch die drohende Macht einer organisierten Mehrheit das ertrotzen, was gütlich nicht errungen werden konnte.

Warum soll aber die Macht des Zusammenschlusses nicht einmal zugunsten Anderer ausgeübt werden? Warum soll der wirtschaftlich Starke die Vorteile seiner Position nicht einmal im Interesse des wirtschaftlich Schwachen geltend machen? Dieser Gedanke lag der Gründung der Käuferbünde (Consumers Leagues, Ligues d'Acheteurs, Lega di Compratori) zugrunde. Um sich von den Konsumgenossenschaften zu unterscheiden, die ja auch Käuferbünde sind, führen sie meist noch das Epitheton »Sozial«, das deutlich anzeigt, der Zweck des Verbandes sei durchaus altruistischer Art.

Bisher stand der Käufer als unorganisiertes Individuum der fest organisierten Macht der Produzenten, Großhändler und Kleinhändler gegenüber, die ihm ihre Preise diktierten. Im Grunde aber ist diese Abhängigkeit des Zahlenden von dem Bezahlten doch nur scheinbar. Der Käufer besann sich darauf, daß er als Besteller auch der Befehlende sein könne,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denn qui paye commande. Produziert wird nur, was und wie es gewünscht wird. Selbst die leidige Mode ist keineswegs eine Paroleausgabe des Produzenten oder Verkäufers, sondern der zum Gesetz gewordene Wille einiger Käufer oder auch die geschickte Erfindung eines Produzenten, der notwendig etwas ersinnen muß, weil der Käufer weder sagt noch weiß, was er will.

Diese Zeiten scheinen nun endgültig vorüber zu sein. Der Käufer wird sich seiner führenden Rolle und der Macht seines Einflusses bewußt. Er beginnt zu denken, und dabei fällt ihm ein, daß zwischen ihm und dem Verkäufer noch andere stehn: Arbeiter, Ladnerinnen, Ausläufer, Packer usw. Bei der heutigen starken Konkurrenz liegt es nahe, daß Produzent und Verkäufer auf Kosten ihrer Angestellten den mühsam errungenen Profit herausschlagen. Wie es mit ihren Löhnen und Arbeitsstunden aussieht, weiß der Käufer nicht, und es wird dafür gesorgt, daß er so wenig als möglich davon erfährt. Wie nun aber, wenn er es wissen will? Wenn es seinem verfeinerten Gewissem widerstrebt, dort einzukaufen, wo notorische Ausbeutung der Angestellten herrscht? Wenn er den Laden und die Fabrik mit seiner Kundschaft auszeichnet, die für ihre Untergebenen besorgt sind? Diesem solidarischen Verantwortlichkeitsgefühl verdankt die erste 1891 in New York gegründete Consumers League ihre Entstehung. Der äußere Anlaß der Gründung war die außerordentlich traurige Lage der Verkäuferinnen. Praktisch und tatkräftig wie immer stellten die amerikanischen Frauen ein Programm auf, das den Idealtypus eines sozial gut organisierten Geschäfts enthielt: Zehn Arbeitsstunden im Maximum mit dreiviertelstündiger Mittagspause, ein freier Wochennachmittag im Sommer, ein Wochenlohn von 6 bis 8 Dollar bei wöchentlicher Auszahlung, Verwendung der Geldstrafen für einen Reservefonds der Angestellten, Sitzgelegenheit, hygienische Arbeitsräume, Nichtverwendung Minderjähriger unter 14 Jahren usw. waren die Bedingungen. Wer ihnen nachkommt und sich der sorgfältigen Nachprüfung einer Kommission von Sachverständigen unterzieht, wird auf die »weiße Liste« gesetzt, d. h. die Mitglieder der Liga begünstigen und empfehlen die genannten Geschäfte, veröffentlichen ihre Namen in den großen Blättern und organisieren eine wirksame Gratisreklame für die sozial hochstehenden Betriebe.

Dies das Prinzip und Prototyp der Käuferverbände der Welt. In Amerika griff die Bewegung schnell um sich, und die Vereinigten Staaten zählen jetzt ungefähr 70 Leagues mit ebensoviel tausend Mitgliedern. Nach den Verkäuferinnen in den Läden kamen die produzierenden Arbeiter in den Fabriken an die Reihe, was eine Vereinigung sämtlicher lokalen Käuferverbände zu einem nationalen Gesamtverband zur Folge hatte. Die energisch in Angriff genommene Organisation der Käufer wirkte sofort und dauernd. Kluge und praktische Geschäftsleute erkannten bald den Wert dieser neuen Reklame, die nichts kostet, eine gute Kundschaft zuführt und obendrein die Angestellten befriedigt. Viele bewarben sich denn auch um das Label, die Etikette, die dem Käufer anzeigt, daß der betreffende Artikel aus einem sozial empfehlenswerten Hause stammt, und es entspann sich alsbald in den großen amerikanischen Städten ein Wettbewerb um die Besserstellung des Personals, die kein Gesetz so schnell und sicher erreicht hätte. Der Heimarbeit und dem sweating system, die für das arbeiterfreundlichste Parlament außerordentlich schwierig zu fassen sind, kamen diese Consumers Leagues in wirksamer Weise bei und gewannen nicht nur auf die Inspektion der Fabriken, sondern auch auf die soziale Gesetzgebung einen beherrschenden Einfluß.

1902 folgte Holland als erster Staat Europas dem amerikanischen Beispiel, und die neue Liga stellte sofort den Kontakt zwischen allen arbeiterfreundlichen Gruppierungen her, um gemeinsam mit ihnen die Nachtarbeit der Bäcker und Schriftsetzer zu regeln.

Im Dezember des gleichen Jahres folgte die Pariser Liga, die jetzt die größte und tätigste in Europa ist. Mit richtigem Instinkt konzentrierte sie ihre Arbeit auf die Schneiderateliers, die für die ganze Welt arbeiten und besonders in den unterirdischen Reparaturwerkstätten namenloses soziales Elend geschaffen haben. Ein paar Leitsätze aus den zu Tausenden verbreiteten Gratistraktaten der Pariser Liga mögen hier stehen. »Kauft nichts am Samstag nachmittag und nie nach fünf Uhr Abends. Wartet vor Weihnachten nicht bis zur dritten Dezemberwoche. Nach der Überarbeit der Weihnachtszeit kommt im Januar und Februar die tote Saison. Unsere Schuld ist es, wenn die Arbeiterinnen nichts zu tun haben; unsere Schuld, wenn sie mitten im kalten Winter auf die Straße gesetzt werden; unsere Schuld, wenn sie Hunger und Kälte leiden. Heben wir darum unsere Reparaturen und einen Teil unserer Bestellungen für diese Zeit auf. Wenn Ihr auf Hygiene Wert legt, bestellt kein Tailleurkostüm, kauft kein Kleid, ohne zu wissen, wo und von wem sie angefertigt wurden. Laßt Euch die Reparaturwerkstätten zeigen, seht die Arbeiterwohnungen an, wo die Tuberkulose und das Elend hausen. Kleider zu kaufen, deren Fassonpreis und Herkunft man nicht kennt, heißt stets die Ausbeutung der Arbeiter und Arbeiterinnen begünstigen; es heißt oft genug, die Tuberkulose, Diphtheritis, den Scharlach mit dazu kaufen und nach Hause bringen.« Dieser Aufruf konnte nicht ungehört verhallen; um so weniger, als die Pariser Liga durch die Arbeitergewerkschaften in der Schneiderbranche unterstützt wurde, die an die Mauern der Häuser Plakate mit den Namen aller der Arbeitgeber hefteten, die ihre Angestellten in der geschilderten Weise ausbeuteten. Andererseits sind sämtliche Käuferligen der Welt, zumal die amerikanischen, im Besitz der Pariser weißen Liste, die von ihren Mitgliedern respektiert wird, so daß die guten Kleidergeschäfte von Paris über Nacht einen gewaltigen Zuwachs an Kundschaft gewannen.

Die italienische Lega di compratori Lombardi wurde im Januar 1906 in Mailand gegründet und bildet gegenwärtig noch einen Zweig der nationalen Patronats- und Hilfsgesellschaft für jugendliche Arbeiter. Auch sie hat sich besonders der Konfektionsbranche angenommen, aber auch die Modistinnen, Strumpfwirker und Schuhflicker berücksichtigt. Auch sie arbeitet mit Flugblättern, Vorträgen und weißen Listen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen Monat später erschien der Schweizerische Käuferbund mit einer weißen Liste der sozial bestgeführten Schokoladenfabriken auf dem Plan. Mag auch gerade in dieser Branche der Notstand nicht so groß und die Arbeitszeit überdies gesetzlich geregelt sein, so hat sie doch den Vorzug, daß sie allgemein interessiert, und daß bei dem großen schweizerischen Export die Reklame der Liga und die Mitteilung der weißen Liste an die ausländischen Schwesterligen eine wirklich wirksame Reklame für die so Empfohlenen ist. Von mehr lokalem Interesse, aber darum nicht minder wichtig, ist die Arbeit des schweizerischen Bundes und seiner vier Ortsgruppen für die Sonntagsruhe der Bäcker und Zuckerbäcker, obschon gerade hier die Erzielung greifbarer Resultate ungemein schwer ist.

Der Deutsche Käuferbund endlich wurde in Berlin Ende Februar 1907 bei einer von Frauenvereinen, sozialpolitischen, gemeinnützigen und sonst wohltätigen Organisationen einberufenen Versammlung, die in den Räumen des Ministeriums des Innern tagte, gegründet. An seiner Spitze steht Frau Minister von Bethmann-Hollweg, E. von Knebel-Doeberitz und der Herausgeber der »Sozialen Praxis« Prof. Ernst Francke. Der Bund nimmt zunächst folgende Gebiete in Angriff: Verbesserung der Arbeitsverhältnisse der Handelsangestellten sowie in der Bekleidungs- und Konfitürenindustrie. Bei dem kaufenden Publikum sucht er nach dem Vorgang der älteren Ligen zu erreichen: »Nicht nach 8 Uhr abends einzukaufen; am Sonntag die Einkäufe auf das Unerläßliche zu beschränken; Bestellungen, namentlich in der Saisonindustrie und vor Festen, rechtzeitig aufzugeben, um allzulange Arbeitszeit und Überanstrengung der Arbeiter und Angestellten zu vermeiden; die vom Bunde empfohlenen Firmen nach Möglichkeit zu bevorzugen.«

So weit sind die Käuferbunde nun gediehen. Trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens und ihrer Tätigkeit haben sie schon eine ganz bedeutende Arbeit geleistet. Gegenwärtig sind sie daran, sich enger zusammenzuschließen und auf periodischen internationalen Konferenzen sich über gemeinsames Vorgehen und eine einheitliche Taktik zu verständigen.

Daß ihnen Anfechtungen und heftige Kritiken nicht erspart blieben, versteht sich von selbst. Was hat man ihnen nicht alles vorgeworfen: die Unwirksamkeit ihrer Reklame, die Unsicherheit ihrer Erhebungen, die Schädigung der mit Schweigen übergangenen und die unverdiente Empfehlung der auf der weißen Liste genannten Firmen; die Unbilligkeit oder die allzu große Zahmheit ihrer Mindestforderungen, den Mangel an nationalökonomischer Fachbildung, die Einmischung in Dinge, die sie nichts angingen, usw.

Gerade der Widerspruch in der Kritik war den Käuferbünden eine Ermutigung zu weiterem Fortschreiten auf der betretenen Bahn. Wertvolle Unterstützung wurde ihnen von seiten namhafter Nationalökonomen und Juristen zuteil. Denn es wäre verkehrt, zu glauben, es handle sich hier um ausschließliche Frauenarbeit. Beide Geschlechter gehen vielmehr Hand in Hand. Und die ausgestreute Saat trägt Blüte und Frucht. Die alleinige Tatsache des Bestehens der Käuferverbände hat an mehreren Orten ohne ihr Eingreifen schon zu Lohnerhöhungen und hygienischen Verbesserungen geführt. Mögen auch Irrtümer und Fehlgriffe vorgekommen sein, das Prinzip der Käuferbünde ist fruchtbar und gut. Es hat sich in fünfzehnjähriger Arbeit bewährt und wird auch künftig den stets wechselnden sozialen Verhältnissen sich anzupassen wissen. Zum ökonomischen Frieden, zum Ausgleich widerstreitender Interessen und zur Schlichtung sozialer Konflikte haben die Käuferbünde das Ihre treu und fleißig getan.

Mitteilungen.

Durch den erschütternden Ausgang, den die geologische Forschungsreise des Berliner Privatdozenten Dr. Walter von Knebel und seines Freundes Rudloff gehabt hat, ist in diesen Tagen das Interesse der gelehrten Kreise wie der gebildeten Laienwelt von neuem stark auf das in den letzten Jahren von Forschern wie Vergnügungsreisenden viel aufgesuchte und doch im ganzen noch so unbekannte Island hingelenkt worden. Dieses Interesse zu befriedigen ist im höchsten Maße das zweibändige, vorzüglich ausgestattete und mit einer großen Zahl von Abbildungen geschmückte Werk imstande, das der bekannte Forscher auf dem Gebiete der nordischen Mythologie, Oberlehrer Dr. Paul Herrmann über »Island in Vergangenheit und Gegenwart« im Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig soeben veröffentlicht hat. Es ist die Frucht einer mehrmonatigen Reise auf der Insel. Sie ist, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, durch Ministerialdirektor Dr. Althoff angeregt und durch die Gewährung eines Urlaubs wie eines Reisestipendiums unterstützt worden. Der I. Band (Land und Leute) führt uns nach einer Einleitung über Island im Urteil anderer Völker und bei deutschen Dichtern und über den Zweck und Plan des Buches, von Kopenhagen nach Reykjavík. Das II. Kapitel gilt der Natur Islands, seiner Entstehung und seinem geologischen Aufbau, seinen Vulkanen, Gletschern und seinem Hochland. Hier spricht der Verfasser auch von der Kenntnis des isländischen Gebirges in der Vergangenheit und Gegenwart. Das III. Kapitel handelt von der Geschichte der Insel, das V. von den Erwerbsverhältnissen, das VII. vom isländischen Haus. Das IV. und VIII. Kapitel berichten über des Verfassers Aufenthalt in Reykjavík, schildern die Stadt und ihre Umgebung, Ärzte und Gesundheitswesen, Erziehungs- und Unterrichtswesen, Islands Kunstindustrie und Kunst, das gesellige Leben, die Ausflüge in der Umgebung sowie das inländische Drama. Auch benutzt der Verfasser die Gelegenheit, auf die Beziehungen Islands zu Deutschland, den Einfluß der deutschen Literatur, die Handelsbeziehungen Hamburgs mit der Insel usw. hinzuweisen. Den eigentlichen Reisebericht gibt dann der 2. Band, der mit seiner lebhaften Sprache und anschaulichen Schilderung eine fesselnde Lektüre bietet. Eine dankenswerte Zugabe sind die Proben aus der isländischen Literatur und die zum größten Teil trefflich gelungenen Bilder.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

17. August 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Das griechische und römische Altertum und die höhere Schule der Gegenwart.

Von Geh. Ober Regierungsrat Dr. Adolf Matthias, vortragendem Rat im Kultus-Ministerium, Berlin.

Es ist auch eine internationale Frage von hervorragender Bedeutung, wie die Beziehungen des deutschen Geisteslebens zu Hellas und Rom in unserer an Gegenwarts- und Augenblicksbestrebungen so reichen Zeit sich gestalten. Befürchtungen sind laut geworden, jene Beziehungen würden im Ansturm des modernen Lebens nicht mehr die alten bleiben; die Quellen der Antike würden nicht mehr wie ehedem Erquickung, Lebenskraft und Lebensfrische dem deutschen Geiste spenden. Bei diesen Befürchtungen identifiziert man in kühnem Gedankensprunge die Pflege klassischer Studien auf dem Gymnasium ohne weiteres mit der Pflege klassischer Altertumswissenschaft und Altertumskunst überhaupt, und die zahlreichen Freunde jener Schulart scharen sich zusammen, um die Gefahren, die ihrer Meinung nach dem klassischen Studium drohen, abzuwehren. Auch in den Parlamenten klingen diese Befürchtungen wider, als sei es um das Gymnasium und mit ihm um das Studium der Antike geschehen. Seitdem nun auf Grund des Allerhöchsten Erlasses vom 26. November 1900 die Gleichwertigkeit und weiterhin die nahezu völlige Gleichberechtigung der gymnasialen mit den realen Schulen zur Anerkennung gelangt ist, seitdem infolgedessen die lange Zeit stiefmütterlich behandelten realen Lehranstalten an Zahl und Bedeutung wachsen, nehmen jene Befürchtungen und Klagen eine bewegtere, um nicht zu sagen nervösere Form an; und es gilt bei vielen Freunden des Gymnasiums für ausgemacht, daß die Pflege der Antike im Schwinden, ja im Verschwinden sei. Aber gerade was jedermann für ausgemacht hält, verdient gemeiniglich am meisten untersucht zu werden. In diesem Falle wird eine kühle Untersuchung das Gegenteil von dem ergeben, was man befürchtet. Mit jenen Klagen und Befürchtungen geht es gerade so wie mit den Klagen über den Rückgang der Religion und des Glaubens in unseren Tagen, wo eine berechtigte kritische Strömung alte und erstarrte Formen in unserem kirchlichen Leben zu erneuern oder kräftiger zu beleben am Werke ist. Es ist ja ein Naturgesetz menschlicher Entwicklung, daß es keine ununterbrochene Dauer von Idealen gibt, bei geregelter geschichtlicher Bewegung gibt es Durchgangspunkte und Durchgangszeiten von einem Prinzip zum anderen, und in solchen Entwicklungsphasen pflegen sich Ideale immer mehr ihrer Vollkommenheit zu nähern. So geht es auch mit der Entwicklung der Schule, insonderheit mit der Pflege des klassischen Altertums in ihr.

Die klassische Philologie ist im Laufe der Zeiten eine andere geworden; das Wissen vom Altertum, das lange Zeit festumschlossen und stabil war, ist nicht mehr dasselbe. Das rechtzeitig anzuerkennen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Besten der Erziehung unserer Jugend auszunützen, wäre Pflicht der Schule gewesen. Da sie diese Pflicht nicht voll erfüllt hat, so ist sie in die Gefahr geraten, daß die Ergebnisse ihrer Arbeit und ihres Schaffens zum alten Eisen geworfen wurden. Vor allem wird der starre Begriff der »Schulautoren« modifiziert und belebt werden müssen. Es dient der guten Sache nicht, wenn Caesars Bellum gallicum mit der Tertia, wenn Ciceros Reden und Livius, Xenophons Anabasis und Homers Odyssee mit Sekunda, wenn Horaz, Tacitus, Plato, Sophokles, Thukydides und Demosthenes mit Prima so eng verkoppelt werden, als sei das eine um des anderen willen von Anbeginn der Zeiten bis in alle Ewigkeit auf der Welt, und als decke sich die Kenntnis dieser Schulautoren mit der Kenntnis und dem Verständnis des griechischen und römischen Altertums überhaupt. Die historische Ausweitung, zu der Böckh und Otfried Müller für die griechische, Mommsen für die lateinische Philologie den Anstoß gegeben haben, hat zur Folge, daß die ganze große Kultur des griechischen und römischen Altertums heute als eine untrennbare Einheit angesehen wird, und daß die politischen und sozialen Verhältnisse der alten Völker, ihre Kunst, ihre Religion, Jurisprudenz, Mathematik, Heilkunde und Astronomie mit in die historische Betrachtung gerückt sind.

Dieser Entwicklung gegenüber hat lange Zeit das Gymnasium sich zu engherzig verschlossen. Die grammatischen und lexikalischen Kenntnisse, die an sich wertvolle formalbildende Kraft des Sprachunterrichts hat man zu sehr und zu einseitig betont, einer schablonenhaften Pflege des lateinischen Aufsatzes zu lange breiten Raum gewährt, die formalen Zielleistungen allzu einseitig lange Zeit in den Vordergrund gestellt und das alles in engstem und engherzigstem Anschluß an die Schulautoren, ohne zugleich des erweiterten Horizontes sich zu freuen, den die Philologie und die historische Wissenschaft inzwischen eröffnet hatten. In dieser Beziehung trifft das harte Wort Ulrichs von Wilamowitz-Moellendorff das Richtige: »Von Schulmeistern, die die (griechische) Literatur mit den ›Schulautoren‹ identifizieren, wer Schulautor ist, aber nach dem Reglement, am liebsten dem engsten bemessen, schweigt man füglich: es ist eine naive Anmaßung, wenn diese Ignoranten sich als Philologen aufspielen.« — Daß die leitenden Stellen die Gefahren, die den klassischen Studien drohten, nicht beachtet hätten, kann man nicht sagen. Schon die preußischen Lehrpläne von 1882 enthalten eine ernste Mahnung, wenn sie sagen, daß die Lektüre der Alten zwar beruhen müsse auf sprachlicher Genauigkeit, sie solle aber doch schließlich führen zur Auffassung des Gedankeninhalts und der Kunstform, und es sollte damit der Anfang derjenigen Entwicklung gefördert werden, die in ihrer Vollendung als klassische Bildung bezeichnet werde. Eine andere — nämlich die grammatistische — Behandlung verkenne einen wesentlichen Grund, auf welchem die Berechtigung des altsprachlichen Gymnasialunterrichts beruhe, und gefährde die Hingebung der Schüler an die Beschäftigung mit den alten Sprachen und die Achtung der Gymnasial-Einrichtung bei denkenden Freunden derselben.

Ähnliche Warnungen wiederholen sich in den Lehrplänen von 1892 und 1901. Sie weisen noch kräftiger die Versuche zurück, die grammatische Seite zu stark zu betonen, und bezeichnen als Hauptsache das einheitliche Verständnis des Gelesenen und die Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums; die Prosalektüre solle sich mit der Geschichte in Verbindung setzen, die hervorragenden Persönlichkeiten sollten durch kraftvolle Einzelzüge belebt werden, Anschauungsmittel, Nachbildungen antiker Kunstwerke und sonstige Darstellungen antiken Lebens hätten mitzuwirken. Ciceros Reden und Briefe sollten mehr von geschichtlichen Gesichtspunkten aus behandelt, Odyssee und Ilias möglichst ganz gelesen werden, wenn nötig unter Zuhilfenahme von Übersetzungen. Bei den Sophokleischen Dramen wird Kunstform und Ideengehalt betont, bei Plato das pädagogisch Bedeutsame des ethischen Gehalts. — Während so die Fortschritte der philologischen Wissenschaft dem Gymnasium höhere Aufgaben und Ziele steckten und damit das Studium der Antike nicht gerade erleichterten, trug dieselbe Philologie dazu bei, eine Art von Depression auf die humanistischen Studien an den Gymnasien auszuüben, indem sie das alte patriarchalische Verhältnis zur antiken Welt und den gut- und stillgläubigen Betrieb der Schulautoren erheblich störte. Die antiken Schriftsteller spiegeln sich im Geiste dieser neuen Philologie wesentlich anders als im Geiste der früheren Humanisten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Neuhumaniften. An die Offenbarung alles Wahren, Guten und Schönen durch die klassische Zeit des Altertums glaubte man nicht mehr. Kühle, oft von kleinlichen und kleinlichften Kriterien durchsetzte Betrachtung rückte an die Stelle der überschwenglichen Bewunderung von ehemals. Die suggeftive Wirkung der alten Autoren auf die Lernenden war dahin. Es ertönte gleichsam die Klage an die alten Ideale: »Da Ihr noch die schöne Welt regieret, selige Geschlechter noch geführet, wie ganz anders, anders war es da!« Die frühere Begeifterung, wie sie zu den Zeiten Fr. A. Wolffs und Winckelmanns die Herzen erfüllte, war nicht mehr. Wenn auch einige Schriftfteller des Altertums unter der Kritik gewannen, viel zahlreicher waren diejenigen, die an Ansehen und Ehre verloren; die Kritik war auch wohl ungerecht und allzu ftrenge und legte an das, was zu ganz anderen Zeiten entftanden war, gelebt und gewirkt hatte, zu sehr einen modernen Maßftab an. Cicero hat sich heute noch nicht von den Wunden erholt, die Mommsensche Kritik ihm geschlagen; Virgil hat das Zuviel seines alten Ruhmes zeitweise durch ein ungerechtes Zuwenig büßen müssen; Livius ift seines Glanzes von früher beraubt: die Kritiklosigkeit seiner Quellenbehandlung, sein Mangel an Verftändnis für juriftische und Verfassungsfragen, für taktische und militärische Dinge, seine Erzeugnisse der Rhetorik eigenen Wachtums haben ihn in einigen Mißkredit gebracht. Selbft Ovid und Horaz hatten unter der Kritik zu leiden. Die Griechen fuhren besser dabei, besonders Homer und Sophokles. Demofthenes aber mußte sich den Vorwurf des papierenen Proteftlers gefallen lassen. Nur wenige gingen ganz ungerupft aus der Kritik hervor. Plato aber litt darunter, daß der Geift der Philosophie aus der Zeit und aus den Schulen gewichen war; man wagte sich deshalb nicht über Krito und Apologie hinaus, auch deshalb nicht, weil die ledernen deutsch-griechischen Übersetzungsübungen die befte Zeit und die Arbeitskraft der Schüler verschluckten.

Zu alledem drangen von außen her noch Angriffe auf das Gymnasium ein von Feinden dieser Schulart, die den Betrieb, wie er leider mancherorts recht traurig war, zum Ausgangspunkt ihrer Vorwürfe machten, und die nur das Negative des Betriebes tadelten, das Gute aber, das in dem ernften philologischen Bemühen und dem pedantischen Ringen um die Schwierigkeiten der Sprache doch immerhin lag, gänzlich außer Betracht ließen. Sie wiesen hin auf den neunjährigen Betrieb des Lateinischen und den sechsjährigen des Griechischen und auf die dürftigen Ergebnisse dieser Arbeit; »bedeckt mit geiftigen Lumpen, nicht bekleidet mit einem Harnisch des Wissens und Könnens verlassen«, so sagten sie, »nicht wenige die Stätte ihres Lernens«. Nur ganz leichte Prosaschriftfteller könnten schließlich ohne Präparation oder mit geringer Vorbereitung gelesen werden. Die befte Zeit werde auf die Phrasen der lateinischen Aufsätze, auf die Verarbeitung fremdsprachlicher Übungsbücher und das Einpauken der Grammatik verwandt. Wertvolle Schriftfteller wie Homer kämen zu leidlichem Verftändnis; andere schwierigere Schriftfteller erführen nur ein kümmerliches Radebrechen; von einem wirklichen Eindringen in Thukydides, die Tragiker und Plato könne kaum noch die Rede sein; jeder nicht ganz leichte Satz bleibe dem Schüler ein Rätsel. Das Tor zu dem klassischen Altertum und zu seinen Geiftesschätzen bleibe der Mehrzahl verschlossen. Zum eigentlichen Gewinn der klassischen Autoren gelangten nur wenige; nur selten komme es vor, daß der Schüler im antiken Geifte denken lerne, sich zu Hause fühle in der Herrlichkeit der Alten und daß er durch die Humaniora human werde. Die Mehrzahl werfe, wenn sie das Gymnasium hinter sich habe, die antiken Schriftfteller auf Nimmerwiedersehen in die Rumpelkammer. — Es waren das ja zweifellos übertriebene Behauptungen und Verallgemeinerungen, die keineswegs überall zutrafen. Aber so ganz ohne Grund und Anlaß waren diese Klagen doch nicht; denn sie trafen eine Schwäche des Gymnasiums, an welcher dieses unter seinem unglückseligen Berechtigungsmonopol litt, unter einem Monopol, das alle jungen Leute auf das Gymnasium trieb, die irgend ein Recht sich erwerben wollten, das zu den klassischen Altertumsftudien in gar keiner Beziehung ftand; die Gymnasien wurden angefüllt mit einer ganz ungeeigneten Bevölkerung. Es wird denn auch heute und es wurde seit Jahrzehnten von allen wahrhaften Freunden des Gymnasiums anerkannt, daß die Zahl der Gymnasien und die Zahl seiner Schüler zu ganz ungesundem Umfang angewachsen seien. Wo so viele Unberufene waren, war es kein Wunder, daß die Ergeb-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nisse nicht rühmlich waren, wo so viele ſtolperten, nicht seltsam, daß diejenigen, die zu freierer Bewegung berufen waren, sich dieser nicht freuen konnten; wo die Maroden überwiegen, sind die kräftigen Wanderer immer schlimm daran. — Und mit dem unseligen Berechtigungsmonopol drang ein anderer Unsegen in das Gymnasium ein: dieses sollte allen Bildungsbedürfnissen dienen und konnte deshalb einheitlicher und geschlossener Bildung nicht mehr genügen; der Grundsatz: multa, non multum führte zu arger Zersplitterung, welche die klassischen Studien, die einer gewissen Einseitigkeit und Vereinsamung bedürfen, in ihrem Frieden ſtörte.

Es kam noch eins hinzu, was die Pflege des klassischen Altertums in den Gymnasien und bei den Gebildeten unseres Volkes ſtark beeinträchtigt hat — die Gleichgültigkeit der Akademiker gegenüber den Bedürfnissen weiterer Kreise und ihre hochmütige Abkehr von allem, was nach Popularisierung der antiken Literatur aussah. Unvergessen bleiben jedem, der dabei gewesen, die herrlichen Worte Franz Büchelers auf der Trierer Philologenversammlung vom Jahre 1879. »Ich muß geſtehen«, so sagte er, »daß wir Philologen heute nicht gerade viel Luſt zeigen oder viel Mühe aufwenden, um das allgemeine Interesse für unsere Arbeiten wach, um uns in innigem Zusammenhang zu halten mit allen der Belehrung und Anregung von dieser Seite zugänglichen Elementen des Volkes. Lassen Sie mich nur auf ein Kleines hinweisen, die Mangelhaftigkeit unserer Übersetzungsliteratur, welche jeder als eines der beſten und erfolgreichſten Mittel für jenen Zweck anerkennen wird.« Bei klassischen Werken, so urteilte er, folge eine Ausgabe der anderen, zum hundertſten Male würden Kommentare, die der Kritik und Auslegung dienten, in andere Form gegossen; daß es aber verdienſtlich wäre, die Übersetzungen der Meiſterwerke in ähnlicher Weise zu verbessern oder zu vervollkommenen, der Gedanke scheine niemandem zu kommen. Es fehle doch unter den Philologen nicht an Männern, welche zugleich wissenschaftliche Kenntnis und künſtlerisches Talent besäßen, um als Übersetzer sowohl dem Geschmack wie der Gelehrsamkeit genug zu tun. Aber jetzt werde die Verdeutschung meiſt willkürlich betrieben, ohne die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, die man von jeder philologischen Arbeit fordere, etwa so wie der Kohl ins Kraut schießt, von Handwerkern aus der philologischen Sippe oder von poetischen Dilettanten. Auch Meiſter, welche Bedenken tragen würden, ein Zitat den Fachgenossen anders als in genaueſter Fassung vorzulegen, achteten es, wenn sie dem größeren Kreise Übersetzungen darböten, nicht für unerlaubt, aufs bequemſte sich der Laſt zu entschlagen, als ob der Maßſtab für diese Kunſt in Deutschland heute durch jene fabrikmäßigen Sudeleien gegeben wäre, deren weiteſte Verbreitung des Schülers Freude, aber des Lehrers Grämen sei. »Wie wenig muſtergültige Übersetzungen besitzen wir«, so tönte Büchelers Klage aus; »für die vielen, welche z. B. den Properz im Original nicht genießen können, bleibt ein beſtes Stück römischer und alter Poesie in Lethes Flut begraben. Aber mehr als alles Einzelne bedaure ich für meinen Teil, da eine vollendete Übertragung nicht sein kann ohne vollendetes Verſtändnis des Urtextes, hierfür aber die Philologen der Nation aufzukommen haben, daß einflußreiche Erzieher der akademischen Jugend von dieser Bahn ganz abdrängten, indem sie das Übersetzen als eitles, von der Wissenschaft abziehendes Spiel darſtellten und widerrieten. — Jede Wissenschaft bedarf, um auf die Dauer frisch und fröhlich zu gedeihen, nicht bloß der Arbeiter, die sie selbſt ausbauen und erweitern und verzieren, sondern auch solcher, welche mit Fleiß und mit Geschick die Verbindung mit der gesamten Bildung und dem Leben des Volkes unterhalten, und nicht bloß erhalten, sondern in dem Maße, wie die Wissenschaft selber wächſt, zu mehren und zu ſtärken suchen von den Punkten aus, wo jene Bedürfnisse zu befriedigen, dem Geschmack zu willfahren, Neigungen hervorzulocken imſtande iſt.« Wenn man diese Klagen, die eine philologische Autorität erſten Ranges seinerzeit aussprach, zusammennimmt mit alledem, was sonſt die Pflege des klassischen Altertums im Gymnasium beeinträchtigte, so kann man sich nicht wundern, daß es eine Zeitlang schien, als ob die Pflege klassischer Studien und Werte in Schule und Leben einem ſtarken Rückgange entgegensähe, und ebenso iſt es zu verſtehen, daß auch heute der Kleingläubigen Zahl so groß und so lautwirkend iſt. Gleichwohl kann derjenige, der andere bessere Zeichen der Zeit beobachtet, nicht an diesen Rückgang glauben; er hat vielmehr den Eindruck, als ob es sich nur um ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Durchgangsstadium in einem Entwicklungsgange zum Besseren handele, und als ob wir gegenwärtig am Anfange eines glückverheißenden Zeitabschnittes ständen.

Was zunächst die Wissenschaft der Philologie angeht, so ist hier eine Wendung zu erfreulicheren Zuständen zu erkennen. Nicht mehr die negative Kritik überwiegt hier, das Positive, dauernd Wertvolle und Großzügige tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Die Philologie selbst hat zwar den Glauben an die Antike als die Einheit und als das Ideal, wie es unseren Vorfahren vor 100 Jahren vorschwebte, stark erschüttert und die wesentlich humanistisch-ästhetischen Interessen von damals als Einseitigkeit hingestellt. Dafür hat sie aber das Bewußtsein von zwei wichtigen Tatsachen geweckt und gestärkt: von der tausendjährigen Herrschaft griechischen Geistes und griechischer Sprache und sodann von dem engen Zusammenhange, in dem wir fortwährend noch mit diesem Geiste stehen. Sie hat ferner klargestellt, daß bei dem Wandern dieses Geistes durch die Welt die Wege sich seltsam verschlungen haben, indem die römische Kultur, die den Okzident umspannt und gezwungen und anderthalb Jahrtausende lang auf ihn gewirkt hat, ihrem Ursprunge nach griechisch war und ein römischer Erscheinung abgeleitetes Griechentum darstellte, und daß diese Kultur — am Ausgange des Altertums — in solchen Werken wie in des Boethius »Tröstung der Philosophie« dazu mitgewirkt hat, daß der Zusammenhang des Christentums mit dem Griechentum unter der Oberfläche noch beständig fortdauerte und fortwirkte. Diese anderthalbtausendjährige Periode der Weltkultur will die alte Philologie von heute unseren Blicken eröffnen, sie will die Erkenntnis fördern, daß Griechisch mehr ist als eine Sprache, in der etliche Heroen in einem fernen schönen Weltenfrühling mit unerreichbarem Wohllaute gesungen und geredet haben, daß das Griechische einmal das Organ einer ganzen Weltperiode war, die nicht nur die Grundlage, sondern sozusagen der Typus unserer Kultur gewesen ist. Aus diesem Geiste heraus hat es ein Chorführer der alten Philologie, Wilamowitz-Moellendorff, nicht verschmäht, ein griechisches Lesebuch für die Gymnasien zu schaffen, in dem er sich nicht nur beschränkt auf die Behandlung der herkömmlichen Dichter und Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber, sondern auch die großen Leistungen der Alten auf allen Gebieten, auch auf dem Gebiete der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, würdigt und die ganze Weite der griechischen Literatur, die ganze Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit griechischen Geisteslebens dem Schüler zu Gemüte führt. Unserer Jugend, die nach wie vor die edelste und echteste Poesie aus Homer und Plato schöpfen wird, soll eben auch die Fähigkeit gestärkt werden, geschichtlich zu sehen und das Gegenwärtige aus seinem ältesten Werden in Bescheidenheit zu begreifen. Denn »unser Anschauen und Denken, unser Leben in Staat und Gesellschaft, unser Eigenstes in Kunst, Wissenschaft und Religion ist mit dem Altertum durch tausend Fäden verbunden, und wir können nicht verstehen, was wir sind noch was wir sollen, ohne das Erbe des Altertums geschichtlich zu erfassen«. — Wenn wir nun weiter sehen, wie derselbe Wilamowitz und wie Friedrich Leo, jener die griechische, dieser die römische Literatur, in Hinnebergs großem, jetzt schon in Tausenden von Exemplaren verbreitetem Werke »Die Kultur der Gegenwart« aufs wärmste und gleichwohl streng historisch uns darlegt, dann erkennen wir, was Griechenland und Rom uns gewesen sind, und wie nahe die heutige Philologie die Gedanken uns gerückt und handgreiflich dargestellt hat, die Franz Bücheler 1879 nur in Hoffnungen und Wünschen angedeutet hat.

Noch ein anderes Zeichen besserer Tage: Ein anderer Koryphäe der Philologie, Hermann Diels, hat es nicht verschmäht, zur Eröffnung des volkstümlichen Vortragskursus: »Einführung in die lateinische Sprache« am 6. November 1900 zu schlichtem Hörerpublikum über die Bedeutung des Lateins für unser Volk und unsere Zeit zu sprechen, und er hat damals die Hoffnung geäußert, daß das Latein, das bisher als Scheidewand der oberen und unteren Schichten zu den bestgehaßten Gegenständen des höheren Unterrichts gehöre, das daher radikale Volksbeglücker gänzlich vom Erdboden vertilgen möchten, nunmehr in zeitgemäßer Anpassung auch weitere Kreise unseres Volkes erobern und an ihnen seine alte Bildungskraft und seine welthistorische Mission betätigen werde, die Muttersprache der europäischen Zivilisation zu sein; und er hat die Hoffnung daran geknüpft, daß von hier aus auch eine Rückwirkung auf die Gegner er-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

folgen werde, welche bisher das Latein als Bildungsprivileg der oberen Zehntausend bekämpft hätten. — Und noch andere Bestrebungen der Annäherung zwischen Philologie und Leben, zwischen Philologie und Schule machen sich bemerkbar. Der frühere Kieler, jetzige Breslauer Universitätsprofessor Paul Wendland hat in seiner Schlußrede der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hingewiesen auf den Segen des Zusammenwirkens von Lehrern der Universität und der höheren Schulen und hat es bedauert, daß es vielfach bei den echten Philologen zum guten Tone gehöre, sich von der pädagogischen Sektion fern zu halten, trotzdem sich gerade hier die wichtigsten Aktionen vollzögen und man gerade hier die Zeitströmungen und Stimmungen belauschen, den Zusammenhang der Schulfragen mit den höchsten Problemen der Weltanschauung und der Zukunft unserer Kultur erkennen könne. — Und es waren das nicht nur leere Worte. In Kiel haben bereits unter Führung von Wendland die Lehrer der Universität und der höheren Schulen Fühlung gesucht, um jene Wünsche in Taten umzusetzen. Daß dazu die Anregung von der klassischen Philologie ausgegangen ist, gereicht ihr zur Ehre. Wir sehen, Franz Büchelers Worte von 1879 sind nicht in den Wind gesprochen worden.

Auch in anderer Richtung nicht: gute Übersetzungen antiker Schriftsteller mehren sich. Geibels Klassisches Liederbuch steht heute nicht mehr vereinsamt da. Männer strenger Wissenschaftlichkeit halten es nicht mehr unter ihrer Würde, weiten Kreisen unseres Volkes die Schätze des Altertums in gutem Deutsch zugänglich zu machen. Ich nenne wiederum Wilamowitz mit seinen griechischen Tragödien und den Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums C. Bardt mit Horaz' Sermonen und mit den Römischen Komödien.*) Daß solche Bücher nicht nur gedruckt, sondern auch gelesen werden, beweist ihre Verbreitung, die sicherlich noch wachsen wird mit der Wendung der Dinge in unserem höheren Schulwesen und dem damit eng verbundenen wachsenden Interesse für das griechisch-römische Altertum. Daß diese Wendung sich vollzieht, ist zweifellos. Es beweist einen Mangel an Blick für die Wirklichkeit der Dinge und für die schulhistorische Entwicklung der letzten Zeit, wenn man das Gegenteil behauptet. Vor allem ist doch durch die Allerhöchste Kabinettsorder vom 26. November 1900 die Bahn freier gemacht worden für die altsprachlichen Studien an den Gymnasien und für die Pflege der Altertumskunde an allen höheren Schulen. Das Gymnasium ist befreit von seinem unseligen Berechtigungsmonopol und soll frei werden von dem Unsegen seiner ungesunden Zahl an Schulen und seiner unnatürlichen Frequenz an Schülern. Es sollen nicht mehr Berufene und Unberufene gleicherweise herdenmäßig diesen Schulen zuströmen. Die Zahl der Banausengymnasien wird sich sicherlich mindern und zugleich auch die Zahl der Barbaren, Konkneipanten und Mitläufer, die die Perlen griechischen und römischen Altertums zu erzwungener Bewunderung vorgeworfen bekommen und zum Danke dafür hinterher, wenn sie in das Leben eintreten, das Gymnasium verlästern oder aber — was noch viel schlimmer ist — mit humanistischer Bildung ohne jeden erkennbaren Grund prahlen und renommieren, um sich mit einer Art von klassisch standesgemäßer Gloriole zu umgeben. Es wird dem Gymnasium und seinen klassischen Studien immer mehr zugute kommen, daß ungeeignete Elemente ihm fern bleiben. Den geeigneteren aber wird man sich gründlicher widmen können. Und ernste Gründlichkeit gehört nun einmal zu den klassischen Studien. Besonders aber wird man den Schülern der oberen Klassen ein größeres Maß eigenartiger Entwicklung zukommen lassen können. Daß diese Entfaltung der Eigenart durch persönliche Bewegungsfreiheit in Zukunft gewährleistet ist, das sollte man dem Minister von Studt und seinem großen Mitarbeiter Althoff doch niemals vergessen, und man sollte es dankbar anerkennen, daß mit dieser Bewegungsfreiheit der Pflege antiker Studien neue Wege geöffnet sind. Gerade Freunde humanistischer Studien haben an dieser Freiheit genörgelt. Sehen sie denn nicht, daß diese gerade dem Studium der Antike zugute kommt? Wenn am Elbinger Gymnasium unter dem Segen der freien Bewegung ein Primaner Thukydidesstudien treibt und Teile dieses Schriftstellers ins Lateinische überträgt, ein anderer aus der Ethik des Aristoteles an der Hand des Wilamowitzschen Lesebuches Stücke übersetzt, auch ins Lateinische,

*) Beides erschienen in der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein dritter nach der Kunſtgeschichte von Zimmermann und Baumeiſters Denkmälern über die »Kunſt des Skopas« eine Arbeit liefert, wenn wieder ein anderer in Anlehnung an Ed. Meyers Geschichte des Altertums »den Einfluß des Themiſtokles auf die attische Demokratie« bearbeitet, ein anderer griechische Lyriker lieſt und darüber einen eingehenden mündlichen Vortrag erſtattet, wenn in Strasburg (Weſtpreußen) eine besondere Abteilung von Primanern ganze Stellen aus Wilamowitz' Lesebuch (aus Politik, Philosophie, Altchriſtlichem, Äſthetik und Grammatik) lieſt, wenn dort ein zukünftiger Mediziner Gedanken des Hippokrates über die heilige Krankheit (Epilepsie) und die diätetischen Regeln des Diokles von Karyſtos übersetzt, wenn sich Primaner sogar an die Aufgabe wagen, Abschnitte aus Curtius' Griechischer Geschichte ins Griechische zu übersetzen, wenn Stücke aus Sybels Geschichte, Reden und Briefe Bismarcks, Reden des Fürſten Bülow, Abschnitte aus Guſtav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit und aus Lessings Laokoon ins Lateinische übertragen werden; wenn lateinische Referate erſtattet werden aus dem Heautontimorumenos und Tacitus' Hiſtorien und Agricola, so mag man, selbſt wenn manches mißlingt, sich doch des Geiſtes freuen, der unter dem Segen der Bewegungsfreiheit sich entfaltet und der doch zweifellos als Nacheiferung weckendes Muſter dem Streben höheren Flug gibt. Auch an anderen Anſtalten (das Frankfurter Goethe-Gymnasium und das Wilmersdorfer Bismarck-Gymnasium seien nur genannt) werden ähnliche Beſtrebungen gepflegt.

Es kommt noch Weiteres hinzu, was der Pflege des Altertums Segen bringen wird: die seit 1900 beſtehende Gleichschätzung und Gleichberechtigung der gymnasialen und realen Anſtalten wird eine schöne Konkurrenz und einen edlen Wetteifer auch in bezug auf die Pflege des Altertums hervorrufen. In diese Konkurrenz treten zunächſt auch die Reformgymnasien ein, an ihrer Spitze das Goethegymnasium zu Frankfurt. Der erſte Direktor dieser Schule, Karl Reinhardt, hat als begeiſterter Freund des klassischen Altertums diesem Gymnasium den Stempel des klassischen Geiſtes aufgeprägt. Ewald Bruhn, der jetzige Leiter des Goethegymnasiums, iſt einer der beſten Griechen, die Preußen besitzt. Wenn an dieser Schule bei Schlußfeiern Abiturienten in griechischer Sprache sich verabschieden, wenn die Leiſtungen in den alten Sprachen nach dem Urteile sachkundiger Männer, die dem Reformgymnasium sonſt nicht gerade zugetan sind, als hervorrragend bezeichnet werden, wenn an den Studientagen, die am Frankfurter Goethegymnasium eingerichtet sind, Themata bearbeitet werden wie: »Vorſtufen der Theorie Darwins über die Entwicklung der Arten bei Lukrez und Empedokles«, »Die Geschäftsordnung des römischen Senats und die des deutschen Reichstages«, »Die Anschauungen über eine gesunde Lebensführung im 4. Jahrhundert v. Chr. und im Beginn des 19. Jahrhunderts n. Chr. dargeſtellt nach Diokles von Karyſtos (Wilamowitz' Lesebuch) und der ›Makrobiotik‹ Hufelands«, so iſt es schwer zu verſtehen, wie man die humaniſtisch vollwertigen Reformgymnasien immer wieder in Gegensatz zu den »humaniſtischen« Gymnasien ſtellen kann. Es liegt hier eben dem Urteil genaue Sachkenntnis nicht zugrunde.

Weiterhin treten aber auch in diesen Wettſtreit die realen Anſtalten ein. In der Ursprache können ja nur die Realgymnasien Caesar, Livius, Virgil und Horaz betreiben. Im übrigen werden diese Schulen auf Übersetzungen angewiesen sein. Mancher Altphilologe wird über den Ertrag, den Übersetzungen liefern, hochmütig lächeln; aber nicht alle, insbesondere, wie wir schon gesehen, nicht die bedeutendſten Köpfe. Es iſt doch auch in der Tat nicht einzusehen, weshalb nicht auch Übersetzungen ihren Wert haben sollten, da doch durch die Bibel tausende und aber tausende Deutsche in den Geiſt des Chriſtentums eingedrungen und von ihm erfüllt worden sind, ohne die Psalmen hebräisch gelesen und ohne die Bergpredigt im griechichen Idiom ſtudiert zu haben. Und iſt es mit Shakespeare nicht gerade so? Hat er nicht in deutscher Übersetzung von unserm geiſtigen Leben so feſt Besitz ergriffen, daß wir ihn ebensowenig wie Goethe aus unserer Seele hinwegdenken können? Und wie hat doch Goethe, den man so gern als Eideshelfer für humaniſtische Studien heranzieht, einmal zu Eckermann gesagt: »Was aber das Griechiche, Lateinische, Italienische und Spanische anbetrifft, so können wir die vorzüglichſten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jener Sprachen viel Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht dann die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen. — Und dann ist es wohl nicht zu leugnen, daß man im allgemeinen mit einer guten Übersetzung sehr weit kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las seinen Cicero in der französischen Übersetzung ebensogut wie wir anderen in der Ursprache.« — Und Schiller? Ist er nicht, wie mancher nach und mancher vor ihm, von antiker Poesie, die er in Übersetzungen las, so bewegt worden, daß er wie wenige nach römischer Kraft und nach griechischer Schönheit siegreich gerungen hat. — Es soll das nicht gesagt sein, um dem Studium der alten Sprachen am Gymnasium Abbruch zu tun; das sei ferne; nur deshalb sei es gesagt, um zu zeigen, daß auch derjenige, der nicht an der Quelle genießen kann, gleichwohl an den tausend und aber tausend Blumen sich zu freuen und zu stärken vermag, die am weiteren Laufe des Flusses sprießen. Und darauf werden die neusprachlichen Gymnasien, die Oberrealschulen und Realgymnasien, angewiesen sein. Daß sie mit Ernst und Kraft den geistigen Gehalt der Antike sich anzueignen bestrebt sein werden, darauf deuten schon viele erfreuliche Zeichen der Zeit. Sie werden das aber nicht tun in sklavischer Nachahmung der Gymnasien. Beim Gymnasium ist die Wahl der Schriftsteller durch sprachliche Gesichtspunkte ja immer noch bedingt. Viele Perlen antiker Weisheit erscheinen hier wegen ihrer Fassung als ungeeignet. Für die Realschulen ist lediglich der Gedankengehalt maßgebend, ob er in goldener oder silberner Latinität, ob er in früh- oder spätgriechischem Gewande sich bietet. Hier werden nicht die gelesenen »Schulschriftsteller« kanonische Behandlung erfahren, sondern neben vorzüglichen Übersetzungen von Homer und Sophokles wird man nach Chrestomathien greifen wie nach dem altbewährten Klassischen Liederbuch von Geibel oder nach trefflichen Büchern, wie sie in jüngster Zeit edler Wetteifer von Männern, die das klassische Altertum lieben und ihre Zeit verstehen, geschaffen hat. Ich nenne nur Knabe, Aus der antiken Geisteswelt, Heinrich Wolf, Klassisches Lesebuch, und Michaelis, Meisterwerke der griechischen Literatur. Solche Bücher können dazu dienen, den deutschen Unterricht auf seinem ästhetischen und philosophischen Gebiete und den historischen Unterricht kräftig zu unterstützen, auch können sie in der Richtung wirken, in welcher die Kunsterziehungstage ihre Beschlüsse gefaßt haben. Was der englische Philosoph Bain für seine Landsleute anstrebt und was in der französischen Schulreform einen wichtigen Punkt gebildet hat, wird dann auch bei uns zur Wirklichkeit werden. — Die realen Lehranstalten werden ferner auch überall da, wo die französische und englische Literatur deutliche Spuren der Entwicklung griechischer und römischer Gedankenarbeit trägt, ihre Brücken zur antiken Geisteswelt schlagen und werden alle diejenigen Ereignisse und Verhältnisse der antiken Welt sich nutzbar machen, welche zur Erläuterung moderner Probleme im Staats- und Völkerleben von Bedeutung sind; sie werden aber auch alles das kräftiger herausheben, was vor allem das Hellenentum zur Schöpfung einer klassischen Kultur auf dem Gebiete der redenden und insbesondere auch der bildenden Künste geleistet hat. Es werden auch diese Schulen das Leben der Gegenwart so betrachten, daß die Vergangenheit nicht weniger scharf im Auge behalten wird als die Gegenwart, und sie werden damit der Gefahr entgehen, flachköpfig nur die Gegenwart zu sehen.

Eine gute Wirkung dieses vornehm realen Schaffens und Wirkens auf die Gymnasien wird nicht ausbleiben. Die Monotonie und Enge der »Schulschriftsteller« wird sich hier in ihrer ganzen Behaglichkeit nicht aufrecht erhalten lassen; der Horizont wird erweitert werden müssen; wie das gemacht werden kann, ist Sorge des Gymnasiums und wird seine ernste Sorge bleiben müssen. Die Altertumsstudien werden jedenfalls dabei gewinnen, und das Altertum wird damit nicht nur seine schöne Vergangenheit, sondern eine noch schönere Zukunft haben, da sein Inhalt zu lebensvoll ist, um zu den Toten gebettet werden zu können.

Alles in allem: unsere Zeit erkennt den Wert des griechisch-römischen Altertums wie keine andere. Sie unterscheidet sich nur von früheren Tagen dadurch, daß sie die Pflege der Antike nicht mehr wenigen Schulstätten, sondern allen höheren Schulen zugute kommen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassen will, daß sie die Schätze der alten Welt nicht nur wenigen Auserwählten, sondern weiten Kreisen zugänglich zu machen sucht. Daß ohne Humanismus eine höhere Bildung, eine Wissenschaft um ihrer selbst willen undenkbar sei, hat Hermann Diels im Zusammenhange mit dem »Volkslatein« gesagt, und er hat dabei die Zuversicht ausgesprochen, daß man dieses einmal erkennen werde. Dann werde hoffentlich, wie es jetzt in Amerika sich vollzieht, eine Rehabilitierung der klassischen Studien in der öffentlichen Meinung stattfinden. Diese Renaissance müsse aber von den bildungsdurstigen und nicht von den bildungssatten Schichten unseres Volkes ausgehen. Ein Weg zu diesem Ziele sei das Volkslatein.

Es gibt aber bekanntlich noch mehr Wege nach Rom! Und ein anderer Weg ist derjenige, den wir von unseren höheren Schulen schon beschritten sehen, daß nämlich die Pflege des antiken Geisteslebens nicht mehr für ein Privilegium und Monopol des Gymnasiums gehalten wird, sondern für eine schöne Aufgabe aller unserer höheren Schulen, sei es, daß sie jenen Geist an den Quellen schöpfen oder aber aus meisterhaften Übertragungen der Werke griechischer und römischer Literatur, in denen der deutsche Geist kühngemut den fremden Geist in deutsch Gefäß gegossen und die fremde Form mit deutschem Blut durchströmt hat.

Dann wird, im Ringen tiefer nur genossen,
Zum Eigentum uns das entlehnte Gut,
Und keine Blume, die mit frohem Glanze
Der Menschheit aufging, fehlt in unsrem Kranze.

Wenn unsere Jugend nur immer mehr und immer inniger mit den klassischen Werken unserer großen deutschen Denker und Dichter vertraut wird, dann wird sie auch von einem kräftigen Hauche des antiken Geistes erfüllt werden, der jene Männer angeregt und zu ihrem Wirken begeistert hat, und sie wird nach wie vor mit Iphigenie das Land der Griechen mit der Seele suchen und überzeugt bleiben, daß nur da das Menschentum zu vollem und edlem Wachstum gelangt, wo es von der Sonne Homers beschienen wird.

Imperialismus und Weltpolitik.

Von Professor Dr. Otto Hintze, Berlin.

(Schluß.)

In Italien und vor allem in Deutschland vollzog sich die lange aufgehaltene Ausbildung eines Nationalstaats und damit die staatliche Konsolidierung der Mitte Europas, deren politische Spaltung und Schwäche bisher eine der wesentlichsten Voraussetzungen des europäischen Gleichgewichtssystems gewesen war. Österreich, aus Italien und aus Deutschland hinausgedrängt, begann seine Blicke auf die westliche Balkanhalbinsel zu richten, die andererseits auch die italienische Politik nebst der nordafrikanischen Küste ins Auge faßte. Das besiegte Frankreich suchte Ersatz für die verlorene europäische Stellung in einem Ausbau seines nordafrikanischen Reiches und in neuen Erwerbungen, namentlich in Südostasien. Rußland, das auf dem Berliner Kongreß abermals um die Früchte seiner Siege über die Türkei gebracht worden war, begann eine großartige Expansionspolitik in Zentral- und Ostasien, die es in Indien und China mit englischen Interessen in Konflikt brachte und schließlich die Rivalität des aufstrebenden japanischen Staates herausforderte. Und wie Japan im Osten, so trat im Westen jetzt eigentlich erst auch die nordamerikanische Union in engere politische Fühlung mit den übrigen Mächten. Die Besiedelung und Angliederung des Westens, die Auseinandersetzung zwischen den großen inneren Interessengegensätzen im Bürgerkriege, die nationale Konsolidierung und Festigung der Union, die die Folge davon war, verband sich bald mit einer Politik der Ausdehnung, die nicht allein den amerikanischen Kontinent, sondern auch die Meere und neue überseeische Besitzungen ins Auge faßte.

Der Zug zur See- und Kolonialmacht liegt überhaupt in dieser Bewegung, die ja gerade in den kräftigsten Staaten mit dem Wachstum der Bevölkerung und dem Exportbedürfnis der Industrie in Zusammenhang steht. Ein gesicherter Anteil am überseeischen Verkehr ist zu einem Lebensinteresse der großen Nationen geworden; neben den stehenden Heeren sind überall mehr oder minder bedeutende Kriegsflotten entstanden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eben diese Seite an der allgemeinen Bewegung der großen Mächte hat nun aber die eifersüchtige Besorgnis Englands erregt und seit den 80er Jahren zu einer fortgesetzten Steigerung der Seerüſtungen hüben und drüben Veranlassung gegeben. England iſt heute nicht mehr die einzige große Handels= und Seemacht wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts; aber es iſt beſtrebt, ein absolutes Übergewicht in diesem Interessengebiet sich zu erhalten und zu sichern. Es hat in diesem Beſtreben den Plan aufgenommen, sein großes Kolonialreich, dessen bedeutendſte Außenglieder faſt schon ein selbſtändiges Sonderdasein führen, zu einer ſtrafferen Ordnung zusammenzufassen und seine Kräfte zu einer einheitlichen Macht= und Handelspolitik zu vereinigen.

Vornehmlich für diese Beſtrebungen iſt die Bezeichnung »Imperialismus« aufgekommen; die Amerikaner haben ebendieses Wort dann auch für die Politik angewandt, die sie zum Kriege gegen Spanien und zur Erwerbung Kubas und anderer überseeischer Besitzungen geführt hat. Man sieht wohl in dem Besitze eines Kolonialreichs den wesentlichen Zug dieser politischen Richtung; man weiſt auf die Bedeutung hin, die die »Kontrolle« der tropischen Länder für die großen Mächte gewonnen habe; man hebt auch wohl mit Genugtuung den Unterschied hervor, der in der Kulturpflege und den humanen Tendenzen des neuen Kolonialsyſtems gegenüber der früheren rücksichtslos brutalen Ausbeutungspolitik beſtehe. Dabei spielt die Idee einer englischen (oder auch, wenn man Amerika mit einschließt) einer »angelsächsischen« Weltherrschaft eine Rolle, im Sinne einer Beherrschung der außereuropäischen Welt in den friedlichen Formen des Handels und der kolonialen Erziehung und Kultivierung exotischer Völker, natürlich mit einer unwiderſtehlichen Seemacht im Hintergrunde.

Es iſt kein Zweifel, daß in den Köpfen mancher englischer Politiker und Patrioten eine derartige »Weltherrschaft« der angelsächsischen Rasse als das eigentliche Ziel der imperialiſtischen Beſtrebungen der Gegenwart erscheint. Aber es iſt ebensowenig zweifelhaft, daß neben Amerika auch noch andere Mächte einen ihren Kräften und Interessen angemessenen Anteil an dieser Beherrschung der außereuropäischen Welt in Anspruch nehmen würden. Warum sollte man nicht von einer Solidarität der zivilisierten Mächte überhaupt reden, wie man von einer Solidarität der »angelsächsischen Rasse« redet? Eine gewisse Kultur= und Interessengemeinschaft gegenüber dem noch unkultivierten Teil der Menschheit iſt doch zweifellos vorhanden, so wenig auch die nationalen und politischen Sonderinteressen der Mächte, die das treibende Moment in der bisherigen Entwicklung gewesen sind, aufhören werden, ihre Wirkung zu üben. Wer die sogenannte imperialiſtische Bewegung der Gegenwart, die ja alle großen Nationen mehr oder minder ſtark ergriffen hat, mit der Unbefangenheit des Hiſtorikers betrachtet, wird die Ähnlichkeit mit der merkantiliſtischen Bewegung des 17. und 18. Jahrhunderts nicht verkennen. Es iſt sehr charakteriſtisch, daß auch in der Handelspolitik nach und nach überall — bis auf England — die Abwendung vom Freihandel und der Übergang zu mehr oder minder hohen Schutzzöllen und zu einem Syſtem nationaler Wirtschaftspolitik überhaupt eingetreten iſt — zum Teil gerade im Gegensatz zu dem englischen Induſtriemonopol; und England selbſt ſteht heute vor der Alternative, ob es dieser Wendung sich anschließen oder auf die ſtraffere Zusammenfassung seines Kolonialreiches verzichten soll. Die imperialiſtische Bewegung erscheint uns als die Einleitung zu einer neuen Epoche des politischen Gleichgewichts. An die Stelle des alten europäischen Staatensyſtems will ein neues Weltſtaatensyſtem treten; auf dieser neuen breiteren Basis beginnen die Mächte sich zu gruppieren und ihre Interessensphären untereinander abzugrenzen. Das Charakteriſtische dieses Vorganges liegt, wie im 17. und 18. Jahrhundert, in dem doppelten Beſtreben der Konzentration und der Expansion, und zwar auf wirtschaftlichem wie auf politischem Gebiet. Neue Mächte wie Japan sind hinzugetreten, Riesenreiche wie Amerika, England mit seinen Kolonien, Rußland umgeben den Kern des alten Europa, dessen Staaten in der erweiterten politischen Welt gleichsam wie zusammengeschrumpft erscheinen. Von der Energie der wirtschaftlichen und politischen Betätigung wird es abhängen, welche Mächte sich in dem Weltſtaatensyſtem der Zukunft als Großmächte behaupten werden. Der Kampf um eine solche Großmachtſtellung iſt der eigentliche Sinn der imperialiſtischen Bewegung in der modernen Welt. Es handelt sich nicht um die Weltherrschaft eines Vol=

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kes wie im Altertum, sondern um eine Ausleſe der Nationen, die eine führende Stellung in der Welt einnehmen werden. Wenn wir von Weltreichen sprechen, so meinen wir diese Großmächte der Zukunft. Nicht ein Weltreich iſt das Ziel des modernen Imperialismus, sondern eine Anzahl von Weltreichen nebeneinander, in gleicher Unabhängigkeit und in einem ähnlichen Gleichgewicht der Macht, wie die Großmächte im alten europäischen Staatenſyſtem. Das Streben nach der Suprematie iſt damit nicht unvereinbar. Es iſt in der bisherigen Staatengeschichte gleichsam der Motor des politischen Fortschritts gewesen, aber es hat nicht zur Alleinherrschaft einer Macht geführt, sondern zu verſtärkten Gegenbeſtrebungen, die das Gleichgewichtsſyſtem doch immer wieder hergeſtellt und aufrecht erhalten haben. Dieser Zuſtand der Weltverhältnisse scheint uns besser durch das Wort »Weltpolitik« als durch das an Universalherrschaft erinnernde Wort »Imperialismus« ausgedrückt zu werden. Der Sinn der deutschen »Weltpolitik« iſt jedenfalls nicht Streben nach Weltherrschaft, sondern Streben nach Aufrechterhaltung des Gleichgewichts der Macht in dem Weltſtaatenſyſtem der Zukunft.

Indologie.

Von Professor Dr. Hermann Oldenberg, Kiel.

> »Blaß iſt er etwas, doch iſt es kein Wunder,
> Sanskrit und Hegel ſtudiert er jetzunder« --

berichtete Heine vom Teufel. Es scheint, daß der sich inzwischen andern Beſtrebungen zugewandt hat. Ihm und manchem iſt es mit den Myſterien des Sanskrit ähnlich gegangen wie mit der Hegelschen Philosophie. An die Offenbarungen, die das Sanskrit versprach oder zu versprechen schien, hat man sich zum Teil gewöhnt; manches iſt auch zerronnen. In den Werkſtätten der Indologie tun sorgsame, allem Sensationellen abgeneigte Arbeiter ihr Werk, Tatsachen, zum Teil recht trockne, zu ermitteln, zu ordnen, zu deuten. Nur leise klingt in ihre Alltagsarbeit die Poesie der Vertiefung in ferne Vergangenheit hinein, wie vielleicht den Seemann bei seinem Tun ein kaum zum Bewußtsein gelangendes Gefühl der Poesie des Meeres begleiten mag.

Was iſt es, das die Indologie erforscht?

Zuvörderſt ſelbſtverſtändlich die Sprache des alten Indien, das Sanskrit.

In den Tiefen Südasiens, jenseits der semitischen Welt, entfernter als die Reiche von Hieroglyphen und Keilschriften finden wir eine Sprache voll heimischer Klänge, in der »zwei, drei« *dvi, tri* heißt, Vater und Mutter *pitar* und *mātar*, Tochter *duhitar*, in der dem *didōmi* (»ich gebe«) der Griechen *dadāmi* entspricht, dem *dōnum* (»Geschenk«) der Lateiner *dānam*. Diese Sprache ſteht in allerengſter Verwandtschaft zu der Sprache, in der unter den Iraniern Zarathuſtra seine Hymnen gesungen hat, in weiterer, aber, wie jene Beispiele zeigen, immer noch sehr deutlich ausgeprägter Verwandtschaft zu den vornehmſten Sprachen Europas, zum Griechischen, Italischen, Keltischen, Germanischen, Slawischen. Immer vollſtändiger und schärfer werden die Entsprechungen zwischen den Lauten der Sanskritworte und der Worte dieser europäischen Sprachen auf feſte Gesetze gebracht. Wo die Erscheinungen der einzelnen Sprache von Verschiebungen, Verwischungen, Zerſtörungen betroffen sind, tauschen die Sprachen herüber und hinüber Aufklärung solcher Dunkelheiten aus, das Sanskrit mit seiner hohen Altertümlichkeit, seiner wundervollen Erhaltung im ganzen mehr Licht gebend als empfangend. Unbegreiflich scheinende Unregelmäßigkeiten der germanischen Lautverschiebung — der Unterschied des mittleren Konsonanten von »Vater« und »Bruder«, wo doch das Sanskrit in *pitár, bhrā́tar*, das Lateinische in *pater, frater* dasselbe *t* hat — empfangen vom Sanskrit her Erklärung aus dem körperloseſten Element der Worte, dem Akzent: dessen im Sanskrit zutage liegende Verschiedenheit der Stellung entschied in der germanischen Lautverschiebung das Schicksal jener Konsonanten, als die germanische Sprache ſelbſt noch die in geschichtlicher Zeit aus ihr verschwundene uralte indogermanische Betonung besaß. Über untergegangene oder ſtark zurückgedrängte Laute des Griechischen, das *j*, das *s*, das *v* gibt das Sanskrit Aufschluß. Dafür lernt der Sanskritgrammatiker mit Hilfe des Griechischen die einſt dagewesene, für die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorgeschichte des Sanskrit hochwichtige Verschiedenheit der drei Vokale *a*, *e*, *o* kennen, die im Sanskrit zur Eintönigkeit des einen *a* zusammengeflossen sind (griechische Präposition *apo* — unser »ab« — = Sanskrit *apa*; griechisch *esti* — unser »ist« — = Sanskrit *asti*), und er lernt die feinen im Sanskrit sozusagen fossil erhaltenen Spuren dieser Verschiedenheit beachten: die verschiedenen Wirkungen, welche diese Vokale, solange sie eben noch verschieden waren, auf gewisse ihnen vorangehende Konsonanten geübt haben. Das sind wenige Beispiele solch wechselseitiger Aufklärung, wie sie sich über das ganze Gebiet des Sprachwesens erstreckt: über die Geschichte der Laute, der Worte und Wortsysteme, der Sinnesnuancen, die der Redende mit den Kasus, den Konjunktiven oder Optativen der Verba verband, die er in den verschiedenen Typen des Satzbaus verkörperte.

In Indien aber war nicht nur die Sprache zu finden, welche die Anregung und unentbehrlichstes Material für jene Vergleichungen lieferte. Man traf dort auch eine auf die alten einheimischen Gelehrten zurückgehende wissenschaftliche Behandlung jener Sprache an, die der europäischen Wissenschaft geradezu Offenbarungen brachte. Die exakte Beobachtung der einzelnen Laute, die Feststellung ihrer gegenseitigen Beeinflussungen, die Zerlegung der Worte in ihre Elemente, die Herauslösung der Wurzel unter den zu ihr getretenen Zutaten: all dies war hier unternommen und großenteils zum Ziele geführt mit einem Scharfsinn, ja einem Tiefsinn, der das Bekanntwerden der indischen Grammatik zu einem kaum geringeren Ereignis für die Linguistik machte, als das Bekanntwerden der indischen Sprache war.

Aber gehen wir von der Sprache weiter zu dem, wovon die Überlieferungen, die in ihr verfaßt sind, reden.

Diese Überlieferungen erzählen unendlich wenig davon, wovon die Monumente Aegyptens und Babylons voll sind: von Dynastien und Kriegen. Sie geben kümmerlichen, fast kann man sagen, gar keinen Anhalt über die Chronologie der alten Zeiten. Ungefähre, unsichere, bald wieder von ungeheuren Lücken unterbrochene Zeitangaben beginnen um die Zeit Buddhas, etwa 500 v. Chr. Für das höhere Altertum fehlen solche Angaben — wenigstens Angaben, die ernst genommen werden können — ganz, und nur Schlußfolgerungen, deren Richtigkeit nicht unbestritten ist, scheinen dahin zu deuten, daß dies Altertum kaum den ungeheuren Fernen der babylonischen oder ägyptischen Geschichte an die Seite gestellt werden kann, daß es schwerlich über das zweite vorchristliche Jahrtausend hinausreicht. Und wo dann endlich in später Zeit zusammenhängende geschichtliche Quellen sich finden — buddhistische Chroniken in Ceylon, Verherrlichungen von Fürsten durch ihre Hofdichter, das bedeutendste uns erhaltene eine Verschronik Kaschmirs aus dem 12. Jahrhundert nach Chr. — ist der Inhalt der Überlieferungen größtenteils höchst dürftig, das Geschichtliche auf weiteste Strecken in Sage verschwimmend, das historische Verständnis der Gewährsmänner unfähig, über das Rührende, Erbauliche, den poetischen Effekt zur Wirklichkeit und den in ihr waltenden Mächten durchzudringen.

Statt der Geschichte führt in den literarischen Überlieferungen Indiens das Wort vor allem Religion, Poesie, Sinnen und Träumen weltvergessender Philosophen.

Mythen, Legenden, Gebete, Zauberlieder, Opferriten: das alles liegt in den älteren Teilen dieser Literatur, in den heiligen Texten der Veden in ungeheuren Massen da, übereinander gehäuft, durcheinander gewirrt. Wohl mag es den Betrachter mit eigenem Schauer ergreifen, wenn ihm aus dem ehrwürdigsten dieser literarischen Denkmäler, aus den Hymnen des Rigveda, wie in leibhafter Körperlichkeit die Götter entgegentreten, zu denen die Priester der arischen Hirtenstämme beteten, bald die klaren Abbilder von Naturmächten — Abbilder, wie wenn sie eben frisch geformt wären —, der lichte Gast der menschlichen Wohnungen, Gott Feuer, die schöne, gütige Göttin Morgenröte; bald wiederum die verblaßten Reste älterer Gestalten, von denen darüber hin gehende Jahrhunderte mit ihren Bedürfnissen, ihren Verworrenheiten hier Stücke weggerissen, dort Neues an sie herangeschwemmt haben. Im Dämmerlicht werden hinter den Fernen des indischen Altertums die Götter, die Glaubensformen noch fernerer, für alle direkte Überlieferung verschollener Zeit sichtbar, der Zeit vor der Einwanderung der Arier in Indien, jener Vergangenheit, von der wir aus der Vergleichung der diesseits und jenseits der Berge erhaltenen Gebilde des vedischen und des zarathustrischen Glaubens erfahren.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das waren die Götter, zu denen die Vorfahren der Inder und der Iranier beteten, als sie noch ein Volk bildeten — die Götter, die dann in kommenden Jahrhunderten unter den Iraniern umgestaltet, zu höchster geistiger Höhe erhoben oder zu Teufeln degradiert erscheinen in der Verkündigung des großen iranischen Propheten, des Zarathustra.

Die Texte der Veden zeigen bis ins kleine und allerkleinste, wie im Pendschab und an der heiligen Sarasvati die Fürsten der indischen Arier mit ihren Priestern und in kleinerem Maßstab die bäuerlichen Hausväter ihren Göttern opferten und zu ihnen beteten. Man möchte sagen, ein überreiches Museum der Religionswissenschaft, das Füllen von Göttern und Formen religiösen Tuns und Strebens in schön erhaltenen Exemplaren der geschichtlichen Betrachtung darbietet. Hier die rohe Handgreiflichkeit von Zauberhandlungen, durch die man sich Kühe, Pferde, Nachkommen, Untergang seiner Feinde sichert, dort die reineren Gestalten erhabener Himmelsmächte und ihnen zugewandter Frömmigkeit:

»Der Morgenröten viele haben noch nicht geleuchtet;
Die laß uns, Varuna, schauen; führe du uns die Wege.«

Und dann weiter. Wie wir durch die Jahrhunderte hinabsteigen, sehen wir das Bild sich ändern. Auf die alten gläubigen Zeiten, in denen ein gut bespannter Wagen ein Hauptrequisit göttlicher Weltbeherrschung ist — für den Gott durch das Luftreich zum Opfergelage zu fahren — folgen Zeiten des Nachsinnens, des Zweifelns. Über den Göttern, in jenseitiger Höhe und doch zugleich in allem Seienden als innerster Kern seines Wesens gegenwärtig, ersteht das Brahma, das All-Eine,

»unverstehbar Verstehendem,
verständlich dem, der nicht versteht.«

Eine Mystik erhebt sich voll poetischen Schwunges, voll leidenschaftlicher Energie der Versenkung und der Entsagung. Das Opfer, einst der große Mittelpunkt alles Denkens, entwertet sich. Erlösung von den Banden des Weltseins, der Seelenwanderung wird das Ziel der Ziele. Asketen »lassen davon ab nach Söhnen zu begehren und nach Habe zu begehren und nach Himmelswelt zu begehren, und ziehen als Bettler einher«. Bald erscheint der größte dieser geistlichen Bettler, Buddha. Die Indologie darf sich den Erfolg zuschreiben, seine große Gestalt aus dem Schutt der Jahrtausende ans Licht gezogen zu haben. Die Indologen lesen und publizieren, was die Mönche in den buddhistischen Klöstern von Ceylon und Hinterindien in Palmblätter geritzt haben: die im Volksdialekt des Pali verfaßten Erzählungen von Buddhas Wanderungen in den Ländern am Ganges, von seinen Predigten, vom Leben seiner Jünger in den Klostergärten und Mönchshäusern. Aus den Ländern nördlich vom indischen Reich, dem Himalayagebiet, Zentralasien kommen Texte in Sanskrit oder halbem Sanskrit, die wir mit jener südlichen Literatur vergleichen; China und Tibet steuern ihre Übersetzungen bei. So lernen wir die ältesten, authentischen Traditionen von den darüber gehäuften Legenden scheiden. Der Meister selbst, der Kreis seiner Jünger mit ihrer Erlösungssehnsucht, ihrer Weltentsagung steht klar vor uns. Bald werden wir hier an altgriechische Mystik erinnert, bald an die Anfänge des christlichen Glaubens: gehen doch die Anklänge buddhistischer Erzählungen und Sentenzen an die Evangelien so weit, daß manche — vielleicht allzu kühn — vermuten, buddhistische Vorbilder seien bei der Entstehung der ältesten christlichen Traditionen mit im Spiele, der Lobpreis Simeons bei der Darstellung Jesu im Tempel, die Versuchung in der Wüste sei den Reden des greisen Asita bei seiner Begegnung mit dem Buddhakinde, der Versuchung Buddhas durch Mara den Bösen nachgebildet.

Der Buddhismus ist aus seinem indischen Heimatlande verschwunden. Gesiegt hat die Macht, die wir den Hinduismus nennen. Seine Götter sind die ungestalten, wilden, grausamen, wollüstigen Hindugötter, an ihrer Spitze Vishnu und Shiva. Seine Bücher sind das Riesenepos Mahabharata und eine unabsehbare Literatur von epischen Gedichten, Legendenwerken, Erzählungen, Märchen, Dramen. Überall empfindet man, wie dies Volk, dieser Glaube, diese Literatur, deren nach Westen weisende verwandtschaftliche Zusammenhänge in der alten Zeit noch deutlich hervortreten, sich im Lauf der Jahrhunderte von jenen Ursprüngen immer weiter entfernt. Eine Wandlung, die den innersten Kern des Volkstums, der Volksseele trifft. Die Vermischung mit den dunkelfarbigen Urbewohnern gestaltet die Einwanderer um, läßt den Arier zum Hindu werden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welche Aufgabe war und ist es für die Indologie, den ungeheuren Stoff der von solchen Wandlungen durch Jahrtausende betroffenen Schöpfungen des indischen Geistes in Empfang zu nehmen und zu bearbeiten, — diese Überfülle, die wie aus leeren Räumen unerwartet, staunenerregend der Wissenschaft in den Schoß fiel. Forscher aller Kulturvölker nehmen an der Arbeit teil. Begreiflich, daß sich unter ihnen eine gewisse Arbeitsteilung bildete. Englische Gelehrte und Liebhaber dieser Studien waren natürlich von Anfang an und blieben bis auf den heutigen Tag die ersten, das Material zutage zu fördern. Sie sammeln die Handschriften, Inschriften, Münzen. Sie veranstalten die Ausgrabungen, die zwar für das höhere Altertum, wie es scheint, wenig versprechen, für die Zeit etwa vom 3. vorchristlichen Jahrhundert an doch schon jetzt, wo sie noch in den Anfängen stehen, reiche Ausbeute gegeben haben. Die englische Herrschaft über das Land, der Aufenthalt an Ort und Stelle, die fortwährenden Berührungen mit dem einheimischen Gelehrtentum geben den Arbeiten der Engländer meist die Richtung und ihren hohen Wert. Auch die Tätigkeit der Franzosen hat sich in neuester Zeit ähnlichem Charakter genähert. Seit einer Reihe von Jahren besteht in Saigon die École Française d'Extrême Orient, die, auf dem Grenzgebiet der indischen und chinesischen Kultur wirkend, ihre natürliche Aufgabe, der Wissenschaft die Berührungen dieser beiden mächtigen Sphären aufzuweisen, energisch und erfolgreich fördert. Der Tätigkeit der russischen Indologen verleihen vielfach Beziehungen zum zentralasiatischen und tibetischen Forschungsgebiet das Gepräge, den seit einigen Jahren vielversprechend einsetzenden Arbeiten der Japaner die Herkunft der einen Hauptreligion Japans aus Indien. Den deutschen Indologen kommt der Vorteil von Beziehungen dieser greifbaren Art zu ihrem Forschungsgebiet nicht zugute. Viele von ihnen haben das Land, dem ihre Arbeit gilt, nie betreten. Hieraus und daneben in mancher Hinsicht aus der Eigenart deutscher philologisch-historischer Forschung überhaupt erklärt es sich, daß mindestens für einen Teil der deutschen Indologen die Richtung auf das Zugänglichmachen neuen Stoffes hinter der auf die kritische Durcharbeitung der Texte, auf die Lösung der geschichtlichen Probleme zurücktritt, das Streben nach unmittelbarer, lebendig-konkreter Anschauung des indischen Wesens hinter dem Bemühen, die indischen Gebilde in weitere Zusammenhänge einzuordnen, sie in vergleichender Betrachtung der Lösung weitergreifender Probleme dienstbar zu machen.

Zum Vergleichen drängten die Schöpfungen des indischen Geistes, der indischen Kultur, neben das Altbekannte als tief verschieden und doch eng verwandt sich stellend, in der Tat von Anfang an, sobald sie bekannt wurden, insonderheit, sobald sie in Deutschland bekannt wurden: die Worte und grammatischen Formen Indiens und des Westens zu vergleichen, Götter, Mythen, Kultformen zu vergleichen. Begreiflich zwar, daß die Kenner des griechisch-römischen Altertums sich in ihrer Mehrzahl zu diesen Bestrebungen zunächst kühl, recht kühl verhielten. Nicht Mutlose oder Pedanten allein, sondern erste Meister der Forschung warnten: den Blick, der so ungeheure geschichtliche Fernen zu umspannen suche, müsse Schwindel erfassen; man werde am Nahen vorbeigreifen und das ferne Ziel nicht erreichen. Und der so verständlichen Bedenklichkeit, die anfangs auf dieser Seite herrschte, antworten in neuer und neuester Zeit ähnliche Bedenken einzelner hervorragender Forscher unter den deutschen Indologen selbst. Man komme in Gefahr, durch die vergleichende Betrachtung die charakteristischen Züge des in Wahrheit nur sich selbst gleichen indischen Wesens zu verwischen, das Orientalische zu europäisieren. Es ist nicht geraten, so gewichtige Warnungen zu überhören. Aber ebensowenig dürfen diese, statt zu berechtigter Vorsicht, zum Verzicht auf die großen Aufgaben, die es hier zu lösen gibt, führen. Es ist nun einmal nicht anders: der Lauf der Weltgeschichte hat es so gefügt, daß zwischen Indischem und Außerindischem mächtige, tiefgreifende Zusammenhänge tatsächlich bestehen — nicht nur Zusammenhänge, die auf den Verkehrsbeziehungen geschichtlicher Zeiten beruhen, sondern auch solche, die in den Fernen gemeinsamer Ursprünge wurzeln, und andre, anders geartete, in denen das Wirken derselben Entwicklungsgesetze hüben und drüben zur Erscheinung kommt. Es geht schlechterdings nicht an, daß die Forschung auch nur eine Seite dieser Situation ignoriere. Sie muß vergleichen. Täte sie es nicht, so würde sie darauf verzichten, wichtigste, nur so erschließ-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bare Tatsachen zu erkennen, den wirkenden Kausalitäten nachzugraben, so weit und so tief sie nur kann. Das Lehrgeld, ohne das die schwere und gefahrenreiche Kunſt des Vergleichens sich nicht lernen läßt, müssen wir zahlen. Wir haben es bisher reichlich gezahlt und werden auch künftig von solcher Zahlung schwerlich befreit sein. Aber wir dürfen glauben, daß das nicht vergeblich iſt. Voreilige Vergleichungen sind verschwunden, haben sich in Nebel aufgelöſt. Es scheint, daß sich langsam, größerer Beſtimmtheit schrittweise sich annähernd, sicherere Resultate anbahnen. Nach vielen Seiten erwächſt dafür wichtige Förderung aus dem raschen Aufblühen der jungen Wissenschaft der Völkerkunde. Diese lehrt, nicht vom Studierzimmer aus durch Spekulationen, sondern aus der lebendigen Anschauung heutiger Erscheinungen tieferer Kulturſtufen die wesentlichen Charakterzüge jener sehr niedrigen Kultur erschließen, welche die unterſte Grundlage der indischen so gut wie aller höheren Entwicklungen iſt, und deren Gebilde zwischen den reiferen Geſtaltungen der letzteren als Überlebsel mit ihren roh primitiven Zügen dem geübten Auge hundertfach und tausendfach sichtbar werden. Der Indolog lernt wie der Gräziſt, der Germaniſt das Vorhandensein dieser Unterlage als sicheren Poſten in seine Rechnung einſtellen. Er bemüht sich, an seinem Teil der Forderung zu genügen, die ein holländischer Gelehrter aufgeſtellt hat, der Philolog müsse zugleich Ethnolog, der Ethnolog zugleich Philolog sein, wenn er die alten religiösen Überlieferungen würdigen will. Und vielleicht ſteht unter den Zweigen der Philologie gerade die indische an einem Punkt, der für das Gelingen dieser Untersuchungen besondere Bedeutung hat. Übergroße Entfernungen trennen jene vorgeschichtlichen Phasen von den Höhen der hiſtorischen Kultur etwa Griechenlands. Die Forschung, die solche Fernen überschreiten muß, wird einen feſten Punkt auf des Weges Mitte suchen, der ihr Halt gewährt. Nun, einen solchen feſten Punkt bieten, wenn ich mich nicht täusche, in mancher Hinsicht und für manche der Fragen, die es hier zu lösen gibt, eben die Überlieferungsmassen des alten Indien. Der Glaube und Kultus des Veda, wohl auch das Recht der altindischen Rechtsbücher ſteht jenen älteſten Grundlagen näher als Glaube, Kultus, Recht etwa der Griechen und liegt uns außerdem in einer Überlieferung vor, die ihr Verhältnis zu ihnen klarer zu durchschauen erlaubt. So kann die Forschung hier Übung gewinnen und Erfahrungen sammeln, die sie dann in den Stand setzen, die entsprechenden Aufgaben auf anderen geschichtlichen Gebieten zu lösen, wo die Arbeit viel schwieriger iſt.

Ich kann hier selbſtverſtändlich nur einzelne, hervortretendere der Richtungen berühren, in denen die Indologie weiteren Forschungsgebieten dient und von ihnen Dienſte empfängt. Es iſt, glaube ich, nicht zu kühn, wenn ich behaupte, daß dieser junge Zweig der Altertumswissenschaft, indem er neue Stoffmassen und Probleme flutenweise sich in die Werkſtätten der Forschung ergießen ließ, doch in noch ſtärkerem Maße die Mittel zur Bewältigung der Aufgaben gemehrt, Anregung zur Entwicklung und Verfeinerung immer weitertragender Untersuchungsmethoden geboten hat. Den Reiz, welcher der Indologie innewohnt, empfinden wir anders, als man ihn vor achtzig Jahren, in den Tagen Bopps und der Schlegel, empfand. Aber für den, der ihn zu würdigen weiß, iſt dieser Reiz nicht geringer geworden.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

National Gallery — Cattaneo-Schacher — Sammlung Rudolf Kann.

In der erſten Kunſtkorrespondenz aus London in dieser Zeitschrift (vergl. Nummer 4) wurden verschiedene Wünsche in bezug auf die National Gallery ausgesprochen. Der neue Direktor der Sammlung, Sir Charles Holroyd, hat bereits den einen und dringendſten erfüllt: die Aufſtellung der Gemälde hat eine gründliche Änderung erfahren, die sehr zum Vorteil der Erscheinung der Räume wie der Wirkung der einzelnen Bilder iſt. Die einzelnen Schulen sind jetzt ſtrenger getrennt, als es bisher meiſt der Fall war, und bei der Anordnung iſt ebensowohl auf die harmonische Gesamtwirkung der einzelnen Wände wie auf die Geltendmachung jedes einzelnen Bildes Rücksicht genommen. Besonders günſtig wirken die kleinen Säle: der Rubens-Saal, der Saal der späten Venezianer mit seinen trefflichen zum Teil kürzlich

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch Geschenke erworbenen Bildern von Guardi, Canale, Tiepolo u. s. f., der spanische Saal u. a. m. Diese günstige Wirkung ist zum Teil auch dadurch mit hervorgerufen, daß die kleinen Wände, die aus Mangel an Platz mitten in den Räumen aufgestellt waren, jetzt beseitigt sind. Man hat sich infolgedessen aber entschlossen, die Wände höher hinauf zu behängen und die Bilderzone kaum mehr als 1/2 Meter über dem Fußboden zu beginnen. Das ist für die kleinen Bilder sehr wenig günstig, und diesem Übelstande wird daher bei einer Erweiterung der Gallerie, von der die Rede ist, abgeholfen werden müssen. Bei einer solchen Erweiterung wird man sich in dem ultrakonservativen England hoffentlich auch dazu entschließen, mit dem ausschließlichen Oberlicht für Kunstwerke zu brechen und wenigstens die kleineren Holländer-Kabinette mit Seitenlicht einzurichten.

Von neuen Erwerbungen für die National Gallery ist nicht viel zu sagen. Ein wirklich gutes Gemälde ist durch den Ankauf eines männlichen Brustbildes von A. van Dyck gewonnen, das aus der Sammlung Cattaneo kommt. Aber war es 13,500 £ wert, die dafür gezahlt worden sind? Und mußte man, um den noch schwach vertretenen Künstler besser zu repräsentiren, gerade nach dem Ausland gehen, wo in englischem Privatbesitz noch hunderte von Bildnissen van Dycks sich befinden, darunter an fünfzig Werke seiner Genueser Zeit, fast alle in ganzer Figur und günstig in Farbe. Die Direktion der National Gallery hätte wissen müssen, daß gerade in den letzten Monaten Sammler wie der Duke of Sutherland, Lord Ashburton, der Duke of Rutland u. a. Käufer für ihre Bilder suchten und in Amerika fanden! Darunter auch gerade für einige herrliche Bildnisse A. van Dycks. Seit einem Menschenalter fehlt aber leider jeder Kontakt der Direktion der National Gallery mit den zahlreichen Besitzern von Privatgallerien in England. Es galt als ein Verstos gegen den Takt und gegen die Amtswürde, daß der Direktor der Sammlung die Erlaubnis zum Besuch der Privatgalerien sich erbat; er wollte dazu aufgefordert sein, und das geschah und geschieht jetzt noch nur sehr selten. Sir Charles Holroyd wird sich auch darin hoffentlich nicht den Rang durch Händler und Direktoren fremder Galerien ablaufen lassen!

Der Schleier, der über dem Verkauf der Cattaneo-Bilder noch ausgebreitet war resp. künstlich darüber erhalten wurde, ist damit gelüftet worden. Eine internationale Händlerverbindung mit dem New-Yorker Haus Knoedler an der Spitze hatte durch einen zurzeit in Paris weilenden italienischen Händler, den Marchese Trotti, im November v. J. acht Bilder der Sammlung um zwei und eine halbe Million Frank erstanden und heimlich ausführen lassen. Die stark beschädigten Bilder verschwanden zuerst auf ein halbes Jahr, um Toilette zu machen. Für die beiden Hauptbilder »Das große Familienbild« und »Die Dame mit dem Mohren hinter sich« erwartet man mehr als je eine Million Frank zu bekommen!

Doch von diesem Cattaneo-Schacher, der in Italien so viel Staub erregt hat, hört man in London kaum etwas neben den Erörterungen über das Schicksal der Sammlung Rudolf Kann in Paris. Daß ich sie hier erwähne, hat seinen guten Grund, denn schon seit dem Winter war es in engerm Kreise von Kunstfreunden ein offenes Geheimnis, daß die Kunsthändler Duveen Bros, die vor Jahresfrist die Sammlung Hainauer in Berlin kauften, sich auch die Sammlung Kann »gesichert« hatten; denn verkauft werden darf sie nach französischem Gesetz erst jetzt, zwei Jahre nach der Erbschaftserledigung. Der Preis, der für diese Sammlung gezahlt worden ist, ist ein ganz außerordentlicher: 21 Millionen Frank. Die Zahl der Kunstwerke ist nämlich eine beschränkte, da der verstorbene Besitzer hauptsächlich für die Ausstattung seiner Räume sammelte, freilich — bis auf die Nebenräume — nur wirkliche Perlen. Etwa hundert Gemälde, darunter dreißig bis vierzig größere Meisterwerke und zwei große Gobelinfolgen von Boucher und Coypel machen den Hauptbestandteil der Sammlung aus. Bloß um den Kaufpreis zu decken, müssen die Käufer aus diesen Gobelins etwa 4 Millionen, aus 100 Bildern fast 16 Millionen Frank, also 160000 Frank für das Bild erzielen. Wir glauben aber, daß sie sich diese Summe bereits durch die Anfrage nach den Hauptwerken der Gallerie von amerikanischen Sammlern wie P. Morgan, Altman, Mrs. Huntington u. a. gesichert haben. Schwerlich wird eines der berühmten großen Gemälde von Rembrandt, Ghirlandajo, Roger van der Weyden, A. v. Dyck, Memling, Metsu, Hobbema usf. unserm Kontinent erhalten bleiben. Hoffentlich hat sich die Berliner Gallerie aber wenigstens eine Anzahl der kleineren Perlen rechtzeitig gesichert, die in den Augen der amerikanischen Sammler zum Glück noch nicht das Ansehen haben wie größere Bilder. War es doch die Absicht des Besitzers, der über die Auswanderung der Kunstwerke nach Amerika besonders bekümmert war, seine Sammlung einem oder ein paar Museen Europas zu vermachen, dem Louvre oder der Berliner Gallerie oder wahrscheinlich beiden zu besondern Teilen. Leider hat ihn der Tod ereilt, ehe er diesen Willen niederschreiben konnte.

Mitteilungen.

Preisausschreiben.

Die Kommunalverwaltung von Barcelona veröffentlicht in Erfüllung eines der Stadt zugefallenen Vermächtnisses des Dr. Francisco Martorell y Peña ein Preisausschreiben, wonach für die beste Arbeit über die spanische Archäologie ein Preis von 20000 Peseten ausgesetzt wird. Die Arbeiten, die in lateinischer, spanischer, katalonischer, französischer, italienischer oder portugiesischer Sprache geschrieben sein können, müssen spätestens am 23. Oktober 1911 mittags 12 Uhr bei dem Sekretariate des Stadtrats (Secretaría del Ayuntamiento) von Barcelona eingehen. Sie sind anonym einzureichen und müssen mit einem Kennwort (Motto) versehen sein. Ferner ist ein den Namen und die Wohnung des Verfassers der Preisschrift enthaltender Briefumschlag einzureichen, der auf seiner Aussenseite das gleiche Kennwort (Motto) wie die Arbeit trägt. Nähere Auskunft erteilt der Stadtrat von Barcelona.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

24. August 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Die Schlafkrankheit und deren Bekämpfung.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Paul Ehrlich, Direktor des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M.

In den letzten Jahren hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit mit stetig steigendem Interesse auf eine parasitäre Erkrankung gerichtet, die zwar nicht in unseren Gegenden herrscht, aber besonders für die afrikanischen Tropen eine immer mehr zunehmende Gefahr bedeutet. Es handelt sich um ein mehr oder weniger chronisch verlaufendes Kranheitsbild, das unscheinbar beginnt und allmählich immer zahlreichere Symptome darbietet, die auf eine Affektion des Nervensystems hinweisen. Das hervorstechendste dieser Symptome, ein auffälliger Zustand der Schlaftrunkenheit und Schlafsucht, hat der Krankheit den Namen gegeben; sie wird allgemein als »afrikanische Schlafkrankheit« bezeichnet. Von der westafrikanischen Küste aus hat sich die Seuche als verheerende Epidemie quer über den Kontinent ausgebreitet und droht sich auf immer weitere Herde zu erstrecken. Kein Wunder daher, wenn die an der dortigen Kolonisation beteiligten Nationen, vor allem England, die besten Forscher ausgesandt haben, um die Krankheit an Ort und Stelle zu studieren und ihrer Herr zu werden. Die Grundlage jeder Seuchenbekämpfung, die Ätiologie, kann in der Tat als geklärt betrachtet werden. Castellani und Bruce erkannten, daß die Krankheit durch die Infektion mit Protozoen, welche zur Gattung der durch eine bohrförmige Eigenbewegung ausgezeichneten Trypanosomen gehören, verursacht wird, und daß der Vermittler der Infektion eine Fliege, Glossina palpalis, ist. Schon früher hatte Dutton am Gambia Trypanosomen beim Menschen gefunden und diese als Erreger des Trypanosomenfiebers angesprochen, das heute allgemein als ein primäres Stadium der als Schlafkrankheit bezeichneten Infektion gilt. Der die menschliche Schlafkrankheit verursachende Parasit wird von anderen Trypanosomen als »Trypanosoma gambiense« unterschieden. Bekanntlich spielen zur Klasse der Trypanosomen gehörige Protozoen auch als Erreger einer Reihe tropischer Viehseuchen (Surra, Dourine, Nagana, Mal de Caderas etc.) eine umfassende Rolle, und die Möglichkeit, die Krankheit durch Überimpfen des Blutes infizierter Tiere auf andere zu übertragen, bietet Gelegenheit, auch in heimischen Laboratorien an der Erforschung und Bekämpfung der Seuche zu einem gewichtigen Teile mitzuwirken.

Durch die Initiative der britischen Regierung wurde nun eine internationale Konferenz über Schlafkrankheit zusammenberufen. Sie tagte zum ersten Male vom 17. bis 24. Juni dieses Jahres in London und war von Vertretern Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Portugals, des Sudans und des Kongostaates besucht. Die Führer auf dem Gebiet der Tropenkrankheiten, Patrick Manson, Laveran, Blanchard, Bruce, Todd, Ayres Kopke und andere hatten sich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu gemeinsamer Arbeit vereint. Deutschland war durch den vortragenden Rat im Auswärtigen Amt von Jacobs, Stabsarzt Dr. Fülleborn vom Tropeninſtitut in Hamburg und den Verfasser vertreten. Der Vorsitzende Lord Fitzmaurice formulierte in seiner programmatischen Eröffnungsrede als Mittel zur Bekämpfung der Schlafkrankheit:

1. Jährlich oder in zweijährigen Zwischenräumen abzuhaltende Konferenzen aller an der Frage interessierten Mächte,

2. die Begründung eines Zentralbureaus, dessen Aufgabe es sein würde, alle Arbeiten über die Trypanosomen-Erkrankungen zu sammeln und sie den Interessenten zu übermitteln,

3. die Verteilung der einzelnen der Aufklärung bedürftigen Probleme an verschiedene Gelehrte zur weiteren Bearbeitung.

Für die Bekämpfung der Schlafkrankheit sind naturgemäß zwei Gesichtspunkte maßgebend, die Prophylaxe und die Therapie. Die Wege, welche zu einer erfolgreichen Prophylaxe führen können, sind im wesentlichen vorgezeichnet. Sie beſtehen einerseits in einer Beschränkung des Krankheitsherdes, anderseits in der Beseitigung der Infektionsgefahr. Was die erſte Forderung anlangt, so iſt dafür zu sorgen, daß die infizierten Individuen in Hospitälern isoliert werden, die sich möglichst weit entfernt von den bewohnten Diſtrikten befinden. Ferner iſt den Erkrankten der Aufenthalt in noch gesunden Gegenden zwangsweise zu verbieten, ebenso der Transport von Kranken zu Schiff. Diese Maßregeln, von denen die letztere sich auf die Bevorzugung der Flußläufe durch die Glossinen richtet, werden von der Regierung des Kongoſtaates ſtrikt befolgt. Anderseits iſt nicht zu übersehen, daß, wie auch Bruce hervorhob, die Überwachung des Verkehrs der Kranken in Zentralafrika eine Aufgabe von größter Schwierigkeit iſt. Daß die Glossinen und insbesondere die Glossina palpalis das wesentliche Moment bei der Verbreitung der Schlafkrankheit darſtellt, haben auch die Londoner Verhandlungen übereinſtimmend gezeigt. Nach den Ausführungen von Bruce überträgt die Glossina palpalis durch ihren Stich die Trypanosomen direkt vom erkrankten zum gesunden Individuum. Die Fliege iſt in der Regel nur 1—2 Tage, niemals länger als 3 Tage anſteckend. Noch nicht einig iſt man in der Frage, ob die Glossinen die Parasiten einfach von Mensch zu Mensch transportieren, oder ob die Trypanosomen im Körper der Fliege Veränderungen eingehen.

Wenn nun die Glossinen die Vermittler der Trypanosomeninfektion sind, so wäre es natürlich ein leichtes, die Verbreitung der Krankheit zu verhindern, wenn es gelänge, diese so gefährliche Fliegenart auszurotten. Indessen ſtößt die Durchführung eines solchen Planes vorläufig auf erhebliche Schwierigkeiten. Zunächſt iſt es notwendig, die Biologie und die Lebensgewohnheiten der Glossinen und auch ihre geographische Verbreitung zu ſtudieren, eine Aufgabe von hoher praktischer Bedeutung, mit der Professor Blanchard in der Konferenz beauftragt wurde. Nach den bisherigen Erfahrungen iſt das Verbreitungsgebiet der Fliege ein recht ausgedehntes und erſtreckt sich vom 15. Grad nördlicher Breite bis zum 28. Grad südlicher Breite. Bevorzugt werden, wie schon erwähnt, die Flußläufe und, wie es scheint, schattige, bewaldete oder mit Geſtrüpp bewachsene Stellen.

Ebenso wichtig wie die Kenntnis der Glossinen iſt natürlich diejenige der Trypanosomen, zumal diese die Grundlage einer erfolgreichen Therapie bildet, und wenn es gelingt, durch therapeutische Einflüsse die Trypanosomen im kranken Organismus abzutöten resp. zu beseitigen, so iſt damit zugleich ein wesentlicher Fortschritt auch für die Prophylaxe gewonnen. Es würde sich also darum handeln, auf Trypanosomenträger zu fahnden, und da nach den Ausführungen von Bruce der Mensch wohl als einzige Infektionsgefahr in Betracht kommt, iſt eine rasche, zuverlässige Diagnose natürlich von größter Wichtigkeit. Sollten allerdings auch bei gewissen Tieren die gleichen Trypanosomen aufgefunden werden, so würden sich daraus weitere bedeutsame Konsequenzen ergeben. Laveran hat es übernommen, in der nächſten Konferenz über die Biologie der Trypanosomen und ihre Verbreitung bei Tieren und Menschen zu berichten. Was die Diagnose anlangt, so kann nach dem Vorgang von Greig und Gray und nach den reichen Erfahrungen der Tropenschule in Liverpool die Untersuchung der Lymphdrüsen als beſtes Mittel gelten, um die Trypanosomen aufzufinden. Der Befund von Trypanosomen in den Drüsen kann auch nach R. Koch als

Generated on 2019-11-25 11:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

ein konstantes Symptom bei den Trypanosomiasis-Kranken aufgefaßt werden, welches zugleich sichere Anhaltspunkte über den Wert etwaiger therapeutischer Einflüsse gewährt.

Nach dem Bericht von Todd in London findet man allerdings bei der Lymphdrüsenpunktion nur in einer beschränkten Zahl der Fälle Trypanosomen. Todd konnte sie bei Untersuchung von 6000 Negern mit Lymphdrüsenschwellungen nur bei 8% nachweisen. Trotzdem hält er das Symptom der vergrößerten Lymphdrüsen für einen äußerst wichtigen Befund, der bereits an und für sich hinreicht, um das betreffende Individuum für infiziert zu erachten.

Es ist natürlich, daß bei einer so furchtbaren Seuche, wie es die Schlafkrankheit ist, die verschiedensten Stoffe als Heilmittel herangezogen worden sind, um einen therapeutischen Effekt zu erzielen. Bei den Analogien, welche zwischen Malaria und den Trypanosomenkrankheiten bestehen, lag die Hoffnung nahe, auch hier ein spezifisches Mittel ausfindig zu machen, wie es der Arzneischatz für die Malaria in dem Chinin besitzt. Leider ist der Erfolg nicht den Erwartungen gerecht geworden, und erst in neuerer Zeit scheint es, als ob man dem gesteckten Ziel in mühevoller Arbeit etwas näher kommt. Als wirksamstes Mittel zur Therapie der Schlafkrankheit kommt bisher das Atoxyl in Betracht. Lingard beschrieb als Erster im Jahre 1899 günstige Erfolge, die er bei der Behandlung trypanosomenkranker Tiere mit dem Natriumsalz der arsenigen Säure erhalten hatte. Seitdem spielt das Arsenik bei der Trypanosomiasis allgemein eine wichtige Rolle, besonders seitdem Laveran den günstigen Einfluß des Arseniks in Laboratoriumsversuchen und seine abtötende Wirkung auf die Trypanosomen feststellte. Als geeignetstes Arsenpräparat hat sich das Atoxyl erwiesen, das als das Natronsalz der Paramidophenylarsinsäure aufzufassen ist. Das Verdienst, die Aufmerksamkeit auf das Atoxyl gelenkt zu haben, gebührt dem Tropeninstitut in Liverpool. Seither ist das Atoxyl von allen Seiten zur Behandlung der Schlafkrankheit angewandt worden, so insbesondere von Ayres Kopke in Lissabon, von Broden im Kongostaat und von Robert Koch in Ost-Afrika. Wenn auch die Berichte zum Teil recht günstig lauten, so muß man doch anderseits den wenig ermutigenden Erfahrungen, wie sie in der Londoner Konferenz von Ayres Kopke mitgeteilt wurden, besondere Beachtung schenken. So viel scheint sicherlich übereinstimmend aus den Erfahrungen der Forscher hervorzugehen, daß die Atoxylbehandlung im Anfange recht gute Erfolge hat, die sich einerseits in dem Verschwinden der Trypanosomen, anderseits in einer günstigen Beeinflussung des allgemeinen Befindens der Patienten äußern, wie es besonders Koch so plastisch schildert.

Die Beurteilung ist aber deshalb eine so schwierige, weil bei dem langen Verlauf der Krankheit und der Häufigkeit der Rezidive nach trypanosomenfreien Intervallen ein sicheres Urteil erst nach langdauernder Beobachtung abgegeben werden kann. Ayres Kopke sah von 29 Kranken trotz der Atoxylbehandlung 15 sterben. In vielen Fällen beobachtete er ein allmähliches Wiedererscheinen der Trypanosomen im Blut, so daß er bei keinem der mit Atoxyl Behandelten von einer definitiven Heilung sprechen konnte. Auch hatte er es öfter mit unangenehmen Nebenwirkungen zu tun, die sich auf eine Atrophie des Sehnerven bis zur Erblindung bezogen. Laveran sind hingegen derartige Erscheinungen nicht begegnet, und dieser Forscher erblickt in dem Verschwinden der Trypanosomen aus dem Blute infolge der Atoxylbehandlung auch einen wertvollen Vorteil in prophylaktischer Hinsicht. Ich selbst habe den Standpunkt vertreten, daß man das Atoxyl, wenn es auch gelegentlich schwerere Zufälle verursacht, doch als ein Mittel von entschieden therapeutischem Wert vorläufig nicht verwerfen dürfe. Man darf nicht übersehen, daß die Therapie der Schlafkrankheit noch in den Anfängen ist, und es liegen gewichtige Gründe vor, die es hoffen lassen, daß man die Behandlungsart besser und rationeller gestalten kann. Über die Prinzipien, die hier leiten müssen, habe ich schon einmal in einem Aufsatz »Biologische Therapie« in der Internationalen Wochenschrift Nummer 4 berichtet. Die Trypanosomen selbst widersetzen sich, wie ich zeigen konnte, der Beeinflussung durch ein und dieselbe Substanz; sie werden fest, lassen sich aber dann durch andere Stoffe noch abtöten. Daraus ergibt sich als Postulat, die Behandlung einerseits energisch und nicht protrahiert, andererseits aber mit Kombinationen mehrerer Heilmittel, welche an ver-

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schiedenen Stellen des Trypanosomenkörpers angreifen, einzuleiten. So sind im Tierexperiment bereits mit der kombinierten Wirkung von Atoxyl, Sublimat und Fuchsin recht ermutigende Resultate erhalten worden. Gerade für die Behandlung der Schlafkrankheit sind von der experimentellen Therapie ersprießliche und maßgebende Direktiven zu erhoffen, und es ist dadurch reiche Gelegenheit gegeben, in den europäischen Heimatländern mitzuwirken an dem Kampfe gegen eine der furchtbarsten Seuchen, welche für die Besiedelung und Verwertung der afrikanischen Kolonien ein so mächtiges Hemmnis bedeutet. Um aber eine systematische Inangriffnahme der verschiedenartigen, hier nur kurz skizzierten Probleme zu ermöglichen, dazu wird es des zielbewußten Zusammengehens aller beteiligten Völker bedürfen, und man muß der englischen Regierung Dank wissen, daß sie durch die Londoner Konferenz die Mittel dazu in die Wege geleitet hat.

Das Recht des Geistes.

Von Geh. Justizrat Professor Dr. Josef Kohler, Berlin.

Man bezeichnet unsere Zeit als die Zeit des Materiellen; man könnte sie besser als die Zeit des Geistes bezeichnen oder als die Zeit der Energie, in welcher wir die Kräfte unseres Denkens in einer bisher unerhörten Weise regen, um die Gewalten der Natur uns dienstbar zu machen und das ruhige Wirken unserer Erde umzuwandeln zur Fabrikstätte unseres Wollens, die Erde selbst zur Sklavin, der wir den Fuß auf das Haupt setzen.

Vom Können zum Wissen ist ein kleiner Schritt, denn beides hängt untrennbar miteinander zusammen, und wenn wir die Herrschaft über die Naturkräfte gewinnen, so bildet sich unser Erfinderwissen alsbald um in ein höheres Geisteswissen: was wir messen und wägen, wird uns zum Gesetze, und keine Technik kann des geistigen Funkens entraten, der, einmal erregt, unendlich weiter brennt und in uns die Begierde zum Wissen und Gestalten entflammt; denn auch das Wissen ist ein Gestalten, nur nicht ein individuelles Gestalten, sondern ein Weltgestalten, und wenn wir uns die Welt im Geiste konstruieren, so bilden wir nach, was außer uns vorhanden ist, und schaffen in unserem Geiste die Welt zum zweiten Male; und wenn wir sonst nur in der Natur wirken können, wirken wir jetzt über die Natur. Wo wir aber wissenschaftlich gestalten, gestalten wir notwendig auch künstlerisch, denn wir sehen uns genötigt, neben der wirklichen Welt eine zweite Welt, eine Welt des Scheines zu schaffen. Wir spielen mit den Elementen, welche die Natur bilden, und spielend erbauen wir uns ein neues All. Wir überbieten die Natur, denn wo sie uns nur das einzige Bild gewähren kann, das in fremdartigem Walten uns anstarrt, da schaffen wir tausende von Welten — und diese Schöpfungen, sie sind die Kunst.

Jahrhundertelang hat das Recht sich mit diesen Gebieten nicht befaßt. Das Altertum wie das Mittelalter waren an die feste, steife Masse der materiellen Welt gebunden, und diese bildete den Stoff für die Konstruktion des Rechts, nur daß der Verkehr und die in dem Verkehr entstehenden tausendfältigen Verpflichtungen ein unkörperliches Element in die Rechtsbewegung hineintrugen und damit das Recht vergeistigten. Aus dem Bauernrecht wurde das Handelsrecht, und die tausendfältigen Beziehungen, in welche die Menschen zueinander traten, boten dem Juristen einen lebenserfüllten Stoff: diesen gestaltet zu haben, ist das ewige Verdienst der römischen Meister.

Doch immer noch blieb die Rechtswissenschaft beschränkt und armselig, denn die höchsten Güter der Menschheit blieben ihr fern. Weder das Denken noch das Bilden, noch viel weniger das Erfinden fanden in ihr einen Widerhall. Kaum daß wir in der Lehre der Spezifikation und Verarbeitung einige Funken von dem Lichte wahrnahmen, das aus diesem Gebiete zu uns herüberstrahlt.

Da war es die Republik Venedig, welche am Ende des 15. Jahrhunderts die ersten Autorprivilegien gab; da waren es die italienischen Städte, welche dem bildenden Handwerke einen Schutz gewährten, und da war es endlich das berühmte englische Monopol-Gesetz von 1623, eines der denkwürdigsten Gesetze, welches die freie Monopolbildung des Königs beschränkte und dem

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Könige nur die Möglichkeit gewährte, solchen Personen Ausschlußrechte zu geben, welche fruchtbare Erfindungen gemacht hatten. Damit war das Erfinderrecht geboren.

Auf solche Weise hat sich das Recht der immateriellen Güter allmählich entwickelt: das Erfinderrecht, vor allem in England und den Vereinigten Staaten; das Urheberrecht an Schriftwerken aber und an künstlerischen Werken erzitterte hauptsächlich in den Gedankengebilden der französischen Revolution, welche Arbeit und Schöpfung des Menschen von künstlichen Schranken befreien wollte, und so kam das 19. Jahrhundert heran. In Deutschland allerdings ist man dieser Ideenmasse auch jetzt noch ziemlich tatenlos entgegengetreten, und die deutsche Rechtswissenschaft in den ersten sieben Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts glaubte andere Dinge tun zu müssen, als sich mit dem Rechte des Geistes zu befassen. Was über das Autorrecht geschrieben wurde, war in hohem Maße dürftig, und bezüglich des Erfinderrechts bot Deutschland so ziemlich nichts. Erst in den siebziger Jahren erwachten wir wie aus einem Traume, und da war es zunächst das Bedürfnis des industriellen Fortschrittes, welches uns zwang, das Erfinderrecht zu bilden. Dieses bildeten wir aber auch in einer Weise, daß wir damit alle Völker überflügelten; ebenso drängte die ungeheure Strebsamkeit in der künstlerischen Ideenwelt, verbunden mit dem Drang nach der Freiheit des Künstlers, der nicht am Tische eines Mäzens tafeln wollte, zu einem ergiebigen Urheberrechtsschutze; nun mußte auch die Rechtswissenschaft dieses Gebiet gestalten, und hierin konnte sie neue Triumphe feiern.

Noch ist es wie ein Traum, daß im Urheberrecht alle Völker voneinander abgetrennt waren wie durch einen mystischen Zaun, und während sonst in der Güterwelt eine gegenseitige Anerkennung der Nationen bestand, so galt noch der Grundsatz: nur der findet Autorschutz, der entweder Inländer ist oder im Inlande sein Werk erscheinen läßt, ein Gedanke, der noch in mittelalterliche Zustände zurückgeht, wie wenn kein Staat sich um den anderen zu kümmern und die Güter des anderen Staates mit zu behüten hätte.

Da war es die Berner Konvention vom Jahre 1886, welche, wenn auch nur zögernd, Abhilfe zu schaffen suchte, und sie wie ihre späteren Verbesserungen haben allmählich den Bann gebrochen, so daß der Gedanke: die Schöpfung im einen Staate solle im anderen Staate gleichheitlichen Schutz und gleichheitliches Recht finden, immer mehr zur Geltung gelangte. Noch im Jahre 1880 stand ich außerordentlich vereinzelt in Deutschland, als ich vollständigen Uebersetzungsschutz und einen Schutz gegen Nacharbeitungen, Umarbeitungen und sogenannte Adaptationen verlangte. Noch immer konnte man sich nicht von der Ansicht loslösen, als ob die Verletzung des Autorrechts einfach Nachdruck sein müsse, und als ob jede leichte Aenderung es gestattete, mit fremdem Gute zu schalten.

Doch jetzt wurde es anders. Nun kam man zu der Überzeugung, daß der Gegenstand des Autorschutzes nicht das geschriebene Buch, nicht das gemalte Bild, sondern die in dem Buche enthaltene künstlerische Formidee und das in dem Gemälde zum Ausdruck gekommene künstlerische Bild (das imaginäre Bild) ist, welches als einheitliches Bild durchschlägt, auch wenn es in hundertfachen Varianten wiedergegeben wird; wo sich der Romane mit einem gewissen Empirismus behilft, will der Deutsche seine feste Konstruktion haben, und sie wurde jetzt gefunden. Nun stand der Weg offen. Im Erfinderrecht war es die technische Idee, die über allen Verwirklichungen schwebt; daher die Möglichkeit, daß an eine Hauptidee sich eine Nebenidee anschließt und an diese eine dritte und auf solche Weise eine Fülle von Schöpfungen zusammenschießen zu einem Ganzen, ebenso wie in der Natur, wo durch eine geistvolle Verschränkung und Verschlingung der Kräfte so Ungeheures geschaffen wird. Man weiß jetzt, daß eine Haupterfindung, wenn ihr ein Recht zukommt, es nicht hindert, daß auch eine Nebenerfindung ihr Recht erlangt, und so entsteht ein Netz von Abhängigkeiten, das immer wieder Änderungen erfährt, indem bald die eine Erfindung frei wird, bald eine neue geschützte Erfindung hinzukommt; man weiß jetzt die eine Idee durch die verschiedensten Gänge hindurchzuführen: man verpflanzt sie auf neuen Boden und verschafft ihr neue Kräfte. Ebenso aber auch in dem Urheber- und Kunstwerkrecht. Das eine Werk wird übersetzt, es wird umgearbeitet, das Bild nachradiert, nachphotographiert, und überall schießt an die eine Schaffensidee eine andere an wie Kristalle, die sich vereinigen und ein

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ganzes bilden. Von den mehreren Berechtigungen folgt eine jede ihrem Rechte, und das Ganze ſteht eigentlich nur dann, wenn die mehreren sich verſtändigen, der gewerblichen Verwertung offen. Doch auch hier kann das Recht sein Schwert in die Wage werfen und dem einen Berechtigten gebieten, gegen Vergütung dem anderen die Benutzung seiner Idee zu geſtatten: denn unter allen Umſtänden soll Kultur Kultur werden.

Viele und neue Blicke gewinnen wir in das Walten dieser Rechte, wenn wir in Betracht ziehen, daß allüberall das häusliche Leben und das gewerbliche sich unterscheiden. Dem häuslichen Leben gewähren wir alle Freiheit, im gewerblichen Leben schlägt das Recht ein, und Erfinder- wie Urheberrecht feiern hier ihre Triumphe. Der Verfasser erlangt das Alleinrecht, das Buch zu drucken und zu verbreiten oder das Werk öffentlich aufführen zu lassen, während im privaten Kämmerlein der Gelehrte sein unantaſtbares Recht hat, sich seine Notizen zu machen, oder die Familie ihre unberührte Befugnis behält, für sich zu musizieren oder dem Phonographen oder Mignonklavier zu lauschen.

Die wichtigſte Entdeckung im Urheberrecht aber war sicher das Ausscheiden des Persönlichkeitsrechts von dem Urheberrecht selbſt, denn über allem Sachen- und Gegenſtandsrecht schwebt das Recht der Persönlichkeit. Die Persönlichkeit hat ihre Befugnis der Intimität, und nie dürfen darum die Gläubiger auf das Manuskript eines Verfassers greifen und es veröffentlichen, wenn er es nicht will. Die Persönlichkeit schlägt durch, wenn man ihr Werk verſtümmeln oder in ungeeigneter Weise ans Tageslicht fördern will, wenn man ihr Bild mit einem fremden Namen bezeichnet, wenn man die dramatische Dichtung in ſtümperhafter Weise aufführt, oder wenn man demjenigen, der mit Mühe und Koſten Nachrichten erlangt hat, sie einfach wegzuhaschen sucht.

Personenrecht und Recht an immateriellen Gütern, das iſt Schibolet unserer Zeit; im Urheberrecht ringt die Rechtswissenschaft mit der ungeheuren Kulturarbeit unserer Tage um die Palme, denn es iſt unser höchſter Wunsch und unser höchſtes Streben: alle Güter der Menschen sollen ihr Recht haben, und die Rechtsordnung soll es bewirken, daß die mächtigen Kulturwerte, die wir schaffen, gewahrt und gefördert werden.

Und wenn im nächſten Jahre die internationale Kommission zur Weiterbildung der Berner Uebereinkunft in Berlin tagt, so können wir den andern Völkern, unter denen bisher Frankreich die erſte Sprache führte, getroſt dasjenige vorweisen, was wir seit den siebziger Jahren im Gebiete des Rechts des Geiſtes geleiſtet haben.

Die neuesten Römischen Ausgrabungen.

Von Gymnasial-Direktor Professor Dr. Otto Richter, Berlin.

I.

Seit einer Reihe von Jahren nehmen die Römischen Ausgrabungen wegen der außerordentlichen Funde und Entdeckungen, die namentlich auf dem Forum gemacht wurden, ein erhöhtes Interesse in Anspruch.

Den Plan syſtematischer Ausgrabungen faßte man in Rom sehr bald nach der Okkupation vom Jahre 1870. Als aber das neue Italien in schonungsloser Weise in dem gänzlich rückſtändig gebliebenen päpſtlichen Rom aufräumte und dem neuen Königreich eine den gebieterischen Anforderungen der Gegenwart entsprechende würdige Hauptſtadt zu bereiten sich anschickte, die auch noch für andere Leute als für Monsignori, Principi, Künſtler und Gelehrte bewohnbar wäre, hatte man bei dem sich überſtürzenden Wesen, das in diesem erſten Stadium der Modernisierung Roms auftrat, die wohl nicht unbegründete Furcht, die Römer könnten auch mit den Reſten aus dem Altertum, wo sie den neuen Ideen im Wege ſtanden, schonungslos aufräumen. Aber erfreulicherweise lag das weder in ihrem Interesse noch in ihren Absichten. Alles konnten sie freilich nicht konservieren, dafür aber tauchte, allerdings wohl nicht unbeeinflußt von dem heftigen Geschrei der interessierten Kreise, der im ganzen bis heute feſtgehaltene Plan der Passeggiata archeologica auf, nach dem das Forum mit dem sich anschließenden Gebiet der Sacra via bis zum Colosseum, der Palatin, die diesem gegenüberliegenden Teile des Caelius und des Aventins

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und das Gebiet der Caracallathermen für alle Zeiten der Bebauung entzogen wurden. Damit waren die Grenzen für das Gebiet der archäologiſchen Forſchung gezogen; es galt nun, durch zweckentſprechende Ausgrabungen die noch von Schutt bedeckten Teile dieſes Gebietes ans Tageslicht zu fördern. Man begann damit, die das Forum durchſchneidenden und einengenden Schuttdämme, die man mit Rückſicht auf die ungehinderte Kommunikation bis jetzt hatte ſtehen laſſen, zu entfernen oder zu verlegen und allmählich die Area des Forums und der ſie umgebenden Gebäude, ſoweit tunlich, freizulegen. Reichlicher Ertrag lohnte dieſe Arbeit. Die Rednerbühne, der Tempel des Divus Julius, die Regia und vor allem das Veſtalinnenhaus mit ſeiner reichen Ausbeute an Statuen und Inſchriften entſtiegen damals dem Boden, und in den achtziger Jahren war das Werk ſo weit gediehen, daß es möglich war, von der Weſtſeite am Fuße des Kapitols auf antikem Boden über das Forum und die Sacra via durch den Titusbogen bis zum Coloſſeum ſich zu bewegen. Eine Erweiterung des Ausgrabungsgebietes ergab ſich durch die Niederreißung der im Süden des Forums an der Ecke des Palatins gelegenen Kirche S. Maria Liberatrice, unter der der Lacus Juturnae mit den ihn umgebenden Anlagen und die in die Ruinen der Kaiserpaläſte eingebaute Kirche S. Maria antiqua zum Vorſchein kamen, und durch die Niederlegung der das Forum im Norden abſchließenden Schuttſchicht, durch die die Reſte der Baſilica Aemilia freigelegt wurden, eine Arbeit, die bis heute noch nicht abgeſchloſſen iſt.

Daß die Ausgrabungen, ſobald man auf das antike Pflaſter kam, Halt machten, iſt natürlich; und die nicht anzuzweifelnde Gewißheit, daß man wirklich auf antikem Boden ſtand, ließ zunächſt den Gedanken nicht aufſteigen, daß man über die dadurch gewonnene Kenntnis hinauskommen könnte. Das war ja klar, daß dies antike Pflaſter ſchlecht, ſehr verbraucht und ſo unregelmäßig gefügt und geflickt war, daß es jedenfalls aus der klaſſiſchen Zeit des Römertums nicht ſtammen konnte. Aber man begnügte ſich mit dem Gefundenen, und ein feſtes Ziel, auf das man mit den Arbeiten losgehen konnte, gab es noch nicht. Nur gelegentlich drang man unter die das Forum bedeckende Pflaſterſchicht, wie z. B. bei den erfolgloſen Grabungen nach dem Fabierbogen, der nach den Schriftſtellernotizen in der Nähe des Fauſtinentempels geſtanden haben mußte. Inzwiſchen wurde jedem Kundigen klar, daß die Ausgrabungen recht oberflächlich gemacht waren. Vereinzelte Nachgrabungen, im Intereſſe von Spezialforſchungen unternommen, zeigten dies nur zu deutlich. So kamen im Oſten des Forums neben den Reſten des Caeſartempels, nur wenige Zentimeter unter der Schuttſchicht, die wohlerhaltenen Fundamente des Auguſtusbogens zum Vorſchein, und es bedurfte des Wegräumens nur weniger Kubikmeter Schutt an der Frontſeite des Caſtortempels, um zu konſtatieren, daß die Vorderſeite dieſes Tempels ganz anders geſtaltet war, als man bisher allgemein angenommen hatte, daß hier die auf allen Plänen verzeichnete, breit zum Forum hinabführende Treppe nicht exiſtierte und nie exiſtiert habe.

Doch dies wurde mit einem Schlage anders, und an Stelle der ſchläfrigen Arbeit auf dem Forum, die nur fortgeſetzt zu werden ſchien »ut aliquid fiat«, trat energiſches, zielbewußtes Handeln, als um die Jahrhundertwende der Venezianer G. Boni die Leitung der Ausgrabungen übernahm. Er entwickelte neben den anderen Eigenſchaften, die ihn zu dieſer Stelle in eminenter Weiſe befähigten, ein ganz außerordentliches Glück. Schon der erſte Schritt, den er machte, war entſcheidend. Er nahm die moderne, aber aus antiken Steinen notdürftig hergeſtellte Pflaſterſtraße, welche vom Severusbogen her längs der Nordſeite des Forums lief, fort und entdeckte darunter, eingelaſſen in die Travertinquadern der Forumsarea ein Pflaſter von ſchwarzem Marmor, jenen Lapis niger, der ſchon durch eine Notiz des Feſtus als der Ort bekannt war, an den die Römer das Grab des Romulus zu ſetzen pflegten. Boni erkannte ſofort, daß hier der Schlüſſel zur Erforſchung des Forums liege, und ſtellte Nachforſchungen unter dem Lapis niger an. Hier nun kam eine Reihe von Bauten und Denkmälern zum Vorſchein, die an Alter und Altertümlichkeit alles überragten, was bis dahin auf dem Forum bekannt geworden war, in erſter Linie der archaiſche Cippus, die vierkantige, allſeitig mit älteſten Schriftzeichen bedeckte Säule, und daneben zwei Poſtamente von uralt einfachen Formen, auf denen einſtmals liegende Löwen geruht hatten, wie ſie das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grab des Romulus geschmückt haben sollen. Alle diese Denkmäler beſtanden aus dem primitivſten Baumaterial Roms, aus Tuff; sie waren keineswegs verfallen, sondern vielmehr gewaltsam zerſtört worden, und das Pflaſter, in das der Lapis niger eingebettet war, lag faſt unmittelbar über ihnen. Es war ersichtlich, daß diese Tuffbauten ebenso wie der Boden, auf dem sie errichtet waren, einer Periode angehörten, in der von den bisher bekannten Forumsbauten noch nichts exiſtierte, und die durch Erhöhung des Niveaus bis zum Lapis niger ein Ende fand. Dies beſtätigten denn auch die in der unteren Schicht fortgesetzten und allmählich bis zur Kirche S. Adriano, also über das ganze Gebiet des ehemaligen Comitiums ausgedehnten Ausgrabungen. Es war mit den Reſten uralter Bauten aus Tuffquadern bedeckt, die dem Beschauer unentwirrbar erscheinen, aber trotz ihrer Zerſtörung immerhin noch ganz beſtimmte Linien erkennen lassen. So bildet z. B. ein Komplex gut aneinander gefügter Quadern eine leicht gekrümmte, längliche, auf Stufen zu erſteigende Plattform, in der man noch jetzt den Unterbau der republikanischen, von Caesar abgebrochenen und ans Weſtende des Forums versetzten Rednerbühne zu erkennen vermag. Caesar iſt es denn auch, wie man längſt aus Schriftſtellernachrichten wußte, gewesen, der im Zusammenhang mit dem Neubau der Curie (S. Adriano) und in Anbahnung jener großen Pläne, die das ganze Gebiet nördlich vom Forum bis zum Marsfeld in einen monumentalen Schmuckplatz verwandeln sollten, das Niveau von Comitium und Forum erhöhte und damit der ganzen republikanischen Herrlichkeit ein Ende bereitete. Boni blieb bei der Bloßlegung dieser vorcaesarischen Bauten nicht ſtehen, sondern er drang noch tiefer, indem er an verschiedenen Punkten des Comitiums Schachte bis auf den gewachsenen Boden hinabtrieb. Sie ließen die Schuttschichten, die vom Anfang der Zeit, wo Menschen hier gesiedelt haben, sich eine über die andere gelegt hatten — im ganzen mehr als zwanzig — erkennen. Eine von diesen Schichten beſtand aus Brandschutt und dürfte die Zeit nach dem gallischen Brande repräsentieren. In deutlichen Reſten war ferner das älteſte Pflaſter des Comitiums erhalten, aus der Zeit des Sulla, schön gefügte Travertinplatten, die durch ihre abweichende Orientierung die Richtung des vorcaesarischen Forums und der älteſten Curie zeigen; dann darüber die Reſte des caesarischen Pflaſters, das hier und überall auf dem Forum nur wenig unter dem jüngſten Pflaſter konſtatiert worden iſt; letzteres iſt vielleicht in der so vieles umgeſtaltenden Zeit des Trajan gelegt worden, die auch das Niveau des Forums noch einmal erhöhte. Später iſt das Pflaſter durch Umlegen der Platten usw. gebessert, aber wohl niemals wieder durch ein neues ersetzt worden, woher die ſtarke Abnutzung der Platten ſtammt.

So hatte die Entdeckung des Lapis niger und die daran sich anschließenden Ausgrabungen ein ganz neues Licht über die Geschichte des Forums verbreitet, und man konnte nun kein anderes Ziel mehr haben, als den Untergrund des Forums, soweit irgend tunlich, zu durchforschen. Und dies Ziel hat Boni mit anerkennenswerter Energie verfolgt und dadurch schöne Resultate errungen. Ihm verdanken wir die Kenntnis jenes Syſtems von rechtwinklig sich kreuzenden unterirdischen Gängen, die das Forum in der Länge und Breite durchziehen und mit ihrem Scheitel bis zur Höhe des caesarischen Pflaſters reichen, also in oder vor der Zeit jener Regulierung angelegt sind, ihm die Entdeckung jener altertümlichen, wahrscheinlich aus sullanischer Zeit ſtammenden und gleichzeitig mit dem Tabularium gebauten Bogenreihe, die als Stützmauer des Clivus Capitolinus nach dem Forum zu diente. Durch Caesars Rednerbühne, die davorgesetzt und zum Teil darübergebaut wurde, und durch den ebenfalls davorgesetzten Tiberiusbogen war sie völlig verschwunden und iſt erſt jetzt durch die gründlichen Aufräumungen in und bei den Roſtra wieder zum Vorschein gekommen. Auch auf der Area des Forums, die nach den Ausgrabungen der siebziger und achtziger Jahre ziemlich leer an Denkmälern sich darſtellte, fand er durch Hinuntergehen unter die oberſte Pflaſterschicht die Fundamente einer Anzahl bemerkenswerter Anlagen und lehrte uns überhaupt den Untergrund des Forums in einer Weise kennen, wie man das vorher nicht geahnt hatte.

Der überraschendſte Fund aber gelang ihm, als er öſtlich vom Fauſtinentempel eine Nekropole aufdeckte, teils Verbrennungs-, teils Beſtattungsgräber, in den Felsboden eingehauen, und damit den Blick in eine Vergangenheit öffnete, in die das Licht der Ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schichte nicht mehr dringt. Wie alt die jüngsten dieser Gräber sind, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, aber sie gehen bis in eine Zeit hinunter, wo nach der uns die ältesten Vorgänge auf römischem Boden verschleiernden Fabeldichtung das Forum schon Mittelpunkt der Stadt Rom und des römischen Lebens geworden sein sollte. Vereinzelte Gräber fanden sich auch auf der Area des Forums selbst, und so sind diese Funde ein starkes Hilfsmittel geworden, die herkömmliche Vorstellung von der Entwicklung der römischen Geschichte zu berichtigen.

Ebenso glücklich, wie diese in raschem Tempo sich folgenden Funde sind, ebenso dankens- und bewunderungswert ist die Exaktheit der Ausgrabungen selbst. Leider hat die offizielle Berichterstattung, die natürlich nur von Boni ausgehen kann, damit nicht Schritt gehalten, und abgesehen von den einschneidendsten Entdeckungen, wie die unter dem Lapis niger und der Gräberstätte, sind wir in wichtigen Punkten auf Zeitungsberichte und Berichte zufälliger Augenzeugen oder auf vorläufige Berichte Bonis selbst angewiesen. Die Notizie degli scavi, das berufene Organ für die römischen Ausgrabungen, schweigen. Damit steht auch wohl im Zusammenhange, daß die Ausgrabungen zum großen Teil nur schwer zugänglich sind, und namentlich die Entdeckungen auf der Area des Forums durch Absperrung der genaueren Betrachtung nicht nur profaner Augen entzogen sind. Aber noch ein anderer Übelstand verdient hervorgehoben zu werden. Als Boni zur Leitung der Ausgrabungen auf dem Forum berufen wurde, imponierte er allgemein durch die vorurteilsfreie und sachliche Weise, mit der er sich in seine Aufgabe vertiefte. Das wurde, nachdem er so viele Erfolge errungen hatte, allmählich anders, und in den letzten Jahren ist kaum ein Denkmal durch seinen glücklichen Spaten ans Tageslicht gefördert worden, ohne daß der Entdecker auch zugleich mit der Deutung des Gefundenen zur Hand gewesen wäre, die gelegentlich ganz verfehlt war. Das würde ja weiter nichts geschadet haben, denn es sind in Rom stets genug Geister an der Arbeit, die sich vorurteilsfreier Erforschung der Wahrheit hingeben, und in Fragen der Topographie des römischen Forums wird Bonis Stimme und Urteil gewiß gern unter den ersten gehört. Aber weniger harmlos, ja geradezu irreführend ist, wenn Boni als Direktor der Ausgrabungen seine persönliche Ansicht durch Inschriften an den Ruinen zur Geltung bringt. So hat er z. B. an dem oben erwähnten Bogengang hinter den caesarischen Rostra, den er gegen alle Wahrscheinlichkeit für eine Rednerbühne hält, den gegenteiligen Meinungen zum Trotz die Inschrift »Rostra vetera« anbringen lassen, und an einem späteren Anbau der trajanisch-hadrianischen Rednerbühne die Inschrift »Rostra Vandalica«, eine Bezeichnung, die es nie gegeben hat, und die lediglich Boni selbst zu verdanken ist. Neben jenem Begräbnisplatz am Faustinentempel sind mehrere nebeneinanderliegende kleine Kammern hohen Alters zum Vorschein gekommen, deren Bestimmung nicht klar ist. Boni hat sie durch eine Inschrift zum »Carcer« gestempelt, eine Bezeichnung so unglücklich wie möglich, da hier an der Sacra via jedenfalls kein Gefängnis gelegen hat, es auch überdies zu oft und sicher bezeugt ist, daß es außer dem Carcer an der Westseite des Comitiums keinen weiteren gegeben hat. Es wäre bedauerlich, wenn mit der Anbringung solcher Inschriften fortgefahren würde, und man auf dem Forum eine Wiederholung des Systems von Pietro Rosa erleben sollte, der den ganzen Palatin mit seinen Orientierungstafeln bedeckt hatte, die jetzt alle wieder verschwunden sind.

II.

Für weitere Kreise interessant sind auch die Untersuchungen, die Boni an der Trajanssäule gemacht hat. Ursprünglich unternommen, um über die Basis der Säule und die darin befindliche Grabkammer Trajans Sicherheit zu gewinnen, führten sie zu einer lebhaften Erörterung über die Bedeutung der auf der Basis stehenden Inschrift. Es heißt in dieser, daß Senat und Volk von Rom (die Säule) dem Kaiser Trajan zu Ehren gesetzt hätten: »ad declarandum, quantae altitudinis mons et locus tantis operibus sit egestus«, d. h. — wie man bisher ohne Widerspruch annahm — »um zu zeigen, bis zu welcher Höhe der Berg und der Platz für so gewaltige Bauten abgetragen wurde«, wozu über ein Jahrhundert später Dio Cassius als Erklärung hinzufügt, daß vorher das ganze Terrain bergig gewesen sei, Trajan es aber so weit habe abtragen lassen, wie die Säule anzeige, und dadurch den ebenen Bauplatz

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für das Forum geschaffen habe. Das kann aber nicht richtig sein, denn Nachgrabungen, die schon fast vor einem Jahrhundert angestellt wurden, haben ergeben, daß in nächster Nähe der Säule unter dem Pflaster des Forums Spuren von Straßen, Gebäuden usw. existieren. Gleiche Reste hat man auch unter anderen Teilen der sehr umfangreichen Forumsanlage entdeckt, so daß darüber wohl kein Zweifel herrschen kann, daß ein Berg von der Höhe der Säule hier nicht gewesen ist, und daß die fast allgemeine Vorstellung, Quirinal und Forum seien ursprünglich durch einen Höhenzug verbunden gewesen, den erst Trajan niedergelegt hätte, irrig ist. Zudem kennt man ja die von jeher um den Nordfuß des Kapitols vom Forum auf das Marsfeld führende Verbindungsstraße, und an ihr, um von anderen Bauten zu schweigen, das aus republikanischer Zeit stammende Grabmal des Bibulus, das uns durch seinen Unterbau das Niveau der Straße kennen lehrt.

Also, was man bis jetzt aus der Inschrift herausgelesen hatte, konnte sie nicht bedeuten, sie mußte einen andern Sinn haben. Nun erst nahm man Anstoß an den Worten. Die Verbindung von »altitudo« sowohl mit »mons« als mit »locus« erschien auffällig, da wohl der Berg hoch, der »locus« aber nur breit sein konnte. Man nahm also an, daß »altitudo« durch ein Zeugma in Beziehung auf letzteres gleich »latitudo« sei. Eine ähnlich schwankende Bedeutung schien auch das Wort »egestus« (abgetragen, fortgeschafft) zu haben. Es hatte wohl einen Sinn, in Beziehung auf »mons«, aber nicht auf »locus« von abtragen oder fortschaffen zu reden. So griff man zu andern Mitteln der Erklärung, die zum Teil äußerst sonderbar waren, z. B. daß die Höhe der Säule gleich der Seite eines Würfels sein sollte, der entstehen würde, wenn man das gesamte Material, das zum Bau des Forums verwendet und zu diesem Zweck aus dem Steinbruch (mons) fortgeschafft (egestus) wurde, aufeinander häufte. Ob der Urheber dieser Meinung sich wohl klar gemacht hat, wieviel Material dazu gehört, um einen Würfel von 100 Fuß Seite auszufüllen? Oder ob um solcher kaum vorstellbaren und im Grunde ganz gleichgültigen Idee willen Senat und Volk von Rom ein solches Bauwerk aufgerichtet haben würden? Einen andern Weg schlug Boni ein. Er verwarf die Übersetzung »fortschaffen« für »egerere« und adoptierte die auch sonst schon z. B. im Lexikon von Georges enthaltene Bedeutung ‚emporführen' und interpretierte die Inschrift folgendermaßen: »Um zu zeigen« (per mostrare, was er in einer späteren Erklärung ersetzt durch per far vedere), wie hoch der Berg (d. h. der Abhang des Quirinals) und die Ebene mit so großen Bauwerken überhöht worden sei. Aber auch diese Erklärung, nach der die Säule eine Aussichtswarte sein sollte, von der aus man das Forum übersehen konnte, geht nicht an, selbst wenn man die Übersetzung an und für sich für möglich hielte. Zum Vergleich führt Boni das Paneion in Alexandria an, von dem Strabo sagt: »Es ist eine künstlich hergerichtete kegelförmige Höhe, gleichend einem Felsen, und zugänglich vermittels eines spiralförmig gewundenen Weges. Von dem Gipfel kann man die ganze ihr zu Füßen liegende Stadt nach allen Seiten übersehen.« Davon ist aber bei der Trajanssäule nicht die Rede. Denn abgesehen davon, daß diese nicht hoch stand, sondern auf einem niedrigen, zwischen Kapitol und Quirinal eingebetteten Platze, beschränkten auch die hohen Mauern, die das Forum von allen Seiten umgaben (ein ansehnlicher Rest davon ist noch am Quirinalsabhang erhalten), den Ausblick lediglich auf dieses, und das sollte ja auch, wenn wir der Bonischen Übersetzung der Inschrift folgen, der Zweck dieser Warte sein. Aber bedurfte es denn überhaupt der Säule, um zu sehen, wie hoch der Berg und die Ebene durch die Bauten des Forums überhöht war? Ich dächte, diese sprachen für sich selbst.

Die Säule ist nicht von Trajan und nicht mit dem Forum zusammen, sondern nachträglich von Senat und Volk von Rom dem Kaiser zu Ehren errichtet worden. Was veranlaßte diese Ehrung? Das ist doch wohl die Frage, die bei Erklärung der Inschrift in erster Linie entscheidend ist. Und auf diese giebt uns die Entwicklung der Kaiserfora Antwort. Von Julius Caesar war der Gedanke ausgegangen, das enggebaute und dichtbevölkerte Quartier, das zwischen Kapitol und Quirinal vom Forum bis an die Stadtmauer und über diese fort bis zum Marsfelde sich ausdehnte, niederzureißen und durch eine Folge von Prachtbauten das gleichfalls mit Prachtbauten sich bedeckende Marsfeld mit dem Forum zu verbinden. Caesar selbst konnte diesen Gedanken nur zum

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kleinen Teil durch die Gründung des Caesarforums ausführen. Schon der Erwerb des Bauplatzes für dieses machte Schwierigkeiten und verursachte außerordentliche Koſten. Augustus fuhr in der Verwirklichung von Caesars Plan fort; er errichtete sein Forum und drang mit ihm bis hart an den Fuß des Quirinals vor, konnte es aber, da er auf Schwierigkeiten im Erwerb des Grund und Bodens ſtieß, nicht so groß bauen, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte. Damit aber kam die Ausführung von Caesars Plan zum Stillſtand, ja er schien ganz aufgegeben, denn die nächſten Kaiserfora des Vespasian und des Domitian (Nerva) schließen sich nach Süden zu an das des Auguſtus an. Der Stadtteil zwischen Auguſtusforum und Marsfeld blieb noch länger als ein Jahrhundert in dem alten Zuſtand. Hohe Miethäuser an engen, winkligen Gassen bedeckten die Einsenkung und zogen sich in der Weise, wie wir es noch am Palatin sehen können, den Abhang des Quirinals hinauf. Ursprünglich war die alte, aus der Zeit nach dem Galliereinfall ſtammende Befeſtigungsmauer aus Tuffquadern vom Kapitol über die Einsenkung zum Quirinal gelaufen, aber schon seit Sullas Zeit war sie unter den von beiden Seiten darangebauten Häuserreihen verschwunden, auch wohl, seitdem Rom eine offene Stadt geworden war, zum Teil demoliert. Unterdessen hatte sich das Marsfeld mit den herrlichſten Prachtbauten bedeckt, auch Forum und Sacra via hatten sich in der schon von Caesar geplanten Weise entwickelt, nur dies dazwischen liegende Quartier war dasselbe geblieben. Ein Versuch Domitians, in dieses Häusergewirr einzudringen, zeigt, daß das Bedürfnis, die hindernde Schranke zwischen dem Zentrum der Stadt und dem Marsfeld niederzulegen, ſtets gefühlt wurde. Da war es Trajan, der durch die Anlage seines Forums den würdigen Zugang zum Marsfeld öffnete und damit Caesars Plan endlich durchführte. Die Ausführung war nicht leicht. Um den Bauplatz zu schaffen, mußte die Lücke zwischen Kapitol und Quirinal erweitert und der Abhang des Quirinals abgeſtochen werden. Damit fielen zugleich die den Abhang bedeckenden Häuser und sodann das ganze Häuserquartier zwischen Quirinal und Kapitol. Diese endlich erreichte Niederlegung muß auf die Römer wie eine Befreiung aus hemmenden Fesseln gewirkt haben, und darum wollten sie, daß sie der Nachwelt überliefert würde, und setzten auf die dem Andenken Trajans gewidmete Säule die Inschrift: »Um zu zeigen, bis zu welcher Höhe der »mons«, d. h. der Abhang des Quirinals, und der »locus«, d. h. das Berg und Tal bedeckende Häuserquartier, für so große Bauten abgetragen sei.«

Es iſt ein verhängnisvoller Irrtum, daß die Erklärer der Inschrift »locus« als Bezeichnung des Platzes genommen haben, auf dem das Forum errichtet wurde, was es gar nicht heißen kann. Bauplatz heißt »area« oder »solum«, wie z. B. gerade vom Bau des Caesarforums es bei Plinius heißt, daß Caesar das »solum exstruendo foro«, den Grund und Boden zur Errichtung seines Forums, für ungeheures Geld erworben habe. Dagegen wird »locus« nie für den Platz in seiner räumlichen Ausdehnung gebraucht, sondern in seiner natürlichen und sonſtigen Beschaffenheit. Horaz scheidet diese Bedeutungen aufs schärfſte, indem er sagt:

> vivere naturae si convenienter oportet
> ponendaeque domo quaerenda est area primum,
> novistine locum potiorem rure beato?

(Wenn es vernünftig iſt, ein naturgemäßes Leben zu führen, und man für den Bau eines Hauses zunächſt einen Bauplatz suchen muß, kennſt du da einen Ort, der dem gesegneten Lande vorzuziehen iſt?). Varro definiert »locus« mit den Worten: »ubi quicquam consistit«, und Cicero setzt ausführlich auseinander: »Natürliche Eigenschaften der »loca« sind, ob sie am Meere liegen oder im Binnenlande, ob sie eben oder bergig sind, glatt oder rauh, gesund oder verseucht, schattig oder sonnig; zufällige Eigenschaften, ob sie urbar gemacht oder verwildert, belebt oder öde, mit Häusern bedeckt oder unbebaut, unbekannt oder durch geschichtliche Spuren berühmt, den Göttern geweiht oder profan sind.« So wird »locus« also ganz selbſtverſtändlich für Häuserquartiere oder Häuserkomplexe gebraucht, wie auch Ovid von dem Komplex der dem Dienſte der Vesta geweihten Bauten sagt:

> Hic locus est Vestae, quae Pallada servat et ignem,
> haec fuit antiqui regia parva Numae.

(Hier iſt die Behausung der Vesta, die das Palladium und das ewige Feuer bewahrt; hier war auch einſt das kleine Königshaus des alten Numa.) So also heißt auch auf der Trajanssäule das von dem Kaiser nieder-

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

geriſſene Häuſerquartier »locus« mit einem Worte, das kein Römer mißverſtehen konnte. Die modernen Römer haben übrigens ſeit Jahrzehnten ein Analogon zu der auf der Baſis der Säule gerühmten Tätigkeit des Trajan vor Augen. Um das Nationaldenkmal für Viktor Emanuel zu ſchaffen, mußte zunächſt der Nordabhang des Kapitols von allen Bauten und Baureſten, modernen und antiken, befreit und das den Fuß des Kapitols umgebende Quartier voll winkliger Straßen niedergelegt werden — eine Arbeit, die noch nicht ganz vollendet iſt. Auch hier fielen »mons et locus«, um einem monumentalen Bau Platz zu machen. Hoffen wir, daß er bei ſeiner endlichen Vollendung die Mühe und die Opfer lohnt, die er gekoſtet hat.

Sehr überraſchende Entdeckungen ſind in der allerneueſten Zeit auf dem Palatin gemacht worden. Dort liegen in der ſüdweſtlichen Ecke des Hügels Bauten aus ſcheinbar ſehr alter Zeit; ihre Mauern beſtehen aus übereinander geſchichteten Quadern von Tuff, auf denen ſich zum Teil unbeholfene Steinmetzzeichen befinden. In Wirklichkeit aber ſtammen dieſe Mauern aus dem erſten oder zweiten Jahrhundert v. Chr., nur das Material iſt der demolierten Befeſtigungsmauer des Palatins entnommen, deren Lauf noch an einer Stelle nachweisbar iſt. Was für Bauten das geweſen ſind, iſt bis jetzt nicht ergründet worden, Dispoſition und Aufbau ſind für uns unverſtändlich. Hier nun hat die Regierung Ausgrabungen unternommen, die gleich in ihren erſten Stadien eine Nekropole zu Tage förderten. Unter den Gräbern befindet ſich eins, das nach einem darin gefundenen Gefäß in das 4.—5. Jahrhundert v. Chr. zu ſetzen iſt. Dieſelben Ausgrabungen haben auch ein Stück der alten Palatinsbefeſtigung ans Tageslicht gebracht, und dies durchſchneidet die Nekropolis. Zu beiden Seiten der Mauer finden ſich Gräber. Die Tragweite dieſer Entdeckungen iſt noch nicht zu überſehen, und es wäre vorſchnell, jetzt im Anfange der Ausgrabungen Schlüſſe auf die älteſte Geſchichte Roms zu ziehen. Aber eins ſpringt ſofort in die Augen: die alten Quadermauern Roms, ſowohl die Stadtbefeſtigung als die Sonderbefeſtigungen der Römiſchen Hügel, ſtammen, wie jetzt feſtſteht, aus der Zeit nach der Gallierkataſtrophe. Daß ſie auf dem Palatin über eine Nekropole hinweg geführt worden ſind, die etwa ein halbes Jahrhundert vorher noch in Gebrauch war, zeigt, wie gründlich die galliſche Zerſtörung geweſen iſt, und daß nach ihr eine neue Periode beginnt, die, auf ihre eigenen Intereſſen bedacht, mit den Traditionen der Vergangenheit gebrochen hat.

An die Gallierkataſtrophe erinnerte noch eine andere Ausgrabung. Im Dezember 1906 wurde unweit des Punktes, an dem die Allia aus den Cruſtuminiſchen Bergen kommt, und unweit der Via Salara ein monumentaler Rundbau von koloſſalen Dimenſionen entdeckt. Die Außenmauern ſind (nach Pasquis Mitteilung) von ſehr großen, ſorgfältig im Läufer- und Binderſyſtem geſchichteten Travertinquadern errichtet, der Durchmeſſer beträgt 34 m 100 römiſche Fuß. Die Innenmauern, die den Raum ſternförmig einteilen, ſind Gußwerk von Tuff- und Ziegelbrocken. Der Bau entſpricht in ſeinem techniſchen Charakter der letzten Zeit der Republik. Seine Bedeutung iſt ganz unſicher. Lediglich ſeine Lage unweit der Allia hat die Vermutung aufkommen laſſen, es ſei ein Denkmal für die in der Alliaſchlacht Gefallenen; ſchwerlich richtig. Denn die Schlacht fand 11 Miglien von Rom ſtatt, da, wo die Allia von der Via Salara, mit der ſie nach ihrem Austritt aus den Bergen mehrere Miglien parallel läuft, quer über die Uferebene zum Tiber fließt. Von dieſer Stelle iſt aber der Bau ſo weit entfernt, daß er ſchwerlich einen Bezug auf die Schlacht haben kann. Die weitere Frage, ob die Römer überhaupt Denkmale dieſer Art gehabt haben, iſt wohl zu bejahen. Cicero plädiert in ſeiner vierzehnten philippiſchen Rede lebhaft für die Errichtung eines möglichſt prachtvollen und großartigen Denkmals für die bei Mutina Gefallenen. Daß dies Denkmal auf dem Schlachtfelde errichtet werden ſoll, ſagt er freilich nicht, es iſt aber nicht ausgeſchloſſen. Für unwahrſcheinlich aber muß gelten, daß die Römer das Andenken einer der Vergangenheit angehörigen Heldentat oder gar Niederlage, wie hier, noch nach Jahrhunderten durch ein Denkmal geehrt haben ſollen. Was der Bau bedeutet hat, iſt augenblicklich ſchwer zu ſagen. Die Ausgrabung, von einem Privatmann begonnen und nur vorübergehend vom Staate gefördert, iſt nicht zu Ende geführt, vielmehr iſt das meiſte von dem ſchon Aufgedeckten wieder verſchüttet. Als ich die Ausgrabungsſtätte in dieſem Frühjahr auf-

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

suchte, ſteckte alles im Wasser, und es war unmöglich, etwas daran zu sehen. Es wird mit dieser Ausgrabung gehen, wie mit so mancher anderen. Nachdem man sie erſt mit Feuereifer angegriffen, dann wegen irgendwelcher Schwierigkeiten aufgegeben hat, wird man sich ihrer eines Tages erinnern und sie zu Ende führen. Bis dahin wird man sich mit der Deutung des seltsamen Baues gedulden müssen.

Zwei mittelasiatische Entzifferungsprobleme.

Von Professor Dr. Ernst Leumann, Straßburg i. E.

Vor etwa 15 Jahren traten in Oſtturkeſtan einige handschriftliche und andere Überreſte zutage, die zunächſt kaum ahnen ließen, daß in dem öden Gebiete eine gänzlich verschollene Kultur der Ausgrabung und Erschließung harre. Als aber die Überzeugung hiervon sich Bahn brach, beeilten sich die großen Kulturſtaaten, wissenschaftliche Expeditionen dahin abzusenden, und es sind so seit dem Jahre 1898 zahlreiche größere und kleinere Expeditionen, russische, anglo-indische, preußische, französische und wohl auch andere, an der Arbeit gewesen. Wenn darüber noch recht wenig Kunde in die breite Öffentlichkeit gelangt iſt, so liegt dies im wesentlichen daran, daß die Hauptmasse der Funde so fragmentarisch und zugleich so vielartig iſt, daß es besonderer Anſtrengungen bedarf, ehe etwas Zusammenhängendes über das Erreichte und über die Perspektiven, die sich eröffnen, dargelegt werden kann. Auch an dieser Stelle kann nicht der Versuch gemacht werden, über die ſtille internationale Arbeit, die im Gange iſt, irgend Großzügiges zu berichten. Aber es dürfte erlaubt sein, wenigſtens von den beiden Entzifferungsproblemen, die dabei aufgetaucht sind, so viel zu sagen als gegenwärtig davon zu sagen möglich iſt.

Es gibt sehr verschiedene Entzifferungen. Ja, man darf wohl sagen, daß keine Entzifferung der andern gleiche. Immer zwar soll ohne direkte Hilfsmittel wie Grammatik, Wörterbuch und dergleichen ermittelt werden, was schriftliche Aufzeichnungen sagen wollen. Aber die indirekten Hilfsmittel, auf denen also die Feſtſtellung des Inhalts beruhen muß, können in unabsehbarer Ungleichartigkeit gegeben sein oder sich beschaffen lassen.

Das Unbekannte taucht zunächſt ſtets innerhalb eines beſtimmten Kulturzusammenhanges auf, und es gilt da, irgend welche Fäden zu finden, zu verfolgen und zu deuten, die in Schrift oder Sprache vom Bekannten zum Unbekannten hinleiten. Sodann hat das Unbekannte auch seine Eigenart, sein Syſtem, und da heißt es, durch sorgfältigſte Beobachtung und Analyse gewisse Einblicke zu gewinnen. Im allgemeinen werden sich Bemühungen im einen und andern Sinne gegenseitig unterſtützen müssen. Doch wird die Art, wie dies geschehen kann, in jedem einzelnen Falle wieder eine besondere sein.

Zuweilen liegt der Schwerpunkt der Entzifferungsarbeit im Verſtehen der Schrift, zuweilen im Begreifen der Sprache, seltener in beidem zugleich. Wo die Sprache zu ergründen iſt, da wird man kaum ganz ans Ziel kommen, ohne daß mittels einer Bilingue oder sonſtwie irgend ein in bekannter Sprache verfaßtes Duplikat oder Analogon helfend eintritt. Aber es kann sein, daß ein solches Duplikat oder Analogon dem Entzifferer von Anfang an zu Gebote ſteht, oder daß es erſt spät zu seiner Kenntnis kommt; auch gibt es Fälle, wo er selber es erraten oder ermitteln muß.

Wenn uns nun Oſtturkeſtan seit etwa 15 Jahren durch seine literarischen Überreſte zwei Entzifferungsprobleme aufgegeben hat, so waren faſt vom Anfang an durch Kulturbeziehungen gewisse Hilfsmittel geboten, die eine allmähliche Bewältigung der Probleme zwar nicht in nahe Aussicht ſtellten, aber doch mit Sicherheit in absehbarer Zeit erwarten ließen. Von den neuen oder wenig bekannten Schriftarten, die sich zeigten, schieden mit der Zeit einige aus, indem sie sich durch Marc Aurel Steins Bemühungen als Fälschungen erwiesen; die übrigen aber schlossen sich einerseits als Zeugen einer ältern Kulturschicht unmittelbar an das bis in die Anfänge unserer Zeitrechnung im

Digitized by Google · Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nordweſtlichen Indien übliche Alphabet an, andrerſeits als Zeugen einer jüngern Kulturſchicht mehr oder weniger eng an das indiſche **Hauptalphabet**, ſo wie es im frühen Mittelalter ausſah. Und ſobald daraufhin unter den Funden der letztern Art — die der erſtern, die inzwiſchen von **Senart** und **Rapſon** unterſucht worden ſind, laſſen wir hier ganz beiſeite — Stücke aus buddhiſtiſchen Sanskritwerken erkannt waren, konnten in der Hauptſache auch die ſonſtigen Funde, die mit weſentlich denſelben oder ähnlichen Zeichen zwei unbekannte Sprachen lieferten, äußerlich geleſen d. h. lautlich annähernd beſtimmt und transcribiert, aber noch nicht inhaltlich verſtanden werden. Und noch weiteres wurde wiederum auf Grund des nach Indien hinweiſenden Kulturzuſammenhangs erreicht: die fremdſprachigen Schriftſtücke ließen innerhalb des Chaos ihrer Silben zahlreiche Worte erkennen, die mehr oder weniger deutlich Sanskritgepräge aufweiſen und die alſo als **Lehnworte** in die beiden unbekannten Idiome Aufnahme gefunden haben müſſen. Mit Vorſicht war dabei zu erwägen, ob die gegebenen Abweichungen vom Sanskrit, wie wir es ſonſt kennen, den ſprachlichen Zuſammenhang nicht überhaupt in Frage ſtellen, ſondern ſich aus dem Charakter der unbekannten Sprachen begreifen laſſen, ob z. B., wenn uns in einer dieſer Sprachen *nervān* und *bram* begegnen, darin die Sanskritworte *nirvāṇa* und *brahman* (oder *brāhmaṇa*) geſehen werden dürfen, die alſo durch die Dämpfung des *i* zu *e* und die Weglaſſung des *h* dem Lautſtand des unbekannten Idioms angepaßt worden ſein müßten. Die Lehnworte nun haben bereits einen gewiſſen Aufſchluß über den Inhalt der Schriftſtücke geliefert. Indem unter dieſen Lehnworten einige buddhiſtiſche Ausdrücke wie das genannte »Nirvāṇa«, ferner buddhiſtiſche und andere Perſonennamen und ſchließlich zahlreiche Arzneimittelbezeichnungen begegnen, iſt zu erkennen, daß in der Hauptſache bis zur Stunde als oſtturkeſtaniſche Funde der ſpäteren Schicht folgende vier Gruppen von Literaturſpuren unbekannter Art allgemein zugänglich geworden ſind:

1. in der einen der beiden unbekannten Sprachen
   a. Stücke aus buddhiſtiſchen Werken,
   b. ein Arzneimittelbuch,
2. in der andern der beiden unbekannten Sprachen
   a. Stücke aus buddhiſtiſchen Werken,
   b. Geſchäftsdokumente.

Das wichtigſte der aus der Gruppe **1a** veröffentlichten Fragmente beſteht aus zwei in St. Petersburg aufbewahrten Blättern, denen ich eine 1900 in den Mémoires der Petersburger Akademie erſchienene Abhandlung gewidmet habe. Die Eigenart der in Betracht kommenden Sprache konnte in dieſer Abhandlung nach mehreren Richtungen feſtgelegt werden, unter anderm, weil es mir trotz der Unvollſtändigkeit aller vorhandenen 24 Blattzeilen gelungen war, in ihrem Silbenbeſtand ein feingebautes, fünfteiliges Metrum nachzuweiſen. Zum Teil auf Grund des Metrums ließ ſich faſt durchgängig zeigen, welche Silben feſte Worte bilden oder zu feſten Worten zuſammengehören, und welche Silben nur den Sinn von Präfixen oder Suffixen haben, womit denn die Möglichkeit gegeben war, nach allenfalls verwandten Sprachen zu forſchen. Zugleich ward wahrſcheinlich gemacht, daß das Bruchſtück nicht aus einem Originalgedicht, ſondern aus der metriſchen Wiedergabe eines Sanskritgedichtes ſtamme. So mochte die Einſicht, daß in dem Fragment die Strophenteile 64[b] bis 77[d] vorliegen (mit a bis e bezeichne ich je die fünf Teile einer Strophe), dazu auffordern, an der Hand der Strophenzahlen und der in gewiſſen Strophenteilen begegnenden Sanskrit-Lehnworte die geſamten Strophenteile innerhalb einer der bisher bekannten buddhiſtiſchen Literaturen — ſei es nun im Sanskrit oder im Tibetiſchen oder im Chineſiſchen — aufzuſuchen. Die Auffindung eines ſolchen andersſprachigen Duplikates, welche die Entzifferung ſofort in ein ganz neues Stadium rücken würde, iſt bis zur Stunde noch nicht gelungen, offenbar, weil noch keine ernſthaften Anſtrengungen gemacht worden ſind. Daß ſie bei zähem Suchen ſicher zu erwarten ſteht, wird jeder glauben, der lieſt, was im folgenden über das Hauptfragment unſerer Gruppe 2a zu ſagen iſt.

Von dem unter **1b** genannten Arzneimittelbuch ſind 42 vielfach ihrer Zeichen ganz oder teilweiſe verluſtig gegangene Blätter erhalten, die **Hörnle** — zum Teil von mir unterſtützt — im Jahre 1902 in ſorgfältiger Weiſe der Forſchung zugänglich gemacht hat:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im erſten Extra-Number des Journal der Asiatic Society of Bengal für 1901 transcribierte er die Blätter und vereinigte die darin vorkommenden sanskritischen Arzneimittelnamen und fremdsprachigen Worte je in einem besondern Index; überdies veröffentlichte er ziemlich gleichzeitig in wenigen Exemplaren eine photographische Reproduktion der Blätter zusammen mit vier Druckseiten »Explanatory Remarks«. Eine eingehendere Untersuchung des damit gebotenen Materials ſteht annoch aus. Sie würde, wie mir scheint, mindeſtens dazu führen, von ein paar unbekannten Worten die mutmaßliche Bedeutung zu gewinnen. Freilich sollte man angesichts der wegen vieler Zeichen und wegen der Blattfolge noch beſtehenden Zweifel, da eine Verwertung auch der unscheinbarſten Indizien erforderlich iſt, zur Kontrolle des Transkripts und der Photographie immer noch das Original zur Verfügung haben.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

Die Osiris-Erbschaft des Pasteur-Instituts.

Die Würdigung Paſteurs, die Ihre Zeitschrift aus der Feder des berühmten Bakteriologen v. Behring gebracht hat, iſt auch hier mit größtem Interesse gelesen worden. Zeigt sie doch, daß die Verdienſte, die der große Hygieniker, der so ganz der Typus eines Franzosen war, sich auf dem Gebiet der Bakteriologie erworben hat, auch im Auslande in ihrer vollen Bedeutung anerkannt werden. Bei den Franzosen iſt Paſteur auch jetzt, 12 Jahre nach seinem Tode, noch Gegenſtand höchſter Verehrung. Einen neuen Beweis dafür gibt das Vermächtnis des kürzlich verſtorbenen Bankiers Daniel Osiris für das Paſteur-Inſtitut. Über dies Vermächtnis iſt durch die Presse so viel Falsches und Widerspruchsvolles verbreitet worden, daß es gewiß interessieren dürfte, hierüber Authentisches zu erfahren. Durch Erkundigungen an maßgebender Stelle iſt es dem Schreiber dieser Zeilen möglich geworden, Ihnen das Folgende mitzuteilen.

Der im Alter von 82 Jahren verſtorbene Bankier Osiris hat ein Vermögen von 46 Millionen Francs hinterlassen, die Erbschaftsſteuer wird etwa 6 Millionen betragen, das Paſteur-Inſtitut iſt zum Universalerben eingesetzt und wird nach Abzug einer Reihe von Legaten in den Besitz von etwa 30 Millionen Francs gelangen. Das Inſtitut, das in seiner segensreichen Wirksamkeit schon durch mehrere größere Stiftungen, z. B. die des Zaren Alexander III., des Barons Rothschild, der Baronin Hirsch und der Frau Boucicault, unterſtützt worden iſt, wird durch diese Riesenerbschaft auf eine ganz andere Grundlage geſtellt. In zwei Jahren — so lange dürfte die Abwicklung der Erbschaft dauern — wird das Inſtitut den Besitz und die Nutznießung der 30 Millionen antreten können. Man darf sagen, daß es sein oder vielmehr seines Direktors, des berühmten Bakteriologen E. Roux, eigenes Verdienſt iſt, daß der Erblasser ihm seinen ganzen Reichtum zugewandt hat. Osiris gehörte nicht, wie der Fernſtehende wohl glauben möchte, zur Hochfinanz; die Verhältnisse der jüdischen Familie in Bordeaux, der er entſtammte, waren sehr bescheiden gewesen; als Angeſtellter eines Bankhauses hatte er in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreiches durch geschickte Börsengeschäfte sein Vermögen erworben, hatte dann auch als reicher Mann — besonders als seine Frau nach kurzer Ehe verſtorben war — seine einfache und mäßige Lebenshaltung beibehalten und zugleich sich als kluger Mann zur Zeit von den Geschäften zurückgezogen; sein Kapital hat sich in den letzten 30 Jahren verfünffacht. Er war lange als Philanthrop und Mäcen bekannt; dem französischen Staat hat er das Schloß Josephinens, La Malmaison, geschenkt, das in ein Napoleonisches Museum umgewandelt worden iſt, Paris verdankt ihm die Alfred de Musset-Statue von Anton Mercié, seine Glaubensgenossen die Synagoge in der Rue Buffault. In Beziehung zur Wissenschaft trat Osiris besonders durch die Stiftung des alle drei Jahr zu verteilenden Hunderttausendfrancs-Preises für eine wichtige Entdeckung oder ein hervorragendes Werk. Zuletzt hat ihn Albert Sorel für sein Werk »L'Europe et la Révolution française« erhalten, ein andermal Frau Curie für ihre Radiumforschungen zusammen mit dem Ingenieur Branly, dem wir wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie verdanken. Auch E. Roux iſt mit diesem Preise ausgezeichnet worden, dessen Geldbetrag wohl nur von den Nobelpreisen übertroffen wird. Roux aber hatte, obgleich er in den einfachſten Verhältnissen lebt, seinem Inſtitut die ganze Summe überwiesen, um für sie Menschenaffen zum Studium der Syphilis anzukaufen. Die Übertragbarkeit der Syphilis auf den Affen iſt im Verlaufe dieser Studien entdeckt worden. Die uneigennützige Verwendung, die Roux von dem Preise zum Beſten der Wissenschaft machte, rief in Osiris aber den Gedanken wach, das Inſtitut, das in solchem Geiſte geleitet wird, zum Universalerben einzusetzen, nicht den Staat, wie er anfangs beabsichtigt hatte. Dieser erbt die gesamten Kunſtsammlungen des Verſtorbenen. »Mit einer Million jährlich«, hat Osiris kurz vor seinem Tode gesagt, »kann das Inſtitut schon schöne Erfolge erzielen«. Das Inſtitut, im 15. Arrondissement gelegen, nimmt eine Grundfläche von mehr als 3 Hektaren ein. Von seinen vier Abteilungen iſt dem großen Publikum eigentlich nur die älteſte bekannt, das bakteriologische Inſtitut, das im Jahre 1888 eröffnet worden iſt. Sechs Jahre später wurde das Inſtitut für Serumtherapie errichtet. Noch jünger sind das Paſteur-Spital und das Inſtitut für

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

biologische Chemie, das erst aus dem Jahre 1903 stammt. Vor allem ist in dem Institut eine bakteriologische und biologische Versuchsstation großen Stils zu sehen. Gegenwärtig ist man in ihm besonders bemüht, ein Serum gegen die Syphilis mit Hilfe der obenerwähnten Versuche aufzufinden. In den Hintergrund dagegen ist der Kampf gegen die beiden anderen Würgengel der Menschheit, Tuberkulose und Krebs, getreten. Dadurch mag wohl die nach dem ersten Bekanntwerden der Erbschaft auftauchende Nachricht veranlaßt worden sein, Osiris habe die Bestimmung getroffen, daß die Summe zur Erforschung der Krebskrankheit, der Tuberkulose und anderer ansteckender Krankheiten verwendet werden solle. Wie gesagt, wird über die Abwicklung der Riesenerbschaft noch geraume Zeit vergehen, und die Meldungen, daß Roux und sein Vertreter Metschnikoff eine völlige Neuorganisation der verschiedenen Dienstzweige planen, sind eben weiter nichts als Vermutungen. An der rechten Verwertung der Spende zum Besten der medizinischen Wissenschaft darf wohl nicht gezweifelt zu werden. Osiris, dem man es nicht vergeben wollte, daß er seine früheren einfachen Verhältnisse nicht vergessen konnte, hat oft Vorwürfe und Spott über seinen Geiz gehört. »Es erfüllt mich mit Befriedigung«, bemerkte er auf solche Angriffe, »zu denken, daß dieser Geiz den Unglücklichen zugute kommt, und daß ich für Arme und Elende gearbeitet habe«.

Mitteilungen.

Was unsere letzte Korrespondenz aus London als wahrscheinliches Schicksal der R. Kannschen Sammlung ausgesprochen, hat sich soeben voll bestätigt. Die Londoner Kunsthandlung Duveen Bros. hatte die Sammlung erworben, und zwar um 20 Millionen Mark, wie sie sagte, und hat dies durch Telegramme und Reklameaufsätze über die Sammlung in verschiedenen Zeitungen von London, New York und Paris gleichzeitig verkündet. Das Telegramm enthält eigentümlicherweise auch die erfreuliche Mitteilung, daß die Firma Duveen Herrn Geheimrat Bode ein Meisterwerk von Gonzales Coques für die Berliner Galerie geschenkt hätte. Da wird sich die in unserer Korrespondenz ausgesprochene Hoffnung, daß die hiesige Galerie einige feine Gemälde der Sammlung erwerben möchte, wohl schon erfüllt haben; denn bloß »pour les beaux yeux de M. Bode« würden die Londoner Händler jene Spende dem Berliner Museum doch nicht gemacht haben! — Zu unserer letzten Pariser Korrespondenz können wir einen Nachtrag geben: Das Musée des Arts décoratifs im Louvre hat die zurzeit dort leihweise ausgestellte Sammlung italienischer Stoffe erworben, durch die Zahl intakter großer Stücke, unter denen auch manche frühmittelalterliche, wohl die wertvollste Sammlung ihrer Art, selbst die öffentlichen Sammlungen der Art eingerechnet. Der Vorstand des Vereins hat ein neues Zeichen seines Verständnisses für wahre Museumsinteressen gegeben.

*

Die Zahl der an den deutschen Universitäten studierenden Ausländer hat im Sommersemester 3766 = 8 % betragen. Der kleine Rückgang gegen das Wintersemester beruht zum größten Teil auf einem geringeren Zufluß von Russen, zu einem kleineren auch auf Verminderung der Schweizer und Amerikaner; erheblicher zugenommen haben nur die Japaner, die nach der soeben veröffentlichten japanischen Unterrichtsstatistik die deutschen Hochschulen neuestens immer mehr bevorzugen. Von den ausländischen Studenten waren aus Europa 3349, aus den übrigen Erdteilen 417, und zwar aus Amerika 261, aus Asien 144, aus Afrika 9 und aus Australien 3. Von den europäischen Ländern stellte Rußland 1600, Österreich-Ungarn 654, die Schweiz 282, England 151, Bulgarien 142, Rumänien 88, Serbien 63, die Niederlande 54, Frankreich 52, Griechenland 44, Luxemburg 43, die Türkei 39, Schweden und Norwegen 36, Italien 36, Spanien 25, Belgien 18, Portugal 11, Dänemark 9, Liechtenstein und Montenegro je 1. — Von den einzelnen Universitäten hatte Heidelberg 275 = 14,2 % ausländische Studierende, Berlin 282 = 13,6, Leipzig 563 = 13,6, Jena 189 = 12,6, Halle 228 = 10,4, Göttingen 176 = 8,7, München 512 = 8,5, Gießen 90 = 7,6, Königsberg 82 = 7,6, Freiburg 155 = 6,2, Straßburg 92 = 5,6, Greifswald 49 = 5, Würzburg 68 = 4,8, Marburg 77 = 4,1, Tübingen 68 = 3,9, Breslau 67 = 3,2, Bonn 104 = 3,1, Erlangen 33 = 3,1, Kiel 32 = 2,5, Rostock 11 = 1,6 und Münster 13 = 0,8 %.

*

In der Nähe von Edfu, in Ober-Ägypten, sind in einem grabartigen Behälter Pergamentmanuskripte, die in Papyrus gebunden waren, gefunden worden. Diese hat der Reisende Rustaffael, ein Mitglied der englischen Geographischen Gesellschaft, erworben. In England wurden sie als koptische und griechische Schriftstücke aus der Zeit vom 9. bis 11. Jahrh. festgestellt. Es finden sich ferner darunter etwa ein Dutzend griechische Papyri aus dem 6. Jahrh. 25 Blätter tragen in koptischer Übersetzung aus dem Griechischen angebliche Äußerungen Christi. Sie bieten eine Ergänzung zu den 13 gleichartigen Blättern, von denen sich 12 in Paris befinden und eins in Berlin aufbewahrt wird. Unter den gefundenen Schriftstücken befinden sich auch Teile der Evangelien Matthäus, Markus und Lukas in griechischer und koptischer Sprache, die Offenbarung des Johannes in koptischer Sprache, die Geschichte der Wundertaten der h. Cosmas und Damian (vom 6. Jahrh. datiert), eine Predigt des heiligen Pisenthios in Koptisch, eine solche des heiligen Cyrill, Bischofs von Jerusalem (von 351 bis 386), ein Manuskript in nubischer Sprache über das Leben des heiligen Menos und die Beschlüsse des Konzils von Nicäa. Die Funde sind für das Studium der nubischen Sprache von größter Bedeutung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtänd'

ersi-
nmer-
Rück-
ößten
, zu
veizer
n nur
chten
Hoch-
Von
3349,
aus
l aus
tellte
weiz
bien
land
und
18,
nte-
äten
die-
Jena
8,7,
berg
5,6,
burg
3,2,
2,5,

ind
nu-
den
Mit-
er-
he
om
lar-
em
er-
en
ch-
en
en
ile
in
ng
te
m
os
fs
n
is
ie
e

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Theodore Roosevelt

Phot. PACH BROS.

Beilage zur „Internationalen Wochenschrift“

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

31. August 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Theodore Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.
Versuch eines Charakterbildes.

Von Professor Dr. Theodor Schiemann, Berlin.

Einer der wesentlichen Unterschiede zwischen der französischen und der großen nordamerikanischen Republik liegt wohl darin, daß in Frankreich das Staatsoberhaupt einen vornehmlich dekorativen Charakter trägt und seit den Tagen Grévys einen bestimmenden Einfluß auf die Schicksale des Staates nicht mehr ausgeübt hat. Der Schwerpunkt der Macht ruht in den Händen des jeweiligen Ministerpräsidenten. In den Vereinigten Staaten hat die Verfassung dem Präsidenten die Machtbefugnisse eines konstitutionellen Königs übertragen, und der Genius der Nation ist alle Zeit darauf ausgegangen, eine markante, willenskräftige und charaktervolle Persönlichkeit an die Spitze der Republik zu stellen. Wir finden keine einzige ganz verblaßte Gestalt in der Reihe der Präsidenten, wohl aber Männer, die, wie Washington, Jackson, Lincoln, durch die Kraft ihrer Persönlichkeit die Geschicke der Nation und die Geschichte ihres Staatswesens in entscheidender Weise beeinflußt und bestimmt haben.

Zu jenen drei großen Präsidenten Amerikas wird die Geschichte dereinst — daran kann schon jetzt nicht gezweifelt werden — den Namen Theodore Roosevelt fügen, der vielleicht mehr noch als jene durch die besonderen Eigentümlichkeiten seines Charakters und seiner Fähigkeiten, Phantasie, Willensrichtung und praktische Politik des amerikanischen Volkes beeinflußt hat.

Es ist daher nicht nur von historisch-politischem, sondern auch von besonderem psychologischen Interesse, sich in die Natur dieses Mannes zu vertiefen und den Versuch zu machen, ihn zu verstehen; eine Aufgabe, die insofern nicht aussichtslos ist, als bei nur wenigen Menschen das gesprochene und geschriebene Wort sich so völlig mit dem Denken und Handeln des Mannes decken mag wie bei Theodore Roosevelt. Denn, um die Hauptsache vorauszuschicken, der Mann ist unbedingt wahrhaftig. Das frivole Wort, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen, gilt nicht von ihm. Er hat nie aus seinem Herzen eine »Mördergrube« gemacht, sondern sich stets gegeben, wie er ist: getragen von der Überzeugung, daß er das Beste will und daß er nichts versäumt hat, um sich ein richtiges Urteil zu bilden. Wo er irrt, wird man niemals sagen dürfen, daß dieser Irrtum einer Schuld gleich zu achten sei, auch sein Irren gereicht in jedem Fall der Persönlichkeit zur Ehre.

Theodore Roosevelt wurde am 27. Oktober 1858 geboren in New York City, ein Großstadtkind aus einer der alten Familien, die auf neun Generationen »Amerikaner« zurück-

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

blicken konnten. Väterlicherseits holländischen Geblüts, mütterlicherseits von jenen Schotten herstammend, die, nach Irland versetzt, schließlich ihres Glaubens halber nach Amerika auswanderten. Geht man weiter zurück, so läßt sich auch eine Zutat französischen Blutes nachweisen. Theodore Roosevelt hat auf diese Blutmischung, die sich in der Geschichte aller alten amerikanischen Familien wiederholt, stets besonderen Wert gelegt. »Wir sind«, sagt er einmal, »eine Nation, deren Bevölkerung von Anfang an durch einen Prozeß natürlicher Auswahl (selection) aus den meistunternehmenden Individuen der Völker West-Europas gebildet wurde.« Die Roosevelts hatten sich früh zu bequemem Wohlstande emporgearbeitet. Der Großvater baute aus eigenen Mitteln das erste Dampfschiff, das den Mississippi befuhr; er hat selbst sein Schiff den Ohio hinab von Pittsburg nach New Orleans geführt, um dann die nicht ungefährliche Fahrt den Mississippi hinab zu wagen, gerade zur Zeit, da ein furchtbares Erdbeben das ganze Mississippital heimsuchte. Er war ein energischer, furchtloser Mann, der hochbetagt im 87. Lebensjahre starb. Der Vater war Kaufmann und Bankier, Philanthrop und Patriot. Er starb 1878, als Theodore Roosevelt noch als Student in der Harvard-Universität den Grund zu dem erstaunlich sicheren Wissen legte, das ihn kennzeichnet. Der Knabe war 5 Jahre alt, als der Sezessionskrieg ausbrach, in dem die Verwandten seiner Mutter auf seiten des Südens fochten, während der Vater mit all seinen Sympathien für den Norden eintrat. Es scheint, daß diese Beziehungen nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm ein Verständnis für die ehrenwerten Motive auch im Lager der Gegner zuzuführen. In beiden Lagern fand er Männer, die er achten und lieben lernte und deren persönliche Lauterkeit ihm über allen Zweifel erhaben war. Von der Entwicklung des Knaben ist nur wenig bekannt geworden. Er soll schwächlich gewesen sein, und erhielt daher den ersten Unterricht in Privatschulen New Yorks. Mit 16 Jahren bezog er die Harvard-Universität und im zwanzigsten verließ er sie als graduate. Seine Neigungen führten ihn zuerst den Naturwissenschaften zu, speziell der Botanik und Mathematik, dann waren es Staatswissenschaften und Geschichte. Im Herbst vom Jahre 1880 bezog er die Columbia-Universität in New York, um juristische und staatswissenschaftliche Studien zu treiben. Professor Burgess ist einer seiner meistverehrten Lehrer gewesen. Nebenher pflegte er mit allem Eifer die Ausbildung seiner körperlichen Kräfte und seiner Geschicklichkeit. Das ist bis auf den heutigen Tag seine Übung, und es ist bekannt, daß der Präsident sie wie eine Pflicht betreibt, von der zu bestimmten Stunden ihn nichts ablenken darf: Schießen, Reiten, Boxen, kurz: all den Sport, auf den die amerikanische Erziehungsmethode so hohen Wert legt. Es folgte eine Reise nach Europa, deren Ausgangspunkt Deutschland war, und die ihn über die Alpen nach Italien, dann nach Frankreich, Spanien, England, Schottland und Irland führte. Er muß für diese seine einzige Europafahrt ungewöhnlich gut vorbereitet gewesen sein; das beweist die Spur, die sie in seinen Schriften und öffentlichen Reden zurückgelassen hat. Die großen historischen und nationalen Zusammenhänge sind ihm gegenwärtig, und er liebt es auf sie hinzuweisen. Es war eine Hochzeitsreise, denn er hatte, gleich nachdem er Harvard verlassen, noch nicht 22 Jahre alt, sich mit Alice Lee, der Mutter seiner ältesten Tochter, vermählt. Gleich nach seiner Rückkehr nach Amerika trat er in das öffentliche Leben, d. h. in die praktische Politik ein. Er wurde 1881, eines der in der Minorität stehenden republikanischen Mitglieder der Legislative des Staates New York, ein eifriger Arbeiter und selbständiger Kopf, dessen Reden Eindruck machten, weil er furchtlos seinen Ueberzeugungen Ausdruck gab. Schon die Tatsache, daß er mit vollem Bewußtsein sein Leben der politischen Arbeit bestimmte, war ungewöhnlich, denn die alten Familien pflegten der praktischen Politik fernzubleiben. Man überließ sie denen, die »Karriere« machen wollten, und hielt sich in vornehmer Abgeschlossenheit abseits. Aber unzweifelhaft lebte in Theodore Roosevelt ein hochgerichteter Ehrgeiz, er glaubte an sich und wollte seinem Volke und der Republik dienen, so gut und so wirksam er vermochte. Es ist kaum zu verstehen, wie er es möglich machte, schon 1882 ein Buch zu publizieren, das ihm sofort einen ehrenvollen Platz in der Reihe der amerikanischen Geschichtschreiber sicherte. Das Buch führte den Titel: »Der Seekrieg von 1812 oder die Geschichte der Vereinigten Staaten während des letzten Krieges mit Großbritannien«. Es waren zwei Bände, die schon 1883 in zweiter Auflage er-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schienen. Als Erstlingsarbeit eines jungen Mannes, der zudem durch seine Berufstätigkeit voll in Anspruch genommen wird, ist es eine erstaunliche Leistung, die im Keim alle Vorzüge späterer Rooseveltscher Historiographie zeigt: sorgfältige Prüfung der Quellen, Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung, ein strenges Gerechtigkeitsgefühl und hohen Schwung, wo sein Gegenstand ihn fortreißt. Das Buch hat Kapitel von außerordentlicher Schönheit; so namentlich die Schilderung der Kämpfe im Dezember 1814 und Januar 1815 vor New Orleans, als Andrew Jackson die fünffach an Zahl überlegene Armee der Engländer zurückschlug und zum Abzug nötigte, trotz der glänzenden Leitung General Packinghams und seines Nachfolgers Lambert, und obgleich die Truppen, die ihm gegenüberstanden, die Veteranen der spanischen Armee Wellingtons waren. Auch ist es für Roosevelts Art bezeichnend, daß er überall die Bedeutung der Rolle zu erfassen sucht, die den leitenden Persönlichkeiten im Guten wie im Bösen zukommt. Wenn er Jackson feiert, so lautet sein Urteil über den Präsidenten Jefferson vernichtend — hier wie dort nötigt ihn sein Gewissen dazu. Er nimmt persönlich Stellung zu ihnen, gleichsam als seien es Gegner oder Freunde, die ihm leibhaftig gegenüberstehen und mit denen er abzurechnen hat. Denn sie sind ihm verantwortlich für die Geschicke seines Volkes, dessen Wohl und Wehe, auch in längst verflossenen Zeiten, ihn tief bewegt. Das entscheidende Jahr seines Lebens war das Jahr 1884. Als anerkannter Führer der Republikaner in der Assembly von Albany war er in die National-Konvention von Chicago geschickt worden, als die Frage entschieden werden sollte, wer als Kandidat der Republikaner für die nächste Präsidentenwahl aufgestellt werden sollte. Roosevelt und seine Freunde traten für George F. Edmunds ein, aber nicht ihr Kandidat, sondern Blaine wurde nominiert, den sie nicht für geeignet hielten, die Leitung des Staates in seine Hand zu nehmen, und darüber drohte die Partei auseinanderzufallen, zumal die Demokraten für eine so populäre Persönlichkeit wie Grover Cleveland eintraten. Da war es Roosevelts Verdienst, daß er, um den Zusammenhalt der Partei zu retten, seine persönlichen Sympathien beiseite setzte und für Blaine eintrat, so unsympathisch er ihm auch sein mochte. »Ich bin«, sagte er, »durch die Tradition meiner Familie und durch meine Erziehung Republikaner. Was ich im öffentlichen Leben Gutes tun konnte, geschah durch die republikanische Partei. Mit ihr bin ich bisher gegangen, ich will auch in Zukunft zu ihr stehen.« Das aber wollte um so mehr sagen, als Männer wie Karl Schurz diesen Entschluß nicht finden konnten. Andrew Dickson White, der hochbegabte Botschafter Amerikas in Berlin während der Jahre 1897—1903, hat uns in seiner Selbstbiographie den Eindruck geschildert, den Roosevelt in den leidenschaftlichen Kämpfen während der Chicago Convention auf ihn machte. »Es war«, sagt er, »die erste Offenbarung des immensen Muts und der Kraft, die ihn später siegreich durch alle politischen Konflikte führte.« Wie eine Bronzestatue habe er dem Geheul und Pfeifen des Mob der Galerien gegenübergestanden und ihn schließlich gezwungen, zu hören, was er nicht hören wollte.

Bald danach wurde Roosevelt von zwei schweren Verlusten betroffen. In rascher Folge starben ihm die Mutter und die Gattin. So wurde ihm New York verleidet, und er entschloß sich, auf längere Zeit der zivilisierten Welt und der Politik den Rücken zu kehren, wohl nicht um das Erlebte zu vergessen, es blieb ihm teuer, sondern um im fernen Westen, am oberen Missouri in seiner Ranch zwei Jahre lang das Leben der Hirten zu teilen, die hier in steter harter Arbeit als cow boys oder als Jäger ihrem Beruf nachgingen. Roosevelt hat in späteren Jahren, so oft sich ihm die Möglichkeit bot, die Prärie und die Jagdgebiete des Westens bis tief in die Felsengebirge hinein immer wieder aufgesucht und in einer Reihe reizvoller Schilderungen seine Jagderlebnisse und seine Eindrücke geschildert.*) Charakteristisch ist neben der Schlichtheit seiner Erzählung die überall hervorkehrende Freude an mannhafter Tat; gleichviel, ob es die Bändigung eines störrischen Pferdes, die Ueberlistung des Wildes oder der ernste Kampf mit dem Grisly-Bär ist oder endlich die überwundene Schwierigkeit des Terrains

*) Hunting Trips of a Ranchman. 1885.
Ranch Life and the Hunting Trail. 1888.
Wilderness Hunter. Account of the big games of the United States. 1893.
American Big Game Hunting 1893,
Alle diese Schriften sind in mehreren Auflagen erschienen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und des Klimas. Nebenher geht die Freude an der Natur, die er mit dem Auge des Naturforschers zu erkennen und anschaulich zu schildern vermag. In seinem historischen Hauptwerk: »Wie der Westen gewonnen wurde«*) sind die Bilder, die er von Land und Leuten entwirft, rückhaltlos als meisterhaft zu bezeichnen. Er ist wohl derjenige Amerikaner, der im ganzen Umkreis der Union die geographischen, ethnographischen und historischen Eigentümlichkeiten am eingehendsten durch seine Studien wie durch persönliche Anschauung kennen gelernt hat. Dabei ist sein Blick zwar stets auf das Wesentliche und Charakteristische gerichtet, aber er vertieft sich zugleich liebevoll in das kleinste Detail. In seiner Ranch kannte er den Stammbaum jedes seiner Hunde und die Herkunft seiner Pferde ebenso genau wie die Geschichte der cow boys, mit denen er die Stiere seiner Herden trieb und im freien Felde oder im Schatten seiner Jagdgefilde das Abendbrot teilte. Was immer aufs neue fesselt, ist dabei die Kraft der historischen Phantasie, die ihn in den primitiven Zuständen der Hinterwäldler, der backwoods, die im 18. Jahrhundert das heißumstrittene Gebiet jenseit der Aleghanyberge gewannen, an die Zeiten erinnert, da in den Wäldern Germaniens Arminius für die Freiheit Deutschlands kämpfte, dazu der epische Charakter seiner Darstellung, der ihn eingehend bei den Erlebnissen des einzelnen verweilen läßt. Alle Personalschilderungen, die er entwirft, haben Leben, mögen sie nun Indianerhäuptlingen, wie dem verschlagenen, kühnen und in seiner Art großherzigen Haupt der Shawnee Cornstalk gelten, oder Daniel Boone, dem Helden der backwoods, oder die Schicksale Kentons in indianischer Gefangenschaft oder endlich das lieblich wilde Liebesidyll Kate Sherrills und des Helden Sevier uns vorführen. Gewiß, wenn wir von Roosevelt nichts wüßten, als was seine Bücher erzählen, es würde genügen, ihn in die vordersten Reihen der bedeutenden Männer Amerikas zu stellen.

Von seiner Ranch wurde Roosevelt 1886 durch die Politik abberufen. Er hatte von seiner Tätigkeit in der Legislatur von New York her ein so gutes Andenken zurückgelassen, daß seine Partei ihm die Kandidatur für die Stellung eines Mayors von New York bot. Obgleich die Aussichten auf einen Erfolg nur gering waren, hielt er es für seine Pflicht, sich dem Ruf nicht zu versagen. Auch gelang es ihm wirklich, von 220 000 Stimmen 60 000 auf seinen Namen zu vereinigen. Es war ein succès d'estime, aber doch eine Niederlage, wie er vorausgesehen hatte. Sie scheint ihn wenig bekümmert zu haben. Er machte sich an die Ausarbeitung seiner Jagdbücher und an die Vorbereitung seines großen Werkes über die Gewinnung des Westens. Für sein persönliches Schicksal aber war es wichtiger, daß er damals in Edith Kermit Carew eine zweite Gefährtin fand, die das Glück seines Lebens wurde. Am 2. Dezember 1886 feierte er seine Hochzeit, und es folgte nun eine Zeit häuslichen Glückes und stiller Arbeit in den Archiven des Staats und in der Welt der Bücher. Für eine öffentliche Tätigkeit war unter dem Regiment der demokratischen Partei kein Raum für ihn. Als aber der Republikaner Harrison nach Cleveland den Präsidentenstuhl einnahm, richteten sich die Blicke sofort wieder auf Roosevelt. Der Präsident ernannte ihn zum Mitglied der Kommission für Reform der Zivilverwaltung (National civil service commission). Vom Mai 1889 bis zum Mai 1895 war Roosevelt der Präsident dieser Kommission, der die ungeheuer wichtige Aufgabe zufiel, die in der Verwaltung eingewurzelten Schäden auszurotten und die ungetreuen und unfähigen Beamten zu beseitigen. Das ist dann ohne jede Menschenfurcht, mit unerschütterlicher Energie durchgeführt worden. »Wir haben« — sagte Roosevelt, als er im August 95 auf diese Jahre zurückblickte — »in jedem Fall entschlossen gekämpft und alle Mißbräuche an die weiteste Öffentlichkeit gezogen.« Redlichkeit und geschäftliche Tüchtigkeit sollten fortan allein die Anwartschaft auf staatliche Stellungen bieten, und es erregte ungeheures Aufsehen, daß, durch ihn herangezogen, nunmehr auch Neger in öffentliche Stellungen traten. Es war nicht möglich mehr, den Mann zu übersehen. So erbittert seine Gegner über die rücksichtslose Festigkeit waren, mit der er durchgriff, ihre Achtung konnten sie ihm nicht versagen, und als nach dem Zusammenbruch von Tammany Hall die Notwendigkeit unabweislich wurde, nunmehr auch in der Stadt New York in gleichem Sinne reformierend und reinigend einzugreifen, war es

*) The Winning of the West. 1889 — 1896. 4 Bände.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fast selbstverständlich, daß der schwierigste Posten, der des Oberpolizeimeisters (police commissioner) Roosevelt übertragen wurde. In den zwei Jahren, die er seines Amtes waltete, hat er dann allerdings rein Haus gemacht. In einem Aufsatz, den er September 1897 in der Zeitschrift Atlantic Monthly veröffentlichte, hat er ein Bild der Zustände entworfen, die er vorfand, und gezeigt, durch welche Mittel er ihrer Herr wurde. Es lag tatsächlich so, daß bei der Polizei alles käuflich war und der Preis des Amtes wie des Mißbrauchs mit zynischer Offenheit diskutiert wurde. »Die Polizei New Yorks war von oben bis unten durch den Krebs dieses Systems verseucht; Käuflichkeit und Erpressung gingen Hand in Hand mit den schimpflichsten Formen einer Wahlpolitik, in welcher Polizisten, Wahlpolitiker, Alkoholverkäufer und Verbrecher sich gegenseitig beraubten und gemeinschaftlich das Publikum plünderten.« Roosevelt hat sich damals durch seine rastlos kontrollierende Tätigkeit den Spitznamen Harun-al-Roosevelt erworben, und in der Tat, er schien allgegenwärtig zu sein; soweit das überhaupt möglich war, wurde er des Übels Herr und zerstörte die Brutstätten der Korruption. Er hatte wiederum gezeigt, daß er den Posten, auf den man ihn stellte, auch ganz auszufüllen verstand. Als dann McKinley 1897 Präsident wurde, war es nur natürlich, daß Roosevelt nunmehr der großen Politik näher rückte. Er wurde Unterstaatssekretär für die Marine zu einer Zeit, da der bevorstehende Krieg mit Spanien bereits seine Schatten vorauswarf. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat das Buch über den Seekrieg von 1812 den Anlaß gegeben, ihm gerade die Marine zuzuweisen. Er war damals erst 39 Jahre alt. In den zehn Jahren, die seither hingegangen sind, ist der Ausbau der amerikanischen Seemacht einer der Gedanken gewesen, die ihn am meisten beschäftigt haben; der riesige Aufschwung, den die Flotte der Vereinigten Staaten genommen hat, ist ohne Zweifel zum größten Teil auf ihn zurückzuführen. Auch scheint festzustehen, daß der Entschluß, aus der kubanischen Frage eine spanisch-amerikanische zu machen, von ihm auf den Präsidenten McKinley übertragen worden ist.*) Als der Krieg ausbrach, ist es ihm keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß er direkt an ihm teilnehmen werde. Er legte im April 1898 sein Amt nieder und warb mit Genehmigung des Präsidenten im fernen Westen unter dem Volk der cow boys und Farmer, das ihm so wohlbekannt und so lieb war, eine freiwillige Kavallerie, die er als Oberstleutnant und später als Oberst ins Feld geführt hat. Es sind die berühmten Rough Riders, »die Freude seines Herzens«, von denen er jeden einzelnen persönlich kannte, und die bald die populärste Truppe der Vereinigten Staaten und wahrscheinlich auch ihre beste waren. Daneben ist es aber das Verdienst des früheren Unterstaatssekretärs, daß, während Erfolg auf Erfolg auf Kuba und in den kubanischen Gewässern errungen wurde, gleichzeitig die pacifische Flotte Amerikas sich der Aufgabe gewachsen zeigte, die sich ihr in den Philippinen stellte.

Es ist heute kein Zweifel mehr darüber, daß nächst dem Sezessionskriege, der über die politische Einheit der Vereinigten Staaten entschied, der spanische Krieg das bedeutsamste Ereignis in der neueren Geschichte der großen Republik ist. Sie wurde nunmehr unaufhaltsam in die Bahnen der Weltpolitik hinausgeführt. Die Schranken, die sie sich ursprünglich selbst durch die Monroe-Doctrin gesetzt hatte, waren endgültig durchbrochen, und zu einer Zeit, da das Auffteigen Japans und das Erwachen Asiens neue Perspektiven eröffnete, war Amerika auf verantwortlicher und zukunftsreicher Bahn in ein neues Feld der Tätigkeit getreten. Damit aber wird für immer der Name Roosevelts verbunden bleiben.

Er war gleich nach Beendigung des Krieges mit einer Majorität von etwa 20000 Stimmen zum Gouverneur von New York gewählt worden und ist zwei Jahre lang in dieser Stellung geblieben, die ihn auf den Boden zurückführte, auf dem er seine ersten politischen Schlachten gegen Korruption und Parteityrannis geschlagen hatte. Auch als Gouverneur war seine Aufgabe im wesentlichen noch dieselbe: »Ich kämpfte« — so hat er selbst gesagt — »für bürgerlichen Anstand, für Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit.« Es ist immer derselbe Grundzug seines Wesens. Allem voran geht im staatlichen Leben die praktische Moralität. Erst wo sie als selbstverständliche Grundlage anerkannt und geschätzt wird, können die andern Bürgertugenden zur Entfaltung kommen.

*) Nach den Mitteilungen von Leupp: The man Roosevelt S. 200 ff.

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Die zweite Präsidentschaft Mac Kinleys (4. März 1901) brachte ihm die Stellung des Vizepräsidenten, nach einer Wahlkampagne, an welcher er persönlich den regſten Anteil nahm. Damals erschien in zwei Bänden die Sammlung der Artikel, die er in den amerikanischen Zeitschriften während der Jahre 1886 bis 1897 veröffentlicht hatte, unter dem Titel »American Ideals«. Die Wähler sollten hier Aufschluß darüber finden, wie der Mann, der um ihr Votum warb, über die moralischen und politischen Probleme der Zeit dachte. In der Tat finden wir hier seine Vorſtellung vom Amerikaner, wie er sein sollte und wie er ihn für seine Person darzuſtellen bemüht war und auch wirklich darſtellte. Eine merkwürdige Verbindung von Bescheidenheit und hohem Selbſtbewußtsein spricht aus diesen Aufsätzen, und es iſt sehr wohl möglich, daraus den Inhalt der Weltanschauung Roosevelts zu abſtrahieren. In gewissem Sinne könnte man sie nüchtern nennen; alles Phantaſtische, über das Erreichbare Hinausliegende wird von ihm nachdrücklich zurückgewiesen, aber es liegt ein tiefes Pathos in dem sittlichen Ernſt, der aus all seinen Ausführungen spricht, und ihre werbende Kraft iſt nicht zu verkennen. Im allgemeinen iſt ihm die Ausbildung aller physischen Kräfte als Voraussetzung körperlicher und geiſtiger Leiſtungsfähigkeit ein Poſtulat, das für jedes Individuum gilt, als zweites verlangt er Ausbildung des Charakters. »Charakter iſt für die Rasse wie für das Individuum weit wichtiger als Intellekt. Wir brauchen Intellekt, und nichts spricht dagegen, daß Intellekt und Charakter verbunden sein können; müßten wir aber zwischen beiden wählen, so wählen wir, ohne einen Augenblick zu schwanken, den Charakter.« Die Forderung männlicher Tugenden und praktischer Politik nach innen wie nach außen kombiniert sich ihm zu einem »Evangelium der Moralität und zu einem Evangelium wirksamer Lebensarbeit« (gospel of morality and efficiency). Denn wer politisch arbeiten wolle, müsse praktisch arbeiten und darauf ausgehen, Einfluß zu gewinnen, handeln, nicht kritisieren. Er verachtet und bemitleidet nichts mehr als den Faulen, gleichviel welchem Stande er angehören mag. Er iſt ihm der unglücklichſte aller Menschen. Also arbeiten, den Vorschriften der Moral genügen, das Unrecht bekämpfen und die Pflichten erfüllen, die dem Staate gehören. »Ihr gehorcht nur einem Gesetz eurer Natur, wenn ihr in einen Kampf auf Leben und Tod mit dem tretet, was euch unrecht scheint. Ihr kämpft, weil eure Selbstachtung und die Loyalität, die ihr euch selber schuldig seid, euch dazu treibt.« Auch iſt er ſtets bemüht, denen, die er anredet, das Bewußtsein der Selbſtachtung zu ſteigern. Damals, wie später, als er in eine neue Wahlkampagne treten mußte, läßt sich diese Tendenz überall erkennen. Es iſt ein Demagoge im guten Sinne des Wortes. Ob er zu den cow boys und Farmern des Weſtens oder zu der Genossenschaft der Eisenbahnbeamten, zu den Vertretern einer kleinen lutherischen Gemeinde oder den Delegierten einer katholischen Missionsgesellschaft redet, überall erkennt er rühmend die positiven Leiſtungen an, und nie wird er müde, dem Volk seine Geschichte zu erzählen, damit es sich an den kühnen Taten und an dem werktätigen Patriotismus der Männer aufrichte, die in schweren Zeiten Amerika gewonnen, die Republik begründet und sie trotz aller Fährlichkeiten behauptet und groß gemacht haben.

Man wird nicht verkennen, daß in ihm der Geiſt des Calvinismus weiterlebt, soweit dieser Geiſt nicht in Intoleranz ausmündete. Das Wesentliche iſt ihm das »angewandte Chriſtentum«. Ich bin, sagt er einmal, ein »believer in applied Christianity«. Er iſt kein Grübler und kein Zweifler, sondern sucht nach dem politisch und moralisch verwendbaren Kern des Chriſtentums. Auch liegt ihm nichts ferner, als einen Unterschied ſtaatsbürgerlicher Berechtigung aus Anlaß eines besonderen religiösen Bekenntnisses zuzulassen. Chriſten aller Bekenntnisse, Juden und Heiden können amerikanische Vollbürger werden, sofern ihre Religionsübung nicht gegen Moral und Sittlichkeit verſtößt, und ebenso will er keinen Unterschied der Nationalität und Rasse gelten lassen. Das alles soll in dem Begriff des »Amerikanismus« aufgehen. »Amerikanismus« iſt eine Frage der Gesinnung, der Überzeugung, des vernünftigen Willens, nicht eine Frage religiösen Glaubens oder der Geburt. Was er verlangt, iſt, daß der zum amerikanischen Bürger gewordene Einwanderer den politischen Zusammenhang mit seinem früheren Vaterlande aufgibt und alte Vorurteile und Feindschaften nicht auf den amerikanischen Boden übertrage.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir finden in den »American Ideals« fast sämtliche Gedanken bereits ausgeführt oder mindestens angedeutet, die wir heute als das ethisch politische Programm des Präsidenten Roosevelt zu betrachten gewohnt sind. Denn wenn mit den größeren Aufgaben ihm auch die Schwingen seines Geistes gewachsen sind, die Richtung seines Fluges ist dieselbe geblieben: rechtschaffen, energisch, durchsätzig, amerikanisch-patriotisch. Am 14. September 1901, dem Todestage des Präsidenten Mac Kinley, leistete Roosevelt den Amtseid, der ihn als Präsidenten der Vereinigten Staaten verpflichtet, »alles zu tun, was in seinen Kräften stehe, um die Verfassung der Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten, zu beschützen und zu verteidigen«. Man kann wohl sagen, daß die gesamte Tätigkeit des Präsidenten in den seither verflossenen sechs Jahren sich in den Inhalt dieser Eidesformel zusammenfassen läßt, und wir haben ein wundervolles Material zur Beurteilung seiner Tätigkeit in den Botschaften (messages), die er im Lauf dieser sechs Jahre an den Kongreß gerichtet hat. Sie tragen durchaus den Stempel seiner Persönlichkeit und sind wohl bis auf wenige Abschnitte, die auf Ressortbeamte zurückgehen mögen, ganz aus der Feder des Präsidenten geflossen. Auch sie zeigen die pädagogische Ader, die zu den charakteristischen Anlagen Roosevelts gehört, kombiniert mit dem gesunden Menschenverstande, der ihn nie verläßt, mit dem moralischen Mut und der aggressiven Richtung seines Charakters, die ihn treibt, den Kampf aufzunehmen, wo er den Gegner findet. Daß dieser Gegner moralisch im Unrecht ist, bleibt ihm die selbstverständliche Voraussetzung. Es wird sich kein Fall nachweisen lassen, wo er andere als rein sachliche Interessen vertreten hätte. Aber wieviel heiße Leidenschaft spricht aus diesen »Botschaften«, wo er Schäden bekämpft, die die Zukunft der Nation gefährden, oder wo er einem Feinde seiner ethischen Überzeugungen gegenübersteht. Man lese in der Botschaft vom 3. Dezember 1901, was er über den Anarchismus sagt, oder wie die Botschaft des vorigen Jahres die Lynchjustiz brandmarkt, und man wird hinter den wohldurchdachten Vorschlägen, die der Staatsmann beantragt, den raschen Pulsschlag des heißblütigen Mannes fühlen. Es hieße die Probleme der amerikanischen Politik wiedererzählen, wollten wir auf den sachlichen Inhalt dieser Botschaften näher eingehen. Als neues Moment im Vergleich mit früheren Kundgebungen sind die allgemeinen völkerrechtlichen Probleme getreten, die unsere Gegenwart bewegen. Auch sie werden vom Präsidenten im Geist seiner humanen und ethischen Weltanschauung angefaßt. Er will an seinem Teil helfen, diese Probleme so zu lösen, daß sie die Nationen in friedlichem Verkehr einander näher bringen. In vollem Maße war es daher gerechtfertigt, daß ihm im Jahre 1906 der Friedenspreis der Nobelstiftung verliehen wurde. Den Anlaß dafür bot seine erfolgreiche Bemühung um den Abschluß des russisch-japanischen Krieges. Und ganz zu dem Bilde, das wir von ihm empfangen haben, stimmt es, daß er den Preis zur Errichtung eines ständigen Friedenskomitees in Washington benutzt hat. Aber er ist ebensosehr ein Gegner der Friedens- wie der Kriegsdemagogen und will von der entnervenden Lehre des ewigen Friedens nichts wissen. Aber wie schön sind die Worte und wie edel die Gedanken, die er am 19. November 1904 bei der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen in Washington sprach! Er hob damit an, daß er die Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg feierte. Sie wird fortdauern, sagte er, so lange wie in den Menschen Liebe zum Heldentum lebt, und als könne er sich nicht genugtun in nachdrücklicher Betonung dieses Gedankens, wiederholt er: »Nicht allein werden die Bewunderer menschlichen Heldentums die Geschichte seiner machtvollen Taten lesen, solange die Menschheit Sinn hat für die Leistungen des Heroismus, sondern selbst jene, die nicht angezogen werden von der Tapferkeit der Soldaten, müssen doch um der Größe des Menschen willen nachsinnen und die Lehren bewundern, die uns seine unerschrockene Entschlossenheit gibt, die unbeugsame Zähigkeit seines Vorsatzes, sein weitblickendes Erfassen großer Möglichkeiten und seine unwandelbare und unentwegte Fähigkeit im Beharren bei der Bahn, die er sich vorgesetzt hat.« Er nannte das Denkmal ein Sinnbild der Bande der Freundschaft, die, wie er vertraue, im Lauf der Jahre das amerikanische und das deutsche Volk immer enger verbinden würde. Es folgte ein Hinweis darauf, wie in den Adern des amerikanischen Volkes das Blut fast aller Völker des mittleren, nördlichen und westlichen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Europa rinne, und im Hinblick auf den Anlaß der Feier die Darlegung der besonderen Bedeutung, die dabei dem deutschen Elemente zukomme. Dann aber erhob er sich zu einem Gedanken von größter allgemeiner Bedeutung: »Das Gedeihen eines Volkes«, sagte er, »hat normalerweise nicht die Bedeutung einer Bedrohung, sondern die einer Hoffnung für die übrigen Nationen.« Der Gedanke zeichnet den Mann und zugleich die Richtung seiner Politik.

Aber das Bild, das wir von ihm zu skizzieren versucht haben, soweit es der Raum erlaubt, wäre doch gar zu lückenhaft, wenn wir nicht noch auf den fröhlichen Sinn hinwiesen, der dem Ernft der politischen Arbeit parallel geht. Zahlreiche Bilder — Momentaufnahmen — zeigen uns Roosevelt lachend. Er hat, wie alle bedeutenden Menschen, Sinn und Freude am Humor. Sein Humor aber entftammt einem fröhlichen Herzen und dem ungetrübten Glück einer Häuslichkeit, die noch auf jeden, der ihr nahen durfte, einen unwiderftehlichen Reiz ausgeübt hat. Der Präsident ift ein Freund unseres Kaisers, und man hat zwischen beiden oft verwandte Züge erkennen wollen. Es ziemt uns nicht, sie zu analysieren. In einem aber sind sie unzweifelhaft eines Sinnes: in dem Streben nach hohen ethischen Zielen und in dem kraftvollen Willen, der das zu erreichen vermag, was er sich als Endzweck gesetzt hat. Wir aber verehren in Theodore Roosevelt nicht nur das Haupt eines mächtigen Staates, sondern zugleich denjenigen Staatsmann, der mehr als jeder andere dem deutschen Wesen Verftändnis und Vertrauen entgegengetragen hat. Seine Präsidentschaft und das Regiment Kaiser Wilhelms, das gleiches Verftändnis und gleiche Sympathie dem amerikanischen Wesen entgegentrug, haben ein Band von Nation zu Nation geschlungen, das, wie wir feft vertrauen, sie zu dauernder Freundschaft in gegenseitiger Achtung verbinden wird. Das zweite Quadriennium des Präsidenten geht bald zur Neige. Die Wahlkämpfe um eine neue Präsidentenwahl haben bereits begonnen, und in weiten Kreisen des amerikanischen Volkes ift der Wunsch laut geworden, Theodore Roosevelt auf weitere vier Jahre an der Spitze des Staates zu erhalten. Die Verfassung verbietet eine solche Wiederwahl nicht, und die großen Probleme, die der Präsident in Angriff genommen hat, vor allem die Bekämpfung der Mißbräuche, die mit den Trufts der Milliardäre verbunden sind, lassen sie im Interesse der Republik in höchftem Grade wünschenswert erscheinen. Denn wer ift tapferer als Theodore Roosevelt, und wer hat tiefer als er in Herz und Nieren des amerikanischen Volkes geblickt? Aber der Präsident versagt sich der Wiederwahl. Er will auch den Schein nicht dulden, daß er wider den Geift der Verfassung handeln könnte. Wer aber könnte glauben, daß, wenn jetzt ein anderer an seine Stelle rückt, die politische Rolle des Mannes ihr Ende gefunden hätte! Er ift noch nicht volle 49 Jahre alt und fteht in rüftigfter Arbeitskraft da. Es ift undenkbar, daß das Volk von Amerika seine Kraft ungenützt brach liegen ließe.

Die Anfänge der slawischen Kultur und Sprachen.

Von Wirkl. Geheimen Rat Professor Dr. V. von Jagic, Wien.

Seit vorgeschichtlichen Zeiten waren öftliche Nachbarn der Deutschen die Slawen. Einft nicht weiter gegen den Weften Europas als bis in das Weichselgebiet, an die Karpathen und die Pannonische Ebene, gegen den Süden bis an die untere Donau reichend, drangen sie in den letzten Jahrhunderten der sogenannten Völkerwanderung viel weiter vor. Im Weften über die ganze öftliche Hälfte Deutschlands bis gegen Hamburg an der Elbe, im Hannoverschen bis über die Elbe, in Mitteldeutschland bis an die Saale. Im Süden über den größeren Teil der Balkanhalbinsel bis an die nordadriatische Küftenftrecke und Inseln sowie an die alpinen Hinterländer. Der ungeftörte Besitz in dieser Ausdehnung dauerte jedoch nicht lange. Schon seit den Zeiten Karls des Großen begann die Verdrängung der politisch und wirtschaftlich schwachen slawischen Ansiedlung aus den den Deutschen nächft gelegenen Gebieten; mit der politischen Unterwerfung und der energisch betriebenen deutschen Kolonisation ging die Entnationalisierung der

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zahlreichen slawischen Volksstämme Hand in Hand. Jetzt trifft man in Deutschland nur noch ganz geringe Überreste der einst weit verbreitet gewesenen slawischen Bevölkerung, so in Pommern, in Westpreußen, in der Ober- und Niederlausitz. Von diesen Oasen mitten unter der deutschen Bevölkerung sind allerdings zu unterscheiden jene durch die Machtentfaltung Deutschlands an dieses angegliederten Slawen, deren unmittelbare ethnische Fortsetzung außerhalb des deutschen Machtgebietes liegt, so die Polen und Tschechen im Norden, die Slowenen im Süden. Wenn man heute von den Nordwestslawen spricht, versteht man darunter zunächst alle Überreste der Slawen in Deutschland (die Sorben der Ober- und Niederlausitz, die Kaschuben und Slowinzen Westpreußens und Pommerns), ferner die Polen (auch Masuren genannt) und die Tschechen (nebst den Slowaken Nordungarns). Unter der Benennung Ostslawen sind immer die Russen gemeint, deren südrussische Abzweigung, zumal in Galizien, Bukowina und Ungarn den Namen Ruthenen führt. Zu den Südslawen rechnet man Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren. Die heutige Gesamtzahl aller Slawen dürfte rund 125 Millionen betragen.

Die fremdsprachigen Einwohner auf dem jetzt deutschen Boden führen, soweit sie slawischer Zunge sind, in dem deutschen Munde, wenn man von den zur individuellen Geltung gekommenen Tschechen und Polen absieht, die Benennung Wenden oder Winden. Oben in Sachsen und Preußen ist der Name in der ersten Form (als Wenden), unten in den innerösterreichischen Ländern (Steiermark, Kärnten, Krain) in der zweiten Form (als Winden) gebräuchlich. Die Benennung selbst ist uralt, sie reicht bis in die Zeiten eines Tacitus, Plinius und Ptolemäus zurück. Als »Venetae« oder »Venedae« tauchen die Slawen als östliche Nachbarn der Deutschen ungefähr zur gleichen Zeit in der Geschichte auf wie die Germanen, d. i. zu Beginn unserer Zeitrechnung. Doch kein Tacitus fand sich für sie. Sie vermochten nicht den Römern so zu imponieren wie die alten Germanen. Erst um mehrere Jahrhunderte später, seitdem auch sie begannen, dieGrenzen des oströmischen Reiches durch Einfälle ernstlich zu beunruhigen, gedachten ihrer etwas eingehender zwei mittelmäßige Geschichtsschreiber des 6. Jahrhunderts, ein lateinisch gebildeter Gote (Jordanes) und ein griechisch gebildeter Byzantiner (Prokopios). Bis zu dieser Zeit beschränkte sich die Kenntnis der griechisch-römischen Kulturwelt bezüglich der Slawen auf die Nennung einiger Namen; nichts von ihrem Leben, nichts von ihrer Stammesgliederung, nichts von ihren Einrichtungen. Das lange Stillschweigen erklärt sich zum Teil aus ihrer dem Gesichtskreis der antiken Welt entrückten geographischen Lage, zum Teil aber auch aus einigen wohlbekannten Zügen ihres Nationalcharakters: aus der Schwerfälligkeit, infolge deren sie statt des selbständigen Auftretens meist erwarteten, von anderen geschoben zu werden; aus ihrem Mangel an Initiative, der vieles durch ihre Massen, aber unter fremdem Namen vollführt sein ließ.

Seit den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage fiel das Gemeinsame im Wesen der slawischen Völker stärker den fremden Beobachtern in die Augen, als es ihnen selbst zum Bewußtsein kam. Daher die Vorherrschaft der Gesamtbenennung unter dem Namen »Venetae«, wozu später der einheimische Name »Sclaveni« oder »Sclavi« (slawisch »Slovêne«) hinzutrat. Beide Namen bleiben bei den byzantinischen und fränkischen Chronisten auch dann sehr geläufig, als die Einzelbenennungen nach den Stämmen (seit dem 8. und 9. Jahrhundert) schon aufgekommen waren.

Versetzt man den Verlaur der Völkerwanderung, soweit es sich dabei um die Slawen handelt, in das 4. 5. und 6. Jahrhundert n. Chr., so gewinnt man den ungefähren Zeitpunkt der zustandegekommenen Individualisierung der Slawen nach den Stämmen. Auch die Trennung der einst mehr einheitlichen Sprache in größere Dialekte, aus denen später die jetzigen Hauptsprachen hervorgingen, mag spätestens in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sich vollzogen haben, jedenfalls vor dem Eintrit in die Völkerwanderungsepoche. Schon damals nämlich, als die Slawen noch in ihrer vorgeschichtlichen Heimat hinter den Karpaten und dem rechten Ufer der Weichsel per immensa spatia verbreitet waren, müssen sich in ihrer Sprache verschiedene Abweichungen, gleichsam die ersten Risse in dem einheitlichen Sprachbau, gezeigt haben. Wenn es auch damals noch keine ausgesprochenen nationalen und sprachlichen Individualitäten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gab, so ist man dennoch berechtigt zu glauben, daß die späteren slawischen Hauptsprachen schon damals, in der vorgeschichtlichen Urheimat, angefangen hatten, sich zu individualisieren.

Viele Jahrhunderte dauerte die slawische gemeinsame Vorgeschichte, innerhalb deren die Absonderung des slawischen Sprachtypus aus der baltoslawischen Gemeinsamkeit und durch das allmähliche Anwachsen der Differenzen die Trennung in die slawischen Hauptsprachen zustande kam. Im Verlaufe dieser Zeit machte alles Gemeinsame den natürlichen Weg der Evolution durch, die sich auch in der Sprache abspiegelt. Der gemeinsame Wortvorrat aller slavischen Sprachen ist noch heute so umfangreich, so tief eingreifend in alle Sphären des Volkslebens, daß das trennende Einzelsprachige dagegen fast ganz in den Hintergrund tritt. Einen stark bemerkbaren Einschlag in den gemeinsamen Wortschatz aller Slawen bilden die zahlreichen Entlehnungen aus den germanischen Sprachen, hauptsächlich wohl dem Gotischen, wodurch ein bedeutender uralter Kultureinfluß der Deutschen auf die Slawen konstatiert werden kann.

Als für die Slawen die Zeit der Ausbreitung aus ihrer osteuropäischen Urheimat in der Richtung nach dem Westen (in das Oder- und Elbegebiet), nach dem Südwesten (nach Böhmen, Mähren und in das Flußgebiet der oberen Donau) und nach dem Süden (über Pannonien in die norischen und dinarischen Alpen, in die Hämusländer hinter der unteren Donau) anbrach, ergossen sie sich in Massen zuerst wahrscheinlich in jener Richtung, wo man ihnen keinen oder nur geringen Widerstand entgegensetzte. Das war im Westen der Fall, wo sie öde, von den germanischen Stämmen verlassene Gebiete vorfanden. Etwas später, und zwar nachdem die südlicher gelegenen Teile derselben durch die Berührung mit den asiatischen Völkern (Hunnen, Avaren, Bulgaren) und mit einigen europäischen (Daken, Geten, Langobarden) verschiedene Erfahrungen gemacht und für die wirksame Offensive sich kampfbereit gefühlt hatten, eröffneten sie ihre Einfälle auch über die Grenzen des oströmischen Reiches. Doch selbst aus dieser verhältnismäßig späten Zeit sind uns irgendwelche Nachrichten von ihrem Auftreten unter hervorragenden Anführern oder von den Oberhäuptern einzelner Stämme nicht überliefert. Das Ganze gleicht mehr einer Massenbewegung, vollzieht sich in der Art eines Elementarereignisses. Man darf dabei die Vermutung aussprechen, daß neben den ortsnachbarschaftlichen und vielleicht auch sakralen Verbänden hauptsächlich die Sprachverwandtschaft, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, für die Wahl des Anschlusses in der eingeschlagenen Richtung maßgebend war. Was sich durch größere Sprachverständlichkeit aneinander gebunden fühlte, zog nach einer Richtung zusammen aus, z. B. die ganze Masse der nordwestslawischen Stämme. Von gewaltsamen Durchbrüchen einzelner Stämme durch die Mitte anderer, wodurch die uralte Nachharschaft und Angliederung zerstört worden wäre, erzählt die Geschichte der slawischen Völkerwanderung wenig oder gar nichts. Man darf im ganzen und großen sagen, daß die zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert erfolgte Ausbreitung der Slawen über ihre früheren Grenzen hinaus dem alten ethnischen Bilde nur eine räumliche Ausdehnung verliehen hat, ohne die einzelnen Figuren des alten Bildes zu verwischen. Für diese Annahme einer nur räumlichen Verschiebung ohne gewaltsame Umwälzungen im Innern spricht die noch jetzt wahrnehmbare Harmonie zwischen der geographischen Gruppierung und den sprachlichen Verwandtschafts-Verhältnissen der einzelnen slawischen Volksstämme. Je zwei slawische Nachbargebiete befinden sich regelmäßig zugleich in den Beziehungen der nächsten Sprachverwandtschaft, wobei die Übergänge von der Sprache des einen zu der des anderen durch das Zusammentreffen beiderseitiger Züge vermittelt werden, so daß man in solchen Fällen mit Recht von Übergangsdialekten sprechen darf. Die Zahl der Übergänge ist dadurch vermindert worden, daß die vormals ununterbrochene Kette der slawischen Besiedlung durch fremde Einwanderung und die infolge davon eingetretene Entnationalisierung mehrere Verbindungsglieder eingebüßt hat. So verdunkelte der gänzliche Untergang mehrerer slawischer Volksstämme in Deutschland einigermaßen die verwandtschaftlichen Beziehungen der übrig gebliebenen zueinander, so daß über das Verwandtschaftsverhältnis der Kaschuben zu den Polen und der polabischen Slawen zu den Kaschuben und Polen noch jetzt unter den Gelehrten Meinungsverschiedenheit herrscht. Auch auf

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Hämushalbinsel hat das Zurückweichen des slawischen Elementes teils vor dem griechischen, teils vor dem türkischen und albanesischen die Lockerung der Beziehungen hervorgerufen, die allerlei Streitfragen nach sich zieht, unter anderem auch die Lösung des Problems von der Heimat der kirchenslawischen Sprache fast unmöglich macht.

Zwischen dem Zeitpunkt der ersten Niederlassungen der Slawen in den neuokkupierten Ländern im zentralen und südöstlichen Europa und der ersten Verwendung ihrer Sprache für welche Aufzeichnung immer liegt ein Abstand von mehreren Jahrhunderten, der für die Geschichte der slawischen Sprachen fast nichts als unausfüllbare Lücken hinterlassen hat. Es entzieht sich nämlich unserer Kenntnis ganz und gar, welche Entwicklungsphasen die einzelnen slawischen Sprachen während dieser Zeit bis zum Beginn des Schrifttums (frühestens im 9. Jahrhundert, zum Teil erst im 11., 12., 13. Jahrhundert) durchgemacht haben. Man tappt im Finstern herum. Es wurde sogar die Vermutung ausgesprochen, daß die heutigen Unterschiede zwischen den slawischen Sprachen, ihr Heraustreten aus dem Zustand der ursprünglichen Einheit, erst auf dem Boden der neu bezogenen Ansiedlungen vor sich gegangen sei. Allein sehr gewichtige Gründe sprechen gegen die Annahme einer so späten Entstehung der slawischen Hauptsprachen nach ihrem individuellen Typus. Anderseits liegt der Gedanke nahe, daß neu entstandene Lebensverhältnisse, ein anderer Boden, ein anderes Klima, die seitens der vorgefundenen früheren Bevölkerung ausgeübte Beeinflussung — daß alles das doch auch auf den Organismus der Sprache einwirken mußte. Aber wie, in welcher Richtung? Sichere Tatsachen liegen nicht vor. Man ist auf Vermutungen angewiesen, die mehr oder minder scharfsinnig lauten, aber nicht bewiesen werden können. Nach der Theorie, die den geringsten Abstand von der Ursprünglichkeit bei denjenigen slawischen Sprachen voraussetzen läßt, die bis auf diesen Tag auf ihrer uralten Scholle oder nicht weit davon ansässig sind, sollte man diejenige Entwicklungsphase für die ursprünglichste oder für die ihr am nächsten stehende halten, in welcher sich die polnische und russische Sprache befinden. Nur muß man dabei von der späteren Ausbreitung absehen und auf die nachweisbar uralten Sitze sich beschränken. Warum lebt der Nasalismus in der polnischen Sprache noch heute, während die nächsten Nachbarn gegen Osten und Südwesten (die Russen und die Böhmen) diesen Charakterzug schon sehr früh, vor Beginn der Geschichte, aufgegeben haben? Warum lebt im Russischen und in den südslawischen Sprachen noch heute die bewegliche Betonung, während die nächsten Nachbarn im Westen (die Polen und Böhmen) immer eine bestimmte Silbe (polnisch — vorletzte, böhmisch — erste) betonen? Auf diese Fragen und viele andere haben wir augenblicklich nur eine Antwort: ignoramus. Die verschiedenen Phasen der sprachlichen Evolution kreuzen sich durcheinander, ohne daß man imstande wäre, überall den Grund ihrer Entstehung ausfindig zu machen.

Die früheste Bekehrung eines slawischen Volksstammes zum Christentum geschah im 7. Jahrhundert, an der Ostküste des Adriatischen Meeres, im alten Dalmatien, wo sich kurz vorher die Kroaten und Serben im offenen Land ihr neues Heim gegründet hatten, während in den vielen befestigten Küstenstädten, kleineren und größeren, die romanische Bevölkerung fortlebte. Dem Einfluß dieser romanischen Christen und dem hohen Ansehen ihrer kirchlichen Organisation (Aquileia, Salona, Dioclea) ist wohl auch die so früh vor sich gegangene Bekehrung der Kroaten und Serben zu verdanken. Doch vermochte der bald darauf hier entstandene kleine christlich-kroatische Staat mit seinen halb slawischen, halb romanischen Einrichtungen auf die Entwicklung der Volkssprache nicht den geringsten Einfluß auszuüben, um ihr zur literarischen Verwendung zu verhelfen. Nicht die geringste Spur eines geschriebenen Textes in der kroatischen Volkssprache ist zu finden, weder ein Gebet oder eine Predigt, noch eine Beicht- oder Eidesformel. Alles Geschriebene wurde in lateinischer Sprache geführt, wie überall im frühesten Mittelalter, wo Roms Einfluß sich geltend machte. Um so höher ist ein Ereignis des 9. Jahrhunderts anzuschlagen, durch welches neben den beiden Trägern der damaligen christlichen Kultur in Ost- und Westeuropa, der griechischen und lateinischen Sprache, noch eine dritte, d. h. die slawische Sprache zur Herrschaft in der Kirche und durch diese auch in den übrigen Zweigen des öffentlichen Lebens gelangte. Das war das Werk zweier gebildeter Männer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus Saloniki, Konſtantin (Kyrillos) und Methodios. Beide Griechen von Geburt und durch Erziehung, von vornehmer Ab⸗kunft, waren infolge äußerer Verhältnisse mit der slawischen Bevölkerung der Gegend in Berührung und Verkehr gekommen. Be⸗seelt von dem Missionseifer zur Verteidigung oder Verbreitung des Chriſtentums, be⸗schränkten sie sich bei ihrer letzten Missions⸗reise in das Land der Slawen (mährisch⸗pannonischen) nicht mehr auf die bloße Verkündigung des chriſtlichen Glaubens. Sie benutzten jetzt die Gelegenheit, um für die ihnen von früher her bekannten Slawen, mit deren Sprache sie nach einem Dialekt schon längſt vertraut gewesen sein dürften, etwas größeres zu leiſten, als man sonſt von den gewöhnlichen Missionaren erwartet. Sie traten als Erfinder einer auf den griechischen Vor⸗bildern beruhenden slawischen Schrift auf, und als Begründer einer slawischen Lite⸗ratursprache durch die Übersetzung der Heiligen Schrift und verschiedener, den litur⸗gischen Zwecken dienender Kirchenbücher leiſteten sie geradezu Bahnbrechendes. Als gelehrte Byzantiner, deren Blicke weit nach dem Oriente schweiften, kannten sie die kirch⸗liche Organisation des chriſtlichen Orientes, wo es auch solche chriſtlichen Kirchen gab, die weder die griechische noch die lateinische Sprache gebrauchten. Nach diesem Muſter führten sie auch bei den ihrer Missionstätig⸗keit anvertrauten Slawen eine ähnliche Orga⸗nisation ein. Die großartigen Folgen ihres Schrittes werden sie damals wohl nicht ge⸗ahnt haben, ja fürs erſte gefährdete der Kon⸗flikt, in welchen sie wegen der slawischen Sprache mit Rom kamen, ihr Werk in Mähren und Pannonien so ſtark, daß es wohl gänz⸗lichen Schiffbruch erlitten hätte, wenn ihm nicht in Bulgarien und Mazedonien günſtigere Aufnahme zuteil geworden wäre, und wenn nicht die bereits früher zum chriſtlichen Glauben bekehrten Kroaten und Serben, die sich unter der Botmäßigkeit der dalmatinisch⸗römischen Hierarchie nicht sehr behaglich fühlten, jetzt mit entschiedener Vorliebe eben⸗falls der kirchenslawischen Sprache sich zu⸗gewendet hätten.

Durch dies Ereignis wurde um die Mitte des 9. Jahrhunderts ein slawischer Dialekt, durch die eigens für ihn kom⸗binierte Schrift graphisch fixiert, infolge der gleichzeitigen Übersetzungsversuche, zur Literatursprache aller zum Chriſtentum be⸗kehrten Slawen, soweit sie den orientalischen Ritus befolgten, erhoben. Seit dem Beſtand der slawischen Philologie gibt diese Sprache die Grundlage des gesamten sprachwissen⸗schaftlichen Studiums ab als der älteſte Reprä⸗sentant des slawischen Sprachtypus überhaupt, ausgeſtattet mit feinen Lauteigentümlichkeiten und beachtenswertem Formenreichtum, die sowohl der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen zugute kommen, wie sie auch die Einsicht in den gramma⸗tischen Organismus aller slawischen Einzel⸗sprachen wesentlich fördern. Viele Er⸗scheinungen der slawischen Einzelsprachen, die sich als kümmerliche Überreste eines früheren Zuſtandes der genauen Analyse nahezu entziehen, bekommen erwünschte Be⸗leuchtung durch die reichen, von jenem alten Dialekt erhaltenen Parallelen, deren große Anschaulichkeit Tatsachen erschließt, die sonſt nur durch theoretische Kombinationen und Hypothesen erreichbar wären. Die kirchen⸗slawische Sprache heißt nach dem Volksſtamm, dem sie wahrscheinlich abgelauscht iſt, in der Wissenschaft bald »altslowenisch« bald »alt⸗bulgarisch«. Da sie aber zuerſt bei den mährischen und pannonischen Slawen zur liturgisch⸗literarischen Anwendung kam, wurde von einigen namhaften Gelehrten des 19. Jahrhunderts die Ansicht von ihrer mährisch⸗pannonischen Abkunft vertreten. Namentlich die »pannonische« Theorie wurde glänzend vertreten durch Gelehrte wie Kopitar und Miklosich; sie ſtützte sich hauptsächlich auf einige Germanismen im liturgischen Wort⸗schatz der kirchenslawischen Sprache, die allerdings leichter in Pannonien oder Mähren als in Mazedonien Aufnahme finden konnten. Doch iſt diese Tatsache auch mit der An⸗nahme der südlichen Heimat des Kirchen⸗dialektes ganz gut vereinbar. Übrigens iſt es noch sehr fraglich, ob alle Germanismen der altkirchenslawischen Sprache, die in ihren älteſten Denkmälern vorkommen, gerade aus dem Althochdeutschen des 9. Jahrhunderts, und nicht schon früher, entlehnt sind.

In der Eigenschaft als liturgisch⸗literarisches Organ der Kirche bahnte sich der bevorzugte Dialekt schnell den Weg weit über die Grenzen seines ursprünglichen Geltungs⸗gebietes. Er wanderte aus einem slawischen Land ins andere, überall dorthin, wo der Gottesdienſt in der slawischen Sprache ver⸗

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

richtet wurde. Überall hier fungierte die Kirchensprache nach den mittelalterlichen Begriffen zugleich als Staats- oder Gemeindesprache, ganz in der Art des Latein bei den romanischen und germanischen Völkern. In ihrer weltlichen Funktion unterlag sie, den mannigfaltigen Bedürfnissen entsprechend, verschiedenen lokalen Beeinflussungen in Lautausgestaltung, in Formen, namentlich aber im erweiterten Wortvorrat. Seit dem 11. Jahrhundert kann man vom bulgarischen, russischen, serbischen, kroatischen »Kirchenslawisch« sprechen. Erwähnenswert ist außerdem, daß der kirchenslawische Dialekt in seiner mittelalterlichen Verwendung für längere Zeit auch beträchtliche Gebiete nichtslawischer Zunge unter seine Herrschaft bekommen hatte. Das galt für Moldau und Walachei im Süden und für Litauen im Norden.

Die Herrschaft des Kirchenslawischen als der Literatursprache aller orthodoxen Slawen dauerte viele Jahrhunderte. In Rußland bis in die Zeiten Peters des Großen, bei den Serben und Bulgaren bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Während der ganzen Dauer mittelalterlicher Zustände war diese im Grunde tote Sprache ihr einziges literarisches Organ, allerdings nicht so einheitlich wie etwa das mittelalterliche Latein. Der Gesamtinhalt des geistigen Lebens, mag dieses noch so arm gewesen sein, fand in dieser Sprache seinen Ausdruck. Peter der Große gab den ersten gewaltigen Stoß der bisherigen Alleinherrschaft der kirchenslawisch-moskowitischen Literatursprache in Rußland. Er gestattete freie Anwendung neuer, unter dem holländischen Einfluß modernisierter Schriftzüge für den Druck geschichtlicher und Manufakturwerke, wie er sich selbst ausdrückte. Die bis dahin üblichen geschnörkelten blieben den Drucken kirchlichen Inhaltes vorbehalten. Dadurch kam der Dualismus einer weltlichen und einer geistlichen Literatur schon in äußerer Gestalt zum Ausdruck. Die mit rücksichtsloser Eile und Geschwindigkeit auf Betreiben des Zaren ausgeführten Übersetzungen verschiedenartigster Werke aus den europäischen Literaturen rissen auch in Anwendung der Sprache die Schranken der bisherigen toten Überlieferung nieder, die weltliche Literatur trieb durch ihren neuen, bisher unerhörten Inhalt in die Bahn der lebendigen Volkssprache. So machten die Verhältnisse Peter den Großen selbst zum Hauptförderer der neuen Richtung in der russischen Literatursprache, was auch seine bisher wenig gewürdigte, in russischer Sprache geführte Korrespondenz bestätigt. Von nun an blieb die kirchenslawische Sprache in Rußland auf liturgische Zwecke beschränkt. Selbst die Theologie als Wissenschaft und die Kanzelberedsamkeit werden nunmehr ausschließlich in der russischen Sprache gepflegt, diese besprengt allerdings mit dem ins Kirchenslawische getünchten Weihwedel.

So haben jetzt alle orthodoxen Slawen zwar noch immer eine und dieselbe kirchenslawische Sprache, nämlich den russischen Typus derselben, doch beschränkt ausschließlich auf den liturgischen Gebrauch, dem obenein viel engere Grenzen gezogen sind als etwa der lateinischen Sprache in der katholischen Kirche. Im übrigen gehen die einzelnen Nationen sprachlich ihre eigenen Wege. Durch die Größe der Bevölkerung steht die russische Sprache obenan, sie allein könnte sich in dieser Beziehung mit den größten europäischen Sprachen messen. Sie ist auch die einzige, die auf eine Rolle im internationalen Verkehr rechnen kann, wenn nicht schon jetzt, so in nicht ferner Zukunft, die durch die Wendung der inneren Zustände Rußlands zur freieren Entfaltung der geistigen Kräfte des Volkes wesentlich näher gerückt werden könnte.

Zwei mittelasiatische Entzifferungsprobleme.

Von Professor Dr. Ernst Leumann, Straßburg i. E.

(Schluß.)

Wir kommen jetzt zu den ostturkestanischen Funden von Literaturspuren in der zweiten der unbekannten Sprachen (2a und b). Zu 2a gehören vor allem fünf Blätter, die Marc Aurel Stein während seiner im Auftrag der indischen Regierung unternommenen Expedition im Winter 1900/1 ausgegraben hat. Drei derselben sind photographiert in seinem diesen Sommer zu Oxford erschienenen Prachtwerk »Ancient

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Khotan«: eines auf der obern Hälfte von Tafel CX, die beiden andern auf Tafel CXI. Als ich vor kurzem an der Hand der photographischen Reproduktion das erste Blatt untersuchte, fand ich in dem Silbengemenge als sanskritische Beſtandteile häufig den Namen *Sarvaśūra (-bodhisattva)*, zweimal das Wort *kalpa* und je einmal das Wort *mahāyāna* und den Buchtitel *Saṃghāṭa-sūtra*. Und der so zutage geförderte Buchtitel führte sofort auf die Fährte der chinesischen und der tibetischen Übersetzung des unserm Fragment in letzter Linie zugrunde liegenden Sanskritwerkes. Da der Buchtitel mitten im Kontext, nicht etwa in einer Unterschrift geboten war, so hätte der Uneingeweihte vermuten müssen, daß derselbe nur zitatweise vorliege. Allein wer mit der nordbuddhiſtischen Literatur etwas vertraut iſt, weiß, daß es darin eine spätkanonische Schicht von Werken gibt, die sich dem Leser eindringlich anzupreisen pflegen, wobei denn je die Namen der solche Selbſtanpreisungen enthaltenden Schriften wiederholt zur Nennung gelangen. Also ließ der Buchtitel die Möglichkeit zu, daß unser Blatt sich nicht etwa auf das Saṃghāṭa-sūtra berufe, sondern selber ein Stück davon bilde. In der Tat wurde mir diese Möglichkeit durch meinen Schüler und Freund Kaikioku Watanabe ohne weiteres beſtätigt: er teilte mir mit, daß die chinesischen Übersetzungen des Saṃghāṭa-sūtra — das Sanskrit-Original iſt verloren — durchaus von dem auf unserm Blatte so häufig genannten Bodhisattva Sarvaśūra handle, dessen Name im übrigen kaum bekannt sei. Aber wie sollten wir in den chinesischen Übersetzungen die Stelle finden, die unserm einzelnen Blatte entsprechen würde? Die vier erwähnten Sanskritworte waren darin immer wieder reflektiert, und so meinte mein freundlicher Helfer, das Suchen sei aussichtslos. Allein die Worte erschienen doch auf unserm Blatte in einer beſtimmten Reihenfolge, und es galt zu ermitteln, wo die gleiche Reihenfolge im Chinesischen sich zeigen würde. Diese Untersuchung iſt dann freilich nicht ganz so mathematisch glatt, wie ich erwartete, verlaufen, weil in dem Zusammenhang, auf den die meiſten Indizien führten, das Chinesische gerade den Buchtitel vermissen ließ. Allein an der in betracht kommenden Stelle fand sich wenigſtens der unbeſtimmte Ausdruck »diese Lehre«: offenbar waren hier die chinesischen Übersetzer dem Original nicht wörtlich gefolgt, oder sie hatten eine etwas abweichende Rezension desselben, in der der Buchtitel fehlte, vor sich gehabt. Jedenfalls ergab ein näheres Zusehen bald weitere Indizien dafür, daß der gefundene Zusammenhang trotz der geschilderten Inkongruenz der richtige sein müsse. Und das Resultat war: unser Blatt entspricht in der ältern chinesischen Übersetzung, die 520 Zeilen hat, den Zeilen 43—49, in der jüngern, die 680 Zeilen hat, den Zeilen 51—60. Beachtet man außerdem, daß das Blatt die Ziffer 8 trägt, so läßt sich berechnen, daß es aus einer Handschrift von etwa 80 Blättern ſtammt, auf denen die unbekannte Übersetzung des ganzen Textes geſtanden hat; dabei wird das erſte Blatt nur auf der Rückseite beschrieben gewesen sein.

Aber wenn nun jemand meinen sollte, daß eine subtile Vergleichung unseres Blattes mit den angegebenen chinesischen Zeilen ausreichen würde, um eine linguistische Bemeiſterung desselben herbeizuführen, so muß leider gesagt werden, daß davon keine Rede sein kann. Die chinesischen Übersetzungen von Sanskrittexten sind durchschnittlich viel zu frei gehalten, als daß sie Wort für Wort eine Vergleichung mit dem Original, geschweige denn mit einer andersartigen Übersetzung des Originals zuließen. Daher weichen denn auch unsere beiden chinesischen Übersetzungen, da anscheinend die zweite ganz unabhängig von der erſten entſtanden ist, ungemein von einander ab, und vorläufig ist nicht zu sagen, welcher von beiden man eher folgen dürfe. So werden wir, wie meiſt, wenn es sich um Benutzung buddhiſtischer Übersetzungen handelt, auf das Tibetische hingewiesen, das im allgemeinen ziemlich pedantische Wiedergaben des Sanskrit liefert. Unser Text iſt da, wie Léon Feers »Analyse du Kandjour« lehrt, auf 76 (oder 80?) Blättern zu finden. Augenblicklich bin ich noch nicht dazu gelangt, dieses zuverlässigere Hilfsmittel zurate ziehen zu können. Und da es mir auf alle Fälle an dieser Stelle bloß daran liegt, zu zeigen, in welcher Weise die volle Aufklärung über unsere oſtturkeſtanischen Fragmente nunmehr überhaupt in Sicht gekommen iſt, so will ich auch aus dem, was bereits den chinesischen Übersetzungen abgewonnen werden kann, nur zwei Proben anführen.

Einmal zeigt sich, daß außer den angeführten Wörtern noch einige andere (z. B.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

māksīχa = *mākṣika* »Honig«, *värạnä* und *vrạnä* = *vraṇa* »Wunde«) dem Sanskrit entlehnt sind. Sodann ergeben sich jetzt mehrere Worte als persisch, z. B. *dasta* »Hand« und *ysānū* »Knie«.

Man fragt sich sofort, ob diese persischen Worte etwa wie die sanskritischen innerhalb unseres unbekannten Idioms als Lehngut aufzufassen sind, oder ob das Idiom als ein entlegener Dialekt selber zum persischen Sprachbereich gehört. Bei der Beantwortung dieser Frage hängt alles davon ab, ob außer persischen Worten auch persische Flexionsformen zu entdecken sind. Solche glaube ich zwar bereits zu erkennen; solange indessen die tibetische Übersetzung meine Vermutungen nicht beſtätigt, wage ich in der Sache keine beſtimmte Meinung zu äußern. Hörnle seinerseits und ihm folgend Marc Aurel Stein haben im Prachtwerke des letztern die Sprache von 2a unter die kühne Spitzmarke »Proto⸗Tibetan« gebracht, die zu verteidigen ihnen überlassen bleiben muß.

Oben iſt bloß über das eine der fünf Blätter unserer Gruppe 2a genauere Auskunft gegeben worden. Es bleibt nachzuholen, daß von dem einen Blatte aus auf die übrigen, die unter sich zusammengehören, unerwartet Licht fiel. Auch da zeigte sich gleich in der erſten Zeile der Name Sarvaśūra, was ermitteln ließ, daß die vier Blätter ebenfalls einer Handschrift des Saṃghāṭasūtra entſtammen. Freilich erforderte hier das Aufsuchen der chinesischen Parallelſtellen, bei dem mir wiederum mein japanischer Schüler — diesmal nach eben absolviertem Doktorexamen — mit lebhafteſtem Interesse beigeſtanden hat, eine noch etwas zähere Aufmerksamkeit. Die beiden Blätter nämlich, die uns von den vieren allein geboten waren, sind an vielen Orten nicht mehr lesbar und enthalten daher, weil die ganze Handschrift, zu der sie gehört haben, über 150 Blätter umfaßt hat, nicht einmal zusammengenommen so viel Inhalt wie das anfangs untersuchte Blatt für sich allein. In dem wiederholt genannten Werke Marc Aurel Steins wird von Hörnle und auf seine Autorität hin auch von Stein selber angenommen, daß in unsern vier Blättern ein medizinischer Inhalt vorliege; Hörnle hat nämlich von dem sanskritischen Eigennamen Bhaiṣajyasena, der mehrmals zu lesen iſt, nur die erſten drei Silben, die »Heilmittel« bedeuten, beachtet.

Wir gelangen schließlich zur Fundgruppe **2b.** Wenn ich diese oben der gleichen Sprache wie 2a zugeteilt habe, so befinde ich mich damit abermals im Widerspruch mit Hörnle und Stein. Freilich unterscheidet sich 2b in vielfachſter Weise sowohl von 2a wie auch von 1a und 1b. Während diese andern Gruppen in prieſterlich⸗sorgfältiger Schrift und vermutlich altertümlicher Sprache von der literarischen Tätigkeit zeugen, wie sie sich in Kreisen entfaltete, die sanskritische Gelehrsamkeit pflegten, sind uns in 2b kurze in einer flüchtigen Cursive geschriebene Urkunden von durchaus profanem Gepräge geboten. Es scheint so zwischen 2a und 2b ein sprachlicher Gegensatz vorzuliegen, wie er etwa beſtünde zwischen Stücken aus Luthers Bibelübersetzung und modern⸗deutschen — allenfalls in bayrischem oder elsässischem Dialekt abgefaßten — Kaufverträgen. Bei aller Verschiedenheit im Wort⸗ und Formenschatz würde doch eine sprachliche Zusammengehörigkeit gegeben sein. Die Verschiedenheit erſtreckt sich auch auf die Sprachberührungen mit Indien und Persien. Die indischen Anklänge in 2b gehen nicht auf buddhiſtisch⸗literarische Tradition zurück, sondern beruhen offenbar auf geschäftlichen Beziehungen zu Indien, allenfalls auch auf Nachwirkungen aus der ältern Kulturperiode, deren nordweſtindisch⸗geschriebene Dokumente von einer Überflutung der Gegend mit indischen Ansiedlern zeugen. Der persische Einschlag iſt in 2b so groß, daß Hörnle und Stein die Sprache dieser Gruppe kurzweg als »Eastern Iranian« bezeichnen, ohne freilich einſtweilen bewiesen zu haben, daß außer dem Wortschatz auch die Grammatik persische Züge aufweise. Dabei sei indessen anerkannt, daß Hörnle durch seine philologische Bearbeitung der Dokumente, soweit deren Resultate im erwähnten Extra⸗Number niedergelegt sind — auch da geht einiges auf meine ſtille Mitarbeit zurück — sich große Verdienſte erworben hat.

Bei unserer Fundgruppe 2b nun kommt — dies iſt der letzte Punkt, der sie von den andern Gruppen unterscheidet — in der Aufhellung des Unbekannten auch der chinesisch⸗ſtaatliche Kulturzusammenhang, dem Oſtturkeſtan wie dem indisch⸗buddhiſtischen als Außenglied angehört hat, helfend zur Geltung. Denn auch chinesische Dokumente analoger Art sind am gleichen Orte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie die anderssprachigen zusammen mit diesen aufgetaucht, und ihre Bearbeitung durch Chavannes, die im ersten Appendix des Steinschen Werkes niedergelegt ist, hat ergeben, daß sie aus den Jahren 768 bis 790 stammen. Das läßt annehmen, daß die anderssprachigen Dokumente, die in einer noch nicht völlig klargestellten Weise datiert sind, innerhalb derselben Jahre geschrieben wurden, und daß überhaupt die bei all unsern Funden in Betracht kommenden Ausgrabungsstellen bald nach 790 wegen Versandung für immer verlassen werden mußten.

Ich schließe mit der Hoffnung, daß wir von Marc Aurel Stein auch über seine zweite im Auftrage der indischen Regierung nach Ostturkestan unternommene Expedition bald Aufschluß erhalten möchten, sowie daß uns Kunde werde von den unser Thema betreffenden Funden, die Grünwedel und von Le Coq von ihren in Preußischem Auftrage ausgeführten Expeditionen aus Ostturkestan mitgebracht haben. Auch aus St. Petersburg und Paris dürfen wohl einschlägige Veröffentlichungen erwartet werden, so daß binnen kurzem reichere und bestimmtere Einblicke in das neu erstandene Wissenschaftsgebiet gewonnen werden können.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Der Internationale Kongreß für Schulhygiene.

Von den öffentlichen Versammlungen, die in diesem Jahre hier getagt haben, hat keine so großes Interesse über die Fachkreise hinaus gefunden, wie der II. Internationale Schulhygiene-Kongreß, der eben in der ersten Augustwoche in South Kensington im Verwaltungsgebäude der Londoner Universität abgehalten wurde. Zugrunde lag seinen Verhandlungen ein von Sir Lauder Brunton aufgestelltes Programm; nach ihm wurde über die besten Verfahren zur körperlichen und geistigen Ausbildung gesunder Schulkinder, über die Behandlung körperlich wie geistig minderwertiger Kinder, über die ärztliche Besichtigung von Schulen und die Belehrung von Lehrern und Schülern in der Gesundheitspflege sowie über die Ausstattung der Schulgebäude verhandelt. Der Kongreß hatte sich in elf Sektionen gegliedert. Vertreter aller an den Fragen der Schulhygiene mitarbeitenden Stände hatten sich zu ihm aus den verschiedensten Ländern, England, Frankreich, Deutschland, Österreich, Dänemark, Rußland, Nord- und Südamerika eingefunden. Man sah höhere Verwaltungsbeamte, wie Lord Creve, der den Kongreß mit einer Rede über die Bedeutung der Schulhygiene eröffnete, Lehrer an höheren wie niederen Schulen, Hochschullehrer, praktische Ärzte usw. Das weibliche Geschlecht war u. a. durch die bekannte Romanschriftstellerin Mrs. Humphrey Ward vertreten, die lebhaft für die Schaffung großer Spielplätze für Schüler eintrat. Den Höhepunkt des Kongresses bildete aber sicherlich die Verhandlung über Schule und Tuberkulose, die die zweite Hauptversammlung ausfüllte. Für dieses Thema war der Vertreter der Preußischen Regierung auf dem Kongreß, der Geh. Obermedizinalrat Dr. M. Kirchner, als Hauptberichterstatter gewonnen worden. Sein Bericht und seine Vorschläge wurden mit großem Beifall aufgenommen. Er führte unter anderm aus, daß die Bekämpfung der Tuberkulose in der Schule erst verhältnismäßig neu sei, da man bis vor kurzem fälschlich allgemein der Ansicht war, die Tuberkulose trete erst im reiferen Alter auf. Seit Kochs Entdeckung des Tuberkelbazillus sei erst die Möglichkeit einer erfolgreichen Bekämpfung gegeben, sie habe in allen zivilisierten Ländern die Sterblichkeit bei der Tuberkulose herabgesetzt, in Preußen z. B. in dem letzten Vierteljahrhundert um ein Drittel. Doch hätten an dieser Verminderung die tuberkulösen Kinder keinen Anteil, vielmehr habe bei ihnen die Sterblichkeit erheblich zugenommen. Während Masern, Keuchhusten und Diphtherie ihre Hauptrolle im vorschulpflichtigen Alter spielten, nimmt die Tuberkulose vom 10.–15. Lebensjahr die erste Stelle unter den Schulkrankheiten ein und verlangt daher eine energische Bekämpfung.

Da man jetzt wisse, daß die Tuberkulose nicht durch Vererbung, sondern durch Übertragung entstehe, so müsse man den kranken Menschen für seine Umgebung unschädlich machen. Kirchner legte dar, daß nach diesem Grundsatz nicht nur tuberkulöse Schüler, sondern auch tuberkulöse Lehrer und Lehrerinnen vom Unterricht auszuschließen seien. Die Grundlage jeder Tuberkulosebekämpfung müsse die Anzeigepflicht sein. Die neueste Maßregel der Preußischen Unterrichtsverwaltung ist ein Erlaß, der die Untersuchung aller tuberkulös verdächtigen Schüler und Lehrer anordnet. Vor allem sei als Vorbedingung für radikale Heilung frühe Erkennung der Krankheit nötig, und um den Kranken die nötige Pflege angedeihen lassen zu können, eine Erhöhung der Mittel zur Errichtung von Lungenheilstätten. Die Aufklärung über das Wesen der Tuberkulose muß schon in der Schule beginnen. Die Unterrichtsverwaltung muß nicht nur für die Ausbildung, sondern auch für die Gesundheit der Schüler sorgen. Mit diesem Satz klang die Rede aus. Auf dem Kongresse wurde es mit großer Freude begrüßt, daß über dieses Gebiet, auf dem die Maßregeln der Preußischen Verwaltung denen aller andern Staaten vorangegangen sind, von kompetentester Seite eingehende, durch reiches neues statistisches Material illustrierte Mitteilungen dargeboten wurden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

7. September 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Die Mittelmeervölker und ihre weltpolitische Bedeutung.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Theobald Fischer, Marburg.

Das Mittelmeergebiet ſteht seit Jahren im Vordergrunde der Weltpolitik. Marokko lenkt die Blicke der ganzen Welt auf sich, im Augenblick am meiſten durch die Vorgänge an der Ozeanküſte. Aber diese haben bereits zur Besetzung der öſtlichen Grenzſtadt Udschda durch die Franzosen geführt, in deren Nähe auch noch Bu Amara sein Wesen treibt, und welchen Widerhall die Vorgänge in und um Casablanca in ganz Marokko, in den übrigen Atlasländern und in der ganzen Welt des Islam finden werden, iſt abzuwarten. In Ägypten erwachsen England täglich neue Schwierigkeiten. Kreta und Mazedonien bezeichnen tiefe Kummerfalten im Antlitze der europäischen Diplomatie. Italien als Mittelmeermacht bestrebt sich, möglichſt gute Beziehungen zu den Mittelmeermächten England und Frankreich zu unterhalten, obwohl es die Lehren einer dreitausendjährigen Geschichte, nach welchen Tunesien im Besitz einer fremden ſtarken Macht eine unerträgliche Bedrohung Siziliens und Sardiniens iſt, durch das Feſthalten am Dreibunde zu beherzigen scheint. England, Frankreich, Spanien schließen ein Übereinkommen zur Wahrung ihres Besitzſtandes im Bereich des weſtlichen Mittelmeerbeckens und des benachbarten Ozeangebiets. Wer bedroht diese? Das Deutsche Reich iſt keine Mittelmeermacht, hat bisher auch in keiner Weise angedeutet, daß es eine solche zu werden beabsichtige. Aber es scheint zu genügen, daß seine wirtschaftliche Entwicklung, lediglich aus seiner Machtſtellung und den Kräften des Volks heraus, auch im Mittelmeergebiet sich geltend macht. In der Tat sieht man in allen Mittelmeerhäfen die deutsche Flagge immer häufiger und auf immer ſtattlicheren Schiffen wehen, die, sei es lediglich dem Warenverkehr, sei es der Beförderung von Reisenden und Waren dienen. Immer größer und einflußreicher werden in allen Mittelmeerhäfen die deutschen Kolonien, wie ich durch meine 35jährige Beschäftigung mit diesem Gebiet und vielfache Reisen in ihm feſtſtellen kann. Neben den reichsdeutschen Kolonien ſtehen die deutsch-öſterreichischen weit zurück, da die Deutsch-Öſterreicher, obwohl sie dem Mittelmeergebiet ja räumlich viel näher ſtehen und faſt allein die Interessen der habsburgischen Monarchie dort vertreten, durch innere Schwierigkeiten gehindert werden, den zukunftsreichen Ländern am öſtlichen Mittelmeere die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Öſterreich-Ungarn beschränkt seine Tätigkeit in dieser Richtung schon seit langem auf die eine benachbarte südoſteuropäische Halbinsel. Das große russische Reich endlich, dessen Politik in den letzten zwei Jahrhunderten unentwegt auf die Gewinnung eines offenen Tores zum Mittelmeer gerichtet war, scheidet vorläufig aus denselben Gründen aus.

Gegenüber dem lebhaften Interesse, welches anscheinend alle Völker Europas dem Mittel-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meergebiet entgegenbringen, treten die Bewohner desselben fast völlig in den Hintergrund. Daß man sie zu wenig kennt, und glaubt, sie kaum beachten zu brauchen, hat schon wiederholt der europäischen Diplomatie und den Völkern Europas recht unangenehme Überraschungen bereitet. Die folgenden Ausführungen bezwecken daher, ein in großen Zügen umrissenes Bild des bunten Völkergemisches an den Ufern und in den Gestadeländern des Mittelmeeres, ihrer Verteilung und Zahl zu entwerfen. Sie dürften für eine internationale Wochenschrift als ganz besonders geeignet erscheinen. Die Zahlen sind abgerundet aufgeführt, wie es für diesen Zweck genügt. Oder könnten andere etwa genau angeben, wie viele Berbern und Albanesen, ja selbst Griechen und Türken es gibt?

Die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung, um dies vorweg zu nehmen, lassen sich in drei Sätze zusammenfassen, nämlich:

1. Die Mittelmeerländer sind im allgemeinen sehr dünn bevölkert, und die Menschen drängen sich allenthalben an die Küsten.

2. Ein Drittel aller Bewohner der Gestadeländer des Mittelmeeres gehört einem einzigen Volke an, dem italienischen.

3. Die Berbern der Atlasländer verdienen ganz andere Beachtung als bisher.

Die alte Funktion des Mittelmeergebiets, der große Kulturherd der zivilisierten Völker zu sein, ist mit dem Mittelalter immer mehr in den Hintergrund getreten. Die Römer hatten das ganze Mittelmeergebiet staatlich geeinigt und zu einer großen Lebensgemeinschaft ausgestaltet. In römischer Zeit waren alle ethnischen Unterschiede von einer mehr oder weniger oberflächlichen römischen bezw. im Osten hellenistischen Tünche verhüllt. Die sogenannte Völkerwanderung hat an Stelle dieser in langen geschichtlichen Vorgängen gewordenen verhältnismäßigen Einförmigkeit die bunte Mannigfaltigkeit der Völkerkarte von heute gesetzt. Die ganze Völkerkarte der Mittelmeerländer ist dadurch eine andere geworden. Vielfach freilich ist diese Mannigfaltigkeit nur scheinbar, denn häufig zeigt sich die Urbevölkerung unter einer neuen Sprache und Religion, die sie angenommen hat, verborgen. Man wolle sich beispielsweise erinnern, daß die ganze bunt zusammengesetzte Bevölkerung Kleinasiens, die keltischen Galater eingeschlossen, allmählich griechische Sprache und Christentum angenommen hatte, während heute dieselben Menschen vorzugsweise türkisch sprechen und sich zum Islam bekennen.

Aus den Zeiten vor der Völkerwanderung haben sich beides, nationale Sprache und Eigenart, nur vier Mittelmeervölker zu bewahren vermocht, dank dem gebirgigen, schwer zugänglichen, aber auch wenig anlockenden Charakter ihres Wohngebiets, die also als die ältesten anzusehen sind, die Basken, Albanesen, Berbern und Griechen. Die beiden ersteren sind auf geringe Reste zusammengeschrumpft und zum Verschwinden in nicht ferner Zukunft bestimmt. Trotzdem haben sie beide noch in der neuesten Geschichte eine große Rolle gespielt. Die Basken waren die Träger der karlistischen Aufstände in Spanien, die Albanesen spielen in der orientalischen Frage eine grosse Rolle. Jene sind die Nachkommen der alten Iberer, die sich in den Tälern der westlichen Pyrenäen und dem nach ihnen benannten benachbarten baskischen Gebirge teils auf französischem, teils auf spanischem Boden etwa zwischen Bilbao und Bayonne erhalten haben und durch Auswanderung besonders im 19. Jahrhundert in die La Plata-Staaten und durch Aufsaugung auf etwa ½ Millionen Köpfe zusammengeschrumpft sind. Die Albanesen sind die Nachkommen der alten Illyrier, die sich auch nur in einem Teile ihres früheren Wohngebiets, den unzugänglichsten mittleren Strichen des großen gefalteten Erdgürtels, welcher die Westseite der Balkan-Halbinsel ganz besonders als »ein Gebiet des Verharrens« kennzeichnet, zu erhalten vermocht haben. Die langen Kämpfe erst mit der slawischen Überflutung, dann mit den Türken, vor deren Bedrückungen sie in Menge im 15. Jahrhundert nach Italien und Griechenland auswanderten, haben sie doch nicht zum Verschwinden gebracht. In Süd-Italien bis nach Sicilien zählt man ihrer noch etwa 80 000, doch sind sie dort schon als ganz vom Italienertum aufgesogen anzusehen oder im Begriff, es zu werden. Noch mehr Albanesen dürften im Griechentum aufgegangen sein. In Griechenland haben sich die albanesischen Viehzüchter und Ackerbauer rasch zu Seefahrern entwickelt, so daß die Seehelden des griechischen Freiheitskampfes z. T. Albanesen waren. Auch in Süd-Albanien und Epirus gehen sie, soweit sie dem griechischen Christentume gewonnen sind, willig im Griechentume auf. Verhängnisvoll ist nämlich für sie, noch

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr als die inneren Kulturzustände, die ihrer ethnischen Eigenart und derjenigen ihres Wohngebiets entsprechende Zersplitterung in viele kleine, miteinander vielfach in Blutrache liegende Clane und die religiöse Dreigeteiltheit: von Süden her zog sie die griechisch-orientalische Kirche an, von Italien her die römische, und die Türken endlich gewannen sie teilweise dem Islam. Dadurch wurden viele von ihnen als Soldaten und Beamte, oft in hohen Stellungen, über das weite türkische Reich zerstreut. Diese Zersplitterung läßt ihre Zahl von etwa $1^1/_2$ Millionen, trotz ausgezeichneter kriegerischer Eigenschaften, die sie im türkischen Heere und als Helfer bei den türkischen Eroberungen eine große Rolle haben spielen lassen — Albanesen bilden noch heute die Leibwache des Türkensultans — noch weniger ins Gewicht fallen. Jedenfalls sind sie, obwohl wenig botmäßig, als eine Hauptstütze der türkischen Herrschaft im Westen der Balkan-Halbinsel anzusehen, während Italien die römisch-katholischen Albanesen, deren Priester meist in Rom selbst ausgebildet werden, für sich zu gewinnen und damit festen Fuß auf der Halbinsel zu fassen sucht, unbekümmert, daß es damit in einen Gegensatz gegen die Monarchie der Habsburger tritt.

Ethnisch als Reste der vorrömischen Urbevölkerung sind auch die über die südosteuropäische Halbinsel verstreuten noch romanisch sprechenden Aromunen, Zinzaren oder Wlachen anzusehen. Im 12. Jahrhundert hatten sie noch einen erheblichen Teil von Thessalien inne, das damals die große Walachei genannt wurde. Sie entbehren meist des nationalen Bewußtseins, sind griechische Christen und neigen zum Griechentum. Viele sind dreisprachig (Türkisch neben Romanisch und Griechisch). Doch treten auch sie, wenn sie auch kaum 200000 Köpfe zählen dürften, neuerdings politisch hervor, indem Sendboten aus Rumänien namentlich die mazedonischen Wlachen dem griechischen Einfluß zu entziehen bemüht sind.

Auch in Klein-Asien gibt es noch bedeutende Reste der Urbevölkerung, welche sich heute, weil sie ihr griechisches Christentum bewahrt haben, für Griechen halten und sich selbst durch Gründung griechischer Schulen und Berufung griechischer Lehrer hellenisieren. Ebenso sind viele, ja nach dem Urteil der besten Kenner die Mehrzahl der sogenannten Türken Klein-Asiens oder Angehörigen mohammedanischer Sekten ethnisch als Reste der Urbevölkerung anzusehen. Und die im 3. Jahrhundert v. Chr. eingewanderten Kelten (Galater) in der Nordhälfte des inneren kleinasiatischen Hochlands sind, wenn auch Mohamedaner und türkisch sprechend, in ihrem physischen Typus, an ihren lichtbraunen Haaren, blauen oder grauen Augen noch deutlich erkennbar und leicht zu unterscheiden von den Kappadokiern, mit tiefschwarzem Haar, schmalem Gesicht und eigentümlicher Nase.

Ganz anders stehen diesen im Verschwinden begriffenen Völkern zwei andere zur Urbevölkerung zu rechnende gegenüber: die Berbern und die Griechen.

Die Berbern, welche zur hamitischen Völkergruppe gehören, sind ein außerordentlich anziehendes, aber in seiner Sprache und Eigenart noch zu wenig erforschtes Volk, weil sie selbst bis heute mit rücksichtsloser Tatkraft alles Fremde von sich fern halten. Ihr Hauptwohngebiet, die Atlasländer oder Klein-Afrika, nannte man früher meist nach ihnen die Berberei, eine Bezeichnung, die ganz unberechtigterweise in neuerer Zeit außer Gebrauch zu kommen scheint. Meist braucht man an Stelle des Namens Berbern die von den Franzosen in Algerien verbreitete Bezeichnung Kabylen. Dies Wort bedeutet eigentlich nichts weiter als Stamm. Man bezeichnet in erster Linie als Kabylen die ziemlich rein erhaltenen Berbern der hohen Küstengebirge Algeriens östlich von Algier und bezeichnet danach das Gebirgsland des Dj. Djurdjura als die große, das Gebirgsland östlich von Bougie als die kleine Kabylei.

Wie in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit der ganzen Welt sich den Berbern zuwendet, so haben diese schon einmal, im arabischen Mittelalter, eine große politische und kulturelle Rolle gespielt.

Überwiegend aus Berbern zusammengesetzte Heere waren es, welche Sicilien und Spanien eroberten. Berbern spielten unter den »arabischen« Gelehrten, Künstlern usw. jener Zeit eine grosse Rolle. Die Aghlabiten in dem von den Arabern unter Sidi Okba 669 n. Chr. gegründeten Kairuan, unter denen im 9. Jahrhundert wissenschaftliches Leben anhebt, sind Berbern. Auch von den Fatimiden, die seit Beginn des 10. Jahrhunderts in Mehedyia herrschten, gilt dies. Ebenso von den Ziriden, welche an Stelle der Fatimiden Tunesien ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

walteten, als diese ihren Herrschersitz nach Ägypten verlegten.

Die Sekte der Almoraviden, zum Islam bekehrte Wüsten=Berbern, eroberte 1060 nach Chr. unter Abu Beker Marokko. Dessen Nachfolger Yussuf Ben Taschfin gründete Marrakesch und bildete aus dem heutigen Marokko mit dem westlichen Algerien ein großes Reich, dem er auch Spanien angliederte. Noch weiter, von Tanger bis Barka, reicht die Herrschaft der Almohaden (seit 1145), einer andern wesentlich berberischen Sekte und Dynastie. Diese Glanzzeit der berberischen Dynastien dauert bis 1269. Zum Teil in ihren Diensten breiten sich in dieser Zeit die eingewanderten arabischen Stämme immer weiter aus und drängen den Berbern als Träger des Islams ihre Sprache und zum Teil ihre Sitten auf. Auch die Reiche und Dynastien der Meriniden in Fez, der Zianiten in Tlemcen, des Hafsiden in Tunis (seit 1228) sind wesentlich berberisch. In den unaufhörlichen Kämpfen der Reiche untereinander beginnt der Verfall, der im 15. Jahrhundert so rasch fortschreitet, daß bald allgemeine Anarchie herrscht, die im 16. Jahrhundert den Türken die Unterwerfung Algeriens und Tunesiens erleichtert. Nur Marokko weiß seine Selbständigkeit zu wahren und hat sich seitdem immer mehr als unabhängiger Staat abgesondert.

Auch vergesse man die hohe Blüte des heutigen Tunesien und eines großen Teils von Algerien in römischer Zeit nicht, denn die Römer waren als Soldaten und Beamte in verhältnismäßig nur geringer Zahl. Massenansiedelung fand nicht statt. Die Mehrzahl der Bevölkerung trägt punische und berberische Namen, wenn auch etwas latinisiert. Was an Kulturleistungen aus jener Zeit noch erkennbar ist, ist den Berbern zuzuschreiben und erklärt wohl die große Rolle der Berbern in »arabischer« Zeit. Auch leisteten diese den Römern vor ihrer Unterwerfung außerordentlich zähen Widerstand. Und ähnlich war es beim Einbruch der Araber, die zuerst 647 in Tunesien erschienen, das sie bis 669 unter dem Namen Ifrikia völlig unterwarfen und als Provinz organisierten. Aber schon 685 wird Okba von dem Berbernfürsten Koceïla geschlagen und getötet — jeder Besucher von Biskra besucht auch sein Grab in der kleinen Nachbaroase Sidi=Okba — und die Araber wieder völlig aus Ifrikia verdrängt, wo Koceïla seinen Herrschersitz in dem von Okba begründeten Kairuan aufschlägt und das ganze östliche Atlasgebiet in einem Reiche einigt. Er erliegt 690 einem neuen Einfalle der Araber, aber die Fürstin Dina der Zenata im östlichen Auresgebirge, gewöhnlich Kahena (Priesterin) genannt — daß eine Frau eine solche Rolle spielen kann, ist auch echt berberisch, auch andere Berbernstämme hatten Frauen als Königinnen — organisierte den Widerstand, vertrieb die Araber von neuem, erlag aber 703, von den immer wieder im Bruderkampf liegenden Berbern verlassen, einem neuen Ansturme der Araber. Jetzt wurden 12000 gewaltsam zum Islam bekehrte Berbernkrieger dem arabischen Heere einverleibt. Die in Aussicht stehende Beute und die Klugheit, mit welcher die Araber überhaupt die Interessen der Berbern mit ihren eigenen zu verknüpfen verstanden, brachten von nun an viele von diesen zu freiwilligem Anschlusse. Auch Tarik, der Sieger über die Westgoten, war ein Berber.

Die Berbern bewohnten bis weit in vorgeschichtliche Zeit zurückgerechnet das mediterrane Nord=Afrika vom Roten Meere bis an den Ozean und selbst die kanarischen Inseln, wenn sie auch aus Teilen desselben verdrängt bezw. unter dem Einflusse des Islams ihrer Sprache zugunsten des Arabischen beraubt und auch sonst bald mehr, bald weniger arabisiert worden sind. Am reinsten haben sie sich in den Gebirgen, ganz besonders in denen des abgelegenen, abgeschlossenen Marokko erhalten, dessen Bevölkerung nicht, wie man früher wohl annahm und oberflächliche Beurteiler noch heute annehmen, aus Arabern, sondern fast ausschließlich aus Berbern besteht.

Die Frage, ob die Berbern in einer vorgeschichtlichen Zeit aus Vorder=Asien oder aus Europa in ihr Wohngebiet eingewandert sind, ist viel erörtert worden. Die Entscheidung schwankt, dürfte sich aber im Verlaufe der Forschung mehr auf die Seite Europas neigen. Wenn sich neuerdings der französische Arzt und Anthropologe Bertholon auf Grund der Erforschung der vorgeschichtlichen Altertümer Nord=Afrikas der Ansicht zuwendet, daß die Erbauer der megalithischen Denkmäler (Dolmen, Menhir) Tunesiens und Ost=Algeriens derselben Rasse angehören, welche in Europa ähnliche Denkmäler hinterlassen hat, so spräche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dies für eine Einwanderung aus Europa. Auch hat man jetzt aus der auffälligen Uebereinstimmung gewisser Geräte auf Verwandtschaft der Berbern mit den Basken geschlossen und diese Verwandtschaft auch aus sprachlichen Gründen gefolgert. Der hervorragende französische Nord-Afrikaforscher Ch. Tissot spricht sich namentlich für Einwanderung aus Europa aus, weil der blonde Typus der Berbern südlich der Straße von Gibraltar am häufigsten sei, von da nach Osten seltener werde. Die Zeit der Einwanderung müsse man vor 1500 v. Chr. setzen, da schon die Denkmäler der 19. Dynastie in Ägypten die Libu als ein blondes und blauäugiges Volk darstellen.

Die Berberstämme der Djuala und der Uled Hannech in Algerien, die Krumir Nord-Tunesiens, die Schaamba der algerischen Sahara errichten noch heute Grabstätten, welche den megalithischen ähneln. Das von Algier aus so viel besuchte sog. Grab der Christin, tatsächlich das Grab berberischer Fürsten, und der sog. Medraçen, ein etwas älteres Grab berberischer Fürsten (Massinissa?), jetzt in völliger Einöde zwischen Constantine und dem Auresgebirge gelegen, sind nichts als die vollendeten Formen dieser megalithischen Grabstätten. Auch bedienen sich die Zeltbewohner Tunesiens noch heute derselben Typen von Tongefäßen, wie sie in den megalithischen Grabkammern gefunden werden. Auch sonst lassen sich noch vielfach uralte europäische Einflüsse erkennen. Gewisse Unterschiede auch im physischen Typus der Berbern lassen sich weit zurückverfolgen. Nach ihnen hat man die Numider der Alten als eigentliche Berbern von den Libyern, von den Afri, deren Name von Tunesien aus noch an dem Erdteile haftet, von den Maxyes und von den Gätulern des südwestlichen Atlasgebietes zu unterscheiden. Diese Stammeszersplitterung hat sich bis in die Gegenwart erhalten und schon oft als verhängnisvoll erwiesen. Viele schon von Ptolemaios im heutigen Marokko genannte Stämme sind noch jetzt dort nachweisbar. In den Mazikes erkennen wir die Masîg (Sing. Amasig, Plur. Amasîgen), den Volksnamen, welchen sich die Berbern des Nordwestens von Marokko selbst beilegen. Seine Autololes sind die Aït Hilâla, seine Macenites die Miknâssa, die Bacuatae die Berguâta, und den Namen Mauren, nach welchem im Altertum Marokko Mauritania hieß, leiten Tissot und Quedenfeldt von dem semitischen Maurim her, was wörtlich übersetzt der Bezeichnung entspricht, die sich die Marokkaner jetzt vielfach selbst beilegen: el-garbaua, die Leute des Westens. Der Name Berber war schon vor Ankunft der Griechen und der Römer in Nordafrika vorhanden und haftet heute noch speziell als zusammenfassender Name Brêber oder Berâber an den Stämmen im mittleren und hohen Atlas Mittel-Marokkos. Von ihnen unterscheidet man die des Südwestens als Schlu oder Schlöh, die des Nordens als Amazigen oder Amazirghen. Wie im Altertum gibt es noch heute in Nubien Berabra. Das Somalland hieß Barbaria und ein anderes Berbernland lag in Troglodytien südlich des Hafens Berenike. Diese Namen deuten auf die ehemalige Verbreitung der Berbern hin. Auch Schädelmessungen der alten Ägypter zeigen Übereinstimmung mit den Berbern. Daß die Guanchen der Kanarischen Inseln Berbern waren, wird wohl heute von niemand mehr bezweifelt. Berberische Inschriften sind von Cyrenaika, das heute von Arabern bewohnt ist, bis zu den Kanarischen Inseln und tief in die Sahara hinein gefunden worden.

Das heutige Wohngebiet der Berbern reicht von den Oasen der Libyschen Wüste bis an den Ozean und umfaßt die ganze westliche Sahara bis zur Gebirgsoase von Aïr und zum Nigerknie bei Timbuktu und bis zum Senegal, der seinen Namen ja dem noch heute eine berberische Mundart sprechenden Berberstamm des Zanaga verdankt, die erst seit dem 16. Jahrhundert aus den südlichen Atlastälern dorthin ausgewandert bzw. verdrängt worden sind. Alle die sog. maurischen Stämme, mit welchen die Franzosen in den letzten Jahren vom Senegal aus zusammengestoßen sind, sind mehr oder weniger reine Berbern. Überall in Nordwest-Afrika stehen sich jetzt Franzosen und Berbern gegenüber. Die Tuareg der westlichen Sahara, die jetzt auch als den Franzosen unterworfen gelten können, sind wohl erst im Mittelalter in die Wüste gedrängte Berbern, die zu den am wenigsten vermischten gerechnet werden müssen. Unablässig in ihrem an Hilfsmitteln so armen Wohnraume mit dem Hunger kämpfend, der sie zu Wüstenräubern gemacht hat, ist ihre Zahl auch erstaunlich gering. Nach neuesten französischen Schätzungen sollen ihre beiden größten Stämme,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Hogar nur 1200, die Asdscher nur 300 Krieger ſtellen können. Ihre Sprache iſt rein von arabischen Worten. Sie besitzen auch eine eigene Schrift, die aber nur zu Inſchriften auf ihren Schilden, auf Felsen und zu Versen bei gelegentlichen Feſten dient. Auch die Schaamba in der algerischen Sahara, die bisher kaum bessere Wüſtenräuber waren, jetzt aber völlig unterworfen sind, sind Berbern. Ebenso die Bewohner der vor kurzem von den Franzosen unterworfenen Oasengruppen von Tuat, Gurara und Tidikelt. Sie gehören dem alten Berbernſtamme der Zenata an. Auch ihre Zahl iſt, als ein Ausdruck der Armut auch dieses Gebiets, nicht, wie man annahm, 400000, sondern nur 60000. Ebenso sind die Bewohner der Oasen des Wed Rir und der tunesischen Sahara wie auch die der mit kleinen Oasen besetzten, im Bogen von der Kleinen Syrte bei Gabes bis zum weſtlichen Eingange in die Große Syrte sich hinziehenden Wüſtentafeln reine Berbern. Ebenso die halbnomadischen Stämme in dem Hügellande am Ozean südlich vom Atlas bis zum Kap Juby. Das wichtigſte Wohngebiet der Berbern sind aber die Atlasländer, obwohl man bis vor kurzem nach dem Vorherrschen der arabischen Sprache, und weil namentlich die Franzosen, die lange Zeit den verhängnisvollen Irrtum begangen haben, Araber und Berbern nicht unterscheiden zu können, allgemein nur von Arabern sprachen, dort kaum etwas anderes sah, als Araber. Und doch sind beide Völker im physischen Typus und geiſtiger Eigenart so grundverschieden!

Die Zahl der wirklichen Araber iſt in ganz Nordweſt-Afrika eine sehr kleine. Schon die Eroberer und Einwanderer waren sowohl an und für sich wie gegenüber der berberischen Bevölkerung, die sie vorfanden, gering an Zahl. Wo hätten auch große Menschenmengen, wirklich wandernde Völker, aus dem menschenarmen Arabien herkommen sollen? Jahrhundertelang handelte es sich nur um Kriegsheere, die sowohl an und für sich wie nach unsern heutigen Begriffen klein waren und ihre Erfolge lediglich den Ideen, deren Träger sie waren, der fanatischen Begeiſterung, die sie durchdrang, aber auch der ohnmächtigen politischen Zersplitterung und der sozialen Verkommenheit verdankten, die sie vorfanden. Erſt um 1050 n. Chr. fand eine arabische Einwanderung in größerem Maßſtabe ſtatt, die der mittelarabischen Wanderſtämme der Uled Hilal und Uled Soleïm, die aber allerhöchſtens 250000 Köpfe betragen hat. Mit diesen Wanderhirten beginnt nun die Verwüſtung des Landes. Sie verteilten sich z. T. auch über die Sahara. Die Araber besetzten als Herdenzüchter vorzugsweise die Ebenen und offenen Landschaften und drängten die Berbern in die Gebirge. Sie rückten allmählich bis in den äußerſten Weſten, in die Ebenen des Atlasvorlandes von Marokko, vor, wo noch heute arabische Stämme, wie die Amar etwas südlich von Tanger, die Khlot und Tliq zwischen El Ksar und Larasch, die Howara im Sus, die Uled Delim südlich vom Tensift, sich so weit rein erhalten haben, daß man sie an ihrem physischen Typus als Araber erkennt, wenn sie auch vieles Berberische aufgenommen haben. Sie sind auch bis heute Nomaden geblieben oder haben sich höchſtens unter dem Einflusse der günſtigeren Landesnatur zu Halbnomaden aufgeschwungen. Wie groß heute die Zahl der wirklichen Araber in den Atlasländern sein mag, iſt sehr schwer zu sagen. In Tunesien hat sie neuerdings Hamy unter etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern auf 60000 geschätzt. Die Stämme der Hamema in Süd-Tunesien, in der Umgebung von Gafsa, die Riah zwischen Ed Djem und Medjez el Bab sind Araber. Gerade in Tunesien, das vorwiegend offenes, leicht zugängliches Land iſt, konnte die Vermischung beider Rassen und die Arabisierung der Berbern am rascheſten fortschreiten, wenn auch das berberische Element ethnisch heute bei weitem überwiegt und tatsächlich, abgesehen von der Insel Djerba und den Bergen des südtunesischen Arad, nur noch einige Dörfer Nord-Tunesiens auf dem Gebiet der Enfida (Tacrûna, Djerada, Zriba) die berberische Sprache bewahrt haben. Ihre Mundart iſt der der Schauia des Auresgebirges ähnlich. Aber der physische Typus der Mehrzahl der Bewohner, die Sitten sind noch dieselben, wie sie uns Salluſt und Pomponius Mela beschreiben. Die Gurbi (Reisighütten) sind Salluſts mapalia. In Algerien, wo die Franzosen es unterlassen haben, das Zahlenverhältnis zwischen Arabern und Berbern klarzuſtellen, auch nachdem sie beide zu unterscheiden gelernt hatten, hat ein Kenner behauptet, daß ihre Zahl so gering sei, daß sie in nicht ferner Zeit ganz verschwinden würden. Ähnliches gilt von Marokko. Nur wird

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Tatsache weniger zu Tage treten, weil viele Berberſtämme so weit arabisiert sind, daß sie nicht nur ihre Sprache aufgegeben und vielfach arabische Sitten angenommen haben, sondern sich selbſt für Araber halten und ausgeben. Das beobachtete ich bei dem mitteltunesischen halbnomadischen Stamme der Freschisch, der Nachkommen der Frexes, die seit zweitausend Jahren die gleichen Wohnsitze haben, und in deren Zeltlagern ich 1886 gaſtfreundliche Aufnahme fand. Auch ihre Nachbarn, die Madjer, die Matmata und die Urghemma, eigentlich ein Bund von Stämmen, sind Berbern. Sehr rein scheinen sich die Bewohner der Kerkenah-Inseln und von Djerba erhalten zu haben. Letztere sprechen unter sich nur berberisch. Auch die vielgenannten Krumir und die Mogod im Gebirge am Nordrande Tunesiens sind Berbern. Jene zählen freilich nur 6500, diese 5900 Köpfe. Selbſt die wegen ihrer wilden Freiheitsliebe bekannten Rhiata, die Wächter des wichtigen Verkehrswegs, der auf der geologischen und orographischen Grenze zwischen dem Rifgebirge und dem marokkanischen Atlas von Fez nach Oſten das Stromgebiet der Muluja mit dem Atlasvorlande von Marokko verbindet, sehen sich für Araber an, obwohl sie reine, typische Berbern sind und z. T. noch Tamazirt sprechen. Wie sich diese Arabisierung vollzieht, kann man in der Umgebung von Tanger recht gut beobachten. Die ganze Umgebung von Tanger, alle Dörfer im Angesicht der Stadt, sind von der Regierung in den letzten 100 bis 200 Jahren mit Militärkolonien besiedelt worden, die aus dem Rifgebiet ſtammen und faſt alle noch ihre dortige Zugehörigkeit kennen. Sie bilden jetzt einen neuen Stamm, die Fahçya. Dadurch, daß sie wirtschaftlich ganz von Tanger abhängig sind, zu dessen Schutze ihre Ansiedelung erfolgt iſt, nehmen sie mehr und mehr die arabische Sprache an. Nur die Dörfer am Südhange des kleinen Tafelrückengebirges weſtlich von Tanger, auf dessen Westende der Leuchtturm des Kap Spartel ſteht, sprechen noch Berberisch, da sie etwas abseits liegen.

(Schluß folgt.)

Das Esperanto.

Von Professor Dr. Leo Wiener, Harvard University, Cambridge, Mass.

Das Esperanto hat alle früheren internationalen künſtlichen Sprachen verdrängt, weil es in viel höherem Grade den Vorurteilen und der Vorliebe gebildeter Europäer entgegenkommt; es iſt aber durchaus keine vollkommene oder auch nur leicht zu handhabende Sprache, wie uns die Analyse ihrer Struktur zeigen wird. Wir dürfen uns nicht von der Tatsache blenden lassen, daß so viele klassische Werke ins Esperanto übersetzt werden, oder daß schon so viele Esperanto-Zeitschriften erschienen sind. Denn dies alles war einſt in noch viel höherem Grade bei dem Volapük der Fall. Wir brauchen nur die eigenen Aussagen des Erfinders Zamenhof und die weitläufigen Ausführungen der Esperantiſten zu untersuchen, die ihre Werke unter Dr. Zamenhofs Zuſtimmung drucken lassen, um zu sehen, ob diese logisch, konsequent und praktisch sind.

Dr. Zamenhof gibt die Grundregeln seiner neuen Sprache in seinem »Fundamento de Esperanto«, wo sie in fünf Sprachen wiederholt werden. Die Esperantiſten rühmen sich, die darin enthaltenen 16 Regeln wären für alle Zwecke genügend, was aber, wie wir sehen werden, mindeſtens Selbſttäuschung iſt. Voran ſteht das Alphabet, das schon an und für sich ein Zeugnis dafür iſt, wie wenig Dr. Zamenhof in den Grundprinzipien der Phonetik geschult iſt. Denn aus dem Wirrwarr der Erklärungen kann man sich unmöglich ein Bild von der Aussprache der Vokale machen, während viele seiner Konsonanten von den meiſten Völkern überhaupt nicht ohne große Mühe zu erlernen sind. Im englischen Teile lauten die Vokale *a* wie *a* in *last*, *e* wie *a* in *make*, *i* wie *i* in *marine*, *o* wie *o* in *not*, *u* wie *u* in *bull*; im französischen Teile ſtehen einfach die französischen Buchſtaben *â*, *é*, *i*, *ô*, *ou*, während im polnischen, russischen und deutschen eine Erklärung überhaupt fehlt. Nun sind aber russisches und polnisches *e* und *o* grundverschieden von den angegebenen französischen und englischen Lauten, und die Verwirrung wird noch größer, wenn man zu den von Dr. Zamenhof approbierten Spezialgrammatiken greift: da heißt es, die Vokale lauten im Englischen wie *a* in *father*,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

e in *there*, *o* in *note*, *u* in *flute*, was grundverschieden von den Zamenhofschen Lauten ist; in der deutschen Grammatik steht die nichtssagende Bemerkung, die Vokale müßten weder zu lang noch zu kurz ausgesprochen werden. Noch ärger geht es mit den Diphthongen, denn *oj*, etwa wie deutsches *eu* in *Heu*, ist für die Franzosen ebenso schwer auszusprechen wie *au* (etwa wie *au* in *Haus*) für die Russen oder Griechen. Bei den Konsonanten steht es noch schlimmer; denn *c*, *ch* sind für den Engländer ebenso schwer, wie *g* (in Engl. *gentleman*), *j* (in *Journal*) für den Deutschen, wie *c*, *h*, *ch* für den Franzosen, wie *h* für den Russen, und so weiter. Die anderen Konsonanten sind auch nicht in allen Sprachen dieselben, denn z. B. die deutschen Mediae *b*, *d* und *g* sind grundverschieden von denselben Lauten im Spanischen, Dänischen oder Griechischen, ja ein Grieche kann diese Laute überhaupt nur nach *m* oder *n* aussprechen. Wenn uns nach alledem die Esperantisten sagen, sie hätten keine Schwierigkeit, einander zu verstehen, so behaupten sie etwas, was vollständig jeder Erfahrung widerspricht. Ein Berliner versteht nicht so leicht einen Schweizer, ein Londoner hat seine Not, wenn er einen Schotten hört, und Dänen und Norweger, die tatsächlich dieselbe Sprache sprechen, müssen sich erst an einander gewöhnen, ehe ihnen alles verständlich wird. In all diesen Fällen gibt es aber gewisse Normen, die, wenn sie auch nicht immer erreicht werden, als Ideal oder als Korrektiv dienen. Bei dem Esperanto gibt es, wie wir gesehen haben, gar keine Norm. Viele Laute sind für jede Nation ganz unaussprechbar, und wenn jeder sie mit dem musikalischen Akzent seiner eigenen Sprache ausspricht, so haben wir sofort gerade so viele Abarten des Esperanto wie Sprachen, ja noch mehr.

Doch wir wollen einmal die Aussprache als nebensächlich betrachten und zur Grammatik übergehn. Die erste Regel lautet: »Der bestimmte Artikel ist *la*, für alle Geschlechter und Fälle, für die Einzahl und Mehrzahl. Einen unbestimmten Artikel gibt es nicht.« Diese harmlose Regel ist in der Esperantoliteratur während der letzten paar Jahre bedrohlich angeschwollen. Die ersten Kommentatoren sagten einfach, der Gebrauch des Artikels sei derselbe wie im Deutschen und Französischen. Es dauerte nicht lange, da bemerkten die Esperantisten, daß einerseits der deutsche und der französische Gebrauch sich nicht decken, und daß es andererseits überhaupt nicht so leicht sei, genaue Regeln für den Gebrauch des Artikels festzustellen. Beaufront, Dr. Zamenhofs französischer Kommentator, füllt bereits 11 Seiten mit Regeln und Beispielen, die nicht leichter zu befolgen sind als die einer anderen Sprache. Mit der Zeit werden die 11 Seiten noch erweitert werden. Das schönste an der ganzen Geschichte ist, daß Dr. Zamenhof im französischen und im russischen Teile erklärt, wer Schwierigkeiten bei dem Gehrauch des Artikels finde, könne ihn überhaupt auslassen! Er mußte eben auch solche Nationen für seine Sprache gewinnen, die auch nicht die leiseste Idee vom Artikel haben. Also wirft er ihn einfach weg. Nun aber haben die artikellosen Sprachen manche Kompensation für den Artikel, und eine Sprache kann unmöglich gleichzeitig mit und ohne Artikel sein. Entweder haben wir hier sofort zwei Esperantosprachen, oder, wie es wirklich der Fall ist, die artikellosen Sprachen müssen sich den Zwang des Artikels gefallen lassen.

2. Regel: »Das Hauptwort bekommt immer die Endung *o*. Der Plural bekommt die Endung *j*. Es gibt nur zwei Fälle: Nominativ und Akkusativ; der letztere entsteht aus dem Nominativ, indem die Endung *n* hinzugefügt wird. Die übrigen Fälle werden vermittelst der Präpositionen ausgedrückt.« Beaufront begründet die Notwendigkeit eines besondern Akkusativs in einer zwei Seiten langen Verteidigung. Wenn man bedenkt, daß weder die romanischen Sprachen, noch das Englische, noch viele andere Sprachen einen besonderen Akkusativ verwenden, so muß man sich wundern, wozu denn in einer vereinfachten Sprache dieser Unterschied hervorgehoben wird. Man staunt aber noch mehr, wenn man noch zwei andere ganz neue Fälle im Esperanto entdeckt, den Lokativ-Instrumental auf *e*, wie die Adverbien, der sehr häufig in den Texten vorkommt, und den Lokomotiv (ich habe kein besseres Wort dafür) auf *en*.

Nach der 3. Regel endet das Adjektiv immer auf *a*, seine Deklination ist wie beim Substantiv. Das Esperanto gibt vor, keine Geschlechter und keine Ausnahmen zu haben. Aber *la bona* heißt der oder die Gute, *la bono* das Gute; es gibt also doch ein be-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondres Neutrum; so auch *kiu* welcher, *kio* welches, *ĉiu* jeder, *ĉio* jedes usw. Als Ausnahmen haben wir *la* und *unu*, die nicht dekliniert werden. Das sind aber Kleinigkeiten im Vergleich zu dem Gebrauche der Fälle. Beaufront sagt nämlich, »wenn man nicht weiß, ob ein Zeitwort transitiv iſt, kann man ſtets den Akkusativ gebrauchen, außer wenn die Klarheit des Sinnes dagegen iſt.« Also ganz der Wilkür überlassen iſt die Rektion in den Fällen, wo überhaupt Schwierigkeiten entſtehen. Der Deutsche wird also ohne Zweifel den Dativ anwenden, wo der Engländer oder Russe den Akkusativ setzt, und umgekehrt. Wir haben hier einen Wirrwarr, wie er in keiner entwickelten Sprache beſtehen kann. Wer soll denn nun entscheiden, was die Klarheit des Sinnes erfordert?

Noch bunter hat sich die Rektion der Präpositionen von Zamenhof bis Beaufront entwickelt. Die 8. Regel sagt einfach, die Präpositionen regieren den Nominativ, und die 13. Regel: auf die Frage »wohin« nehmen die Wörter die Endung des Akkusativs an. Bei Beaufront finden wir eine Anzahl adverbialer Präpositionen mit dem Genitiv, einige davon mit dem Dativ, eine ganze Masse wieder mit dem Akkusativ, obgleich von einer Frage »wohin« keine Spur da iſt. Alles das wird einer vereinfachten Sprache aufgebürdet! Das iſt aber noch nichts im Vergleiche mit der Wahl der Präpositionen. Die 14. Regel lautet wie folgt: »Jede Präposition hat eine beſtimmte, feſte Bedeutung; iſt es aber aus dem Sinne des Satzes nicht ersichtlich, welche Präposition anzuwenden iſt, so wird die Präposition *je* gebraucht, welche keine selbſtändige Bedeutung hat. Die Klarheit leidet keineswegs darunter, da doch dasselbe in allen Sprachen geschieht, nämlich, daß man in solchen Fällen eine beliebige Präposition gebraucht, wenn sie nur einmal angenommen iſt. In der internationalen Sprache wird in solchen Fällen immer nur die eine Präposition *je* angewendet. Statt der Präposition *je* kann man auch den Akkusativ ohne Präposition gebrauchen, wo kein Doppelsinn zu befürchten iſt.« Was für ein krasser Unsinn! Jede Präposition hat eine beſtimmte Bedeutung! Solange man es mit rein materiellen, zeitlichen oder räumlichen Verhältnissen zu tun hat, kann man allenfalls noch von beſtimmten Bedeutungen sprechen. Was darüber hinausgeht, hängt von einer in jeder Sprache verschiedenen, sozusagen fließenden, aber nicht ſtarren Bedeutung jeder Präposition oder jeder Gruppe von Präpositionen ab. Nur der Geiſt der Sprache kann hier als Leiter dienen, von einer feſten Bedeutung kann keine Rede sein. Für den seine eigene Sprache Sprechenden gibt es nur Zweifel, wo die Präpositionen wegen ihrer fließenden Bedeutung nebeneinanderliegen und die Wahl schwer wird. Nie und nimmer aber iſt die Wahl willkürlich, denn nur beſtimmte Vertretungen können ſtattfinden. Da sich aber in jeder Sprache die fließenden Bedeutungen individuell entwickeln, so gibt es äußerſt wenige Präpositionen, die sich, um nicht weiter zu gehen, in den europäischen Sprachen decken. Wollte man Zamenhofs Regel logisch anwenden, so gäbe es für den Linguiſten nur eine bedeutungslose Präposition *je*! Nichts kann kindischer sein als diese Troglodytenphilologie. In Wirklichkeit geſtaltet sich die Sache aber ganz anders und noch viel bedenklicher. Man schlage in den Texten nach, und man wird sehen, daß die entsprechenden Präpositionen aus allen Zamenhof und seinen Mitarbeitern bekannten Sprachen zusammengewürfelt sind, hier ein Stückchen dem russischen, dort dem französischen und dort wieder dem »logischen« Geiſte entlehnt iſt. Kann ich mich bei dem Studium des Griechischen leicht in den Sinnesunterschied der den Dativ oder den Genitiv regierenden Präpositionen hineinfühlen, und kann ich mich sofort in den deutschen Präpositionen »in« und »auf« und in den meiſten Fällen in den französischen »à« und »de« zurechtfinden, so bin ich im Esperanto gezwungen, jede einzelne Präposition in jedem einzelnen Falle auswendig zu lernen, denn mir als Russen oder Spanier oder Griechen kann ja nicht im geringſten einfallen, was dem Gründer und seinen Genossen »logisch« erscheint. Ein unlogisches Denken in der Sprache gibt es für den Eingeborenen überhaupt nicht. Ihm iſt alles gleich logisch, bis er eine Anzahl anderer Sprachen lernt und vergleicht, oder bis ihn ein anderer auf das Unlogische aufmerksam macht. Erschiene ihm etwas unlogisch, so hätte er es längſt abgeworfen; denn was unlogisch iſt, iſt unklar und unverſtändlich. Daher kommt es auch, daß bei einer Sprachen-

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mischung die sich neu bildende Sprache nicht zu literarischen Zwecken gebraucht werden kann; erst wenn die heterogenen Elemente sich vollständig zu einem homogenen Ganzen ausgebildet haben, hört sie auf, ein Jargon zu sein. Daher läßt sich auch der Anfang einer Sprache gar nicht feststellen: wann hörte das Latein auf und fing das Französisch an? Wann fing das Englisch an? Die Zwischenstufe ist die peinliche Periode der »vulgären« Sprache, deren weitere Gestaltung man sich gar nicht denken kann. Das Esperanto steht auf diesem Standpunkte, aber es hat offenbar keine Aussicht, je homogen zu werden.

Bei dem Zeitworte hat sich Dr. Zamenhof von der Symmetrie seiner Formalistik verleiten lassen, eine Masse von Partizipien zu schaffen, wie sie in keiner mir bekannten Sprache vorkommt: nicht weniger als sechs adjektivische und sechs adverbiale Partizipien gibt es da, und sie sind nicht nur hypothetisch, sondern kommen in den Texten so häufig vor, daß ein griechischer oder russischer Partizipienfresser Esperanto darum beneiden könnte. Die russisch Lernenden klagen, die Partizipien machten ihnen viele Mühe. Das hört nun auf; denn beim Esperanto, der angeblich leichtesten Sprache, werden sie ganz anders belastet. Interessant ist auch die Art und Weise, wie die reflexiven Zeitwörter gebildet werden. Es gibt nämlich von ihnen nicht weniger als vier verschiedene Klassen. Diese sind nicht etwa mit Absicht, sondern ganz zufällig entstanden. Dr. Zamenhof hatte eklektisch eine Anzahl solcher Zeitwörter, wie er sie in irgend einer ihm bekannten Sprache vorfand, ohne reflexives Zeichen in das Wörterbuch gebracht. Von diesen sagt Beaufront, man müsse sie aus dem Wörterbuch erlernen. Schön. Andere hat der Erfinder mit einer Endung *ĝi* versehen und so kenntlich gemacht. Manche derselben sind in dem Wörterbuche, andere werden von den Esperantoschriftstellern nach Belieben gebildet. Auch schön. Manchen Schriftstellern wieder ist es geläufiger, sie in der alten herkömmlichen Weise durch ein dem deutschen »sich« entsprechendes Wort zu bilden. Wieder schön. Eine vierte Art besteht darin, das Zeitwort erst transitiv und dann reflexiv zu machen. Auch gut. Als wir auf der Schulbank saßen und die griechischen Media lernen mußten, empörten wir uns gegen die Aufbürdung einer neuen Form. Hätten wir damals das Esperanto gekannt, so hätten wir gewiß das griechische Medium den vier reflexivischen Zeitwortklassen vorgezogen! Was Wunder nun, daß die eine sechste Regel, die bei Zamenhof eine Seite lang ist, bei Beaufront zu 45 Seiten angeschwollen ist. Nach ein paar Jahren, wenn sich einer der Esperantogrammatiker die Mühe geben sollte, den Usus der Zeiten, Modi usw., zu rubrizieren und klassifizieren, würde er, trotz der ganz einfachen Formen, eine ziemlich dickbäuchige Grammatik zuwege bringen. Die Formen sind eben das allerwenigste bei dem Erlernen einer Sprache. Diese sind fest und können irgendwie dem Gedächtnis anvertraut werden. Besser ist es allerdings, wenn sie einfach sind; doch die wirkliche Schwierigkeit fängt erst da an, wo die Formenlehre aufhört. Der Geist der Sprache verursacht die Schwierigkeiten, nicht die Form. Geist und Form in einer Sprache stehn gewöhnlich in umgekehrtem Verhältnis zu einander, — je leichter die Form, desto schwerer der Geist. Man kann die ganze englische Grammatik in wenigen Stunden erlernen, aber sie gewandt handhaben ist eine ganz andere Sache. Ebenso erlernt man die chinesische Grammatik in wenigen Stunden, aber Chinesisch fließend zu sprechen, ist etwas ganz anderes. Was geschieht nun aber, wenn die Sprache keinen Geist hat und ein Konglomerat ist von allerhand »vereinfachten« Sprachen? Man kommt eben über ein Radebrechen nicht hinaus, und danach sieht es auch im Esperanto aus. Wenn man schon ein wenig Französisch und Deutsch und Englisch versteht und noch dazu ein bischen Vernunft hat, liest man das Esperanto ganz leicht, und man kümmert sich nicht darum, ob es stilistisch und grammatikalisch korrekt ist, aber ganz anders stellt sich die Frage, wenn man es zur exakten Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände anwenden will, wo die kleinste Abweichung den Sinn gefährdet. Halbwegs kommt man ja auch mit Pidjin-Englisch und allen möglichen Lingua francas aus, man versteht auch einen deutsch radebrechenden Franzosen, aber ganz etwas anderes ist es, sich frei, korrekt und elegant auszudrücken.

Noch heilloser geht es mit dem Wortschatz des Esperanto. In Dr. Zamenhofs Wörterbuch heißt es: »Alles was in der internatio-

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nalen Sprache Esperanto geschrieben ist, kann man mit Hilfe dieses Wörterbuches verstehen.» Nun man versuche einmal manche der von Dr. Zamenhof approbierten Esperantoschriften mit Hilfe dieses Wörterbuches zu lesen. Wenn man nicht schon die französischen Stämme im Voraus weiß, findet man eine ganze Masse von Wörtern nicht. Natürlich wächst auch das Wörterverzeichnis wie die Grammatik, und die französischen Anhänger Zamenhofs zeigen ein großes Esperanto-Wörterbueh an, das 18 Frank kosten soll. Noch ein paar Jahre und wir bekommen Werke wie das Grimmsche. Hier unterscheidet sich die künstliche Sprache wieder von irgend einer lebendigen dadurch, daß sie eklektisch sein will und so wieder aus vielen Sprachen zusammenkramt. Die Komposita sind bald nach deutscher, bald nach französischer, bald nach russischer Art gebildet; so kann ein Deutscher, ein Franzose oder ein Russe, der sich gezwungen sieht, solche selbst zusammenzustellen, nicht wissen, ob seine Komposition richtig ist, außer er versteht auch die andern Sprachen. Besonders macht sich dies bei den abgeleiteten Zeitwörtern bemerkbar, da hier die verschiedenen Sprachen verschiedentlich verfahren. Ist schon die Esperanto-Grammatik, trotz ihrer Regelmäßigkeit, nicht leichter als etwa Englisch, ist die Willkür seiner Rektion und seines syntaktischen Baues etwas Grenzenloses, so wird das Wörterverzeichnis, da ein jeder Esperantoschreiber tüchtig daran mitarbeitet, bald die Grenzen des Faßlichen überschreiten. Und fühlen sich die Esperantisten einmal gezwungen, idiomatische Ausdrücke festzulegen, um die Willkür auszuscheiden, so wird es ihnen ergehn wie jenem chinesischen Gelehrten, der vor zwanzig Jahren nach Amerika kam, um das Englische zu erlernen. Die Grammatik betrachtete er als unwichtig, die englische Schrift machte ihm als Chinesen gar keine Schwierigkeiten, dafür aber widmete er seine ganze Zeit der Feststellung der vom chinesischen abweichenden idiomatischen Ausdrücke, die er dann, um das Englische in China zu fördern, in einem etwa tausend Seiten starken Bande abdrucken ließ. So wachsen höher und höher die Schwierigkeiten des Esperanto, bis es zuletzt ohne jeden äußern Druck von selbst zusammenfällt.

Fontenelle.

Von Professor Dr. Philipp August Becker, Wien.

Der Name Bernard le Bovier de Fontenelle wird von den Franzosen in den letzten Jahren wieder und wieder in die Reihe der ersten schöpferischen Geister gestellt. Brunetière hat behauptet, Fontenelle habe drei der wichtigsten Grundsätze der modernen Naturwissenschaft zuerst erkannt und formuliert: das Prinzip der Unveränderlichkeit der Naturgesetze, das Prinzip der Erhaltung der lebendigen Kraft und das Prinzip der Solidarität aller Wissenschaften, und Maigron und Laborde-Milàa beten es ihm folgsam nach. Die Nichtigkeit der Behauptung wird sich leicht erweisen, aber wir haben Fontenelle die dauernde Bedeutung für die französische Literatur und Geistesentwicklung zuzuerkennen, daß er ein erstes Exemplar eines neuen Geistestypus darstellt, ein Vorbild dessen, was der charakteristische Menschentypus des 18. Jahrhunderts in erhöhtem Maße sein sollte. Und als solcher verdient er gewiß, in einer internationalen Zeitschrift gewürdigt zu werden.

Am 11. Februar 1657 als Sohn eines angesehenen Parlamentsadvokaten und einer Schwester der beiden Corneille in Rouen geboren, bei den Jesuiten erzogen und als Musterschüler ausgezeichnet (*adolescens omnibus partibus absolutus et inter discipulos facile princeps*), erntete er mit 13 Jahren seine ersten poetischen Lorbeeren bei den jährlichen Festspielen zu Ehren der unbefleckten Empfängnis und hatte mit 17 Jahren seine juristischen Studien vollendet und sein erstes Plaidoyer gehalten. Von seinem Onkel Thomas nach Paris geführt, wo auch der alternde Pierre Corneille seinen Wohnsitz hatte, kehrte er mit neuen Anregungen und gesteigertem Ehrgeiz in die Heimat zurück. Wiederholte Versuche bei den Preisbewerbungen der französischen Akademie hatten zwar wenig Erfolg. Dafür fand er in den Spalten des unlängst gegründeten *Mercure galant*, die ihm sein Onkel eröffnete, um so mehr Anklang mit den geistreichen Versen und Prosastücken, die er aus

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rouen einsandte, spielerischen Bagatellen und faden Frivolitäten, für die er eine eigene Gabe besaß. »Es ist ein Mord,« so klagte der gute *Mercure*, »ein solches Talent, so fein, so galant, so zartsinnig, in der Provinz zu belassen.« Auch an Operntexte wagte er sich heran, und gefiel. Noch nicht lange hatte Lulli das Privileg für die Musik-Akademie erhalten und mit Quinault als Textdichter zu arbeiten begonnen; an Widersachern fehlte es ihm nicht, vor allem machte Boileau aus seinem Mißfallen keinen Hehl. Schlau wie er war, ließ Lulli dem griesgrämigen Satiriker den Plan eines neuen Stückes zur Begutachtung vorlegen, und dieser fand sich sogar bereit, für Prolog und Zwischenspiele Verse zu liefern, ohne zu ahnen, daß er damit Fontenelles Mitarbeiter wurde. So vorgeschult, brauchte der strebsame Jüngling auch die Feuerprobe der tragischen Bühne nicht mehr zu scheuen; siegesfroh eilte er nach Paris, um nach dem glänzenden Durchfall seines *Aspar* (Dezember 1680) ausgepfiffen und ausgespottet, heimzukehren. Ohne sichs verdrießen zu lassen, suchte nun Fontenelle einen anderen Weg und verfiel auf die Lukianischen Totendialoge, an die niemand mehr dachte; nur Boileau trug seinen witzigen *dialogue des héros de Romans* noch ungedruckt herum. Die *Dialogues des morts anciens et modernes* (1683), in denen Alexander und Phryne, Anakreon und Aristoteles, Augustus und Pietro Aretino, Seneca und Scarron, Sappho und Laura, der falsche Demetrius und Descartes zusammentreffen, um über Themata wie Eroberungen des Kriegshelden und der Schönen, Vorzüge der Eitelkeit, Nichtigkeit aller Freuden und dgl., sich zu unterhalten, erzielten mit ihren überraschenden Kombinationen und ihrem geistreichen, gefälligen Geplauder einen unbeschreiblichen Erfolg und brachten das Totengespräch für mehr als hundert Jahre wieder in Mode. Nach und nach tritt beim galanten Madrigaldichter von ehedem ein etwas ernsterer Zug hervor. In den von P. Bayle gegründeten *Nouvelles de la République des Lettres* widmet er seinem Onkel, dem großen Corneille, einen anderthalb Spalten langen Nachruf, der später zur *Vie de Corneille* erweitert wurde; ebendort bringt er eine kleine Abhandlung über die Zahl 9, ein Stück Salongelehrsamkeit; und als die Aufhebung des Edikts von Nantes die Reformierten aus Frankreich vertrieb, sandte er unter dem Titel *Relations de l'île de Bornéo* einen fiktiven Bericht über die Erbstreitigkeiten der beiden Töchter der Königin *Mliseo* (*Solyme* d. i. Jerusalem), *Mero (Rome)* und *Eenegu (Genève)* ein, eine durchsichtige Allegorie, die nicht ohne Kühnheit war; allerdings hat er die Verfasserschaft beharrlich und formell abgeleugnet. Im gleichen Jahre 1686 erschien auch Fontenelles bedeutendste literarische Arbeit, die *Entretiens de la Pluralité des Mondes*, eine astronomische Plauderei in fünf Abenden, in denen er einer befreundeten Marquise die Geheimnisse des Sonnensystems auseinandersetzt. Mit spielender Anmut entwickelt er vor seiner lauschenden Hörerin in der behaglichen, mondscheinhellen Parkeinsamkeit die ihr neue kopernicianische Lehre von der Planetenwelt, indem er sie von der Erde mit ihrer drehenden und um die Sonne kreisenden Bewegung hinauf zum Mond und dann der Reihe nach zu den einzelnen Planeten und zuletzt in die unendlichen Räume des Fixsternhimmels führt; überall zeigt er ihr neue, unserer Erde vergleichbare und doch wieder in ihrer Eigenart charakteristisch abweichende Welten, an deren gestirntem Himmel unsere Erde zuerst und bald auch unsere Sonne nur als ein leuchtender Punkt, ein winziger Stern in der Schar von Millionen erscheint. Vortrefflich versteht er es, die Probleme der modernen Himmelskunde durch scherzend familiäre Bilder zu veranschaulichen und dem Verständnis näher zu rücken und die philosophische Lehre aus dieser Verrückung des Standpunktes zu ziehen, die den Menschen aus dem Mittelpunkt des Weltalls, das er nur für sich geschaffen wähnte, hinwegbläst und ihn zum unsichtbaren, rollenden Stäubchen im Universum herabmindert. Die Weltkörper läßt Fontenelle nach Descartes' Lehre auf dem wirbelartig bewegten, dünnflüssigen Weltäther herumschwimmen und in Kreisen fortbewegt werden; von den Newtonschen Gesetzen der Anziehungskraft hat er sein Leben lang keine Notiz genommen. Im folgenden Jahre (1687) brachte Fontenelle seinen Lesern einen verkürzten und von allem gelehrten Beiwerk befreiten Auszug aus dem Buche des holländischen Arztes Van Dale über die Orakel der Heiden, worin die nicht ganz unverfängliche Frage behandelt wurde, ob die Weissagungen an den antiken Kultstätten ein Werk der Dämonen oder ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Priestertrug und eine Ausbeutung abergläubischen Menschenwahns gewesen sind. Nicht unverfänglich — denn diese rationalistische Behandlung der heidnischen Religionen konnten und sollten skeptische Geister bald auch auf das Christentum anwenden. Zwischenhinein — daß man sich ja über den Ernst dieser halbgelehrten Popularisierungen keine zu großen Illusionen mache — ließ Fontenelle abermals seinen unverbesserlichen preziösen Geist leuchten, indem er unter strengster Geheimhaltung seines Namens die *Lettres galantes du chevalier d'Her* ... auf den Büchermarkt brachte (Herbst 1686). Was man sich an Futilität, an spielerischem Witz, an plattem Salonhumor und weltmännischer Impertinenz nur vorstellen kann, ist hier vereinigt: einer Cousine Mut zureden zu einer geheimen Vermählung, weil nichts verletzender sei, als aller Welt laut zu verkünden, an welchem Tage und welcher Stunde man einen Sterblichen beglücken wird; einen Unvorsichtigen vor einer Liebesheirat zu warnen, die ihm eine väterliche Enterbung zuziehen könnte; jungen Mädchen zu ihrer Ankunft in Paris oder zu ihrer Einführung in die Welt zu gratulieren; halb scherzende, halb ernsthafte Liebeshuldigungen anzubringen: wer hatte es je mit so unübertrefflicher Leichtigkeit und spielendem Witz vermocht?

Nach so verschiedenartigen und vom Publikum so beifällig aufgenommenen Leistungen konnte sich Fontenelle nicht mehr länger in Rouen begraben; die Zeit war gekommen, die reife Ernte seines in die Halme geschossenen Ruhmes einzuheimsen. 1687 siedelte er nach Paris über; wieder sandte er Verse zu den Preisausschreibungen der Französischen Akademie ein, und wirklich brachte er es auch zu einem akademischen Sieg, freilich nicht als Dichter, sondern mit einem *Discours sur la patience* in Prosa und im unverfälschtesten Kanzelton. Auch mit neuen Opern trat er hervor und erlebte als Mitarbeiter seiner Cousine, Mlle. Bernard, mit einem *Brutus* 25 Vorstellungen. Und mit seinem feinen Spürsinn für das leise Wehen der Mode warf er sich auf die gerade wieder zu Ansehen gelangten Eklogen und schrieb seine zehn Stücke ohne jede Spur von grober Ländlichkeit, ohne Naturschilderungen u. dgl., sondern rein nur mit jener raffinierten Galanterie, die sich nun einmal für die fiktive Hirtenwelt der Ekloge schickt. Kein Wunder, daß die Akademie der *Arcadi* in Rom sich beeilte, ihn in ihre Reihen aufzunehmen, und schließlich konnte dann auch die Französische Akademie nicht zurückbleiben und ihn länger vor ihrer Türe warten lassen. Ohne Schwierigkeiten ging es nicht ab; die persönliche Abneigung, die ihm eine Gruppe von Akademikern als dem Neffen Corneilles entgegenbrachte, hatte er durch seine unverhohlene Stellungnahme im Streit um Antike und Moderne verschärft; in erster Linie aber sahen Männer wie Boileau, Racine, Labruyère in ihm den Vertreter der preziösen Oberflächlichkeit, gegen die sie den Vernichtungskampf geführt hatten; ihnen war er der Schöngeist von Profession, der für jedermann Verse und Prosa nach Wunsch auf Lager hat, der sich als Virtuose der Causerie in die Salons einführen läßt, wo er sich an die Damen heranschmeichelt, um ihnen seine Theorien vorzutragen, oder den Moment abpaßt, hüstelt, die Manschetten zurückstreift und mit verbindlicher Verbeugung das Gegenteil von allem behauptet, was andere vorgebracht haben. Nicht ohne Grund schildert ihn Labruyère in diesen Farben unter dem Namen Cydias, Labruyère, dem der *Mercure galant* unmittelbar unter dem Nichts stand, und in dessen Augen die Oper überhaupt nicht zur Poesie gehörte. Mit Fontenelle gelangte eine geheime Unterströmung wieder an die Oberfläche der Litteratur, der preziöse, schöngeistig pointierte Feuilletonwitz, der Witz um des Witzes willen, eine gewiß berechtigte Form der litterarischen Unterhaltung, deren Triumph aber den Tod der echten, der großen und klassisch erhabenen Literatur bedeutet.

Und doch stak in Fontenelle etwas besseres und gediegeneres als nur ein Schöngeist. Durch seine Popularisierungsarbeiten geht ein Zug, wenn auch nur ein schwacher, schüchterner Zug moderner wissenschaftlicher Aufklärung, und dieser Zug sollte sich mit der Zeit noch tiefer und entschiedener ausprägen. 1691 öffneten sich ihm die Pforten der Französischen Akademie; auch die Gelehrtenakademie, die *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*, sowie die Akademien von Rouen und Nancy und gar die Berliner Akademie wählten ihn zu ihrem Mitglied. Seine wahre Stätte fand er aber 1697, als er bei der Neugestaltung der Akademie der Wissenschaften (Acad. des Sciences) zu deren General-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sekretär beſtellt wurde. Von nun an hat er seinen wahren Beruf gefunden, nämlich über die Arbeiten anderer Protokoll zu führen, über ihre Denkschriften und Diskussionen mit der ihm eigenen Klarheit, manchmal nicht ganz mit der nötigen Kompetenz zu referieren, vor allem aber bei den Feſtſitzungen der Akademie den verſtorbenen Kollegen einen Nachruf zu widmen, worin er ihre Persönlichkeit und ihre Verdienſte würdigen und auch dem außenſtehenden Publikum einen Begriff von echter Gelehrtenarbeit und ihrem Werte und von dem unhemmbaren Fortschritten der Wissenschaft beibringen konnte. In dieser Gattung des *éloge académique* hat er denn auch seine Meiſterschaft entwickelt, natürlich in der ihm eigenen gefälligen, liebenswürdigen, nur ja nicht zu sehr in die Tiefe greifenden Weise, die wir heutzutage wohl kaum mehr genießen könnten. Mit vierzig Jahren hatte Fontenelle den Gipfel aller seiner Ambitionen erklommen; in den Salons, in der Gelehrtenwelt, in den Akademien thronte er unbeſtritten wie ein Fürſt des Geiſtes, und die ihm beschiedene Langlebigkeit — er ſtarb am 8. Januar 1757, faſt 100 Jahre alt — erhöhte nur sein Ansehen; war er doch wie ein lebendes Denkmal einer vor allen anderen glorreichen Epoche in den Annalen der französischen Geiſtesgeschichte, ein Mann, der die beſten Zeiten Ludwigs XIV. miterlebt, der mit Frau von Sévigné und Frau von Lafayette zusammengekommen war, und dann auch ein Mann, der mitgeholfen hatte, die neue Zeitrichtung vorzubereiten und heraufzuführen. Zwar wich er nie von der weisen Zurückhaltung ab, die er sich zur Richtschnur genommen, und die übrigens seiner vorsichtigen, temperamentlosen Natur entsprach. Die geiſtigen Stürmer um ihn herum ängſtigten ihn, er konnte nicht begreifen, wie Menschen in so viel Fragen so feſte Überzeugungen hegen und so rücksichtslos für diese eintreten konnten. Hätte er eine Hand voll Wahrheiten gehabt, er hätte sich gehütet, auch nur einen Finger leise zu öffnen. Aber alle Vorsicht half ihm nichts. 1713 ließ es sich der Beichtvater des Königs, der Jesuit Le Tellier, beifallen, die *Relation de l'île de Bornéo* auszugraben und seine Geschichte der Orakel als ein gemeingefährliches Buch zu verdächtigen, und beinahe hätte Fontenelle noch nachträglich mit der Baſtille Bekanntschaft gemacht, und er, der keine Überzeugung hatte, wäre zum Märtyrer geworden. Und doch hatte er weder zum Märtyrer den Stoff noch zum Rufer im Streite. Das wußte Voltaire, und gelegentlich hält er es ihm auch vor (la prudente lâcheté de Fontenelle); aber andererseits sah der große Stürmer und Aufklärer auch ein, daß, wenn er einen Vorläufer hatte, er Fontenelle als solchen anerkennen mußte. Besaß dieser doch auch jene Universalität, die ihn zum Dichter, zum Gelehrten, zum Philosophen geeignet machte, und die Gabe gemeinverſtändlicher, geiſtreich gewürzter Darſtellung und die durchsichtige, unfehlbar wirkende Prosa, freilich dies alles in einer so aschfahlen Nüance, nicht zu vergleichen mit Voltaires sprühendem Witz, mit seiner scharfen, einschneidenden und blendend blitzenden Sprache, mit seinem bisweilen so warmen und entschiedenen Verſtändnis für die neuen Geiſtesprobleme und seiner auch der Hingabe und Begeiſterung fähigen Menschenliebe.

Trotzdem iſt Fontenelle auf dem Gebiete der Wissenschaft nicht der Genius, den die Franzosen mit Recht einem Locke, Newton, Huygens, Leibniz zur Seite ſtellen können. Sie sehen es mit Bedauern, daß Frankreich gerade auf der Höhe seiner politischen und literarischen Glanz- und Machtentfaltung hinsichtlich der wissenschaftlichen Leiſtungen hinter den kühner ſtrebenden Nachbarn zurückbleibt, und suchen künſtlich die Bedeutung dieses einen Namens in die Höhe zu schrauben. Fontenelle war nach ihnen nicht nur ein Schöngeiſt zweideutigen Kalibers, nicht nur ein Vulgarisator und ein schüchterner Vorläufer der Aufklärung, nicht nur der ehrenwerte Sekretär der Akademie der Wissenschaften, der so manchem ſtillen Forscher ein Denkmal gesetzt und damit die Achtung vor echter Forscherarbeit gelehrt hat; nein, er soll auch, wie oben bemerkt, der Entdecker dreier der wichtigſten Prinzipien der modernen Naturwissenschaft gewesen sein. Und was für Belege werden hierfür angeführt? Gelegentlich vergleicht Fontenelle das ſtreng gesetzlich verlaufende Geschehen in der Natur mit dem vom Zufall und den unberechenbaren Regungen der menschlichen Leidenschaften beherrschten Geschehen der Geschichte, und dabei läßt er das Sätzchen fallen: *la nature ..... qui, en suivant toujours des lois invariables, diversifie*

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

à l'infini ses effets. Wirklich eine wunderbare Formulierung eines grundlegenden Prinzips der modernen Naturerkenntnis, so nebenbei in einem Partizipialsätzchen! Als ob Leonardo da Vinci, Galilei, Descartes, Pascal, Huygens, Newton, alle die, welche die Fallgesetze, die Hebelgesetze, die Gesetze des Stoßes, der Pendelschwingungen, des Luftdrucks, der Gravitation erforscht haben, auf dieses kleine, zufällig eingeschmuggelte Partizipialsätzchen Fontenelles hätten warten müssen, um sich Rechenschaft darüber abzulegen, daß die mechanischen Bewegungen nach unveränderlichen Gesetzen verlaufen! Fontenelle soll auch die Erhaltung der lebendigen Kraft gelehrt haben, weil er einmal behauptet, die Bäume seien im Altertum nicht grüner, der Menschenschlag nicht größer gewesen als heutzutage, denn die Natur verfüge nur über einen und denselben Teig, aus dem sie immer wieder die gleichen Bäume und die gleichen Menschen knetet. Was hat dies mit der Erhaltung der lebendigen Kraft zu tun, mit jenem so komplizierten Problem, um dessen Lösung sich Descartes, Huygens, Leibniz und Jakob Bernoulli bemühten, und für das erst Carnot eine befriedigende Formel fand? Fontenelle hat Jakob Bernoulli einen Nachruf gewidmet; von der lebendigen Kraft und ihrer Erhaltung steht keine Silbe darin. Die Solidarität der Wissenschaften soll Fontenelle gelehrt haben, weil er einmal behauptet, es würde die Zeit kommen, wo die geometrische Methode auf alle Wissenszweige angewendet werden würde, auch auf die Poesie und die Beredsamkeit. Herrliche Perspektive! Die Franzosen sind ein eigenes Volk! Seitdem Brunetière die *permanence des forces de la nature* von der Kanzel der Sorbonne gepredigt, geht sie bei allen Franzosen um, und unlängst hat sogar einer dieses selbe Prinzip schon in einem Sonett des 16. Jahrhunderts, bei einem Dichter der Plejade, vollkommen klar formuliert gefunden. Es ist schade, sich mit derartigen Lappalien abgeben zu müssen; es ist aber unsere Pflicht, gegen diese nichtige Fabel, gegen diese unredliche Legendenbildung zu protestieren. Denn es hat seinen triftigen Grund, daß Frankreich, was die exakten Wissenschaften anbelangt, hinter den anderen Nationen, hinter England und Holland und selbst hinter dem durch den dreißigjährigen Krieg so schwer geprüften Deutschland zurückgeblieben ist. Frankreich hat mit Descartes den Grundstein für die moderne Philosophie gelegt. Aber warum mußte der katholische Descartes im protestantischen Holland Ruhe und Sicherheit für sein selbständiges Denken suchen? Frankreich hat bald nach England eine Akademie der Wissenschaften gegründet, ein Verdienst Colberts. Aber warum mußten Huygens, Römer und andere ihrer Mitglieder Paris und Frankreich verlassen? Geschah es nicht infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes, infolge des königlichen Wortbruches, das die Religionsfreiheit aufhob, durch die Frankreich seit Heinrich IV. so groß geworden war? Die Gegenreformation hat in Spanien jedes geistige Leben, in Italien die herrlich aufstrebende wissenschaftliche Forschung und so manches mehr ertötet. Frankreich hat auf der Höhe der Macht dieselben Gewalten immer mächtiger werden lassen und hat dies mit seiner vorübergehenden Rückständigkeit gebüßt, und im 18. Jahrhundert hat es lange Kämpfe gekostet, bis die kulturfeinliche Strömung überwunden war und Frankreich wieder seinen vollen Anteil an der modernen wissenschaftlichen Forschungsarbeit gewann. Wenn wir gegen die Apotheose Fontenelles protestieren, die in neuerer Zeit der historischen Wahrheit zum Hohn versucht wird, so geschieht es nicht, weil wir Fontenelles symptomatische Bedeutung verkennen und unterschätzen, sondern weil diese Geschichtsfälschung den Zweck verfolgt, die unumstößliche Wahrheit zu leugnen, daß eine Nation, die das menschliche Gewissen mit Zwang nötigt und die Freiheit der Forschung knebelt, nicht eine führende Nation bleiben kann. 1685 wurde das Edikt von Nantes aufgehoben, 1686 erschien ein königlicher Kommissar in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften und fragte in höherem Auftrag, welchen Nutzen denn die Arbeiten der Akademiker für den Staat und die Nation hätten: worauf die Akademie einmütig beschloss, fortan den Nährwert des Kaffees zu untersuchen und dergleichen nützliche Arbeiten vorzunehmen, die Erforschung der Gravitation und andere derartige Dinge aber den Engländern zu überlassen.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Liverpool.

Die Neubelebung der Gipsy Lore Society.

Nachdem die wissenschaftliche Beschäftigung mit Herkunft und Sprache der Zigeuner lange Zeit ſtark darniedergelegen, beginnt mit der Zunahme kulturhiſtoriſcher Forschung auch das Interesse der internationalen Gelehrtenwelt an diesem rätselhaften Volke sich von neuem zu beleben. Der lange Aufenthalt von Banden fremder Nomaden, die als Sänger, Schmiede, Pferdehändler, Wahrsager in den zivilisierten Ländern ein ärmliches Leben führen, das Geheimnis ihrer Herkunft und ihres Ursprunges, die zähe Hartnäckigkeit, mit der sie an ihren orientalischen Gewohnheiten feſthalten und noch fünf Jahrhunderte nach der Trennung von der Heimat ihre alte indische Sprache bewahrt haben, ihre Gesetzlosigkeit und ihr beſtechendes Wesen mußten die Zigeuner abwechselnd zu Gegenſtänden grausamer Verfolgung und romantischer Bewunderung machen. Heutzutage kommt man ihnen überall mit gleichgültiger Duldung entgegen, wenn auch ab und an, wie noch im vorigen Jahre bei uns, wo eine Bande von 70 Personen in Staffordshire feſtgenommen wurde, die Klage über ihr gesetzloses Treiben ertönt.

Die drohende Gefahr, daß die »zivilisierten« Verhältnisse und die Polizei bei ihren Gaſtvölkern auch die Zigeuner zwingen werden — wie sie es vielfach schon getan haben — von ihrem unbehauſten Leben zu lassen, und daß die Isolierung und die Reinheit der Rasse verloren gehen, daß die Sprache zu einem Kauderwelsch herabsinkt, daß der Forscher dieser Sprache nicht mehr lebendige Gewährsmänner finden wird, hatte hier schon vor faſt 20 Jahren zur Bildung einer Gesellschaft geführt, die das Studium der Geschichte, der Sprache, der Bräuche und des Volkstums der Zigeuner fördern sollte. Die bedeutendſten Forscher traten ihr bei, wir erwähnen nur Franz von Miklosich, der erſt das Geheimnis der Zigeunersprache enthüllt und 13 zigeunerische Sprachgruppen feſtgeſtellt hat. Als Organ schuf sich die Gesellschaft eine Vierteljahrsschrift. Nach vier Jahren aber ſtellte diese ihr Erscheinen wieder ein, und die Gesellschaft selbſt verfiel, wenn sie sich auch nicht auflöſte, in einen sanften Schlummer. Aus ihm iſt sie jetzt erſt wieder aufgewacht. Unter ihrem ursprünglichen Begründer David MacRitchie hat sie sich gegen Ende Juni neu konſtituiert; ihr Sitz iſt hier in Liverpool, 6 Hope Place. Eine Reihe ihrer alten Mitglieder iſt ihr treu geblieben, andere hat der Tod dahingerafft, unter ihnen noch im letzten Jahre Ascoli, Heinrich von Wlislocki, den Erforscher der siebenbürgischen Zigeuner, und Wentworth Webſter, den genauen Kenner der baskischen Sprache. Die Mitgliederliſte vom 28. Juli weiſt 78 Namen auf. Die Leser der »Internationalen Wochenschrift« wird es interessieren, daß unter den Ausländern, die der Gesellschaft beigetreten sind, sich die Professoren Jakob Wackernagel, Ernſt Kuhn und Franz Nikolaus Finck, in Deutschland wohl heute der beſte Kenner der Zigeunersprache, finden. Auch 23 Bibliotheken und wissenschaftliche Gesellschaften weiſt das Verzeichnis als Mitglieder der Gesellschaft auf. Hier iſt das Ausland — von Amerika abgesehen — nur durch Deutschland und Holland vertreten. Das Amt des Schriftführers versieht R. A. Scott Macfie. Mit der Neubelebung der Gesellschaft iſt auch das Wiedererscheinen der Vierteljahrschrift verbunden gewesen. Ihr Titel iſt Journal of the Gipsy Lore Society. New Series. Am 1. Juli iſt das erſte Heft erschienen. Die Zeitschrift soll die Sprache, die Ethnologie und die Folklore der Zigeuner vom wissenschaftlichen Standpunkte aus behandeln; sie soll ihre Aufmerksamkeit besonders der Erklärung der wenig bekannten asiatischen Zigeunerdialekte zuwenden und auch Geheimsprachen, vor allem Shelta, den alten Jargon der irischen Kesselflicker mitteilen, sowie verſtreutes und an unzugänglichen Stellen gedrucktes Material durch Wiederabdruck der Wissenschaft erhalten. Der Beginn iſt vielversprechend und zeigt, daß auf diesem interessanten Gebiet, auf dem für eine Anzahl Wissenschaftszweige ein Arbeitsfeld iſt, es nicht an rüſtigen Arbeitern fehlt. Und wenn der Glaube an den Sieg schon die halbe Gewähr für den Sieg iſt, dürfen wir auf ein gutes Gedeihen der neuen Gesellschaft rechnen, denn ihr Vorsitzender schließt seine Einführungsworte mit dem Satze: das Journal *»begins its career under the most favourable auspices, and needs no fortune-teller to predict its success«*.

Mitteilungen.

Der langjährige gelehrte und verdienſtvolle Präfekt der Bibliotheca Ambrosiana in Mailand, Antonio Ceriani, dem die Homerforschung noch zuletzt die phototypische Wiedergabe der Ambrosianischen Fragmente der illuſtrierten Ilias zu danken hatte, iſt zu Anfang März d. J. geſtorben. Um sein Andenken zu ehren, beabsichtigen die italienischen Gelehrten C. Cipolla, I. Guidi, E. Martini, G. Mercati, C. Pascal, A. Ratti und R. Sabbadini einen Sammelband mit Beiträgen italienischer und ausländischer Gelehrter herauszugeben. Nach dem zu diesem Zwecke veröffentlichten Aufrufe sind die Arbeiten bis zum 1. Januar 1908 an Cerianis Nachfolger Ratti einzuliefern. Sie sollen nicht über einen Oktavbogen umfassen und können in lateinischer, italienischer, deutscher, englischer und franzöſischer Sprache geschrieben werden.

Generated on 2019-11-25 11:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin. Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

14. September 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. Einzelnummer 25 Pf. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Die Anfänge der Bildenden Kunst.

Von Professor Dr. Ernst Grosse, Freiburg i. B.

Die Zeit ist noch nicht fern, da man die Anfänge der Bildenden Kunst in dem Bereiche der ägyptischen oder gar der griechischen Geschichte zu finden meinte. Allmählich aber sind die neuen Ansichten über das Alter und die Entwicklung der Kultur auch in die Kunstwissenschaft gedrungen, und man beginnt einzusehen, daß man die Urgeschichte der Kunst jenseits der Grenzen der Geschichte suchen muß. Es sind zwei junge Wissenschaften, die sich der Forschung als Führerinnen anbieten: die prähistorische Archäologie und die Ethnographie. Den nächsten Anspruch auf unser Vertrauen scheint die erste zu haben; denn wer vermöchte bessere Auskunft über die Kunst der ältesten Zeiten zu geben als die prähistorische Archäologie, die ihre Werke in reicher Menge ausgegraben hat und in guter Ordnung verwahrt! Indessen eine nähere Prüfung des prähistorischen Materiales zeigt, daß es in mehr als einer Beziehung viel zu fragmentarisch für eine Urgeschichte der Bildenden Kunst ist. Zum ersten sind die prähistorischen Funde auf ein verhältnismäßig enges Gebiet beschränkt: sie zeigen uns nur die Anfänge der Kunst in Europa und in einzelnen Teilen von Amerika. Zweitens zeigen sie nicht einmal diese vollständig. So reich unsere Sammlungen sind, sie bergen ohne Zweifel nur einen kleinen Teil der Werke, welche die prähistorische Kunst Europas und Amerikas hervorgebracht hat, und zwar nicht nur der Zahl, sondern auch der Art nach. Es haben sich nämlich nur solche Kunstwerke erhalten, die aus besonders widerstandsfähigen Stoffen gearbeitet sind, während alle übrigen keine Spur zurückgelassen haben. Die prähistorischen Funde geben uns also ein ganz einseitiges Bild von dem Wesen der primitiven Kunst. Drittens endlich sind diese Bruchstücke aus dem Zusammenhange mit der Kultur gelöst, auf deren Boden sie gewachsen sind. Wir wissen über das Wesen und Leben der prähistorischen Bevölkerung, besonders der ältesten »paläolithischen«, so wenig, daß wir nicht einmal das Recht haben, ihre Kultur mit Bestimmtheit für primitiv zu erklären. Die Gegenstände, die mit den Kunstwerken der paläolithischen Zeit zusammen gefunden sind, beweisen zwar, daß die Bewohner jener Stätten ein Jägerleben geführt haben; allein es ist damit noch nicht ausgemacht, daß diese primitive Produktionsform in jenen Zeiten und Gegenden allein geherrscht habe; sie könnte sehr wohl nur von einem Teile der Bevölkerung und auch von diesem nur zeitweilig betrieben worden sein. Dieser Mangel einer festen kulturhistorischen Fassung ist der schwerste, unter dem der wissenschaftliche Wert des prähistorischen Materiales leidet: — aus dem Zusammenhange mit seiner Mutterkultur gerissen, ist und bleibt es ein Fragment, das die Archäologie mit ihren eigenen Mitteln niemals ganz verständlich machen kann.

Hier aber tritt die Ethnographie als Helferin ein. Sie vermag uns ähnliche Kunstformen im Zusammenhange mit lebendigen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kulturen zu zeigen; denn Zustände, die in Europa längst vergangen, sind in anderen Teilen der Erde noch gegenwärtig. Freilich darf man das ethnographische Material nicht ohne Auswahl und Kritik benutzen. Die sogenannten Naturvölker, mit denen sich die Ethnographie beschäftigt, bilden nichts weniger als eine gleichförmige Masse, sondern mehrere sehr verschiedenartige kulturhistorische Schichten. Die meisten leben durchaus nicht mehr in primitiven Verhältnissen; denn der Pflanzenbau und die Viehzucht, welche den Charakter ihrer ganzen Kultur bestimmen, sind sicherlich keine ursprünglichen Produktionsformen. Primitive Zustände darf man nur bei solchen Völkern erwarten, die bei der primitiven Art des Nahrungserwerbes, bei dem Sammeln von Pflanzen und dem Jagen von Tieren, stehen geblieben sind, — den Jägerstämmen, die sich in ziemlich geringer Zahl erhalten haben. Und auch ihre Kultur ist keineswegs absolut primitiv. Nicht als ob sie der Rest einer verfallenen höheren Kultur wäre; aber mit all ihrer Roheit und Armut ist sie wahrscheinlich ebenso alt wie die höchste, und die Zeit kann nicht ohne Wirkungen an ihr vorübergegangen sein. In der Tat zeigt sie in ihrer Verkümmerung und Verknöcherung deutliche Spuren ihres Alters. Man darf also die Kultur dieser zurückgebliebenen Stämme nicht etwa für ein getreues Abbild der Kultur unserer jugendlichen Vorfahren halten. Allein wenn die lebenden Jägervölker für eine Urgeschichte der Kunst auch nicht das beste Material bieten, das sich denken, so ist und bleibt es doch immerhin das beste, das sich finden läßt. Ihre Kultur und ihre Kunst sind von den wirklichen Anfängen gewiß sehr weit entfernt; aber sie stehen ihnen doch viel näher als irgend welche andere Formen, die im Bereiche unserer Erfahrung liegen.

Die Bildnerei tritt auch unter den Jägervölkern sowohl als freie wie als dienende Kunst auf: im ersten Falle schafft sie Darstellungen, die keinem weiteren Zweck untergeordnet sind; im zweiten, als Ornamentik, Formen zur Verzierung bestimmter Gegenstände.

Die freie, plastische und graphische, Bildnerei trägt überall, wo sie in dem Gebiete der Jägerkultur erscheint, ungefähr den gleichen Charakter. Die Australier wie die Buschmänner bedecken glatte Felsen mit Figuren von Menschen und Tieren; in der Regel sind es einfache, dem Gesteine eingekratzte oder mit wenigen Farben aufgemalte Silhouetten, die bei aller Roheit der Ausführung eine höchst lebendige und scharfe Auffassung zeigen. Man erkennt ihre Vorbilder gewöhnlich auf den ersten Blick: in Australien Corroborritänzer in ihrer eigentümlichen Spreizstellung, Kängurus, Emus, Fische, Schlangen und anderes Getier; in Süd-Afrika den Elefanten, das Nashorn, Antilopen, Strauße, Rinder, den zwerghaften Buschmann mit seinem Bogen und den hochgewachsenen Kaffern mit der Assagai. Ganz ähnliche Gebilde sind in Süd-Frankreich an den Wänden einiger von paläolithischen Jägern bewohnt gewesener Höhlen entdeckt worden; auch hier sind die Umrisse von Jagdtieren eingraviert und zum Teile mit Ocker angestrichen. Die meisten und besten Zeichnungen, die wir aus jener Zeit besitzen, sind freilich in viel kleinerem Maßstabe in Geweihstücke und Knochen geschnitten, sie unterscheiden sich aber sonst in keinem wesentlichen Zuge von den monumentalen Darstellungen. Auch bei den Jägerstämmen der Gegenwart sieht man solche Anfänge einer Tafelmalerei: die Australier ritzen Einzelfiguren und Gruppen in die rauchgeschwärzte Innenseite von Rindenstücken, und die Eskimos gravieren ähnliche Bilder in Knochen oder malen sie auf Häute. — Der Stil der primitiven Graphik ist durchgängig derselbe. Der Hauptton liegt stets auf dem Umrisse, bei dem für Tiere die Seiten-, für Menschen die Vorder-Ansicht bevorzugt wird. Die Lokalfarben werden zuweilen, Licht und Schatten aber niemals angedeutet. Hintereinander stehende Figuren werden in der Regel übereinander dargestellt; nur die Buschmänner zeichnen manchmal Überschneidungen. Sie sind zugleich die einzigen, welche gelegentlich entfernte Gegenstände kleiner darstellen und sich sogar hier und da an Verkürzungen wagen. Die Zeichner beschränken sich sehr häufig auf einzelne Figuren; größere Kompositionen werden fast immer außerordentlich klar, aber fast niemals eigentlich künstlerisch angeordnet.

Neben oder vielmehr über dieser Graphik steht eine gleichartige Plastik. Die kleinen Tier- und Menschen-Figuren, welche die arktischen Stämme aus Knochen schnitzen, sind die besten bildnerischen Leistungen im

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bereiche der gegenwärtigen Jägerkultur; sie werden aber noch übertroffen durch die Skulpturen der paläolithischen Jäger der Pyrenäengegend, die von einer erſtaunlichen Frische und Kraft künſtlerischer Auffassung zeugen. Dabei ſtellen die erhaltenen Proben sicherlich nur den kleinſten und unbedeutendſten Teil dieser uralten Kunſt dar; wir besitzen im Grunde nicht mehr als kärgliche Abfälle, ein paar Skizzen und Studien, die aus besonders dauerhaften Stoffen gearbeitet sind. Es wäre unbegreiflich, wenn sich die prähiſtorischen Schnitzer das Holz hätten entgehen lassen; wahrscheinlich waren gerade ihre größeren Werke aus diesem vergänglichen Material gearbeitet. Allein schon die geringen Fragmente, die uns geblieben sind, offenbaren eine so große künſtlerische Fähigkeit und Fertigkeit, daß der anfängliche Zweifel an ihrem hohen Alter durchaus verzeihlich iſt. In der Tat sind uns diese paläolithischen Kunſtwerke erſt im Lichte der Ethnographie, durch die Vergleichung mit den wesentlich analogen Erzeugnissen der gegenwärtigen Jägervölker, verſtändlich geworden.

Die Eigenart der primitiven Bildnerei erklärt sich vollkommen aus der Eigenart der Kultur, in welcher sie wurzelt. Die Gegenſtände der Darſtellungen sind faſt ausschließlich dem nächſten Erfahrungs- und Interessenkreise des Jägers entnommen: es sind vor allen die Jagdtiere, die ihm des Lebens Nahrung und Notdurft liefern müssen, und an zweiter Stelle die eigene menschliche Geſtalt. Die paläolithischen Menschenfiguren zeigen faſt alle weibliche Bildung, eine Tatsache, die weniger einer Erklärung bedarf als die auffallend geringe Rolle, welche das Weib in der Bildnerei der lebenden Jägervölker spielt. Die Seltenheit von Pflanzendarſtellungen iſt ganz natürlich; der Jäger kann die Pflanze zwar nicht entbehren, aber er liebt sie nicht; die Sorge für pflanzliche Nahrung, die ihm nur als Notbehelf gilt, iſt den verachteten Weibern überlassen. Während der Zusammenhang zwischen dem Stoffe der primitiven Bildnerei und ihren Lebensbedingungen dem erſten Blicke einleuchtet, scheint ihre Form zunächſt in einem Widerspruch mit der Armut und Roheit der Jägerkultur zu ſtehen. Indessen man braucht nur zu erwägen, welche Eigenschaften für bildnerische Leiſtungen dieser Art erforderlich sind: die Fähigkeit einer scharfen und feſten Auffassung der lebenden Formen und die Geschicklichkeit, die Umrisse derselben wiederzugeben. Beides aber müssen gerade die Jägerſtämme in hohem Maße besitzen: ein scharfes Auge, um das Wild, von dem ihr Dasein abhängt, auszuspähen und zu beobachten, — eine geschickte Hand, um die Jagdwaffen herzuſtellen und zu gebrauchen. Man darf sich nicht durch die anscheinende Roheit ihrer Waffen täuschen lassen. Eine genauere Prüfung zeigt, daß sie sämtlich der Hand und ihrem Zwecke vortrefflich angepaßt sind, und daß einige wie der auſtralische Bumerang, der Giftpfeil der Buschmänner, die Harpunen und Bogen der Eskimos eine Feinheit der Konſtruktion besitzen, die man bei den Werkzeugen und Waffen ackerbauender und viehzüchtender Völker oft vergeblich sucht. Und zugleich gewährt das Jägerleben auch die äußere Bedingung für eine künſtlerische Tätigkeit, nämlich die erforderliche Muße. Die Jagd verlangt nicht wie andere Erwerbsarten eine ſtetige Arbeit und Aufmerksamkeit, sie zwingt den Menschen wohl zuweilen zu äußerſter Anſtrengung und Erschöpfung, dazwischen aber verschafft ihm eine reiche Beute Tage völliger Ruhe, deren Langeweile er sich eben durch solche Kritzeleien und Schnitzeleien vertreibt. Freilich iſt diese Muße nur selten dauerhaft und sicher genug für die gründliche Ausführung einer größeren künſtlerischen Arbeit, wie denn überhaupt das unſtäte und ungebundene Jägerleben schlecht geeignet iſt, den Menschen zu ausdauernder, folgerichtiger Tätigkeit zu erziehen. Daher das Fragmentarische, Skizzenhafte, Zusammenhanglose, das die meiſten Darſtellungen der primitiven Bildnerei charakterisiert. Diese läßt sich also in ihrer ganzen Eigenart sowohl mit ihren Vorzügen als mit ihren Mängeln vollkommen aus dem Wesen ihrer Mutterkultur erklären. Man könnte freilich fragen, ob diese Ableitung nicht etwas zuweit gehe. Wenn jenes bildnerische Schaffen in einem so unmittelbaren Zusammenhange mit der Jägerkultur ſteht, so sollte man erwarten, dasselbe bei sämtlichen Jägervölkern zu finden. Statt dessen scheint die Bildnerei in Wirklichkeit nur ein Privilegium einzelner Stämme zu sein, — nämlich der Eskimos, der Buschmänner und zahlreicher, nicht sämtlicher, auſtralischer Gruppen, und auf ähnliche Unterschiede deutet auch die Verteilung der pa-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

läolithiſchen Kunſtwerke in Europa hin. Man kann das Fehlen bildneriſcher Leiſtungen bei den übrigen Jägervölkern ſicher nicht aus dem Mangel an Muße oder an geeignetem Material erklären; vielleicht aber darf man an gewiſſe religiöſe Vorurteile denken, wie ſie der Entwicklung der Bildenden Kunſt auch auf höheren Kulturſtufen hinderlich geweſen ſind. Allein auch mit dieſer Vermutung wird man ſchwerlich ausreichen, und ſo bleibt denn am Ende nichts übrig, als den Grund in einer verſchiedenen Beanlagung der Raſſen zu ſuchen.

Die Ornamentik der Jägerſtämme ſteht in mehr als einer Beziehung in einem Gegenſatze zu ihrer Bildnerei. Die naturaliſtiſchen Tier- und Menſchenfiguren, die in den freien Bildwerken vorherrſchen, werden verhältnismäßig ſelten zur Verzierung von Geräten verwendet. Nur die Eskimos lieben dergleichen: viele ihrer Geräte tragen eingeritzte Darſtellungen von Szenen aus dem arktiſchen Leben, und andere wiederum ſind ganz oder teilweiſe zu plaſtiſchen Tierformen ausgebildet, wie die häufigen Nadelbüchſen in Geſtalt von Seehunden oder die knöchernen Pfeilſtrecker, die in einen Renntierkopf auslaufen. In derſelben Weiſe haben auch ſchon die paläolithiſchen Jäger ihre Waffen verziert; ein Dolch aus Renntiergeweih z. B., der in Langerie Baſſe gefunden worden iſt, hat einen Griff in der Form eines ſpringenden Renntiers. Indeſſen die meiſten primitiven Ornamente zeigen einen durchaus anderen Charakter. Es ſind gerade, gezackte, gekrümmte Linien und einfache Figuren wie Dreiecke, Quadrate, Rauten, Kreiſe und dergleichen, die entweder einzeln ſtehen oder zu mannichfachen Muſtern verbunden ſind. Früher hielt man dieſe Gebilde für das, was ſie ſcheinen, für geometriſche Figuren, welche der menſchliche Bildnertrieb notwendig zuerſt hervorbringe, weil ſie eben die einfachſten und urſprünglichſten Gebilde ſeien. Später aber hat man ſich immer mehr der Anſicht zugewendet, daß dieſe »geometriſchen Ornamente« keineswegs freie Erfindungen, ſondern nichts anderes als mehr oder weniger umgebildete Darſtellungen ſehr verſchiedenartiger techniſcher und natürlicher Vorbilder ſind. Schon Gottfried Semper hat zahlreiche »geometriſche« Ziermotive — und darunter auch ſolche, die bereits in der Ornamentik der Jägervölker erſcheinen — wie Parallelen, Zickzack- und Kreuzbänder — aus der Technik und zwar beſonders aus der Textiltechnik abgeleitet; indem er ſolche Ornamente als äſthetiſche Nach- und Umbildungen von Motiven erklärte, die durch die techniſchen Prozeſſe ſelbſt — wie durch das Binden, Nähen und Flechten — naturgemäß erzeugt werden. Für einen Teil der primitiven Ornamente kann man dieſe Erklärung auch jetzt noch gelten laſſen, namentlich für ſolche, die an Gegenſtänden und an Stellen auftreten, welche durch ihre Verwendung oder durch ihre Herſtellung nachweisbare Beziehungen zur Textiltechnik haben. So ſind die eingeritzten oder aufgemalten Querbänder, die man an vielen auſtraliſchen Speeren und an einigen paläolithiſchen Harpunenſpitzen findet, höchſt wahrſcheinlich die dekorativen Vertreter von wirklichen Bändern, mit denen ſolche Waffen ſonſt wohl umſchnürt werden, und ebenſo iſt das eingetiefte Rautenmuſter auf den rohen Töpfen der Mincopic ſchwerlich etwas anderes als die Nachahmung des Flechtwerkes, mit dem man dieſe Gefäße haltbar und tragbar zu machen pflegt. Indeſſen für die meiſten »geometriſchen« Ornamente der Jägervölker iſt die Ableitung aus der Technik offenbar unzureichend, und neuere Forſchungen haben es in der Tat wahrſcheinlich gemacht, daß ſie einen ganz anderen Urſprung haben. Als Ehrenreich und Carl von den Steinen ihre Zentral-Braſilianer nach der Bedeutung einer Anzahl der dort gebräuchlichen geometriſchen Muſter fragten, erfuhren ſie, daß dieſe ſämtlich Nachbildungen beſtimmter Naturformen und Geräte ſeien, — der Hautzeichnung gewiſſer Fiſche, Schlangen und Eidechſen, der Silhouetten fliegender und ruhender Fledermäuſe, des dreieckigen Weiberſchurzes u. a. m. Der Wert dieſer Entdeckung iſt ſicherlich nicht auf das Verſtändnis der zentralbraſilianiſchen Ornamentik beſchränkt. Es iſt zwar noch nicht gewiß, aber doch höchſt wahrſcheinlich — beſonders ſeit den Unterſuchungen von Spencer und Gillen —, daß auch die Dekoration vieler auſtraliſcher Geräte aus ähnlichen Motiven beſteht. Freilich iſt man deshalb noch lange nicht berechtigt, jedes Ornament der niederen Völker für das Bild oder das Symbol eines beſtimmten Gegenſtandes zu erklären. Selbſt die Deutungen der Eingeborenen ſind nicht ſchlechthin beweiskräftig; es wird wenigſtens in einigen

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fällen geraten sein zu erwägen, ob die Deutung nicht erst durch die Frage hervorgerufen sein könnte. Auf der anderen Seite können wir ohne solche Erläuterungen auf ein volles Verständnis der primitiven Ornamentik überhaupt nicht hoffen. Denn erstens sind viele Motive nicht sowohl Bilder als konventionelle Zeichen und Symbole, zweitens sind uns die Vorbilder vieler Figuren durchaus unbekannt, und drittens sind die meisten bildlichen und symbolischen Dekorationsmotive auf die seltsamste Weise umgestaltet und verschmolzen. Die Umbildung besteht wesentlich in einer geometrischen Stilisierung der Motive, d. h. in einer Annäherung der Figuren an einfache, regelmäßige, und zwar vorzugsweise geradlinige, geometrische Gebilde. Daß die Technik dabei einen gewissen Einfluß übt, ist unzweifelhaft. Die meisten primitiven Ornamente sind eingeritzt; und wenn man versucht, eine Figur in Holz oder Knochen zu ritzen, besonders mit einem rohen Werkzeuge, so wird man sehen, daß sie ganz von selbst einen geometrischen Stil erhält. Indessen der geometrische Stil läßt sich durchaus nicht allein aus der Technik erklären. Auch die primitive Bildnerei ritzt ihre Darstellungen in Holz und Knochen, und diese verfallen trotzdem nicht der geometrischen Erstarrung der primitiven Ornamente. Der wesentliche Grund liegt in der Tat nicht in der Technik, sondern in der ganz verschiedenen Bedeutung, welche das Vorbild für die freie Bildnerei und für die dienende Ornamentik besitzt. Für jene ist die Darstellung des Vorbildes selbst Zweck, und deshalb überwindet sie so viel wie möglich den Widerstand, den Material und Technik einer charakteristischen und getreuen Wiedergabe entgegensetzen; — für diese aber ist sie nur ein Mittel zur Verzierung eines bestimmten Gegenstandes, und deshalb ordnet sie sich dem Stoffe und vor allem der Form desselben unter. Dem Zierkünstler kommt es hauptsächlich darauf an, einen Raum von einer gegebenen Form und Größe wohlgefällig auszufüllen: — er paßt infolgedessen seine Motive dem Raume an, indem er sie in dem einen Falle vereinfacht, in dem anderen entweder reicher ausgestaltet oder aber, was in der primitiven Ornamentik weit häufiger geschieht, zu dem Raume entsprechenden Reihen und Flächenmustern zusammensetzt und vervielfältigt. In der reihen- und flächenmäßigen Wiederholung eines Motives liegt wiederum eine Tendenz zu seiner Vereinfachung im Sinne des »geometrischen« Stiles. Man lasse von einem Kinde oder einem Erwachsenen irgend eine Figur, die so wenig wie möglich mit einem geometrischen Gebilde gemein hat, mehrmals unmittelbar nacheinander nachzeichnen; und man wird finden, daß die letzten Glieder der Reihe, falls man sie lang genug gemacht hat, eine unverkennbar geometrische Bildung zu zeigen beginnen. Dies ist in der Tat nur die natürliche Folge der Ermüdung, welche sich die Arbeit immer leichter zu machen sucht, indem sie die Darstellung abkürzt und die Figur eben dadurch notwendig einer einfachen »geometrischen« Form nähert. Wenn diese Wirkung schon beim Zeichnen deutlich hervortritt, so muß sie sich natürlich beim Ritzen noch viel stärker geltend machen. Der primitive Zierkünstler stilisiert also seine Motive nicht sowohl, weil er die geometrischen Formen schöner als, weil er sie bequemer findet. Daß die Klarheit und Einfachheit des geometrischen Stiles daneben auch seinem Auge wohlgefallen mag, soll nicht geleugnet werden. Allein man muß sich hüten, die Bedeutung des rein ästhetischen Faktors für diese Ornamentik zu überschätzen. Schon die Auswahl der Ziermotive wird sicherlich weniger durch ästhetische als durch praktische und religiöse Gründe bestimmt. Man schmückt einen Schild mit der Zeichnung einer Schlange oder eines Fisches nicht, weil man das Tier für besonders schön hält, sondern viel eher weil man ihm eine magische schützende Kraft zutraut, oder weil es das Wappenzeichen des Kriegers oder seines Stammes ist. Unzweideutig tritt die Wirksamkeit des ästhetischen Momentes erst in der Zusammensetzung und Anordnung der einzelnen Motive hervor. Während sich die primitive Bildnerei bei ihren Compositionen nur durch die Rücksicht auf Klarheit leiten läßt, folgt die Ornamentik der niedersten Völker schon durchaus den beiden großen Formalprinzipien aller Zierkunst, der Eurhythmie und der Symmetrie. Beide sind von ihr sicherlich nicht erfunden, sondern gefunden: die Symmetrie in der Bildung des menschlichen und des tierischen Körpers, die Eurhythmie in der Textiltechnik, vor allem in der Flechterei, bei der immerfort und notwendig rhythmische Reihen entstehen. Das Gefühl für rhythmische Ord-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nung und Gliederung ist bei den Jägervölkern bereits sehr gut entwickelt; nicht blos die Eskimos sondern auch die Australier und die Mincopic verwenden in ihrer Ornamentik zuweilen ziemlich komplizierte Reihen. Die symmetrische Anordnung wird zwar nicht überall vollkommen erreicht, aber sie wird wenigstens überall deutlich erstrebt. Warum die Zierkunst auf dieser niederen Kulturstufe zu keiner höheren und feineren Ausbildung gelangen kann, bedarf kaum einer weiteren Erläuterung. Die Ornamentik ist gleichsam die Blüte der Technik, und diese bleibt in dem unsteten und armseligen Leben der Jägervölker auf das Notwendigste beschränkt. Jedenfalls sind die bildnerischen Leistungen dieser Stämme im Ganzen bedeutender und erfreulicher als ihre dekorativen. Nirgends prägt sich dieses Verhältnis so scharf aus als in den Funden aus der paläolithischen Zeit, die dadurch in einem auffallenden Gegensatze zu der folgenden, neolithischen Periode erscheint. Hier hat sich nämlich das alte Verhältnis von Bildnerei und Ornamentik geradezu umgekehrt. Statt der lebendigen Tier- und Menschenfiguren der älteren Kunst bietet uns die neuere plump und steif stilisierte Gebilde, deren Bedeutung sich nur mit Mühe erraten läßt; auf der anderen Seite dagegen finden wir eine zwar immer noch »geometrische«, aber sehr bereicherte und verfeinerte Ornamentik. Über die Ursachen dieses Umschwunges haben die Prähistoriker manche Vermutungen aufgestellt; allein auch hier wieder hat uns erst die Ethnographie auf den Weg gewiesen, der aller Wahrscheinlichkeit nach zu der richtigen Lösung führt. Sie hat gezeigt, daß jenes Verhältnis von Bildnerei und Ornamentik, das die neolithische Periode im Gegensatze zu der paläolithischen charakterisiert, im wesentlichen bei allen niederen ackerbauenden und viehzüchtenden Völkern im Gegensatze zu den Jägerstämmen auftritt. Der Grund liegt also offenbar in der Eigenart der Kultur, und zwar besonders der Wirtschaft. Die naturalistische Bildnerei der ältesten prähistorischen und der niedersten gegenwärtigen Stämme wurzelt in dem Jägerleben. Wenn die Jagd aufhört die Hauptnahrungsquelle und die Hauptbeschäftigung der Männer zu bilden, verschwinden auch die Bedingungen und Anregungen für derartige Darstellungen. Die Ackerbauer und die Viehzüchter verlieren allmählich das leidenschaftliche Interesse und den scharfen Blick für das Wild, und zugleich büßen sie einen guten Teil der alten Handfertigkeit ein; denn die Ackergeräte verlangen nicht dieselbe Sorgfalt wie die Jagdwaffen, und außerdem werden die Handwerke immer mehr bestimmten einzelnen Arbeitern oder den Weibern überlassen. — Auf der anderen Seite aber gedeihen in dem reicheren und ruhigeren Leben der Ackerbauer und Viehzüchter die verschiedenen Techniken, — und zwar vor allen die Textiltechnik, welche die Ausbildung einer geometrischen Ornamentik nicht nur begünstigt, sondern geradezu erzwingt. Und dieser geometrische Textilstil wird nun auf alle übrigen Techniken übertragen; erstens weil die verschiedenen Techniken in der Hand desselben — weiblichen — Geschlechtes vereint sind, zweitens und hauptsächlich aber, weil, wie Hoernes richtig erkannt hat, die Eigenart dieses Stiles der ästhetischen Begabung des weiblichen Geschlechtes am besten entspricht. Die freie naturalistische Bildnerei der Jägervölker ist eine männliche, die gebundene, regelmäßige, konventionelle Ornamentik der niedrigen Ackerbauern und Viehzüchter eine weibliche Kunst.

Die Kunstforschung verdankt der Ethnographie und der prähistorischen Archäologie nicht bloß eine große Erweiterung ihrer Kenntnisse, sondern auch — und dies zweite bedeutet weit mehr — eine wesentliche Vertiefung ihrer Erkenntnis. Die Hauptaufgabe der neueren Kunstwissenschaft ist das Verständnis der Kunst in und aus ihrem lebendigen Zusammenhange mit der Kultur; die Lösung dieser Aufgabe aber kann einstweilen kaum besser gefördert werden als durch das Studium der Kunst der niederen Völker. Während auf den höheren Kulturstufen die Beziehungen von Kunst und Kultur viel zu mannigfaltig und verwickelt sind, als daß wir sie schon zu entwirren vermöchten, sind dort noch alle Verhältnisse einfacher, und die Entfernung läßt die großen wesentlichen Züge klarer hervortreten. Das höchste Ziel der Kunstforschung ist und bleibt selbstverständlich die wissenschaftliche Erkenntnis der höchsten Kunstformen; aber man wird immer mehr einsehen, daß der sicherste Weg dazu durch das Verständnis der niederen führt.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die amerikanische Universität.

Von Professor Dr. Edward Delavan Perry, Columbia-Universität, New York.

In einem Vortrage aus dem Jahre 1888 sagte Prof. Ladd von der Yale-Universität: »Jeder Gebildete weiß sogleich, was unter einer franzöſischen, engliſchen oder deutſchen Univerſität zu verſtehen iſt; aber keiner zeigt ſich ſo vertraut mit den Verhältniſſen, daß er genau angeben könnte, was eine amerikaniſche Univerſität bedeutet.« Wenn man nun in den letzten zwanzig Jahren auch zu immer klarerer Erkenntnis der natürlichen und notwendigen Beziehungen zwiſchen »Univerſität« und »College« gelangt iſt, und auch Organiſation und Verwaltung beider eine ſchärfere Gliederung erfahren haben, ſo daß man den Begriff der amerikaniſchen Univerſität ſicher heute leichter definieren kann als damals, ſo bleiben doch noch immer erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Eine beſteht ſchon darin, daß die Bezeichnungen »Univerſität« und »College«, wie ſie amtlich für die verſchiedenen Bildungsſtätten gebraucht werden, zur unzweideutigen Kennzeichnung des wahren Charakters dieſer Inſtitute völlig wertlos ſind. Unter den Dutzenden von »Univerſitäten« ſind die meiſten nichts weiter als was man in Deutſchland unter höheren Schulen verſteht. Einige davon ſind ſicher recht gut, andere von leidlichem Werte, manche aber zeigen ſich ſo kümmerlich ausgeſtattet und organiſiert, daß man ſie kaum den amerikaniſchen »High Schools« gleichſtellen kann, die ungefähr auf der Höhe von Mittelklaſſen der deutſchen höheren Lehranſtalten ſtehen. Andrerſeits hat z. B. das Bryn Mawr College nie, auch nicht außeramtlich, den Namen »Univerſity« für ſich in Anſpruch genommen und bietet doch in Wahrheit Univerſitätsbildung wenigſtens in den Fächern, welche die philoſophiſche Fakultät einer deutſchen Univerſität umfaßt. Und ſogar Harvard und Columbia, die doch jetzt wirklichen Univerſitätscharakter tragen und nach jeder Richtung hin den amerikaniſchen Univerſitätstypus vorzüglich darſtellen, behalten amtlich gern noch die alte Bezeichnung »College« bei. In den Oſtſtaaten dient das Wort »Univerſität« überhaupt viel weniger zur Bezeichnung des Ranges. Die meiſten höheren Bildungsanſtalten ſtammen dort aus einer Zeit, wo der engliſche Einfluß noch mächtig war, und viele von ihnen wurden unter direktem engliſchen Einfluß noch vor der amerikaniſchen Unabhängigkeitserklärung gegründet. Dieſe nahmen naturgemäß die ſpezifiſch engliſche Bezeichnung »College« an. In den Unionsſtaaten jüngeren Datums wollte man ſich ſelbſtändiger zeigen und gab den neugegründeten Schulen, dem deutſchen Vorbilde folgend, den Namen »Univerſitäten«, an den ſich offenbar die Vorſtellung größerer Würde knüpfte. Dieſe Erwägung ſcheint beſonders für die Begründer der zahlloſen konfeſſionellen Anſtalten dieſer Art maßgebend geweſen zu ſein, die aller Orten im Lande entſtanden und heute noch eines mehr oder minder geſicherten Daſeins ſich erfreuen.

Eine weitere Schwierigkeit für die Beurteilung der amerikaniſchen Unterrichtsanſtalten entſpringt aus ihrer hiſtoriſchen Entwicklung. College und Univerſität erfordern mit ihren ſehr verſchiedenen Funktionen auch eine durchaus verſchiedene Organiſation und Verwaltung. Dies hat man aber erſt neuerdings eingeſehen, und erſt in einigen wenigen Fällen die Konſequenzen dieſer Erkenntnis gezogen. Die näheren Umſtände ihrer Gründung und die zeitlichen Bedürfniſſe haben es der Univerſität und dem College in den Vereinigten Staaten tatſächlich unmöglich gemacht, ganz getrennt von einander für ſich zu beſtehen. Nur eine Anſtalt gibt es, die man als eine in keinerlei Zuſammenhang mit einem College ſtehende Univerſität bezeichnen kann: die katholiſche Univerſität von Amerika in Waſhington. Bis zum Jahre 1876, wo die Johns-Hopkins-Univerſität in Baltimore eröffnet wurde, ſtopfte man was nur überhaupt an wirklichem Univerſitätsunterricht geboten wurde, noch in den Lehrplan eines ſchon vorhandenen College hinein; und ſogar die Schöpfer der Johns-Hopkins-Univerſität hielten es für nötig oder doch wenigſtens für ratſam, auch ein »College« anzulegen, obgleich ihre Hauptabſicht eingeſtandenermaßen die Darbietung eines wirklichen Univerſitätsunterrichtes war. Bei jeder Erörterung über die amerikaniſche Univerſität muß man daher bedenken, daß der Ausdruck »Univerſität« in dem Sinne gebraucht wird, daß nur gewiſſe Fakultäten oder Abteilungen,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren Organisation oft höchst verwickelt ist, darunter zu verstehen sind, und daß wahrscheinlich nicht zwei Institute dieser Art in Theorie und Praxis übereinstimmen, wenn auch gewisse Grundsätze und Einrichtungen einigen Hochschulen höherer Ordnung gemeinsam sein mögen.

Eine Universität im deutschen Sinne gibt es also, wie sich schon hieraus erkennen läßt, in Amerika nicht. Ja, es gibt nicht einmal einen durchaus gleichartigen Typus von amerikanischen Universitäten. Und doch finden wir von Harvard an der atlantischen Küste bis zur Universität von Kalifornien, deren Zinnen durchs Goldene Tor von San Francisco das Stille Weltmeer grüßen, und von Minneapolis bis New Orleans viele Institute, welche ihre Zöglinge in den Methoden wissenschaftlicher Forschung unterweisen und ihnen Gelegenheit bieten, diese Forschungen weiter zu führen und in Bibliotheken, Museen und Laboratorien zu vertiefen. Das sind Anstalten, die durch förmliche Verleihung besonderer akademischer Grade bekunden, daß der hierdurch Ausgezeichnete in die Methoden und in das Wesen wissenschaftlicher Forschung eingedrungen ist. Das heißt in der in den Vereinigten Staaten üblichen akademischen Ausdrucksweise: diese Institute bieten »graduierten« Studenten Kurse, in denen sie zu höheren Graden und Würden gelangen können. Wo solche Kurse, sorgfältig eingerichtet und entsprechend ausgestattet, vorhanden sind und erfolgreich geleitet werden, da ist man berechtigt, einen Teil, möglicherweise auch das Ganze eine »Universität« zu nennen.

Aufmerksam beobachtende Ausländer, die in den Vereinigten Staaten reisten, haben oft die Bemerkung gemacht, daß bei uns viele Einrichtungen weniger schnell sich wandeln, als bei den weit älteren Nationen Europas. Dieser konservative Sinn, ein durch viele Geschlechter sich fortpflanzender spezifisch englischer Zug, tritt besonders auf dem Gebiete der Erziehung zutage, wo neue Versuche überaus vorsichtig erprobt und radikale Neuerungen nichts weniger als bereitwillig akzeptiert werden. Nur wo sich Gelegenheit zu Neugründungen bietet, sind die Amerikaner bereit, einen Bruch mit überlieferten Formen gelegentlich zu vollziehen. Hiermit hängt die bereits erwähnte Tatsache der, nur mit wenigen Ausnahmen, an allen amerikanischen Bildungsstätten sich findenden engen Verknüpfung von College und Universität zusammen; denn die Universitäten sind alle nach und nach aus Colleges hervorgegangen und haben sich der Aufgabe der Anleitung zu höherer wissenschaftlicher Forschung nur sehr allmählich und zögernd hingegeben. Die einzige Universität, die mit der Tradition brach und jede Collegearbeit im engeren Sinne des Wortes abgelehnt hat, die bereits erwähnte katholische Universität in Washington, hat eine wirklich hoffnungsvolle Lebenskraft bisher nicht entfaltet. Das erste College, das regelmäßige Lehrkurse für diejenigen jungen Leute einführte, die ihre Studien, nachdem sie den Grad eines Bakkalaureus erlangt hatten, noch weiter fortzusetzen wünschten, war eines der ältesten und berühmtesten, das Yale-College in New Haven.

Die Mehrzahl der amerikanischen höheren Bildungsanstalten ist bekanntlich aus privaten Stiftungen hervorgegangen und wird aus solchen unterhalten. Allerdings wurden auch diese Anstalten zu verschiedenen Zeiten mit größerer oder geringerer Freigebigkeit von den Regierungen der Staaten unterstützt, in denen die Opferwilligkeit hochherziger Stifter sie ins Leben gerufen hatten, wofür der Staat in vielen Fällen seinerseits die Zubilligung einer Anzahl von Freistellen oder andere Vergünstigungen beanspruchte. Andrerseits haben sich auch die Staatsuniversitäten oft der wertvollen Unterstützung aus privaten Mitteln erfreut. Es braucht hierbei wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, daß die Regierung der Vereinigten Staaten als solche keine Universitäten unterstützt; sie überläßt dies durchaus den einzelnen Staaten.

Um eine Anschauung von der Entwicklung und der Organisation einer derartigen, aus privaten Mitteln erstandenen Hochschule zu geben, sei kurz auf die Geschichte der Harvard-Universität hingewiesen.

Die Gründung dieser ehrwürdigen Hochschule, die zugleich die älteste, größte und berühmteste Bildungsstätte in den Vereinigten Staaten ist, geht auf das Jahr 1636 zurück, wo die gesetzgebende Körperschaft der Ansiedler an der Massachusetts-Bucht eine Schenkung von 400 englischen Pfund für eine Schule oder ein »College« bewilligte. Mit dem Unterricht wurde erst 1638 begonnen, als das Vermächtnis des in Charlestown verstorbenen John Harvard, eines nicht zur anglikanischen Kirche gehörigen protestan-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tischen Geiſtlichen aus England verfügbar wurde. Die flüssigen Gelder reichten aus, das Inſtitut sofort zu eröffnen, und die »gesetzgebende Versammlung« zeigte ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie dem neuen College Harvards Namen beilegte. Seine Leitung wurde 1642 einem »aufsichtführenden Board« oder Kuratorium übertragen; 1650 ſtattete man es mit Korporationsrechten aus, und das Kuratorium wurde förmlich beſtätigt. Mit beträchtlichen Veränderungen in bezug auf den Modus der Präsidentenwahl und der Wahl der Korporationsmitglieder und der Kuratoren besteht diese Organisation bis auf den heutigen Tag. Die »Korporation« sichert sich ihren dauernden Beſtand durch Kooptation; das Kuratorium wurde lange Zeit von der gesetzgebenden Versammlung von Massachusetts erwählt, heute jedoch nur noch von den Graduierten von Harvard College. Von 1636 bis 1782, in welchem Jahre eine medizinische Fakultät errichtet wurde, beſtand das ganze Inſtitut eigentlich nur aus dem Harvard College, und dies verlieh allein die Grade eines B. A. (*bachelor of arts*) und M. A. (*master of arts*). Der Ausdruck Universität scheint dafür erſt im Jahre 1780 angewendet worden zu sein und iſt dann viele Jahre hindurch für das Inſtitut als Ganzes, wovon ſtatutengemäß das College nur einen Teil bildete, gebraucht worden. Für die Leiter der Universität sind aber als gesetzliche Titel heute noch gang und gäbe die Bezeichnungen »President and Board of Trustees of Harvard«. Die im Laufe der Zeit neu hinzutretenden Fakultäten der Universität sind in den letzten 15 Jahren erheblich umgeſtaltet worden. Die jetzige Organisation ſtellt sich wie folgt dar:

I. Das eigentliche Harvard College, das seine Zöglinge bis zum Baccalaureat führt.
II. Die Lawrence-Schule (ihr Lehrplan umfaßt hauptsächlich die exakten Wissenschaften), an der schließlich der Titel eines »Bachelor of Science« (B. S.) erworben wird.
III. Die sogenannte Graduiertenschule der Künſte und Wissenschaften, in der der Student zu den akademischen Graden eines Magiſters der freien Künſte bezw. der exakten Wissenschaften, eines Doktors der Philosophie und eines »Doctor of Science« aufſteigen kann.

Diese 3 Abteilungen unterſtehen der Fakultät der Künſte und Wissenschaften.

IV. Die theologische Abteilung, in der man sich die Würde eines Baccalaureus der Gottesgelahrtheit,
V. Die juriſtische, in der man die eines Baccalaureus der Rechte erringen kann.

Der medizinischen Fakultät sind unterſtellt:

VI. Die medizinische Schule, die auf den Doktor der Medizin,
VII. Die zahnärztliche Schule, die auf den zahnärztlichen Doktor vorbereitet;
VIII. Das landwirtschaftliche Bussey-Inſtitut, das zum Titel eines Baccalaureus der Agrikulturwissenschaften führt und sich sonach etwa den deutschen landwirtschaftlichen Hochschulen vergleichen läßt.

Von diesen Abteilungen oder »Schulen« entspricht die Graduierten-Schule (Nr. III) nach Rang und Lehrmethoden ziemlich genau der philosophischen Fakultät deutscher Universitäten. Ihre Vorlesungen leiten zu wissenschaftlicher Arbeit an auf den Gebieten der Philologie; der Geschichte und Staatswissenschaft; der vergleichenden Literatur- und Sprachgeschichte; der Nationalökonomie; der Philosophie mit Einschluß der Ethik und Psychologie; der schönen Künſte und der Musik; der Mathematik, Aſtronomie, Physik, Chemie, Geologie und Mineralogie, Botanik, Zoologie; der amerikanischen Völker- und Altertumskunde; endlich der Physiologie. Das Recht der Zulassung zu dieser philosophischen Fakultät der Harvard-Universität erwerben sich im allgemeinen nur die auf Colleges und wissenschaftlichen Schulen von gutem Rufe Graduierten. Hiermit iſt jedoch noch nicht das weitere Recht auf spätere Erlangung eines Harvard-Grades erworben; dieser wird nur solchen verliehen, deren Zeugnisse von einem Professorenausschuß approbiert sind, der über die Zulassung der von anderen Colleges kommenden Studenten entscheidet. So wird eine Kontrolle geübt, inwieweit der sich Meldende eine Vorbildung mitbringt, die im wesentlichen der zur Erlangung des Harvard-Baccalaureats gleichkommt. Da geschieht es denn oft, daß solche Bewerber erſt noch ein Studienjahr auf die Erlangung jenes B. A. von Harvard verwenden müssen.

Die juriſtische Abteilung hat einen dreijährigen Kursus und läßt als vollberechtigte Bewerber um einen Grad nur Graduierte von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angesehenen Colleges zu. Ähnliches gilt auch von der theologischen Fakultät, wo die Bewerber um die Würde eines Baccalaureus der Gottesgelahrtheit einen für ausreichend erachteten niederen Bachelor-Grad oder ein von der Fakultät als solches anerkanntes Äquivalent dafür nachweisen müssen. Die medizinische Abteilung, die lange Zeit sich auf eine nicht zu schwierige Prüfung vor der Immatrikulation beschränkte, hat seit 1901 insofern die volle Bedeutung einer wirklichen Universitätsfakultät erreicht, als sie von ihren Studenten nunmehr die Vorlegung eines von einem anerkannten College oder einer höheren Schule ausgeſtellten Diplomes über einen wissenschaftlichen Grad verlangt.

Wenden wir uns zu den Staatsuniversitäten! Zurzeit unterhalten sämtliche Staaten der Union eine besondere Staatsuniversität mit Ausnahme von Connecticut, Delaware, Kentucky, Maryland, Massachusetts, New-Hampshire, New-Jersey, New York, Pennsylvania, Süd-Carolina. Die Universität des Staates New York iſt tatsächlich keine Hochschule, vielmehr eine ſtaatliche Unterrichtsbehörde, die das gesamte Bildungswesen im Staate zu überwachen hat.

Die Organisation dieser Staatsuniversitäten zeigt, wenn sie auch gleichförmiger iſt, als es bei den Hochschulen mit ſelbſtändigen Korporationsrechten der Fall iſt, im einzelnen doch auch mancherlei Abweichungen; und der Umfang wie die wissenschaftliche Höhe ihrer Leiſtungen weichen sogar recht erheblich voneinander ab. Die größeren unter ihnen weisen technische und berufswissenschaftliche Fakultäten (Professional Schools) auf; von theologischen Fakultäten kann dabei allerdings nicht die Rede sein, da in Amerika bekanntlich Kirche und Religion ſtaatliche Unterſtützung nicht finden. Die Einnahmequellen dieser Universitäten bilden: 1. Die Erträge aus den von der Bundesregierung im Jahre 1862 für solche Zwecke bewilligten Landschenkungen. 2. Die ſtaatlichen Beiſteuern, sei es durch jährliche Zuwendungen aus den allgemeinen Staatseinkünften oder durch die aus einer dauernden Spezialbeſteuerung fließenden Mittel. 3. Die Kollegiengelder und sonſtigen Beiträge der Studenten und Hörer (diese Tuition fees sind übrigens nur an einigen Universitäten eingeführt, in vielen iſt der Unterricht völlig frei). 4. Die Schenkungen und Stiftungen von privater Seite, eine Einnahmequelle, deren sich die amerikanischen Universitäten nicht so allgemein erfreuen, wie man anderwärts vielfach glaubt, die aber doch gelegentlich der einen oder anderen angesehenen Universität einen reichen Dollarsegen zuführt.

Die allgemeine Ansicht in den Staaten, die solche Hochschulen unterhalten, pflegt sich dahin zu äußern, daß diese Bildungsſtätten, die als Staatseinrichtungen direkt aus öffentlichen Steuern unterhalten werden, zu denen jeder ſteuerpflichtige Bürger herangezogen wird, auch jedem, ohne Unterschied des Geschlechts, der Hautfarbe oder der Religion zugänglich sein müßten, der überhaupt befähigt iſt, dem darin gebotenen höheren Unterricht mit Nutzen zu folgen. Jedes dieser Inſtitute bildet gleichsam das oberſte Glied in dem allgemeinen Syſtem des öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesens des betreffenden Staates und wird unter dem Gesichtspunkte geleitet, den in den Elementarschulen begonnenen, in den mittleren und höheren Schulen weiter geführten, allgemeinen Lehrplan zu vervollſtändigen. Die aufsichtführende Behörde beſteht aus öffentlichen Beamten, die gemeiniglich »Regents« genannt werden. Die Zusammensetzung dieser Kuratorien und der Wahlmodus sind in den verschiedenen Staaten sehr verschieden, nicht minder die Tauglichkeit der Kuratorien selbst für die Fülle der Verantwortung, die auf ihnen ruht. In einigen Staaten haben die beſtändigen politischen Verschiebungen in der Legislatur und die Eigennützigkeit gewisser Parteiführer die Universitäten zum Tummelplatz widerſtreitender Parteiansichten gemacht, wodurch nicht nur ihre gesunde Entwicklung gehemmt, sondern oft ihr Nutzen und ihr segensreiches Wirken allmählich geradezu lahmgelegt und verkümmert wurden. Man kennt genug Beispiele, wo besonders fähige Professoren, mutige Männer, die ihre wissenschaftlichen Ansichten nicht auf die herrschende politische Richtung zuschneiden wollten, von ihren Lehrſtühlen vertrieben worden sind.

Von den Staatsuniversitäten sind die angesehenſten und erfolgreichſten die von Michigan, Minnesota, Wisconsin und Californien. Die erſterwähnte iſt die älteſte und vielleicht bekannteſte. Unter der Leitung einer ganzen Reihe ungewöhnlich fähiger Männer hat sie sich seit ihrer Gründung im Jahre 1837 allmählich zu einer bedeutenden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und führenden Stellung emporgearbeitet. Aber auch die drei andern zeigen, wenn sie auch erheblich jünger sind, ein überraschend schnelles Wachstum.

Ist schon aus dem Vorangegangenen der Gegensatz der amerikanischen Universitäten zu den europäischen ersichtlich, so wird eine kurze Schilderung der Entwicklung der amerikanischen Universitäten ihn noch deutlicher machen und zugleich über ihr Verhältnis zu europäischen Vorbildern unterrichten. Die älteren Bildungsstätten Amerikas gehen auf den englischen Collegetypus zurück, aber sie haben sich keineswegs nach dem Vorbild von Oxford und Cambridge, den führenden Universitäten des Mutterlandes, entwickelt, wo die Vorstellung einer Universität als großer Lehrkörper eigentlich verloren gegangen war, indem das College im Lauf der Jahrhunderte mehr und mehr den Charakter eines Studentenheims annahm und die Universität in der Hauptsache ein Konglomerat von derartigen Colleges bildete. Dieser Alumnatscharakter übertrug sich natürlich auch auf die amerikanischen Colleges, die englischem Muster nachgebildet waren.

Wenn man nach der Gründung der Harvard- und Yale-Colleges in kurzen Zwischenräumen andere Alumnatscolleges in Cambridge und New Haven eingerichtet hätte, und wenn damals in den Neu-Englandstaaten eine Staatskirche vorhanden gewesen wäre von gleichem Ansehen, wie es die englische Kirche daheim im Mutterlande besaß, wo sie auch die Colleges unter ihrer Aufsicht hatte, so hätten sich für Harvard wie für Yale die Verhältnisse zweifellos genau so entwickelt wie in Oxford. Die anfangs wenig zahlreiche Bevölkerung der britischen Kolonien, ihre beschränkten Mittel und ihre völlige Unabhängigkeit von der Kirche von England verhinderten dies, und man darf wohl behaupten, daß dies im ganzen für die gedeihliche Entwicklung des Unterrichtswesens in den Vereinigten Staaten ein Glück war. Es ist interessant zu beobachten, daß unlängst das schnelle Anwachsen in der Frequenz des Harvard-College, das 1898—99 schon 1851 nichtgraduierte Alumnatszöglinge zählte, zu der Anregung führte, es nach dem Muster englischer Universitätseinrichtungen in drei oder vier gesonderte Colleges zu teilen, ein Plan, der übrigens wenig Beifall fand. Immerhin tritt im ganzen Verlauf der Geschichte des amerikanischen College ständig die Tendenz hervor, die Studenten seßhaft zu machen, ihnen auf dem Gelände (campus) der Anstalt »Board and residence« zu bieten. Kam man auch zeitweilig — wie an der Columbia-Universität und der von Pennsylvanien — davon zurück, so hat man doch hier wie dort mit gutem Bedacht die alte Einrichtung wieder hergestellt und an vielen neuen Instituten unter mannigfachen Formen eingeführt, selbst da, wo anfänglich gar keine Vorkehrungen zur Studenten-Ansiedlung getroffen waren. — Im Wissenschaftsbetrieb der amerikanischen Universitäten im Unterschied von den englischen ist dagegen hervorzuheben, daß sie gerade in Bezug auf die berufswissenschaftlichen und technischen Abteilungen eine so schnell wachsende Bedeutung gewannen, wenn auch diese Departments auch heute noch erst in ganz wenigen Fällen wirklich universitätsmäßig eingerichtet sind.

Die Unterscheidungspunkte zwischen den amerikanischen und den deutschen Universitäten sind folgende: Im ganzen stellen die amerikanischen Institute nur einen Teil dessen dar, was in Deutschland zum Begriff einer vollständigen Universität unbedingt zugehört, nämlich die überlieferten 4 Fakultäten: der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie. Wohl mögen hie und da (in Harvard z. B.) alle vier existieren, aber sie sind nach anderen Grundsätzen eingerichtet und werden anders geleitet. Und andererseits wiederum schließen die amerikanischen Universitäten Gebiete und Institute mit ein, die in Deutschland von den Universitäten als solchen scharf getrennt sind, nämlich die technischen Anstalten und die Nichtgraduierten-Schulen, die in vielen Fällen dem französischen Lycée oder dem deutschen Gymnasium ziemlich genau entsprechen, in anderen Fällen den letzten 2 oder 3 Jahreskursen jener Anstalten zuzüglich des ersten Jahres auf der Universität oder der technischen Hochschule. Wenn wir die speziell als Graduierten-Schulen bezeichneten Teile der amerikanischen Universitäten gesondert betrachten, so stellt sich heraus, daß sie so ziemlich das umfassen, was die philosophischen Fakultäten in Deutschland als ihr Arbeitsgebiet betrachten, und daß sie inbezug auf die Methoden wissenschaftlicher Arbeit jenen ziemlich nahe kommen. Ein wesentlicher Unterschied tritt jedoch insofern zutage, als der mehr oder minder häufige Wechsel der Universität bei deutschen Stu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denten die Regel, bei amerikanischen die Ausnahme bildet.

Von sehr erheblicher Bedeutung für die weitere Entwicklung des amerikanischen Bildungswesens wurde nun seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts der Einfluß Deutschlands. Um diese Zeit fingen einige Amerikaner an, deutsche Universitäten aufzusuchen. Der erste Amerikaner, der dort graduierte, war Edward Everett, der sich 1817 in Göttingen den Doktorhut erwarb. Freilich blieb der 1821 von Bancroft unternommene Versuch, die Umgestaltung der Colleges in Universitäten nach dem überall in Deutschland durchgeführten Plane herbeizuführen, erfolglos, und nach dem Jahre 1821 scheint mehr als zwei Jahrzehnte kein Amerikaner sich einen akademischen Grad in Deutschland erworben zu haben. Erst von dem Astronomen B. A. Gould wissen wir, daß er sich dort 1848 den philosophischen Doktor holte, und von da an nimmt die Zahl der in Deutschland promovierenden Amerikaner schnell zu. Göttingen wurde besonders bevorzugt, aber auch andere deutsche Universitäten kamen in Aufnahme, so graduierte 1852 W. D. Whitney an der Breslauer Universität.

Es war die Yale-Universität, die im Jahre 1847 durch die Einrichtung eines »Department für Philosophie und Künste« zum Zweck wissenschaftlicher Studien für Graduierte, die sich dort den Bachelor of Philosophy erwerben sollten, als erste dem deutschen Vorbild folgte. Der für jenes Jahr ausgegebene Universitätskatalog sagt darüber: »Die Gebiete, die dieses Department umfassen soll, und solche, die sich unter Theologie, Jurisprudenz oder Medizin nicht unterbringen lassen, insbesondere Mathematik, Physik und angewandte Naturwissenschaft, ferner Metaphysik, Philologie, Literatur und Geschichte. Der Unterricht in diesem Departement ist für Graduierte des Yale-College und anderer Colleges bestimmt, weiterhin aber auch für solche Jünglinge, die den Wunsch haben, auf besonderen wissenschaftlichen Gebieten Spezialstudien zu treiben. Notwendige Voraussetzung für alle Studierenden der Philosophie und der mathematischen Wissenschaft ist, daß sie für diese Studien schon den gehörigen Grund gelegt haben.« In der Zeit zwischen 1847 und 1861 nahmen diese Kurse allmählich an Umfang zu und wurden bald in zwei Gruppen geteilt: 1. die naturwissenschaftliche Abteilung, die anfangs den Namen Yales, später den Sheffields trug, und 2. Spezialkurse in Geschichte, Philologie, Philosophie und Mathematik. Im Universitätskatalog für 1860—61 begegnet man zum ersten Male in der Geschichte der amerikanischen Universitäten der Ankündigung, daß der Grad eines Doktors der Philosophie verliehen werden würde. Als Bewerber darum sollten ohne Prüfung zugelassen werden »Bachelors of Arts, Science and Philosophy«, andere, nachem sie entsprechende Prüfungen bestanden hätten. 1861 wurde der Grad zum ersten Male tatsächlich verliehen. Eine spezielle Graduierten-Schule wurde 1872 dort zuerst vollständig organisiert.

Dem Beispiel der Yale-Universität folgten in den nächsten Jahrzehnten auch die übrigen amerikanischen Hochschulen. Das kam besonders in der allgemeinen Einführung des Doktorgrades an den amerikanischen Hochschulen zum Ausdruck. Und in dieser von 1860 ab immer mehr steigenden Wertschätzung der Doktorwürde, nach der sich der graduierte Student, als nach einem höchst begehrungswerten Ziele von Jahr zu Jahr mehr drängte, äußerte sich im besonderen der Einfluß des deutschen Vorbildes, und dieser Einfluß ist bis auf den heutigen Tag beständig gewachsen. Jeder aus Europa mit dem Doktordiplom heimkehrende, ja selbst sein minder glücklicher Kommilitone, dem Zeit oder Mittel die Erwerbung dieses Grades drüben nicht gestattet hatten, machten kräftig dafür Propaganda. Der weitere Plan, die Colleges schlankweg in Universitäten nach deutschem Muster umzugestalten, gelang dagegen nicht, weil nur das deutsche Schulwesen als solches, das System der dortigen höheren Schulen, die deutsche Universität und ihre Lehrmethoden möglich gemacht hatte, und weil das amerikanische College zu innig mit dem nationalen Leben in Verbindung stand, als daß es so ohne weiteres in ein Gymnasium nach deutschem Muster hätte umgeformt werden können.

Die letzten zwei Jahrzehnte haben in dieser Beziehung zur Klärung der Verhältnisse erheblich beigetragen. Die jetzt zu lösende Aufgabe, an die man schon tatkräftig herangetreten, ist die, aus dem College so recht eigentlich eine Ergänzung und Fortsetzung des höheren Schulunterrichtes oder

Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

der amerikanischen High School zu machen. In seinen neunklassigen höheren Lehranſtalten besitzt Deutschland — das iſt außer Frage — auf unterrichtlichem Gebiete eine Vorſtufe für die Universität von unschätzbarem Werte. Aber dieses Unterrichtssyſtem iſt nur in einem Staate möglich, dessen Regierung auf das Erziehungswesen einen sozusagen väterlichen Einfluß übt und ſtark genug iſt, den Beſtand eines solchen Syſtems auf Generationen hinaus zu sichern. Auch die Amerikaner könnten solche Gymnasien haben, wenn sie willens wären, den entsprechenden Preis dafür zu zahlen. Aber das wäre ein Preis, gegen den das persönliche Unabhängigkeitsgefühl des Amerikaners sofort proteſtieren würde. Solange überhaupt die gegenwärtige amerikanische Regierungsform beſtehen bleibt, wird es gar nicht möglich sein, ausschließlich den ſtaatlichen Inſtitutionen die höchſten Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts zu übertragen; das iſt auch angesichts der politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten gar nicht einmal wünschenswert. Die Zahl der Männer, die durchaus kompetent sind, eine große Universität zu organisieren und zu leiten, iſt in Wahrheit recht gering; wer in der Politik sich als tüchtiger Organisator erwiesen, hat auf diesem Gebiete oft klägliche Mißerfolge erlebt.

Die Mittelmeervölker und ihre weltpolitische Bedeutung.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Theobald Fischer, Marburg.

II.

Völlig reine Berbern sind auch die Landleute, welche die Besucher von Tanger auf dem Markt daselbſt sehen und für »Araber« halten. Wenn man einen dieser Bauern wie einen deutschen Bauern kleidete, niemand würde zweifeln, einen solchen vor sich zu haben. Naturgemäß sind so auch der Bevölkerung von Tanger selbſt viele berberische Elemente beigemischt. Und ebenso sind die Stämme, welche das Hinterland der jetzt so viel genannten Küſtenſtädte Marokkos am Ozean bewohnen, alle mehr oder weniger reine Berbern und z. T. Halbnomaden. So die Schauia um Casablanca, die Dukkala um Masagan, die Schedma um Mogador, die Semmur und Zair um Rabat, die Beni Ahsen am unteren Sebu; weiter ins Gebirge hinein die Zaian, Geruan, Beni Mgild, Beni Mtir, Beni Uarain, welche de Segonzac die häßlichſten unter allen Berbern nennt, die Aït Yussi u. a.: alles Stämme, mit denen es die Franzosen zunächſt zu tun haben würden. Einzelne dieser Stämme ſteigen im Sommer mit ihren Herden höher und tiefer ins Gebirge hinein, sind so sehr beweglich und schwer zu fassen. Sie vermögen jedem überlegenen Feinde, wie früher die Sultansheere so oft erfahren haben, auszuweichen und ihm an geeigneten Stellen ungeheure Verluſte beizubringen.

In Algerien haben die Franzosen außerordentlich zur sprachlichen Arabisierung der Berbern beigetragen, indem sie alle Eingeborenen jahrzehntelang für Araber hielten und ihnen durch Verwaltung, Gericht, Pflege des Islams usw. geradezu die arabische Sprache aufdrängten. Noch 1859 schätzte der gründliche Kenner der Berbern, Hanoteau, die Zahl der Berbern in Algerien auf 850000, d. h. die damalige Mehrzahl der eingeborenen Bevölkerung, während er nur $^1/_6$ den wirklichen Arabern zurechnete. Von Marokko sagt eine ethnologische Autorität, wie der Marquis de Segonzac, daß es wirkliche Araber dort heute überhaupt nicht mehr gebe.

Die Berbern sind eine körperlich außerordentlich kräftige und leiſtungsfähige Rasse, schlank, etwas über Mittelgröße, muskulös, aber ohne Neigung zur Fettbildung, die nur bei den jungen Mädchen einzelner Stämme künſtlich gefördert wird. Im Ertragen von körperlichen Anſtrengungen und Entbehrungen leiſten sie Erſtaunliches, vor allem sind sie hervorragende Fußgänger. Die berberischen Eilboten, welche die deutsche Poſt in Marokko befördern, legen unglaubliche Strecken zurück, bis zu 120 km in 24 Stunden. Wenn meine mich zu Fuß begleitenden Leute 40—45 km hintereinander marschiert hatten, zeigten sie keine Spur von Ermüdung. In welchem Maße sie, im grellſten Gegensatze zu dem trägen Araber, Körperübungen lieben, sieht man daraus, daß Ballspiele bei ihnen sehr beliebt sind, ja allenthalben wie bei uns Sportgesellschaften beſtehen, für Schießen, Fechten und dgl.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der kriegerische Sinn der Berbern äußert sich naturgemäß auch in Räubereien. Diese Räubereien haben aber zuweilen einen ritterlichen Anstrich. Der schon länger bestehende stetig wachsende Haß, dessen sich die Franzosen erfreuen, bestimmte vor einigen Jahren eine Gruppe von Angehörigen des Stammes der Zaïr, einem von Casablanca nach Rabat reisenden Franzosen die Pferde zu stehlen. Dazu mußten sie, da der Fremde in einer von hohen Mauern umschlossenen Kasba übernachtete, ein Loch in die Mauer brechen, die Pferde fesseln und durch das Loch ziehen. Als sie am andern Tage entdeckten, daß die Pferde einem Deutschen gehörten, gaben sie sie zurück.

Die kriegerische Gesinnung führt aber auch zu ständigen Fehden unter den verschiedenen Berbernstämmen. Diese Fehden werden in Marokko geflissentlich von der Regierung genährt, um die einzelnen Stämme zu schwächen und zu beherrschen. Man übergibt einen Stamm, dem man nicht wohl will, einem oder mehreren andern zum »Aufessen«. Da diese den Auftrag stets so gründlich wie möglich ausführen, so ist auf lange Zeit für unversöhnlichen Haß gesorgt.

Die Berbern besitzen alle körperlichen und Charakter-Eigenschaften ausgezeichneter Soldaten: hohe persönliche Tapferkeit, Todesverachtung, Nüchternheit; und die Franzosen würden sie schon lange im großen ins Heer eingereiht haben, wenn sie nicht guten Grund zu der Annahme hätten, daß sie sich damit nur ein feindliches Heer großzögen. Sie begnügen sich daher mit einigen tausend Mann. Namentlich bilden Berbern den Grundstock der Tirailleur-Regimenter. Doch ist zu beachten, daß diese körperlichen Eigenschaften, ebenso wie die erstaunliche Langlebigkeit, die schon von den römisch-berberischen Inschriften im östlichen Atlasgebiete bezeugt wird, zum Teil darauf zurückzuführen sind, daß nur ganz kräftige Individuen bei der geringen Pflege der Kinder erhalten bleiben.

Die Hautfarbe der Berbern ist leicht gebräunt wie bei Südeuropäern, das Haar ist vorwiegend braun, aber auch häufig blond und die Augen blau, das Gesicht offen und frei, intelligent, das Auge lebhaft. Die Beni Mgild des mittleren Atlas von Marokko bezeichnet de Segonzac als rötlich blond; auch die benachbarten Aït Aiach sind nach ihm vorwiegend blond und blauäugig, wie wir auch die Fahçya um Tanger schon als meist braun oder blond mit blauen Augen kennen lernten. Ch. Tissot stellt fest, daß das blonde Element unter den Berbern des marokkanischen Atlas, wo diese sich überhaupt am reinsten erhalten haben, am häufigsten ist. Mindestens $^1/_3$ aller Individuen sei dort blond. Ebenso sei es bei den Berbern des Djurdjura und des Auresgebirges in Algerien. Von den Schauia, den Bewohnern dieses letzteren Gebirges, sagt Oberst Lartigue, der gründliche Erforscher dieses Stammes, sie seien ganz europäerähnlich, meist schwarzhaarig, aber auch vielfach blond. Sie seien sehnig und mager, die mittlere Körperhöhe betrage 1,75 m. Der deutsche Arzt und Naturforscher Kobelt wies nach, daß bei Milianah westlich von Algier die Hälfte der Kinder blondes Haar und blaue Augen hatten und auch unter den Erwachsenen auffallend viele Blonde oder ganz Hellbraune waren. Auch die Berbern von Djerba sind blond oder kastanienbraun. Das wird schon in der ältesten uns erhaltenen Segelanweisung für das Mittelmeer, dem Stadiasmos aus der zweiten Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts, hervorgehoben, wo diese Berbern als blond und sehr schön bezeichnet werden. Ein Grieche aus Kyrene, der berühmte Dichter Kallimachos im dritten vorchristlichen Jahrhundert, hebt ebenso die lichte Farbe bei den Eingebornen von Kyrene hervor. Und auch auf den ägyptischen Denkmälern sind die Libu und Tamahu mit europäischen Zügen und blondem Haar dargestellt. Bei der Entdeckung der Kanarischen Inseln fanden die Spanier dort einen blonden und einen braunen Typus vor. Daß man in diesen blonden Berbern Reste der Vandalen hat sehen wollen, soll nur erwähnt werden.

Rasche Fassungskraft, namentlich für praktische Dinge und große Arbeitsamkeit kennzeichnet, recht im Gegensatz zu den Arabern, die Berbern. Berberische Taschenspieler, oft von unglaublicher Gewandtheit, durchziehen die Welt und sind auch in Deutschland bekannt. Der Berber ist leidenschaftlich und beweglich, dabei aber ernst, ja traurig. Er besitzt, wie ich vielfach selbst habe feststellen können, persönlichen Stolz und erträgt schlechte, verächtliche Behandlung nicht, was viele Europäer übersehen. Der Berber hält sein Wort. Hoch entwickelt ist der Erwerbsinn, und ein-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fach ist seine Nahrung und Hauswirtschaft bei großer Bedürfnislosigkeit. Auch der Reiche trägt denselben schmutzigen und zerfetzten Burnus wie der Arme. Der Berber kennt und schätzt persönliches Eigentum. Viele Berbern Süd-Tunesiens wandern nach Tunis, viele berberische Gebirgs- und Oasenbewohner Algeriens nach Algier und in andere Küstenstädte, um daselbst eine kleine Summe zu ersparen, mit welcher sie dann in die Heimat, an der sie unverbrüchlich hängen, zurückkehren, um dort ein Stück Land und ein Häuschen, die Sehnsucht jedes Berbern, zu erwerben. Aus Marokko ziehen oder zogen alljährlich Tausende von Berbern — ich bin selbst gelegentlich längere Zeit im Innern des Atlasvorlands von Marokko mit solchen Gruppen gereist, um ihre Anschauungen und Erfahrungen kennen zu lernen — nach Algerien, um als Eisenbahnarbeiter, auch bei der Ernte, bei Hafenbauten, in Bergwerken u. dergl. Geld zu verdienen.

Die Berbern sind eifrige Ackerbauer und Baumzüchter. In den Gebirgen haben sie überall, um dem kostbaren Boden bei relativer örtlich vorkommender Übervölkerung — in Djurdjura wohnen fast 100 Menschen auf 1 qkm — möglichst auszunutzen, die Hänge terrassiert und künstlich bewässert und gedüngt. Jedes Fleckchen Erde wird ausgenutzt. Sie haben so manche Gebirge in wahre Gartenlandschaften verwandelt, wie die Hänge und Täler des Serhun, des heiligen Gebirges bei Fez, die Hänge des Atlas bei Demnat und ebenso im Djurdjura und Aures Algeriens. In dem Serhun liefern der Ölbaum und der Feigenbaum, in den andern Gebirgen der Aprikosenbaum das gebrauchte Bargeld. Wie kostbar dies den Felsen abgerungene bewässerte Gartenland in dem verhältnismäßig dicht bevölkerten Gebirge werden kann, zeigt, daß man im Auresgebirge bis zu 16000 Frcs. für den Hektar zahlt. Die Insel Djerba ist ein einziger großer Garten und Fruchthain. Staunenswert ist auch, wie die Berbern die trocknen, felsigen, aber natürliche Sicherheit bietenden Gebirge Süd-Tunesiens, namentlich der Landschaft Arad südlich von Ghabes, und in Tripolitanien dem Anbau zu gewinnen verstanden haben. Besonders die Bienenzucht wird eifrig von ihnen betrieben, und Wachs gehört daher zu den Ausfuhrgegenständen Süd-Marokkos.

Neigung zur Seßhaftigkeit und Landbau scheint allen Berbern derartig eigen zu sein, daß man annehmen möchte, diejenigen Stämme, welche Halbnomaden oder Nomaden sind, seien dies erst aus Not geworden. Auch geschickte Handwerker sind die Berbern, Maurer, Schreiner, Weber, Töpfer u. dergl. Noch heute blüht Töpferei und Wollenweberei auf Djerba, lange Zeit auch die Purpurfärberei, und die Leute von Djerba haben in Tunis fast allein den Handel mit Wollstoffen in der Hand. Anderwärts wird Gerberei, Färberei, Seifensiederei, Lederverarbeitung u. dergl. betrieben. Die Mozabiten sind äußerst geschickte Kaufleute.

In sittlicher Hinsicht weisen die Berbern große Gegensätze auf. Ein Kenner faßt sein Urteil scharf in dem Satze zusammen: reine Berbern haben reine Sitten. Namentlich wird den Gebirgsberbern des Rîf und den Brâber, den blutreinsten unter allen, Sittenstrenge nachgerühmt. Andererseits werden uns aber von vielen Stämmen lose Sitten bezeugt, und diese reichen, wenigstens bei den Oasenbewohnern der großen Wüste, zeitlich weit zurück. Der Brauch, die eigenen Frauen und Töchter den Karawanen darzubieten, mag mit den furchtbaren Entbehrungen der Wüstenreisen, ähnlich wie bei großen Seereisen zusammenhängen. Den Besuchern von Biskra sind die Töchter des benachbarten Berbernstammes der Uled Nayl bekannt, die sich dort als Tänzerinnen und öffentliche Dirnen Geld erwerben und dann daheim um so mehr zu Frauen begehrt werden. Auch von den Frauen der Schauia im Auresgebirge sagt Oberst Lartigue, daß es unter ihnen kaum solche gäbe, die sich nicht gegen Geld hingäben. Das Dorf Menaâ des Abdi-Tales, das reichste im ganzen Gebirge, ist durch die allgemeine Prostitution seiner Frauen bekannt. Noch weit übler scheint es mit den arabisierten Djebala zu stehen, bei denen zwar Ehebrechern die Augen mit glühenden Eisen ausgestochen, die Ehebrecherinnen mit Knütteln totgeschlagen werden, daneben aber öffentliche Dirnen in Menge vorkommen und auch das Laster der Sodomie im Schwunge ist. Die Frauen werden gekauft. Doch ist bei vielen Stämmen die Stellung der Frau viel freier als bei den Arabern, was sich auch daraus ergibt, daß sie unverschleiert geht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus St. Petersburg.

Eine Verkehrsstraße durchs Eismeer.

Mehr und mehr erwacht der alte russische Unternehmungsgeist wieder, aus dem, ehe ihn der japanische Krieg so schwer zu Boden schlug, die großartige Erschließung Sibiriens und der unglückliche Vorstoß in die Mongolei und auf die koreanische Halbinsel entsprang. Beschäftigte vor einiger Zeit die hiesigen maßgebenden Kreise das Projekt eines neuen Schienenweges nach dem nord-östlichen Sibirien und namentlich einer von amerikanischen Interessenten betriebenen Fortführung dieser Bahn unter der Beringstraße hindurch nach Alaska, so handelt es sich jetzt um den Plan, den Seeweg durch das Nördliche Eismeer in den Dienst des Weltverkehrs zu stellen, die reichen Naturschätze Nordsibiriens auf dem Wasserwege zugänglich zu machen, ja, vielleicht sogar zeitweilig eine Schiffsverbindung zwischen Europa und Ostasien um Nordasien herum zu ermöglichen. Die Idee eines solchen Verkehrsweges bedeutet eine Wiederaufnahme des schon vierthalb Jahrhunderte alten Plans der sogenannten »nordöstlichen Durchfahrt«. Der Seeweg vom Atlantischen zum Stillen Ozean um das nördliche Asien (nordöstliche Durchfahrt) oder auch um das nördliche Amerika (nordwestliche Durchfahrt) herum bildete seit den Tagen der Entdeckung des Stillen Ozeans durch Nuñez de Balboa (26. September 1512) das Ziel unzähliger Wünsche und abenteuerlicher Fahrten.

Erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ließ man den Glauben endgültig fallen, daß eine der beiden Durchfahrten jemals für einen regelmäßigen Schiffsverkehr zwischen Europa und Ostasien nutzbar gemacht werden könnte. Das Interesse an dieser jahrhundertalten Lieblingsidee der europäischen Handelswelt trat jedoch erst völlig in den Hintergrund, als im Jahre 1869 die große Tat des Suezkanals die bis dahin übliche endlose Fahrt ums Kap der guten Hoffnung zum großen Teil entbehrlich machte und die Dauer der Fahrten zwischen Europa und Ostasien in einer höchst willkommenen Weise abkürzte. Eine Ironie der Weltgeschichte fügte es dann, daß wenige Jahre nach der Eröffnung des Suezkanals Nordenskjöld auf seiner berühmten »Vega«-Fahrt die nordöstliche Durchfahrt erzwang.

Nordenskjölds Leistung ist niemals wiederholt worden; das alte geographische Problem war gelöst, und damit schien dem menschlichen Ehrgeiz Genüge getan zu sein. Irgend welche praktische Bedeutung für den Schiffs- und Handelsverkehr maß man der glücklich aufgefundenen Nordost-Durchfahrt nach wie vor nicht bei. Zwar beträgt die Entfernung von Hamburg bis Yokohama um Nordasien herum nur 7200 Seemeilen, durch den Suezkanal hingegen 11,500 Seemeilen, aber dennoch wagte man aus naheliegenden Gründen bisher selbst in der für arktische Fahrten günstigen Zeit des Jahres nicht, den von Nordenskjöld gewiesenen Weg nochmals zu betreten.

Jetzt nun steht in dieser Hinsicht allem Anschein nach eine Änderung bevor. Man erinnert sich, daß Nansens große Expedition, sowie die Forschungsreisen des Barons Toll im nordsibirischen Küstenmeer günstige Eisverhältnisse antrafen, die ein Befahren dieser Meeresteile zu einer gewissen Zeit des Jahres ermöglichten. Daß man von Nordeuropa in normalen Jahren alljährlich etwa $1^1/_2$ Monate lang zur Jenisseimündung gelangen kann, steht fest; ebenso scheint es zweifellos zu sein, daß man alljährlich im Spätsommer von der Beringstraße aus zu Schiff längs der sibirischen Küste bis etwa zur Mündung des Anabar ins Eismeer (115° östl. L.) ungehindert vordringen kann. Verhältnismäßig wenig bekannt sind bisher nur die spätsommerlichen Eisverhältnisse zwischen der Mündung des Jenissei und des Anabar in der Umgegend der Taimyo-Halbinsel. Wenn auch hier während einer kurzen Zeit des Jahres regelmäßig eine offene Fahrstraße zu finden ist, worauf die Erfahrungen Nordenskjölds und Nansens fast schließen lassen, so ist tatsächlich kein Grund einzusehen, warum man nicht von Europa aus einen Schiffsverkehr mit den großen nordsibirischen Flußgebieten, ja vielleicht selbst mit Ostasien durchs Eismeer hindurch zeitweilig im Jahr sollte aufrecht erhalten können.

Im Februar 1907 ist im russischen Marine-Ministerium eine eigene Kommission zum Studium der Durchführbarkeit dieser Pläne eingesetzt worden. Sie wird in erster Linie die Eisverhältnisse auf der 900 Seemeilen langen Strecke zwischen Jenissei- und Anabar-Mündung in der Weise erforschen, daß zwei zu Wasser und zu Lande gleichzeitig vorgehende Expeditionen sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Die Zeitdauer dieser Forschungsreisen ist auf zwei Jahre berechnet. Weiterhin aber wird man nicht nur längs des Jenissei, sondern auch an insgesamt 16 Küstenpunkten zwischen Jenissei-Mündung und Beringstraße, ständige Beobachtungsstationen anlegen, die die Beschaffenheit der Eisverhältnisse und Strömungen feststellen, sowie auch meteorologische Aufzeichnungen liefern sollen usw. Es ist zu hoffen, daß für diese auch wissenschaftlich sehr interessanten Beobachtungeu reichliche Mittel zur Verfügung gestellt werden, und daß man mit Geduld die Ergebnisse der Untersuchungen abwartet. Man hat in den letzten Jahren manche Voreiligkeit zu bereuen gehabt. Ein plötzliches Versiegen der Mittel zwang zum Abbruch der Vorarbeiten oder zu ihrer übermäßigen Beschleunigung. Dabei waren die Mittel meist reichlich genug zur Verfügung gestellt worden, sie fanden nur, ehe sie an ihren eigentlichen Verwendungsort gelangten, andere Wege.

Man mag den Wert der nordöstlichen Durchfahrt gering schätzen, die Eröffnung der nordsibirischen Flußläufe für die Seeschiffahrt würde jedenfalls die größte Bedeutung erlangen. Die enormen Schätze Sibiriens an Holz, Kohlen und Mineralien würden ganz anders als bisher ausgebeutet werden können, wenn die Schiffe von Europa her zu jenen Flüssen gelangen und weit stromauf fahren könnten, zumal auch Zollfreiheit für alle auf dem Seewege in Sibirien einzuführenden Waren geplant ist.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

21. September 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Die Erforschung des orientalischen Altertums.

Von Professor Dr. Gaston Maspéro, Direktor des Museums der ägyptischen Altertümer in Kairo.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war in der alten Geschichte der orientalischen Völker noch immer die Auffassung vorherrschend, die durch die christlichen Historiker der Zeit des römischen Niederganges wie durch Paulus Orosius begründet worden war. Ihren vollkommensten Ausdruck hatte sie im 17. Jahrhundert in Frankreich auf den ersten Seiten von Bossuets *Discours sur l'Histoire Universelle* gefunden. Das hebräische Volk, das einzige, dessen Annalen man in der Ursprache besaß, gab den Rahmen einer Chronologie, in den man hineinpaßte, was man von den anderen Völkern durch Vermittelung der klassischen Schriftsteller wußte. Von vornherein schied man alle Nachrichten als erdichtet aus, die der biblischen Überlieferung widersprachen, oder die man mit ihr nicht vereinigen konnte. Für Ägyptens Geschichte fand man die Reste einheimischer Chroniken vor in Manethos Fragmenten und daneben die sagenhaften Erzählungen, die Herodot und dann Diodor gesammelt hatten. Aber man gab fast immer letzteren den Vorzug. Die wenigen Gelehrten, die die Glaubwürdigkeit der Listen Manethos anerkannten, sannen darüber nach, wie man ihre Zahlen verkleinern oder Seitenlinien unter die Dynastien einschieben könnte, um sie in Übereinstimmung mit dem hebräischen Schema von der Schöpfung und der Entwicklung der Welt zu bringen. — Ebenso stand es mit den Euphratländern, mit Babylonien, mit Elam, mit Assyrien, deren einheimische, hauptsächlich durch Berosos vertretene Überlieferung zugunsten der Sagen Herodots und anderer griechischer Schriftsteller beiseite geschoben wurde. Die Völker von geringerer Bedeutung wie Phönizier, Armenier, Phryger, Lyder, wurden nicht besser behandelt, und überall, wo etwas von ihrer einheimischen Tradition existierte, hielt man dies systematisch fern, um sich fast ohne Ausnahme nur auf die griechischen oder hebräischen Zeugnisse zu stützen. Es ergab sich von diesem Standpunkt aus eine Geschichte, die durch die Zeit von einigen zwanzig Jahrhunderten, die die Sintflut von der Geburt Christi trennten, vollständig begrenzt war, und für die die Zuverlässigkeit in verschiedenen Perioden einsetzte, je nachdem die einzelnen Völker zu Judäa oder Griechenland in Beziehung traten: für die Phönizier gegen das XI. Jahrhrhundert, für die Ägypter gegen das X., für die Assyrer gegen das IX. oder VIII. Jahrhundert. Darüber hinaus galt alles nur als Fabel oder Vermutung, und die Kombinationen hierüber gingen erstaunlich auseinander, je nach den persönlichen Vorstellungen der Gelehrten, die das Problem erörterten.

Die alten Völker hatten uns beträchtliche, ganz mit Darstellungen und Inschriften bedeckte Monumente hinterlassen, aus denen

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man direkt sichere Kunde hätte schöpfen können, wenn sie leicht zugänglich gewesen wären. Aber die Länder, die sie bewohnt hatten, waren verwüftet, in den Zuftand halber Barbarei zurückgesunken und moslimischen Gebietern wilder Sinnesart untertan. Daher wurden sie nur in langen Zwischenräumen von Reisenden besucht, die zu schlecht ausgerüftet waren, um etwas anderes als kleine Gegenftände sammeln oder um Texte von einiger Länge abschreiben zu können. Was sie nach Europa mitbrachten, reizte wohl die Neugier der Diletanten, verschaffte aber dem Gelehrten kein genügendes Material. Seit 1802 mußte Grotefend, dem die Entzifferung der persischen Keilschrift schon in allgemeinen Umrissen gelungen war, in Ermangelung genügender Urkunden seine Arbeit ruhen lassen. Der Orient mußte sich erft den Forschern erschließen, um die Wiedererweckung seiner Geschichte zu ermöglichen. Und die Fortschritte in unserer Kenntnis wurden im direkten Verhältnis zu den immer größer werdenden Erleichterungen gewonnen, die im Laufe des XIX. Jahrhunderts den Europäern für Reisen in Ägypten, Syrien, Mesopotamien, Persien, in allen Teilen Vorderasiens, die vor alters von den »toten Völkern« bewohnt waren, zuteil wurden. Die französische Expedition Bonapartes (1798—1801) hatte Ägypten den Ausländern weit geöffnet und dem Britischen Museum eine ansehnliche Sammlung ägyptischer Denkmäler zugeführt, unter denen die dreisprachige Inschrift von Rosette eine Rolle spielte. Durch Ägypten also bahnte sich die moderne Wissenschaft den Weg zur Geschichte des alten Orients. Im Monat September des Jahres 1822 verkündete Champollion der Jüngere, daß er die richtige Enträtselung der Hieroglyphen gefunden habe. Fünfzehn Jahre später nahmen Chriftian Lassen und Eugène Burnouf die Untersuchung der persischen Keilschrift an dem Punkte wieder auf, wo Grotefend seine Aufgabe verlassen hatte, und es gelang ihnen, ihr Alphabet vollends herzuftellen und ihre Deutung zu finden. Bald darauf gab die große dreisprachige Inschrift von Behiftun Henry Rawlinson, der sie am Fundort selbft ftudierte, den Schlüssel zu den babylonischen Keilinschriften, zur selben Zeit, als die Ausgrabungen von Botta in Khorsabad (1846) und von Layard in Kuyundjik (1849—1851) den in Europa gebliebenen Gelehrten das nötige Material zur Verfügung ftellten, um ihre Methode zu vollenden. Seit dieser Zeit sind die Sprachen des alten Elam und Armeniens wieder zu Tage getreten, und wenn auch einige Reihen von Denkmälern wie die von Arzappi, den Hittitern und von Lykien uns noch widerftehen, so kann man den Zeitpunkt voraussehen, wo sie gleichfalls den Anftrengungen unserer Nachfolger weichen werden. Und auf der ganzen Linie haben die Ergebnisse für die Geschichte und die Fortschritte in der sicheren Präzisierung mit der Entwicklung, die die Erforschung der Denkmäler nahm, gleichen Schritt gehalten. Champollion, Rosellini, Lenormant, Birch und die erfte Generation der Ägyptologen führte die zwölf oder fünfzehn Jahrhunderte, die von der saïdischen und der zweiten thebanischen Epoche, den glänzenden Tagen des triumphierenden Ägyptens, ausgefüllt werden, zu wahrem Leben zurück. Von 1840—1880 drangen Lepsius, Mariette, Emmanuel de Rougé um zwanzig Jahrhunderte tiefer in die Vergangenheit ein und erweckten die erften thebanischen, dann die memphitischen Dynaftien, deren Pharaonen die großen Pyramiden bauten, wieder. Seit 1895 machten Amélineau, J. de Morgan, Flinders Petrie einen weiten Schritt vorwärts: die thinitischen Dynaftien und die Herrscher, die vor ihnen regierten, fteigen aus dem Boden empor. — Für die Völker der Euphratländer galt der gleiche Weg. Die Ausgrabungen von Loftus, Place, Rassam und George Smith geftatteten den Assyriologen, zuerft Rawlinson, Oppert, Hinks, dann ihren unmittelbaren Schülern, die Geschichte der letzten Zeitalter der mesopotamischen Kultur, die des zweiten Reiches von Babylon und von Assyrien, zu rekonftruieren. Seit 1880 haben die Forschungen Sarzecs in Telloh, Morgans in Susa, der Amerikaner und Deutschen um Babylon die kleinen Königreiche des alten Elam und des alten Babylonien ans Tageslicht gebracht. Die Grenzen der beglaubigten Geschichte wurden für die Völker am Nil und für die am Euphrat und Tigris bis ins fünfte und sechfte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurückgefteckt, und darüber hinaus sehen wir in eine noch weiter zurückliegende Zeit hinein.

Während die Ausgrabungen und Entzifferungen der Inschriften sie mit neuem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leben erfüllten, wagte sich die Kritik an die hebräischen Texte ebenso heran wie an die Erzählungen der klassischen Schriftſteller. Durch Vergleich mit den Nachrichten, die man aus den neu entdeckten Annalen Mesopotamiens und Ägyptens schöpfte, schied man ihre zweifelhaften Beſtandteile aus oder korrigierte ihre falschen Angaben. Zuerſt nahmen die Hiſtoriker des Judentums mit etwas geringschätzigem Mißtrauen die Vermehrung an Wissen auf, die ihnen von diesen zwei Seiten zuſtrömte. Indessen den klaren Tatsachen gegenüber mußten sie sich fügen und sich mit der Verminderung der Wichtigkeit des biblischen Volkes und seiner Schriften zufrieden geben. Die Hebräer hörten auf als der Angelpunkt zu gelten, um den sich der ganze Orient gedreht hatte, und die Ägypter, Assyrer und Babylonier wurden aus bloßen Statiſten zu Hauptpersonen. So mußte die Geschichte neu aufgebaut werden, nach einem neuen Plan, der Punkt für Punkt dem bisher geltenden entgegengesetzt war. Die entthronte jüdische Chronologie machte denen der Ägypter und Chaldäer Platz, und anſtatt immer den Grad der Glaubwürdigkeit, den man den nichtbiblischen Ereignissen zumaß, danach zu beſtimmen, ob sie mit der biblischen Geschichte übereinſtimmten oder nicht, beurteilte man oft vielmehr Wahrscheinlichkeit und Authentizität der heiligen Überlieferung danach, ob sie mit denen der profanen Geschichte in Einklang ſtanden oder nicht. In den erſten Werken, in denen man das ganze Leben des klassischen Orients nach den Ergebnissen der zeitgenössischen Entdeckungen zu rekonſtruieren suchte, nämlich in denen von Max Duncker in Deutschland und François Lenormant in Frankreich, begnügte man sich damit, gesondert die Geschichte der einzelnen Völker, der Ägypter, Babylonier, Assyrier, Phönizier, Hebräer zu schreiben. Zweimal (1875 und 1892—1900) versuchte der Verfasser dieser Zeilen, nach ihm (1880) Eduard Meyer, ein Gemälde von ihm in seinem ganzen Zusammenhang zu geben, indem sie zeigten, wie diese Völker bei gewissen Momenten in ihren Unternehmungen und in ihrer Politik aufeinanderſtießen oder ihre Bahnen kreuzten. Das Bild, das Meyer und ich von dieser alten Welt entworfen haben, wird nach den neuen Forschungen vielfach modifiziert werden müssen. Unsere Werke dürften aber wenigſtens das Verdienſt gehabt haben, die Kenntnisse, die in hunderten der Allgemeinheit schwer zugänglichen Abhandlungen und Büchern verſtreut liegen, klar nebeneinander geordnet und so in einigen Bänden der Forschung das Material der Entdeckungen, die im Laufe des XIX. Jahrhunderts auf dem Felde der älteſten Geschichte des Orients gemacht wurden, und seine Verarbeitung bereitgeſtellt zu haben.

Die internationale Organisation des Maß- und Gewichtswesens.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Foerster, Berlin-Charlottenburg.

Neben der Erforschung und Ausmessung der Erd- und Himmelsräume und der in diesen Räumen ſtattfindenden Bewegungsvorgänge, durch die uns auch die Grundlagen und Hilfsmittel der Zeitmessung gewährt werden, war es vorzugsweise das Maß- und Gewichtswesen, das einer internationalen Organisation bedurfte.

So hat denn schon das 18. Jahrhundert, ganz im Geiſte seiner weltbürgerlichen Beſtrebungen, den Anfang mit solchen Organisationen gemacht. Zunächſt waren wissenschaftliche Expeditionen zur Ausmessung der Erde nach dem Äquator und nach den Polar-Regionen entsandt worden. Sodann wurden wissenschaftliche Expeditionen organisiert, die in den verschiedenſten Gegenden der Erde den Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe im Jahre 1761 und 1769 zu beobachten hatten, um die Ausmessung der Himmelsräume in genauere Verbindung mit der Ausmessung der Erdräume zu bringen. Und bald geschah dann auch der erſte Schritt zur Begründung einer ſtändigen internationalen Organisation der aſtronomischen Arbeit durch eine Aſtronomen-Versammlung auf der vom Herzog Ernſt von Sachsen-Gotha begründeten Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha im Jahre 1798. Das Jahrhundert sollte aber nicht zu Ende gehen, ohne auch auf dem Gebiete des Maß- und Gewichtswesens die Grundzüge einer internationalen Organisation ins Leben gerufen zu haben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die franzöſiſche Nationalverſammlung gab ſchon bald nach der Revolution von 1789 dem Gedanken Raum, daß für eine derartige Einrichtung eine Gemeinſamkeit der Völker zu erſtreben ſei, und daß man zu deren Herbeiführung und Sicherung die Feſtſetzung der Maß- und Gewichtseinheiten an sogenannte Naturmaße anknüpfen müsse.

Zunächſt dachte man daran, die neue Längeneinheit gleich der Länge des sogenannten Sekundenpendels (nahezu 994 Millimeter) zu setzen, d. h. sie anzuknüpfen an die Intensität der Schwerkraft und zugleich an die Dauer und Einteilungsart einer Umdrehung der Erde. Dieser Gedanke wurde indessen bald aufgegeben, weil die Sekunden-Einheit auf einer Art der Einteilung dieser »Umdrehungszeit« beruhte, die damals immer allgemeiner als veraltet betrachtet wurde im Gegensatze zu den dezimalen Einteilungsformen, die man, im Anschlusse an den Aufbau unseres ganzen Zahlen-Syſtems auf der Anzahl der Finger, als die allein zukunftsreichen zu betrachten begann.

Alsbald bot sich aber eine andere Art der Anknüpfung an sogenannte Naturmaße dar, wie sie die Schiffahrt schon in den letzten Jahrhunderten ihrer größeren Entwicklung durchzuführen begonnen hatte, nämlich der Anschluß der Längeneinheit an einen beſtimmten Teil des Erdumfanges.

Hatte die Schiffahrt als Einheit der Entfernungsmaße (die sogenannte Seemeile) eine Art von Mittelwert des Abſtandes zwischen zwei Punkten auf der Erdoberfläche eingeführt, deren gerade Verbindungslinien nach dem Erdmittelpunkte hin einen Winkel von einer Bogenminute (also dem 60sten Teil des 360sten Teiles des Erdumfanges) miteinander bildeten, so wurde jetzt in Paris zur Längenmaß-Einheit der 1000ste Teil des 10000sten Teiles des Meridian-Quadranten der Erde erwählt. Und zwar geschah dies im Hinblick darauf, daß man zugleich die alte Einteilung des Kreises in 360 Grade fallen zu lassen vorschlug, um ſtatt dessen den vierten Teil des Kreisumfanges, der bei dem Übergange von Winkel- oder Bogen-Maß auf Linear-Maß entscheidend wichtige Bedeutung hat, in hundert Teile und jeden dieser Teile auch wieder in hundert Teile usw. einzuteilen, wodurch in der Tat bedeutende rechnerische Erleichterungen gewonnen werden.

So wurde die neue Längenmaß-Einheit, das Meter, geschaffen. Allerdings zunächſt nur in der Gedankenwelt. Denn man kannte die Größe des Umfanges eines Erd-Meridians im Verhältnis zu irgend einer bisherigen Maß-Einheit damals noch kaum genügend sicher, um daraus die Länge des Meters etwa mit der Genauigkeit eines halben Millimeters ableiten zu können. Sofort wurden aber größere Gradmessungen ins Werk gesetzt, welche die Verwirklichung der Definition des Meters bis auf ungefähr $^1/_{10000}$ seiner Länge, also bis auf ein Zehntel des Millimeters, ermöglichten. Erheblich weiter in der Genauigkeit dieses Anschlusses der Längenmaß-Einheit an die Dimensionen des Erdkörpers zu gehen, hatte sich bald immer deutlicher als zwecklos erwiesen. Denn gerade die großen Fortschritte der Ausmessung und Erforschung der Geſtaltungszuſtände des Erdkörpers, die durch den Grundgedanken des metrischen Syſtems angeregt wurden, ließen sehr bald den illusorischen Charakter einiger Elemente dieses Grundgedankens erkennen.

Der Anschluß der Maß-Einheit an ein sogenanntes »Naturmaß« hatte zunächſt den guten Sinn gehabt, alle hiſtorischen und nationalen Besonderheiten auszuschließen, die der internationalen Annahme des neuen Syſtems hinderlich sein konnten. Zugleich aber glaubte man, gerade bei dieser großen Weite der Verbreitung, die Sicherheit gemeinsamer neuer Grundlagen des Maßwesens gegenüber den Möglichkeiten von sorglosen Veränderungen der Grundlagen und gegenüber den Gefahren von allmählichen oder von plötzlichen (z. B. durch Feuersbrunſt oder andere feindliche Gewalt erfolgenden) Zerſtörungen der Prototyp-Verkörperung der Maß-Einheit wesentlich dadurch erhöhen zu können, daß man doch immer wieder zu den Naturgebilden, an die man die Verkörperungen der Maßlängen anknüpfte, zurückkehren und durch die größere Stetigkeit der Naturgebilde die weniger gesichert erscheinende Stetigkeit der menschlichen Einrichtungen kontrollieren lassen könnte.

Aber die Vervollkommnung der Ausmessungen des Erdkörpers und die hierdurch ermöglichte tiefere Erkenntnis der Abhängigkeit seiner Geſtalt und Größe von Bedingungen keineswegs einfacher und beſtändiger Art ließen bald erkennen, daß bloße Wiederholungen der Ableitung der Längeneinheit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus der Länge des sogenannten Meridian-Quadranten des Erdkörpers doch in mehrfacher Hinsicht nur sehr fragwürdige Sicherheiten bieten würden.

Die immer deutlicher, sowohl an einzelnen Orten als auch über große Land- und Meeresflächen hin, erkannten Abweichungen der Gestaltverhältnisse des Erdkörpers von völlig einfachen ideal-mathematischen Gesetzen nötigten zu der Folgerung, daß die Länge des sogenannten Meridian-Quadranten in verschiedenen Regionen der Erde um durchaus meßbare, wenn auch immerhin sehr kleine Beträge verschieden ist. Ja noch mehr: eine tiefere Erkenntnis der kosmischen Vorgänge machte es immer wahrscheinlicher, daß die Länge der verschiedenen Meridian-Quadranten und die Größe ihrer Verschiedenheiten auch nicht einmal als vollkommen beständig gelten können.

Es wurde also immer ersichtlicher, daß eine weit getriebene Genauigkeit des einmaligen oder wiederholten Anschlusses der Verkörperungen der Längeneinheit an einen beliebigen, anfangs als eindeutige und beständige Größe betrachteten Meridian-Quadranten der Erde eine eingebildete und unnötige Feinheit sein würde.

Dieser Sachverhalt behaftete, obwohl sogleich mehrere Frankreich befreundete und benachbarte Länder zu den ersten internationalen Festsetzungen hinzugezogen wurden, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Grundgedanken des metrischen Systems in den Augen einer Reihe von bedeutenden Gelehrten der andern Nationen mit einem gewissen Fluch der Lächerlichkeit, der die internationale Ausbreitung des metrischen Systems beeinträchtigte, um so mehr, als man anfangs in Frankreich in allzu großem Vertrauen auf die Zuverlässigkeit des Naturmaß-Anschlusses wirklich für die technische Verkörperung der neuen Längeneinheit nicht so zweckentsprechend gesorgt hatte, wie es die weitergehende Entwicklung der Messungstechnik in der Folgezeit immer mehr forderte und auch bald zu leisten vermochte.

Diese Skepsis übersah jedoch den wirklich tiefen und dauernden Wert, den der Anschluß der neuen Längeneinheit an ein einfaches, wenn auch nur im großen und ganzen zutreffendes Verhältnis zu den Dimensionen des Erdkörpers hatte. Denn durch dieses Verhältnis mußten — und zwar in wachsendem Grade mit der Einführung der dezimalen Einteilung des Quadranten — alle Landvermessungen, ebenso wie künftighin auch alle Messungen auf den Seeflächen, außerordentliche rechnerische Erleichterungen und dadurch auch verstärkte Sicherungen gewinnen. Hierdurch war aber jedenfalls die Wahl der neuen Längeneinheit als eine tiefere Weisheit in höchstem Grade gerechtfertigt, ohne daß sonstige irgendwie erhebliche Gesichtspunkte gegen sie geltend gemacht werden konnten.

Wenn man dann an verschiedenen, systematisch zu wählenden Stellen der Erdoberfläche Gruppen von Fixpunkten in Abständen von mehreren Zehnern oder Hundertern des Kilometers sorgfältigst im Erdboden festlegte und sie dabei von den Veränderungen der Oberflächen-Schichten möglichst unabhängig machte, sodann aber die Ausmessung der Abstände dieser Fixpunkte, unter Hinzuziehung der astronomischen Bestimmung ihrer Lage und mit feinster Anwendung von Messungsmitteln, die an die technisch vollendetsten und sorgfältigst aufbewahrten Maßstäbe angeschlossen sind, nach kleineren und größeren Zeiträumen wiederholte, so erlangte man dadurch jedenfalls Bedingungsgleichungen, die allmählich ebensowohl auf Veränderungen der Gestaltung des Erdkörpers, als auf Veränderungen unserer fundamentalen Maßstäbe, der sogenannten Prototype, ein immer helleres Licht werfen. Durch solche Überlegungen hat jetzt die Einführung der Metereinheit als Grundlage eines der Menschenwelt gemeinsamen Maß- und Gewichtswesens alle entgegenstehenden Zweifel und Bedenken in der Wissenschaft und Technik vollständig überwunden.

Zur Beseitigung dieser Zweifel hat dann schließlich auch das Gewichtswesen noch wesentlich beigetragen, und zwar in wachsendem Grade mit der Verfeinerung aller Messungseinrichtungen. Bei Begründung des neuen Systems hatte man nämlich auch der Gewichtseinheit, in fast unbewußtem Anschluß an Gedanken und Einrichtungen, wie sie schon in einer sehr frühen Zeit wissenschaftlich-technischer Entwicklung in der babylonischen Kultur aufgetaucht waren, eine Art von Fundierung in der Natur gegeben durch die Gleichsetzung dieser Einheit mit dem Gewicht derjenigen Menge reinsten Wassers, die, unter gewissen näher bestimmten und einfach zu verwirklichenden Umständen, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Raumgröße eines auf dem zehnten Teil der Längeneinheit aufgebauten Würfels einnimmt. Auch diese dem geltenden Zahlenſyſtem angepaßte Feſtsetzung bietet, im Vergleich mit ähnlichen, aber nicht so konsequent einfachen Beſtimmungen anderer Maß= und Gewichtssyſteme, in experimenteller und in rechnerischer Beziehung eine Erleichterung und Sicherung dar, deren Wichtigkeit um so größer wird, je mächtiger sich Arbeit und Verkehr entwickeln.

Die rechnerische Durchbildung des Maß= und Gewichtswesens spielt eine ebenso große Rolle, wie die Zweckmäßigkeit der bloßen Einrichtungen des Messens und Wägens. Auch beim bloßen Wägen aber kommt das geltende dezimale Zahlensyſtem schon viel mehr als früher in Frage, seitdem man immer mehr für große Laſten die »multiplizierenden« Waagen anwendet, bei denen die Wirkungen der viel kleineren Gewichtsſtücke mit der zehnfachen oder hundertfachen Hebellänge Laſten von vielen Tausenden des Kilogramms aufwiegen und somit den konsequent dezimalen Aufbau des ganzen Syſtems von Gewichtsſtücken unbedingt fordern. Die Beibehaltung oder gar Wiedereinführung von anderen Abſtufungen, z. B. von sogenannten fortgesetzten Halbierungen (Viertel, Achtel usw. der Einheiten) würde, wenngleich diese im Kramladen, auf den Marktplätzen und in der Küche noch immer sehr beliebt sind, gegenüber den obigen entscheidenden Anforderungen, deren geordnete und sichere Durchführung jene dauernd beeinträchtigen würden, sich nur als Unfug charakterisieren lassen.

Auf die besondere fundamentale Bedeutung, die der Anschluß der Gewichtseinheit an eine Wassermenge von beſtimmtem Raumgehalt neuerdings erlangt hat, wird sogleich zurückzukommen sein.

Kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts war endlich die Zeit des allgemeinen Verſtändnisses für die Vorzüge des metrischen Syſtems gekommen, und nun begann seine Einführung, zunächſt in die Wissenschaft und Technik faſt aller Kulturländer, sich immer lebendiger zu entwickeln.

Eine Krisis aber war noch zu überwinden. Ein umfassendes internationales Maß= und Gewichts=Syſtem verlangte auch eine internationale Organisation der gemeinsamen Grundlagen seiner Verwaltung und der ſtetigen, mit schärfſter wissenschaftlicher Kritik durchzuführenden Überwachung der Beſtändigkeit oder der Veränderungsgesetze seiner in Maßſtäben und Gewichtsſtücken verkörperten Einheiten, und zwar nicht bloß durch Vergleichung der verschiedenen Verkörperungen dieser Einheiten untereinander, sondern auch in obigem Sinn durch ihren ſtetig zu wiederholenden Anschluß an möglichſt unveränderliche oder in eigenartiger Stetigkeit sehr langsam veränderliche Naturgebilde.

Sowohl die wissenschaftliche als auch in geſteigertem Grade die induſtrielle Technik beanspruchten immer nachhaltiger und bewußter eine gemeinsame Organisation und Sicherung aller dieser fundamentalen Arbeiten. Ganz in diesem Sinne hatte sich zuerſt die internationale Versammlung der leitenden Männner der Landesvermessungen im Jahre 1867 zu Berlin ausgesprochen.

Einer unmittelbaren Anregung der Akademie der Wissenschaften von St. Petersburg folgend, ergriff dann Frankreich die erneute Initiative zu einer umfassenden internationalen Behandlung der Angelegenheit, und im Sommer 1870 geschah durch einen internationalen Kongreß in Paris der erſte Schritt zu dieser Organisation eines gemeinsamen Maß= und Gewichtswesens. So wurde das Jahr 1870 eine entscheidend wichtige Epoche einer Entwicklung, die in Frankreich ihren Ursprung genommen hatte und ſtets einen unvergänglichen Ruhmestitel Frankreichs bilden wird.

Es lag nahe, dem Lande, dem die Begründer des metrischen Syſtems angehört hatten, eine monopoliſtische Stellung in dieser Organisation zu geben, und es fehlte auch nicht an Beſtrebungen in dieser Richtung. Wie im Leben des einzelnen, so geht ja auch im Leben der Völker das Gesunde und Vernünftige aus der Harmonisierung der Selbſtbehauptung mit dem Gemeinschaftsgeiſte hervor. So entſtand schließlich auf der Grundlage des sogenannten Meter=Vertrages vom 20. Mai 1875 in dem internationalen Maß= und Gewichts=Inſtitute zu Sèvres bei Paris ein Mittelpunkt ſtreng internationaler Verwaltung und feinſter wissenschaftlicher Arbeit auf dem Boden Frankreichs, getragen von der französischen Regierung mit einer hohen Gaſtfreundlichkeit, aber auch von den Regierungen aller andern Kulturländer, Deutschland

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

voran, gepflegt und gefördert in einem brüderlichen und liberalen Geiſte.

Natürlich trug dieser internationale Maß- und Gewichtsdienſt mächtig dazu bei, die Ausbreitung des metrischen Syſtems zu fördern. Im letzten Jahrzehnt haben so endlich auch Großbritannien und Nordamerika, sowie Rußland und Japan die fakultative Anwendung des Syſtems legalisiert. Und die angelsächsische Welt des britischen und des nordamerikanischen Reiches war sogar schon im Begriff, von der fakultativen Anwendung zur obligatorischen Einführung überzugehen. Da erhob sich aber noch einmal zu einer lebhaften Gegenbewegung die vis inertiae der alten Einrichtungen und die in dem angelsächsischen Wesen besonders ſtark entwickelte, an sich so wohltätige und gesunde Anhänglichkeit an die Tradition im Volksleben. Denn nur so iſt es doch wohl zu erklären, daß England so lange mitten in der großartigſten Entwicklung seiner Wissenschaft, seiner Technik und seines Verkehrs an Abſtufungen und Einteilungsformen innerhalb seines Maß- und Gewichtswesens feſthält, die für das kleine Verkehrsleben im Anschluß an die oben erwähnten, sogenannten fortgesetzten Halbierungen und dergleichen einen gewissen Gewohnheitswert haben, aber für die immer mehr überwiegenden Anforderungen der großen Arbeiten und des großen Verkehrs geradezu Hindernisse bilden.

Höchſt charakteriſtisch tritt aber jetzt eine wohltätige Gegenwirkung auf, die von den neuen Ländern des britischen Reiches (Kanada, Neu-Seeland, Auſtralien, Süd-Afrika usw.) geſtützt wird, in denen nicht das Traditionelle, sondern das wahrhaft Rationelle in den Vordergrund tritt, und in denen sich immer deutlicher eine besonders lebhafte Schätzung der Leiſtungen des internationalen Maß- und Gewichtsdienſtes zur Geltung zu bringen sucht.

Das internationale Inſtitut zu Sèvres — nebenbei sei bemerkt, daß es gebräuchlich wird, es kurz mit dem Namen »Breteuil« zu bezeichnen, da es in Sèvres in dem früheren Pavillon de Breteuil domiziliert iſt — hat sich in der Tat in den nahezu dreißig Jahren seines Beſtehens nicht bloß für die fundamentalen Arbeiten, sondern auch faſt unmittelbar für die große Praxis, z. B. für die Landesvermessungen, als eine Einrichtung förderlichſter Art erwiesen.

Die ihm beſtimmungsmäßig obliegende Betätigung nach der Seite der letzten Grundlagen und der höchſten Anforderungen des Messens und Wägens hat in Verbindung mit den ihm gewährten bedeutenden Geldmitteln — die aber nur einen sehr kleinen Bruchteil der Summe derjenigen Ausgaben darſtellen, welche die einzelnen Länder für die entsprechenden Arbeiten ohne eine solche Organisation hätten aufwenden müssen — allmählich Ergebnisse von einer so hohen Bedeutung geliefert, daß kaum eine eindrucksvollere Beſtätigung der Zweckmäßigkeit solcher gemeinsamen Einrichtungen gedacht werden kann. Und es haben sich dabei auch die anfangs von manchen Seiten gehegten kleinmütigen Befürchtungen, daß die sogenannte Monopolisierung jener fundamentalen Arbeiten die verwandte wissenschaftliche Tätigkeit in den einzelnen Ländern vermindern oder einschränken würde, als ganz irrtümlich erwiesen. Vielmehr iſt durch die erhöhte Sicherheit und durch die Erweiterung des Horizontes dieses Arbeits- und Forschungsgebietes unverkennbar die mannigfachſte Anregung zu eigenartiger Initiative und zur Vertiefung der Leiſtungen ebensowohl einzelner Forscher, als auch der wissenschaftlichen Inſtitutionen in den einzelnen Ländern gegeben worden.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle irgendwie auf Einzelheiten der Tätigkeit des internationalen Inſtitutes einzugehen. Einige zusammenfassende Betrachtungen indessen über dasjenige, was in Breteuil drei ausgezeichnete Männer, Benoît, Guillaume und Chappuis (der erſtgenannte ein Franzose, die beiden anderen aus der französischen Schweiz) neuerdings auf dem Gebiete des feinſten Messens und Wägens und der metallurgischen Forschung geleiſtet haben, werden eines allgemeinen Interesses nicht entbehren.

Nachdem zunächſt, in etwa zwölfjähriger Tätigkeit des internationalen Inſtituts (unter eifriger Mitarbeit der Herren Broch, Pernet, Marek, Thiesen und Kreisgauer), die Schaffung neuer, möglichſt vervollkommneter Prototype — in möglichſt nahem Anschlusse an das bisherige Urmaß und Urgewicht des metrischen Syſtems — befriedigend geordnet war, begannen sofort, ganz im Geiſte der Begründer des Syſtems, die umfassenderen wissenschaftlichen Arbeiten zur Anknüpfung der neuen Maß- und Gewichts-Einheiten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(in ihren Verkörperungen durch Maßſtäbe und Gewichtsſtücke) an gewisse fundamentale Natur-Geſtaltungen und zwar im Hinblick auf die oben bereits berührte Aufgabe, bei größtmöglicher Sicherung der Beſtändigkeit der betreffenden Gebilde menschlicher Technik doch nichts zu vernachlässigen, was zur Erforschung ihrer Veränderungen beitragen könnte.

Um welche Arten von Veränderlichkeit es sich dabei handelt, wird durch folgende kurze Betrachtungen ersichtlich werden: Den Prototyp-Maßſtäben von einem Meter Länge, die aus einer besonders geeignet befundenen Legierung von 90 Prozent Platin und 10 Prozent Iridium hervorgegangen sind, konnte die gehörige Gleichmäßigkeit der inneren Struktur zugleich mit der für ihre Anwendungen günſtigſten Geſtalt nur dadurch gegeben werden, daß sie aus der glühend flüssigen Masse der Legierung in beſtimmte Formen gegossen wurden, und daß dann die letzte feine Geſtaltgebung nach der in der Gußform eingetretenen Erkaltung ſtattfand. Dabei konnten natürlich auch gegen Schluß der Erkaltung noch unablässige kleine Änderungen der Geſtalt und Größe des aus der Glutmasse hervorgegangenen Gebildes ſtattfinden. Wenngleich nun diese Änderungen allmählich immer kleiner und langsamer geworden sein mußten, so iſt doch klar, daß die enorme Temperatur-Änderung, die der Maßſtab von dem Ursprung aus der Glut bis zu der letzten Bearbeitung und bis zu den in den gewöhnlichen niedrigen Temperaturen ſtattfindenden Anwendungen erlitten hat, faſt notwendig gewisse Überbleibsel von Zwang-Zuſtänden der inneren Struktur des Maßgebildes zur Folge gehabt haben muß, und daß es sich daher nur um die Frage handeln kann, in welchen Zeiträumen und um welche, wenn auch noch so kleine Größen die letzten Ausgleichungen dieser Zwang-Vorgänge in Zukunft noch die Dimensionen des Maßſtabes ändern können.

Sodann iſt ein metallischer Maßſtab, der in freier Luft aufbewahrt wird, nach den gegenwärtigen und vielfach schon bewährten Annahmen der sogenannten kinetischen Gastheorie zweifellos auch der, als Gasdruck bezeichneten, Wirkung der unablässigen Bewegungen der kleinſten Gasteilchen ausgesetzt, deren Stöße gegen die Oberfläche des Maßſtabes die Tendenz haben, ihn zusammenzudrücken. Die physikalische Theorie und Erfahrung begründen aber die Annahme, daß trotz der großen Kleinheit dieser einzelnen Stoßwirkungen ihre unablässigen Wiederholungen mit der Zeit eine Verminderung der Raumgröße, also auch der Längendimension des Maßſtabes, infolge fortschreitender kleiner Verdichtung seiner Masse oder wenigſtens seiner Oberflächenschichten herbeiführen müssen.

Für die letzteren Ursachen von sogenannten säkularen Veränderungen der Länge von metallischen Maßſtäben kann man allerdings experimentelle Kontrolle und Abhilfe schaffen, indem man einige der Prototyp-Maßſtäbe in luftdichten Verschluß bringt und innerhalb dieses Verschlusses den Gasdruck durch Auspumpen andauernd so gering als möglich erhält, wobei zur Sicherung der Ergebnisse auch verschiedene Prototype unter verschiedenem Gasdruck aufbewahrt werden können.

In ähnlicher Weise können möglicherweise auch die Prototyp-Gewichte freilich sehr langsame Veränderungen dadurch erfahren, daß, obwohl die Platin-Iridium-Legierung, aus der sie hergeſtellt wurden, chemische Veränderungen durch Oxydation nicht in merklichem Grade zu erleiden scheint, dennoch durch allmähliches Eindringen von kleinſten Gasteilen die Gesamtmasse langsam zunimmt, während andererseits an den Oberflächenschichten auch kleinſte Ablösungen feſter Beſtandteile durch mechanische Einwirkungen von außen trotz aller Sorgfalt der Behandlung entſtehen können.

Gegen alle solche Schicksale der Verkörperungen der Maß- und Gewichtseinheiten kann allerdings ein gewisser Grad von Sicherheit dadurch gegeben werden, daß möglichſt viele gleichartige Prototype in gewissen kürzeren oder längeren Perioden, je nach den damit zu machenden Erfahrungen, miteinander verglichen werden, was in der Tat auch eine der Aufgaben von Breteuil bildet. Indessen wäre es doch denkbar, daß Verkörperungen, die nahezu in gleichartiger Weise geschaffen worden sind, sogar jahrhundertelang, miteinander verglichen, keine merklichen Veränderungen erkennen lassen, und daß sie dabei trotzdem gewisse, ihnen völlig gemeinsame Veränderungen von erheblicher Art erleiden könnten.

Die nach allen solchen Erwägungen sehr wichtige, oben bereits in ihrem Wesen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in ihrer Bedingtheit dargelegte, sozusagen unabhängige Kontrolle der Maßeinheit durch wiederholte Ausmessungen der Abstände gewisser im Erdkörper zu fundierender Fixpunkte ist zunächst von Breteuil aus nur in solcher Weise eingeleitet worden, daß man alle wichtigeren Maßstäbe, auch aus der Vergangenheit her, mit denen größere Erdmessungen vollzogen worden sind oder noch ausgeführt werden, in besonders sorgfältiger Weise mit den neuen Prototypen verglichen hat und fortlaufend vergleicht. Sodann aber hat Breteuil in besonders förderlicher Weise für den Anschluß der Längenmaßeinheit an die Dimensionen des Erdkörpers dadurch gesorgt, daß es dort gelungen ist, bei grundlegenden Untersuchungen über die Veränderlichkeit der Metall-Legierungen eine Legierung von Nickel und Stahl zu entdecken, die es ermöglicht hat, den Ausmessungen des Erdkörpers eine ganz bedeutende Erleichterung und Sicherung zu verschaffen. Man vermag nämlich aus dieser Legierung jetzt Messungsmittel herzustellen, deren Längenausdehnung für die schnellen Temperaturveränderungen, denen jene Messungen auf freiem Felde bisher so sehr ausgesetzt waren, fast ganz unempfindlich ist. Zugleich aber haben diese Untersuchungen über Nickel-Stahl-Legierungen auch für die Zeitmessung, die eine so wichtige Bedeutung für die mit der Drehung des Erdkörpers verbundenen Fragen hat, bei den Einrichtungen der Pendel und Chronometer wesentliche Fortschritte ermöglicht.

In dem Gefolge jener Grundgedanken makrokosmischer Kontrolle unserer Maßstäbe durch Erdvermessungen war um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts in Frankreich der Gedanke aufgetaucht, die Längeneinheit durch feinste Messungen optischer Art in Beziehung zu bringen auch zu den mikrokosmischen Gestaltungen der Lichtwellen-Längen, deren Größe sich aus der Zeitdauer der Schwingungen der Ätherteilchen in Verbindung mit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Lichtwirkungen ergibt. Aber erst nachdem in der großen Zeit von Kirchhoff und Bunsen erkannt worden war, daß eine ganz bestimmte Reihe von Lichtwellen-Längen als ein dauerndes, gesetzmäßig geordnetes Charakteristikum des Leuchtens eines jeden bestimmten Gases mit aller Sicherheit gelten darf, konnte der Gedanke volle Gestalt gewinnen, daß feste Beziehungen zwischen der Längeneinheit und den Lichtwellen-Längen des Glühens gewisser Gase zu einer unabhängigen Kontrolle der Beständigkeit unserer Längeneinheiten dienen könnten.

In Breteuil wurde so um das Jahr 1892 unter leitender Mitwirkung des nordamerikanischen Physikers Michelson, nach einer von ihm erdachten Methode, die erste Vergleichung der Meter-Länge mit den Wellen-Längen des Leuchtens glühenden Cadmium-Dampfes, insbesondere des roten Lichttones des Cadmium-Spektrums, ausgeführt. Es ergab sich dabei, daß die Länge eines Meters 1 553 164.0 (rund $1^1/_2$ Millionen) Wellen-Längen dieses roten Cadmium-Lichtes enthält, das sich für diese Messung als besonders geeignet erwiesen hat.

Seit jener Zeit haben die Methoden und Einrichtungen zur Messung von Lichtwellen-Längen und sodann auch zu Längenmessungen mit Hilfe von Lichtwellen-Längen weitere Vervollkommnungen erfahren, insbesondere durch die französischen Physiker Macé de Lépinay, Buisson, Perrot und Fabry unter förderlichster Mitwirkung von Benoît (dem oben schon genannten Direktor des internationalen Institutes). Insbesondere wurden jetzt in Breteuil die neuen überaus genauen Längen-Messungs-Methoden mit Lichtwellen-Längen, unter Verwertung des obigen Verhältnisses der letzteren zur Meter-Länge, auch mit großem Vorteil benutzt zur Ausmessung von Glas- und Krystall-Würfeln, aus deren Gewichts-Verlust beim Eintauchen in Wasser man dann die genaueste Bestimmung des Gewichtes derjenigen Wassermenge ableitete, welche die Raumgröße eines auf dem zehnten Teil der Meter-Länge errichteten Würfels einnimmt.

So konnte die Definition des Kilogrammes als des Gewichtes einer solchen Wassermenge mit einer bis dahin nicht erreichten Genauigkeit geprüft werden und damit der große Vorteil, den die Ausmessung beliebig geformter Raumgrößen lediglich durch Wägung der in ihnen enthaltenen oder von ihnen verdrängten Wassermengen darbietet, seine volle Verwirklichung erreichen.

Zugleich aber gewährt die Möglichkeit, fortan sehr regelmäßig geformte Raumgrößen sowohl durch Wasserwägung als auch mit Lichtwellen-Längen auszumessen, eine Verstärkung der Kontrolle für die Beständigkeit sowohl der Gewichtsstücke als auch der Maß-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtäbe, und ganz im Sinne des Anschlusses der Verkörperungen der Maß- und Gewichts-Einheiten an Naturgebilde.

Aber noch von einer weiteren bedeutsamen Leiſtung unseres Inſtitutes iſt zu berichten. Im Frühjahr 1907 iſt die erſte der für gewisse Zeiträume beabsichtigten Wiederholungen der fundamentalen Vergleichungen der Meter-Länge mit der Wellen-Länge des roten Cadmium-Lichtes unter der Mitwirkung der französischen Physiker Perrot und Fabry sowie unter Mitbenutzung der Einrichtungen des französischen Maß- und Gewichts-Inſtitutes, nach den neueſten Methoden durch seinen Direktor Benoît zum Abschluß gelangt.

Diese Messung hat das wichtige Ergebnis geliefert, daß wiederum die Länge des Meters genau gleich 1 553 164,0 Wellen-Längen des roten Cadmium-Lichtes gefunden worden iſt, also innerhalb der Genauigkeitsgrenzen der Messung völlig identisch mit dem Resultat von 1892, das unter wesentlich verschiedenen Umſtänden ermittelt wurde. Die mögliche Unsicherheit dieser Beſtimmungen beträgt dabei kaum ein halbes Zehnmillionſtel der Meterlänge. (Natürlich werden bei solchen fundamentalen Wellenlängen-Messungen auch ganz beſtimmte Normalbedingungen der Schwingungszuſtände eingehalten.)

Nun wäre es zwar unwahrscheinlich, jedoch nicht undenkbar, daß die Verkörperung der Meter-Länge in den Platin-Iridium-Prototypen sich um einen gleichen Verhältnisbetrag, wie die Lichtwellen-Länge des Cadmiums, in diesen 15 Jahren geändert hätte, so daß die Beſtändigkeit des obigen Vergleichungs-Ergebnisses der beiden Gruppen von Gebilden, nämlich des mikrokosmischen Bewegungsgebildes von Dauer-Energie und des technisch erzeugten metallischen Massengebildes, nur scheinbar wäre. Darüber werden künftige Wiederholungen der bezüglichen Messungen in Verbindung mit den makrokosmischen Kontrollen durch die Erd-Vermessungen allmählich entscheiden.

Auf den erſten Blick erscheint es faſt lächerlich, die Beſtändigkeit der Länge eines Maßſtabes aus Platin-Iridium mit der Beſtändigkeit eines sozusagen in der Luft schwebenden Bewegungsgebildes wie der Wellen-Länge der Schwingungen in einem glühenden Gase, überhaupt vergleichen zu wollen. Die neuere Physik hat indessen gelernt, in den großen harmoniſtischen Bewegungsgebilden der Atom-Welt und der Äther-Welt Formen und Gesetze von Dauer-Energie zu ahnen, welche die Geſtaltungs- und Bewegungs-Erscheinungen in den gröberen ſtofflichen Gebilden, wie sie unsere Technik zu Wege bringt, an Beſtändigkeit und mittlerer Regelmäßigkeit, nach den Gesetzen der großen Zahlen, in ähnlicher Weise übertreffen, wie die allerfernſten Himmels-Erscheinungen in idealſter Einfachheit zum Maß und Anhalt für unsere Wahrnehmung der uns umgebenden, so sehr veränderlichen Bewegungs-Erscheinungen dienen.

Es iſt daher wohl denkbar, daß gewisse fundamentale Lichtwellen-Längen in der gegenwärtigen Verfassung des uns umgebenden Kosmos viele Jahrtausende hindurch keinerlei für unsere Messungen merkliche Veränderungen erleiden, während die von uns geschaffenen Maßgebilde schon in Jahrhunderten zwar kleine, aber dennoch in der Vergleichung mit den großen Naturgebilden deutlich hervortretende Veränderungen zeigen könnten.

Makrokosmus und Mikrokosmus helfen so dem Menschengeiſte empor in die Regionen immer höherer Beſtändigkeit und Gesetzmäßigkeit seines Geſtaltens und Waltens, und die gemeinsamen Inſtitutionen, die diesen großen Aufgaben, zunächſt in elementaren Gebieten der Wissenschaft und Technik, dienen, sind keine Subtilitäten, sondern Grundsäulen der Kultur, als Pflegeſtätten tiefſter Wahrhaftigkeit des Denkens und Forschens und der daraus immer reicher emporquellenden Feinheit und Größe des Gemeinschaftsgeiſtes.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Mittelmeervölker und ihre weltpolitische Bedeutung.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Theobald Fischer, Marburg.

III.

Dem Islam sind die Berbern sämtlich gewonnen. Doch ist der Glaube des Propheten erst im 16. Jahrhundert allgemein durchgedrungen und wird meist nur äußerlich befolgt. Selten tragen die Berbern religiösen Fanatismus zur Schau, am wenigsten die tunesischen. Die obengenannten Djebala trinken Wein, den sie sowohl selbst keltern, wie auch von Juden und Christen kaufen, so daß Trunkenheit, sonst in der Welt des Islams unerhört, bei ihnen nicht selten ist. Auch rauchen sie unmäßig Kif und essen Wildschwein. Die Heiligen und ihre Grabstätten, bald kleine würfelförmige Kuppelbauten, Marabut oder Kubba genannt, bald auch moscheeähnliche Bauwerke, stets sorgsam in weißem Kalkanstrich gehalten und darum weithin sichtbar, genießen namentlich in Marokko besondere Verehrung und sind außerordentlich häufig, während Moscheen selten sind. Scherifen-Familien, die als Nachkommen des Propheten für heilig gelten und besondere Vorrechte genießen, sind häufig und bilden oft ganze Dörfer. Sie müssen als solche natürlich Araber sein. Zuweilen gelingt es besonders angesehenen Scherifen, unter den durch Blutrache verfeindeten Stämmen Frieden zu stiften und als schützende Führer überhaupt das Reisen in feindlichen Gebieten zu ermöglichen. Nur von solchen Scherifendörfern habe ich auf meinen Reisen Unfreundlichkeiten erfahren. Denn so schmutzig und verkommen diese Heiligen ihrerseits zu sein pflegen, der Christ darf nicht einmal in ihrer Nähe lagern, weil er sie beschmutzt. Auch spielen religiöse Orden und Sekten bei den Berbern eine große Rolle, wie gegenwärtig z. B. die des Ma-el-Ainin in Süd-Marokko.

Vom Islam haben die Berbern die arabische Jahreseinteilung angenommen, die aber nur bei allen politischen, bürgerlichen, religiösen Akten gilt, während für die Abschnitte des landwirtschaftlichen Jahres der römisch-christliche Kalender in Geltung ist. So fällt, da der Unterschied zwischen beiden Zeitrechnungen jetzt auf 13 Tage angewachsen ist, das große landwirtschaftliche Fest Ansera um die Sommersonnenwende 13 Tage nach Johanni. Der landwirtschaftliche Kalender der marokkanischen Berbern und so auch der der Fahçya vor den Toren von Tanger, hat folgende Monate: Jenaïr, Febraïr, Mars, Ebril, Maio, Junio, Juliuz, Aghocht oder Ghocht, Chutembir, Octuber, Nuambir, Dudjambir. Selbst die Tuareg der Wüste haben diese Zeitrechnung noch. Die Schauia des Auresgebirges, die manche altertümliche, ursprünglich christliche Sitten erhalten haben, feiern noch das Weihnachtsfest unter dem Namen Bu Ini. Der erste Tag des Jahres wird allgemein Junâr (Januar) genannt. An diesem werden alle Kleider gewaschen, alle im Gebrauch befindlichen Gegenstände geändert, und die Neujahrsnacht wird durch ein Mahl gefeiert, bei welchem Fleisch und Eier gegessen werden. Sechs Wochen später, wenn dort der Frühling beginnt, feiern die Leute von Menaâ ein ländliches Fest, bei dem man sich unter Flötenklang ins Gebirge begibt und mit grünen Zweigen und Kräutern zurückkehrt.

Die Berbern sind ein durch und durch demokratisches Volk, namentlich die Gebirgsberbern, und auch dadurch von den Arabern grundverschieden. Die Djemaâ, die Gemeindeversammlung der älteren angesehenen Männer des Dorfes oder des Stammes, leitet die Angelegenheiten. Jedes Dorf hat ein Gemeindehaus, Beït-es-Çorfa, das auch vielfach, wie bei den Djebala, zur Aufbewahrung der Waffen und des Schießpulvers dient. Im Djurdjura ist das Gemeindehaus meist ein einfacher Steinbau mit Steinbänken im Innern, am Eingange des Dorfes. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit geht selten über den Stamm hinaus. Doch gibt es zahlreiche Konföderationen, die etwas den ewigen Fehden der Stämme untereinander steuern. Soweit die französische Herrschaft reicht, hat sie diese Fehden beseitigt. Die von ihr herbeigeführte Verkehrserleichterung und die Wirksamkeit der weit verbreiteten religiösen Orden unter den Berbern haben aber andererseits die Folge, daß die über weite Räume verstreuten Stämme mit einander bekannt gemacht und das Verständnis für nationale Zusammengehörigkeit in ihnen geweckt und vertieft worden ist. Dieser Umstand wird bei künftigen Aufständen schwer ins Gewicht fallen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eigenartig, dem kriegerischen Charakter des Berbernvolks, der herrschenden Unsicherheit, aber auch den topographischen Verhältnissen angepaßt sind die Siedelungen der Berbern. Sie sind, wie es einer im wesentlichen ackerbauenden Bevölkerung entspricht, alle klein, Dorfsiedelungen, Dchar, plur. Dchur, Ksar, plur. Ksur, auch Dechera genannt. Nur in den Oasen und einzelnen weiteren, wasserreichen Tälern findet man größere stadtähnliche Siedelungen. Aber alle Siedelungen sind fest abgeschlossen, festungsartig, an Hängen oder auf Höhen gelegen, beherrschend, weithin sichtbar. Meist sind die kleinen, niederen Steinhäuser derartig im Kreise gebaut, daß ihre aneinander stoßenden Rückwände zugleich die Umfassungsmauer der kleinen Festung bilden, in die ein einziges Tor hineinführt. Selbst die verhältnismäßig neuen Dörfer der Fahçya um Tanger weisen meist diese Lage und Bauart auf. Sie bestehen aus lauter kleinen, hochgelegenen Siedlungen aus winzigen strohgedeckten Häusern oder Hütten (Gurbi). Drei von ihnen bilden meist einen umzäunten Hof, während das ganze Dorf rund oder viereckig von den Rückseiten der Häuser oder von dichten, undurchdringlichen Opuntienhecken umschlossen wird. Ähnlich ist es in den berberischen Bergnestern Mittel-Tunesiens, Bargu's und Kessera's. Auf dem Platze im Innern steht bei den Fahçya gewöhnlich das einstöckige, weiß getünchte Haus des Moqaddem, des Dorfschulzen, meist des wohlhabendsten Mannes. Vor dem Haus, im Schatten eines Baumes, wird die Djemaâ, die Ratsversammlung, abgehalten. Auch die Moschee, meist nur eine Hütte, in der Schule gehalten wird, liegt, wenn vorhanden, hier. Sie dient auch als Nachtquartier für rechtgläubige Gäste. Ebenso fand ich in Süd-Marokko in der Ebene die Berberndörfer im Kreise gebaut und von einem undurchdringlichen Walle von Dornen (Zizyphus Lotus L.) verschanzt, der nur einen, des Nachts auch mit Dornen verschlossenen Eingang hat. Diese Festungen zu erobern ist nicht leicht. Zuweilen gestattet das Gelände nicht eine solche Bauart anzuwenden, dann steigen die kleinen Häuser und Höfe amphitheatralisch die Hänge hinauf und krönen möglichst steile Höhen.

Diese Siedelungsweise hat die Berbern ganz besonders in die Lage versetzt, ihre Eigenart und Sprache sich zu erhalten. Den Djurdjura, die grosse Kabylei, haben die Römer niemals unterworfen und darum Mons ferratus genannt, und den Franzosen ist diese Aufgabe erst nach 27jährigen harten Kämpfen gelungen. Das marokkanische Atlas- und das Rifgebirge bilden eine einzige derartige Festung. Dabei ist noch zu beachten, daß die Gebirgsberbern meist auf steilen Höhen über ihren Dörfern feste Burgen aus Stein- oder Lehmmauern zu errichten pflegen, in denen sie alle ihre Vorräte und Kostbarkeiten unterbringen, jede Familie in besonderen Räumen. Diese Burgen dienen dann auch als Zufluchtsstätten im Kriege. So sind alle Höhen am Rande des Hohen Atlas von Marokko südlich und östlich von Marrakesch, besonders bei Demnat und Entifa, mit solchen, den Burgruinen Deutschlands gleichenden Vesten, Tirremt genannt, gekrönt. Ähnlich die Vesten im oberen Mulujagebiet. Sie erinnerten mich sofort an die Kirchenburgen der Siebenbürger Sachsen, die ähnlich und aus ähnlichen Gründen entstanden sind. Im ganzen Wohngebiet der Berbern kehren solche Burgen wieder. Im Auresgebirge bezeichnet man diese gemeinsamen festen Vorratshäuser als Gelaâ oder Thaqelet (Schloß). Meist liegt die Dechera, das Dorf, das aus niederen würfelförmigen Häusern aus Steinen oder Luftziegeln besteht, am Hange um die Gelaâ. Manche Gelaâ ist nur mit Hilfe von Seilen zugänglich. Ähnlich ist es auch im inneren Mittel-Tunesien, wo zahlreiche Tafelberge solche natürlichen Festungen bilden und zur Besiedelung einladen. Diese haben dort denselben Namen Kelaâ. Die bekannteste Siedelung ist Kalaat-es-Senam, das noch aus römischer Zeit stammt und in der neueren Geschichte Tunesiens als Herd des Widerstands gegen den Bey viel genannt worden ist. Es ist nur durch eine in Felsen gehauene Treppe ersteigbar. In größtem Maßstabe kehren diese festen Vorratshäuser in der südtunesischen Landschaft Arad, dem von der kleinen Syrte meridional verlaufenden gebirgsartig gegliederten Steilrande der großen Wüstentafel wieder. Sie sind dort förmliche feste Städte, wie El Mudenin und Metamer, und bilden die Vorratshäuser ganzer Stämme, ja Konföderationen. El Mudenin, die Vorratskammer von 20000 Nomaden rein berberischen Stammes der Urghemma, ist im Winter, wo diese tiefer in die Wüste hinein ihre Herden weiden, nur von den Wächtern, einigen Händlern und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kaffeewirten bewohnt. Von innen gleichen die 6—7 Stockwerke hohen Häuser geöffneten Bienenwaben. Es sind lauter kleine gewölbte Räume, einer über dem andern, durch vorspringende Steine zugänglich. Womöglich liegen diese großen Vorratshäuser auch noch auf steilen Höhen und haben nur ein Tor an der steilsten Stelle. Die Berbern dieser Gegend, namentlich die vom Stamme der Matmata, bewohnen neben den charakteristischen Bergnestern aber auch Höhlenwohnungen, die sie künstlich an den Gehängen der Täler in lehmigen, hinreichend festen Mergeln ausgearbeitet haben. Ganze ansehnliche Dörfer bestehen nur aus Höhlenwohnungen, so daß man hier von einem Troglodytengebirge sprechen kann. Auch im Auresgebirge kommen Höhlendörfer vor. Ein Tunnel führt in einen großen, meist viereckigen Hof, der oben offen ist, und auf den Wohn- und Vorratsräume, ja selbst Ställe ausmünden. Diese Gebiete waren daher so gut wie unabhängig von Tunis und sind erst 1882 von den Franzosen unterworfen worden. Das mit Kanonen versehene tunesische Heer, das dies 1876 versucht hatte, mußte vor einer dieser Bergfesten Ksar Beni Knezer unverrichteter Sache abziehen.

Hochbedeutungsvoll ist aber die Feststellung, die wir den Franzosen verdanken, daß in Tunesien von 138000 Domizilen, die man 1890 zählte, 57000 Häuser und 81000 Zelte waren. Doch glaube ich nicht, daß in Algerien und noch viel weniger in Marokko die Zahl der Zeltbewohner verhältnismäßig so groß sein wird, wie in dem offenen, überwiegend ebenen Tunesien. Auch brauchen die Zeltbewohner durchaus nicht zu den reinen Nomaden zu zählen, sie können recht gut höchstens Halbnomaden sein. Beweglich, in der Lage, Angriffen auszuweichen, sind sie aber auf jeden Fall. Auch die Zeltdörfer der halbnomadischen Berbern haben ringförmiges Aussehen und werden daher Duar genannt, was eigentlich rund sein bedeutet. In den Kreisring wird dann allnächtlich das Vieh getrieben, so daß z. B. bei den Beni Ahsen der Sebu-Ebene Marokkos meine Zelte, die ich mit Rücksicht auf die räuberischen Zemmur dringend im Zeltringe aufzuschlagen gebeten wurde, mitten unter den Rinderherden standen.

Was schließlich die Sprache der Berbern, das Tamazirt, auf deren Erhaltung und Verbreitung wir schon eingingen, anlangt, so ist diese noch nicht genügend erforscht und zerfällt, wie es bei der weiten Verbreitung dieses Volks begreiflich ist, in zahlreiche Mundarten. Sie macht aber den Sinn der wenigen Bruchstücke des alten Libyschen verständlich, die auf uns gekommen sind. Denn auf libyschen Denkmälern der punischen Zeit finden sich Schriftcharaktere, die noch heute von den Berbern angewendet werden, namentlich im Alphabet der Tuareg Hogar. Erst seit man das Targi-Alphabet (Tifinagh) kennt, konnte man ernstlich an das Wiederherstellungswerk gehen, zu dem die zweisprachige Inschrift von Thugga in Tunesien den ersten Anhalt geboten hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heutigen Berbern im Wesentlichen die Sprache ihrer Vorfahren aus römischer Zeit sprechen. Damals bediente man sich noch beständig des libyschen Alphabets. Erst durch den Islam kam dieses zu Gunsten des arabischen außer Gebrauch. Doch soll es bei den Rifberbern alte Korane in berberischen Schriftzügen geben.

Die Gesamtzahl der Berbern kann natürlich nur ungefähr geschätzt werden. Es mögen 12—13 Millionen sein.

Von den Berbern sind in den Atlasländern nicht nur die Araber, sondern auch die sogenannten Mauren zu unterscheiden. Mit diesem Namen faßt man jetzt gewöhnlich alle arabisch sprechenden Städtebewohner der Atlasländer zusammen. Diese sind ein hochgradig gemischtes Volkselement. Der Grundstock wird sicher berberisch sein, wie auch jetzt noch unablässig berberisches Blut diesen Stadt-Arabern, wie man wohl auch sagt, beigemischt wird. Dazu sind nun aber die mannigfaltigsten sonstigen Bestandteile gekommen: im Altertum Phöniker und römische Ansiedler, dann Araber und vor allem seit dem 15. Jahrhundert sogenannte Andalusier, mohammedanische Auswanderer aus Spanien, die zum Teil noch lange spanisch sprachen und vorzugsweise die Träger des Piratenwesens waren. Dieses brachte dann noch in großer Zahl Europäer aus allen Mittelmeerländern hinzu, deren viele als Renegaten in der mohammedanischen Bevölkerung aufgingen, und ebenso christliche Frauen und Mädchen, die den Harems einverleibt wurden.

Wohl auch noch in die römische Zeit zurück reicht die Einwanderung von Juden in das Wohngebiet der Berbern. In Cyrenaika

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waren sie ja im Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. nahe daran, einen eigenen Staat zu bilden. Noch mehr aber dürften sie sich im Gefolge der Araber und dann auch als Rückwanderer aus Spanien über die Atlasländer verbreitet haben. Sie sind auch hier vorzugsweise Städtebewohner und beschäftigen sich meist mit Handel und Geldgeschäften, aber auch vielfach mit Handwerk. In Marokko sind sie noch meist auf eigene Stadtteile (Mellah) beschränkt. Doch findet man einzelne jüdische Familien und kleine Gruppen solcher überall in den Atlasländern bis in die innersten Täler des marokkanischen Atlas. Die meisten marokkanischen Kaids halten sich für ihre Geldgeschäfte »Hofjuden«. Ja, Marquis de Segonzac fand im oberen Mulujagebiet ganze befestigte Dörfer mit jüdischer Bevölkerung, die sich wie ihre arabischen und berberischen Nachbarn mit den Waffen in der Hand ihrer Haut wehrten. Ihre Zahl dürfte im ganzen Atlasgebiete aber 200000 Köpfe nicht überschreiten, obwohl sie im Verkehr eine große Rolle spielen. Politisch treten sie jetzt bedeutungsvoll hervor, indem sie nach ihrer Emanzipierung in Algerien überall die Träger und Verbreiter französischen Einflusses und französischer Sprache sind, was ihnen freilich den doppelten Haß der Eingeborenen zugezogen hat.

Die Griechen, eine der vor allem auch politisch wichtigen Nationen des Mittelmeergebiets, gehören zu den ältesten Völkern Europas. Sie haben sich mit bewundernswerter Zähigkeit in ihrem alten Wohnraume und in den wichtigsten Zügen ihrer ethnischen Eigenart behauptet und alle fremden Eindringlinge aufgesogen. Denn was immer man an den jetzigen Griechen an guten und schlechten Eigenschaften beobachtet, das findet man im Grunde schon bei den alten Hellenen. Namentlich muß man an den Neugriechen ihre Vaterlandsliebe, ihren Nationalstolz, ihren Bildungstrieb, ihre Opferfähigkeit für diese Ideale bewundern. Das sind Rüstzeug und Waffen im Kampfe ums nationale Dasein, die man nicht hoch genug schätzen kann. Diese Eigenschaften sind es, die trotz der kläglichen innerpolitischen Zustände des Königreichs, trotz ihrer Parteiwut, Unzuverlässigkeit, Aberglauben usw. das Land doch wirtschaftlich zu neuer Blüte gebracht, die Athen wieder zur Hauptstadt des ganzen Griechentums, zum Brennpunkte des wirtschaftlichen und geistigen Lebens, zum Ausgangspunkte europäischer Gesittung für den ganzen, nicht nur den griechischen Orient gemacht haben, die das kleine Volk nicht allein keinen Verlust an Volksgenossen, wo immer es sei, erleiden, sondern es unablässig Angehörige anderer weniger widerstandsfähiger Völker sich einverleiben lassen. Das Griechentum ist überall im Fortschreiten begriffen, es spielt schon heute eine große Rolle bei den politischen Wandelungen im Orient und wird in Zukunft eine noch größere spielen. Wie die Griechen gegenwärtig in Griechenland die Albanesen aufsaugen, die selbst Griechen sein wollen, so haben sie im Mittelalter die slawische Flut, nach der die Peloponnes lange Zeit Sclavinia genannt wurde, wieder aufgesogen. Dazu sind italienische und andere fränkische Beimischungen gekommen, so daß wir die Neugriechen gewiß als ein Mischvolk bezeichnen müssen. Nur in einigen abgelegenen Gebirgsgegenden, wie in der Maina und Tsakonien in der Peloponnes und auf einigen Inseln dürften wir weniger gemischte Nachkommen der alten Griechen zu suchen haben, was sich auch im physischen Typus, namentlich der Frauen, ausprägt. Es liegen in den Griechen Kulturkräfte weit über ihre Zahl hinaus. Schulzwang z. B. ist bei einem Volke unnötig, bei dem unfleißige Kinder nach 15maliger Schulversäumnis der Schande verfallen, vom Schulbesuch ausgeschlossen zu werden.

Um zu würdigen, was die Griechen in dem letzten halben oder dreiviertel Jahrhundert geleistet haben, muß man sich nur gegenwärtig halten, wie lange das Volk unter türkischer Knechtschaft geseufzt hatte, und daß der Freiheitskampf das Land in eine Wüste, die Bevölkerung in, man möchte fast sagen, eine Räuberbande verwandelt hatte. Selbst die Sprache hat man wieder gereinigt. Daß die Griechen nie so tief in der Kultur herabgedrückt worden sind wie z. B. die Bulgaren, erklärt sich allerdings aus der Natur ihres Landes, das man am besten als maritimes Gebirgsland bezeichnet, und das daher die Türken niemals völlig und auf die Dauer zu unterjochen vermochten. Die Griechen unterhielten zur See immer Beziehungen zum christlichen Abendlande und seiner Bildung.

Das Meer prägt der griechischen Landschaft und dem griechischen Volke seinen Charakter auf. Sein Wohnraum ist das meer-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durchsetzte Griechenland und die Gestade des griechischen Inselmeeres, ein Teil der Erdoberfläche, fast so groß wie das Deutsche Reich, freilich zu kaum ein Viertel Land! Überall haften die Griechen an den Küsten, in Kleinasien von Kilikien und Cypern bis an den Pontus, auf der Balkan-Halbinsel in Thrakien, Makedonien, Albanien. Griechen sind die Frachtfahrer des ganzen Mittelmeergebiets, östlich von Odessa bis Alexandria, westwärts bis Triest, Malta und Marseille; dadurch waren sie den Bulgaren ebenso wie den Türken unentbehrlich. Griechen sind die Fischer des östlichen Mittelmeeres von der syrischen bis zur tunesischen Küste.

Namentlich auf türkischem Gebiet im vorderen Kleinasien sind die Griechen in unaufhaltsamem Fortschreiten begriffen. Die Türken hatten ihnen allenthalben den fruchtbaren Boden abgenommen und sie zu Zinsbauern türkischer Großgrundbesitzer gemacht. Sie haben so den schlechten Boden und die Berge in dicht besiedelte Gartenlandschaften verwandelt und schließlich auch die Türken ausgekauft. Bei dem hochentwickelten Familiensinn und dem fleckenlosen Familienleben der Griechen ist die Kinderzahl überall ansehnlich, so daß auch darin ein Anstoß zum Erwerb und zur Ausdehnung liegt. Namentlich von den Inseln, die die ungeheuren Menschenverluste im Freiheitskriege wieder ausgeglichen haben und wieder dicht bevölkert, zum Teil übervölkert sind, wie Samos, drängt der junge Nachwuchs aufs Festland. Viele suchen nach Erwerb in den großen Städten, wie Konstantinopel, Odessa, Smyrna, Alexandria, und kehren, wohlhabend geworden, wieder heim, um Grundbesitz zu erwerben.

Die Kopfzahl des griechischen Volks kann man auf 5 Millionen schätzen. Gewiß eine kleine Zahl, aber man muß sich gegenwärtig halten, daß im Königreich zu Ende des Freiheitskrieges nur noch 600000 Menschen übrig waren, während es heute allerdings in etwas erweiterten Grenzen von $2^1/_2$ Millionen Menschen bewohnt ist. Und sodann: 5 Millionen durch nationale Gesinnung und Vaterlandsliebe geeinigte Menschen bedeuten im menschenarmen Orient etwas ganz anderes als in Westeuropa. Das griechische Volk ist deshalb ein ernster Faktor, mit dem die Politik rechnen zu haben wird, wie der Anschluß von Thessalien und Kreta, der nur noch der Form nach zu vollziehen ist, zeigt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Turin.

Das internationale wissenschaftliche Institut am Monte Rosa.

Gerade vor zehn Jahren legte der Professor der Physiologie an der hiesigen Universität, Angelo Mosso, der Accademia dei Lincei in Rom einen Plan vor, neben dem bereits bestehenden, 1894 eröffneten Laboratorium für Höhenforschung auf der Guisetti-Spitze des Monte Rosa, 4500 m hoch, ein Parallel-Institut zu gründen, das ebenfalls am Südabhang des Monte Rosa liegen sollte, nur 1500 m niedriger, auf dem Col d'Olen, einem Passe, der die Kuppe des von Alagna im Sesiatal nach Gressoney im Lystal führenden Maultierweges darstellt. Während das Laboratorium auf der Guisetti-Spitze, nach seiner Begründerin, der Königin Margherita, Cabanna Margherita genannt, aus Holz besteht und zum Schutz gegen Blitzgefahr mit Kupfer bekleidet ist, sollte das neue Institut aus Stein gebaut sein, einen größeren Umfang in Raum und Einrichtung (im ganzen 20 Zimmer) haben und also zahlreiche Arbeitsplätze, insbesondere aber Spezial-Einrichtungen für Geophysik, Meteorologie, Biologie, Botanik und Physiologie enthalten. In dem den ganzen Sommer über bewohnbaren Institut wären diejenigen Instrumente aufzustellen, die den Transport und den Aufenthalt in der Margherita-Hütte nicht aushalten. Die einzelnen Mitarbeiter und Experimentatoren sollten sich gegenseitig anregen, aushelfen, Massenversuche anstellen; die umfassenden Ergebnisse und Forschungen würden dann ein Gegengewicht gegen die so vielfach beklagte Spezialisierung auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete darstellen. Im Laufe des verflossenen Jahrzehnts hat nun Mosso mit jugendlichem Eifer den Bau des Laboratoriums gefördert. Die Königin-Mutter Margherita widmete auch dem neuen Plan ihr Interesse; ebenso unsere Minister für Unterricht und für Landwirtschaft; die bekannten Mäcene wissenschaftlicher Forschungen, die Herren P. de Vecchi von hier, E. Solvay in Brüssel, L. Mond in London spendeten namhafte Summen. Die Regierungen der großen Staaten und ihre Beiräte wurden für das Unternehmen interessiert. Sie verkannten nicht die hohe Bedeutung der oben erwähnten Ziele und bewilligten hinreichende Mittel für Bau, Einrichtungen und Instrumente. Große Firmen, wie Zeiß in Jena, stifteten Instrumente. Von den 18 Arbeitsplätzen in den Laboratorien haben Belgien, Deutschland, Frankreich, Groß-Britannien, Österreich-Ungarn und die Schweiz auf je zwei Anspruch. Auf die Vereinigten Staaten entfällt ein Platz, unsere Regierung hat fünf Plätze zu besetzen. Zu jedem Platz, für welchen die Staaten je 5000 Fr.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jährlich beisteuern, gehört ein Wohnzimmer, auch steht die Benutzung der Bibliothek und der Sammlungen natürlich allen Forschern zur Verfügung. Die Oberleitung hat Mosso selbst, während Dr. Aggazzotti als sein Vertreter dauernd das Laboratorium bewohnt und im Betrieb hält. Diese neue Station für Höhenforschung übertrifft durch ihre geschilderten Einrichtungen, durch die Nähe großer Gletschermassen und durch die nur einige Stunden von ihr entfernte Margherita-Hütte alle anderen Höhenstationen, die wir in Europa besitzen, so die Casa Etnea, 2924 m hoch, die speziellen seismographischen Zwecken dient und abgesehen von den an Zahl geringen Aetna-Besteigern nur alle zwei Wochen den Besuch eines Beamten zur Regulierung der Registrierapparate bei sich sieht. Rein meteorologische Stationen besitzen ferner, vom deutsch-österreichischen Alpenverein und der bayrischen Regierung begründet, die Zugspitze, 2960 m hoch desgleichen der Sonnblick auf den Hohen-Tauern 3106 m, der Pic du Midi de Bigorres in den Pyrenäen 2859 m, endlich der Mont-Blanc 4358 m. J. J. Vallot-Paris errichtete diese Station 1898.

Gerade von deutscher Seite sind die alpinen Höhen-Untersuchungen infolge des Interesses, das der Alpensport hervorgerufen, mittels exakter Arbeitsmethoden seit langem gefördert worden. Sowohl die preußische Unterrichtsverwaltung wie der deutsch-österreichische Alpenverein haben dieser Unternehmung fortdauernd ihr Interesse geschenkt. Die Ergebnisse der experimentellen Forschungen, welchen besonders die Schule des ausgezeichneten Berliner Physiologen, Professors Zuntz, im Hochgebirge und Laboratorium oblag, sind jetzt in einem umfangreichen, von Zuntz selbst herausgegebenen Werke »Höhenklima und Bergwanderung in ihrer Wirkung auf den Menschen« niedergelegt, das über den engeren Kreis der Biologen und Ärzte hinaus für alle Gebildeten von Interesse ist. Naturgemäß aber konnten Zuntz und seine Mitarbeiter, meistens Berliner Dozenten und Ärzte, immer nur wochenweise in den Ferien und unter besonders großen Anstrengungen Untersuchungen anstellen. Solche Untersuchungen zur Feststellung der Wirkungen der Höhe und des Höhenklimas auf den Stoffwechsel, die Kohlensäureerzeugung usw. werden sich in dem neuen Institut viel bequemer, aber auch viel weniger von Fehlerquellen abhängig abspielen.

Dieses Institut ist nun am 27. August bei Anwesenheit zahlreicher italienischer und ausländischer Gelehrter und Ärzte auf dem Col d'Olen eröffnet worden. Die Einweihungsfeier erhielt durch das Erscheinen der Königin Margherita einen besonderen Glanz. Aus Deutschland waren u. a. die Herren Fuchs aus Erlangen, Magnus aus Heidelberg, Laquer aus Wiesbaden und der in Mailand ansässige Konsul Breiter als der Vertreter des Auswärtigen Amtes erschienen, aus Italien die Herren Mosso, Mattirolo, Pagliani, Agazzotti, Giacosa, Galeotti, ferner von Leersum aus Leyden, Durig aus Wien, Dr. Friedrich Sarasin, der Durchforscher von Ceylon und Celebes, aus Basel und aus England für die Royal Society Starling-Oxford. Prof. Pagliani von hier, der als erster das Wort nahm, teilte mit, daß nach einem vom Internationalen Physiologen-Kongreß in Heidelberg geäußerten Wunsche das neue Institut nach seinem Schöpfer Laboratorio scientifico Angelo Mosso benannt werde, und erklärte es für eröffnet. Dr. Sarasin sprach namens der internationalen Wissenschaft seine Glückwünsche aus. Hierauf legte Angelo Mosso selbst in längerer Rede die Aufgaben dieses internationalen Höhenlaboratoriums dar. Die Königin Margherita besichtigte dann das Institut und stieg darauf mit ihrem Gefolge nach dem Lystal, wo ihr Sommerschloß liegt, zurück. Ihren Abschluß fand die Feier durch ein Festmahl, zu dem sich die Gelehrten und die Vertreter der ausländischen Regierungen im Albergo Col d'Olen vereinigten.

Mitteilungen.

In den kürzlich erschienenen *Πρακτικά* der Archäologischen Gesellschaft zu Athen für das Jahr 1905 berichtet Kavvadias über die seit 1903 vorgenommenen Ausgrabungen im Asklepiosheiligtum zu Epidauros. Dem Bericht sind sechs phototypische Tafeln und zahlreiche Textabbildungen beigegeben. Das erste Kapitel vervollständigt und berichtigt die bisherigen Angaben über die Architektur des Tempels. Den Gegenstand des zweiten Kapitels bilden die heilige Quelle und die Wasserleitungen zu ihrer Speisung; das dritte Kapitel handelt von einem rechteckigen Gebäude, das älter als der Tempel ist, und dessen Bestimmung noch nicht klar ist. In dem vierten und wichtigsten Kapitel beschäftigt sich Kavvadias mit dem *Ἄβατον*, einem großen, engen und langen Gebäude, in dem die Pilger, die den Gott befragen wollten, die Nacht zubrachten. Die aufgefundenen Bruchstücke lassen eine Wiederherstellung des Gebäudes erhoffen.

*

Die Lage der Juden in Ägypten im 5. Jahrhundert v. Chr. wird in interessanter Weise durch das vor kurzem von Professor A. H. Sayce und A. E. Cowley veröffentlichte Werk: Aramaic Papyri discovered at Assaan beleuchtet. Aus den 1904 entdeckten datierten, die Zeit von 471—411 v. Chr. umfassenden gut erhaltenen Urkunden geht die bemerkenswerte Tatsache hervor, daß im Süden Ägyptens 100 Jahre nach dem Tode Jeremias, der ihre Großeltern in das Land geführt hatte, eine Siedelungsgenossenschaft von Juden als Bankiers tätig war. Sie bildeten eine besondere Gemeinde mit einem eigenen Gerichtshof und einem eigenen Heiligtum. In diesem verehrten sie Jahawe; der Aberglaube, der später das Aussprechen seines Namens verbot, findet sich bei ihnen noch nicht. Sie wurden nicht für Bürger angesehen, doch befolgten sie wahrscheinlich das ägyptische Gesetz, nach dem die rechtsmäßige Nachfolge nach der Mutter rechnet. Im übrigen lebten sie unter persischem Gesetz. Die Papyri gehören Herrn Robert Mond und Lady William Cecil; das Werk ist bei Alexander Moring Ltd., in London verlegt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Beilage zur „Internationalen Wochenschrift“

Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

28. September 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von **3 Mark** das Vierteljahr. Einzelnummer **25 Pf.** — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie den Filialen der Firma August Scherl G. m. b. H. Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Wilhelm von Humboldt.

Von Geheimen Rat Professor Dr. Wilhelm Windelband, Heidelberg.

Je mehr die von der Berliner Akademie veranſtaltete Geſamtausgabe der Schriften Wilhelms von Humboldt fortſchreitet, um ſo vollſtändiger und ſicherer, um ſo reicher und lebensvoller rundet ſich vor unſern Augen die Geſtalt des Mannes ab, der in gewiſſem Sinne als der vollkommenſte Repräſentant ſeiner Zeit gelten darf. In der Tat vermiſſen wir in ihm keinen einzigen der charakteriſtiſchen Züge jenes Zeitalters einer großen geiſtigen Lebenserneuerung, von dem uns heute ein Jahrhundert trennt. Er verdankt dieſe Bedeutung gerade dem Umſtande, daß er nicht zu den im eigenſten Sinne führenden Geiſtern, zu den ſchöpferiſchen Genien der Zeit gehört. Keine ihrer Tendenzen iſt mit der Einſeitigkeit in ihm vertreten, die zu der Urſprünglichkeit und Leiſtungsfähigkeit des Genies gehört. Um ſo mehr konnte ſich bei ihm in einer Seele von umfaſſendſter und feinfühligſter Rezeptivität mit reifer, leidenſchaftsloſer Beſonnenheit die ganze Fülle der Intereſſen, der ganze Reichtum der Ideen jener unvergleichlichen Epoche zu harmoniſcher Klarheit ausgleichen. Das geſamte äſthetiſch⸗philoſophiſche Bildungsſyſtem jener Tage iſt vielleicht in keinem Einzelnen mit ſolcher Vollſtändigkeit und Allſeitigkeit lebendig geweſen, wie in Wilhelm von Humboldt. Er hat gedichtet, und er hat philoſophiert: aber er war im eigentlichen Sinne weder Dichter noch Philoſoph. Seine Größe beſtand im Aufnehmen und Verſtehen, im Verknüpfen und Ausgleichen: ſelbſt ſcharfe Gegenſätze geraten auf dem Boden dieſer weichen Empfänglichkeit in fruchtbare Berührung und Bewegung.

Die raſtloſe Arbeit an dieſer harmoniſierenden Geſtaltung des geiſtigen Lebensinhalts iſt deshalb der überall hervortretende Grundzug in ſeiner Perſönlichkeit. Er lebt in den Ideen. Sie ſind ihm die Subſtanz des Lebens, das Weſenhafte und das Werthafte. Alle Dinge und alle Geſchehniſſe haben ihm erſt Sinn und Bedeutung, wenn ſie in die Höhe des Gedankens erhoben, zu ihrer reineren Wirklichkeit abgeklärt ſind. Selbſt in dem reichen und ſchönen Familienkreiſe des Patriarchen, der den Hintergrund für das köſtliche Lebensbild ſeiner Tochter Gabriele ausmacht, iſt dieſe Vergeiſtigung aller Erlebniſſe ein bedeutſamer Zug. Das kontemplative Weſen des Mannes breitet ſich über alle ſeine Tätigkeitsſphären aus: was ihm geſchieht, muß zur Idee werden, um ihm zu gehören. Deshalb iſt ſeine Rezeptivität kein weiches Genießen, ſondern die ernſte Arbeit gedanklicher Aneignung. Man braucht nur an die Abhandlung über Hermann und Dorothea zu denken, um dieſe höchſte Art des Miterlebens und Nacherzeugens zu würdigen, womit hier die großen Ereigniſſe der literariſchen Produktion in dauernden Beſitz des Genießenden auf⸗

Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

genommen werden. Und was diese denkwürdige Schrift am größten Beispiel zeigt, das finden wir an der fortlaufenden Entwicklung des gesamten Geisteslebens in dem Briefwechsel mit Schiller und an den kleinen Erlebnissen des Tages in den Briefen an Charlotte Diede.

Alles läuft dabei auf die innere Selbstgestaltung der Individualität hinaus, für welche Fichtes Ich-Lehre die begriffliche Formel gegeben hat. Von dem gesteigerten Persönlichkeitsleben jener Tage ist Wilhelm von Humboldt die klassische Erscheinung: wir finden es in ihm ohne die Gewaltsamkeit und Verzerrtheit, zu der es in seinen kraftgenialischen Auswüchsen neigte, und ohne den Kult der Genialität, der bei den Romantikern daraus wurde. Um so deutlicher erleben wir bei Humboldt den Prozeß, womit sich das Individuum aus einem unendlich reichen Bildungsstoffe zu bewußtem Eigenwesen formt. Mit unablässiger Selbsterziehung verwandelt dieser tiefsittliche Bildungsernst alles Höchste und Beste, was Vorwelt und Mitwelt gedacht und gedichtet, in eigenen Lebensbesitz.

Damit erscheint Wilhelm von Humboldt als der Typus der deutschen Kultur seiner Zeit; die, unbefriedigt von der äußeren Wirklichkeit, ihr Reich in den Äther des Gedankens baute und aus dem Ertrag aller geistigen Arbeit des Menschengeschlechts sich eine neue Welt der Innerlichkeit in Dichtung und Philosophie schuf. Aber Wilhelm von Humboldt teilte deshalb auch mit diesem geistigen Gesamtzustande die Zurückgezogenheit aus den Interessen der äußeren Welt. Sein tiefstes Leben bewegte sich in den Ideen, und dahin kehrte er nach eigenem Bekenntnis immer wieder zurück. Wohl hat er sich der Pflicht der öffentlichen Wirksamkeit nicht entzogen: aber er erfüllte sie eben als eine Pflicht, ohne den inneren Trieb des Wirkens und ohne den Ehrgeiz eines Anteils an ihrem Erfolge. Darum fehlte seiner staatsmännischen Tätigkeit mit der Leidenschaft auch die Widerstandskraft des Wollens: sobald er sich — wie in den Fragen des Unterrichts und der Verfassung — überzeugte, daß die Verwirklichung der idealen Anforderungen, die er an seine Stellung und Tätigkeit stellte, auf übermächtige Gegenkräfte stieß, gab er den Widerstand ohne großes Sträuben in dem Gedanken auf, daß der Rückzug in das Privatleben ihm die Bahn für die ungehemmte Entwicklung seines geistigen Innenlebens wieder frei mache und ihn sich selbst zurückgebe.

Und doch hat die kurze Zeit seiner staatsmännischen Wirksamkeit ausgereicht, Wilhelm von Humboldt einen Ehrenplatz in der preußischen, der deutschen Geschichte zu sichern. Aus dem Gedanken heraus entfaltete dieser »Ideologe« eine mächtige Organisationskraft. Er führte Pestalozzis Prinzipien in den preußischen Volksschulunterricht ein; er gab dem humanistischen Gymnasium die Gestalt und die Stellung, worin es Jahrzehnte lang die Quelle höchster und edelster Bildung gewesen ist; er fand zwischen weit auseinandergehenden Plänen hindurch mit dem festen Blick auf das Ideal der freien Entwicklung des wissenschaftlichen Forschens, Lehrens und Lernens den rechten Weg zur Begründung der Berliner Universität; er gab der Hauptstadt auch die Anfänge ihrer Museen. So legt er überall Hand an, um die geistigen Kräfte des Volks in allen seinen Schichten zur freien Entfaltung zu bringen und durch intellektuelle und moralische Erziehung die Einheit und Festigkeit des Lebens zurückzugewinnen, die in der äußeren Welt verloren gegangen war. Was Fichte in den »Reden an die deutsche Nation« mit glühender Begeisterung verlangt hatte, wurde durch Wilhelm von Humboldt zur politischen Wirklichkeit. Nun vollzog sich in der Tat eine Neuschöpfung und Selbstschöpfung, eine geistige Wiedergeburt der Nation. Es ist ein Vorgang, der seinesgleichen nicht in der Weltgeschichte hat. Ein Volk, das seine Einheit, seinen inneren Zusammenhalt und seine äußere Gesamtexistenz durch Schuld und Schicksal verloren hat, findet in der idealen Welt ästhetisch-philosophischer Bildung seine Nationalität wieder und schöpft aus ihr die Kraft, seine Freiheit zurückzugewinnen und schließlich zu einer neuen Gestaltung seines nationalen Lebens vorzudringen. Überall sonst sind die Blüten der Kunst und der Wissenschaft am Baume der Macht gewachsen: die deutsche Nation hat ihre eigenartige Geisteskultur zu der Zeit entwickelt, als sie politisch am Boden lag; und aus eben dieser Geisteskultur sind ihr dann die intellektuellen und moralischen Kräfte erwachsen, welche die Vorbedingung für die Neubegründung ihres nationalen Staates bildeten. Für diese charakteristische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tatsache der deutschen Geschichte ist Humboldts Persönlichkeit und Wirksamkeit die typische Erscheinung: wir sehen darin wie in einem Brennspiegel einen der bedeutsamsten welthistorischen Prozesse sich vollziehen.

Das ist vor allem darin begründet, daß er die Aufgabe des preußischen Staates, zum politischen Kernpunkt der deutschen Nationalität zu werden, mit voller Deutlichkeit erkannte. Nicht nur in der einjährigen Tätigkeit an der Spitze der preußischen Unterrichtsverwaltung, sondern ebenso in der weniger erfolgreichen, aber darum nicht weniger bedeutsamen diplomatischen Teilnahme am Wiener Kongreß hat er unentwegt den Gedanken festgehalten, daß Preußens Aufgaben die Deutschlands, daß Deutschlands Interessen die Preußens seien. Er hielt, wie vor ihm Fichte und nach ihm Hegel, den preußischen Staat für berufen, die Kulturmission der deutschen Nationalbildung zu erfüllen. Diese Gesinnung aber beruhte auf allgemeineren Gründen, auf gedanklichen Erlebnissen: auch hierin ist der Fortschritt der historischen Wirklichkeit in der Idee vorgezeichnet gewesen.

Es gehört zu den lockendsten Aufgaben, die Vielgestaltigkeit der Beziehungen zu verfolgen, welche in jenen Tagen zwischen den Idealen einer rein und allgemein menschlichen Bildung und der aufstrebenden Energie des nationalen Bewußtseins obwalteten. Humanität und Nationalität, Weltbürgertum und Deutschtum nehmen im Denken und Fühlen der Zeit die verschiedensten Stellungen zu einander ein. Sie scheinen in vollem Gegensatz sich auszuschließen, und sie wollen andrerseits völlig in Eins zusammenfallen. Zwischen beiden Extremen aber entwickelt sich, theoretisch wie praktisch, eine Fülle eigenartiger Vermittlungen und feingesponnener Übergänge. Sie sind im Fortschritt des Ganzen ebenso bedeutsam wie in den Wandlungen der Überzeugung bei den Einzelnen. Nun liegt es auf der Hand, daß die Motive dieser Gesinnungsänderung in erster Linie in dem Einfluß der großen, erschütternden Ereignisse der Zeitgeschichte zu suchen sind. Schon die Wendung zum politischen Interesse überhaupt ist den deutschen Denkern und Dichtern wesentlich aus dem überwältigend aufregenden, zuerst berauschenden und dann erschreckenden Eindruck der Revolution erwachsen: und am besten sehen wir bei den Romantikern, wie die »Tendenzen« der Kant-Fichteschen Philosophie und der Goethe-Schillerschen Dichtung sich mit dem Problem einer vernünftigen Neugestaltung des politischen und sozialen Zustandes der Menschheit zu einer unteilbaren Einheit verbinden sollten. Aber näher und dringender pochte die Not der Zeit an den Gedankenbau der Idealisten. Die Bedrängnisse der napoleonischen Kriege, der Zusammenbruch des alten Staatensystems, vor allem die Niederwerfung Preußens — das waren gewaltige Mahnungen zur Einkehr und zur Umkehr, Nötigungen zwingendster Art zum Herabsteigen in die historische Wirklichkeit des Tages.

Aber es waren nicht die einzigen Motive dazu. Eine merkwürdige Fügung wollte es, daß der innere Trieb der Ideenbewegung, die sachliche Notwendigkeit der gedanklichen Entwicklung mit jenen gebieterischen Anforderungen der Not des Vaterlandes im Ergebnis zusammentraf. Die Bekehrung der Kosmopoliten zum deutschen Patriotismus hat auch ihre intellektuelle Vorgeschichte. Und bei keinem wiederum sehen wir das deutlicher als bei Wilhelm von Humboldt.

Die Kultur der Aufklärung, aus der doch schließlich trotz aller gegensätzlichen Richtung die Geistesbewegung um die Wende des Jahrhunderts herausgewachsen ist, enthielt eine merkwürdige, in sich zuletzt widerspruchsvolle Verknüpfung von universalistischer und individualistischer Auffassung und Wertung. Sie hing an dem Ideale der Humanität, der reinen Menschheit, und sie suchte dessen Verwirklichung nur in den einzelnen Persönlichkeiten. Ihre Erziehung legte den höchsten Wert darauf, dem Individuum zur freien Entfaltung seiner Eigenart zu verhelfen: aber was sie an ihm und aus ihm herausbilden wollte, das war doch nach der Rousseauschen Formel »der Mensch«. Und noch in Kants Ethik liegt der höchste Wert, die einzige Würde bei der Person: aber fragen wir nach den Kriterien, denen die einzelne Person diesen ihren sittlichen Wert verdankt, so sehen wir uns an die Übereinstimmung ihrer in der Handlung pflichtgemäß betätigten Gesinnung mit den allgemeinen Maximen gewiesen, die für jeden Menschen, für jedes vernünftige Wesen in gleicher Weise gelten. Daß dabei der Eigenwert der konkreten Individualität nicht zu seinem Rechte kam, rief von Jacobi an die immer stärker werdende Opposition

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der um ihre Persönlichkeit und ihre persönlichen Beziehungen geschäftigen Geister der Zeit hervor. Noch wichtiger aber war es, daß zwischen der allgemeinen Menschheit und dem einzelnen Menschen alle Zwischengebilde als etwas gleichgiltiges dahinfielen: sie waren der Aufklärung wesenlos und wertlos, sie gehörten der Zufälligkeit des historischen Verlaufs an; sie schienen weder ein natürliches Recht ihrer Existenz, noch einen vernünftigen Wert ihres Bestandes zu haben.

Nach beiden Richtungen ist Wilhelm von Humboldt in seiner Entwicklung über deren Voraussetzungen hinausgetrieben worden. Die Arbeit an der eignen Individualität verlangte von dem beobachtenden Geiste das Verständnis der anderen; der Reichtum seines Wissens und seines Interesses, dem nichts Menschliches fremd war, ließ ihn die Individualisierung des menschlichen Wesens in allen seinen konkreten Erscheinungen zum Lieblingsgegenstand seiner Reflexion machen. So wurde ihm früh das Verhältnis »des Menschen« zu den einzelnen Menschen zum Problem, und er entwarf in diesem Sinne den »Plan einer vergleichenden Anthropologie«. Wenn nach dem Prinzip der Aufklärung das eigenste Studium des Menschen der Mensch sein sollte, so suchte Humboldt sich über die Methoden klar zu werden, nach denen eine umfassende Forschung die ganze bunte Mannigfaltigkeit übersehen, ordnen und verstehen könne, zu der sich das gemeinsame Wesen der Menschheit in ihren konkreten Erscheinungen auseinanderlegt. Wodurch, fragt er sich, unterscheidet sich in der Gattung der Mensch vom Menschen? Herders Bemühungen um das Verständnis der Humanität sind dabei für Humboldt ebenso wertvoll und anregend, wie Kants Forschung nach dem Allgemeingiltigen in dem menschlichen Vernunftwesen. Beide verknüpfen sich in seinen Untersuchungen über die Möglichkeit einer Charakteristik des Individuellen; diese liegen uns jetzt vollständig in dem schönen Fragment »Über den Geist der Menschheit« und vor allem in den umständlichen Erörterungen vor, mit denen sich Wilhelm von Humboldt in seiner Weise den Zugang zu einer »Charakteristik des 18. Jahrhunderts« bahnen wollte. Eine Fundgrube feinster Beobachtungen, sind sie das Beste, was bis auf den heutigen Tag über individuelle und historische Charakterologie geschrieben ist. Die Grundkräfte des menschlichen Wesens, führen sie aus, müssen überall dieselben sein: die individuellen Differenzen können immer nur das Verhältnis und die Bewegung dieser Kräfte betreffen. Jene allgemeinen Elemente je in ihrer Besonderheit zu isolieren, in ihrer Vollständigkeit zu konstatieren und die Möglichkeit ihres Zusammenspiels zu begreifen, ist die Aufgabe der begrifflichen Untersuchung in der Philosophie: diese besonderen Verhältnisse und Bewegungen in den konkreten Individualgebilden der Menschheit zu verstehen, ist die Aufgabe des empirischen Wissens im Leben, in der Dichtung und — in der Geschichte.

Denn der besondere Zweck, für den Wilhelm von Humboldt schliesslich diese seine eigensten Gedanken verwenden wollte, die Charakteristik des 18. Jahrhunderts, beweist, daß es ihm nicht mehr bloß um das Verständnis individueller Charaktere, sondern auch um das Begreifen konkreter historischer Gesamtgebilde und ihres Verhältnisses zu dem allgemeinen Wesen der Humanität zu tun war: die Zeitalter und die Völker als die bestimmten Sondergestalten der Menschheit vergleichend zu verstehen und zu würdigen, war ihm als die höhere Aufgabe aus den Betrachtungen über die Individuen herausgewachsen. In diesem Sinne nahm Wilhelm von Humboldt an der Entwicklung der Geschichtsphilosophie Teil, die durch Schiller und Fichte gemeinsam eingeleitet war: seine verschiedenen Entwürfe — und es lag in seiner Natur, daß keiner von ihnen zur konkreten Ausführung gelangt ist — bieten mit schlichter Vornehmheit ein Programm, dessen einzelne Punkte wohl in späterer Zeit geräuschvoller wiederentdeckt worden sind. Vielfach stecken darin die Anregungen von Herders »Ideen«; aber den höchsten Maßstab entnimmt er stets im Kantischen Sinne dem philosophischen Begriff von der Würde des Menschen. So will Humboldt Theorie und Empirie zu fruchtbarer Gemeinschaft verbinden. Und diese besonnene Stellung auf der Mittellinie war es auch, die ihn Hegels metaphysischen Ausbau der historischen Weltanschauung dauernd ablehnen ließ, obwohl zwischen beiden Männern in der sachlichen Auffassung des Geschichtlichen eine tiefe Gemeinschaft obwaltete.

Solche Gedanken waren es, aus denen für Wilhelm von Humboldt, ähnlich wie für

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hegel, die neue Wertung der Volksgemeinschaft und ihrer historischen Gestaltung erwuchs: das war die Voraussetzung, unter der ihm der Staat zu etwas ganz anderem werden konnte und mußte, als er ihm früher erschienen war. Als er in der bekannten Jugendschrift die Grenzen der Wirksamkeit des Staates bestimmte, hatte er die empirisch bestehenden Staatsgebilde seiner Zeit im Auge, die, ohne lebendige Wurzeln im nationalen Bewußtsein, lediglich den zufälligen Machtverschiebungen des historischen Prozesses ihren Ursprung verdankten. Wenn er diesen »Staat« darauf einschränkte, lediglich dem Individuum die Möglichkeit der freien Entwicklung seines geistigen Lebens zu sichern und ihn von aller Kulturtätigkeit prinzipiell ausschloß, wenn ihm dieser Staat mit Rücksicht auf die allgemein menschliche Kultur innerlich völlig gleichgiltig erschien, so entsprach das der geistigen Lage der Zeit und der Art ihres öffentlichen Lebens in demselben Maße wie Humboldts eigner Denkweise und Lebensführung. Nun aber war ihm das Ideal eines »Staates« aufgegangen, der, in dem inneren Leben einer Volksgemeinschaft begründet, zur charaktervollen Ausgestaltung einer besonderen historischen Erscheinungsform der Menschheit berufen sei und in der Ausprägung einer eignen Kultur seine Bestimmung zu erfüllen habe. So konnte Wilhelm von Humboldt, ähnlich wie Fichte, den ganzen Idealismus des Humanitätsgedankens in die freudige Arbeit an der Erneuerung des preußischen Staates ergießen: der Nationalstaat durfte nicht nur — er mußte Kulturstaat werden.

Dieselben gedanklichen Zusammenhänge haben endlich auch die Richtung bestimmt, welche Humboldts wissenschaftliche Studien und Leistungen genommen haben. Für jene Individualisierung des menschlichen Vernunftwesens in den großen Gesamtgebilden der Geschichte erkannte er mit richtigem Blick das Grundphänomen in der Sprache. So erweiterte sich ihm das philologische Studium, worin er mit Fr. A. Wolf zusammengearbeitet hatte, auf das umfassende Gebiet der Sprachwissenschaft. Auch hier paarte sich bei ihm Theorie und Empirie. Von dem Begriffe des Menschen als des sinnlich-übersinnlichen Doppelwesens, wie ihn Kant und Schiller geprägt hatten, fand er Wesen, Sinn und Bestimmung der Sprache, mit einer Fichteschen Wendung, in der unendlichen, nie ganz zu lösenden Aufgabe, das geistige Erlebnis der Vernunft in sinnlich schöner Form zur Darstellung zu bringen. Das war ihm der Richtbegriff für die Deutung der endlosen Mannigfaltigkeit der einzelnen Sprachen, in die er sich mit rastloser Arbeit vertiefte. Von diesem Prinzip aus suchte er ihre Gliederung, ihre Verwandtschaft und ihre Verschiedenheit ebenso wie die innere Struktur jeder einzelnen zu verstehen. So begriff er die Sprache als die Grundfunktion, in der das Organische in das Vernünftige, das Natürliche in das Historische übergeht. Sie war ihm die eigentliche Stätte des geschichtlichen Lebens. Unter den Sprachen aber galt seine Liebe dem Griechischen und dem Deutschen. Er betrachtete sie als die beiden ursprünglichsten und schöpferischsten Idiome unter den arischen Sprachen und damit als die Quellen der beiden höchsten Ausprägungen menschlicher Kultur, der hellenischen und der germanischen. Die Verknüpfung beider in der neuhumanistischen Bildung, in den Größen der Dichtung und der Philosophie, mußte danach als die höchste Annäherung an das Reinmenschliche erscheinen.

Die wissenschaftliche Arbeitsweise, der Wilhelm von Humboldt seine bestimmende Stellung in der Begründung der Linguistik verdankt, erinnert auf das lebhafteste an diejenige seines Bruders Alexander, der in der Schätzung der Mitwelt und der nächsten Nachwelt den größeren Ruhm gewann. Es ist bei beiden die Verbindung einer ästhetisch-liebevollen Versenkung in das Einzelne mit der encyklopädischen Umspannung des Ganzen: und wenn in dieser Weise Alexander den ganzen Umfang des Naturwissens seiner Zeit bemeisterte, so richtete sich Wilhelms feinsinnige Allseitigkeit in gleicher Weise auf das »historische Universum«. Was jener leistete, stand mitten zwischen Naturphilosophie und Naturwissenschaft; was dieser schuf, war ebenso Sprachphilosophie wie Sprachwissenschaft — in beiden Fällen typische Erscheinungen des wissenschaftlichen Lebens im Übergange vom achtzehnten Jahrhundert in das neunzehnte.

Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Die Mittelmeervölker und ihre weltpolitische Bedeutung.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Theobald Fischer, Marburg.

(Schluß.)

Zu den uralten Beſtandteilen der mediterranen Völkerfamilie hat die Völkerwanderung neue hinzugefügt, indem entweder die schon ihrerseits vielseitig gemischte und romanisierte, aber dadurch auf eine höhere Kulturſtufe geſtiegene Urbevölkerung sich mit den Einwanderern und Eroberern verschmolz und so neue Völker entſtanden, oder die von außen hereinbrechenden Völker die vorgefundene Bevölkerung vernichteten oder aufsogen und ihr Gebiet besetzten. So bildeten sich um das Nordweſtbecken die romanischen Völker, alle mit bedeutendem germanischen Einschlag: Italiener wie Franzosen, Spanier wie Portugiesen. Der Anſtoß zu dem Einbruch der Germanen in das Mittelmeergebiet, der ja vorübergehend auch die südoſteuropäische Halbinsel und die Atlasländer in Mitleidenschaft zog und die alte mediterrane Kultur zunächſt gewaltig schädigte, sie dann aber zu neuer Blüte brachte, ging auf Zentral-Asien zurück. Hinter den Germanen drängten die Slawen und Bulgaren, hinter diesen die Mongolen und die Türken nach, auch sie aus Zentral-Asien kommend, und zuletzt sandten die Steppen Arabiens den arabischen Völkerſturm über ganz Vorder-Asien und über die nordafrikanische Küſte aus, von wo er nach Europa übersetzend seinen Weg am Nordrande des Mittelmeeres wieder von Weſten nach Oſten zurückzunehmen suchte, bis ihm germanische Volkskraft Halt gebot.

Die romanischen Völker sind, soweit sie zum Mittelmeergebiet selbſt gehören, rund 34 Millionen Italiener, selbſtverſtändlich Korsen, Malteser, Nizzarden, Tessiner usw. mit eingerechnet, $2^1/_2$ Millionen Franzosen, wozu noch etwa 300000 in Algerien und Tunesien kommen, 18 Millionen Spanier und 4,7 Millionen Portugiesen. Zu erwähnen sind dann noch, abgesehen von den rund 200000 Zinzaren, etwa 300000 Rumänen in Serbien, Bulgarien und der Dobrudscha.

Die Zahl der Slawen auf der südoſteuropäischen Halbinsel kann man auf 10 Millionen angeben, je 5 Millionen Serben und Bulgaren. Von ihnen kamen die Serben aus dem Norden, die Bulgaren von Nordoſten. Nachdem beide kaum das türkische Joch abgeschüttelt haben, bekämpfen sie einander auf das heftigſte. Der Zankapfel sind die in ihrer ethnischen Stellung noch unklaren makedonischen Slawen. Für die Serben iſt es faſt ebenso verhängnisvoll wie für die Albanesen, daß sie gleich diesen z. T. römische, z. T. griechische Chriſten, z. T. Mohamedaner sind, daß sie politisch auf zwei nationale Staaten, Montenegro und Serbien, wie auf Dalmatien, Bosnien und Herzegovina sich verteilen, und daß in Alt-Serbien noch ein beträchtlicher Bruchteil unter türkischer Herrschaft ſteht. Von den Bulgaren dagegen iſt der bei weitem größte Teil in einem nationalen Staate geeinigt, und nur ein verschwindender Bruchteil von ihnen iſt unter der Bezeichnung Pomaken zum Islam übergetreten.

Der Zeit nach folgt auf die slavische die arabische Völkerwelle, die das zum großen Teil hellenisierte Syrien, dessen Bevölkerung aber noch überwiegend aus dem alten aramäischen Grundſtock beſteht, ebenso Ägypten und das ganz mediterrane Nord-Afrika arabisiert hat. Der Islam richtete eine heute zwar schon niedrigere und vielfach bereits durchbrochene, aber doch noch nicht beseitigte Schranke quer durch das Mittelmeergebiet auf, das bis dahin eine große Lebensgemeinschaft gebildet hatte. Viele Jahrhunderte hindurch wurde dies Gebiet jetzt zur heißeſten Reibungsfläche zwischen dem abendländischen Chriſtentum und der morgenländischen Welt des Islams. Und diese Reibungsfläche vergrößerte sich noch dadurch, daß die Steppen Asiens noch einmal eine unwiderſtehliche Völkerwoge durch Vorder-Asien gegen das Mittelmeergebiet und Europa aussandten, die Türken, denen rasch, aber ebenso rasch, wenigſtens aus dem Mittelmeergebiet, zurückebbend, die Mongolen folgten.

Die Türken dagegen setzten sich dauernd in Kleinasien feſt, machten dem letzten Reſt des oſtrömischen Reiches ein Ende und eroberten faſt die ganze südoſteuropäische Halbinsel. Auch ihnen gebot erſt deutsche Tatkraft Halt, während sie sich im 16. Jahrhundert noch zu Herren faſt der ganzen bis dahin arabischen Welt des Islams gemacht haben: Syriens, Ägyptens und ganz Nord-Afrikas bis an die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grenzen von Marokko. Unter türkischer Herrschaft waren diese Teile des Mittelmeergebiets noch mehr gegen christliche Kultureinflüsse abgeschlossen, als unter arabischer. Hinter den türkischen Grenzen verkommen Bulgaren und Serben in Barbarei, bildet Albanien heute den unbekanntesten Teil von Europa, bleiben Kleinasien, Syrien und ganz Nord-Afrika völlig verschlossen und unbekannt. Tunesien ist erst seit 1881, Marokko erst seit 1900 in großen Zügen dem Verkehr eröffnet, und von Tripolitanien und Barka gilt dies in gleichem Maße. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, ja schon seit dem 18. hat nun diese türkische Flut zurückzuebben begonnen: Griechenland, Serbien, Bulgarien sind der christlichen Welt wieder einverleibt, Algerien ist völlig, Tunesien tatsächlich französisch, Aegypten englisch geworden. Freilich läßt sich nicht sagen, daß der Gegensatz zwischen Christentum und Islam dadurch geringer geworden wäre. Im Gegenteil, es liegt wie elektrische Spannung über dem ganzen Mittelmeergebiet, und sie wird sich bei jeder kriegerischen Verwicklung in seinem Bereich, namentlich in den Atlasländern und Aegypten, in einer Weise geltend machen, die den Unkundigen überraschen wird.

Was die arabische und die türkische Überflutung von semitischem und mongolenähnlichem Volkstum in das Mittelmeergebiet geführt haben, war gering an Zahl, denn beide Völker waren selbst nicht zahlreich. Aber sie haben, sei es durch ihre Gewaltherrschaft, sei es durch die Macht des Islams, wie wir schon bei den Berbern sahen, fremdes Volkstum in großem Maßstabe sich einverleibt. Wir können daher nicht nur die Bewohner von Barka und Marmarika, freilich nur etwa 300 000 Köpfe, die wirkliche Araber sind, sondern auch die Bewohner Unter-Ägyptens und Syriens als »Araber« ansehen. Aber während die Veränderung der politischen Karte im arabischen Bereich des Islams keine irgendwie ins Gewicht fallenden ethnischen Verschiebungen hervorgerufen hat, ist dies im türkischen Bereich in hohem Grade der Fall gewesen. Allerdings weil die Türken im größten Teile ihres Reichs nur durch Beamte und Soldaten, höchstens durch Militärkolonien vertreten waren und diese mit der türkischen Herrschaft auch wieder verschwunden sind. So gibt es in Algerien und Tunesien wie auch in Ägypten heute keine Türken mehr. In Algerien sind selbst die Kuluglis, die Nachkommen türkischer Väter, verschwunden. Und auch von den türkischen Militärkolonien in Griechenland, in Serbien und Bulgarien, die dort vor allem die wichtigen Punkte an den großen Heerstraßen sicherten, die von Konstantinopel und Saloniki quer durch die Halbinsel nach Belgrad führten, ist nichts mehr zu sehen. Aber nicht nur die Türken selbst, auch die Tataren und Tscherkessen, die sich in ihrem Schutze in Bulgarien niedergelassen hatten, sind in das noch türkische Gebiet, besonders nach Kleinasien zurückgewandert, wo sie als sogenannte Muhadschir die Reihen der Türken wesentlich verstärken, namentlich wirtschaftlich, da sie kulturell auf einer etwas höheren Stufe stehen. Durch solche Rückwanderungen hat sich die Zahl der Türken im noch türkischen Teile der Balkan-Halbinsel, ganz besonders in Konstantinopel wesentlich vermehrt. Freilich ist festzuhalten, daß, wenn man die Zahl der Bekenner des Islams auf der südosteuropäischen Halbinsel zu etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen angibt, tatsächlich davon kaum $1\frac{1}{2}$ Millionen Osmanli sind. Aber auch diese sind, wie das ganze türkische Volk, etwa von den später nachgerückten Turkmenen in Kleinasien und an der Nordgrenze Syriens abgesehen, ethnisch durch Aufnahme arischen Blutes, durch Einverleibung von Renegaten — man denke nur an die Janitscharen, die ja vorzugsweise aus gefangenen kräftigen christlichen Knaben sich ergänzten —, durch persische, slavische, griechische, cirkassische Sklavinnen u. s. w. so gemischt, daß in ihrem physischen Typus meist jede Mongolenähnlichkeit geschwunden ist, wenn der Türke in Sitte und Sprache auch sich seine Eigenart wahrt. An Zahl vermindern sich die Türken auch in ihrem Stammlande Kleinasien beständig. Die Hauptgründe dafür sind, daß sie allein in den unaufhörlichen Kriegen die Blutsteuer tragen, daß die junge Mannschaft viele Jahre hindurch der Heimat entzogen ist — in einzelnen Vilajets übersteigt die Zahl der Frauen die der Männer um 12% —, daß viele garnicht oder körperlich und sittlich geschädigt zurückkehren, und daß endlich auch die herrschende Rasse wirtschaftlich mehr unter der schlechten türkischen Verwaltung leidet, als die schlauen Griechen, Armenier und andere. Wie stark im vorderen Kleinasien das türkische Volkstum von dem griechischen zurückgedrängt wird, ist ziffern-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mäßig fest zu belegen. Auch das wird in naher Zukunft politisch bedeutungsvoll werden. Die Zahl der osmanischen Türken und derer, die sich für solche halten, läßt sich sehr schwer angeben. Wenn wir sie zu 10 Millionen annehmen, so ist das hoch gegriffen. Neben »Türken« und Griechen sind in Kleinasien nur noch einige hunderttausend Armenier zu erwähnen, die durch die Türken gewaltsam über die Halbinsel und bis nach Konstantinopel verbreitet worden sind. Die Arabisch sprechende Bevölkerung von Syrien, von der aber ein bedeutender Bruchteil Christen sind, können wir auf 2 Millionen, die von Unter-Ägypten auf $5^1/_2$ Millionen einschätzen.

Wir würden also unter Weglassung kleiner, für unsere Gesichtspunkte belangloser Bruchteile in runden Zahlen folgende Tafel der Völker des Mittelmeergebiets aufstellen können:

1. Romanische, katholische Völker um das Nordwestbecken		60 Millionen
a) Italiener	34 Millionen	
b) Spanier	18 „	
c) Portugiesen	4.7 „	
d) Franzosen	2.8 „	
2. Slaven der südosteuropäischen Halbinsel (Griech. Christen)		10 „
a) Serben	5 Millionen	
b) Bulgaren	5 „	
3. Albanesen (Muhamedaner, griech. und katholische Christen)		1.5 „
4. Griechen		5 „
5. »Türken«		10 „
6. Berbern		13 „
7. »Araber«		$8^1/_4$ „
Gesamtsumme der Muhamedaner		31 Millionen
„ „ Christen		75 „
Gesamtsumme der Bewohner der Mittelmeerländer		106 Millionen

Es ergibt sich also daraus die außerordentliche numerische Überlegenheit der christlichen Bewohner der Mittelmeerländer. Es ergibt sich dann ferner, daß die von Muhamedanern bewohnten Mittelmeerländer außerordentlich dünn bevölkert sind. Das beruht aber nicht so sehr auf geographischer Benachteiligung, denn Syrien, Barka, Tripolitanien, Tunesien usw. waren in römischer Zeit sehr dicht bevölkert, als auf der Wirkung der schlechten Verwaltung, die heute alle muhamedanischen Länder kennzeichnet. Ägypten, Tunesien, Algerien zeigen, dass solche Länder, unter europäisch-christliche Verwaltung gestellt, sich wirtschaftlich rasch heben und ihre Bevölkerung vermehren.

Die Überlegenheit der christlichen über die mohamedanischen Völker im Mittelmeergebiet, deren durch den Islam geschaffenes Zusammengehörigkeitsgefühl man andererseits beachten muß, wird aber noch erhöht dadurch, daß die letzteren als ursprüngliche Steppen- und Hirtenvölker bis heute die trockensten Gegenden des Mittelmeergebietes bewohnen und völlig festländisch und meerscheu sind, Türken sowohl wie Araber. Griechen, Italiener und andere Christen besorgen für sie den Seeverkehr. Die Türken haben vom Seewesen nie etwas verstanden und verstehen auch heute nichts davon. In den Zeiten, wo es eine mächtige türkische Flotte gab, war diese von Renegaten geführt und von Christen bemannt. Und die Piraten der Berberei waren eben aus Spanien vertriebene »Andalusier« und Berbern, ihre Führer im 16. Jahrhundert auch vorzugsweise Renegaten.

Die letzte und wichtigste Schlußfolgerung aber, die sich aus diesem Zahlenbilde ergibt, ist die, daß von den 106 Millionen Bewohnern der Mittelmeerländer 34 Millionen d. h. 32% Italiener sind. Das ist eine hochpolitische, für die nächste Zukunft wohl zu beachtende Tatsache! Denn die staatliche Einigung des italienischen Volkes, der jetzt ein großer wirtschaftlicher Aufschwung folgt, wird sich ohne Zweifel auch durch wachsendes politisches Schwergewicht geltend machen und die Gunst der zentralen Lage und andre geographische Faktoren in Wirksamkeit setzen. Dies darf man umsomehr annehmen, als ein Zug, der das Mittelmeer und die Volksverteilung im Mittelmeergebiet ganz besonders kennzeichnet, in Italien am schärfsten hervortritt: das Drängen der Menschen an dieses Meer, die Verdichtung der Bevölkerung an seinen Gestaden.

Italien muß schon nach seiner langen, schlanken Gestalt und als Brücke, die quer über den mediterranen Einbruchskessel vom Fuße der Alpen zum Atlas hinüber geschlagen ist, bei seiner gewaltigen Küstenlänge und seinen geringen Meerfernen, ein durchaus maritimes Land sein. In der Tat sehen wir die Menschen sich dort an den Küsten drängen, am auffälligsten in Ligurien, Apulien, an der Nord- und Ostküste Siziliens, am Golf von Neapel. Alle größeren Städte liegen am Meere, selbst die Meerferne von Mailand beträgt nur 120 km. Für 80% des Flächeninhalts des Königreichs beträgt die Meerferne nur 100 km, d. h. in 2 Stunden kann man an

Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

das Meer hinabſteigen. Ja $16\,^0/_0$ der Bevölkerung wohnt überhaupt unmittelbar am Meere. Das iſt für die Sichgeltendmachung Italiens im Mittelmeere von großer Bedeutung. Von je her waren die Italiener ausgezeichnete Seeleute, und die Fiſchereien im Mittelmeer liegen, wie der aufmerksame Beobachter leicht gewahrt, zum großen Teile in ihrer Hand.

Aber auch in faſt allen übrigen Mittelmeerländern wohnen die Menſchen vorzugsweiſe am Meere. In Spanien prägt ſich der ja in der neueſten Zeit beſonders raſch wachſende Gegenſatz zwiſchen den inneren und den Randlandſchaften auch beſonders darin aus, daß in letzteren die Bevölkerung ſich unabläſſig mehrt, in erſteren zurückgeht. Von der erſtaunlich geringeren mittleren Volksdichte Spaniens von 35 Köpfen auf 1 qkm gehen auf die inneren Provinzen 14 und 15, während ſie in den mediterranen Randlandſchaften in Valencia 68, Malaga 71, Alicante 76, Barcelona 117 Köpfe, eben das Mittel des ganzen Deutſchen Reichs, ausmacht. In den Atlasländern tritt das Drängen der Menſchen ans Meer noch auffälliger zu Tage; alle größeren Städte liegen am Meere, ſelbſt die Meerferne von Conſtantine und Tlemcen in Algerien bleibt unter 100 km, nur bei Fez und Marrakeſch beträgt ſie mehr. Man wird annehmen können, daß etwa zwei Drittel aller Bewohner der Atlasländer innerhalb 100 km Meerferne wohnt. Ganz ebenſo iſt es in Syrien, wo ſchon bei weniger als 100 km Meerferne die Wüſte beginnt; das Gleiche iſt auch der Fall in Kleinaſien, erſt recht jedoch in Griechenland und auf der Balkanhalbinſel.

Vergegenwärtigen wir uns aber zum Schluſſe, daß alle Mittelmeerländer im Altertum dicht bevölkert geweſen ſind, und daß ſich die Landesnatur nicht ſo weſentlich geändert hat, daß ſie nicht auch heute eine weit dichtere Bevölkerung zu ernähren vermöchte! Kleinaſien allein, wo heute nur 18 Köpfe auf 1 qkm kommen, bietet noch Raum für 43 Millionen, und der Landgürtel, der vor den Toren Wiens beginnt und an der Euphratmündung endet, einen ſolchen gar für 100 Millionen. Bedenkt man dies, und zieht obenein in Betracht, daß, wie Aegypten und Algerien zeigen, in den islamitiſchen Ländern, die unter europäiſcher Verwaltung ſtehen, die Bevölkerung ſich wieder zu mehren begonnen hat, ſo zeigt ſich klar, daß das Mittelmeergebiet nicht nur auf eine große Vergangenheit zurückblickt, ſondern daß es auch eine große Zukunft beſitzt, und daß daher ſeine politiſche Wichtigkeit in der Zukunft unabläſſig und raſch ſteigen muß.

Erinnerungen an William Rainey Harper,

Präſident der Univerſität von Chicago.

Von Profeſſor D. Dr. Karl Budde, Marburg i. H.

Unvergeßlich bleibt mir, wie ich die Bekanntſchaft Harpers machte. Es war im September 1897 auf dem Orientaliſtenkongreß in Paris. Kurz vorher war feſt vereinbart worden, daß ich die Reihe von Vorleſungen über die Religion des Alten Teſtaments, für die mich das »Committee for American lectures on the History of Religions« ſchon längſt gewonnen hatte, im folgenden Jahre 1898 halten ſollte. Für ſieben amerikaniſche Univerſitäten und Fakultäten war ich verpflichtet, Chicago hatte ſich nicht dazu gemeldet, obgleich es dem Kartell angehörte. Auf dem Begrüßungsabend, mit dem der Kongreß ſeinen Anfang nahm, umdrängten mich bald die amerikaniſchen Kollegen, denen ich bis dahin noch unbekannt war. Auch ein unterſetzter, wohlgerundeter Herr trat herzu, faſt noch jugendlichen Ausſehens, mit ſchlicht geſcheiteltem ſchwarzem Haar, glattraſiertem, rundem Geſicht, blitzende, kluge Augen unter der Brille: es war kein anderer als William Rainey Harper, der Präſident der Univerſität von Chicago, mein Fachgenoſſe als Profeſſor des Alten Teſtaments. Sofort entſpann ſich ein lebhaftes Geſpräch, auf engliſch natürlich, denn Harper ſprach das Deutſche nicht, hatte er doch, eine Ausnahme unter den leitenden Geiſtern der amerikaniſchen Univerſitäten, nie in Deutſchland ſtudiert. Aber nach wenigen Minuten ſchon brach er kurz ab: »Wir müſſen Sie auch in Chicago haben!«,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und verschwunden war er. Ehe ich noch recht Zeit gehabt, mich zu besinnen, was das zu bedeuten hätte, ſtand er schon wieder vor mir: »Wir bekommen Sie nach Chicago, die Sache iſt abgemacht, Sie werden mein Gaſt sein!« Spornſtreichs war er hingegangen zu dem Geschäftsführer des Ausschusses, Prof. Jastrow von Philadelphia, hatte Chicago ebenfalls für die Vorlesungsreihe angemeldet, den schuldigen Beitrag zugesagt, und ich war vergeben und verdungen, ehe ich mich's versah. Faſt wollte mich die kurz angebundene Art verdrießen, in der über mich verfügt worden war, als wenn ich ein Ballen Baumwolle wäre; aber ein Blick in die freundlichen Augen meines Gegenüber brachte mich auf andere Gedanken und ließ mich fröhlich in die dargebotene Hand einschlagen. Es war eben der ganze Harper, den ich in diesen wenigen Minuten kennen gelernt hatte, der Amerikaner vom Scheitel bis zur Zehe. Schneller Entschluß, kühl sachliche, kaufmännische Behandlung der Geschäfte, daneben aber sichere Schätzung und volle, herzliche Würdigung der Persönlichkeit, das waren ja gerade die Eigenschaften, denen Harper seine großen, erſtaunlichen Erfolge verdankte. Mit 19 Jahren Doktor, mit 23 Professor am Baptiſten-Seminar in Chicago, mit 32 Professor der semitischen Sprachen an der Yale-Universität in New Haven, der zweiten an Rang in seinem weiten Vaterland, war er schon mit 35 Jahren, im Jahre 1891, als Professor und Präsident an die Universität von Chicago berufen worden, nicht als Nachfolger eines andern, sondern als der gewiesene Mann, um die seit 1886 eingegangene Hochschule ganz neu zu begründen und als würdige Schwester in die Reihe der älteren einzufügen.

Ein Jahr nach diesem erſten Zusammentreffen gewann ich einen Eindruck von dem, was Harper in den kurzen sechs Jahren geleiſtet hatte, und lernte zugleich ihn und sein Haus vollends schätzen und lieben. Der letzthinzugekommene Ort für meine Vorlesungsreihe war der Zeit nach als erſter angesetzt worden, und auf besonderen Wunsch Harpers mußte ich meine Ankunft in Chicago derart beschleunigen, daß ich den »Convocation exercises«, den Feierlichkeiten zur Eröffnung des Semeſters, oder vielmehr des Trimeſters, nach Harpers neuer Einteilung des akademischen Lehrjahres, beiwohnen konnte. Zwölf Tage lang war ich Gaſt in des Präsidenten Hause, in dem ganzen, aufs höchſte wohltuenden Sinn, den amerikanische Gaſtfreundschaft umschließt: sich als Glied der Familie zu fühlen und doch völlig frei zu sein, zu tun und zu lassen, was einem beliebt. Es herrschte ein reges, ein buntes Treiben, faſt zu bunt für die nachdenkliche Arbeit religionsgeschichtlicher Vorlesungen, selbſt nachdem die Feſte der erſten Tage verrauscht waren. Eine Feier im engſten Kreise leitete nach schon ſtehend gewordener Sitte die Feſtlichkeiten ein und gab ihnen von vornherein einen schönen persönlich gemütlichen Zug. Am Morgen des 1. Oktobers erschienen zum erſten Frühſtück im Hause des Präsidenten mit ihren Frauen alle neu berufenen Glieder des Lehrkörpers und der Verwaltung der Universität und wurden in traulichem Kreise willkommen geheißen, mit der ganzen schlichten, natürlichen, durchaus sachlichen Beredsamkeit, die Harper überall zu Gebote ſtand. Nachdem die Gäſte sich empfohlen hatten, ging's in das Verwaltungsgebäude der Universität, wo die Einschreibung der neuen Studierenden im Gange war. In dichtem Gewimmel drängten sich Männlein und Fräulein, unter den letzteren auch ältere Studierende, graduates, die mit Stolz und nicht ohne Koketterie ihre Tracht, cap and gown, spazieren trugen. »Are there many girls, Dan?« fragte der Präsident beim zweiten Frühſtück seinen ſtudierenden Sohn. »More girls than boys, pa!« lautete die Antwort, faſt ein wenig verdrießlich. Harper war ſtolz darauf, dem Frauenſtudium die Tore weit aufgetan zu haben, und mit besonderer Genugtuung wies er mir die eben fertig gewordenen Dormitories (Internate) für weibliche Studierende, mächtige Gebäude, die eine große Zahl zu beherbergen vermochten. Auch den eigentlichen Convocation exercises die sich am Abend in dem größten Konzertsaal der Stadt abspielten, liehen die schon früher promovierten und die eben jetzt mit den akademischen Ehren geschmückten Frauen einen besonders bezeichnenden Zug. Im übrigen verlief die Feier den unsern sehr ähnlich, nur daß ein längeres Gebet vorausging. Für dies wie für die Feſtrede waren Gäſte von auswärts berufen worden. Der Bericht des Präsidenten über den vergangenen Abschnitt schob sich dazwischen ein, die Verkündigung der Promotionen und Preise fügte sich wie üblich am Schlusse an. Eigen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tümlich berührte den deutſchen Gaſt die Operettenmuſik eines Orcheſters, die die Pauſen zwiſchen den einzelnen Handlungen ausfüllte, ja den Aufmarſch der Promovierten ſtändig begleitete; aber gewiß entſprach ſie dem Geſchmack der Verſammlung, wie denn Harper ſehr wohl verſtand, an der rechten Stelle für wirkſames Gepränge (show) Sorge zu tragen. Die feierliche Ergänzung bildete der Eröffnungsgottesdienſt des folgenden Sonntags, an dem der Redner des Feſtaktus, Präſident Cuthbert Hall aus New York eine großartige Predigt hielt, den Abſchluß im engeren Kreiſe am Montag das Feſteſſen des Lehrkörpers in dem ſchönen Gebäude des Quadrangle Club. Daß auch da wie in dem Univerſitätsklub überhaupt, wie im Hauſe des Präſidenten und anderwärts nach ſtrenger Baptiſtenſitte keinerlei alkoholiſches Getränk floß, gab dem Ganzen wohl etwas Nüchternes im eigentlichſten Sinne des Wortes, und die glänzende Speiſenfolge hob ſich für den Neuling von dieſem kahlen Hintergrunde doppelt wunderlich ab. Im übrigen aber fehlte es keineswegs an Anregung. Zum Teil hatten wir Gäſte dafür zu ſorgen, außer mir der gefeierte Generalarzt der amerikaniſchen Truppen auf Kuba, der ſoeben aus dem Felde zurückkam, und ein neuer Dozent der engliſchen Sprache. Denn jedem von uns war unter Angabe des Gegenſtandes eine Tiſchrede zudiktiert: mir war die Solidarität der Wiſſenſchaft der alten und neuen Welt zugefallen.

Aber der Glanzpunkt des Abends war doch der ſchmuckloſe Bericht über die augenblickliche Geſchäftslage der Univerſität, mit dem der Präſident der Aufforderung des Feſtvorſitzenden nachkam. Nichts Vorbereitetes, kein Manuſkript, keine langweiligen Liſten. Frei von der Leber weg wurde das bisher Erreichte geſchildert, das in der nächſten Zeit zu Erſtrebende dargelegt. Zum Schluß kam ein Knalleffekt, der ſelbſt auf die härter geſottenen amerikaniſchen Hörer ſeine Wirkung nicht verfehlte. »Bei alledem«, ſo etwa führte Harper aus, »iſt unſere Lage doch ernſt und ſchwierig genug. Am 1. Januar 1899 haben wir laut eingegangener Verpflichtung an Herrn John D. Rockefeller die Summe von einer Million Dollar zurückzuzahlen, die er uns zinslos vorgeſtreckt hat. Nun iſt Herr Rockefeller ja gewiß ein guter Mann; aber Sie alle wiſſen auch, daß er in Geldſachen keinen Spaß verſteht. Herr Goodſpeed (der Kaſſierer) und ich werden uns alſo wohl oder übel aufmachen müſſen, um binnen drei Monaten die Summe zuſammenzubringen, von der bis heute noch kein Cent vorhanden iſt. Ich kann Sie verſichern, daß es kein Vergnügen iſt, ganze Wochen lang von Tür zu Tür zu ziehen und mit 50 und 100 Dollar eine Million zuſammenzubetteln. Aber da hilft nichts, da ſein muß das Geld zu Neujahr, und umſomehr muß es das, weil wir von Herrn Rockefeller noch $3^1/_2$ Millionen brauchen!« Man kann ſich denken, welchen Sturm von Heiterkeit dieſe rückſichtsloſe Offenherzigkeit entfeſſelte. Er bewegte ſich eben auf dem Boden, wo er ſich als der unerreichte Meiſter fühlen durfte, das war die Finanziierung der neuen Hochſchule, die Beſchaffung immer neuer, ungeheurer Summen, um in möglichſt kurzer Zeit Lehrkörper und Anſtalten, lebendiges und totes Inventar über den Stand eines unzulänglichen Proviſoriums zum endgültigen und vollſtändigen, reichen und gediegenen Ganzen hinauszuheben. Ich weiß nicht, ob man Harper mit Recht einen Vorwurf daraus gemacht hat, daß er es nicht verſchmäht hat, den Petroleumkönig John D. Rockefeller vor allen anderen zum Nährvater der neuen Univerſität zu wählen, der nach allgemeinem Urteil in den Mitteln zur Gewinnung ſeines rieſigen Reichtums nicht eben wähleriſch war und iſt. Es verſteht ſich für einen amerikaniſchen Millionär von ſelbſt, daß er ſich durch Spendung eines Teils ſeines Vermögens für öffentliche Zwecke einen Namen macht; es verſtand ſich für Harper von ſelbſt, daß er den Kröſus Chicagos nicht überging, ſondern den im Fluſſe befindlichen Strom nach Kräften in ſeine Kanäle lenkte. Aber keineswegs war er der einzige, den er heranzuziehen wußte, und auch die Vornehmſten und Beſtbeleumundeten ſtießen ſich durchaus nicht daran, als Donatoren neben Rockefeller zu ſtehen. Die glänzende Sternwarte der Univerſität in Williams Bay ſchenkte im Jahre 1892 Herr Charles T. Yerkes, die biologiſchen Inſtitute (Zoologie, Botanik, Anatomie, Phyſiologie) wurden 1895 von Fräulein Helen Culver mit einer Schenkung im Werte von 1 Million Dollar fundiert, und auch eine Anzahl der mächtigen Gebäude, die damals ſchon auf dem Campus der Univerſität ſelbſt ſich erhoben, trug den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Namen je eines anderen Stifters, dem damit ein ewiges Gedächtnis gesichert wurde. Als ich in die zweite meiner sechs Vorlesungen ging, entschuldigte sich Harper, daß er verhindert wäre, ihr beizuwohnen. Eine Dame von auswärts, eine große Gönnerin der Universität, sei in der Stadt und habe ihn zu einer Besprechung bestellt. Als wir uns wiedersahen, strahlte sein ganzes Gesicht: eine Viertelmillion Dollar für ein neues Institut — für die Summe kann ich nicht mehr genau einstehen — hatte er aus der Besprechung heimgebracht. Ein hübsches Histörchen hörte ich drüben von seiner Virtuosität im Geldbeschaffen — charisma collectandi nannte man die Eigenschaft bei dem Kaiserswerther Fliedner, der ihm freilich nicht das Wasser reichte. In einer großen Gesellschaft wird ein reicher Mann auf einen untersetzten, sehr beweglichen, augenscheinlich äußerst unterhaltenden Herrn aufmerksam. Er fragt einen Bekannten, wer das wohl sei. »Was, den kennen Sie noch nicht? Das ist ja Präsident Harper.« Er antwortet keine Silbe, sondern geht zu seiner Frau: »Frau, da sind 10 Cents für den Tram zum Heimfahren; verwahre sie, Präsident Harper ist da.« Gut erfunden, aber doch nicht wahr, denn Harper hätte wohl die Geldtasche seines Opfers in Frieden gelassen und sich einen Check ausgebeten, der ihm mehr bot. Aber neben der kleinen Bosheit gegenüber der »Unwiderstehlichkeit«, wie sie die Pythia Alexander dem Großen nachsagte, ohne die übrigens keiner der großen praktischen Wohltäter der Menschheit hat auskommen können, enthält dieses Geschichtchen doch auch ein wertvolles und wohlverdientes Zugeständnis. So viel zu erreichen, dazu gehörte auch die herzgewinnende Liebenswürdigkeit Harpers und der Eindruck von seiner gewaltigen Willenskraft, seiner Zähigkeit und Unermüdlichkeit, und von dem sicheren Erfolg dessen, was er in die Hand nahm. Wer ihm Geld übergab, der wußte, daß sein Pfund reiche Zinsen tragen würde. Es gehörte freilich ein Mann wie Harper dazu, um alles zu übersehen, was er gleichzeitig unter den Händen hatte. Von seiner Leistungsfähigkeit gaben mir auch die Tage, in denen ich sein Gast war, ausreichende Beweise. In die Convocation exercises verflochten war noch eine große Pastoralkonferenz, eine große Abendgesellschaft der Methodistengemeinde, und vor allem nahmen die Vorbereitungen zu dem Besuche des allgemein verehrten Präsidenten McKinley, der in nächster Zeit bevorstand, in immer neuen Sitzungen sehr viel Zeit in Anspruch. Überall stand Harper an der Spitze, überall war er zugegen, und stets strahlte sein Auge, nie verriet er auch nur das geringste Zeichen der Ermüdung. Ich hörte ihm nachsagen, daß er zur Erholung dann und wann eine Reise nach New York mache, im Schlafwagen hin und im Schlafwagen zurück, dazwischen den Tag mit aufgelaufenen Geschäften ausgefüllt. Der Posten des Präsidenten einer größeren amerikanischen Universität gehört ohne Zweifel zu den verantwortlichsten, vielseitigsten, aufreibendsten, die es auf der Welt gibt. Rektor, Kurator, Ministerialdezernent, alles in einer Person, das würde seine Grenzen mit uns geläufigen Größen doch nur annähernd ausfüllen. Denn jene alle arbeiten doch bei uns mit einem reichen ererbten Bestande und schöpfen aus flüssigen, sich nach Bedarf vermehrenden Mitteln. Der amerikanische Präsident hat zugleich selbst die Mittel zu beschaffen und je nach Befund Neuschöpfungen gleichsam aus dem Boden zu stampfen. Bewundernswürdig aber ist es, wie man je nach den verschiedenen Bedürfnissen der einzelnen Universitäten geradezu glänzende Vertreter dieses schweren Postens immer wieder aufzutreiben weiß. Es war mir vergönnt, die bedeutendsten Präsidenten persönlich kennen zu lernen, wenn ich auch keinen von ihnen so lange und so aus der Nähe beobachten konnte wie den der Universität von Chicago. Ein Eliot von Harvard, ein Schurman von Cornell, ein Gilman von Johns Hopkins, jeder füllte seine Stelle aufs vollkommenste aus. Aber nach Chicago gehörte nur Harper, der Unverwüstliche, der stets Bewegliche, der kurz Entschlossene, der Siegesgewisse.

Es liegt außerhalb des Bereichs dieser schlichten persönlichen Erinnerungen, Harpers Wirken über seine Universität hinaus im einzelnen zu verfolgen. Als hervorragender Pädagog, als eine der anerkannt leitenden Persönlichkeiten in allen Sachen des Unterrichts, wurde er überall begehrt, wo es sich um neue Schritte auf diesem Gebiete handelte. Vor allem die Bewegung der University extension, der Nutzbarmachung der Hochschulen für die Bildung weiter Volkskreise, sah ihn an ihrer Spitze; ja schon ehe er

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Präsident von Chicago war, hatte er eine lebhafte Tätigkeit in dieser Richtung entwickelt. Aber auch die Gefahr der Zersplitterung und Verflachung der Universitätslehrer durch solche Vervielfältigung ihrer Pflichten entging ihm nicht; es war ein bedeutsamer Schritt, daß er an der neuen Universität eine besondere Abteilung für die University extension begründete; nicht weniger als 15 Lektoren standen schon im Jahre 1898 ausschließlich in deren Dienst. Auch das System der Affiliationen, des Kartells mit kleineren und enger begrenzten Unterrichtsanstalten aller Art, war Harpers Eigentum und hat bei dem individualistischen Verfahren, das in Amerika alles beherrscht und Zuständen und Anstalten leicht etwas Zufälliges und Zerfahrenes gibt, viel Segen gestiftet. Überall ging er schöpferisch zu Werke, ein neuer Typus der amerikanischen Universität und des gesamten Unterrichts schwebte ihm vor, und unablässig arbeitete er an seiner Verwirklichung. Dabei war er keineswegs eigensinnig und unverbesserlich. Den Beweis dafür hat er vor allem auf dem Gebiete der Coëducation geliefert. Von ihrem Werte überzeugt, machte er anfangs seine Universität zur Stätte vollkommen gemeinsamen Unterrichts für beide Geschlechter. Die Errichtung der Dormitories für die weiblichen Studierenden war der erste, gewiesene Regulator dafür. Aber im Jahre 1902 entschloß er sich, den gemeinsamen Unterricht für die ersten Universitätsjahre, für die Juniors, einfach wieder aufzuheben; erst nach dem Graduate-Examen finden sich die beiden Geschlechter im gleichen Hörsaal zusammen. Ohne Zweifel hat die Beobachtung des Flirt zwischen girls and boys, Mädels und Buben, wie man dort unbefangen auch die Studierenden noch benennt, ihn doch zu der Überzeugung geführt, daß Studium und Charakter der jungen Leutchen bei getrennter Arbeit besser gedeihen. Gerade die seltene Vereinigung idealen Strebens mit nüchterner Beobachtung und hervorragender praktischer Begabung machte Harper zum berufenen Reorganisator für das gesamte Unterrichtswesen. Große Pläne hat er noch mit ins Grab genommen; aber manche seiner Anregungen werden gewiß auch seinen Tod überdauern.

Als dankbarer Gast aber muß ich vor allem der schönen Häuslichkeit gedenken, die Harper sein eigen nannte. Sehr glücklich fühlte er sich in dem neuen Präsidentenhause am Rande des Campus, dicht an der prachtvollen Allee der Midway Pleasance, das er damals erst seit kurzem bezogen hatte. Durch und durch gediegen und vornehm, von weiten, reichlichen Räumen, aber keineswegs üppig und prunkvoll, vielmehr bis in den letzten Winkel wohnlich und behaglich. Aber der schönste Schmuck des Hauses war doch seine Herrin, Frau Harper. Sie war Harpers Jugendliebe im vollsten Sinne des Wortes; denn schon mit 19 Jahren hatte er geheiratet; etwa gleichaltrig mit ihm, sah sie natürlich älter aus. Eine Pfarrerstochter — ihr ehrwürdiger Vater verbrachte seinen Lebensabend unter ihrem Dach — hatte sie die ganze Schlichtheit und Natürlichkeit des Elternhauses behalten und versah doch ihre hohe Stelle mit der vollen Würde, die sich dafür gebührte. Von sieben Kindern waren dem Paar nur drei geblieben, die stattlichen jungen Leute Davida und Daniel, beide begeisterte Studierende der Universität, und der kleine Donald. Musterhaft war ihr Verhältnis zu den Eltern, eine Freude war es zu sehen, wie Harper unter den Seinen auflebte, wie er alles, Großes und Kleines, mit ihnen teilte. Jeder, der dort Gast sein durfte, mußte sich wohlgeborgen und in der Familie zu Hause fühlen.

Und ein zweites habe ich als Fachgenosse zu bezeugen, ein Lob, das unter allem, was man Harper nachsagen kann und muß, wohl das Unerwartetste und Erstaunlichste sein mag. Für den Präsidenten einer amerikanischen Universität, der auf Lebenszeit gewählt wird, ist es nicht wie für unsere Rektoren unerläßliche Voraussetzung, daß er selbst eines der akademischen Fächer als Professor vertritt. Und ist dies überwiegend der Fall, so wird er doch in den meisten Fällen als Präsident seine Lehrtätigkeit entweder einfach aufgeben oder nur ganz nebenbei und mehr dem Namen nach ausüben. Harper gab diesem Zwange nicht nach. Er war wirklich begeistert für sein Fach, besonders das Alte Testament, und vor allem war er Schulmeister mit Leib und Seele. Niemand hat in Amerika für die Kenntnis des Grundtextes des Alten Testaments, für die Verbreitung hebräischer Sprachkenntnisse mehr getan als er. Und während seiner ganzen Präsidentenzeit — wenigstens galt das noch, als ich sein Gast

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war — begann er sein Tagewerk regelmäßig in früher Morgenstunde mit hebräischem Elementarunterricht. Er ließ es aber dabei nicht bewenden; er setzte es durch, mitten unter den sich überstürzenden Wogen der heimischen und auswärtigen Geschäfte selbst noch wissenschaftlich weiterzuarbeiten und durch wichtige schriftstellerische Beiträge sein Fach zu fördern. Ein großer Teil des Dachraumes des Präsidentenhauses war zu einem mächtigen gewölbten Saale ausgebaut, dem Studierzimmer Harpers, wohin er sich, so oft es anging, zurückzog, um in völliger Stille seiner Facharbeit obzuliegen. Es ist ihm noch gelungen, ein knappes Jahr vor seinem Tode das große Werk ans Licht zu bringen, mit dem er seit geraumer Zeit beschäftigt war, den Kommentar zu Amos und Hosea. Ich darf gestehen, daß ich das Geschenk-Exemplar mit gemischten Gefühlen in die Hand nahm: wie war es denkbar, daß ein so überlasteter Mann mehr als sekundäre Arbeit liefern sollte? Auf das angenehmste sah ich mich enttäuscht; der Kommentar ist von A bis Z die Gründlichkeit und Zuverlässigkeit selbst und beherrscht eine Stoffmasse, wie man sie selten vereinigt findet, mit sicherem und scharfem Urteil, so daß man ihn nie vergebens zu Rate zieht. Gewiß hat Harper gute Gehilfen zur Verfügung gehabt; im Vorwort stattet er ihnen den Dank ab und spricht es aus, wie er vielleicht ohne sie sein Werk nie zum Abschluß gebracht hätte. Aber aller Rohstoff ist doch von ihm selbst aufs gewissenhafteste durchgearbeitet, und erstaunlich bleibt die Leistung unter allen Umständen. Die tiefste Lösung des Rätsels geht dem Vorwort noch voraus, und sie führt uns zu dem vorigen Abschnitt zurück; es ist die schlichte Widmung an sein Weib: To Ella Davida Harper whose devotion to her husband and to his work has been his greatest source of help and strength during thirty years. —

Im Frühjahr 1904, als die Universität von Chicago ein Fest wesentlich zu Ehren der deutschen Wissenschaft feierte, bei dem Vertreter der vier Fakultäten aus Deutschland zugegen waren, war Harper eben von einer schweren Operation aufgestanden. Man sprach vom Blinddarm; andere fürchteten schon ein weit schwereres, unheilbares Leiden. Kaum erwartete ich ihn im Herbst in St. Louis auf dem Kongreß bei Gelegenheit der Weltausstellung zu sehen. Aber siehe da: als ich am Morgen nach der Ankunft den Frühstückssaal meines Gasthofes betrat, stieß ich sofort auf W. R. Harper, der mich aufs freundschaftlichste begrüßte, ganz der alte, äußerlich unverändert, scheinbar die Kraft und die Frische selbst. Er führte mich an seinen Tisch und stellte mich den hohen Würdenträgern des Kongresses, mit denen er zusammensaß, vor; auch mit seinem lieben Sohn, der mehr und mehr das Ebenbild des Vaters geworden war, durfte ich die Bekanntschaft erneuern. Mehr als einmal haben beide mir in den kurzen Tagen von St. Louis schätzbare Dienste geleistet, und trotz aller Organisationsarbeiten machte Harper es wiederholt möglich, mit mir zusammenzutreffen. Unvergeßlich ist mir, mit welchem Eifer er uns bei dem Festessen des Botanischen Gartens, das uns alle vereinte, zu einem Theologentisch in nächster Nähe des Präsidiums vereinigte und nur bedauerte, daß er nicht bei uns Platz nehmen konnte, sondern dort feierlich zu thronen gezwungen war. Es sollte das letzte Mal sein, daß ich Harper begegnete. Abenteuerliche Gerüchte über seine Krankheit, über die wunderbaren Kuren, die man mit ihm eingeschlagen, drangen herüber. Zuletzt war es doch das alte, unsäglich traurige Lied: rettungslos raffte ihn das tückische Krebsleiden, mit dem er so lange gekämpft, dahin. Am 10. Januar 1906 erlag er ihm, noch nicht fünfzig Jahre alt, bis zu seinem Tode rastlos tätig.

Vor mir liegt die Ankündigung eines Werkes zu seinem Gedächtnis: Old Testament and Semitic Studies in memory of William Rainey Harper, zwei Bände in 4⁰, von allen beigesteuert, die drüben in seinem Studienfach einen Namen haben. Aber ein bleibenderes Denkmal hat er sich selbst errichtet in der Universität, der er seinen Geist eingehaucht. Beim Abschied im Jahre 1898 überreichte er mir den eben erschienenen dritten Band der studentischen Veröffentlichung The Cap and Gown, die jedesmal zwei Jahre des akademischen Lebens zusammenfaßt. Es ist ein reich illustrierter Prachtband in 4⁰ von 250 Seiten, voll von intimen Einzelheiten und sprühend von Talent und Witz. Nirgends kann man sich besser überzeugen, daß die neue Hochschule schon damals ihren besonderen Korpsgeist ausgebildet hatte und sich mit Stolz ihrer Eigenart bewußt war, die doch niemand sonst spiegelt als die Per-

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sönlichkeit ihres Gründers W. R. Harper. Ich weiß den Nachruhm des seltenen Mannes nicht besser zusammenzufassen, als es dort in der Schlußstrophe des schönen Gedichtes »Alma Mater« geschieht, in dem schon 1894 ein begeisterter Schüler das Lob der neuen Hochschule gesungen hat:

O fair young Mother, throned in grace
Beside the azure inland sea,
The mother of a mighty race
Of peaceful conquerors thou shalt he.
Beyond the ages lift thine eyes
To where thy sheltring walls yet rise
Beneath the hope-filled western skies,
Still our dear Alma Mater.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Präsident Eliots Rede in der Cornell-Universität — Deutsche Gemäldegalerie — Ausgrabung einer mexikanischen Stadt.

Das warmempfundene Charakterbild Präsident Roosevelts, das die »Internationale Wochenschrift« vor einiger Zeit veröffentlicht hat, und dessen Hauptinhalt uns unsere bedeutendsten Zeitungen sofort mitteilten, sowie das rege Interesse, mit dem Ihre Zeitschrift die Kulturangelegenheiten unseres Landes verfolgt, ist von unsern gelehrten und gebildeten Kreisen mit großer Freude aufgenommen worden.

In der mir soeben zugehenden Nummer vom 14. September behandelt Professor E. D. Perry ausführlich Eigenart und Organisation unserer Universitäten. Das gibt mir Veranlassung, über eine bedeutsame Rede zu berichten, die der Präsident von Harvard, Charles William Eliot, kürzlich vor der Phi-Beta-Kappa-Gesellschaft der Cornell-Universität gehalten hat. Perry weist in seinem Aufsatz auf den Unterschied der Staatsuniversitäten und der von privaten Großkapitalisten begründeten und unterhaltenen hin; er hat damit eine Frage berührt, die heute hier bei uns zu den brennenden gehört und viel erörtert wird. Die Stellung und die Berechtigungen der privaten Universitätsgründer bilden auch das Thema von Präsident Eliots Rede, dessen Stimme hier von besonderem Gewicht sein muß. Er warf die Frage auf, ob die Ansichten und Wünsche eines lebenden Wohltäters einen Einfluß ausüben dürften auf den Unterricht an der Anstalt, die er ausstattet. Seine Antwort war, wie man erwarten durfte, verneinend. Er erklärte, daß die Lehre, die nicht frei ist, und von der man nicht weiß, daß sie frei ist, keinen Wert habe. Gleichzeitig aber wies er darauf hin, daß die Wohltäter doch auch gewisse Rechte in dieser Hinsicht hätten. In seinen vorsichtigen Äußerungen heißt es, daß die Stifter beanspruchen dürften, daß ihre Wohltaten ihren Meinungen und Empfindungen Achtung in den unterstützten Anstalten und bei den Professoren verschafften, die ihre Spenden genießen. Dienen ihre Wohltaten allgemeinen Zwecken und nicht der Unterhaltung besonderer Unterrichtskurse, so widerspräche es nicht der Billigkeit, wenn sie verlangten daß Gegenstände, die wahrscheinlich in einer Art gelehrt werden würden, die ihrer Ansicht entgegenstände, überhaupt aus dem Lehrplan fortblieben, wenn nicht eine ernste öffentliche Pflicht es der Anstalt auferlegte, sie aufzunehmen.

Im scharfen Gegensatze zu Eliots Verlangen der »consideration and respect« gegen die Ansichten und Empfindungen der Wohltäter stehen die Angriffe, die Professor Charles Zeublin von der Universität Chicago gegen deren Begründer Rockefeller nach Zeitungsmitteilungen gerichtet hat. Er erklärte die Verteidigung der Standard Oil Company bei dem letzten Prozeß für schurkisch und warf Rockefeller und anderen Trustkönigen vor, mehr dazu beizutragen, daß der Sozialismus Boden gewinne, als dessen eifrigste Anhänger.

Die hiesige »Nation« nennt Eliots Ansicht unpopulär. Die Menge fände eben heute nichts dabei, eines Mannes Geld anzunehmen und dann ihn rücksichtslos zu kritisieren. Sie selbst vertritt aber mit Eliot die Meinung, es sei moralisch unanständig, ein Geschenk anzunehmen und dann den Geber zu kränken. Mit der Annahme verpflichte man sich zugleich, den Geber mit der üblichen Höflichkeit zu behandeln. Gewisse elementare Regeln des Anstandes, die den Verkehr zwischen den Menschen beherrschten, seien da gewesen, bevor es den Begriff Lehrfreiheit gegeben habe.

Die Rede Eliots zeigt, daß die akademische Freiheit bei uns im besten Falle unvollkommen ist. Manche behaupten, seine Ansichten stürzten ihr akademische Freiheit um. Betrachtet man aber die Verhältnisse, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten oder gewünscht werden, so kann man nicht umhin, auch für die akademische Freiheit die Grenzen anzuerkennen, die die allgemeinen Regeln des Verhaltens von Unterstützten zu ihren Wohltätern ziehen. Der Weg, die akademische Freiheit zu wahren, sagt die »Nation«, ist Spenden zurückweisen, die ihr Schaden bringen könnten.

Eliot hat mit seiner Rede an eine Frage von großer prinzipieller Tragweite für unser Land gerührt. Daß man hier nicht mehr so unbesehen Geschenke anzunehmen geneigt ist, haben in letzter Zeit die mehrfachen Rückweisungen bewiesen, die Rockefeller und andere Milliardäre erfahren haben. Für die weitere Ausgestaltung unseres Hochschulwesens, das ja zu großem Teile auf private Initative zurückgeht, dürfte diese Bewegung eine nicht geringe Bedeutung gewinnen.

Aus dem hiesigen Kunstleben wird für die Leser der »Internationalen Wochenschrift« vor allem die Ausstellung von Interesse sein, die die Lenox-Bibliothek von Radirungen, Stichen, Litho-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

graphien usw. der modernsten deutschen Künstler veranstaltet hat. Der Künstlerbund Karlsruhe ist besonders reich vertreten; wir finden Werke von Jenny Fikentscher, Hans von Volkmann, Friedrich Kallmorgen u. a. Eine ganze Reihe von Blättern von Max Klinger erregen Interesse, besonders der »Flüchtende Centaur« und »Bär und Elfe«; ebenso sind Hans Thoma, F. Overbeck, der Worpsweder H. Vogeler vertreten, um nur die bekanntesten Namen zu nennen. Die Ausstellung hat, so klein sie ist und so ungünstig sie des beschränkten Raumes wegen aufgestellt werden mußte, doch in den hiesigen Kunstkreisen ermutigende Aufmerksamkeit und Anerkennung gefunden. Sie wird als ein Spiegelbild einer höchst interessanten nationalen Kunstentwicklung bezeichnet, und wenn auch vieles dem Geschmack unserer Landsleute nicht entspricht, so gesteht man doch allgemein zu, daß sie von einer kraftvollen Bewegung der deutschen Kunst und von dem Vorhandensein starker Individualitäten Zeugnis ablegt.

Infolge des allgemeinen Interesses, das sie gefunden haben, beabsichtigt man solche Kunstausstellungen wie die geschilderte auch künftig in der ihrer Vollendung entgegengehenden großen öffentlichen Bibliothek zu veranstalten, die die Astor-, Lenox- und Tilden-Sammlungen unter einem Dache vereinigen wird. Dort werden sie geeignete Räumlichkeiten zu ihrer Verfügung haben. Dann wird es auch möglich sein, der deutschen Kunst zu ihrem Recht zu verhelfen und unsere Landsleute mit ihr immer vertrauter zu machen.

Zum Schluß erwähne ich die wichtige archäologische Entdeckung, die der Direktor der mexikanischen archäologischen Arbeiten, Leopold Batres, bei der Ausgrabung der Ruinen von San Juan Teothican, in der Nähe der Stadt Mexiko, gemacht hat. Er entdeckte unter den Ruinen, mit deren Bloslegung er beschäftigt war, die Überreste einer andern Stadt. In der Ecke eines Zimmers in einem der Gebäude der oberen Stadt fand er glatt polierte Steine mit dem Symbol des Schlangenkopfes. Nach ihrer Entfernung zeigte sich eine Galerie mit einer steinernen Treppe. Die weiteren Ausgrabungen führten zu der Entdeckung einer Stadt, die aus mehreren, durch schmale Gänge getrennten Gebäuden bestand und in Anlage und Bauart genau den über ihr liegenden Ruinen entspricht. Die Arbeiten müssen mit der größten Sorgfalt ausgeführt werden. Die Treppe, die von den oberen nach den unteren Ruinen führt, ist kaum hundert Meter lang. In den oberen Ruinen wurden prachtvolle und vorzüglich erhaltene Fresken entdeckt. Dem Gebäude, in dem sie gefunden wurden, gegenüber liegt ein großer Tempel, zu dessen Eingang eine mächtige Freitreppe führt. Der Umfang des Tempels konnte noch nicht festgestellt werden. Man ist jetzt mit der Konstruktion einer vier Kilometer langen Eisenbahn beschäftigt, um die Arbeiten zu erleichtern.

Mitteilungen.

In dem Verlage von Hachette & Cie. in Paris lassen Ch. Urbain und E. Levesque mit Unterstützung der Französischen Akademie eine kritische Ausgabe des Briefwechsels Bossuets nach den Originalen oder den genauesten Abschriften erscheinen. Sie wird eine größere Anzahl noch unveröffentlichter Schriftstücke enthalten und soll 7–8 Bände umfassen. Die beiden ersten sollen im Jahre 1908 erscheinen. Um eine möglichst große Vollständigkeit des Werkes zu erreichen, richten die Herausgeber in der Revue d'histoire littéraire de la France an alle Personen in Frankreich und im Auslande, die Briefe von und an Bossuet besitzen, die Bitte, sie ihnen mitzuteilen, sowie sie in Kenntnis zu setzen von etwaigen Aufbewahrungsorten solcher Briefe in öffentlichen und privaten Sammlungen.

*

Nach einer Statistik, die Professor Rudolf Tombo jr. kürzlich über die geographische Verteilung der Studenten der naturwissenschaftlichen Fächer an den amerikanischen Universitäten und Colleges veröffentlicht hat, und die 17 Anstalten umfaßt, nimmt die Anziehungskraft der älteren Anstalten des Ostens für den Westen noch immer zu, obgleich sich in letzter Zeit auch eine Gegenbewegung bemerkbar gemacht hat. Die Ausgestaltung großer Anstalten der mittleren Weststaaten hat noch nicht dem Brauche ein Ende gemacht, die Söhne von dort zur Erziehung in den Osten zu senden. Andererseits aber hat auch die verhältnismäßig kleinere Zahl von Studierenden aus dem Osten an Universitäten des Westens zugenommen. Nach Tombos Verzeichnis waren vertreten mit 20 oder mehr Studierenden in der Harvard-Universität 21 der Vereinigten Staaten, in der Yale- und der Columbia-Universität je 17, in der Cornell-Universität 16, in der Michigan-Universität 14, in der Pennsylvania- und Wisconsin-Universität je 9, in der Princeton- und Illinois-Universität je 7 der Vereinigten Staaten. Die Zahl der Ausländer betrug im Jahre 1906 897 gegen 792 im Vorjahre; dabei hatte sich der Zufluß von Studenten aus Europa, Afrika und Australien verringert. An acht unter den 17 Anstalten, auf die sich die Statistik bezieht, studierten 30 Deutsche, an neun 50 Engländer. In 23 Fällen betrug die Anzahl von Studierenden aus demselben fremden Land zehn. Vertreten waren an der Pennsylvania-Universität: Neuseeländer, Australier, Japaner, Zentralamerikaner und Kanadier, an der Cornell-Universität: Chinesen, Kubaner, Argentinier, Kanadier, an der Harvard-Universität: Chinesen, Japaner, Engländer, Kanadier, an der Michigan-Universität: Kanadier, an der Yale-Universität: Chinesen, Japaner, Zentralamerikaner, Kanadier, an der Ohio-Universität: Argentinier, an der Columbia-Universität: Japaner, Kanadier, an der California-Universität: Chinesen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

5. Oktober 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. — Preis der Einzelnummer 25 Pfg. — Für das Ausland bei direktem Bezuge unter Kreuzband 4 Mark 30 Pfg. das Vierteljahr. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie sämtliche Geschäftsstellen der Firma August Scherl G. m. b. H. entgegen. — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg

INHALT:

Der Charakter der mittelalterlichen Kunst.

Von Professor Dr. Georg Dehio, Straßburg i. E.

Das Mittelalter beginnt kunstgeschichtlich dort, wo die griechisch-römische Kunst, auf ihrem eigenen Boden abgestorben, im Schoße fremden Volkstums in neue, abartende Entwicklungen eintritt. In diesem allgemeinsten Sinne hat die abendländische Kunst denselben Ausgangspunkt wie die byzantinisch-orientalische. Verschieden ist aber hier und dort nicht nur das aufnehmende Medium, sondern auch formal die Art der Verbindung. Im Osten trifft die griechisch-römische Kunst mit einer anderen, die ihre eigenen, gleichfalls sehr alten und sehr bestimmt gerichteten Überlieferungen hat, zusammen. Die jungen Völker des Westens dagegen, Kelten und Romanen, haben ihr nichts eigenes und fertiges entgegenzustellen. Ihre Götter wohnten nicht in Tempeln, ihre Könige nicht in Palästen. Sie waren ohne Kunst. Von einer Vermischung zweier Systeme, wie sie im Osten sich vollzog, ist bei ihnen nicht die Rede.

Gewiß, alles was nachher die mittleren und neueren Zeiten künstlerisch geleistet haben, bliebe unverständlich ohne die Annahme, daß irgendwo in einem sehr verborgenen Winkel der germanischen Volksseele auch ein Keim zu künstlerischer Anlage bereit lag. Nur bleibt er für uns unsichtbar. Er besteht lediglich als potenzielle Energie und mußte lange schlummern, bis er in aktuelle sich umwandeln konnte. Phantasiebegabung zwar war das letzte, was der germanischen Volksseele gefehlt hätte. Die ihr natürlichste Form, sich auszudrücken, war aber die Dichtung; übergreifend selbst auf Gebiete, die ihrem Wesen nach dem Verstand gehören, wie Recht und Staat; nicht vorhanden war jene feinere sinnliche Reizbarkeit, die zur bildenden Kunst führt. Es will etwas sagen, daß der dreihundertjährige Zeitraum römischer Herrschaft in Germanien für die Erziehung der Unterworfenen nach der künstlerischen Seite völlig unfruchtbar blieb: über ein bescheidenes Begehren nach Schmückung ihres Leibes und ihrer Behausungen kamen sie nicht hinaus, und die Formen, die sie in Gebrauch hatten, waren von früh auf aus dem Kunstkreise der Mittelmeervölker geborgt. Alles Suchen nach einem ureigenen germanischen Formenschatz ist umsonst; was man zuweilen dafür gehalten hat, besonders im Bereiche der Nordgermanen, ist doch nichts anderes als barbarisiertes Lehngut. Auch die als Eroberer in die römischen Grenzen eindringenden Stämme sind zur Kunst in kein aktiveres Verhältnis gekommen; sie waren weitaus nicht die Zerstörer, die »Vandalen«, zu denen die spätere Legende sie gestempelt hat; sie gründeten ein Geschlecht von Herren, nicht von Handwerkern; sie nahmen die Kunst hin als einen untrennbaren Bestandteil der vorgefundenen Kultur, aber kraft eigenen Geschmacks ihr Vorschriften zu machen, lag ihnen fern. Genug, auch nach der germa-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nischen Eroberung wandelte sich die Kunst der lateinischen Länder genau so ab, wie sie es ohne sie getan hätte.

Erst die um Jahrhunderte jüngere zweite Aussaat im Norden, die von der christlichen Kirche unternommene, ging auf. Erst jetzt kam die Zeit, wo der nordische Mensch auf die an ihn herangebrachten Kunsteindrücke seelisch antwortete, wo er sie nach seinem Sinne sich deutete, nach seinem Sinne umgewandelt etwas ähnliches und doch schon anderes hervorzubringen sich gereizt fühlte. Zum ersten mal in greifbarer Gestalt tritt uns dies neue Verhalten im Reiche Karls des Großen entgegen: hier ist schon Mittelalter.

Zweierlei Veränderungen hatten sich inzwischen vollzogen: die eine in der inneren Disposition des empfangenden Teils, der Forschung verschlossen, aber notwendig vorauszusetzen; die andere im überlieferten Stoffe selbst. Um soviel die Verarmung und Desorganisierung der antiken Kunst weiter fortgeschritten war, um ebensoviel war sie der Einwirkung des neuen Nährbodens zugänglicher geworden. Die Antike wurde nicht mehr als ein geschlossenes System empfunden, nur als Summe vereinzelter Bilderscheinungen. Der nordische Geist drang ein als zerlegendes, Gärung erzeugendes Ferment. War dies Geschäft vollbracht, so konnte der Aufbau eines neuen Kunstkörpers folgen. Für das Verständnis des Vorganges wesentlich ist, daß in der antiken Überlieferung immer noch ein Rest von Leben geblieben war. Die Kunst des karolingischen Zeitalters ist nicht Wiederbelebung, nicht Renaissance, wofür man sie öfters ausgegeben hat. Es ist nur in sehr untergeordnetem Sinne wahr, daß sie nach rückwärts schaute; in ihr wirkte noch ohne Unterbrechung der von der Antike kommende Stoß fort, mit dem sich dann die neuen, bald als die stärkeren sich erweisenden Kräfte verbanden.

Vermittlerin war, wie schon gesagt, die christliche Kirche. Von ihr wurde die Rezeption verlangt, zugleich deren Maß vorgeschrieben. Nur soviel, wie die Kirche von der antiken Kunstwelt unter ihr rettendes Dach aufgenommen hatte, gewann Einfluß auf die werdende mittelalterliche Kunst; was außerhalb dieses Überlieferungsrahmens stand, war allerdings tot. Die römischen Baudenkmäler, die in nicht geringer Zahl in den deutschen Rheinlanden, in größerer in verschiedenen Teilen Galliens — von Italien nicht zu reden — sich erhalten hatten, sind kein Faktor in der neuen Bewegung; nach wie vor sah der Barbar sie mit blöden, verständnislosen Augen an; erst auf einer viel weiter vorgerückten Stufe der mittelalterlichen Entwickelung haben sie an einigen Orten etwas renaissanceähnliches hervorgerufen. In Betracht kommt für die Grundlegung nun: was brachte die christliche Kirche von Kunstformen mit? Ein genaues Inventar davon vermögen wir nach jetzigem Stande der Kenntnis nicht aufzustellen. Sicher war der lateinische Okzident nicht die einzige Quelle; jene große Transformation, in der die Antike im Orient begriffen war, hatte frühzeitig, vor Karl dem Großen, ihre Wirkungen bis in die keltisch-germanische Welt, soweit sie christlich wurde, hineinerstreckt. So ist denn nicht weniges von dem, was uns als neu und unantik entgegentritt, garnicht germanische, sondern orientalische, dem Westen importierte Prägung Die Barbaren des Westens fühlten sich denen des Ostens in vielen Punkten näher als beide der klassischen Antike.*)

So sehr die germanischen Völker zunächst als der blos empfangende, der anzutreibende und zu belehrende Teil erschienen, lag doch bei ihnen die positive Kraft der Neubildung. Die irischen Kelten, früher als die Germanen mit einer eigentümlich gefärbten Kunst auftretend, erreichten sehr bald die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. In Frankreich zeigte sich anfänglich der Süden und der Westen dem halb germanisierten Norden überlegen, dann aber trat dieser dauernd an die Spitze. Aber auch nicht das rein romanische Blut ergab einen Vorzug. Die spezifisch mittelalterliche Kunst hatte ihren Herd in Deutschland, Nordfrankreich, Burgund; in Italien beteiligte sich an ihrer Hervorbringung nur die nördliche Hälfte der Halbinsel, Rom schon nicht mehr; Spanien hat eine originale Kunst überhaupt nicht besessen.

National im eigentlichen Sinne ist indessen die Kunst des Mittelalters niemals geworden.

*) Ein Beispiel: Die Darstellung der Kreuzigung Christi wurde im griechisch-römischen Kulturkreise abgelehnt. Die ersten, die sie in die bildende Kunst einführten, waren die Syrer. Im Abendlande wurde sie erst in der karolingischen Epoche allgemein rezipiert, nachdem in ihrem Gebiet die Iren und Angelsachsen damit vorausgegangen waren.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht der Genius eines einzelnen Volkes, wie im Altertum der hellenische, war Führer. Der Einheitspunkt lag in einer Institution, die mit dem Begriff der Nationalität nichts zu tun hatte, in der katholischen Kirche. Das auf Überlieferung beruhende Bedürfnis der Kirche hatte die Kunst ins Leben gerufen; kirchlich blieb sie, solange sie mittelalterlich blieb; das Emporkommen einer autonomen weltlichen Kunst ist eines der ersten Zeichen des nahenden Verfalls der mittelalterlichen Weltanschauung. Der Kirche verdankt die Kunst, daß sie nicht in Anarchie verfiel; sie verdankt ihr ebenso die Stetigkeit ihrer Fortentwicklung, denn es war der größte Segen für sie, daß sie immer wieder an denselben Aufgaben sich zu üben und zu vollkommneren Lösungen sich emporzuheben hatte. Ebenso klar ersichtlich ist freilich, daß die Verbindung mit der Kirche eine Schranke bedeutete. Die Kirche hat ihre Oberhoheit zwar ohne Engherzigkeit geübt; so umfassend, wie ihr Wirkungskreis genommen wurde, durfte als kirchliche Kunst vieles auftreten, was unmittelbar mit der Religion nichts zu tun hatte; gleichwohl blieb es bestehen, daß ein anderes Daseinsrecht, als das ihr die Zwecke der Kirche gaben, für die Kunst nicht in Betracht kam. Daher die Ungleichheit des Verhaltens in den verschiedenen Gattungen. Unvergleichlich kräftiger und ergebnisreicher betätigte sich der schöpferische Trieb in den tektonischen, als in den imitativen Künsten. Jene, die stofflich indifferent sind, gestatteten ein freies Ausleben der Phantasie. Auf diesen lastete die Autorität. Das Bild, das der Maler und Plastiker hinstellte, war wieder nur aus dem Bilde, dem überlieferten, nicht aus der Natur geschöpft. Die mittelalterliche Kunst ist der neuzeitlichen ebenso überlegen in ihrer gewaltigen stilisierenden Potenz, wie unterwertig durch ihre Naturfernheit. Einen Augenblick, auf ihrer Höhe im 13. Jahrhundert, schien es, als wollte sie auch nach dieser Seite zur Freiheit durchdringen; dann aber sank sie in Konventionalismus zurück. Wer sie aufsuchen und schildern will nicht in ihrer Beschränktheit, sondern ihrer schöpferischen Ursprünglichkeit, dort, wo sie wirksam blieb auf die nachfolgenden Zeiten bis herab auf die unsrige, der hat in erster Linie die Baukunst und die mit dieser unter gleichem Gesetz lebenden Kleinkünste ins Auge zu fassen.

Die Entstehung der neuenglischen Sprache.

Von Professor Dr. Karl Luick, Graz.

Mit der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie (1066) beginnt für das englische Volk wie seine Sprache eine neue Epoche. Wilhelm sah sich bald veranlaßt, durch rücksichtslose Härte seine Herrschaft zu festigen. Der große Grundbesitz ging in die Hände der Eroberer über. Alle leitenden Stellen wurden mit Normannen besetzt, viele ihrer Einrichtungen auf englischen Boden verpflanzt. Die Folge war, daß die oberen Schichten der heimischen Bevölkerung ziemlich rasch aufgerieben wurden, soweit sie sich nicht etwa in den Bannkreis der Eroberer begaben, und Normannen und Angelsachsen sich bald auch sozial, als Herren und Bauern, voneinander abhoben. In stärkstem Gegensatz standen sich darum die zwei Volksstämme gegenüber. Erst nach zwei Jahrhunderten trat eine Annäherung ein, als der normannische Adel und das englische Volk Anlaß fanden, sich gemeinsam gegen die Übermacht des Königtums zu wehren, in denselben Kämpfen, in denen auch die Keime des englischen Verfassungslebens hervortraten. Die staatsrechtliche Trennung der englischen Normannen vom Mutterlande, der Normandie, (1204) hatte der Annäherung vorgebaut, die Kriegszüge in Frankreich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vollendeten das Werk: um diese Zeit verschmolzen die beiden Stämme zu einer einzigen Nation.

Auch die Sprachen sind einander zunächst schroff gegenübergestanden. Im staatlichen Leben, in der Schule und im Verkehr der oberen Stände wurde das Normannische bald nach der Eroberung herrschend, das Englische blieb die Sprache der unterdrückten unteren Stände. Immerhin muß die Notwendigkeit des Zusammenlebens dazu geführt haben, daß eine gewisse Anzahl von Individuen zweisprachig waren, vorwiegend wohl Angelsachsen in dienenden Stellungen. Im weiteren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verlauf wird das normannische Rittertum, aber auch die anderen Kulturbetätigungen der Eroberer viele begabte und ehrgeizige Elemente unter der heimischen Bevölkerung veranlaßt haben, das Normannische zu erlernen und zu gebrauchen. Die gemeinsamen Kämpfe im 13. Jahrhundert mußten die Zahl solcher Individuen vermehren. In ihrem Munde hat sich wohl hauptsächlich die ſtarke Einmischung romanischer Beſtandteile vollzogen, deren Ergebnisse von der Mitte des 13. Jahrhunderts an in der Literatur zutage treten, und die die Anglisierung der Normannen gewiß erleichtert hat.

Bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts weicht das Normannische aus seiner vorherrschenden Stellung zurück: in den Gerichtshöfen, im Parlament, in den Schulen wird es durch das Englische ersetzt. Im mündlichen Verkehr hat sich dieser Vorgang sicher schon einige Zeit früher vollzogen. Am Hofe war die Verkehrssprache zu Anfang des 14. Jahrhunderts noch Französisch; an seinem Ende nahm es aber wohl nur mehr die Stellung ein wie etwa im 18. Jahrhundert an deutschen Höfen.

Auf die Entwicklung der englischen Sprache hat das große Ereignis von 1066 nicht sofort eine unmittelbare Wirkung ausgeübt, wohl aber eine mittelbare von größter Bedeutung: das Englische wurde als Literatursprache überhaupt für geraume Zeit ſtark in den Hintergrund gedrängt und damit das Weſtsächsische seiner Vorherrschaft als Gemeinsprache entkleidet; nun nahm das Normannische diese Stelle ein. Das iſt von tiefgreifendem Einfluß auf die Sprachentwicklung gewesen: das konservative Element, das eine schriftlich fixierte, über den Dialekten ſtehende Gemeinsprache darſtellt, kam in Wegfall, und durch mehr als drei Jahrhunderte konnten alle Entwicklungstendenzen ohne Hemmung zur Geltung kommen.

Natürlich war der Übergang allmählich. Weſtsächsische Texte wurden noch bis ins 17. Jahrhundert hinein getreulich kopiert, und auch bei neuen Aufzeichnungen bediente man sich anfangs noch der überlieferten Formen. Im Laufe des 12. Jahrhunderts wird aber die alte Orthographie immer häufiger durch Schreibungen durchbrochen, welche die tatsächlich gesprochenen Formen wiedergeben, so daß sich ein buntes Gemisch von Altem und Neuem ergibt. Von der Mitte des Jahrhunderts an haben wir dann Aufzeichnungen, die mit der alten Tradition vollſtändig brechen.

Für den Zuſtand der Sprache selbſt iſt vor allem bezeichnend, daß die Dialekte wieder hervortreten und literaturfähig werden. Die alten Dialektgrenzen der Themse und des Humber bleiben im wesentlichen gewahrt. In dem Gebiet zwischen beiden, dem Mittelland, scheint sich die alte Scheidelinie zwischen Anglisch und Sächsisch zu verwischen, so daß der oſtmittelländische Dialekt Züge beider Typen nebeneinander aufweiſt. Erſt spät, um 1400, wird eine neue Grenze innerhalb des Nordhumbrischen sichtbar, diejenige zwischen Nordenglisch und Schottisch, für welche die politische Grenze die Grundlage bot.

Die Entwicklung des Mittelenglischen iſt von dem Ereignis der Eroberung mächtig beeinflußt, aber doch nur indirekt; sie iſt unabhängig von der Sprache selbſt, die die Eroberer ins Land brachten. Die Wandlungen setzen zumeiſt schon in spätaltenglischer Zeit ein und werden in dem Jahrhundert nach der Eroberung völlig deutlich, zu einer Zeit, wo noch die beiden Sprachen sich schroff gegenüberſtanden. Im weiteren Verlauf mag ja zum Teil das Vorbild des Normannischen fördernd eingewirkt haben, z. B. in dem Ersatz der alten Kasusflexion durch *of* und *to*. Aber im allgemeinen wird man mit solchen Annahmen vorsichtig sein müssen. Die seit Grimm öfters ausgesprochene Ansicht, daß die Sprachmischung in England die Ursache des Formenschwundes gewesen sei, hält einer schärferen Prüfung nicht stand. Die verwandten kontinentalen Dialekte weisen dieselbe Entwicklung auf und unter ihnen gerade die friesischen, die dem Englischen von Haus am nächſten ſtanden, in besonders hohem Grade, obwohl sie keinerlei Sprachmischung erlitten haben.

Aber in einer Beziehung iſt die Sprache der Eroberer selbſt von tiefgreifendſtem direkten Einfluß auf die der Besiegten gewesen, namentlich, nachdem die Scheidewand zwischen den beiden Stämmen gefallen war: der englische Wortschatz wurde durch Aufnahme romanischer Elemente bedeutend vergrößert. Anfangs waren die Entlehnungen nicht zahlreich: bis ungefähr 1250 sind nur etwa 900 nachzuweisen. Zu den früheſten gehören *castel* »Schloß«, *prisun* »Gefängnis«,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tur »Turm«, *tresor* »Schatz«, *carited* »Barmherzigkeit«, deren Begriffssphären für das Verhältnis der beiden Stämme charakteriſtisch sind. Von der Mitte des 13. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hinein iſt aber eine große Menge fremden Sprachgutes ins Englische eingeſtrömt.

Es entſtammt in erſter Linie dem in England gesprochenen normannischen Dialekt, der sich allmählich von dem in der Normandie gesprochenen zu differenzieren begann. Nachdem 1154 Heinrich von Anjou auf den Thron gekommen war, kamen auch picardische Einflüsse zur Geltung. Später wirkte vielfach die inzwischen erſtarkte zentralfranzösische Schriftsprache herüber. Von Wichtigkeit war ferner, daß das Französische schon damals viele »gelehrte Wörter« enthielt, d. h. Wörter, die nicht aus dem Vulgärlatein ſtammten und alle Sprachwandlungen durchgemacht hatten, sondern unmittelbar der lateinischen Literatursprache entnommen und nur ungefähr mit französischem Gewand versehen waren. Viele von ihnen gelangten ins Englische, und nach ihrem Muſter wurden später auch direkte Anleihen beim Latein gemacht, ein Vorgang, der namentlich zur Zeit der Renaissance große Bedeutung erlangte.

Durch diese Entlehnungen im großen Stil wurden vor allem die Bedürfnisse gedeckt, die sich ergaben, als das Englische wieder allgemeines Verkehrsmittel der Gebildeten und Inſtrument für höhere Kulturbetätigung wurde. Die Wortbildungselemente, die ihm auf diese Weise zuflossen, erwiesen sich als treffliche Mittel, dem Bedürfnis nach Neubildungen Genüge zu leiſten.

Die Begriffssphären der Lehnwörter spiegeln deutlich das ursprüngliche Verhältnis zwischen Normannen und Angelsachsen wieder. Noch heute sind die Ausdrücke, die sich auf ſtaatliche und amtliche Verhältnisse, auf das Kriegswesen, das Leben der höheren Stände, auf Wissenschaft und Kunſt beziehen, vorwiegend romanischen Ursprungs; sie haben häufig den Charakter des Verfeinerten, Vornehmeren. Die Bezeichnungen des Familienlebens, des Ackerbaues, der Gewerbe, für die grundlegenden Beziehungen der Menschen untereinander und zur Natur sind meiſt altenglischer Herkunft; sie haben im allgemeinen den Charakter des Heimischen, Traulichen, vielfach auch des Tieferen, ja des Pathetischen oder Altertümlichen. Manchmal sind für denselben Begriff zwei Ausdrücke vorhanden, die sich in bezug auf Vorſtellungsinhalt nur wenig unterscheiden, wohl aber durch ihre Färbung und die Gedankenverbindungen, die sie wecken; so etwa *freedom* und *liberty*, *buy* und *purchase*, *luck* und *fortune*, *teach* und *instruct*, *forefathers* und *ancestors*. Bezeichnend iſt, daß trotz der großen Masse von Entlehnungen nur Begriffswörter übernommen sind, keine Formwörter.

Im 12. und 13. Jahrhundert hatte jeder englische Dialekt gegenüber der normannischen Schriftsprache noch gleich viel oder vielmehr gleich wenig gegolten. Als aber diese im 14. Jahrhundert zurückwich, änderte sich das Bild. Schon zu Beginn dieses Jahrhunderts iſt zu beobachten, daß nordenglische Dichter nicht selten, namentlich im Reim, Formen verwenden, die nach Ausweis der lebenden Mundarten ihrer heimatlichen Sprechweise fremd waren, aber mit den südhumbrischen sich decken, wie *more*, *go*, *stone*, *one* für *mare*, *ga*, *stane*, *ane*. Dies Verhältnis erklärt sich aus dem literarischen Übergewicht, das der Süden damals hatte, bahnte aber immerhin den Weg für die spätere Einigung.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts sehen wir, wie die Sprache der Hauptſtadt anfängt, Muſter zu werden. London liegt auf einem ursprünglich sächsischen Gebiet, über dessen Dialekt in der altenglischen Periode wir nur wenig unterrichtet sind. Eine Urkunde aus dem Jahre 1254 berechtigt zur Annahme, daß er noch um diese Zeit dem Nachkommen des Weſtsächsischen ziemlich nahe ſtand. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts gehört aber die Hauptſtadt dem oſtmittelländischen Dialekt, der, obwohl sächsische Eigentümlichkeiten nicht fehlen, in den meiſten Punkten englisches Gepräge aufweiſt. Dieser wird nun Muſter. Im 15. Jahrhundert erscheinen seine Formen immer häufiger in Texten, die aus anderen Dialektgebieten ſtammen, so insbesondere in der reichen Literatur, die Nordengland um diese Zeit hervorbringt, und sie gelangen im wesentlichen im letzten Viertel des Jahrhunderts durch die neu eingeführte Buchdruckerkunſt zur Eixierung und setzen sich ins Neuenglische fort. Maßgebend war für diese Entwicklung gewiß die Bedeutung der Hauptſtadt als Mittelpunkt des ſtaatlichen Lebens und als ein Brennpunkt mindeſtens wirtschaftlicher und namentlich literarischer Be-

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tätigung: die neue höfische und doch ftark mit volkstümlichen Elementen durchsetzte Dichtung, die Chaucer begründet, geht von der Hauptftadt aus.

Die einzelnen Phasen dieser Entwicklung bedürfen freilich noch sehr der Aufhellung. Der Londoner Dialekt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war noch wenig gefeftigt, er zeigte mancherlei Doppelformen. Wir können feftftellen, daß die Sprache der in London von 1384 an entftandenen englischen Urkunden in manchen Einzelheiten von derjenigen des Londoners Chaucer abweicht. Wahrscheinlich gibt dieser die ortsübliche Sprechweise nicht immer genau wieder, weil die mittelenglischen Dichter aus verschiedenen Gründen gewohnt waren, sich in dieser Beziehung manche Freiheiten zu geftatten. Im 15. Jahrhundert wirken diese beiden Sprachtypen auch innerhalb des oftmittelländischen Gebietes als Mufter, Chaucer bei den Dichtern seiner Schule, die Urkunden bei verwandten Aufzeichnungen. Außerdem scheint auch die Oxforder Gelehrtensprache, wie sie uns zuerft in der Bibelübersetzung Wicliffs entgegentritt, als Vorbild gedient zu haben. Auch sie ift in allem Wesentlichen oftmittelländisch, scheidet sich aber in Einzelheiten von den früher besprochenen Typen. Caxton, der erfte Drucker, dessen Wirksamkeit 1474 beginnt, zeigt vor allem Anlehnung an die Sprache der Londoner Urkunden, in zweiter Linie an die Oxforder Gelehrtensprache. Vermutlich hat er aber diese Auslese nicht willkürlich getroffen, sondern nur feftgelegt, was zu jener Zeit bereits ein Übergewicht hatte oder doch zu haben schien. Der von ihm fixierte Sprachtypus ift dann die Grundlage für das Neuenglische geworden.

Gegen die Einigung hat sich allerdings ein Teil des Sprachgebietes, der politisch von London unabhängig war, geraume Zeit mit Erfolg gewehrt, nämlich Schottland. In den »Lowlands« wurde von Haus aus derselbe nordhumbrische Dialekt gesprochen wie südlich vom Tweed, wie er denn auch bis ins 15. Jahrhundert als *inglis* bezeichnet wird. Erft um ungefähr 1400 sondert sich das in Schottland gesprochene Englisch als eigener Dialekt ab, der sich im 15. Jahrhundert nicht dem oftmittelländischen Mufter unterwirft, sondern, trotz mancher Beeinflussung, besonders der Dichtersprache durch Chaucer, als schottische Literatursprache der englischen zur Seite tritt.

Die Einigung südlich des Tweeds betrifft zunächft nur die Schriftsprache im wörtlichen Sinn, d. h. die geschriebene Sprache. Wie weit sich auch im mündlichen Verkehr die neue Gemeinsprache in dieser Periode durchsetzte, wissen wir nicht genau, wahrscheinlich aber in ziemlich beschränktem Umfang. Der Weften, manche Teile des Mittellandes und der Norden haben sich wie im 15. Jahrhundert noch gewöhnlich der bodenftändigen Sprechweise bedient, da diese sogar in schriftlichen Aufzeichnungen in diesen Gegenden noch öfters hervorlugt.

In der Neuzeit ift die im 14. und 15. Jahrhundert erwachsene Gemeinsprache zum vollen Sieg gelangt. Das bisher abseits ftehende Schottland hat, trotzdem es auch im 16. Jahrhundert noch eine reiche Literatur im heimischen Idiom entwickelte, schließlich das Südenglische übernommen. Der erfte ftarke Anftoß dazu kam im Gefolge der Reformation, die die englische Bibelübersetzung (von 1579 an) im Lande verbreitete. Als dann 1603 die politische Einigung mit England erfolgte, schwand die schottische Literatursprache bald ganz dahin. Die späteren Aufzeichnungen in den heimischen Sprachformen haben den Charakter des Dialektischen.

Vom 17. Jahrhundert an ift also die Gemeinsprache im schriftlichen Verkehr das ausschließliche Verftändigungsmittel. (Aufzeichnungen in mundartlicher Rede finden sich erft in neuefter Zeit in der eigentlichen Dialektliteratur, die aber, abgesehen von Schottland, ziemlich spärlich entwickelt ift.)

Aber auch in mündlicher Rede wurde sie mindeftens bei den Gebildeten auf dem gesamten Sprachgebiet üblich und damit erft zu einer wirklichen Gemeinsprache. Über die Art, wie diese Ausbreitung erfolgte, lassen sich nur Vermutungen aussprechen. Teilweise, namentlich in den südlicheren Landftrichen, hat man wohl die Londoner Sprechweise, die man als besser oder vornehmer empfand, mündlich übernommen. Innerhalb gewisser Grenzen wird aber der Vorgang ähnlich wie in Deutschland gewesen sein: daß die muftergültigen Formen schriftlich überliefert und mit Hilfe des ortsüblichen Lautmaterials in gesprochene umgesetzt wurden, wobei die lautlichen Eigentümlichkeiten der ortsüblichen Sprechweise bis zu einem gewissen Grade beftehen blieben. Auch heute noch ift die Aussprache der Gebildeten nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überall in England dieselbe, und die land≈schaftlichen Besonderheiten ſtehen in deut≈licher Beziehung zu den betreffenden Mund≈arten, namentlich in Nordengland und Schott≈land. Allerdings kommt bei dieser land≈schaftlichen Abſtufung noch ein Umſtand in Betracht: seit dem 15. Jahrhundert hat die englische Sprache als Ganzes — Gemein≈sprache wie Mundarten — eine Reihe tief≈greifender Lautwandlungen durchgemacht, die nicht in allen Teilen des Sprachgebiets gleich weit gediehen sind, und so haben sich neue Unterschiede zwischen den einzelnen Land≈schaften entwickelt. Diese bedeutsamen Pro≈bleme sind aber noch gar nicht in Angriff genommen.

Somit iſt die gesprochene Gemein≈sprache noch nicht zu voller Einheitlichkeit gelangt, so wenig wie in anderen Ländern. Da sie aber von London ausgegangen und die Bedeutung der Hauptſtadt seit dem 14. Jahrhundert nur noch gewachsen iſt, so hat auch heute unter den verschiedenen Va≈rietäten des gesprochenen Englisch die süd≈englische durchaus das Übergewicht; sie wirkt vorbildlich und beeinflußt die provinzialen Sprechweisen, auch ohne daß sich ihre Träger dessen bewußt werden.

Der Bereich der Gemeinsprache gegen≈über den Dialekten iſt ziemlich groß. Sie reicht innerhalb der sozialen Schichten viel tiefer herab als z. B. unsere Gemeinsprache auf dem oberdeutschen Gebiet.

Die eigentlichen Mundarten, d. i. die Fortsetzung der alten Dialekte, sind faſt überall auf die unteren Schichten der Land≈bevölkerung und kleinerer Städte beschränkt. In den südöſtlichen Grafschaften sind sie vielfach sehr zerrüttet, in Kent so gut wie ganz verschwunden. Dafür hat sich in den unteren Schichten der Großſtädte und ihrer Umgebungen eine Vulgärsprache heraus≈gebildet, die nicht einen alten Dialekt fort≈setzt, sondern im wesentlichen eine Weiter≈bildung der Gemeinsprache darſtellt, die sich im Munde Ungebildeter vollzieht, weil bei ihnen die konservativen Einflüsse der Tra≈dition, der Schule und des Schriftbildes fehlen oder doch geringer sind. Wie in den Dialekten, kommen also die treibenden Ten≈denzen der Sprachentwicklung ungehindert zum Durchbruch: die Vulgärsprache ſtellt vielfach nur ein vorgerückteres Stadium der Gemeinsprache dar. So kann es leicht vor≈kommen, daß Lautvarianten oder sonſtige Züge, die zunächſt ihr eigen sind, in die Sprache der Gebildeten auffteigen und all≈gemein werden. Wiederholt sind im Laufe der letzten Jahrhunderte sprachliche Neue≈rungen von Grammatikern als vulgär ge≈tadelt worden, die nach einiger Zeit Bürger≈recht errangen. Wahrscheinlich haben über≈haupt alle Wandlungen, die die Gemeinsprache auf dem Gebiet der Lautgebung und des Formenbaues und viele, die sie in syntak≈tischer Beziehung durchgemacht hat (und noch durchmacht) ihren Ursprung in der Vulgärsprache oder den Dialekten genommen, namentlich den oſtmittelländischen. Da sie aber solchen Impulsen langsamer und manchmal unvollſtändig nachgekommen iſt, unterscheidet sie sich heute doch von allen Dialekten, auch den oſtmittelländischen, aus denen sie im 15. Jahrhundert hervorgegangen iſt.

Nahe Beziehungen zu den Mundarten verrät auch die Tatsache, daß im Lauf der neuenglischen Entwicklung allerlei Dialekt≈formen eingedrungen und Bürgerrecht erlangt haben.

Was nun an der neuenglischen Sprach≈entwicklung auf den erſten Blick zumeiſt ins Auge springt, iſt die Steigerung der Aus≈drucksmöglichkeiten namentlich durch die ungeheure Zunahme des Wortschatzes. Die Regsamkeit der Geiſter, welche Renaissance und Reformation mit sich brachten, die Er≈weiterung des Gesichtskreises durch die früh≈neuzeitlichen Erfindungen und Entdeckungen, der Aufschwung der Philosophie und ver≈schiedener anderer Wissenschaften in der Folgezeit, endlich die technische Umwälzung des 19. Jahrhunderts — all das hatte ein Bedürfnis nach feinerer Sprachausbildung, besonders nach neuen Ausdrücken zur Folge. Die schon in der früheren Epoche begonnene Übernahme von Lehnwörtern aus dem La≈teinischen wird nun fortgesetzt, und die Be≈schäftigung mit dem Griechischen eröffnet eine neue Fundgrube. Dazu kommen, neben dem immer noch naheſtehenden Französischen, auch andere lebende Sprachen in Betracht. Die hervorragende Stellung Spaniens im 16. Jahrhundert hat zu reichlichen Ent≈lehnungen aus seiner Sprache geführt, nament≈lich auf dem Gebiet des Kriegswesens. Die meiſten sind allerdings heut wieder aus≈geſtorben oder veraltet. Die lebhaften Be≈ziehungen zu den Niederlanden spiegeln sich

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Lehnwörtern, die sich einerseits auf Schiffahrt, andererseits auf die Malerei beziehen (vgl. *boom, dock, hull, sketch, landscape*). Auf dem Gebiet der Musik und der bildenden Künste sind viele italienische Ausdrücke übernommen worden, zum großen Teil dieselben wie im Deutschen. Schließlich kamen im Gefolge der erweiterten Beziehungen zu den übrigen Nationen Europas und auch anderer Weltteile so ziemlich aus allen Sprachen einzelne Lehnwörter ins Englische, häufig als Bezeichnung von Landesprodukten (so *coffee* aus dem Türkischen, *tea* aus dem Chinesischen). Von Wichtigkeit sind ferner innere Anleihen; namentlich im 19. Jahrhundert hat das Bedürfnis nach bezeichnenden Ausdrücken vielfach dazu geführt, aus den Dialekten oder der Sprache bestimmter Stände, dem »slang«, Sprachgut zu übernehmen.

Auf diese Weise ist das Englische zu einem ganz außerordentlichen Reichtum des Wortschatzes gelangt, der denjenigen der meisten anderen Sprachen bei weitem übertrifft. Allerdings weist er dafür auch die nicht unbeträchtlichen Nachteile eines gemischten Wortschatzes auf. Begrifflich nahe verwandte Wörter entbehren häufig der Verknüpfung durch Ähnlichkeit des Klanges, da sie von ganz verschiedenen Stämmen auf ganz verschiedene Weise gebildet sind, wie etwa *to thank* und *gratitude*, *mind* und *mental*, *father* und *paternity*, *year* und *annual*. Die Gedankenverbindungen, die ein Wort weckt, sind daher weniger weitreichend als in Sprachen mit einheitlichem Wortschatz, und ein besonderer Nachteil ist es, daß die meisten Abstrakta nicht mehr die ihnen zugrunde liegenden konkreten Anschauungen durchschimmern lassen: Man vergleiche etwa *idea*, *intuition*, *evident* mit unseren deutschen Ausdrücken *Vorstellung*, *Anschauung*, *einleuchtend*.

Neben Entlehnungen werden die Mittel, aus schon vorhandenem Material Neues zu bilden, weiter entwickelt und durch manchen glücklichen Wurf vermehrt. Gerade das Fehlen gewisser Flexionsendungen erwies sich als günstig. So ist das Englische dazu gekommen, Substantive bei Bedarf ohne weiteres als Verben oder auch Verba als Substantiva zu verwenden, und auf diesem Wege sind eine große Reihe glücklicher Neubildungen geschaffen und manche Feinheiten erreicht worden. Neben dem Verbum *strike* stehen die alten Substantivbildungen *stroke* und *streak*: dazu trat nun *strike*. Den alten Verben *see* und *look* gesellten sich *eye* und *view*. Umgekehrt sind die Substantive *move*, *glance*, *cut* und andere erst aus dem Verbum erwachsen.

Eine bedeutende Steigerung der Ausdrucksmöglichkeiten tritt ferner auf dem Gebiet der Syntax ein, die eine reiche Entfaltung erfährt.

Vielfach wird der Gebrauch der Wortformen und schon vorhandener Wortfügungen schärfer umgrenzt und weiter entwickelt, zum Teil deutlich unter dem Einfluß des Lateinischen, in dem ja die Blüte der Nation seit dem Humanismus so eindringlich unterrichtet wird. Hierher gehört z. B. die volle Ausbildung der »progressiven« Zeitformen (*I am doing*) und die reichere Entfaltung der Zeitformen überhaupt, namentlich des Gerundiums; hierher die Ausbildung der absoluten Partizipialkonstruktion wie des Akkusativs mit Infinitiv, beides nach fremden, namentlich lateinischen Mustern. Dazu kam manche ganz neue Erscheinung. Andererseits werden manche ursprünglichen Freiheiten, wenigstens in der Prosa, zugunsten größerer Klarheit eingeengt. Die Wortstellung erfährt, namentlich im 17. Jahrhundert, eine strengere Regelung und dadurch eine schärfere Bedeutung. Eine große Rolle spielt dabei die Vorliebe für gewisse Abstufungen des Satztons, die typisch ausgebildet waren: Sie hat z. B. auch dazu geführt, daß die früher ziemlich ungeregelt auftretende Umschreibung der Verbalformen mit *do* im verneinenden und fragenden Satz ganz fest wird.

Der Formbestand der Sprache erfährt in der neuenglischen Periode verhältnismäßig geringe Umänderungen. In den Endungen *-es* und *-ed* fällt das *e* im Laufe des 16. Jahrhunderts bis auf bestimmte Fälle aus, wodurch die Knappheit der Wortformen weiter gesteigert wird. Für das dem Ostmittelländischen eigene *-eth* als Endung der dritten Person des Singulars im Präsens aller Verben dringt *-es* (später *-s*) ein und erlangt um 1600 in gewöhnlicher Sprache die Alleinherrschaft. Da diese Endung für den nördlichen Dialekt charakteristisch war, sieht es aus, als ob hier ein nordenglischer Einfluß zutage träte. Das ursprüngliche *-eth* hat sich in der Bibelsprache und zum Teil in der Poesie erhalten. Die Ablautformen der starken Verben, die trotz aller Wandlungen im einzelnen im Mittelenglischen noch im ganzen gut geschieden waren, werden stark

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aneinander angeglichen, beſonders fällt der Unterſchied zwiſchen dem Singular und dem Plural des Präteritums weg. Die Form der zweiten Perſon des Singulars iſt wie die des Pronomens im 17. Jahrhundert vor der des Plurals, die ſeit dem 13. und 14. Jahrhundert als Höflichkeitsform üblich war, ganz zurückgewichen und heute nur mehr in bibliſch gefärbter oder poetiſcher Sprache gebraucht. Die Nominativ- und Akkuſativformen des Perſonalpronomens umzuwerten zu verbundenen und unverbundenen Formen (*I am* gegenüber *it is me*), eine Tendenz, die in den Dialekten voll, in der Umgangsſprache teilweiſe durchgedrungen iſt, während die Literaturſprache ihr noch widerſtrebt.

Dagegen ſind in lautlicher Beziehung die Wandlungen der neuengliſchen Periode wieder ſehr eingreifend geweſen. Faſt alle Vokale der ſpät-mittelengliſchen Zeit ſind von ihnen ergriffen worden, ſo daß man von einer förmlichen Lautverſchiebung ſprechen könnte. Dabei iſt aber die Schreibung keineswegs dieſen Vorgängen nachgekommen, ſondern trotz mancher Verſuche und Vorſchläge im großen und ganzen auf dem Standpunkt geblieben, den ihr die erſten Buchdrucker im 15. Jahrhundert gegeben haben. Im 16. Jahrhundert drang nur noch eine Verbeſſerung durch, die Wiedergabe eines gewiſſen *ē*- bzw. *ō*-Lautes durch *ea* und *oa* (*dream*, *oak* für früheres *dreem*, *dreme*, *ook*, *oke*). Seither iſt aber nur das Schwanken des 16. und 17. Jahrhunderts beſeitigt worden. So hat ſich ein großer Abſtand zwiſchen Lautung und Schreibung aufgetan, der das Erlernen der Orthographie der heranwachſenden Generation ſehr erſchwert.

Die tiefgreifendſten Veränderungen, die das Engliſche in der neueren Periode erfahren hat, liegen auf lautlichem Gebiet. Die geſprochene Sprache des 20. Jahrhunderts iſt von der des 16. durch einen ungeheuren Abſtand getrennt, der, wenn dieſe zwei Phaſen nebeneinander auftreten könnten, ein gegenſeitiges Verſtehen mindeſtens ſehr erſchweren würde, während die geſchriebene Sprache dieſer zwei Jahrhunderte ſich ſo wenig unterſcheidet, daß die alten Texte ohne weiteres verſtändlich ſind. Dieſe oft überſehene Tatſache iſt ſprachgeſchichtlich bemerkenswert, muß aber auch bei der Abſchätzung der künſtleriſch-ſprachlichen Wirkung frühneuengliſcher Dichtwerke in Betracht gezogen werden.

Von Wichtigkeit iſt ferner, und wohl nicht bloß für die äußere Sprachgeſchichte, daß das Engliſche in der neueren Periode ſein Sprachgebiet bedeutend erweitert hat. Das Keltiſche wich überall an der Sprachgrenze zurück. Im 16. Jahrhundert ſchwand das Corniſche in Cornwall gänzlich. In der Folgezeit wurde Irland ſtark mit Engländern durchſetzt, ſo daß ihre Sprache eine vorherrſchende Stellung erhielt. Eine neue Ära ganz bedeutender Vergrößerung des Sprachgebietes hat dann mit der Koloniſation in anderen Weltteilen eingeſetzt.

Welchen Einfluß die Verpflanzung der Sprache auf einen anderen Boden und die örtliche Trennung von der des Mutterlandes auf ſie ausgeübt hat, wird ein wichtiges Problem künftiger Forſchung werden; wir können hier Vorgänge von der Art, wie ſie ſich vor einem Jahrtauſend in Europa abgeſpielt haben, unmittelbar beobachten. Vorläufig ſtehen wir erſt in den Anfängen. Wir wiſſen, daß das amerikaniſche Engliſch zum Teil Sprachformen zeigt, die im Mutterlande früher einmal gegolten haben (wie die Lautungen von *dance*, *half* u. dgl.); in dieſen Punkten iſt alſo die Sprachentwicklung durch die Verpflanzung zum Stillſtand gekommen. Andererſeits haben ſich aber neue Züge entwickelt, die dem Mutterlande fehlen (wie die Naſalierung): hier ſind alſo deutliche Anſätze zu einer Differenzierung. Auch in Wortgebrauch und Phraſeologie zeigen ſich ſchon gewiſſe Abweichungen.

Beim Zuſammentreffen mit den Sprachen der Eingeborenen wie auch anderer europäiſcher Nationen trat und tritt Sprachmiſchung in verſchiedenen Formen ein. Das auf dieſe Weiſe in China entſtandene »*pidgin-English*« hat bereits weite Verbreitung erlangt.

Einen Ausſpruch Macaulays über Britannien auf die engliſche Sprache anwendend, kann man ſagen, daß nichts in ihrer Frühzeit die Bedeutung ahnen ließ, die ſie erreichen ſollte. Urſprünglich ein germaniſcher Dialekt oder vielmehr eine Gruppe von einander ſehr nahe ſtehenden Dialekten, die ſich ihrem Charakter nach von den nächſtverwandten kaum ſonderlich abhoben, iſt ſie im Lauf eines Jahrtauſends zu einer Sprache erwachſen, die nicht bloß über ein ungeheures Gebiet ſich erſtreckt und einer Reihe der glänzendſten Geiſter als Werkzeug gedient hat, ſondern auch durch ihre Eigenart

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine hervorragende Stellung einnimmt. Überschauen wir ihren Werdegang, so erblicken wir manche Parallelen zu demjenigen der anderen germanischen und der romanischen Sprachen, nur iſt vieles weiter gediehen. Wie das Leben des Volkes größere und mannigfachere Wandlungen erfahren hat, so iſt auch in das sprachliche Leben ein rascherer Pulsschlag gekommen. In der reichen Aufnahme von Lehnwörtern, die ähnliche Erscheinungen der verwandten Sprachen weit übertrifft, spiegelt sich die wiederholte Durchrüttelung des englischen Volkstums wieder, andererseits aber auch ein konservativer Zug in dem zähen Feſthalten an den Grundzügen des Sprachbaues, dem heimischen Betonungsſyſtem, wodurch die Nachteile der Sprachmischung bedeutend gemildert wurden. So iſt das Englische zu einer ungeheuren Fülle des Wortschatzes gekommen, die für alle Zwecke der Sprache den weiteſten Spielraum gewährt. Sehr ſtark tritt in seiner Entwicklung ein Zug hervor, der bei allen anderen indogermanischen Sprachen zu Geltung kommt, aber selten in so hohem Grade: das Aufgeben der Flektionsformen und ihr Ersatz durch Formwörter. Das Englische iſt darin so weit gegangen, daß der größte Teil seines heimischen Wortmaterials aus einsilbigen Wörtern beſteht. Daß aber diese Entwicklung keineswegs eine Verarmung iſt, daß die Vereinfachung der Formen zwar eine Einbuße an sinnlicher Schönheit und gewisse Beschränkungen im poetischen Ausdruck, nicht aber einen Verfall der Sprache überhaupt mit sich bringt, sondern im Gegenteil im allgemeinen einen Fortschritt bedeutet, iſt das Englische besonders geeignet, darzutun: denn an Reichtum der Ausdrucksmittel ſteht es kaum einer anderen Sprache nach, während es in Kürze, Prägnanz und Klarheit viele übertrifft.

Islam und moderne Kultur.

Von Dr. Martin Hartmann, Professor am Orientalischen Seminar, Berlin.

Rätselvoll ragt der Islam in die moderne Kultur hinein. Seine Bekenner rühmen sich der Toleranz, proteſtieren gegen die Unterdrückung durch die nichtislamischen Staaten und erzählen von ungeheuren Dienſten, die der Zivilisation durch den Islam erwiesen worden seien. Dabei wissen wir, daß die islamische Religion den Krieg gegen alle Andersgläubigen als eine Pflicht jedes Muslims bezeichnet, und daß gegen die von dem Islam der Geiſtesentwicklung zugefügten Schäden der geleiſtete Nutzen nur ein Quentchen wiegt.

Die vollkommene Durchdringung des ganzen Lebens mit dem religiösen Gedanken, die der Grundzug des Islams wie der Lehre der Römischen Kirche iſt, läßt eine ſtrenge Scheidung von Kirche und Staat bei jenem theoretisch nicht aufkommen. Dennoch iſt für die wissenschaftliche Betrachtung die Frage nicht zu umgehen: Welche Momente finden sich in der Vergangenheit, die für die Entwicklung der islamischen Staaten im Sinne der modernen Kultur fruchtbar werden können? Iſt auch der Begriff »Islamischer Staat« nicht einheitlich, und herrschen im einzelnen vielfache Verschiedenheiten, so iſt ihnen allen gemeinsam die Stagnation, die Unfähigkeit, die Kräfte ihrer Angehörigen zu deren eignem Wohl und zum Staatswohl auszulösen und den in ihnen lebenden Gesellschaften das feſte Band einer von allen Gruppen und von den Leitern des Staates durchaus beachteten Rechtsordnung zu geben.

Überall herrscht heut noch im Islam der Absolutismus und seine Schweſter, die Anarchie. Aber vereinzelt tauchen die Anzeichen der neuen Zeit auf. Persien iſt seit etwa einem Vierteljahrhundert von einer gewaltigen Bewegung ergriffen, deren Exponent der unwiderſtehliche Zug der Nation zur Teilnahme an ihren Geschicken iſt. In Ägypten sind weite Kreise erfüllt von dem Verlangen nach geiſtiger und moralischer Erneuerung. In nicht wenigen Teilen der Türkei und in den islamischen Provinzen Rußlands läßt sich das Verlangen der Massen, an den höchſten Gütern der Menschheit teilzunehmen, nicht mehr durch die Maßregelungen einer Gewaltregierung unterdrücken. Iſt in dieser Bewegung hier und da Ungesundes, sofern eine nicht immer von persönlichen Interessen freie Presse, periodische und Buchpresse, den nach Belehrung und geiſtiger Ar-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beit Schmachtenden einen Stoff bietet, der über die Aufnahmefähigkeit hinausgeht, oder die Geiſter auf Nebenwege, wenn nicht gar Irrwege leitet, so kann doch der allgemeine Nutzen dieses Mittels der geiſtigen Ernährung nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn die Darbietungen enthalten auf jeden Fall eine unendliche Fülle von Einzeltatsachen, setzen die durch ein rücksichtslos egoiſtisches Vorgehen künſtlich von der Kulturwelt Abgeschlossenen mit dieser in eine innere Verbindung und vermitteln die Kenntnis der hochentwickelten geiſtigen und materiellen Betätigungen des Kulturlebens. Iſt das Ziel, selbſtändiges Denken und kritische Betrachtung, erſt einmal erkannt, dann wird auch der von den islamischen Staaten, von Regierten und Regierenden bisher sorgfältig gemiedene Weg beschritten werden, der Weg der Kulturpflege.

Sieht man als Gegenſtand der Kulturpflege Sprache, Sitte, Wissenschaft und Bildung, Kunſt, Technik, Gesundheit und Wohlſtand an, so sind im Islam zurzeit nur für die Gesundheitspflege Ansätze vorhanden. Es wäre schon ein Fortschritt, wenn die islamischen Staaten ihr Gesundheitswesen so weit brächten, wie der Polizeiſtaat des 18. Jahrhunderts es in Europa brachte. Wir selbſt ſtehen hier noch inmitten von Versuchen zur Lösung ungeheurer Aufgaben, und auch bei uns wird das solidarische Interesse der ganzen Bevölkerung bei weitem nicht genug empfunden. Aber wir haben ein wichtiges Organ in dieser Bewegung in der Ausbildung unseres Städtewesens. Hier sei eingeschaltet, daß auf diesem wie auf anderen Gebieten das Fehlen der ſtädtischen Entwicklung in den islamischen Staaten sich höchſt fühlbar macht. Die Kommunalverwaltung, die bei uns so wirksame Entwicklungsmomente geliefert hat, fehlt dem Islam ganz.

Betrachten die Nationalſtaaten der Gegenwart die Pflege der eigenen *Sprache* als eine so wichtige Angelegenheit, daß in ihr nicht selten zu weit gegangen und das berechtigte Interesse fremdsprachiger Angehöriger verletzt wird, so iſt solche Sprachpflege den islamischen Staaten immer verhältnismäßig fremd gewesen. Ja, es läßt sich nicht leugnen, daß die Gleichgiltigkeit in diesen Dingen eine der Ursachen des Zerfalles des Islamſtaates geworden iſt. Aber diese Gleichgiltigkeit hat den islamischen Völkern ein hohes Gut gewahrt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Nur die Araber und die Perser machen eine Ausnahme von der obigen Regel. Jene zwangen mit bedeutender Energie dem ganzen zentralen Gebiete des Reiches ihre Sprache auf, und die Perser wahrten mit Feſtigkeit die Sprache und verschafften ihr durch glänzende Leiſtungen in dem ganzen nichtarabischen Gebiet die Vorherrschaft.

Über die Pflege der *Sitte* im Islam iſt nicht leicht ein Urteil zu fällen. Gerade hier darf die Religion nicht in zu hohem Maße verantwortlich gemacht werden. Der Islam ſtellt als Grundprinzip den Consensus, die Selbſtbeſtimmung der Gemeinde, auf, und die Sitte iſt nichts anderes als einer der zahlreichen Exponenten dieses Prinzips. Wenn häufig eifrige Rechtslehrer lokale Bräuche als Ketzerei verschrieen, so hielten diese sich dessenungeachtet auf Grund der Kraft eben dieses Prinzips. In einem Punkte hat sich der Consensus völlig mit einer religiösen Satzung identifiziert, in der Bekämpfung des Alkoholismus. Es iſt anzuerkennen, daß hier die Religion höchſt segensreich gewirkt hat. So lächerlich uns die Strafe von vierzig Geißelhieben für einen Weinrausch erscheint, so hat doch das energische Verbot der berauschenden Getränke eine Enthaltsamkeit hervorgebracht, die dem leiblichen und geiſtigen Wohlſtande zuſtatten gekommen iſt. Auch hier sind freilich große Unterschiede feſtzuſtellen. Während in Ägypten und Syrien unter den Muslimen Alkoholismus höchſt selten iſt, sind die Osmanen von der Schnapsseuche nicht unerheblich infiziert, und zwar gerade der Teil der Bevölkerung, der dort die Intelligenz darſtellt, die Beamten und die Offiziere. In einigen islamischen Ländern richtet das gefährlichſte aller Narcotica, das Haschisch, schwere Verheerungen an, so in Chinesisch Turkeſtan und in einigen Teilen Indiens. Zu beachten iſt, daß Art und Zweck des Trinkens bei den Muslimen sich wesentlich von denen bei uns unterscheidet: der Rausch soll so schnell wie möglich herbeigeführt werden und den Zuſtand völliger Bewußtlosigkeit bewirken.

Wenn die Proſtitution in islamischen Ländern sich weniger bemerkbar macht, so finden sich dafür auf dem Gebiete des Sexuallebens in anderer Richtung schwere Schäden,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die mit den strengen Vorschriften über den außerehelichen Verkehr (Geißelung oder Steinigung) und der dadurch hervorgerufenen allgemeinen Heuchelei zusammenhängen.

Die äußerst strenge Bestrafung des Diebstahls durch Handabhauen wurde schon früh durch die Sitte ausgeschaltet. Weniger erfreulich ist, daß das Gesetz Gottes nicht eine Ergänzung fand, welche die Unterschlagung öffentlicher Gelder bestraft und dieses Verbrechen durch die Gesellschaft brandmarkt. Die zynische Offenheit, mit der in der Zeit des sinkenden Abbasidenchalifates unter Führung des Staatsoberhauptes selbst der Raub an Staatsgeldern betrieben wurde, und wie dann der Mächtigere jeden Augenblick den Vollgesogenen schröpfte, und das völlige Fehlen des Verantwortlichkeitsgefühles haben in unserer Zeit nicht einmal in Rußland eine Parallele.

Die Pflege der Wissenschaft in unserem Sinne hat im mohammedanischen Staate keine Stelle. Denn nach der kanonischen Lehre des Islams ist Wissenschaft eigentlich das Wissen um die Satzungen Gottes. Die Erwerbung dieses Wissens ist Privatsache des einzelnen Muslims. Er darf aber nur solches Wissen suchen. Anderes zu suchen ist ein unnützes, unsittliches Mühen der Menschen, denn es genügt ihnen zu wissen, was Gott beliebt hat durch seinen Propheten mitzuteilen. Als zu dem Koran als Erkenntnisquelle noch die heilige Tradition trat, mußte auch diese studiert werden. Es zeigte sich, daß das Studium des Korans und der Tradition in der Beschäftigung mit Grammatik und Sprachschatz eine Ergänzung finden müsse. Später kam dazu das Studium dessen, was man *falsafa* nannte, d. h. nicht der Philosophie als Erforschung des Urgrundes aller Dinge, sondern des festgegründeten Systems, das ein wunderliches Gemisch von aristotelischen und neuplatonischen Gedankensplittern bildet, und das man in eine Übereinstimmung mit den Wahrheiten der Dogmatik zwang. Aber diese Wissenschaften waren ancillae der einen Wissenschaft im Dienste Gottes und seines Propheten. Das Reich hatte an der Verbreitung von »Wissen« in diesem beschränkten Sinne ein Interesse. Erstens ergaben sich in Dingen der Regierung unablässig Fragen, die nur aus der intensiven Beschäftigung mit Koran und Tradition zu lösen waren; dann wandten sich die Herrscher, soweit sie nicht selbst aus den Quellen schöpfen konnten wie der Omaijade Omar II., an die Berufenen. Zweitens aber bedurfte die Masse der Muslime immerwährend einer Menge von Rechtskundigen als Gutachter in Fragen des Gottesdienstes und des Verkehrs oder als Richter. Das Reich warf keine Mittel für Unterricht aus. Omar II. wollte nicht einmal den Koranlehrern Brot geben: sie sollten es sich verdienen, wie denn auch die ältesten Gelehrten meist Händler oder Handwerker waren.

Neben dieser Haltung wirkte eine Tendenz nichtislamischen Ursprungs. In den von den Muslimen eroberten Ländern Syrien, Ägypten und Persien waren die Kulturmomente so zahlreich und so stark, daß selbst die schlimmsten Barbaren sie nicht mit einem Schlage vernichten konnten. Standen die Beduinen ihnen verständnislos gegenüber, und tat die Lehre Mohammeds nichts, um das Verständnis zu erschließen, so waren doch schon unter den ersten Eroberern Südaraber, die seit Jahrhunderten mit dieser Kultur Fühlung hatten, und sehr bald drangen in die Reihen der Erorberer selbst zahlreiche Elemente der alten Kulturwelt ein. Bei der kulturfeindlichen Tendenz des ersten Islams hatten diese schwer zu ringen. Sobald aber die rein arabische Periode der Omaijaden vorüber war, setzte sich das Fremde durch, und damit begann die Betätigung auf dem geistigen Gebiete. Eng mit der islamischen Auffassung der Wissenschaft hängt es zusammen, daß die Naturwissenschaften einem geringeren Widerstande begegneten. So konnte eine ganze Anzahl von syrischen und persischen Gelehrten größere Wirkung ausüben, und namentlich die Medizin und die Pharmakologie, daneben die Astronomie wurden eifrig studiert. Es gelang hin und wieder, einen intelligenteren Imam für diese Dinge zu interessieren. Namentlich Ma'mun, ein freier und umfassender Geist, erkannte die Bedeutung der wissenschaftlichen Forschung für die Gesamtentwicklung. Nicht bloß in der Hauptstadt wurde eine Hochschule, die diesen Namen verdient, gegründet und wurden Hospitäler und Apotheken von Bedeutung gestiftet, auch in den größeren Provinzstädten wurden Anstalten zur theoretischen und praktischen Ausbildung geschaffen, und damit zugleich die Volkswohlfahrt gehoben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber der Islam selbst hat mit alledem nichts zu tun. Wissenschaftliche Forschung geschah nicht unter seinem Zeichen, sondern gegen ihn und seine Lehre. Gerade Ma'mun, der von den Rechtgläubigen aller Zeiten für einen Ketzer erklärt wurde, und der tatsächlich weit über den Islam erhaben war, bildet einen Beweis dafür. Ein anderer, stärkerer Beweis ist, daß, sobald die kurze Zeit der geistigen Hochflut vorüber war, sich der Meltau der orthodoxen Lehre über diese Bewegung legte.

Der wahre Islam, d. h. die Ergebung in Gottes unabänderlichen Willen siegt und damit die rücksichtslose Machtübung auf der einen, das geduldige Ertragen der Willkür auf der andern Seite. Die »Wissenschaft« ist wieder, was sie nach den berufenen Wissenden sein soll: die mechanische Hirntätigkeit, die aus den gegebenen unumstößlichen Prämissen nach einem Schema deduziert. Kurze Zeit wirkte der alte Geist noch nach. Wohlhabende Männer stifteten Schulen mit Gehältern für Lehrer und Hörer. Eine der bedeutendsten solcher Stiftungen war die Nizamije, die Schöpfung des Seldschukiden-Wezirs Nizamulmuk, die ganz der Wissenschaft im beschränkten Sinne des Islams diente. Als mit dem 15. Jahrhundert der ganze Westen mit gierigen Zügen aus der wiedergefundenen Quelle des klassischen Altertums zu trinken begann und sich daran ein ungeheurer Aufschwung des gesamten Geisteslebens schloß, der die überlebte Religionsgestaltung erschütterte, stand die islamische Welt abseits. Die mohammedanischen Staaten bleiben unter der Herrschaft der »Wissenden«, d. h. Glaubenden. Die Regierungen schreiten nur dann ein, wenn die Wissenden erklären, daß die reine Lehre bedroht sei, oder wenn sie in einer Lehre den Keim einer Gefahr für den Staat, d. h. für ihre Herrschaft sehen. Die Mystiker ließ man meist gewähren, auch wenn sie sich nicht unerheblich von der Lehre entfernten. Nur wo sie es zu arg trieben und Anstoß erregten, wurden sie zum Schweigen gebracht.

Mit dem Unterrichtswesen beschäftigte sich die Regierungsverwaltung gar nicht. Der Volksschulunterricht ist im Islam den Gemeinden und den Privaten überlassen. Der Staat trägt zu den Lasten, die dadurch erwachsen, in keiner Weise bei. Unbeträchtlich war auch zu allen Zeiten, was die islamischen Regierungen zur Erziehung geeigneter Staatsbeamten taten. Diese sind für den Islam nur Schreiber, und die Erledigung der laufenden Regierungsgeschäfte verlangt nichts als Routine. Daß die Staatsverwaltung Männer braucht, die eine gute allgemeine Bildung und in ihrem Fach eine besondere Ausbildung haben müssen, begriff zuerst die Türkei. Sie sah, daß die nichtislamischen Staaten ihren Erfolg nicht zum wenigsten einem gründlich gebildeten und fachlich gut geschulten Beamtenpersonal verdanken. Sie hat Anstrengungen gemacht, auch ein solches zu gewinnen, ist aber nicht weit gekommen.

Das Prinzip des Gewährenlassens der Ungläubigen haben die islamischen Regierungen auch auf die Wissenschaft angewandt. Der Unterricht durch die Ungläubigen war den Muslimen völlig gleichgültig, abgesehen davon, daß sie nicht den Koran lesen durften, und daß man ihr zu eifriges Studium der arabischen Wissenschaften nicht gern sah. Dagegen mochten sie so minderwertige Dinge wie Medizin und Naturwissenschaften immer treiben; in diesen haben sie sich in den ersten Zeiten des Islams tatsächlich ausgezeichnet. Der jahrhundertlange Druck hat die Neigung der Christen zu wissenschaftlichen Studien nicht ganz auslöschen können. Im 19. Jahrhundert kam dann als ein neuer geistiger Faktor die christliche Mission hinzu: um 1830 die protestantische, die am Anfang in verständiger Weise mehr auf das Allgemeine hinarbeitete und die Hebung des geistigen Gesamtlebens bedeutend förderte; um 1870 die Jesuitenmission in Syrien, die eine energische und erfolgreiche Tätigkeit begann und natürlich nur den gleichen Weg beschreiten konnte. Die arabischen Christen ergriffen mit Eifer die von den Fremden gebotene Gelegenheit. Es ist erstaunlich, wie schnell eine große Menge von ihnen sich gute Kenntnisse namentlich in Naturwissenschaften aneigneten, und mit welcher Gewandtheit sie Zweige der Literatur bearbeiteten und ausbildeten, die von den Muslimen ganz vernachlässigt worden waren. Die Rückwirkung auf die Muslime und selbst auf die Regierung konnte mit der Zeit nicht ausbleiben. Unter dem Einflusse der Betätigung der Ungläubigen hat sie dem Unterrichtswesen größere Sorgfalt zugewandt.

Von einer Pflege der Kunst durch den islamischen Staat kann deshalb nicht die Rede

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein, weil die Kunſtübung ſelbſt gegen das islamische Gesetz verſtößt, so daß man von einer islamischen Kunſt nicht sprechen kann. Im Koran selbſt iſt ein schlüssiges Verbot der Darſtellung lebender Wesen nicht enthalten. Wohl aber findet es sich in der heiligen Tradition, die für die islamische Gesetzgebung maßgebend iſt. Auch hat der Consensus dieses Verbot, das von der islamischen Rechtslehre besonders betont wird, völlig rezipiert, und die Muslime aller Länder verſtümmeln grundsätzlich Bildwerke, wo sie sie finden.

Die Ausnahmen sind nicht zahlreich und dürfen nicht in der Art verwandt werden, wie das häufig geschieht. Wo die Darstellung lebender Wesen aus der Kunſtübung ausgeschaltet iſt, kann von einer Kunſt in unserm Sinne nicht die Rede sein, sondern nur von künſtlerischer Betätigung auf beschränkten Gebieten, wie der Architektur (ohne figürlichen Schmuck) und der Kleinkunſt. In der Kleinkunſt war die künſtlerische Betätigung dadurch behindert, daß ein von den Mächtigen zwar nicht immer beachtetes, aber in den islamischen Massen lebendes Verbot die Verwendung von Edelmetallen für Geräte des Hauses ausschließt.

Was die Wohlfahrtspflege anlangt, so iſt auch diese bei den mohammedanischen Völkern sehr gering, weil der wahre Islam die Bedürfnislosigkeit predigt. Wenn die Ausgleichung der wirtschaftlichen Gegensätze, die sich in Fülle und Mangel des zu Nahrung und Kleidung Nötigſten ausdrücken, durch eine rituelle Vorschrift vorgesehen iſt, so iſt schon der rein religiöse Charakter dieses Mittels eine Quelle seiner Unwirksamkeit. Zudem war die Fassung der Beſtimmungen allezeit so ungenau, daß sie zur Umgehung geradezu einlud. Nachdem der islamische Staat die Armenſteuer zu einer regelmäßigen Einnahme für seine Kasse gemacht hatte, vergaß er völlig die Beſtimmung dieser Quelle. Was an Armenpflege von den islamischen Staaten geleiſtet wurde und wird, iſt eher ein Hohn auf das Elend als eine Hilfe. Soziales Empfinden war bei den islamischen Regierungen nie anzutreffen. Eine Neuordnung mag immerhin an die urſprünglichen Beſtimmungen der religiösen Unterstützungspflicht anknüpfen, zu einer wirksamen Wohlfahrtspflege wird es erſt kommen bei ernſtem Studium der Maßnahmen der Kulturvölker auf diesem schwierigen Gebiet, auf dem weder durch einen allgemeinen Appell an das religiöse Gefühl noch durch philanthropische oder utopiſtische Theorien ein dauernder Nutzen geschaffen wird, sondern einzig durch die Durchdringung von Staat und Gesellschaft mit dem Gedanken des Rechtes aller ihrer tätigen Angehörigen auf ein gewisses Maß leiblicher Wohlfahrt.

Das kulturelle Leben der islamischen Völker zeigt, wie wir sahen, so schwere Schäden, daß die Gesundung unmöglich scheint. Die vollkommene Gleichſtellung von Geiſtlichem und Weltlichem, die sich in der Vorſtellung äußert, daß alle menschliche Lebensbetätigung durch Satzungen Gottes geregelt sei, führt zu der Alleinherrschaft derer, die die Quellen dieser Satzungen, die heilige Überlieferung in Koran und Sunna, lesen und deuten können. Wenn tatsächlich Gewaltnaturen als absolute Herrscher das Regiment führen, so wird doch immer der Schein aufrecht erhalten, daß dieses Regiment im Sinne der Religion geführt werde. Das Moment der Teilnahme der Gemeinde an allen öffentlichen Angelegenheiten wird schon früh ausgeschaltet. Aber nur die Rückkehr zum Consensusprinzip kann der Weg zur Gesundung sein. Die islamischen Völker müssen sich vor allem darüber einig werden, daß auch die von ihnen als Hauptquelle ihrer Religion angesehene Urkunde der hiſtorisch kritischen Betrachtung unterliegt. Diese Erkenntnis war schon einmal kurze Zeit von der islamischen Reichsregierung als ihre eigene Auffassung aufgeſtellt worden, mußte aber unter dem Drucke der siegreichen Orthodoxie aufgegeben werden Heut iſt in den Kulturländern das Recht der Kritik gegenüber den Schriften, die von den verschiedenen Kirchen als Offenbarung bezeichnet werden, allgemein anerkannt. Die islamischen Völker werden deshalb, wenn sie eine kulturelle Zukunft haben wollen, solcher Stellungnahme auch zu ihren eigenen Offenbarungs-Urkunden sich nicht entziehen können.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

Aus den Akademien.

In den letzten Wochen ist ein Beschluß der französischen Regierung zur Ausführung gekommen, der für die Leser der »Internationalen Wochenschrift« von ganz besonderem Interesse sein wird. Unter den Organisationen, die zur Förderung weltumfassender Aufgaben der Wissenschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts geschaffen worden sind, steht in erster Reihe, wie in Ihrer Zeitschrift mehrfach ausgeführt worden ist, die internationale Assoziaton der Akademien, als deren Organe ein Ausschuß und die Generalversammlung tätig sind. Diese trat zum ersten Male vor sechs Jahren in unserer Stadt zusammen. Die Ehre, die uns damit erwiesen worden war, als erste die Mitglieder der Versammlung, Koryphäen der Wissenschaft auf den verschiedensten Gebieten, als Gäste empfangen zu dürfen, wurde von unserer Regierung auch nach Gebühr gewürdigt. Zur bleibenden Erinnerung an diese denkwürdige Tagung beschloß sie, eine Plakette von künstlerischem Werte prägen und an die zu der Assoziation gehörigen Akademien verteilen zu lassen. Der Auftrag wurde unserem trefflichen Vernon erteilt, der in der Plakette eines seiner besten Kunstwerke geschaffen hat, wie die Dankschreiben der Akademien, die jetzt in den Besitz des Erinnerungszeichens gelangt sind, aussprechen.

Aus den Sitzungen der Académie des Inscriptions et Belles Lettres ist vor allem die Mitteilung hervorzuheben, die Hr. Clermont Ganneau über eine Entdeckung machte, die ihm im Anschluß an die von dem Direktor des Griechisch-römischen Museums in Alexandria, Breccia, nordöstlich von der Stadt unternommenen Ausgrabungen gelungen ist. Bei einem flüchtigen Besuche der Grabungen hatte er auf der Wand eines Grabmals eine Inschrift semitischen Aussehens entdeckt. Sie umfaßte zehn in roter Farbe gezeichnete Buchstaben. Die Züge erinnerten ausnehmend an die des aramäischen Alphabets der persisch-achämenidischen Epoche. Eine zweite ähnliche Inschrift hat Breccia bei der Fortführung der Grabungen entdeckt und von beiden an Clermont-Ganneau Abklatsche eingesandt. Dieser hat bei seiner Untersuchung gefunden, daß es sich in dem ersten Fall um die Grabschrift eines Mannes mit Namen Akabyah, Sohn des Elioênaj, handelt. Wir haben also hier zwei charakteristische jüdische Namen vor uns, von denen der zweite, der bedeutet: Meine Augen sind auf Jehova gerichtet, öfter in der Bibel vorkommt. Die Inschrift kann bis auf die erste ptolemäische Epoche zurückgehen. Die Lage des Begräbnisplatzes der Juden in Alexandria in vorchristlicher Zeit war uns bisher unbekannt gewesen. Die Auffindung der Grabschrift des Akabyah dürfte ein Beweis dafür sein, daß er im Nordosten der Stadt, etwa drei Kilometer von ihr entfernt, bei El-Ibrâhimiye, gelegen hat. — Auch den interessanten Fund, mit dem in der letzten Sitzung derselben Akademie Professor Maurice Croiset die Mitglieder bekannt gemacht hat, hat wieder der unerschöpfliche Boden Ägyptens hergegeben. Es handelt sich um einen Auftritt aus einer unbekannten Komödie Menanders. Den Inhalt bildet der Streit zwischen einem Hirten, der ein ausgesetztes Kind aus vornehmer Familie aufgefunden und aufgenommen hatte, und einem Köhler, dem er diesen Findling zur Aufziehung übergeben hatte, um die Schmuckgegenstände, die dem Kinde beigegeben worden waren. Die Streitenden rufen einen des Weges kommenden Reisenden zum Schiedsrichter an; dieser entscheidet zu Gunsten des Köhlers. Einem größerem Kreise wird das Bruchstück in der nächsten Festsitzung unserer fünf Akademien zugänglich gemacht werden.

Eine vielverhandelte und, wie es schien, jetzt endgültig zur Entscheidung gelangte medizinische Streitfrage ist von neuem durch einen Vortrag aufgeworfen worden, den der Professor der Parasitologie und Mikrobiologie an der Universität Lyon L. Lortet in der letzten Augustsitzung der *Académie des sciences* gehalten hat. Die Altertums-Syphilis schien durch die Forschungen der deutschen Gelehrten, vor allem Iwan Blochs und Albrecht Frhr. von Notthaffts, endgültig beseitigt und wurde einfach in das Reich der Fabel verwiesen. Lortet hat nun bei der Ausgrabung von Gräbern einer großen prähistorischen Nekropole zwischen dem rechten Nilufer und der arabischen Wüste, nahe bei Rodâ, nördlich von Karnak den Schädel einer, wie aus dem Befunde der Zähne hervorgeht, etwa 20—24jährigen Frau gefunden. Dieser zeigt an seinem ganzen oberen Teil eine äußerst bemerkenswerte Knochenveränderung. Lortet gab in der Sitzung eine eingehende Beschreibung der verschiedenen Veränderunoen des Schädels und kam auf Grund seiner Untersuchung zu dem Schlusse, daß hier ein bemerkenswertes Beispiel syphilitischer Infektion vorläge. Er teilte mit, daß auch andere Gelehrte, denen er den Schädel vorgelegt habe, dieser Ansicht beistimmen.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Akademien hat der ständige Sekretär der Académie française Professor Gaston Boissier kürzlich in der Revue des deux mondes veröffentlicht. Er skizziert dort die Geschichte ihrer Unterdrückung im Jahre 1793. Am unpopulärsten war damals die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Durch Ludwig XIV. geschaffen, hatte sie sich monarchische Gefühle bewahrt; es ist darum nicht zu verwundern, daß sie den Führern der Revolution verdächtig wurde. Am meisten Ansehen genoß die Académie des sciences. Bei ihr hatten die Encyklopädisten Unterstützung gefunden. Lavoisier hätte sie retten können. Aber er wollte sie lieber das Schicksal der Académie française teilen lassen. Chamfort erstattete über sie einen erbitterten Bericht an die Nationalversammlung, David ereiferte sich gegen das »Geschöpf, das man Akademiker nennt«. Und durch Dekret vom 8. April 1793 wurden die Akademien unterdrückt; freilich feierten sie schon im Oktober 1795 eine Art Auferstehung in dem vom Convent gegründeten Institut de France.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitteilungen.

Im Anschluß an den internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie und in Anwesenheit von Vertretern Deutschlands, Frankreichs, Österreich-Ungarns, Großbritanniens, Griechenlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens ist in der vorigen Woche in Berlin unter Vorsitz des Geh. Medizinalrats Prof. Dr. v. Renvers ein internationales Komitee für ärztliche Studienreisen begründet worden. Es hat die Aufgabe, die von den Lokalkomitees der einzelnen Länder veranstalteten Studienreisen — soweit sie sich außerhalb der Landesgrenzen bewegen — durch geeignete Verständigung und Vermittlung erfolgreich zu gestalten. Ohne auf die Pläne der Lokalkomitees einzuwirken, soll es lediglich der internationalen Verständigung dienen, nicht allein soweit es sich um die Studienreisen handelt, sondern auch in Bezug auf alle die ärztliche Fortbildung betreffenden Fragen. Zum Vorsitzenden wurde Prof. v. Renvers, zum Ehrenpräsidenten Exzellenz v. Leyden gewählt. Die Beisitzer stellen Frankreich, Norwegen, Schweden und Ungarn. Sekretäre des Komitees sind der Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses Prof. Kutner und der Generalsekretär des deutschen Komitees zur Veranstaltung ärztlicher Studienreisen Dr. Oliven. Die Generalversammlungen des Komitees sollen immer im Anschlusse an geeignete internationale Kongresse stattfinden.

*

Die preußische Archivverwaltung hat am 23. September von dem Antiquar J. A. Stargardt in Berlin 16 größtenteils ungedruckte Briefe Friedrichs des Großen an Voltaire gekauft. Sie erstrecken sich über einen Zeitraum von siebenunddreißig Jahren. In dem ersten, der aus dem Jahre 1740 stammt, schreibt der König: »J'ai assisté aux derniers moments d'un Roy, à son agonie, à sa mort en parvenant à la Royauté . . .« Ein Schreiben aus dem Jahre 1742 enthält eine sieben Seiten lange, bisher noch nicht gedruckte Ode an Voltaire. Friedrich der Große wirft ihm darin vor, für Maria Theresia Partei ergriffen zu haben. Der letzte der Briefe, aus dem Jahr 1777, schließt: »il fallait les charmes de l'enchanteur de Ferney pour tirer des vers de ma sterille cervelle.«

*

Von den Neuerwerbungen und Schenkungen, durch die der Louvre im letzten Jahre bereichert worden ist, ist nach dem Bericht des Vorsitzenden der französischen Museumskommission Léon Bonnat vor allem zu nennen das Meisterwerk französischer Primitiven-Malerei »Der Mann mit dem Weinglas«, das dem Jehan Fouquet zugeschrieben wird und für 190000 Fr. erworben wurde. Unter den neuerworbenen Werken der mittelalterlichen Bildhauerkunst nehmen die ersten Plätze ein eine schöne Figur der Jungfrau Maria, eine französische Arbeit des 14. Jahrhunderts, für die 15000 Fr. gezahlt wurden, und die romanischen und gotischen Skulpturen, die für 25000 Fr. aus dem Nachlaß Moliniers erworben wurden. Unter den Schenkungen ragen die Sammlung Moreau-Nelaton mit ihren vorzüglichen Werken fast aller großen französischen Meister des 19. Jahrhunderts, und die ausgezeichneten Werke japanischer Kunstfertigkeit aus dem Besitz des Grafen J. Camondo hervor. Clemenceau hat eine schöne Büste Voltaires von Houdon, die sein Arbeitszimmer im Ministerpalais schmückte, dem Louvre überlassen. Der Kriegsminister Picquart hat das berühmte Bureau im Stile Ludwigs XV., an dem er bisher gearbeitet hatte, geschenkt, infolge einer Aufforderung der »Gesellschaft der Gesellschaft der Freunde des Louvre«, die sich die Aufgabe gestellt hat, die herrlichen alten Möbelstücke, die noch verschiedene französische Verwaltungsgebäude und besonders die Ministerien zieren, dem Museum zu gewinnen und sie durch moderne Nachbildungen für den Gebrauch der Beamten zu ersetzen. Der Graf Potocki hat ein wundervolles Porträt Rembrandts, seinen Bruder darstellend, dem Louvre geschenkt und eine größere Anzahl Schenkungen für die Zukunft in Aussicht gestellt.

*

Nach einem Beschluß, welchen die größte Alpenvereinigung in Welschtirol, die Società degli Alpinisti Tridentini, auf ihrer am 8. September in Primiero abgehaltenen Generalversammlung gefaßt hat, will sie auf der Marmolata, der höchsten Erhebung der Südtiroler Dolomiten an der Grenze von Tirol und Italien, im nächsten Jahr, als ein neues wissenschaftliches Höheninstitut, ein meteorologisches Observatorium errichten. Die Marmolata ist 3360 Meter hoch und fällt gegen Süden zu in steilen Felswänden ab; ihr nördlicher Teil ist von einem ausgedehnten Gletscher bedeckt. Sie ist am leichtesten vom Fedajapaß (2045 Meter) oder dem südwestlich gelegenen Contrinhaus aus zugänglich und gilt als Aussichtspunkt ersten Ranges. Die Erbauung des Observatoriums wird einen sehr beträchtlichen Kostenaufwand nötig machen. Den größten Teil der erforderlichen Baukosten hofft aber der Verein schon durch eine Geldsammlung im Kreise seiner Mitglieder aufbringen zu können.

*

Der Direktor der technischen Arbeiten an der Porzellan-Manufaktur zu Sèvres, Vogt, will das vollständige Geheimnis der berühmten pâte tendre, die heute von Sammlern sehr gesucht wird, entdeckt haben. Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 wurden Porzellane gezeigt, die der pâte tendre gleichen sollten; sie erregten auch allgemeine Bewunderung, trotzdem lautete das allgemeine Urteil, daß das Geheimnis des Verfahrens nicht vollständig entdeckt sei. Vogt behauptet nun, im Besitz dieses Geheimnisses zu sein und erklärt, er werde sein Verfahren der nächstens in London tagenden internationalen Ausstellung für Keramik vorführen; erst später werde er es allgemein bekannt machen.

Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

12. Oktober 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) zum Preise von 3 Mark das Vierteljahr. — Preis der Einzelnummer 25 Pfg. — Für das Ausland bei direktem Bezuge unter Kreuzband 4 Mark 30 Pfg. das Vierteljahr. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen der Firma August Scherl G. m. b. H. entgegen. — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT:

Evangelische Kirchenkunde.

Von Dr. theol. Paul Drews, ordentlichem Professor für praktische Theologie an der Universität Gießen.

Wie man auch immer persönlich zu Religion und Kirche stehen mag, unleugbar ist das religiöse Leben nicht nur in der Vergangenheit ein mächtiges Moment menschlicher Geschichte gewesen, sondern es ist dies noch heute. Und wenn sich auch in der Gegenwart Religion außerhalb der Mauern der Kirche anpflanzt, noch immer sind die Kirchen, ist die evangelische Kirche nicht die absterbende Größe, wie manche meinen. Wie es tatsächlich um das kirchliche Leben in den evangelischen Gebieten steht, wird niemand allein durch seine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke feststellen können. Der eine wird auf diesem Wege zu diesem, der andere zu einem entgegengesetzten Urteil kommen. Und doch ist es vor allem für den Theologen und Geistlichen, aber zuletzt für jeden, der dem kirchlichen Leben noch irgend eine Bedeutung beimißt, eine Notwendigkeit, zu einem gesicherten, möglichst objektiven Urteil über den Stand des evangelischen Kirchenwesens zu gelangen.

Dazu kommt, daß es nicht nur von hohem Reiz, sondern für die praktische Betätigung auf dem Boden der Kirche unzweifelhaft von größtem Werte sein muß, genau darüber unterrichtet zu sein, von welchen Bedingungen das religiöse, insbesondere das kirchliche Leben abhängig ist. Auch hier ist nichts getan mit gelegentlichen subjektiven Beobachtungen, Vermutungen und Urteilen, in denen sich nur zu leicht die persönliche Stellungnahme niederschlägt. Es ist doch unzweifelhaft, daß wie etwa das volkswirtschaftliche Leben, so auch das religiöse von ganz besonderen, mit ihm unmittelbar gar nicht in Beziehung stehenden Faktoren mit beeinflußt und bestimmt wird. Diese Faktoren aufzuweisen und ihre Wirkung abzumessen, die Gesetze des religiös-kirchlichen Lebens, die im Verborgenen in Kraft sind, zu erforschen und festzustellen, die gegenwärtigen Erscheinungen richtig zu deuten und von ihnen aus Linien in die Zukunft zu ziehen, dies muß — niemand wird das leugnen — für den Theologen und für jeden, der unser Volksleben wirklich verstehen will, von großer Bedeutung sein.

Mit einem Wort: Feststellung der empirischen Wirklichkeit des religiös-kirchlichen Lebens und ihre wissenschaftliche Erklärung, das ist eine wichtige Aufgabe, und sie hat sich die neue Disziplin der Theologie, insbesondere der sogenannten »praktischen Theologie«, die Kirchenkunde, gestellt. Noch steht diese neue Disziplin in ihren Anfängen. Um ihr den nötigen Stoff zuzuführen, ihre Methode zu begründen und zu entwickeln und ihre Notwendigkeit zu erweisen, dazu ist ein größeres literarisches Unternehmen im Gange, das den Titel trägt: Evangelische Kirchenkunde. Das kirchliche Leben der deutschen evangelischen Landeskirchen (Verlag

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck] Tübingen). Hier sollen also zunächst die einzelnen Landeskirchen — bisher sind deren drei: die königlich-sächsische, die schlesische und die badische bearbeitet worden — in allen ihren Lebensäußerungen zur Darstellung kommen. Verfassung, Kultus, kirchliche Sitte, Vereinsleben, Schulwesen, Pfarrstand, Stand der Kirchlichkeit und der Sittlichkeit — alles dies soll auf geschichtlichem Hintergrund und unter steter Berücksichtigung aller wirtschaftlichen, völkischen, kulturellen, politischen Momente dem Leser vorgeführt werden. Liegt erst eine größere Reihe solcher Einzeldarstellungen oder gar erst die Darstellungen aller evangelischen Landeskirchen (einschließlich der Herrnhuter Brüdergemeinde) vor, so wird der Grund zu einer zusammenfassenden Darstellung gelegt sein. Es wird so etwas wie eine Ekklesiastik möglich werden, ein Seitenstück etwa zu der Politik, wie sie Treitschke geboten hat.

Völlig neu ist dieser Gedanke einer Kirchenkunde nicht. Man kann ihn eingekapselt wiederfinden in dem, was Schleiermacher (in seiner Kurzen Darstellung des theologischen Studiums) »kirchliche Statistik« genannt hat. Er versteht darunter »die Kenntnis des gesellschaftlichen Zustandes in allen verschiedenen Teilen der christlichen Kirche«, und er weist diese Disziplin dem bei ihm sehr umfassenden Teil der historischen Theologie zu. Schleiermacher hat selbst wiederholt über »kirchliche Statistik« Vorlesungen gehalten, die aber leider bis heute noch nicht veröffentlicht sind, und es fragt sich, ob sie überhaupt noch vorhanden sind. Wären diese Vorlesungen bekannt geworden, so würde ohne Zweifel diese von Schleiermacher eingeführte Disziplin nicht brach liegen geblieben sein. Meines Wissens ist nur einmal literarisch der Versuch gemacht worden, Schleiermachers Plan zu verwirklichen. Im Jahre 1842 (bezw. 1843) gab der Rostocker Professor der Theologie, Julius Wiggers, eine »Kirchliche Statistik oder Darstellung der gesamten christlichen Kirche nach ihrem gegenwärtigen äußeren und inneren Zustande« (Hamburg und Gotha, bei Perthes) in zwei Bänden heraus. Er bietet hier freilich vieles, was in der Disziplin der Symbolik oder der vergleichenden Konfessionskunde vorgetragen zu werden pflegt, dabei aber finden wir hier in nuce, was uns heute als Aufgabe vorschwebt, eine Darstellung der empirischen kirchlichen Zustände der einzelnen evangelischen Landeskirchen. Daß der Versuch Wiggers' keine Nachfolge gefunden hat, liegt wohl daran, daß die Darstellung, weil die gesamte Kirche umspannend, im einzelnen zu dürftig ausfallen mußte und daher ihre Bedeutung und ihr praktischer Nutzen nicht in die Augen sprangen. Auch wird diese Disziplin, wenn sie der Kirchengeschichte ein- oder angegliedert wird, niemals zu Kraft und Leben kommen. Denn die Fülle der Aufgaben, die der eigentlichen Kirchengeschichte in der kirchlichen Vergangenheit gestellt sind, wird immer den Blick von der Gegenwart wegwenden. Dagegen wird der wissenschaftliche praktische Theologe, dem als akademischem Lehrer die wissenschaftliche und technische Ausrüstung des künftigen Kirchendieners zur Aufgabe gemacht ist, es als eine Notwendigkeit empfinden, diesem zugleich ein möglichst klares Bild von den wirklichen Zuständen innerhalb der Kirchen evangelischen Bekenntnisses zu übermitteln und ihn zu einer richtigen und gesunden Beurteilung derselben anzuleiten. Nur innerhalb der sogen. »praktischen Theologie« ist ein fruchtbarer Betrieb der Kirchenkunde zu erwarten. Diese neue Disziplin wird aber auch der gesamten praktischen Theologie eine neue Gestaltung geben. Erst durch sie wird ihr ein wirklich wissenschaftlicher Charakter verliehen. Denn die bisher in der praktischen Theologie betriebenen Unterdisziplinen: Homiletik, Katechetik, Liturgik, Lehre von der Seelsorge tragen streng genommen einen technischen Charakter, soviele prinzipielle und geschichtliche Erörterungen auch damit verknüpft zu werden pflegen. In der Kirchenkunde aber ist ein festes Objekt gegeben: das kirchliche Leben der Gegenwart, das es nach allen Seiten hin mit streng wissenschaftlichen Mitteln und Methoden zu erforschen gilt.

Aber auch den andern theologischen Disziplinen verspricht die Kirchenkunde eine Anregung und Förderung zu geben. Sie wird anregend auf den Kirchenhistoriker wirken, indem sie ihm neue Probleme stellt, und indem sie ihm zugleich das Urteil über das Wesen religiösen und kirchlichen Lebens schärft und bildet. Und auch der Systematiker wird nach dieser Seite hin von der Kirchenkunde Nutzen ziehen können. Damit aber verwächst die neue Disziplin eng mit der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesamten theologischen Wissenschaft, was bei der bisherigen praktischen Theologie weit weniger der Fall war.

Über die Methode, die in diesem Zweige theologischer Wissenschaft zur Anwendung zu kommen hat, ist ja bereits das Wesentliche gesagt, aber noch sei hinzugefügt, daß sie von der Statistik (im engeren Sinn) reichen Gebrauch wird machen müssen. Natürlich mit all den Kautelen und Rücksichten, die hier geboten sind. Freilich liegt die kirchliche Statistik im allgemeinen noch sehr im Argen. Nur einzelne Landeskirchen, vor allem die des Königreichs Sachsen, bieten in dieser Beziehung wirklich Mustergiltiges. Erkennen aber erst die Kirchenbehörden, welch nützliche Verwendung die durch sie ermittelten Zahlen finden können, die bisher meist unbeachtet in versteckten Berichten standen, so ist zu hoffen, daß die kirchliche Statistik eine reichere Ausgestaltung findet.

Auch die religiöse Volkskunde muß die Kirchenkunde nach Kräften ausnutzen. Allerdings, auch dieses Gebiet wird erst seit kurzem angebaut, aber an der Wichtigkeit seiner Erträgnisse zweifelt niemand. Werden diese durch die Kirchenkunde in einen größeren Zusammenhang gestellt, so wird ihr Wert noch mehr in die Augen springen, und so wird auch auf die religiöse Volkskunde die neue Disziplin der Kirchenkunde anregend und fördernd einwirken. Wir werden, indem wir die Religiosität unsres Volkes untersuchen, immer mehr uns davon überzeugen, wie vielgestaltig das religiöse Leben ist und sein muß; wie die verschiedenen Schichten kraft ihrer Geschichte, ihrer kulturellen Lage, ihrer sozialen Stellung ganz verschieden in ihrer religiösen Stimmung und Anschauung geartet sind und sein müssen; wie sich das alte Gesetz, daß die hinter uns liegenden Zeitanschauungen schichtenweis weiterleben, noch heute als richtig bewährt und ein vortreffliches Mittel ist, die Religiosität zumal unsrer bäuerlichen Bevölkerung zu analysiren und uns begreiflich zu machen. Kurzum, die auf empirischer Methode beruhende Religionsforschung der Gegenwart wird in der Kirchenkunde einerseits stete Verwendung, andrerseits stete Anregung und Bereicherung finden.

Es steht zu hoffen, daß Kirchendiener, die durch diese neue Disziplin sich das Auge für die Wirklichkeit und die Mannigfaltigkeit religiöser Ausgestaltung haben öffnen oder wenigstens haben schärfen lassen, in ihrem Beruf nicht allein sichrer und verständnisvoller sich betätigen werden, sondern auch allem falschen, unpsychologischen Eifer immer ferner rücken werden. Und das kann der religiösen Weiterentwicklung sicher nur dienlich sein.

Die Entstehung des modernen Rußland.

Von Alexis Wesselovsky, Professor für westeuropäische Literatur an der Universität Moskau, Mitglied der Kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften.

I.

Unermeßliche, undurchdringliche Wälder, die noch in den letzten Jahrhunderten sowohl den westeuropäischen als auch den ostasiatischen Wanderer oder reisenden Kaufmann staunen machten, begrenzt von einer fast völlig gleichmäßigen, von zahlreichen Flüssen durchströmten Ebene, im Süden unabsehbare Steppen, im Norden unfruchtbares, melancholisches Sumpfland — das ist das Milieu des russischen Volkes bei seinem Erscheinen auf dem Schauplatz der Geschichte, die Umgebung, in der es, wenigstens in seinen Grundbestandteilen, trotz seiner Eroberungen und Kolonisationen, bis auf den heutigen Tag lebt. Das ist die zweite Heimat derjenigen slawischen Stämme, die auf der Suche nach günstigeren Lebensbedingungen ihre Wohnplätze an den Karpaten und am oberen Lauf der Weichsel im 8. Jahrhundert verließen, um im neuen Lande allmählich zu einem Volke zu verschmelzen und eine mehr als tausendjährige Geschichte zu erleben. Ihr ursprünglicher Bestand veränderte sich bald. Verschiedenartige Völkerschaften vermischten sich mit ihnen. Nach den beharrlichen kolonisatorischen Versuchen bei den schwachen Stämmen der Finnen floß ihnen finnisches Blut zu; ferner kam es zu einer Mischung mit Elementen asiatischer Horden, die, auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eroberungszügen begriffen, von der Steppe her ins Land einfielen, und mit Elementen der in kultureller Beziehung aktiven, mit sozialer Tatkraft begabten Skandinavier oder Waräger. Letzteren war es beschieden, nachdem sie bei der Begründung der erſten Städte und eines internationalen Handels eine einflußreiche Rolle gespielt hatten, an der Ausgeſtaltung des Staatsbaues mitzuarbeiten und ihre Wirksamkeit in einer nicht ſtammverwandten Umgebung, der sie sich rasch assimilierten, durch Übertragung ihrer speziellen Bezeichnung auf das gesamte russische Volk zu krönen.

Von der primitiven Staatsform der Stammesgemeinschaften ging das Volk zu komplizierteren ſtaatlichen Formen über, überzog das weite Gebiet vom Dnjepr bis zum Wolchow und dem Ladogasee mit einem Netz selbſtändiger kleiner Reiche, unter denen sowohl das Fürſtentum mit beratender Volksſtimme als auch — wie etwa in den Handelszentren Nowgorod und Pskow — eine faſt republikanische Verfassung vertreten war, und suchte vor äußeren Gefahren in einem föderativen Verbande der Einzelſtaaten unter der Hegemonie Kiews Schutz, dessen Herrscher, gleichsam zur Führerrolle prädeſtiniert, zur Würde von Großfürſten emporgeſtiegen waren. Dadurch hat es, trotz feindseliger Überfälle und Verwüſtungen, in den erſten Jahrhunderten seiner hiſtorischen Exiſtenz mit erwachender Tatkraft die Eigenart seiner Lage sich nutzbar zu machen gewußt. Die produktiven Kräfte wurden vermehrt, Wälder ausgeholzt, große Strecken Landes besät, Flüsse befahren, ihre Ufer besiedelt und weitgehende internationale Handelsbeziehungen angebahnt. Zwei Meere leuchteten und lockten in der Ferne wie Pforten, die in die Freiheit, in die große Welt führten, und sehr lange vor Peter dem Großen, der »ein Fenſter nach Europa durchschlagen wollte«, hat der Unternehmungsgeiſt des Volkes zu jenen Ausgängen vorzudringen verſtanden. Mutige Kriegszüge und Handelsinteressen führten nach Konſtantinopel; durch den Verkehr Nowgorods mit den skandinavischen und deutschen Ländern wurden anfänglich ökonomische, später kulturelle Beziehungen zu Nordeuropa angeknüpft. Als sich von Byzanz und von der unter byzantinischem Einfluß befindlichen südslawischen Welt aus ein Strom von Büchergelehrsamkeit und religiöser Propaganda über Rußland ergoß, ſtieß die aus der Fremde importierte Kultur auf urwüchsige Formen volkstümlichen Schaffens, auf reichhaltige Schätze einer primitiven Dichtkunſt. Das damals wie heute vorwiegend Ackerbau treibende Volk war mit dem Leben der Natur aufs innigſte verwachsen und lieh seinen poetischen Vorſtellungen von der Natur und ihren Kräften in Märchen, Gesängen und Spielen Ausdruck, die nicht selten von dramatischer Lebendigkeit erfüllt waren und im Laufe der Jahrhunderte seinem Gedächtnis nicht entschwunden sind. Das heroische Element, denkwürdige Begebenheiten aus den Kämpfen mit zahllosen Feinden, Heldentaten der mit hervorragenden Kräften begabten Verteidiger und Anführer verherrlichte es im Liede. Und wenn es ihm nicht gelungen iſt, seine eigene Mythologie harmonisch auszubauen, so hat es doch seine Gesänge und deren Helden mythologisch geſtaltet, indem es hiſtorische Tatsachen wunderbar deutete und reale Persönlichkeiten mit übernatürlichen Eigenschaften ausſtattete. Diesen Gesängen (Bylinen) war eine vielhundertjährige Geschichte beschieden. Indem die Urgesänge, dank den zwischen den verschiedenen Stämmen beſtehenden Beziehungen, mannigfache Elemente in sich aufnahmen, aus der Sangeswelt der Nomaden Mittelasiens und den melancholischen Weisen der Finnen neue Anregung schöpften, indem das iranische Heldenepos durch Vermittlung der Tataren und Nordkaukasier in ihnen Widerhall fand und in der Folge den Bylinen sogar naheliegende Motive der europäischen Literatur assimiliert wurden, entwickelten sie sich immer weiter und erhielten sich durch die Kunſt ihrer Interpreten — der Rhapsoden. Sie folgten den Begebnissen des Volkslebens und wurden später zu einer besonderen Art hiſtorischer Gesänge, die zum Beispiel den Einzug der russischen Truppen in Paris (1814) oder den Kampf mit den Engländern und Franzosen (1854—55) zu schildern vermochten, jedoch auch die sagenhafte Vergangenheit nicht vernachlässigten und in dieser zwiefachen Geſtalt ins 20. Jahrhundert überkommen sind, so daß im Norden des europäischen Rußlands und in Sibirien Hunderte, ja faſt Tausende dieser Gesänge niedergeschrieben werden konnten.

Das dem Volksbewußtsein teure Erbe, die dichterische Deutung der Natur, die

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sagen, Gebräuche, Märchen und Lieder, begegnete dem Einfluß der byzantiniſchen Kultur, die dem Volke mit dem Chriſtentum nicht nur das Alphabet des Cyrillus, ſondern auch die klaſſiſche Sprache der ſlawoniſchen Bibelüberſetzung gebracht hatte, und fand vor der asketiſchen Mönchsweisheit und der weltfremden, abſtrakten Büchergelehrſamkeit keine Gnade. Eine Ausſöhnung der beiden Strömungen erſchien unmöglich. Unter dem Zwange der wachſenden Bedeutung der Gelehrſamkeit, die ſich auf die Macht der Fürſten, auf die Autorität der Geiſtlichkeit und der Klöſter ſtützte, zog ſich das volkstümliche Element in die Verborgenheit zurück und gedieh dort in der bisherigen Weiſe oder lernte zu zwei Göttern beten, indem es unter dem Deckmantel des Chriſtentums ſeine Liebe zur alten Überlieferung verbarg. Als es die Züge der letzteren in der geheimnisvollen Welt der von der Kirche verurteilten Apokryphen erkannte, ſchuf es aus apokryphiſchen Motiven und den Weiſen des Volksliedes, durch Bearbeitung der Legenden und aus Beſchreibungen des Lebens edler, gerechter Männer, die für das Volk gelitten hatten, den bis auf den heutigen Tag exiſtierenden Typus des »geiſtlichen Gedichts«, ein Mittleres zwiſchen dem myſtiſchen Hymnus und dem epiſchen Geſange.

II.

Im Verlaufe der Zeit aber mußte notwendigerweiſe auch auf ruſſiſchem Boden das reale Leben in den Geſichtskreis der Bücherweisheit treten. Innere Unruhen, Feindſeligkeiten und Uneinigkeiten unter den Fürſtentümern, äußere Gefahren und das Zunehmen ſozialer Ungleichheit und Willkür riefen die erſten weltlichen Schriftſteller auf den Plan und ſtellten ſie vor das Problem des Kulturkampfes. Als Vorboten der geſellſchaftlichen Satire, die im 19. Jahrhundert eine Reihe bedeutender Vertreter fand, machen ſie ſich ihre Vorgeſchrittenheit zunutze und treten mit ſcharfen Anklagen hervor. Ihre Unfähigkeit, das Leben zu beſchönigen, ihre unbedingte Wahrheitsliebe läßt in ihnen noch einen anderen charakteriſtiſchen Zug der ſpäteren literariſchen Entwicklung ihres Volkes in die Erſcheinung treten — die ſtarke Neigung zum Realismus. Die »Belehrung« von Wladimir Monomach enthält viele humane, an die Regenten gerichtete Ratſchläge und Warnungen (u. a. einen entſchiedenen Proteſt gegen die Todesſtrafe) und iſt mit Unzufriedenheit durchſetzt. In der »Bittſchrift« eines unſchuldig in einem entlegenen Kerker ſchmachtenden Arreſtanten namens Daniel an ſeinen Fürſten kennzeichnet der unbekannte Verfaſſer die ſich breit machende Ungerechtigkeit und Willkür. Der demokratiſche Unwille, der aus dieſem Erzeugnis des 12. Jahrhunderts ſpricht, läßt es den politiſchen Streitſchriften der Gegenwart dem Geiſte nach verwandt erſcheinen. Ein noch breiteres und ergreifenderes Bild des Zuſtandes im Lande zur Zeit ſeiner beginnenden Zerſtückelung und ſeiner politiſchen Erniedrigung entrollt ſich in der »Mär vom Feldzuge des Igor« aus demſelben Jahrhundert. Ein Häuflein kühner Fürſten opfert ſich mit ſeiner Heerſchar für die Befreiung des Volkes von gefährlichen Feinden, dem tapferen Steppenvolke der Polowzen oder Kumanen. Teilnahmlos läßt man ſie untergehen. Die ehemalige Solidarität beſteht nicht mehr. In ſeiner Trauer und Entrüſtung fordert der Dichter alle abtrünnigen oder ſelbſtzufriedenen und egoiſtiſchen Machthaber vor ſeinen Richterſtuhl und zerſchmettert ſie im Namen des ruſſiſchen Volks durch ſeinen Wahrſpruch. Er offenbart zugleich ein großes dichteriſches Talent; die lebendige und dramatiſche Schilderung des Feldzuges, der Schlachten und der Gefangenſchaft, die poetiſche Zeichnung der Natur, die pſychologiſche Charakteriſierung des Hauptheldeń, die reiche Symbolik des Stils, die ſich hauptſächlich an die Volksgeſänge anlehnt, weiſt der Dichtung, abgeſehen von ihrer ſozialen und ſatiriſchen Bedeutung, einen hohen Rang in der alten ruſſiſchen Literatur an. Was die Chanſon de Roland den Franzoſen und das Nibelungenlied den Deutſchen iſt, das iſt dieſe Mär dem ruſſiſchen Volke. Ihre Entdeckung und Veröffentlichung (1800) übte eine ſtarke Wirkung auf die ruſſiſche Geſellſchaft aus, und die gleiche Wirkung wurde überall erzeugt, wo dieſe Schöpfung in Überſetzungen bekannt wurde. Man erinnere ſich der feinen Äußerungen Wilhelm Grimms über dieſen Gegenſtand.

Das Aufblühen einer weltlichen, von der geiſtlichen Bildung unabhängigen Literatur, die ſich ſchon frühzeitig zu Schöpfungen einer ſo hohen ideellen Reife und künſtleriſchen Schönheit als fähig erwieſen hatte,

Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

wurde im Keime erſtickt, als die Tartaren ins Land eindrangen und seine Herren wurden. Wegen der ſtändigen Gefahren, die den südrussischen Ländern drohten, fanden Uebersiedelungen in die zentralen Gebiete und noch weiter bis hinter die Wolga hin in großem Umfange ſtatt. Die ökonomischen Wirkungen dieser Verschiebung blieben nicht aus; es entſtanden neue Fürſtentümer, Städte und Klöſter, und mit der Kolonisation verbreiteten sich auch die Errungenschaften der Bildung. Die Auswanderer trugen ihre Gesänge, ihre Gebräuche, das belehrende byzantinische Schrifttum, die Lebensbeschreibungen der Streiter für die russische Kirche, die hiſtorischen Aufzeichnungen und Annalen in entlegene Gegenden: doch die Gefahr, die der Kultur drohte, war unabwendbar. Die Ahnungen des Dichters erfüllten sich. Das in kleine ſtaatliche Einheiten zerfallene Land konnte keinen einmütigen Widerſtand leiſten. Mit dem politischen Niedergang trat in der kulturellen Entwicklung ein Stillſtand ein. Zwei Jahrhunderte verliefen in erdrückender Abhängigkeit und hinterließen in den politischen Ansichten und in der Sitte des Volkes die Spuren des Siegers. Nur in Nowgorod, das außerhalb der Einflußsphäre der Tartaren lag, fand die Kultur gedeihlichen Boden: dort wurden die Beziehungen zur Hanse und zu Skandinavien befeſtigt, es entwickelte sich eine lokale Literatur, unter dem Einfluß der deutschen Gedankenwelt erwachte das religiöse Freidenkertum, und die erſte Sekte mit ſtark demokratischen Prinzipien wurde gegründet.

Als die nationale Selbſttätigkeit wiedergeboren wurde, als sie sich im ganzen Lande organisierte, um das Joch abzuschütteln, und der Ausgangspunkt der Befreiungsbewegung, Moskau, die jüngſte unter den russischen Städten, die erſt im 12. Jahrhundert auf dem Schauplatze der Geschichte erscheint, an Stelle der früheren, nunmehr längſt erſtorbenen Zentren der Kultur und des politischen Lebens rasch emporblühte, konnten die jäh abgerissenen Fäden der Zivilisation unter den günſtigeren Lebensbedingungen des Moskauer Großfürſtentums, um das sich, dank der beharrlichen Bemühungen seiner Regenten, ganz Rußland zu scharen begann, weiter gesponnen werden. Die ehemaligen Quellen der Bildung waren aber nicht mehr erreichbar oder versiegt. Für die russischen Schriftſteller gab es weder einen Weg zur Wissenschaft und Literatur von Byzanz, das von den Türken unterjocht worden war, noch zu den Südslawen oder den Schöpfungen der öſtlichen Kultur, die ihnen früher von byzantinischen Kompilatoren vermittelt worden waren. Der Gang der Ereignisse wies auf eine Annäherung an die weſtliche Kultur hin. Ein Widerschein der Gedankenwelt der Renaissance begann auch in Rußland leise aufzuleuchten. Die Verkündigung einer Aufklärung, eines sittlichen und sozialen Aufschwungs, ja selbſt eine neue Kunſt fand dort Eingang. Pioniere dieser Bewegung waren eine Gruppe italienischer Künſtler, die unter Iwan III. aufgetaucht war und sowohl auf die Architektur als auch auf die kirchliche Malerei einen ſtarken Einfluß ausübte, und der unter dem Namen Maxim Grek (der Grieche) in der Geschichte der russischen Bildung fortlebende Albanier, der seine hervorradenden Fähigkeiten in Italien zur Entfaltung gebracht hatte. Als leidenschaftlicher sozialer Agitator und Publiziſt entwickelte er in Hunderten von Schriften dem Volke, das ihm in seinen Träumen als Befreier des europäischen Oſtens erschien, die Notwendigkeit vernünftiger Staatsformen, einer gerechten Gesetzgebung und einer Ausbreitung des Wissens. Einſt hatte er voll Begeiſterung den Reden Savonarolas gelauscht und sich von der Unerschrockenheit dieses Mannes hinreißen lassen. Nun war auch er bereit, für seine Überzeugungen zu leiden, und hat auch tatsächlich dank der Unduldsamkeit der Kirche schwere Verfolgungen ertragen müssen. Seine Tätigkeit bedeutet eine neue Epoche in der Geschichte derjenigen Literatur, die, wie schon erwähnt, sich zu Beginn der literarisehen Entwicklung in den Dienſt der sozialen Beſtrebungen geſtellt hatte und ihnen bis auf den heutigen Tag treu geblieben iſt.

Maxim Grek findet bereits aufmerksame Hörer; er wird das Haupt eines Kreises neuer Menschen, die sich mit der bisherigen Stagnation, der nationalen Exklusivität und dem Absolutismus, diesen Grundprinzipien der Moskauer Politik, denen selbſt das republikanische Nowgorod zum Opfer gefallen war, nicht zufrieden geben konnten. Der bedeutendſte unter den Schülern Maxims, Fürſt Kurbsky, wurde der erſte russische Emigrant. Von seinem polnischen Zufluchtsorte aus geißelte er die Schwächen des Moskauer

Generated on 2019-11-25 11:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Staatsbaues und focht in einem höchst interessanten Briefwechsel mit keinem Geringeren als Iwan dem Schrecklichen in sehr geschickter Weise ein Turnier aus. Die hohe Bedeutung des Buchdrucks wurde ebenfalls von Maxim, der in Italien Aldo Manucci nahe gestanden hatte, verkündet, und aus dem Moskauer Kreise gingen die Urheber der russischen Buchdruckerkunst hervor. Unter den letzteren war es besonders der Diakonus Iwan Fedoroff, der in seiner durchs ganze Land getragenen Propaganda für den Buchdruck einen solchen Idealismus und eine solche Begeisterung an den Tag legte, wie sie den Aposteln dieser großen Erfindung eigen zu sein pflegten.

Die Überzeugung von der Notwendigkeit lebendiger Beziehungen zur westeuropäischen Kultur errang immer neue Siege. Sie übertrug sich sogar auf einen scheinbar unbedingten Vertreter des Absolutismus — auf Iwan den Schrecklichen, in dessen komplizierter, widerspruchsvoller, begabter, jedoch zerrütteter Seele eine starke Neigung zum Europäertum erwachte. Wenn sein Kampf mit den vermeintlich revolutionären Mächten zeitweilig ruhte und die unmenschlichen, vom Verfolgungswahn diktierten Hinrichtungen aufhörten, fand diese Neigung in der Entsendung geeigneter Persönlichkeiten nach Deutschland, behufs Anwerbung von Spezialisten aller Art, in den regen Beziehungen zu England und in einer demutvollen Verehrung der Königin Elisabeth ihren Ausdruck. Die Ausbreitung der neuen Überzeugungen bedeutete bereits eine so große Gefahr für den orthodoxen Konservatismus, daß seine Anhänger es für nötig hielten, einen Kodex strenger Sittenregeln zu verfassen, um den schädigenden Einflüssen entgegentreten zu können. Und dasselbe 16. Jahrhundert, das im Leben des russischen Volkes zweifellos eine Zeit des Umschwunges bedeutet, sah das Erscheinen des »Domostroi«, einer eigenartigen Anleitung zu einem mustergültigen Leben in der Familie, in der Gesellschaft und im Staat, die von strenger Religiosität erfüllt war, unbedingte Unterordnung unter die Autorität, eiserne Zucht in der Familie, völlige Unterwerfung des Weibes forderte und Furcht vor aller Bildung an den Tag legte.

Indes selbst die breiteren Schichten des Volkes zeigten in jener Zeit eine unverhohlene Neigung zur neuen Kultur, zwar nicht im Zarentum Moskau, aber in dem von dem nationalen Kern losgerissenen, unter Polens Herrschaft geratenen Grenzlande. Kiew, das einst die Wiege der russischen Bildung gewesen war, widmete sich nunmehr mit erneutem Eifer der Ausbreitung des Wissens. Das war die Tat und das Verdienst kleiner Leute, der Bürger und Bauern, die das Recht der Nationalität verteidigten, Brüderschaften gründeten, mit vereinten Kräften ein System von Lehranstalten — elementaren, mittleren und Hochschulen — schufen, der Bildungspropaganda des Polentums Widerstand entgegensetzten, ihr jedoch Methoden und Wissen entlehnten, um sie zum Nutzen des eigenen Volkes zu verwenden. Während Moskau sich noch im Vorstadium europäischer Kultur befand, wurde im südwestlichen Rußland schon am Ende des 16. Jahrhunderts das Kiewer Kollegium (später zu einer Akademie ausgestaltet) begründet, woselbst der Grundstein zur russischen Wissenschaft gelegt und die Kunstdichtung geschaffen wurde, indem die Lehrer u. a. die ersten Schuldramen dichteten und sie zur Aufführung brachten. Die Einflußsphäre dieser Pflanzstätte der Bildung erweiterte sich bald. Die polnische Kultur wurde zur Vermittlerin zwischen den erwachenden literarischen Bedürfnissen und der Produktion des Abendlandes. Ein frischer Zug weltlicher Anschauungen drang in die enge, sorgsam behütete Abgeschlossenheit des gesamten russischen Lebens. Vor allem waren es die aus dem Polnischen übertragenen Romane und Novellen, die von bisher verbotenen Dingen sprachen: die Leidenschaften, der Kultus der Frau, die realen Lebensverhältnisse, der Spott der Skepsis oder der harmlosen Heiterkeit, die Tragödie der Liebe oder der Sarkasmus des Decamerone Giovanni Boccaccios — alles wurde nunmehr zugänglich gemacht und übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

Im 17. Jahrhundert übertrugen sich die Wogen der Aufklärung nach Moskau. Die anhaltenden revolutionären Erschütterungen der Periode der Wirren, die andauernde polnische Okkupation und der den Ausländern in weitem Umfange, wenn auch widerwillig gewährte freie Zutritt untergruben die ehemals gewahrte Isolierung. Das Bedürfnis nach neuen Ideen, Formen und Menschen, nach lebendigen Beziehungen zu der Außenwelt, sowie nach einer Entfaltung der Selbsttätigkeit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war nach der Beilegung der Wirren natürlich. Dennoch mußte ein volles Jahrhundert, die lange Zeit bis zum Erscheinen Peters des Großen, verstreichen, ehe diesem Bedürfnis Genüge geleistet wurde. Die südrussische Bildung samt ihren europäischen Quellen ward endlich im zentralen Rußland heimisch. In Moskau wurde durch die Gründung einer geistlichen Akademie ein wissenschaftlicher Mittelpunkt geschaffen. Mit Hilfe deutscher Lehrmeister (des protestantischen Pastors Joh. Gottfr. Gregory) und ihrer russischen Zöglinge kam ein weltliches Theater zustande, auf dessen Bühne sowohl pathetische Dramen als auch heitere Komödien in Übersetzungen zur Aufführung gelangten und selbst das Repertoire aus Shakespeares Zeiten (ein Drama Marlowes) Aufnahme fand. Die Verbreitung übertragener Novellen regte interessante Versuche einheimischer Schriftsteller an, und das Bild des zeitgenössischen Lebens spiegelte sich in den Werken dieser frühesten Vorgänger Gogols in ungeschminkter Treue. Das Volksleben wird jedoch auch der viel strengeren Kritik der erwachenden sozialpolitischen Betrachtung unterworfen. In einer polemisch gehaltenen (in Schweden, während der Emigrantenjahre des Autors verfaßten) Beschreibung des ganzen russischen nationalen Systems, die ein Mitglied des auswärtigen Amtes, Kotoschichin, geliefert hat, wird der Stillstand der Entwicklung, die Unwissenheit und Knechtschaft erbarmungslos gekennzeichnet. Die Überzeugung von der unbedingten Notwendigkeit umfassender Reformen, von der diese Arbeit getragen wird, kreuzt sich mit dem Traum der großen Befreiungsmission des wiedergeborenen Landes: von seinen alten Gebrechen befreit, wird es stark und rein dem gesamten Slawentum als Retter erscheinen. Dieser Traum, der zum erstenmal den Gedanken der späteren Slawophilen zum Ausdruck bringt, war das Credo des Kroaten Krishanitsch, eines aus dem fernen Süden eingewanderten, äußerst talentvollen Fremdlings, der den größten Teil seines Lebens der Verkündigung reformatorischer Ideen und allslawischer Politik gewidmet hat und seine gefährlichen, aufrührerischen Reden mit einer langjährigen Verbannung nach Sibirien büßen mußte, woselbst seine hervorragendsten Werke zustande gekommen sind.

* * *

III.

Die Gedankenwelt, aus der solche überzeugte Vertreter des Kulturfortschrittes herausgewachsen waren, trieb unaufhaltsam dem Europäertum entgegen. Die schäumende Energie Peters des Großen brachte in diese Bewegung jenes fieberhafte Treiben, das alles Zögern und alle Folgerichtigkeit in der Aneignung fremder Errungenschaften, die dem russischen Entwickelungsstande oft um ein oder zwei Jahrhunderte voraus waren, beiseite schob und den verschiedenartigsten Strömungen der abendländischen Kultur zu folgen suchte. Ein Programm der Volksbildung von noch nie dagewesenem Umfange wurde entwickelt. Durch zahllose Übersetzungen wurden die Sozialwissenschaften, die Geschichte, die exakte Forschung, die Technik, das Militär- und Seewesen dem Volke zugänglich gemacht. In Peter selbst, der durch keine Schule gegangen, aber mit genialem Verständnis begabt war und bei einem Leibniz und Christian Wolff Rat und Hilfe zu suchen pflegte, glühte eine unauslöschliche Begeisterung für die Wissenschaften. Der hingebende Kultus, den er mit ihnen trieb, läßt seine oft brutal hervorbrechende Eigenmächtigkeit in einem milderen Lichte erscheinen. Die zwar nicht zahlreichen, aber aufrichtigen Reformenthusiasten aus allen Schichten der Gesellschaft widmeten sich nunmehr auch diesem Kultus und bemühten sich, wie z.B. der Publizist-Autodidakt Possoschkoff, ein Bauer aus Moskaus Umgebung, der in kunstloser Form treffende volkswirtschaftliche Betrachtungen zur Darstellung brachte und ein System des Schulwesens, angefangen von der obligatorischen Volksschule bis zur Universität, entwarf, gemeinsam mit dem Zaren das Vaterland emporzuziehen, während »Millionen am Werke waren, den Aufschwung zu verhindern«. Die Entwicklung der Literatur im engeren Sinne des Wortes rückte, inmitten dieser steten Sorge um das unmittelbar Nützliche, auf den zweiten Plan; der Zar-Reformator, dem auch auf diesem Gebiete die Führerrolle zuzufallen schien, war von schriftstellerisch nur mittelmäßig begabten Leuten umgeben. Der allgemeine Geist dieser Epoche, die den Kulturfortschritt auf ihr Banner geschrieben hatte und den kommenden Zeiten vermachte, sowie die Erkenntnis der hohen Bedeutung des gedruckten Wortes erzogen jedoch ein Schriftstellergeschlecht, dessen Jugend zwar in die Blütezeit der re-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

formatoriſchen Tätigkeit Peters fiel, deſſen Schaffen aber der folgenden Periode angehörte. Dieſe Männer hatten Peter vielleicht nie perſönlich gekannt, doch griffen ſie ſeine Anregungen auf und hielten ihm die Treue, als nach ſeinem Ableben die Reaktion hereinbrach, die ſeine wichtigſten Schöpfungen zu vernichten drohte. Sie waren das lebendige Glied, das die Epoche der Reformen mit dem Zeitalter der Aufklärung, des Enzyklopädismus, verband, und zugleich die Stammväter der neuen ruſſiſchen Literatur.

Aus allen Geſellſchaftsſchichten waren ſie hervorgegangen. An ihrer Spitze aber ſtand wiederum ein Vertreter des Bauerntums, Lomonoſſoff, der von den Ufern des Weißen Meeres um der Wiſſenſchaft willen nach Moskau gekommen war und ſich ſpäter in Deutſchland der Naturgeſchichte und der Philoſophie gewidmet hatte. Er war ein hervorragender Geiſt von europäiſchem Ruf, Denker und Dichter zugleich, ein Reformator der ruſſiſchen Dichtung, ein demokratiſcher Publiziſt und der Begründer der erſten ruſſiſchen Univerſität in Moskau (1755). Auf den Grenzgebieten ſeines Arbeitsfeldes, auf dem Gebiete der Satire, des Dramas, der Komödie, der Journaliſtik und Geſchichtsſchreibung taten ſich ſeine Zeitgenoſſen Kantemir, Sſumarokoff und Tatiſchtſcheff hervor, Männer, unter denen oft Uneinigkeit herrſchte, und die ſich untereinander befehdeten, die jedoch alle in gleicher Weiſe den höheren Intereſſen der Kultur und der Arbeit zum Wohle des Volkes ergeben waren. Es hatte faſt den Anſchein, als erweitere die Entwicklung der Kunſtdichtung die Kluft zwiſchen den ungebildeten Maſſen und den verfeinerten oberen Schichten der Geſellſchaft, die von den Reformen Peters am meiſten ergriffen worden waren. Dennoch wurden die allgemeinen Volksintereſſen nie aus dem Auge gelaſſen und fanden in Lomonoſſoff einen fanatiſchen Verteidiger. Jene Männer fühlten die ganze Schwere der Verantwortlichkeit ihres Berufes und unterwarfen ſich nicht dem herrſchenden Obskurantismus, der Schreckensherrſchaft Birons. Als ſie von der Bühne traten, ſtand die Sonne hoch, vom Weſten her drangen der befreiende Geiſt einer neuen Philoſophie, der ſtreitbare Sarkasmus Voltaires, die ſtaatsmänniſche Weisheit Montesquieus und die aufklärenden Lehren der Enzyklopädiſten ins Land. Die alten Prinzipien gerieten ins Wanken, und das Evangelium der Humanität wurde den rechtloſen, in Finſterniß dahinlebenden Volksſchichten verkündet.

Unaufhaltſam griff die Befreiungsbewegung um ſich, gleichviel ob ſie in der Perſon Katharinas II. eine demonſtrativ leidenſchaftliche Beſchützerin fand, oder ob ſie von ſeiten dieſer »Semiramis des Nordens«, dieſer Freundin der Philoſophen, die den Glauben an ihre Ideale verloren hatte und durch das Selbſtherrſchertum vergiftet worden war, in der zweiten Hälfte ihrer Regierungszeit Bedrängnis und Verfolgung erdulden mußte. Anfangs hatte die Bewegung unter dem Protektorat der ſchriftſtellernden Kaiſerin geſtanden, die, ohne literariſch hervorragend begabt zu ſein, ſich auf allen Gebieten verſuchte und die Führerrolle nicht aus der Hand geben wollte. Dann aber war es zu einem Zuſammenſtoß mit Individualitäten gekommen, die ſich nicht von oben beeinfluſſen laſſen wollten, ſondern ihre eigenen Wege gingen und vor einer offenen Darlegung ihrer Überzeugungen nicht zurückſchreckten. Damals entſtanden die erſten literariſchen Parteien: die gemäßigt-fortſchrittliche mit Katharina an der Spitze, die von der Idee der Nächſtenliebe und der ſittlichen Vervollkommnung getragene Richtung, die ihren Ausgangspunkt im Freimaurertum nahm, ferner die Partei der Anhänger des politiſchen Fortſchrittes, radikaler Reformen, allgemeineuropäiſcher Ziviliſation, und ſchließlich die Gruppe jener Leute, die im Gegenſatz zu den anderen an dem nationalen Syſtem feſthielten, ſich vor der alten Überlieferung beugten und es fertig brachten, eine äußerlich europäiſche Lebensform mit dem längſt erloſchenen Geiſte der Vergangenheit zu erfüllen. Von dieſem Hintergrunde heben ſich die Geſtalten einiger Männer ab, die viel Talent, nicht wenig Originalität und — was noch wichtiger iſt — als Bürger einen ſeltenen Mut beſaßen.

Die Regentin, von der ſcheinbar alle Initiative ausging, ſuchte mit den Koryphäen Europas in Verbindung zu treten, unterhielt mit Voltaire einen ſcharfſinnigen Briefwechſel, lockte Diderot nach Petersburg, lauſchte mit Intereſſe ſeinen geiſtvollen Improviſationen über die Wiedergeburt Rußlands durch konſtitutionelle Freiheit, um ſpäter keinen ſeiner Ratſchläge zu befolgen. Während ſie ſich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Ruhme des philosophisch-humanitären Glaubensbekenntnisses sonnte, das sie in der »Inſtruktion« für die zur Ausarbeitung von Gesetzen einberufene Kommission ausgesprochen hatte (obgleich die Lage des Volkes sich verschlimmerte, die angekündigten Reformen zurückgezogen wurden und die Willkür überall Platz griff), verkörperte sich der geiſtige Gehalt der Epoche in den begabteſten Schriftſtellern. Der tatkräftige Philantrop und Freimaurer Nowikoff trat für wahre Bildung ein, indem er die allgemeine Volksschule schuf, große Verlagsanſtalten, die Rußland mit Übersetzungen nützlicher Werke versorgten, gründete, sich an die Spitze der beſten russischen Zeitung ſtellte und eine Reihe von satirischen Zeitschriften ins Leben rief, um nicht nur die allgemein menschlichen Gebrechen ans Licht zu ziehen, sondern um vor allen Dingen die empörenden russischen Verhältnisse, insbesondere die Institution der Leibeigenschaft, zu geißeln. Letztere hatte sich unter dem Einfluß volkswirtschaftlicher Verhältnisse erſt in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts entwickelt und entfesselte bereits ein Jahrhundert später einen Sturm der Entrüſtung in der Literatur. Die Abhandlungen in den Zeitschriften Nowikoffs ſtimmen in ihren abſtoßenden Schilderungen der Leibeigenschaft mit der düſteren Tragik der Komödie Vonwisins »Nedorossl« überein und werden nur von dem leidenschaftlichen Proteſt des beſten politischen Schriftſtellers Rußlands im 18. Jahrhundert, Radischtschew, übertroffen. In der nach dem Muſter der »Sentimental Journey« Sternes verfaßten »Reise von Petersburg nach Moskau« weiſt Radischtschew, der die belletriſtische Form um des leichteren Verſtändnisses willen wählte, mit äußerſter Schärfe auf die beſtehende Knechtschaft hin und schildert ausführlich, wie die Befreiung der Bauern in gerechter Weise vollzogen werden könnte. Für ihn iſt dies wie im 19. Jahrhundert für Turgenieff die Kardinalfrage. Um das Übel zu bekämpfen, leiſtete er gleich dem Verfasser der »Memoiren eines Jägers« seinen »Hannibal-Schwur«. Wie er in einem Kapitel über die Geschichte der Zensur die Freiheit des gedruckten Wortes kategorisch fordert, so kommt er durch zahllose Beispiele von Unterdrückung zur Überzeugung von der Notwendigkeit einer völligen Befreiung der Bevölkerung und der Zuweisung von Land an die Bauern. — Eine der beſten Stellen des Buches iſt die phantaſtische Schilderung eines Traumes: die Wahrheit kommt zu einem Herrscher, der von scheinbar ergebenen Höflingen umgeben iſt und vom Elend seines Volkes keine Ahnung hat; sie öffnet ihm die Augen, und nun offenbart sich ihm die entsetzliche Lage des Landes und die Erbärmlichkeit der Höflinge in ihrer Blöße. Radischtschew hatte wahrscheinlich eine solche Erleuchtung auch für Katharina erhofft. Doch die Wahrheit, die in ihm, Nowikoff, Vonwisin und anderen Verfechtern des Freiheitsgedankens ihre Vertreter fand, war im anscheinend philosophischen Zeitalter ein unliebsamer und gefährlicher Gaſt. Radischtschew büßte seinen politischen Liberalismus mit Verbannung in einen entlegenen Winkel Sibiriens, und der politisch neutrale Freimaurer Nowikoff wurde für seine Predigt der Humanität und Zivilisation in die Feſtung gesperrt, die er erſt als gebrochener Greis wieder verließ. Jedes freiheitliche Wort in der Literatur, wie z. B. eine von Knjaschnin verfaßte Tragödie, »Wadim«, die die alte republikanische Verfassung Nowgorods verherrlichte, war Verfolgungen ausgesetzt. Das schier endlose Martyrium der russischen Schriftſtellerwelt nahm seinen Anfang.

In trüber Stimmung beschloß die russische Gesellschaft und mit ihr die Literatur das 18. Jahrhundert. Katharina und ihr Nachfolger Paul, ein Fanatiker des Konservatismus, der sich nicht einmal wie seine Mutter in den Jugendjahren für die Ideale seiner Zeit begeiſtert hatte und nun die sinnlose Aufgabe auf sich nahm, ihnen entgegenzutreten, das Leben rückwärts ſtrömen zu lassen, schienen unter dem Eindruck der französischen Revolution und der Volksaufſtände im eigenen Reiche alles tun zu wollen, um die soziale und literarische Bewegung zu schwächen und unschädlich zu machen. Endlich herrschte Schweigen, die Ruhe des Kirchhofs — aber das war nur Schein. Im geheimen gediehen die Ideen, die bereits Wurzel gefaßt hatten, und die Traditionen der leitenden literarischen Kreise wurden treulich bewahrt, ja sie traten gelegentlich, sogar während der unerträglichen Regierungszeit des Zaren Paul, ans Tageslicht. Im Jahre 1801 machte die Palaſtrevolution der Tyrannei ein Ende, und in Alexander I., der nach Katharinas Willen, den Neigungen seines Vaters zum Trotz, von einem ausländischen Pädagogen, Laharpe, in den Ideen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Menſchlichkeit und Zivilisation erzogen worden war, beſtieg ein Vertreter der franzöſiſchen Philoſophie des 18. Jahrhunderts den Thron. Jetzt endlich löſten ſich die von der Reaktion niedergehaltenen Kräfte, der Zuſammenhang der Gedankenrevolution wurde wiederhergeſtellt und verkündete den Beginn eines goldenen Zeitalters.

Die Geschichte einer Erfindung.

Ein Beitrag zur Würdigung des internationalen Nachrichtenwesens.

Von Hugo Münsterberg, Professor für Experimentalpsychologie
an der Harvard University, Cambridge, Mass.

Seit Wochen beſchäftigen ſich die Zeitungen der alten und der neuen Welt mit der wunderbaren Erfindung, durch die ich das Gerichtsverfahren endgültig umgeſtaltet habe. Die deutſchen Blätter bezeichnen ſie in der Überſchrift als »Wahrheitszwangmaſchine«, andere nennen ſie »Meineidsmaſchine«. Aber die Darſtellung zeigt, daß es ſich eigentlich um drei verſchiedene Apparate handelt: erſtens habe ich den Sphygmographen erfunden, der dem Zeugen im Gericht »auf den Rücken geſchnallt« wird, um den Puls zu regiſtrieren; dann den Pneumographen, der die Atmung verzeichnet, und ſchließlich den Hauptapparat, deſſen Name ſchwankt. In den engliſchen Blättern iſt es ein Automatograph, in den franzöſiſchen ein Ontomatograph, und in den deutſchen ein Automentograph — das ſchöngebaute Wort ſtammt von *mentire* her: der »Selbſtlügenſchreiber«. Dieſer letzte Apparat verrät die unwillkürlichen Bewegungen des Zeugen. Alle drei Maſchinen zuſammen zeigen nun deutlich, ob der Zeuge die Wahrheit ſpricht oder lügt.

Da mehr als dreihundert Artikel in den Zeitungen aller Länder die Einzelheiten meiner Apparate dargeſtellt haben, iſt die Wichtigkeit meiner Erfindung über jeden Zweifel erhaben. So ſehr ſich meine Beſcheidenheit dagegen ſträubt, muß ich doch zugeben, was die Londoner Daily News in einem viel nachgedruckten Artikel ſagten: »Das Zeitalter der Erfindungen hat viele Wunder verrichtet, aber alle erbleichen vor der neueſten amerikaniſchen Errungenſchaft; Profeſſor Münſterberg hat eine Maſchine vollendet, welche die moderne Welt umgeſtalten wird.« Leider wird mein berechtigter Stolz etwas gedämpft durch die vielfach angeknüpfte Nachricht, daß ich meine Apparate bereits dem berüchtigten Maſſenmörder Orchard angeſchnallt, und daß zu meiner Enttäuſchung die Maſchine bei ihm verſagt hätte, da er ſich durchaus nicht aufregen wollte. Dagegen hoffen die Gerichte, daß ich den nervöſeren Herrn Thaw nunmehr, und zwar mit Erfolg, unter den Automentographen nehmen werde.

Bei einer Erfindung von ſolcher Tragweite muß es für die Welt von Wert ſein, auch ihre Geſchichte beleuchtet zu ſehen. Erſt dann tritt die Größe meiner Errungenſchaft ganz hervor. Denn dann ſtellt ſich nämlich heraus, daß ich alle dieſe Apparate erfand, ohne ſelbſt etwas davon zu wiſſen; ja, daß zu der Zeit, als die Wundernachrichten von der Harvard-Univerſität in Boſton datiert wurden, ich ahnungslos den Sommer im Seebad zubrachte, und daß ich mein pſychologiſches Laboratorium ſeit drei Monaten nicht betreten habe.

Spreche ich ernſthaft, ſo ſcheue ich mich faſt, gebildeten Leſern erſt zu verſichern, daß Sphygmograph und Pneumograph ſo wenig meine Erfindung ſind wie Phonograph und Telegraph; ſeit Jahrzehnten ſind ſie in jedem phyſiologiſchen Laboratorium zu finden. Daß »mein« Sphygmograph in vielen deutſchen Blättern auf den Rücken geſchnallt werden mußte, rührte offenbar daher, daß irgendeinem Newyorker Journaliſten das engliſche Wort für Handgelenk nicht bekannt war. Der Automatograph iſt überhaupt kein Apparat, ſondern die von jeher übliche einfachſte Vorrichtung, um unbeabſichtigte Bewegungen zu markieren. Ich habe noch niemals auch nur den geringſten Verſuch gemacht, irgend einen Verbrecher oder Gerichtszeugen mit dieſen Bandagen zu beläſtigen. Vielleicht lohnt es aber trotzalledem, der Geſchichte dieſer Erfindung — ich meine, dieſer Journaliſtenerfindung — zu-

Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

zuschauen, weil sie doch ein gewisses kulturhistorisches Interesse bietet. Sie ist typisch und beachtenswert, um einzusehen, auf wie schwacher Grundlage unser internationales Nachrichtenwesen aufgebaut ist; sie läßt ahnen, wieviel Törichtes wir alle täglich als Neuigkeiten gläubig hinnehmen müssen, und sie macht völlig klar, daß die »Selbstlügenschreiber« nicht erst erfunden zu werden brauchen.

Wahr ist es, daß ich, wie Dutzende deutscher Psychologen, mich mit den Beziehungen der experimentellen Psychologie zum Gerichtsverfahren beschäftige. Ich habe, um die Juristen dafür zu interessieren, auch ein paar populäre Aufsätze über dieses Thema in amerikanischen Zeitschriften veröffentlicht; sie befassen sich mit Erinnerungstäuschungen, Illusionen der Wahrnehmung, Suggestionen, Assoziationsmessungen und ähnlichem; dagegen ist von Puls, Atmung und unbewußten Bewegungen da mit keinem Worte die Rede. Wahr ist auch, daß ich Experimente mit Orchard machte, und zwar Experimente, die nicht mit einer »Enttäuschung« endeten, sondern im Gegenteil ungewöhnlich interessant und erfolgreich waren. Es handelte sich vornehmlich um die Zeitmessung von Vorstellungsassoziationen, eine kriminalpsychologische Methode, für welche die ersten Anregungen von Deutschland und der Schweiz kamen.

Als ich von dem Orchardprozeß in Idaho zurückkam, verfolgten mich die Interviewers, um herauszufinden, was ich dort getan. Da meine Experimente lediglich im Dienste der Wissenschaft unternommen waren, lehnte ich es rundweg ab, den Zeitungen Auskunft über meine Versuche zu geben, zumal der Prozeß noch lange im Gang war. Da das Publikum aber durchaus etwas hören wollte, schlug der New York Herald einen Mittelweg ein und forderte irgend einen jüngeren Psychologen auf, einen Artikel darüber zu schreiben, wie weit die Psychologie wohl imstande wäre, festzustellen, ob Orchard lügt. Der anonyme Kollege schrieb einen vollkommen korrekten Aufsatz, der eine ganze Seite des Herald füllte. Er schilderte die Assoziationsmethode, die ich tatsächlich verwandt hatte, und beschrieb zweitens die üblichen Methoden der Puls- und Atemregistrierung mit dem Zufügen, daß es wohl denkbar wäre, daß ich auch diese bei Orchard angewendet hätte.

Dieser ganz harmlose hypothetische Artikel hat alles weitere Unheil angerichtet. Zunächst wurde er in einem Bostoner Blatt abgedruckt ohne die Zufügung, daß alles das nur Vermutungen des anonymen Verfassers seien; hier war es schon Tatsache, daß ich Orchards Puls und Atmung studiert habe. Und auf dieser Grundlage wurde nun nach London gekabelt, daß ich mein »Lebenswerk durch die Erfindung von Apparaten gekrönt, mit denen Puls und Atmung gemessen werden können«. Von London kam es nach Amerika zurück und flog nun erst durchs ganze Land, und ebenso ging es von London und später auch von New York nach Frankreich und Deutschland.

Dabei entwickelten sich aber bald kulturhistorisch interessante Variationen. Die Amerikaner nahmen es vor allem politisch; immer wieder hieß es, daß mein Apparat Präsident Roosevelt angeschnallt werden solle, wenn vom dritten Termin die Rede ist. Die Franzosen betonten mehr die Liebe; sie wollten Heiratsanträge mit dem »Ontomatographen«. Die Engländer ergötzten sich an den sozialen Konsequenzen, wenn erst jeder nun jedem die Wahrheit wird sagen müssen. Die Deutschen zeigten weniger Humor, aber mehr Gründlichkeit; einige deutsche Redaktionen merkten wenigstens, was kein französisches oder englisches Blatt gewußt zu haben scheint, daß der Sphygmograph und Pneumograph nicht gerade neue Wunder sind; einige wurden auch ärgerlich über die »Abgeschmacktheit«. Inzwischen wurden in allen Ländern meine Erfindungen lyrisch verarbeitet; ihre Verwendung im Drama ist wohl erst der Wintersaison vorbehalten. Selbstverständlich schrieb ich von der See an immer neue Blätter, daß an alledem kein wahres Wort sei, aber Dementis wandern langsam und unbeachtet. Und wer gibt sich die Mühe, in Europa nachzuprüfen, wieviel »echt amerikanische« Geschichten unserer Zeitungen gerade ebensolche Phantasiegeburten sind!

Schließlich ein Wort zum sachlichen Problem. Daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo der psychologische Sachverständige in dem Gerichtssaal seinen Platz neben dem Psychiater und Chemiker finden wird, glaube ich in der Tat. Die schnellen Fortschritte der experimentellen Psychologie in den letzten Jahren haben da zu viel wertvolle Wege eröffnet, als daß sie dauernd für die Arbeit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Gerichtshofs unbenutzt bleiben dürften. Die Fragen der Wahrnehmung, der Erinnerung, der Aufmerksamkeit, des Gefühls, des Willens spielen eine zu wichtige Rolle im Strafprozeß. Etwas zweifelhafter bin ich schon bezüglich der Assoziationsversuche zur Entdeckung des Schuldbewußtseins. Gerade da eröffnen sich weite Perspektiven, aber die Untersuchung ist doch wohl noch nicht genügend vorgeschritten, um heute schon allgemeine Regeln für den praktischen Gebrauch vorschlagen zu können. Und noch größere Bedenken würde ich haben, wenn routinemäßig versucht werden sollte, den Sphygmographen und Pneumographen auf dem Zeugenstande zu verwerten. Die ersten Phantasieinterviews schrieben mir zwar das tiefsinnige Wort zu: »Jeder Atemzug und jeder Pulsschlag hat seine Geschichte«, aber das nützt nicht gerade viel. Daß sich ein schlechtes Gewissen in Erröten oder Erblassen, in aufgeregter Atmung, verändertem Puls und ähnlichem verraten mag, wissen wir alle, und daß die feinere Registrierung solcher Funktionen viel dazu beitragen kann, auch sonst unbemerkte Erregungen bemerkbar zu machen, ist sicher. In besonderen Fällen könnte das auch heute vielleicht schon praktisch wertvoll werden; aber vorläufig fehlt noch viel zu einer zuverlässigen Differentialdiagnose zwischen dem Schuldbewußtsein des Lügners und der Aufregung des Unschuldigen. Der Antrag, die Gerichte durch meinen »Automentographen« abzulösen, ist also entschieden noch verfrüht.

Der Kampf um ein Automobilgesetz.

Von Dr. Friedrich Meili, ordentlichem Professor für internationales Privatrecht an der Universität Zürich.

In Deutschland, Österreich und der Schweiz wird seit einiger Zeit vielfach die Frage diskutiert, ob und welche Gesetzesvorschriften über die Haftpflicht der Automobilbesitzer erlassen werden sollen*). Es bestehen verschiedene Gesetzentwürfe, welche die Regierungen ausarbeiten ließen, daneben wurden in anderen Staaten wie Frankreich und Belgien von Parlamentsmitgliedern Entwürfe vorgelegt. Endlich nahm sich in Frankreich auch eine Privatgesellschaft die Mühe, dem Gegenstande näher zu treten und ein vollständiges Projekt zu redigieren. Es scheint mir nun geboten zu sein, einmal ohne jedes juristische Beiwerk vor einem größeren Publikum kurz darzustellen, ob und eventuell wie die Gesetzgebung gegenüber dem neuesten Verkehrsmittel der Automobile vorgehen sollte. Die Anschauungen sind in dieser Beziehung sehr verschiedenartig, weil die Automobile in unendlich viele Interessensphären hineingreifen, die dann dem Urteile bei der aufgeworfenen Frage ihre bestimmte Richtung zuweisen, oder es leicht trüben.

In der Tat fällt bei dem Studium der Diskussion, der Literatur und der Zeitungsartikel ein Umstand sofort in die Augen: es fehlt so vielfach die Objektivität. Und doch ist sie auch hier unbedingt nötig, wenn man ein gerechtes Urteil darüber fällen will, wie die allfällig zu erlassenden Vorschriften einer Automobilgesetzgebung beschaffen sein sollen. Es gibt Leute, die unter dem Eindrucke bestimmter Vorfälle sogar von einer Automobillandplage reden! Damit wiederholt sich in der Geschichte des Verkehrswesens ein Kulturbild, dem fast keines der modernen Verkehrsmittel entronnen ist. Die Idee von Fulton, Dampfschiffe herzustellen, imponierte der Welt nicht, und es ist bekannt, wie abschätzig sich Napoleon I. über den Erfinder äußerte. Die Eisenbahnen wurden im Anfange mit großem Mißtrauen behandelt, man hielt sie für ein Werk des Teufels, man führte die Kartoffelfäulnis auf ihren Einfluß zurück, und in Berlin gab es Geistliche, die vor der Benützung der Bahn warnten, »da eine derartige schnelle Fortbewegung dem Willen Gottes widerspreche«. Ein so aufgeklärter Mann wie Thiers meinte noch 1830 sagen zu dürfen, die Eisenbahnen seien nur dazu gut, als Spielzeug zu dienen. Auch der elektrische Telegraph wurde als ein Verkehrsmittel bezeichnet, das nicht ernsthaft zu nehmen sei. Am 30. April 1846 bezeichnete ein Deputierter in Frank-

*) Ich verweise auf meine in Wien bei Manz 1907 erschienene Schrift: Die Kodifikation des Automobilrechts.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reich die Einsetzung der elektrischen Telegraphie an der Stelle der Lufttelegraphen als einen Akt des Blödsinns. Die elektrischen Kabel fanden bei den Fischern auf der See bedenkliche Hindernisse. In Belgien wurde das Telephon als ein Tier dargeftellt, das unnötigerweise in diesem Lande gelandet sei, einige Male wurden denn auch fremde Telephondrähte durch die Hauseigentümer abgeschnitten. Und die drahtlose Telegraphie, diese neuefte Schöpfung der genialen Technik, wurde vor wenigen Jahren noch von »Sachverftändigen« als Unsinn bezeichnet. An diese Aufnahme reiht sich würdig die Bezeichnung Radfahrseuche und Automobillandplage an!

Nun ift es wahr, daß die Automobile einige Schattenseiten haben: Staub wird aufgewirbelt, Lärm erzeugt und zumteil die Luft verpeftet. Allein sie ftellen gleichwohl eine glänzende Erfindung dar, und sie sind zu regulären und vielseitigen Verkehrsmitteln geworden, — man denke neben den sog. Luxusautomobilen an Automobil-Droschken, -Omnibus, -Laftwagen, -Poft, -Feuerwehrwagen. Bekannt ift auch, daß die Automobile von den Militärs nicht nur sehr hoch eingeschätzt, sondern auch praktisch gebraucht werden. Angesichts dieser vielseitigen Verwendung der Automobil-Fahrzeuge in allen Kreisen der Bevölkerung ift es ungerecht, sie in allgemeinen Redensarten zu verurteilen und sich dadurch irgendwie beftimmen zu lassen, wenn es sich darum handelt, gesetzgeberisch vorzugehen.

I.

Zunächft erhebt sich die Frage, ob es überhaupt geboten sei, an dem beftehenden Rechte etwas zu ändern. Sie wird von Einzelnen lebhaft beftritten, indem sie sagen, jeder Fuhrwerksverkehr biete für die auf derselben Straße verkehrenden Personen und Sachen und die an der Straße liegenden Grundftücke eine gewisse Gefahr. Man müsse deswegen für die Automobile eigene Straßen bauen, und dann, aber erft dann wäre es wohl gerechtfertigt, die neuen Verkehrsmittel einer ftrengen Haftpflicht zu unterwerfen, wie dies bei den Eisenbahnen geschehe, die ja auch einen eigenen Straßenkörper haben. Nun ift es allerdings richtig, daß die Verweisung des Automobilverkehrs auf ein eigenes Gebiet sehr erwünscht wäre, allein bis diese Perspektive sich realisiert, kann und darf die Lösung der Frage nicht verschoben werden.

Ferner wurde geltend gemacht, es müssen vorher Erhebungen angeftellt werden über Zahl, Wert und Ursachen der durch Automobile verursachten Schäden. Allein die deutsche Reichsregierung hat diesen Wunsch bereits erfüllt: es liegen über die Zeit vom 1. April 1906 bis zum 30. September 1906 ftatiftische Tabellen vor, aus denen sich ergibt, daß in Deutschland damals 25815 »Kraftfahrzeuge« exiftierten, und daß in der angegebenen Zeit nicht weniger als 2290 Unfälle vorkamen. Natürlich wäre es gut, wenn die Statiftik schon früher eingesetzt hätte; allein man muß den Wert solcher Tabellen, die zweifellos fortgesetzt werden, nicht übertreiben. Und jedenfalls geht es wiederum nicht an, zuzuwarten, bis die Tabellen während einer längeren Zeitperiode aufgeftellt sind, — zu absoluten und unbedingt schlüssigen Resultaten würde man damit doch nicht kommen. Was würde man von einem Arzte sagen, der gegen eine Krankheit deswegen nichts tut, weil es zur Zeit noch zweifelhaft sei, ob ein Arzneimittel wirklich etwas tauge. Soll der Patient unterdessen ruhig fterben? Übrigens hat die Erfahrung für jeden, der sehen will, klar gezeigt, daß die Automobile eine große Gefahrenquelle auf den Straßen darftellen. Es geht nicht an, daß diejenigen, welche über diese Dinge mitreden wollen, sich absichtlich die Augen verbinden. Gewiß ift rein objektiv angesehen jedes Fahrzeug auf der Straße (getrieben von menschlicher oder tierischer »Kraft«) ein Faktor der Gefahr; allein der größte ift und bleibt das Automobil, weil es alle anderen »Kräfte« durch seine Leiftungsfähigkeit weit überragt.

Nach dem allgemeinen Privatrechte muß jeder haften für eine Nachlässigkeit, die er gegenüber dem Publikum im Verkehr begeht. Dieser Satz galt im antiken, und er gilt auch im modernen Rechte. Was heißt dies in Anwendung auf das neuefte Verkehrsmittel? Wer im Publikum durch Automobile an seiner Person oder an seinen Sachen geschädigt wird, muß, sofern er vor Gericht auf Ersatz des Schadens klagt, den Beweis leiften, daß der Besitzer des Fahrzeuges diesen Schaden verschuldet habe. Einen solchen Beweis kann der Geschädigte aber in den wenigften Fällen leiften, weil alles bei einem Unfalle sehr schnell geht, weil er die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maschine und ihre Defekte nicht kennt und der Besitzer das höchste Interesse hat, sie zu verdecken. Hält man also an dem bisherigen Rechte fest, so leidet darunter die Gerechtigkeit. Warum soll der Dritte es büßen, daß jemand ihm mit einem Automobile Schaden zufügt? Der Schadenersatzpflicht steht doch wahrlich der Automobilhalter näher: er ist es, der die Schädigung verursacht und hervorruft. Theoretisch habe ich diese Schadentragung zu begründen versucht, indem ich den Satz aufstellte, die Automobile machen die Straßen für die andern Berechtigten unsicher, während die Straßen in gleicher Weise für jedermann da seien. Wenn man erwidert, auch der Wagen eines Dienstmannes oder eine Droschke oder ein herrschaftliches Gespann mit flotten Vollbluthengsten biete eine Gefahr für das Publikum, so stehen sich eben menschliche oder tierische Kraft auf der einen Seite und elementare Kraft auf der andern Seite gegenüber. Und diese letztere Kraft ist um so gefährlicher, als sie in ihrer Entfesselung unter Umständen gar nicht mehr zu bemeistern ist. Man denke an die vielen Fälle, die vorgekommen sind, in welchen die Bremse einfach nicht funktionierte. Ferner machte ich geltend, daß die Automobile ein Vorrecht vor den andern Verkehrsmitteln beanspruchen, und daß diesem erhöhten Anspruche richtigerweise auch eine gesteigerte Verantwortlichkeit entspreche. Die Automobile wollen die Herrschaft über die Straße ausüben.

Das Vorhandensein der besprochenen Gefahrenquelle und dieser Tendenz der Automobile nach bevorzugter Stellung ist denn auch in den meisten Staaten dadurch anerkannt worden, daß besondere Polizeivorschriften erlassen worden sind, die sich beziehen auf die betriebssichere Beschaffenheit und Ausrüstung der Automobile, auf deren amtliche Untersuchung, auf die Eigenschaften des Lenkers (Alter und Tüchtigkeit) und auch auf die Betriebsart. Auch die in Deutschland bestehenden »Grundzüge betreffend den Verkehr von Kraftfahrzeugen« enthalten ein Schema für die einheitliche Ordnung der erwähnten Fragen, in der Meinung, daß die Einzelstaaten Verordnungen erlassen, so daß man kurz (wenn auch nicht genau) von einer Reichsautomobilordnung sprechen kann. Und auch andere Staaten (Frankreich, Italien, Österreich) haben Polizeivorschriften erlassen, einzelne Staaten (England, Niederlande) sogar spezielle Gesetze. Allein damit ist die Fürsorge des Staates noch nicht erschöpft; die Gefährdung der Straßensicherheit muß auch eine intensivere privatrechtliche Verantwortlichkeit herbeiführen; denn es kann nicht genügen, daß für die Übertretung von Polizeivorschriften Polizeibußen erlassen werden. Entsprechend den erwähnten großen Gefahrenquellen der Automobile hat die österreichische und hernach die deutsche Reichsregierung den Entwurf zu einer gesteigerten Haftpflicht ausgearbeitet, und vorher schon wollte die schweizerische Bundesregierung die Automobile der Eisenbahnhaftpflicht unterstellen. In meinen Augen sind diese Bestrebungen vollständig zutreffend, und die Vorfrage, ob die Gesetzgebung wegen des neuesten Fahrzeuges einzugreifen habe, muß mit Entschiedenheit bejaht werden und zwar speziell durch die Erhöhung des privatrechtlichen Pflichtenkreises.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Konstantinopel.

Die Emanzipation der türkischen Frauen.

Auf keinem anderen Gebiete des gesamten ottomanischen Gemeinwesens hat der moderne Geist der europäischen Kultur so tief eingreifende und umwälzende Fortschritte gemacht wie im Bereich des türkischen Frauenlebens. Diese Tatsache ist um so bedeutungsvoller, als gerade in diesem Bereich der lähmende, jeder Reform feindliche Einfluß der islamischen Sittenlehre und vor allem des Brauchs und der Überlieferung mit despotischer Tyrannei gewaltet hat. Überall, im öffentlichen gesellschaftlichen Leben, im privaten Familienleben und im engeren intimeren Verhältnis des Ehelebens der Frau sieht man seit den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren auffallende Spuren der westeuropäischen Gesittung und des Fortschrittes. Das traditionelle abgeschlossene Leben im Harem läßt natürlich noch viel zu wünschen übrig, ist jedoch nicht mehr so isoliert, so monoton, so ausschließlich auf Intriguen und Liebeshändel beschränkt wie ehedem. Das gilt nicht nur für die höheren Gesellschaftskreise, wo Muße und Reichtum geeignete Mittel zur Ausbildung und Entwicklung verschaffen, sondern auch für die weniger bemittelten, beschei-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deneren Schichten des Effendi-Daseins. Der mächtige, alle Traditionsschranken überwindende Kulturgeist, der in den letzten zwei Dezennien alles im ottomanischen Reiche berührt hat, hat eben auch der Frau neue Ideale gezeigt und sie aus dem lethargisch-träumerischen Haremleben aufgerüttelt. Derselbe Geist zwingt sie nunmehr, sich den neuzeitlichen Forderungen nach besten Kräften anzupassen. Diese Frauenemanzipation hat sich in der Türkei fast unbemerkt vollzogen. Die Osmanlis waren so viel mit wichtigen, politischen Staatsangelegenheiten beschäftigt, daß sie dem Seelenleben ihrer Frauen keine Aufmerksamkeit widmeten. Jetzt, wo man sich einer vollendeten Tatsache gegenüber sieht, begrüßen die besonnenen, liberalen Kreise sie als eine willkommene Erscheinung. Den orthodox gesinnten, religiös-fanatischen Anbetern des Islams aber ist sie ein verdammungswürdiges Gräuel. Leider hat die orthodox-religiöse, jedem Fortschritt abholde Partei unter den Effendis eine große Mehrheit. Ihr gehören auch die meisten höchsten Staatswürdenträger sowie die Vertreter des moslimischen Priestertums, den mächtigen Scheikh-ul-Islam inbegriffen, an. Ein bitterer Kampf ist nunmehr entbrannt zwischen den um ihre Rechte und Freiheiten ringenden Frauen und der fanatischen Partei der Alt-Türken, die mit hartnäckigster Zähigkeit an den rechtgläubigen Überlieferungen ihrer Vorväter hängen. Ein Bild dieses Kampfes, in dem die türkischen Frauen ganz und gar auf sich selbst angewiesen sind, gibt Pierre Loti in seinem Roman »Les Désenchantées«. Es sind jedoch alle Anzeichen vorhanden, daß sie entschlossen sind, nicht nachzugeben. Um ihren modernen Emanzipations-Bestrebungen wirksamen Einhalt zu tun, hat der Scheikh-ul-Islam vor einiger Zeit ausführliche und strenge Verordnungen an die Priester und Gemeindevorsteher erlassen, damit diese die umfangreichsten Maßregeln zur Erhaltung der unverfälschten, orthodoxen Sittenlehre des Islams unter den Frauen ergreifen und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, mit Mahnung, Predigt und auch Kerker, die pflichtvergessenen Abtrünnigen zu sich bringen. Bis jetzt jedoch haben all diese Gewaltmaßregeln nichts geholfen. Die Türkinnen fahren fort, den Sitten und Gebräuchen des Westens sich anzuschließen. Schon ihre äußere Tracht, wenn man sie mit der vor etwa zwanzig Jahren vergleicht, ist auffallend. Der Schleier fällt allmählich fort oder ist, wo er noch getroffen wird, so durchsichtig, daß man die Farbe der Haare, die Umrisse des Gesichtes und das Augenfunkeln deutlich sehen kann. Das Oberkleid ist jetzt sehr häufig nach europäischem Muster zugeschnitten und weist nicht selten einen Gürtel um die Taille auf. Eine andere nicht minder auffallende Tatsache ist der freiere öffentliche Verkehr der Türkinnen mit Männern. Nicht selten sieht man Frauen in einem Wagen oder Kaik in Begleitung von einem Effendi, nicht Eunuchen. Noch wagt keine Frau, das europäische Schauspielhaus in Pera oder die Kaffeehäuser in Stambul zu besuchen. Dies wäre tollkühn und für die ganze fortschrittliche Bewegung verhängnisvoll. Doch sieht man schon heute, besonders aber während des Festmonats Ramazan, ganze Gruppen von Frauen als Zuschauerinnen beim Karagöz. Ganz verändert ist auch das Verhältnis der Türkinnen zum Arzt geworden. Während er früher von einer genaueren Untersuchung auch im dringendsten Notfall Abstand nehmen mußte, wird ihm diese heut bereitwillig gewährt. Die Erziehung der Türkinnen ist im allgemeinen noch sehr mangelhaft. Höhere Schulen und Anstalten gibt es unter den Osmanlis für ihre heranwachsenden Töchter nicht. Der Elementarunterricht wird Knaben und Mädchen zusammen erteilt. Sobald das Mädchen ihre Pubertät erlangt, wird es als heiratsfähig für die sofortige Verlobung bestimmt und jeder ferneren Ausbildung entzogen. In den letzten Jahren jedoch hat auch hierin ein bedeutender Umschwung stattgefunden. Noch mangelt es an Mädchenschulen. Die wohlhabenderen Türken halten eine europäische, meistens englische oder deutsche Erzieherin. Die Sprachkenntnisse der jungen Mädchen sind sehr häufig erstaunlich. Französisch, Deutsch, Englisch werden wie die eigene Muttersprache beherrscht. In den letzten Jahren hat sich bei den Frauen eine besondere Vorliebe für Musik, Zeichnen und andere Kunstübungen entwickelt. Die Leistungen vieler sind dabei äußerst beachtenswert. Die Tochter Nuri-Beys, des ersten Sekretärs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Zeineb Hanum, ist eine allgemein bekannte Dichterin. Die Lektüre der Frauen umfaßt auch wissenschaftliche Bücher und philosophische Abhandlungen. Von den Tonkünstlern werden zurzeit Wagner und Bach bevorzugt. Natürlich fehlt es noch an gründlicher, systematischer Ausbildung. Das kann nicht wundernehmen, da der oben skizzierte Fortschritt erst, sozusagen, von gestern datiert. Doch läßt er Gutes für die Zukunft des im Grunde trefflichen osmanischen Volks erhoffen.

Mitteilungen.

Die Zahl der Dozenten an den Universitäten Deutschlands hat im Sommersemester 1907 sich auf 3132 belaufen. Von ihnen waren 1233 ordentliche, 729 außerordentliche, 116 Honorarprofessoren und 1054 Privatdozenten. Die Zahl der Dozenten an der Universität Berlin, 477, ist mehr als doppelt so groß wie die der beiden folgenden, München mit 226 und Leipzig mit 224 Dozenten. Von den Berliner Universitätslehrern waren etwas mehr als die Hälfte, 245, Privatdozenten. Die geringste Zahl von Dozenten, 61, wie auch von Studierenden, weist Rostock auf.

*

Auf dem kürzlich in Haag abgehaltenen 1. Kongress des internationalen Vereins für Seismologie, an der eine größere Anzahl von Vertretern fremder Regierungen und bedeutenden Seismologen teilnahmen, — den Vorsitz führte der Direktor der römischen Zentralstelle für Meteorologie und Geodynamik Professor Luigi Palazzo, die Begrüßungsrede hielt der niederländische Kolonialminister Fock — befürwortete der Vertreter Deutschlands, Professor Emil Wiechert, die Errichtung von Erdbebenwarten in einem Zwischenraum von 5000 bis 6000 Kilometer, um die Frage der Fortpflanzung der Erdbebenwellen zu lösen. Als Sitz des Zentralbureaus des Vereins wurde bis zur nächsten Konferenz Straßburg gewählt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

19. Oktober 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT:

Richtungen und Gegensätze in der heutigen Psychologie.

Von Geh. Regierungrat Professor Dr. Carl Stumpf, derzeitigem Rektor der Universität Berlin.

Die folgenden Zeilen versuchen, solchen, die der rasch voranstürmenden und vielverzweigten Bewegung in der Psychologie nicht ganz nahe aber auch nicht ganz ferne stehen, wie es von den meisten Lesern dieser Zeitschrift vorausgesetzt werden darf, einen deutlicheren Begriff von den Strömungen zu geben, um die es sich dabei handelt. Eine erschöpfende Charakteristik ist natürlich hier nicht zu geben, noch weniger kann es auf Kritik ankommen. Nur das Wesen und das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Richtungen soll möglichst objektiv geschildert werden. Tatsächlich ist ja auch kaum jemals ein von sachkundigen und geistvollen Männern verfolgter Forschungsweg ganz verfehlt, meistens entsteht das Verkehrte durch Einseitigkeiten und Übertreibungen, sei es von der einen Seite, sei es von beiden. Aber es liegt im Interesse des Fortschrittes, daß diese Einseitigkeiten zunächst so scharf wie möglich hingestellt und die Unterschiede nicht von vornherein unklar vermengt werden. Dann erst können wir hoffen, durch nähere Untersuchung das Wahre und Falsche daran zu entdecken. Bei den ersten zu erwähnenden Unterscheidungen konnten Gegensätze von vornherein überhaupt nur durch Mißverständnis entstehen. Dagegen werden weiterhin wirklich widerstreitende Standpunkte und Auffassungen besprochen, die in bezug auf eine und dieselbe Sache nicht zusammen richtig sein können, deren Kampf miteinander aber den Lebensprozeß unserer Wissenschaft ausmacht.

Nachdem Herbarts Versuch, die psychischen Vorgänge der mathematischen Deduktion zu unterwerfen, mißlungen war, ist bekanntlich durch Lotze und Fechner eine rein empirische Behandlung wieder eingeführt worden. Wieder eingeführt: denn bereits das 18. Jahrhundert, um von älteren Zeiten zu schweigen, hatte in England, Frankreich und Deutschland äußerst weitläufige und teilweise sehr verdienstliche Leistungen dieser Art hervorgebracht. In Deutschland nahm Tetens an Gründlichkeit den ersten Rang ein. Was aber Lotze und Fechner von dieser früheren empirischen Psychologie unterscheidet, ist ihr naturwissenschaftlicher Ausgangspunkt, ihre vollkommene Beherrschung der physikalisch-physiologischen Tatsachen und Methoden. Voneinander unterscheiden sich die beiden dadurch, daß Lotze nur beobachtet und analysiert, Fechner auch experimentiert. In der Feinheit der subjektiven Beobachtung war Lotze der größere, wie er auch der schärfere philosophische Kopf war. Aber Fechner hat durch sein geniales Zugreifen und seine unendliche Geduld in der Durchführung der Experimente die stärkeren Anregungen gegeben.

Hier sehen wir nun sogleich die erste, auch heute noch bestehende, Scheidung, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der blos beobachtenden und der experimentellen Psychologie. Die experimentelle ist natürlich auch beobachtend, da das Experiment nichts anderes ist als die künstliche Herbeiführung von Beobachtungen. Und zwar handelt sich's beim psychologischen Experiment um psychologische Beobachtung, d. h. um das aufmerksame Wahrnehmen der eigenen psychischen Zustände von Seiten des Experimentierenden oder seiner »Versuchspersonen«. Es kann also keine Rede davon sein, daß durch die experimentelle Psychologie die alte Methode der sog. Selbstbeobachtung abgeschafft wäre. Diese mag eine noch so wunderliche und schwierige Sache sein: jedenfalls ist von den experimentellen Psychologen jetzt allgemein anerkannt, daß ohne die verrufene Selbstbeobachtung auch das psychologische Experiment illusorisch wäre. Der Richtungsunterschied besteht also nur darin, daß auch heute noch viele sich auf die blosse Beobachtung beschränken, andere das Experiment damit verbinden, um die Bedingungen der Beobachtung möglichst objektiv festzulegen. Die ersten verzichten teilweise aus dem Grunde, weil sie keine Schulung oder keine Mittel zum Experimentieren haben, teilweise aber auch, weil ihr Interesse vorzugsweise auf Funktionen gerichtet ist, die sich nur schwer oder gar nicht mit Hilfe von Versuchseinrichtungen herstellen lassen. Denken wir z. B. an die Analyse des religiösen Gefühls oder der uneigennützigen Hingebung oder der künstlerischen Konzeption.

Eine zweite Verschiedenheit der Forschungsrichtung ist die der subjektiven und der objektiven (vergleichenden) Psychologie. Die subjektive analysiert das eigene, die objektive fremdes Seelenleben; in welcher letzten Hinsicht das Studium der ethnologischen Verschiedenheiten, der abnormen (über- und unternormalen, genialen, krankhaften) Erscheinungen, der kindlichen Entwicklung und der Tierseele hervorragende Wichtigkeit besitzen. Hier ist nun wieder durch Übertreibung gesündigt worden: man hat die objektive Psychologie an die Stelle der subjektiven setzen wollen. Das ist unmöglich, weil alle Erkenntnis fremden Seelenlebens nur auf der Deutung von Äußerungen beruht, von artikulierten oder inartikulierten Lauten, Gebärden, Bewegungen aller Art. Eine solche Deutung setzt aber voraus, daß man ähnliche Zustände, wie man sie in fremde Wesen hineinlegt, in sich selbst bereits erlebt und wahrgenommen hat. Wieder also kann die Scheidung nur so gefaßt werden, daß die einen nur sich selbst untersuchen, die anderen aber die objektive mit der subjektiven Methode verbinden. Selbst in dieser Form ist die Trennung noch zu scharf, da doch eigentlich keiner das fremde Seelenleben ganz ignorieren kann. Aber der Unterschied in der Richtung und Stärke des Interesses ist immer groß genug. Augenscheinlich nimmt die vergleichende Psychologie gegenwärtig einen außerordentlichen Aufschwung. Namentlich die Kinderpsychologie macht in allen Ländern große Anstrengungen und schafft ungeheures Material herbei. Die anderen Zweige beginnen ihr zu folgen. Aber niemals wird man vergessen dürfen, daß dieser Fortschritt nur Wert hat, wenn er von einem gleich intensiven Fortschritt der subjektiven Analyse begleitet ist, die das Material kritisch zu verarbeiten gestattet.

Es bedarf nicht der Bemerkung, daß die zweite mit der ersten Scheidung sich kreuzt. Der experimentellen Methode kann sich ebenso die subjektive wie die objektive Psychologie bedienen. Der subjektiven diente sie besonders in den ersten Dezennien ihrer Geschichte (dem 7. und 8. des vorigen Jahrhunderts). Gegenwärtig ist man beschäftigt, sie auch für die vergleichende Forschung zu verwerten. Sicherlich ist nach dieser Seite Gutes von ihr zu erwarten. Unter anderem haben Forschungsreisende begonnen, beim Studium der Naturvölker auf bestimmte psychologische Fragepunkte zu achten und sich der einfacheren Hilfsmittel und Methoden der experimentellen Psychologie zu bedienen.

Auch der Hypnotismus gehört in die Sphäre der objektiv-experimentellen Psychologie, als ein besonderer Zweig, dessen Pflege allerdings wesentlich Medizinern zu überlassen ist. Wenn auch die extravaganten Hoffnungen wie die Befürchtungen, die zeitweise daran geknüpft wurden, stark reduziert sind, bleibt das Tatsächliche immer bedeutsam genug, und man beginnt seinem Verständnis (z. B. betreffs posthypnotischer Suggestionen) durch genauere Beachtung von Analogien der normalen Willensvorgänge näherzukommen.

Die Ausdrücke: deskriptive und genetische (beschreibende und erklärende) Psychologie bezeichnen einen weiteren Unter-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

schied, mit dem es sich aber wieder ähnlich verhält wie mit den vorigen. Die erste Aufgabe ist natürlich in allen auf Tatsachenforschung ruhenden Wissenschaften die genaue Beschreibung des Wahrgenommenen. Ebenso notwendig gesellt sich überall das Erklärungsbedürfnis hinzu. Bei den psychischen Vorgängen wird man zunächst psychische Bedingungen suchen; man stößt aber auf Lücken, da niemand sein inneres Leben vom Beginn bis zur Gegenwart überschaut. Auch die Berufung auf das Vergessen reicht nicht aus. Man muß unbewußte psychische Zustände oder physiologische Zwischenglieder (oder beides) zu Hilfe rufen, um die Entstehung und den Verlauf der beobachteten Bewußtseinstatsachen unter Kausalgesetze zu bringen. Hier ist nun unstreitig vieles hypothetisch und der Fortschritt langsam genug. Die Gehirnphysiologie schreitet eben auch langsam voran, und wenn auch die durchschnittliche Lebensdauer der großen anatomisch-physiologischen Hypothesen, die Lotze auf 4 Jahre schätzte, eine längere geworden ist, so sehen wir doch z. B. die Neuronen-Lehre, die ein großes Licht aufzustecken schien, heute schon wieder ernstlich bestritten. Ganz mißlingen müssen aber Versuche, durch subtilste Ausbildung physiologischer Vorstellungsweisen Erklärungen zu gewinnen, wenn man die zu erklärenden psychischen Vorgänge nicht vorher so gewissenhaft wie möglich in sich selbst studiert und analysiert hat. Galls Phrenologie war nicht bloß darum verfehlt, weil er sich an den Schädel statt an die mikroskopische Gehirnstruktur hielt, sondern auch darum, weil er von Diebssinn, Mordsinn, Bedächtigkeitssinn u. dgl. sprach, als wären dies psychische Konstanten oder Elementarfunktionen. Also wieder: es gilt nicht »beschreiben oder erklären«, sondern »bloß beschreiben oder beschreiben und erklären«.

In den letzten Jahren ist eine Teilung der Untersuchungen hinzugekommen, die auch in früheren Perioden der Psychologie schon gelegentlich auftrat: die von reiner und angewandter Psychologie. Natürlicherweise hält sich eine Wissenschaft, die auf Strenge bedacht ist, zuerst an möglichst einfache Vorkommnisse, um an ihnen das Gesetzliche so genau wie möglich zu erkennen. Aber solche sind es nicht, die uns das Leben bietet. Daher pflegt nach einiger Zeit das Streben aufzutauchen, auch verwickelteren Erscheinungen, sei es auch mit einiger Einbuße an Genauigkeit, gerecht zu werden, und so der Wissenschaft mehr »Lebensnähe« zu schaffen. So sucht die neue Psychologie Fühlung mit Pädagogik, Psychiatrie, Jurisprudenz, Nationalökonomie, Kunst- und Sprachforschung, Geschichte, Theologie; bezw. Vertreter dieser Disciplinen suchen in einzelnen Fragen ihre Hilfsmittel nutzbar zu machen. In Frankreich sind Binet, Pierre Janet u. a. vorausgegangen, in Deutschland hat die Gedächtnisforschung seit Ebbinghaus der Technik des Lernens manchen Wink geben können, die durch W. Stern betriebene »Aussageforschung« hat es besonders auf das Studium von Zeugenaussagen abgesehen, österreichische Psychologen suchen ihre Theorie der Wertgefühle mit der Nationalökonomie in Zusammenhang zu bringen, die dort auch ihrerseits solchen Anschluß erstrebt, Psychiater und Aerzte verwenden nach dem Vorgang von Psychologen Versuche über Vorstellungsreproduktionen durch »Reizworte« zu diagnostischen Zwecken, Versuche über Gedächtnis, Apperzeption, Rechnen zur Erkenntnis der Wirkungen des Alkohols und anderer Agentien usf. Man rechnet hierher auch die Individual- oder besser Typenpsychologie, d. h. die Aufsuchung möglichst charakteristischer und konstanter Merkmale zur Unterscheidung bestimmter Gruppen von Menschen in Bezug auf intellektuelle, emotionelle, moralische Anlagen: eine verbesserte Fortsetzung und Erweiterung der Temperamentenlehre im Dienste pädagogischer, ethnologischer, sozialpsychologischer Interessen. Alles dieses wird jetzt gelegentlich als »angewandte Psychologie« zusammengefaßt.

Über den Wert solcher Studien läßt sich nichts a priori sagen. Man wird hier noch mehr als sonst voreilige Schlußfolgerungen zu meiden haben, aber das Streben nach praktischen Anwendungen und nach einem engeren Konnex mit den Wissenschaften vom menschlichen Leben ist zu begrüßen, und manche Erfolge sind doch bereits zu verzeichnen. Auch hier ist es wieder die experimentelle Psychologie, der die Fortschritte in erster Linie zu danken sind, auf der die Zukunftshoffnungen ruhen. Gerade von hier aus erwachsen ihr allerdings auch Feinde. Bei Schulmännern haben z. B. Ermüdungsmessungen, deren Unvollkommenheit im gegenwärtigen Stande jeder Kenner zugesteht,

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wegen des Zusammenhangs mit der unbeliebten Überbürdungsfrage die ganze Experimentalpsychologie verdächtig gemacht. Auch die Aussageforschung findet nicht allenthalben den Beifall praktischer Juriſten. Aber man sollte Verwerfungsurteile gegenüber Anfängen ebensowenig verallgemeinern wie man die Ergebnisse der Anfänge ſelbſt verallgemeinern darf.

Man kann ferner von einer *abſtrakten* und einer *konkreten* Psychologie ſprechen. Die abſtrakte, der alle zugehören, die man im engeren Sinne moderne Psychologen nennt, konzentriert ſich ganz auf die feinſte Zergliederung des Seelenlebens. Sie wäre etwa zu vergleichen der Hiſtologie, der mikroſkopiſchen Erforſchung der Gewebeelemente. Die konkrete ſchildert ſeeliſche Erlebniſſe, ohne auf äußerſte Praezision der techniſchen Ausdrücke und der Klaſſenbegriffe zu achten, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, um ſie durch Nacherleben verſtändlich und zugleich nach ihrem Werte für die Entwicklung der Perſon, der Nation, der Menſchheit fühlbar zu machen. Dieſe Psychologie betreibt jeder Hiſtoriker, jeder Ethnologe, jeder Sittenſchilderer, Eſſayiſt, Romanſchriftſteller. Sie wäre der makroſkopiſchen Anatomie zu vergleichen. Sie iſt indeſſen auch dem mikroſkopierenden Psychologen keineswegs entbehrlich, und es gibt Übergänge zwiſchen beiden, die von beiden Seiten gepflegt werden, wie die ſchon erwähnte Unterſuchung typiſcher Unterſchiede des geſamten geiſtigen Verhaltens, etwa bei Schriftſtellern, Künſtlern, Praktikern, oder beim männlichen und weiblichen Geſchlecht oder bei Mitgliedern verſchiedener Nationen oder Zeitalter.

Nach dieſen Verſchiedenheiten der Forſchungsrichtung mögen nun gewiſſe Gegenſätze in der Auffaſſung des Seelenlebens berührt werden, die in der neueren Psychologie mit einander ringen.

Vor allem ſtehen ſich die *Erſcheinungs-* und die *Funktionspſychologie* gegenüber, allerdings ohne daß ſich die jeweiligen Vertreter immer deutlich des Gegenſatzes bewußt wären. Nennen wir Erſcheinungen alles, was die ſpezifiſche Beſchaffenheit von ſinnlichen Empfindungen und Vorſtellungen ausmacht, alſo Farben, Gerüche, muskuläre Qualitäten u. ſ. f., aber auch die damit integrierend verknüpften und gegebenen Raum- und Zeiteigenſchaften (Kants Anſchauungsformen), ſo entſteht die Frage: wie das, was wir pſychiſche Funktionen nennen, alſo das Wahrnehmen, Vergleichen, Zuſammenfaſſen, Erwarten, Zürnen, Hoffen, Wollen uſw., ſich zu den Erſcheinungen verhalte. Laſſen ſich die Funktionen vielleicht als Erſcheinungskomplexe faſſen (womit jeder Dualismus in der Wurzel ausgerottet wäre), oder ſind ſie von den Erſcheinungen grundverſchieden? Und ſind ſie im letzten Fall als unmittelbare Tatſache gegeben, wie die Erſcheinungen ſelbſt, oder werden ſie nur aus gewiſſen Veränderungen der Erſcheinungen erſchloſſen? Natürlich kann man auch für gewiſſe Funktionen dieſen, für andere jenen Standpunkt vertreten. Funktionspſycholog im extremen Sinn iſt, wer ſämtliche in ſprachlichen Ausdrücken fixierte Funktionen als unmittelbar zu beobachtende, von den Erſcheinungen weſensverſchiedene Tatſachen in Anſpruch nimmt. Erſcheinungspſycholog im extremen Sinne, wer die Funktionen durchweg als Erſcheinungskomplexe definiert, wie es z. B. Condillac verſuchte.

Eine Anſicht hierüber kann und darf man ſich nur auf Grund eingehender Studien an den Einzelheiten bilden. Einſtimmigkeit iſt noch nicht erzielt; es haben ſich Parteien gebildet, die ihre durch ſolche Überlegungen gewonnenen Standpunkte gegeneinander durchzuſetzen ſuchen. Und das iſt gut.

Einen zweiten Gegenſatz bilden *Nativismus* und *Empirismus*. Dieſe Ausdrücke gebrauchte Helmholtz, um die Theorie, wonach die räumlichen Wahrnehmungen ſchon durch die bloße optiſche Empfindung gegeben ſind, von derjenigen, wonach ſie ein Produkt der Erfahrung ſind, zu unterſcheiden. Der Ausdruck Nativismus war inſofern nicht ganz zweckmäßig, als es ſich für die Anhänger dieſer Lehre nicht etwa um eine »angeborene Idee« handelte, ſondern nur um die Eigenſchaft des optiſchen Nervenzentrums, die farbigen Eindrücke ſogleich auch räumlich ausgedehnt und lokaliſirt dem Bewußtſein darzubieten. Angeboren braucht der Raum in keinem anderen Sinne zu ſein wie die Farbe. Wir können indeſſen den bequemen Ausdruck nach dieſer Erläuterung beibehalten, und wir können die Bedeutung beider Ausdrücke dahin verallgemeinern, daß wir Nativismus überall die Auffaſſung nennen, die eine beſtimmte Erſcheinung oder Funktion zu den Elementen des Seelenlebens rechnet, während der Empirismus dieſelbe Erſcheinung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder Funktion als Entwicklungsprodukt ansieht. Und zwar als Entwicklungsprodukt des individuellen Lebens: denn darum dreht sich zunächst der Streit. Ist er hier beendigt, so kehrt allerdings die analoge Frage für die generelle Entwicklung wieder.

Als universeller Empirismus kann die Behauptung bezeichnet werden, daß es überhaupt nur eine einzige Gattung von Elementen des Seelenlebens gebe. Herbart z. B. huldigte dieser Auffassung, da er nur das Vorstellen als Grundfunktion betrachtete, Urteilen, Fühlen, Wollen aber als Entwicklungsprodukte, als Modifikationen des Vorstellens. Auch aller Sensualismus, z. B. der E. Machs, ist zugleich universeller Empirismus. Nur steht der Sensualist auf dem Boden der Erscheinungspsychologie, Herbart dagegen ist Funktionspsychologe.

Der Gegensatz Nativismus — Empirismus wiederholt sich aber in jedem Einzelgebiete, bei jeder Funktion. Heute ist namentlich die Frage brennend, ob das Wollen ein elementarer Vorgang oder ob es eine allmählich entstandene Verknüpfung von bestimmten Erfahrungsurteilen mit bestimmten Gefühlen ist. Die Mehrzahl der jüngeren Psychologen scheint sich auf die letzte Seite zu neigen. Man wird aber das abschließende Ja dreimal und öfter überlegen müssen.

Dem Empirismus liegt das natürliche Bestreben aller Wissenschaft zugrunde, mit möglichst wenigen Grundtatsachen auszukommen. Dem Nativismus aber die gerade im psychologischen Gebiet immer wiederkehrenden Enttäuschungen durch verfehlte Analysen und Erklärungen. Muß man doch selbst in der Raumtheorie trotz Helmholtz' glänzender Leistungen im Prinzip zum Nativismus zurückkehren, indem mindestens Längen- und Breitendimensionen (über die Tiefe wird noch gestritten) als ursprüngliche Eigenschaften des optischen Empfindungsinhalts anerkannt werden müssen. Natürlich kann in der einen Frage die nativistische, in der anderen die empiristische Auffassung Recht behalten. Zu leugnen ist aber nicht, daß manche Forscher eine gewisse Neigung zur einen oder anderen Auffassungsweise mitbringen, und daß dadurch aus den sachlichen Gegensätzen zugleich persönliche Forschungsrichtungen werden. Das gehört zu den Unterschieden der wissenschaftlichen Individualität, wie sie sich in allen Fächern finden.

Ein weiterer Gegensatz ist der der atomistischen (besser vielleicht pluralistischen) und der unitaristischen Auffassung. Man kann dabei wieder vom Falle Herbarts ausgehen: er betrachtete seine psychischen Elemente, die Vorstellungen, nach Analogie der materiellen Atome als eine Art selbständiger Wesen mit bestimmten Kräften. Das ganze Spiel des individuellen Bewußtseins bestand ihm in einer wechselseitigen Einwirkung dieser psychischen Elementarteilchen. Das Gleiche gilt für die sogenannte »Assoziationspsychologie«, wie sie besonders in England virtuos ausgebildet wurde, deren Grundelemente gleichfalls Vorstellungen (und allenfalls Gefühle) und deren Grundgesetze die der Assoziation und Reproduktion waren. W. James nennt diese Auffassung »mind-stuff-theory«, da sie den Geist ebenso ansieht wie die (atomistischen) Physiker den Körper. Diese Anschauung hat aber nicht mehr zu viele Vertreter. Die meisten betrachten, und gewiß mit Recht, das Bewußtsein als eine Einheit, aus der wir nur durch eine Art Abstraktion die einzelnen Funktionen des Vorstellens, Urteilens, Fühlens usw. herausschälen. Schon den Prozeß der Reproduktion auf Grund früherer Assoziationen denken wir uns nicht mehr so, daß eine Vorstellung, die vergessen wurde, inzwischen irgendwie als Vorstellung fortbestand und dann nur gleichsam aufwacht, sondern so, daß eine neue Vorstellung entsteht, die nur der früheren mehr oder weniger ähnlich ist. Das Bild einer Atomwelt, in der unvergängliche Teilchen nur auseinander- und zusammentreten, wird daher selbst für diesen Grundvorgang der pluralistischen Psychologie von den unitaristisch Denkenden verworfen.

Es wird des Ferneren viel gesprochen vom Gegensatz der voluntaristischen zur nichtvoluntaristischen Psychologie (nur so, mit negativem zweiten Glied, ist die Einteilung scharf). Die Bezeichnung Voluntarismus ist von meinem verehrten Kollegen Paulsen eingeführt, von Wundt angenommen für die Lehre, daß das Wollen die Grundfunktion der Seele, alles Übrige nur Modifikation oder Produkt des Wollens sei. Fichte und Schopenhauer vertraten sie zuerst in Deutschland, in Frankreich Maine de Biran. Wundt hat den Voluntarismus in diesem Sinne längst aufgegeben, aber den Namen auch für seine geänderte Lehre beibehalten, indem er ihn dahin umdeutete, daß das

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wollen, wenngleich nicht das Ursprüngliche, doch das »Typische« im Seelenleben sei. Es scheint mir indessen zweckmäßiger, an der scharfen, ursprünglichen Bedeutung des Ausdruckes festzuhalten. Damit will ich nicht sagen, daß man auch an der Sache, dem Voluntarismus also, festhalten solle; sondern nur eben, daß zur Vermeidung von Wortstreitigkeiten und Mißverständnissen die alte prägnante Definition des Ausdruckes fortbestehen sollte, solange der Gegensatz der Auffassungen selbst fortbesteht.

Es versteht sich, daß alle, die das Wollen empiristisch erklären, der nichtvoluntaristischen Psychologie angehören. Aber es braucht nicht umgekehrt einer, der das Wollen als besondere, unanalysierbare Funktion faßt, darum Voluntarist zu sein. Denn etwas Einfaches kann gleichwohl zu seiner Entstehung Vorbedingungen erfordern, die eine gewisse Entwicklungsstufe des Seelenlebens voraussetzen. Es kann dabei doch, wenn es dann zuerst auftritt, als etwas Neues zur Summe des bereits Vorhandenen hinzukommen.

Die Auffassung der Psychologie als einer Geistes- oder einer Naturwissenschaft, auch eine vielumstrittene Frage, hängt einigermaßen mit der Scheidung von konkreter und abstrakter Psychologie zusammen, deckt sich aber nicht damit. Denn diese beiden Richtungen ergänzen sich ja, während es sich hier um einen Gegensatz, eine Kontroverse handelt. Freilich kommt es dabei zuerst auf die Definition von Geistes- und Naturwissenschaft an. Ich gehe auf die Frage hier nicht ein, weil sie mehr akademischer Art ist und für die Forschungsarbeit keine wesentlichen Unterschiede zur Folge hat.

Das Gleiche gilt von dem Gegensatz, den man für den wesentlichsten von allen halten möchte: der Psychologie ohne Seele und mit Seele. Der Ausdruck »Psychologie ohne Seele« stammt von F. A. Lange, der in seiner »Geschichte des Materialismus« großes Gewicht darauf legte, daß die moderne Seelenlehre nicht mehr vom Wesen der Seele, sondern nur von ihren Funktionen handle. Dies ist nun aber unrichtig. Wir verzichten nicht darauf, den Namen Seele zu gebrauchen und nach Möglichkeit zu definieren. Wie ihn einer definiert, das ist allerdings verschieden, aber nicht verschiedener als die Definitionen des Körpers oder der Materie bei den Physikern. Methodisch ist nur der Unterschied, daß der eine es für richtig hält, mit der Untersuchung über den Begriff der Seele zu beginnen, weil es ihm notwendig oder bequem erscheint, das Wort beständig zu gebrauchen, während der andere diese Untersuchung ins letzte Kapitel stellt und sich bei der Darstellung der Gesetzlichkeiten psychischer Zustände jenes Ausdruckes lieber enthält, ihn auch nicht einmal in die Definition der Psychologie aufnimmt. Es ist dies aber mehr eine Zweckmäßigkeitsfrage in Bezug auf die Darstellung als ein Unterschied in der Auffassung der Psychologie als Wissenschaft. Denn auch wer mit der Definition der Seele beginnt, pflegt sie heute nicht mehr auf metaphysische Allgemeinbegriffe, sondern auf Tatsachen zu stützen. Warum übrigens Mediziner mit Vorliebe den Ausdruck »Psyche« gebrauchen, weiß ich nicht; vermutlich scheint ihnen der griechische Name weniger praejudizierlich. Im Grund ist's aber der deutsche ebenso wenig.

Also die Seele ist nicht ausgemerzt. Sieht man sich nun die Definitionen an oder sucht man sie, wo ausdrückliche Erklärungen fehlen, aus den Darstellungen herauszulesen, so wird man finden, daß die Gegensätze des Materialismus und des Spiritualismus im vulgären Sinne keine Rolle mehr spielen. Die Fragen sind feiner zugespitzt und zerlegt. Aber davon müssen wir, da es viel zu weit führen würde, an dieser Stelle absehen.

Der Kampf um ein Automobilgesetz.

Von Dr. Friedrich Meili, ordentlichem Professor für internationales Privatrecht an der Universität Zürich.

(Schluß.)

Die Annahme einer verschärften Haftpflicht, für die wir uns ausgesprochen haben, hemmt aber, sagt man, eine in der Entwicklung begriffene Industrie oder zerstört sie womöglich. Diese Behauptung, die ohne jeden Beweis dasteht, muß als eine leere Redensart bezeichnet werden, und das Gleiche gilt, wenn man speziell gesagt hat, das in Sicht stehende

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutsche Reichsgesetz sei als ein »Knebelungsgesetz« zu bezeichnen. Der Vorgang erinnert übrigens an die Zeiten, da es sich um die Einführung der intensiven Haftpflicht der Eisenbahnen und Fabrikherren handelte. Und doch werden die darüber bestehenden Gesetze seit langem (in der Hauptsache) als den Verhältnissen entsprechend angesehen. Die allfälligen Härten, die aus der erhöhten Haftpflicht entstehen, können übrigens durch Eingehung von Versicherungsverträgen ausgeglichen werden.

Man hat weiter gesagt, weder in Frankreich noch in England werde ein Haftpflichtgesetz verlangt. Dies hängt, soweit es zutrifft, mit der Tatsache zusammen, daß die Richter in jenen Staaten das Schadenersatzrecht viel freier zu Gunsten der Geschädigten handhaben als in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Übrigens besteht auch in Frankreich eine Strömung, die ein Spezialgesetz über die Automobile verlangt.

Endlich darf auch darauf aufmerksam gemacht werden, daß »der kaiserliche Automobilklub namens der zum Kartell vereinigten deutschen Automobilklubs« den jetzigen Rechtszustand selbst als ungenügend hingestellt hat. In einer Eingabe des k. Automobilklubs an den deutschen Reichstag wird geradezu das Geständnis gemacht, daß die Haftung aus Gefährdung bei Betriebsfehlern oder Betriebsstörungen richtig sei; nur wird grundsätzlich verlangt, daß es bei der Haftung des gewöhnlichen Privatrechts unter Umkehrung der Beweislast bleibe. Aber es findet sich in der zitierten Eingabe ein Satz, der eine viel größere Tragweite hat, als durch diesen Gegenentwurf anerkannt werden sollte. Es wird nämlich dort gesagt, das Gerechtigkeitsgefühl verlange, daß die Gefahr (die mit Fehlern und Störungen der Betriebssicherheit der Automobile zusammenhänge) von demjenigen getragen werde, dessen Interessen der Betrieb diene: »das Risiko der Haftpflicht bildet ein Passivum des Betriebs«.

Man kann den Gedanken, den ich als richtig bezeichnet habe, sobald man ihn volkswirtschaftlich ausdrücken will, kaum zutreffender formulieren, als das hier geschieht. In die juristische Sprache übersetzt, lautet er so: wer durch Automobile einen Schaden zufügt, hat ihn grundsätzlich zu ersetzen, ohne daß der Geschädigte den Nachweis leisten muß, daß der Automobilhalter eine Verschuldung (eine Fahrlässigkeit) begangen habe. Und weiter: die Folgen der Gefahren lasten auf demjenigen, der sie hervorruft.

Es leuchtet ein, daß das erwähnte Zugeständnis des kaiserlichen Automobilklubs namens der zum Kartell vereinigten deutschen Automobilklubs von höchster Bedeutung ist: es sind die Spitzen der Sachverständigen, die das bestehende Privatrecht in Deutschland hinsichtlich seiner Anwendung auf die Automobile als mangelhaft erklärt haben. Die Bedeutung dieses Vorganges kann nicht dadurch abgeschwächt werden, daß seither vereinzelt (z. B. durch die Daimler-Motoren-Gesellschaft in Untertürkheim-Stuttgart mit Memorial vom März 1907) der Versuch gemacht worden ist, den Gegenentwurf des kaiserlichen Automobilklubs zu verläugnen und als »zur Grundlage eines Gesetzes ungeeignet« zu erklären. Dies ist die Sprache der unversöhnlichen Geister, die jede Konzession von der Hand weisen. Nach meiner Meinung muß man darüber hinwegschreiten und sich an die Zugeständnisse und Anerkennungen des Gesamtvereins halten. Übrigens wird auch in dem Memorial der Daimler-Motoren-Gesellschaft gesagt, das Reich könnte höchstens dem Kraftwagen-Fahrer und -Halter den Beweis seiner Unschuld an einem durch die Fahrt des Wagens verursachten Schaden auferlegen und den Beweis, daß er den Schaden nicht durch schuldhafte Übertretung der Sicherheitsvorschriften verursacht habe. Freilich wird dann sofort wieder einschränkend hinzugefügt, es bestehe dazu kein Bedürfnis! Dies ist aber nicht die Argumentation eines unabhängig und interesselos urteilenden Richters! Vielmehr muß festgehalten werden an dem Ergebnisse, daß die Automobile die Straßen unsicher machen, und deswegen die Festsetzung einer intensiven privatrechtlichen Haftpflicht geboten erscheint.

II.

Wie ist nun der bestehende Rechtszustand gegenüber dem neuen Fahrzeuge zu ändern?

Es sind verschiedene Mittel dafür vorgeschlagen worden. In der Hauptsache aber wird auf eine Ausweitung der privatrechtlichen Haftpflicht hingezielt. In den verschiedenen Staaten wurden Gesetzentwürfe ausgearbeitet, die sich in erster Linie auf das Zivilrecht beziehen. Wie soll nun aber das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neue Gesetz lauten? Die deutsche Regierung hat das im Eisenbahnrecht geltende Prinzip auch hier hinüberzunehmen vorgeschlagen, und auf diesem Boden ist gleichfalls der österreichische Entwurf aufgebaut, die Schweiz wollte die Automobile — ich sagte es schon — überhaupt einfach unter das Eisenbahngesetz stellen.

Huldigt man dieser m. E. durchaus richtigen Ansicht, so ist die Sache ganz klar, und es ergeben sich die weitern Schlüsse von selbst.

Im Falle der Schädigungen an Personen und Sachen durch Automobile muß der Automobilhalter (der in der Regel auch der Eigentümer sein wird) den Schaden ersetzen, sofern er nicht beweist, daß höhere Gewalt oder eigenes (grobes) Verschulden des Verletzten oder eines Dritten vorliege. An der Hand einer solchen Gesetzesvorschrift wird es möglich sein, die Schädigungen nach einem richtigen Maßstabe zu bemessen und die Verantwortung sachgemäß zu verteilen. Wenn man gesagt hat, vermöge dieser Neuerung müsse dann der Automobilhalter für den Zufall haften, so ist dies juristisch freilich zutreffend; allein das große Publikum, das damit erschreckt werden kann, vergißt dabei, daß das Wort Zufall in der Rechtswissenschaft sich keineswegs deckt mit dem Begriffe, den man sonst im gewöhnlichen Sprachgebrauch damit verbindet. Die Juristen haben sich eine ganz eigene Vorstellung vom Zufall gemacht: bei ihnen ist alles dasjenige Zufall, was nicht unter die Nachlässigkeit oder Fahrlässigkeit einer Person fällt. Mit andern Worten, die Juristen definieren den Zufall rein negativ. Anders geht der gewöhnliche Sprachgebrauch vor: er versteht darunter ein objektives Ereignis, das in unberechenbarer und unerklärlicher Weise auf uns einwirkt. Indem nun die Juristen den Begriff des Zufalls überall da als vorhanden ansehen, wo keine Nachlässigkeit eines ordentlichen und braven Menschen vorliegt, lassen sie den Zufall in einer zahllosen Menge von Fällen als vorhanden gelten, wo nach der allgemeinen Münzstätte der Sprache eine Fahrlässigkeit oder eine Schuld vorliegt. Die Anschauungen des Verkehrs und die Begriffe der Jurisprudenz stimmen also in dieser Richtung nicht überein. Und deswegen ist es nur auf den ersten Blick etwas auffallend, daß, wenn die Juristen sagen, die modernen mit elementaren Kräften operierenden Verkehrsmittel müssen auch für den Zufall aufkommen, das Publikum bei der konkreten Beurteilung an der Hand des gewöhnlichen ihm eigenen Zufallsbegriffes in den meisten Fällen sofort damit einverstanden ist. Der Maßstab, der an die Beurteilung der Dinge angelegt wird, ist verschieden. Sobald man aber sagt: entscheiden könne nicht, ob der Automobilist oder sein Chauffeur in einem bestimmten Unglücksfalle sich als ein ordentlicher und braver Mensch aufgeführt, sondern ob er vermöge seiner Spezialkenntnisse das Automobil mit Anspannung seiner größten Kraft richtig geleitet habe, ob er ein allseitig tüchtiger und erprobter Chauffeur sei, dann wird auch die richtige Antwort nicht ausbleiben. Wer ein so empfindsames, wenn freilich überaus kunstreiches und gewiß auch gefügiges Fahrzeug in den Verkehr hineinstellt, muß die höchsten persönlichen und sachlichen Garantien dafür übernehmen, daß aus der Haltung und dem Betriebe desselben keine Schädigungen erfolgen; und wenn sie doch vorkommen, muß er für ihre Folgen eintreten. Dies ist der allein richtige Standpunkt. In Frankreich ist sogar vorgeschlagen worden, daß nicht einmal die höhere Gewalt — und dies ist eben, was der gewöhnliche Sprachgebrauch in der Hauptsache nur als Zufall anzusehen die Gewohnheit hat — befreiend wirken solle. Allein so weit möchte ich nicht gehen. Ereignisse, die von außen her mit Gewalt einwirken, müssen von denjenigen, die sie treffen, getragen werden, weil sie außerhalb jeder Berechnung, Vorsicht und Bekämpfungsmöglichkeit liegen. Und ebenso muß auch die grobe Verschuldung des Geschädigten den Anspruch gegen den Automobilhalter zerstören wie endlich eine Schuld Dritter. Nur ist kein Zweifel darüber, daß zu diesen »Dritten« der Chauffeur, den der Automobilhalter anstellt, nicht gehört. In Belgien ist sogar der Vorschlag gemacht worden, es müsse in diesem Falle der Schaden doppelt vom Automobilhalter und vom Chauffeur ersetzt werden. Dies sind aber Übertreibungen, die sich nicht billigen lassen.

Allerdings wird man richtigerweise einige Einschränkungen des oben aufgestellten Grundsatzes gelten lassen müssen, z. B.

1) wenn die Benützung des Automobiles ohne Entgelt (z. B. infolge Einladung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Eigentümers) erfolgt: hier trägt der Eingeladene seine Haut selbst zu Markte und er handelt auf sein eigenes Risiko;

2) wenn es sich um Automobile handelt, welche eine bestimmte Höchstgeschwindigkeit (15, 20, 25 km in der Stunde) nicht überschreiten können. Hier kann man wohl sagen, daß die Gefährdung noch lange nicht so groß ist, wie bei andern Automobilen. Freilich ist dies eine Frage, welche nicht von Juristen entschieden werden kann.

Auf weitere Detailfragen will ich hier nicht eingehen und nur noch sagen, daß es neben den Schädigungen von bestimmten Personen und Sachen einzelner auch noch generelle Schädigungen gibt. Man hat hier namentlich die Staubplage erwähnt und gesagt, das Futter auf beiden Seiten der Landstraßen werde durch die Staubentwicklung für das Vieh ungenießbar gemacht, eine Tatsache, die nicht bestritten werden kann. Freilich ist die Schuld an dieser »Staubplage« nicht den Automobilen allein beizumessen. Das Staubaufwirbeln erfolgt zwar in lästiger Weise namentlich durch die Automobile, allein es fragt sich auch, woher dieser Staub komme, und da lautet die Antwort: er rührt vielfach her von der ungenügenden Härte des Schottermaterials und von dem Aufwerfen von Schotter ohne Walzung. Die mit Pferden bespannten Wagen mit ihren eisenbeschlagenen Rädern zerdrücken die Schottersteine, und nachher entsteht vermöge der Zermalmung feiner Staub. Allerdings besorgen dies auch die schweren Automobillastwagen, nicht dagegen die Luxuswagen mit ihren elastischen Gummireifen, auch wenn sie mit Eisen beschlagene Räder führen.

Dem niederösterreichischen Landtage wurde nun am 20. September 1907 ein Gesetzentwurf unterbreitet, der auf die Automobile sehr hohe Steuern legen will. Dabei wird vorgeschlagen, daß der Ertrag der Steuern u. a. auch dienen soll zur Entschädigung an die Besitzer solcher Liegenschaften, welche an die durch Automobile besonders stark frequentierten öffentlichen Straßen grenzen und infolge der Staubentwicklung erwiesenermaßen nur einen reduzierten oder gar keinen Ertrag abwerfen. So zweckentsprechend solche Verwendung der in dem Gesetzentwurf vorgesehenen Steuern auch wäre, so halte ich doch den Weg der Besteuerung gegenüber dem Automobil prinzipiell für schädlich.

Der österreichische Gesetzentwurf sieht folgende Steuersätze vor (§ 2):

1. 100 K. für Lastautomobile und kleine Geschäftsautomobile, welche ausschließlich oder doch vorwiegend zum Transport von Waren und Frachtgütern dienen, sobald die Maximalgeschwindigkeit von stündlich 15 Kilometern nicht erreicht wird.
2. 500 K. für Geschäfts- und Luxusautomobile, welche nicht mehr als eine Person aufzunehmen geeignet sind und eine Maximalgeschwindigkeit von 25 Kilometern nicht überschreiten.
3. 600 K. für kleine Luxusautomobile, welche bei einer Steigung bis 10 % die Geschwindigkeit von 25 Kilometern nicht überschreiten.
4. 800 K. für Luxusautomobile, welche die genannten Geschwindigkeiten überschreiten.
5. 100 K. für Motorräder mit Beiwagen.

Für solche Automobile, deren Inhaber gewerbsmäßig die Beförderung von Personen oder den Transport von Lasten besorgen, ist eine jährliche Abgabe von 100 K. zu entrichten.

Ausgenommen von der Steuer sind solche Automobile, welche ausschließlich militärischen, postalischen oder Wohlfahrtszwecken, der Feuerwehr, dem Krankentransport und dergleichen dienen, — von dem freiwilligen Automobilkorps wird nicht gesprochen!

Diesem österreichischen Gesetzesentwurfe (der im böhmischen und steiermärkischen Landtage Nachahmung fand) ist der Vorwurf zu machen, daß die Abstufung nach Geschwindigkeiten der Automobile (anstatt nach Pferdekräften) unzutreffend ist, weil jedenfalls die sich ergebenden Resultate ein falsches Bild des Steuerobjekts geben. Darnach werden nämlich leicht konstruierte und billige Automobile eine höhere Steuer entrichten müssen, als solche mit starker Karosserie und mehreren Sitzen. Die Abstufungen der Steuern von 100—800 K. rufen zwar den Schein hervor, als ob nur die teuersten Wagen von dem höchsten Steuersatz erreicht werden, in Wahrheit aber ist die Geschwindigkeitsskala so bemessen, daß fast alle Automobile von dem höchsten Satze betroffen werden. So gibt es z. B. keine Lastautomobile und keine kleinen Geschäftsautomobile mit einer Maximalgeschwindigkeit von 15 km. Das Gleiche gilt höchst wahrscheinlich auch für die Luxusautomobile mit einer Maximalgeschwindigkeit von 25 km. Endlich wird es nur selten vorkommen, daß kleine Luxusautomobile (bei einer Steigung von 10 %) die Geschwindigkeit von 25 km nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überragen. Die praktische Konsequenz würde also die sein: faſt alle Automobile fallen unter die Steuer von 800 K. und ein ganz kleiner Prozentſatz unter die Steuer von 600 K.

Dieses Projekt iſt nach dem Gesagten in meinen Augen völlig verfehlt und finanzpolitisch nicht zu billigen. Auch iſt es natürlich nicht richtig, wenn ein »Land« (ein Gliedſtaat) eine Steuer dekretiert für ein Fahrzeug, das so wenig »seßhaft« iſt, wie das Automobil: gilt sie auch für fremde Automobile, so entſtehen arge Plackereien, die mit dem Wesen und Zweck dieses Verkehrsmittels im Widerspruche ſtehen. Sodann weckt die erwähnte Zweckbeſtimmung der Steuersätze eine große Masse von Begehrlichkeiten der Grundeigentümer, die für eine gerechte Beurteilung eine Beweisführung voraussetzen, deren Koſten im umgekehrten Verhältnisse zu dem praktischen Ergebnisse ſtehen würden. Will man eine Steuer auf gewisse Automobile erheben, so mag man das im Gesamtſtaate innerhalb vernünftiger Grenzen (wie z. B. im deutschen Reiche) tun und das Geld zur Verbesserung der Straßen (und speziell zum Spritzen) verwenden. Von den Steuersätzen, die in Öſterreich vorgeschlagen werden, läßt sich allerdings sagen, daß sie die Induſtrie ruinieren: hier iſt dieser viel mißbrauchte Ausdruck durchaus am Platze. Für noch richtiger halte ich es, wie gesagt, von einer Beſteuerung abzusehen und sich auf das Haftpflichtgesetz zu beschränken. Gegen ein neues Fahrzeug muß man nicht alle ſtaatlichen Kräfte mobil machen! Der niederöſterreichische Landtag hat denn auch mit Recht den ursprünglichen Entwurf in seiner Grundlage und in seinen Sätzen vollſtändig umzuändern beschlossen (4. Oktober 1907).

Nun gibt es auch noch eine andere Meinung, das beſtehende Recht abzuändern: man will in erſter Linie oder parallel mit dem Privatrechte auch auf das Strafrecht rekurrieren. Nicht genug damit, daß der Chauffeur den Polizeiverordnungen und dem Strafrechte verfallen kann, soll auch der Automobilhalter unter Strafandrohung dazu verpflichtet sein, den Chauffeur zu überwachen und nötigenfalls mit eigenen Anordnungen eingreifen, sobald er wahrzunehmen glaubt, daß der Chauffeur das Automobil in einer andere Personen oder Sachen gefährdenden Weise leite. Es würde sich also darum handeln, ein sogenanntes Unterlassungsdelikt hier zu schaffen. In der Tat hat die Kommission des deutschen Reichstages einen dahin zielenden Zusatz zu der Regierungsvorlage beschlossen, — er bezieht sich allerdings zunächſt nur auf das Zuwiderhandeln gegen die polizeilichen Anordnungen: hier soll der Automobilhalter gewissermaßen die Oberkontrolle über den Chauffeur ausüben! Diesen Gedanken halte ich für gänzlich verfehlt und unbrauchbar. Man mutet damit dem Automobilhalter eine Pflicht zu, die er in der Regel gar nicht erfüllen kann, weil ihm die Sachkenntnis abgeht und weil durch sein Eingreifen leicht Unglück nicht vermieden, sondern hervorgerufen wird, wie ich schon in der (in Bern) erscheinenden Automobil-Revue II, 1907, S. 379—382 ausgeführt habe. Von dem Chauffeur verlangt man Spezialkenntnisse und sagt damit, daß solche Leute, die sie nicht besitzen, ein Automobil nicht leiten dürfen. Und nun soll der Unkundige, der sich über jene Kenntnisse nicht ausweiſt, über den Kundigen urteilen und dann beſtimmte Maßnahmen veranlassen, vielleicht gerade in der schwierigſten Situation. Das wäre doch offenbar die verkehrte Welt! Auch halte ich das in Deutschland (vom Landgerichte Gera am 5. März 1907) erlassene Urteil für unrichtig, wodurch der Automobilhalter zu Gefängnis verurteilt wurde, weil er pflichtig gewesen wäre, den Chauffeur zu langsamerem Fahren zu veranlassen. Nur dann, wenn der Automobilhalter ungehörige Befehle erteilt, durch die das Polizei- oder Strafrecht verletzt wird, kann und darf er selber beſtraft werden.

Ferner wurde speziell in Frankreich vorgeschlagen, ein neues Delikt einzuführen: das Delikt der Automobilflucht. Es gibt nämlich noch ziemlich viele Automobiliſten, welche nach einem Unfalle einfach verschwinden: es gelang ihnen in Deutschland bei den 2290 Unfällen (vom 1. April bis 30. September 1906) in 381 Fällen zu entkommen, und in 71 versuchten sie, sich der Feſtſtellung durch Flucht zu entziehen. Hier käme allerdings in erſter Linie der Automobilhalter in Frage.

Endlich wurde wiederum in Frankreich gesagt, es müsse auch eine Unfallanzeigepflicht bezüglich jedes nicht ganz unbedeutenden Unfalles vorgeschrieben und unter Strafe geſtellt werden. Sie würde natürlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in erster Linie wiederum den Automobilhalter treffen.

So drängen die Geister in den verschiedenen Staaten nach Neuerungen, zu denen die Automobile den Anlaß geben. Ich habe keinen Zweifel darüber, daß der gegenwärtige Rechtszustand unhaltbar ist, und daß speziell auch in Deutschland der Erlaß eines Reichsgesetzes — in der Hauptsache auf Grundlage der Regierungsvorlage — dringend nötig ist und nicht mehr verschoben werden darf. Dabei muß aber eine ruhige und kaltblütige Beurteilung der Fragen gewünscht werden.

Englische Ferienkurse.

Von Dr. Karl Breul, Reader in Germanic an der Cambridge University, England.

Infolge der gesteigerten Anforderungen an die praktische Leistungsfähigkeit der Studenten und Lehrer in unserer Zeit beginnen auch die großen Schul- und Universitätsferien vielfach eine nicht unbeträchtliche Verkürzung zu erfahren. Die alten, behaglichem Ausruhen gewidmeten Sommerferien werden häufig teilweise oder völlig in Anspruch genommen von den in mehreren europäischen Kulturländern alljährlich im Hochsommer in geeigneten Universitätsstädten abgehaltenen Ferienkursen. In Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich und Großbritannien wird Lehrern und Lehrerinnen, Studenten und Studentinnen sowie Lernbegierigen beiderlei Geschlechts die beste Gelegenheit geboten, in freundlicher Umgebung und unter angenehmen Verhältnissen die Sprache, Literatur, Geschichte und Einrichtungen der betreffenden Länder in großen Zügen unter der Leitung berufener Lehrer zu studieren, alte Kenntnisse aufzufrischen, neue zu erwerben, und vor allen Dingen vielfache Anregung zu eigner Weiterbildung in die gewöhnliche Berufsarbeit mit hinüber zu nehmen. Die Ferienkurse dauern in den meisten Fällen vier Wochen, von Mitte Juli bis Mitte August oder von Anfang bis Ende August. Ihre Einrichtung und ihre Ziele sind in den verschiedenen Ländern verschieden. Oft sind sie in erster Linie für die Bedürfnisse der Lehrer des eignen Landes ins Leben gerufen, aber doch, obschon für die Landeskinder geschaffen und von der Staatsregierung unterstützt, auch Ausländern unter gewissen Bedingungen zugänglich und für ihre besonderen Bedürfnisse erweitert. Andere Kurse werden dagegen geradezu für Ausländer abgehalten und dienen besonders dazu, ausländische Lehrer in geeigneter Weise durch praktisch geschulte Lehrer in die Sprache, Literatur und Einrichtungen des betreffenden Landes einzuführen. Die erste Anregung zu Kursen dieser letzteren Art ist von dem als Gelehrter wie als Wissenschaftsorganisator gleich ausgezeichneten Professor Bernard Bouvier, dem Ordinarius für französische Literaturgeschichte an der Universität Genf ausgegangen.*)

In Großbritannien finden jetzt an vier großen Universitäten zwei stark voneinander abweichende Arten von Sommerferienkursen statt, die in ihrer Eigenart von deutschen Pädagogen nicht immer richtig verstanden und auseinandergehalten werden. Mit dem Staat hat keine dieser Veranstaltungen das geringste zu tun — sie werden alle von den betreffenden Hochschulen nach eigenem Ermessen eingerichtet und geleitet.

Die älteren Kurse sind die abwechselnd von den beiden alten Universitäten Cambridge (1904, 1906 . . .) und Oxford (1905, 1907 . . .) im August abgehaltenen »Volkshochschulkurse«. Sie bilden einen Teil der von der »University Extension« ins Leben gerufenen Vorträge und praktischen Übungen. Sie sind daher zunächst für Engländer beiderlei Geschlechtes bestimmt und werden von vielen Hunderten von Teilnehmern besucht, die im Laufe des Winters sich an ihrem Heimatsort an dort gehaltenen Volkshochschul-Vorträgen und -Übungen beteiligt haben und nun gern die Gelegenheit benutzen,

---

*) Eine sehr nützliche Zusammenstellung der in außerenglischen Ländern für Neusprachler abgehaltenen Ferienkurse veröffentlicht im Frühling jedes Jahres das englische Unterrichtsministerium (the Special Inquiries Office of the Board of Education) für englische Neuphilologen unter dem Titel: »Table of Holiday Courses on the Continent for instruction in modern Languages.«

Digitized by Google — Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit ähnlich arbeitenden Männern und Frauen aus allen Teilen Englands an der berühmten und verehrten alten Universität selbst ein »summer meeting« mitzumachen, bedeutende Gelehrte zu hören, sowie die großen Bibliotheken und Laboratorien, die in den Ferien ihnen teilweise offen stehen, zu benutzen. Allmählich haben sich zu diesen Kursen, welche eigentlich nicht für sie bestimmt waren, auch Ausländer aus allen Teilen der Welt eingefunden, und die Leiter der Kurse an beiden alten Universitäten haben sich bemüht, neben den für die große Mehrzahl der (englichen) Teilnehmer eingerichteten Kursen auch einige Vorlesungen und Übungen vorzusehen, die ausschließlich die Bedürfnisse der Englisch studierenden Ausländer befriedigen sollen. Mancherlei nützliche Vorträge und praktische Übungen sind in den letzten Jahren für diesen Zweck ins Leben gerufen worden, aber noch heute sind die großen Sommerkurse in Cambridge und Oxford — wie den Klagen deutscher Teilnehmer über ungenügende Berücksichtigung ihrer Bedürfnisse gegenüber betont werden muß — vor allen Dingen für englische Teilnehmer an Volkshochschulkursen berechnet.

Die Volkshochschulkurse in Cambridge und Oxford sind jedoch i. a. in Deutschland jetzt so wohl bekannt, daß ich an dieser Stelle über ihre Ziele und Erfolge nicht eingehender berichten will. Abgesehen von der Gelegenheit, in zahlreichen Vorträgen tüchtiger Dozenten viel gutes Englisch zu hören und Wortschatz und Wissen in den verschiedensten Richtungen zu erweitern, hinterläßt auch ein solcher längerer Aufenthalt an einer der alten Universitäten bei jedem empfänglichen Besucher unvergeßlich schöne Erinnerungen.

Im Gegensatz zu den von den alten in ländlicher Umgebung gelegenen Hochschulen abgehaltenen Sommerkursen stehen die seit einigen Jahren in den Hauptstädten Englands und Schottlands veranstalteten Ferienkurse. Sie halten sich in engeren Grenzen und haben auf ihrem Sondergebiete bereits schöne Erfolge erzielt.

Die Universität London hat ausschließlich für Ausländer, die bereits einigermaßen mit der englischen Sprache vertraut sind, von Mitte Juli bis Mitte August einen alljährlich wiederholten vierwöchigen Ferienkursus eingerichtet. Die Anzahl der Teilnehmer soll 250 nicht übersteigen, neben den Vorlesungen und Übungen werden auch allerlei belehrende Ausflüge und gesellige Abende veranstaltet. Die Kurse haben vielfach großen Anklang gefunden und kommen ohne Frage einem wirklichen Bedürfnis entgegen.

Während in London es sich einzig und allein darum handelt, Ausländer in die englische Sprache, Literatur, Geschichte und Einrichtungen einzuführen, hat sich Edinburg ein weiteres Ziel gesteckt. Hier werden seit drei Jahren unter den Auspizien der Universität von einem für die gute Sache äußerst tätigen und opferwilligen Komitee Ferienkurse in englischer, französischer und deutscher Sprache abgehalten. Sie können sich in bezug auf Reichhaltigkeit des Gebotenen und Großartigkeit der Eindrücke den englischen Ferienkursen getrost zur Seite stellen. Neben der Verfolgung ihres ersten Ziels, der Vermittlung von Sprachfertigkeit auf drei Gebieten, haben sie sich auch von vornherein mit bewußter Absicht die schöne Aufgabe gestellt, das gegenseitige Kennenlernen und Verstehen und die aus ihm entspringende gegenseitige Wertzchätzung zwischen den Nationen, besonders den drei großen Kulturvölkern Westeuropas, nach Kräften zu fördern.

Sie verdienen daher wohl eine eingehendere Würdigung in der »Internationalen Wochenschrift«, welche »die Verständigung und Annäherung zwischen den einzelnen Völkern stärken und mehren« will. Alles im folgenden Gebotene beruht auf Beobachtungen und Erfahrungen, die ich während des letzten Monats in Edinburg selbst gemacht habe.

Der eigentliche Schöpfer der Edinburger Kurse ist ihr Ehren-Sekretär, der Jurist und Historiker Professor Dr. John Kirkpatrick, ein Mann in vorgerückten Jahren, aber von jugendlichem Empfinden, der es vortrefflich versteht, jüngere Kräfte in den Dienst seiner Ideen zu ziehen und ihnen etwas von seinem Eifer einzuhauchen. Sein schönes Ideal ist geistige Vermittlung zwischen Schottland und Deutschland, Schottland und Frankreich. Er spricht eine Reihe moderner Fremdsprachen, Deutsch und Französisch mit besonderer Leichtigkeit, hat in Heidelberg promoviert und für deutsche Art und deutsche Wissenschaft eine oft bezeugte warme Zuneigung. Das Programm der Kurse war außerordentlich reichhaltig und entsprach den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bedürfnissen zweier ungleich großen Klassen von Teilnehmern. Es waren vorgesehen Vorlesungen und Übungen in englischer Sprache für Ausländer, sowie Vorlesungen und Übungen in deutscher und französischer Sprache für Briten, in erster Linie schottische Lehrer und Lehrerinnen*). Von den 247 regelmäßigen Besuchern der Kurse waren 144 Ausländer und nur 103 Briten (unter ihnen 82 Schotten). Die Ausländer waren fast nur Europäer.

Das Komitee bestand aus einer großen Anzahl hervorragender Männer, den Spitzen der Behörden und einigen bedeutenden Professoren der Universität. Die Vorlesungen fanden sämtlich in den von der Universität dem Komitee zur Verfügung gestellten Hörsälen statt. Die von dem Kurator der Universitätsbibliothek, dem deutschen Sanskritisten Professor Dr. Eggeling, gütigst zur Benutzung geöffneten Arbeitssäle der Bibliothek wurden fleißig besucht.

Jeder der drei Kurse — Englisch, Deutsch, Französisch — zerfiel in zwei Halbkurse von je vierzehntägiger Dauer. Die Kosten für die schottischen Teilnehmer wurden meist durch den Carnegie-Trust oder sonst durch öffentliche Zuwendungen der Schulbehörden oder Grafschaftsräte gedeckt, die Kosten für Ausländer waren in Rücksicht auf das Gebotene außerordentlich niedrig. Der ganze englische Monatskursus, der aus etwa 80 Vorlesungen und praktischen Übungsstunden bestand, kostete nur 40 Mark. Für Abendunterhaltungen und Ausflüge, die mitzumachen aber nicht der geringste Zwang bestand, kamen noch etwa 10 Mark wöchentlich dazu.

Jede Woche hatte vier volle Arbeitstage: Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag. Der Mittwoch war für die Ausländer unbesetzt, für die Schotten enthielt er ein leichteres Programm. Die Ausländer sollten an diesem Tage zu selbstgewählter Arbeit sowie zur Besichtigung von Edinburg, seiner herrlichen näheren Umgebung und seiner Kunstschätze frei sein — Mittwoch abend war regelmäßig ein »Geselliger Abend«. Die vier Sonnabende des Monats waren gemeinschaftlichen Ausflügen vorbehalten.

Die Vorlesungen wurden gehalten und die Übungen geleitet von einer großen Anzahl äußerst tüchtiger Dozenten, unter denen sich mehrere Gelehrte von Weltruf befanden. Das Moderne und Praktische stand mit Recht für diese Kurse im Vordergrunde, neben Philologen im engern Sinne standen Vertreter der neueren Literaturen, Phonetiker, Sprachpädagogen. In den beiden vorhergehenden Jahren hatten u. a. die Professoren Sweet, Elton, Viëtor, Passy, Jeanroy, Elster, Witkowski, Walter, Dörr Vorträge gehalten; von ihnen waren Passy und Elton wiedererschienen, an Stelle der andern traten die Professoren Bouvier, Clédat, Jack, Hötzsch und der Schreiber dieses. Die praktischen Übungen im Englischen leitete Professor Kirkpatrick — absichtlich nicht auf gelehrter, sondern auf rein praktischer Grundlage und an Hand langjähriger Erfahrung in den Schwierigkeiten des Englischen für Angehörige verschiedener Nationen. Die Hauptschwierigkeiten der Aussprache wurden von ihm und den andern Lehrern sorgfältig erörtert. Schriftliche Übungen aller Art wurden angestellt. Mehrere tüchtige Damen (Miß Robson, Miß Jameson u. a.), sowie schottische und englische Dozenten nahmen die Studenten und Studentinnen in kleinen Klassen zu gründlicher Arbeit vor, bei der jede individuelle Schwierigkeit gebührende Berücksichtigung fand. Neben den Vorlesungen und Übungen fanden noch in allen drei Sprachen besondere Lesestunden und Rezitationsabende statt. Die ausländischen Teilnehmer an den Kursen hörten somit täglich das Englisch vieler tüchtiger Lehrer — mehr als an einer deutschen Universität ein einziger Lektor, selbst der beste, im Semester je leisten kann. Die französischen Dozenten, unter ihnen für die praktischen Übungen auch einige Damen, waren alle außerordentlich wortgewandt, und auch die deutschen Dozenten sprachen beide völlig frei — was von den britischen Hörern sehr geschätzt wurde. Alle Dozenten bedienten sich im Unterricht ausschließlich ihrer Muttersprache, nur Professor Hötzsch und ich hielten, abgesehen von unsern regelmäßigen Vorlesungen, noch einige Vorträge in englischer Sprache, zu welchen jedermann freien Zutritt hatte: er über deutsche Kultur, ich über einige neuere deutsche Ideale

*) Das Programme of Vacation Courses in Modern Languages held within the University of Edinburgh' ist im Sommer jedes Jahres zu beziehen von dem Hon. Secretary Professor John Kirkpatrick MA. LL. D.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Beſtrebungen. Der deutſchfreundliche Schotte R. W. Seton Watson hat im vorigen wie in dieſem Auguſt dem Edinburger Komitee eine Geldſumme zur Verfügung geſtellt zur Einrichtung beſonderer Vorleſungen über deutſche Geſchichte und Kultur, mit dem beſonderen Zweck »of promoting friendship between the two nations«. Wir dürfen hoffen, daß die gut beſuchten Vorleſungen ihr Ziel erreicht und in Schottland manche deutſche Auffaſſung geſchichtlich und ſachlich richtiger erklärt, manche auf britiſcher Seite beſtehenden Zweifel und Vorurteile beſeitigt haben.

An den mittelalterlichen Univerſitäten teilten ſich die Studenten in »Nationen«. In Edinburg lebte im 20. Jahrhundert bei dieſem internationalen Kurſus die alte Gliederung nach Nationen wieder auf. Und unter allen fremden war die deutſche Nation am ſtärkſten vertreten. Von 247 ordentlichen Mitgliedern waren 103 Briten (82 Schotten und 21 Engländer), 84 Deutſche, 46 Franzoſen, 14 Angehörige anderer Völker — Männer und Frauen, Lehrer und Lehrerinnen, Studenten und Studentinnen, faſt alle gebildete und liebenswürdige, manche weitgereiſte Menſchen, die miteinander bald auf die angenehmſte Art verkehrten. Von den Franzoſen waren eine Anzahl mit Staatsunterſtützung gekommen. Unter den Deutſchen waren die Studenten höherer Semeſter weit zahlreicher vertreten als die Oberlehrer; aus Kiel, Marburg, Breslau und beſonders aus dem engliſchen Seminar zu Berlin waren ſie gekommen, ſprachen alle tapfer und eifrig Engliſch und benutzten jede Gelegenheit zu ihrer Fortbildung. Ebenſo fleißig waren mehrere junge deutſche Lehrerinnen; auch Vertreter andrer praktiſcher Berufe fehlten nicht ganz, und alle fanden die von dem Ausſchuß getroffenen Veranſtaltungen für ihre Zwecke äußerſt nützlich.

Die »Geſelligen Abende« und einige Leſeabende, deren Programm Deklamation und Geſang umfaßte, und auf denen nicht nur Solovorträge und ſchottiſche Volkslieder die Teilnehmer erfreuten, ſondern auch ein deutſcher gemiſchter Chor von 40—50 Mitgliedern mit großer Begeiſterung im fremden Lande den Angehörigen andrer Nationen deutſche Volkslieder vortrug, führten raſch zu Bekanntſchaften: es entwickelte ſich ein ungezwungener Verkehr zwiſchen den jungen Leuten aus allen Teilen des Vaterlandes, zwiſchen Lehrern und Schülern und zwiſchen Schotten und Ausländern. Eine äußerſt angenehme Geſelligkeit, ein friſcher kollegialiſcher Ton, ein Beſtreben, ſich ſelbſt und das eigne Volk von der beſten Seite zu zeigen und dabei das Eigenartige und Gute der andern Völker richtig zu verſtehn und nach Gebühr zu ſchätzen.

Die vier Sonnabende waren Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung Edinburgs gewidmet: in das Land Walter Scotts und die Schauplätze vieler Waverley-Romane, nach der Roßlyn-Abtei und in die ſtolz geſchwungenen Pentland-Berge, über die Rieſenbrücke über den mächtigen Firth of Forth hinauf zu dem alten hiſtoriſchen Stirling, in das Land von Wallace und Robert the Bruce, ins Herz der Hochlande, in die köſtlichen Troſſachs, zum Loch Lomond und Loch Katrine — die Schauplätze der »Lady of the Lake«, nach der in ſtiller Weltabgeſchiedenheit idylliſch am Meer gelegenen Golf- und Muſenſtadt St. Andrews und hinauf in die nördlichſte der vier ſchottiſchen Univerſitäten, die weißleuchtende Granitſtadt Aberdeen. Oft an dieſen Stätten begleiten den Deutſchen neben den Erinnerungen an Scott die Schilderungen und Verſe unſeres Theodor Fontane.

Tiefe, bleibende Eindrücke nahmen alle Teilnehmer an den Kurſen mit ſich fort, und bei den gemeinſchaftlichen Rückfahrten tauſchten die Angehörigen der verſchiedenſten Nationen in engliſcher Sprache ihre Eindrücke aus und zogen auch wohl Vergleiche mit heimiſcher Szenerie, Literatur und Sitte.

Am Schluß der Kurſe erhielten die Teilnehmer, welche einen ganzen Kurſus (62 bis 84 Stunden) regelmäßig beſucht hatten, auf Wunſch unentgeltlich Zeugniſſe über die gemachten Fortſchritte und den erreichten Grad von Sprachfertigkeit. In den meiſten Fällen konnte mit gutem Grunde beſcheinigt werden, daß anerkennenswerte Fortſchritte im Leſen, Sprechen, Schreiben der Fremdſprache gemacht waren, daß das Kennen, ſowie das Können bedeutend geſtärkt war, ganz abgeſehen von dem dauernden Gewinn perſönlicher Anſchauung von Land und Leuten. Die Deutſchen durften die wohltuende Überzeugung mitnehmen, daß die Schotten ihren deutſchen Vettern durchaus und rückhaltlos freundlich geſinnt ſind und ſie in ihrem ſchönen Lande herzlich willkommen heißen. Hoffentlich werden die wert-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollen Kurse, an deren Fortführung Deutschland ein großes Interesse hat, auch in den nächsten Jahren sich fortsetzen lassen.

In den vier Augustwochen sind in dem herrlichen Athen des Nordens zwischen Deutschen, Schotten und jugendlichen Vertretern anderer Länder, abgesehen von der errungenen Leichtigkeit in gegenseitigem Verständnis, manche wertvolle Verbindungen angeknüpft worden, geistige Bande geschlungen, von denen gewiß der schöne Spruch unseres Platen gilt:

Ein jedes Band, das, noch so leise,
Die Geister aneinander reiht,
Wirkt fort auf seine stille Weise
Durch unberechenbare Zeit.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Hamburg.

Öffentliche Bibliotheken.

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ist in unsern Staatshaushalt ein neuer Posten aufgenommen worden, der, anfangs klein, sich mit den steigenden Bedürfnissen bald vermehrt hat und wohl weiter wachsen dürfte, aber sicher einer notwendigen und wichtigen Aufgabe der Volksbildung dient. Im Jahre 1899 war von unserer »Patriotischen Gesellschaft« die Öffentliche Bücherhalle ins Leben gerufen worden. Hamburg war hierdurch in die Reihe der deutschen Städte getreten, die anstelle der veralteten, moderner sozialer Gesinnung nicht entsprechenden Volks- oder eigentlich Armenbibliotheken, nach dem Muster der mit reichen Mitteln arbeitenden Public Libraries unserer angelsächsischen Vettern allen, auch den gebildeten, Ständen zugängliche, die gelehrten Bibliotheken ergänzende und entlastende Bildungsbibliotheken einrichten. Auch bei uns wurde dieselbe Erfahrung gemacht, wie überall bei der Bibliotheksbewegung in Deutschland im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Der Zuspruch, den die neue Anstalt fand, übertraf gleich zu Anfang alle Erwartungen der Verwaltung und steigerte sich noch in jedem Jahre; neben der Hauptstelle mußten später zwei weitere Ausgabestellen eröffnet werden. 1905 wurden bei einem Bestande von 66 680 Bänden 868 443 Bände ausgeliehen und die Leseräume von 61 924 Lesern benutzt. 1906 hatte sich die Zahl der Bände auf 72 046, aber die Zahl der Entleihungen auf 1 027 331 gesteigert.

Senat und Bürgerschaft erkannten die Bedeutung dieser neuen Fortbildungsanstalt bald an; anfangs gewährten sie einen jährlichen Zuschuß von 20000 Mark, im Jahre 1902 einen einmaligen von 150000 Mark, und seit dem vorigen Jahre ist der jährliche Staatsbeitrag auf 70000 Mark festgesetzt worden. Auch eine Schenkung von 124000 Mark ist der Bücherhalle zugekommen. Noch leidet freilich unsere öffentliche Bücherhalle unter erheblichem Raummangel, aber es ist Aussicht vorhanden, daß wir auch in dieser Beziehung dem englisch-amerikanischen Vorbild näherkommen, und daß in nicht zu langer Zeit ein Neubau größeren Stils für unsere Anstalt errichtet werden wird.

Diesen Mitteilungen über die erfreulichen Fortschritte in unserer Stadt freuen wir uns, die weitere hinzufügen zu können, daß das Interesse für diese neue Bildungsbibliothek in den letzten Jahren allenthalben in unserem Vaterlande sich regt. Nicht nur erkennen die Gelehrtenkreise ihre Aufgabe einer vorsichtig und umsichtig zu überwachenden Popularisierung der Wissenschaft immer klarer, auch die Zahl der wissenschaftlichen Bibliothekare, die der Volksbibliothek ihre Aufmerksamkeit und Arbeit zuwenden, wächst in erfreulicher Weise, und die Zahl der Stadtverwaltungen, die sich der Bedeutung der Bibliotheken verschließen und für sie keine oder ganz ungenügende Unterstützungen übrig haben, nimmt ständig ab. Carnegies Ausspruch, daß die Begründung einer öffentlichen Bibliothek eine der verständigsten Anwendungen des Reichtums wäre, findet auch schon bei unsern Großkapitalisten ab und zu Beherzigung. Einen Niederschlag dieses Interesses sieht man auch in der Buch- und Zeitschriftenliteratur. In Berlin hat der Magistrat in der städtischen Bibliothek, deren Räume erweitert worden sind, jetzt die Zahl der Entleihungsstunden vermehrt, die Errichtung eines besonderen Gebäudes für die als Oberbau über den Volksbibliotheken gedachte Berliner Stadtbibliothek dürfte nur eine Frage der Zeit sein.*) Dortmund sieht neben seinem berühmten Rathaus eine Wilhelm und Auguste Victoria-Bücherei in einem Bau im Stil der deutschen Renaissance entstehen. Zu den Kosten, die 635000 Mark betragen, haben ein Stifter, die Bürger und die Stadt beigetragen. Von hervorragenden Stiftungen wollen wir nur noch die Berolzheimersche in Fürth, deren Volksbildungsheim am 26. Mai 1906 eröffnet worden ist, die Engelhornsche in Stuttgart und die Otto Müllersche in Görlitz nennen, deren Bibliothek 90000 Bände enthält, während die Leseräume in dem schönen und zweckmäßigen Gebäude Platz für 120 Leser bieten Die Charlottenburger Volksbibliothek erfreut sich schon seit 1901 des eigenen Heims, und das Volkshaus in Jena, ein Werk der Zeißstiftung, in dem seit 1903 auch die öffentliche Lesehalle eine schöne Stätte gefunden hat, dürfte in weiteren Kreisen bekannt sein. Soeben ist uns auch das Bücherverzeichnis der Volksbibliothek und Lesehalle zugegangen, die die Firma Deinhardstein & Co. in Coblenz errichtet hat. Man könnte einen größeren Raum mit der Mitteilung aller der für Bildungszwecke in letzter Zeit gemachten Spenden füllen; wir müssen uns

*) Siehe G. Fritz, Erfolge und Ziele der deutschen Bücherhallenbewegung 1902—1907. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begnügen anzugeben, daß Private, Aktiengesellschaften und Banken im Jahre 1905 hierfür mit Ausschluß der zur Förderung des Unterrichts und der Erziehung gemachten Aufwendungen 2794775 Mark gestiftet haben.

Viele Arbeit wird noch infolge des Mangels an geeigneter Organisation und des gutgemeinten Eifers unkundiger Wohltäter unnütz vergeudet; aber auch hier finden wir an mehreren Orten Ansätze zum Besseren, und nach und nach wird auch in der Bibliotheksbewegung die noch vielfach herrschende Kirchturmspolitik ausgeschaltet werden.

Richten wir unsere Blicke auf das Ausland, so können wir z. B. auch in Österreich und in der Schweiz, sowie in den Niederlanden Fortschritte entdecken. Ganz und gar müssen wir H. E. Greves Worten in seiner Schrift »Openbaare leesmusea en volksbibliotheken« beistimmen, daß Lesehallen und Volksbibliotheken der Mittelpunkt werden müssen, von dem jede sozial-pädagogische Arbeit ihren Ausgang nimmt, und daß ihnen die zu diesem Zwecke nötigen Hilfsmittel zu gewähren sind.

Zum Schluß möchten wir noch auf einen Punkt hinweisen, an dem die öffentliche Bibliothek auch internationale Aufgaben zu erfüllen hat. Häufig wird sie von Ausländern aufgesucht werden, die Bücher und Zeitschriften in ihrer Muttersprache verlangen. Es wird nützlich sein, diese Wünsche in beschränktem Maße erfüllen zu können. Die Leute werden sich mehr und mehr an ihre Lesestätte gewöhnen und allmählich auch anfangen, Bücher und Zeitungen in der fremden Sprache zu lesen.

Mitteilungen.

In der letzten Septemberwoche hat in Edinburg der pan-keltische Kongreß stattgefunden. Der Zweck dieses Kongresses war die Behandlung wissenschaftlicher und sprachlicher Fragen. Der Chauvinismus hatte auf ihm keinen Platz. Hervorragende Vertreter der keltischen Rasse in Irland, Schottland, Wales und Frankreich waren zum Austausch wissenschaftlicher Ansichten zugegen. Den Vorsitz in der wichtigsten, sprachlichen Abteilung führte Dr. Robert Blair. Die Referate wurden von Dr. Fournier, Miß Morison, Austin Jenkins und François Vallie erstattet. Während in einer nicht weit zurückliegenden Zeit Schulkinder, die auf den Spielplätzen keltisch sprachen, gestraft wurden, hat jetzt die keltische Sprache volle Anerkennung der Behörden errungen; die Regierung in Irland leistet sogar einen jährlichen Beitrag von 12000 Lstr. zur Unterstützung des Unterrichts im Keltischen, das in irischen Schulen stehendes Lehrfach ist. Im Fürstentum Wales wird die keltische Sprache von 1250000, in der Bretagne von 1500000, in Irland von 750000 und in Schottland von 250000 Personen gesprochen. Die Gesamtzahl der Kelten beträgt also 3750000. Außerdem hat Amerika eine gälisch sprechende Bevölkerung, die etwa so zahlreich ist, wie die Schottlands. Im Staat Carolina wird das Gälische von einer Neger-Gemeinde gesprochen. Die Sklaven, von denen sie abstammen, haben es von ihren schottischen Besitzern erlernt. In Cornwall dagegen ist das Keltische gänzlich ausgestorben. Auf der Insel Man ist es im Aussterben begriffen. Im Fürstentum Wales hat das Schulgesetz des Jahres 1902, das den Ortsbehörden die Rechte und Pflichten von Schulbehörden verlieh, viel zur Förderung des keltischen Sprachunterrichts beigetragen, da das Keltische im Unterricht in den Mittelschulen auf dieselbe Stufe wie das Lateinische, Griechische, Deutsche und Französische gestellt wird. Auch in Abend- und Sonntagsschulen wird die alte Landessprache mit großem Erfolg gelehrt. In der Bretagne macht die Regierung dort ihren ganzen Einfluß gegen die bretonische Sprache geltend, die in mehrere genau begrenzte Mundarten zerfällt. Die Aufführung von bretonischen Bühnenstücken durch Bauern in verschiedenen Landesteilen hat viel dazu beigetragen, das Interesse an der Landessprache im Landvolk wachzuhalten. Nach G. Mackay sollen auch in Marokko keltische Stämme vorhanden sein. Wenigstens fand er unter den Berbern Namen und Gebräuche, die mit den keltischen auffallende Ähnlichkeit hatten. Ernest Rhys sprach über den Einfluß keltischer Folklore auf die romanische Dichtung. Er führte viele der edelsten Erzeugnisse der mittelalterlichen Dichtung auf keltischen Ursprung zurück.

In Verbindung mit dem zweiten Internationalen Chirurgenkongreß soll im September 1908 in Brüssel eine Krebsausstellung stattfinden, die sämtliche auf die Krebskrankheit bezüglichen Gegenstände enthalten wird. Nach ihrem vorläufigen Programm wird sie vor allem umfassen: Krebspräparate für Besichtigung mit bloßem Auge oder unter dem Mikroskop, die in irgend einer Hinsicht Belehrung bieten, namentlich etwa durch das örtliche Auftreten der Krankheit oder mit Bezug auf die Verbreitungswege des Krebses; Präparate oder Abbildungen der Ergebnisse von Krebsoperationen; anatomische Präparate der Lymphwege und Lymphknoten einzelner Körpergebiete; statistische Wandtafeln über die mit der Behandlung von Krebs erzielten dauernden Erfolge; andere statistische Wandtafeln über die Häufigkeit des Krebses und seiner Abwandlungen in den verschiedenen Organen des Körpers; statistische Wandtafeln über die Verbreitung des Krebses in den einzelnen Ländern mit Berücksichtigung sogenannter Krebsnester und der Stammbäume von Familien, in denen der Krebs bei mehreren Geschlechtern aufgetreten ist; Pläne und sonstige Angaben von Instituten und Krankenhäusern, die sich insbesondere mit der Erforschung und Behandlung der Krankheit beschäftigen; Material zur Agitation für eine frühzeitige Behandlung des Krebses wie Aufrufe an die Öffentlichkeit, Vorschläge zur Belehrung des Volks und Ähnliches. Die Annahme und Aufstellung der eingesandten Ausstellungsgegenstände übernimmt der Generalsekretär der Internationalen Gesellschaft für Chirurgie, Professor Defage in Brüssel.

Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

26. Oktober 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT:

Die Anfänge der Philosophie.

Von Geheimem Rat Dr. med., phil. et jur. Wilhelm Wundt, ordentlichem Professor für Philosophie an der Universität Leipzig.

Unter »Anfängen der Philosophie« pflegt man die erſten uns überlieferten Versuche zu verſtehen, welche darauf ausgehen, der bis dahin herrschenden mythologischen Weltanschauung eine auf feſte Begriffe gegründete Welterklärung gegenüberzuſtellen. Während die Mythologie Gemeingut eines Volkes iſt, beginnt die Philosophie in diesem wissenschaftlichen Sinne überall als das Werk einzelner Persönlichkeiten, deren Namen uns in vielen Fällen noch überliefert sind. So werden insgemein die Weisen von Milet, ein Thales, Anaximander, Anaximenes, die älteſten unter den griechischen Philosophen genannt. Dagegen spricht man den primitiven Völkern den Besitz einer Philosophie überhaupt ab. Sie sind — so iſt die Meinung — völlig in der Mythologie befangen geblieben, und es scheint daher unzulässig, die wirklichen Anfänge der Philosophie mit einer solchen fragwürdigen Philosophie der primitiven Völker zuſammenzuſtellen. So gewiß das nun berechtigt iſt, wenn man den erſten dieser Begriffe in dem in der Geschichte der Philosophie üblichen Sinne nimmt, so wenig kann doch bezweifelt werden, daß einerseits jenen früheſten Versuchen einer wissenschaftlichen Philosophie, mit denen unsere hiſtorischen Darſtellungen diese beginnen lassen, mannigfache Vorſtellungen vorausgegangen sind, die im Grunde Antworten auf die gleichen Fragen enthalten, welche sich später auch die Philosophie ſtellt, und daß andererseits selbſt bei den primitivſten Völkern ähnliche Vorſtellungen exiſtieren, so roh und unausgebildet diese auch sein mögen. Von jenen vorwissenschaftlichen Anfängen der philosophischen Entwicklung werden wir aber voraussetzen dürfen, daß sie in wesentlichen Zügen mit diesen Anschauungen primitiver Völker übereinſtimmen, so daß wir wohl berechtigt sind, solche Anschauungen in dem gleichen Sinne eine Philosophie zu nennen. Nur beſteht freilich der Unterschied, daß bei den Naturvölkern jene Stufe, von der aus die Kulturvölker erſt zur Wissenschaft vorgedrungen sind, nie überschritten wurde. In der Tat beſtätigt sich dies trotz mannigfacher Unterschiede, die natürlich schon im primitiven Denken nicht fehlen, bei jedem Schritt, den die ethnologische und die hiſtorische Untersuchung, jede auf ihrem Gebiet, vorwärts tun.

Nun läßt sich allerdings der Einwand erheben, dabei handle es sich überhaupt nicht um Philosophie, sondern um Mythologie; diese müsse aber schon deshalb von jener geschieden werden, weil sie nicht zum geringſten Teil zugleich Religion sei, also nicht in dem Trieb nach Erkenntnis, sondern in Gemütsbedürfnissen ihren Ursprung habe. Obgleich dies vollkommen zutreffend iſt, so liegt jedoch hierin nicht der geringſte Grund gegen den oben aufgeſtellten Begriff einer primitiven Philosophie. Die Mythologie eines primitiven Volkes enthält eben alles das noch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu einem Ganzen vereinigt, was sich später in Religion, Philosophie und in eine Reihe einzelner Wissenschaften scheidet; ja selbst die Dichtung, die ursprünglich nur die allgemeinen mythologischen Motive weiterführt, sowie die Musik, die mimischen und die bildenden Künste, die sich eng teils mit dem religiösen Kultus teils mit der Poesie verbinden, greifen hier ein. Gerade aus dieser innigen Verbindung verschiedener Elemente im ursprünglichen Mythus entspringt nun aber auch die Aufgabe, zu scheiden, was jedem dieser Gebiete eigen ist, also festzustellen, was davon zur Religion gehört und was nicht, was allgemeine mythische Volksanschauung ist, und was der von Einzelnen herrührenden dichterischen Weiterbildung der gemeinsamen Mythenstoffe zufällt, endlich was in diesem ganzen Komplex von Überzeugungen, Meinungen und Maximen primitiver Menschen in das Gebiet der künftigen Philosophie hinüberreicht. Stellen wir die Frage so, dann kann namentlich der letzte Teil derselben, der uns hier allein angeht, wenigstens im Prinzip unschwer beantwortet werden. Zur primitiven Philosophie gehören unzweifelhaft alle die Probleme, die noch Probleme der späteren, wissenschaftlichen Philosophie sind, mögen auch die Lösungen hier und dort ganz verschiedene sein, und mag gleich ein besonders charakteristischer Unterschied der ursprünglichen von der späteren Philosophie gerade darin bestehen, daß jene überhaupt keine Probleme sieht, wo dieser alles von ihnen erfüllt scheint. Doch je weniger sie sich der Probleme bewußt wird, um so freigebiger ist die primitive Philosophie mit deren Lösungen. Sie selbst stellt keine Fragen. Aber auf jede Frage, die ein späteres wißbegieriges Zeitalter stellen kann, hat sie eine Antwort bereit. Damit ist auch schon gesagt, was im wesentlichen der Inhalt dieser ursprünglichen Philosophie sei. Er ist in allem dem enthalten, was in den primitiven Anschauungen den Hauptproblemen der späteren Philosophie und den Versuchen ihrer Lösung entspricht.

In diesen Bemerkungen ist bereits angedeutet, daß wir uns bei der Beurteilung dieser Anfänge der Philosophie überall, im ganzen aber um so mehr, auf einer je früheren Stufe des Denkens wir ihrer habhaft zu werden suchen, vor einem Irrtum hüten müssen, der uns immer und immer wieder zu begegnen droht, und von dem selbst die vorzüglichsten Darstellungen der Mythologie nicht frei geblieben sind. Wir sind gewohnt, überall, wo wir in den Anschauungen eines Volkes oder eines einzelnen Menschen von unserem eigenen Standpunkte aus die Lösung eines Problems erblicken, zugleich die Stellung dieses Problems zu vermuten. Doch für den Naturmenschen und darum im allgemeinen wohl auch für den Kulturmenschen in der Zeit, wo er seine Mythologie schuf, ist nichts falscher als dieses. Er löst alle Probleme spielend mit seiner allezeit geschäftigen Phantasie. Aber er stellt sich keine Probleme, sondern was bei ihm deren Lösung zu sein scheint, das gilt ihm in Wirklichkeit für eine unmittelbar gegebene Tatsache oder für eine selbstverständliche Verbindung von Tatsachen. So kommen denn die Hauptfragen der heutigen Philosophie auch schon in der primitiven Philosophie vor. Und weil sie in ihr nicht als Fragen, sondern nur als unmittelbare, aus der Anschauung und aus den von ihr erweckten Assoziationen entstandene Antworten vorkommen, so ist die überzeugende Kraft der letzteren um so größer. Beginnt für den Kulturmenschen alle Philosophie mit dem Zweifel, das heißt mit der Frage, so hört sie für den Naturmenschen mit dieser auf. Er fragt nicht, weil ihn die überzeugende Kraft seiner Anschauungen jeden Zweifels enthebt. Darum mag die Geringschätzung, mit der der zivilisierte Europäer auf den Aberglauben des Wilden herabsieht, gelegentlich wohl noch durch die Verachtung überboten werden, die diesem die Unwissenheit des ersteren über alle die Dinge einflößt, die er selbst für unzweifelhaft hält.

Nun ist aber freilich das, was wir nach diesen allgemeinen Merkmalen »primitive Philosophie« nennen, durchaus kein einheitlicher Begriff, sondern jene ist, so gut wie die spätere Wissenschaft, in die sie übergeht, abhängig von der erreichten Stufe der gesamten Kultur, zu der sie gehört. Gewiß würde es eine lohnende Aufgabe sein, diese vor dem Anfang einer selbständigen Geschichte der Philosophie liegende Urgeschichte derselben aus der Gesamtheit der Kulte, der Mythen und Dichtungen, in die sie unauflöslich verwebt ist, auszusondern und in ihrer Entwicklung bis zu dem Zeitpunkte zu verfolgen, wo sie sich, zunächst noch unsicher tastend und teilweise selbst noch halb Mythus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halb Dichtung, zur Wissenschaft entwickelt hat. Doch diese Aufgabe würde mit unsern heutigen Hilfsmitteln vielleicht überhaupt unlösbar sein. Besonders kommt dabei als ein erschwerender Umſtand in Betracht, daß, je weiter jene mythologische Entwicklung fortschreitet, zu der diese Urgeschichte gehört, und je näher sie also an die Grenze der Wissenschaft heranrückt, um so mehr zugleich in ihr ſelbſt Motive wirksam werden, die bereits dem eigenſten Bereich philosophischen Nachdenkens angehören. So ſtellt man gewiß mit Recht die Theogonieen der Griechen ihrem wesentlichen Charakter nach zum Naturmythus. Aber sie sind doch so sehr von grübelnder Reflexion durchsetzt, daß sie schon nicht mehr jener völlig naiven Philosophie angehören, die dem primitiven Zuſtande eigen iſt. Je mehr das geschieht, um so mehr verraten nun auch die einzelnen theogonischen Dichtungen die Spuren individueller Umgeſtaltungen der überlieferten Mythen, und um so weiter entfernen sich daher die einzelnen Mythenbildungen voneinander. Die so bereits innerhalb der Mythengeschichte eines einzelnen Volkes hervortretende Vielgeſtaltigkeit wächſt natürlich faſt ins Unabsehbare, wenn man die Mythologieen der verschiedenen Kulturvölker auf die in ihnen verborgenen philosophischen Gedanken zu prüfen unternimmt. Dann bilden äußere Naturbedingungen, abweichende gesellschaftliche Zuſtände und geschichtliche Erlebnisse, endlich nicht zum wenigſten auch verschiedene Geiſtesanlagen so gewichtige Momente, daß gegenüber dieser wachsenden Differenzierung der mythischen Weltanschauungen die Übereinſtimmungen und vollends die etwa der Menschheit gemeinsamen Vorſtellungen entweder völlig verschwinden oder nur noch in zweifelhaften Spuren nachweisbar sind. Ganz anders, wenn wir bis zu jener Stufe primitiven Denkens zurückgehen, die ihrerseits ſelbſt schon am Anfang der Mythologie liegt. Dann zeigt es sich klar, daß jene großen Unterschiede, die uns in der späteren Entwicklung begegnen, in der Tat zum größten Teil Folgen einer fortschreitenden Differenzierung sind, der ein in überraschender Gleichförmigkeit überall wiederkehrender Urzuſtand menschlicher Lebens- und Weltanschauung vorauszugehen scheint. Wohl fehlt es auch hier nicht an mannigfachen Nuancen des Ausdrucks. Bald scheinen diese, bald jene Motive ſtärker betont zu sein. Aber die grundlegenden Vorſtellungen entfernen sich entweder gar nicht voneinander, oder, wo dies der Fall iſt, da erweisen sich solche Unterschiede immer wieder als die Wirkungen einer verschiedenen Entwicklungsſtufe, wie ja überhaupt das, was wir den Naturzuſtand des Menschen nennen, kein einheitlicher Begriff iſt, sondern bereits mannigfache Abſtufungen umfassen kann. Trotz allem dem bleibt die Übereinſtimmung groß genug, daß der Begriff einer primitiven Kultur und der einer primitiven Philosophie im oben definierten Sinne nahezu vollkommen sich decken, und daß, wie die primitive Kultur durchweg übereinſtimmende Züge aufweiſt, so auch die primitive Philosophie in der allgemeinen Richtung des Denkens und in den Grundmotiven der Weltanschauung, trotz der Verschiedenheit der Zeiten und Völker, im wesentlichen dieselbe bleibt.

Eine neue Weltgeschichte.

Von Dr. phil. et theol. Friedrich Paulsen, ordentlichem Professor für Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin.

I.

Weltgeschichte? Iſt der Begriff nicht veraltet? Das Mittelalter konnte so etwas unternehmen. Jeder Chronikenschreiber beginnt mit der Erschaffung der Welt; und wenn er auch über den »jüngſten Tag« noch nicht zu berichten vermag, so sieht er ihn doch in greifbarer Nähe voraus und weiß in großen Zügen, was sich bis zu seinem Eintreten begeben wird. Aber jetzt? Die Welt hat sich ins Unermeßliche erweitert, die Geschichte hat für uns weder Anfang noch Ende; wir wissen, daß das, was wir von ihr wissen, ein verschwindend kleiner Ausschnitt zwischen zwei vom Dunkel bedeckten Unendlichkeiten iſt. Wie sollten wir noch wagen, »Weltgeschichte« zu schreiben? Höchſtens der Naturforscher, den seine Wissenschaft an-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leitet, mit Jahrmillionen zu rechnen, möchte so etwas versuchen, aber der Hiſtoriker, der bloß von ein paar tausend Jahren ein wenig weiß?

Und doch, im Grunde iſt der Unterschied zwischen heute und ehedem nicht so gar groß. Am Ende bleibt auch für uns die Erde die Welt, und das Stück Menschheitsgeschichte, das wir übersehen, iſt auch für uns die Wirklichkeit, in der wir leben und mit unsern Gedanken und Gefühlen heimisch sind. Und so wird der »Anthropismus«, den Haeckel, der Verächter der Geschichte, nicht müde wird, zu verhöhnen — meinen diese Hiſtoriker doch wirklich, die paar Jahre ihrer Geschichte bedeuten die ‚Weltgeschichte' — der »Anthropismus«, sage ich, der den Menschen und seine Geschichte als die Quintessenz der Weltentwicklung ansieht, wird die Grundverfassung des menschlichen Weltbewußtseins bleiben. Und darum wird auch der Begriff der Weltgeschichte seinen alten Sinn bewahren: die Geschichte des menschheitlichen Geiſteslebens, die Geschichte der Welt oder mindeſtens das Stück aus ihrer Geschichte, das uns das nächſte, interessanteſte, bekannteſte und verſtändlichſte iſt, im Grunde das allein verſtändliche: hier erſt geht uns eine Ahnung von dem Sinn und der Bedeutung der Wirklichkeit auf. Sind wir auch nicht mehr in der glücklichen Lage des Mittelalters, diesen Sinn mit allgemein anerkannten dogmatischen Formeln zu fassen, so wird doch jeder in irgend einer Weise seine Auffassung von dem Sinn des Lebens und der Wirklichkeit überhaupt in der Geschichte wiederfinden oder ihn aus ihr meinen ablesen zu können. Und zwar wird ihm die Geschichte um so verſtändlicher und zielſtrebiger, je näher sie dem Punkte kommt, wo er selber ſteht, an seinem Teil in sie eingreift und sie dem Zukunftsziel entgegenzuführen ſtrebt. »Weltgeschichte« wird immer von der Gegenwart aus geschrieben, ob ein Hegel oder Marx, Comte oder Haeckel sie schreibt.

Damit wird denn auch das Recht einer »Weltgeschichte der Neuzeit« gegeben sein: eines Versuchs, den Gang der menschlichen Dinge in dem Zeitalter, dem wir selber als Denkende und Schaffende angehören, darzuſtellen; die Auffassung der Vergangenheit und der Zukunft erhält von hieraus für jedermann ihre Beſtimmtheit.

Und noch ein weiteres mag man hinzufügen: erſt in diesem Zeitalter zeigt die geschichtliche Bewegung deutlich das Ziel einer einheitlichen Lebensbetätigung der Menschheit. Waren bis zum Beginn der Neuzeit die geschichtlichen Entwicklungen isoliert gegeneinander verlaufen, die vorderasiatisch-europäische, die oſtasiatische, die amerikanische, so hat seitdem die raſtlose Aktivität der chriſtlich-europäischen Völkerwelt durch Forschung, Handel, Kolonisation und Unterwerfung eine Einheit des menschheitlichen Lebens in wirtschaftlicher, politischer und geiſtiger Hinsicht zu Wege gebracht, die erſt von einer Weltgeschichte im eigentlichen Sinn zu sprechen geſtattet; die alte Weltgeschichte war im Grunde nie mehr als Geschichte des vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises.

In diesem Sinne hat Dietrich Schäfer seine soeben erschienene »Weltgeschichte der Neuzeit«*) geschrieben. Er hat es darin unternommen, die Gesamtbewegung des geschichtlichen Lebens in den letzten vier Jahrhunderten mit großen Richtlinien zu zeichnen. Im Mittelpunkt ſteht wie natürlich die politische Geschichte, es iſt, wenn man will, eine Geschichte der Zivilisation, nicht der Kultur: die Entwicklung des politischen Lebens der europäischen Völkerwelt und ihre Ausbreitung über die Erde wird uns beschrieben, das geiſtige Leben, wie es in Religion und Philosophie, Literatur und Kunſt erscheint, wird nur geſtreift. Auch dort handelt es sich aber nicht so sehr um die Erzählung der einzelnen Begebenheiten, als um die Leitung des Urteils über ihre Bedeutung und ihre Einordnung in den Gesamtverlauf. Verſtändnisvolle Teilnahme am öffentlichen Leben zu begründen, den politischen Sinn der Nation an der Hand der Geschichte zu bilden, das iſt die letzte und tiefſte Absicht des Werkes. Es iſt nicht ein Kompendium der hiſtorischen Tatsachen, ihre Kenntnis wird in weitem Umfang vorausgesetzt, namentlich sind die Daten aus der Kriegsgeschichte auf ein äußerſt geringes Maß beschränkt, was der einsichtige Leser dem Verfasser danken wird: es iſt unleidlich, wenn in einer auf das Allgemeine gerichteten Darſtellung Einem so nebenher in allerlei Einschiebungen und Klammern auch noch möglichſt viel Einzeldaten beigebracht werden. Es iſt auch nicht eine Konſtruktion des geschichtlichen Lebens nach einem a priori entworfenen Schema moralischer oder psycho-

*) Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 2 Bände, 12 Mk

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

logischer Entwicklung, wie Fichte und Hegel oder in unseren Tagen Lamprecht sie versucht haben. Es ist vielmehr ein mit baumeisterlicher Kraft gezeichneter Aufriß der Gesamtbewegung, der die Tatsachen selbst als Baumaterial verwendet und dadurch zugleich ihren Zusammenhang mit dem Ganzen und ihre Bedeutung sichtbar macht. Vor allem wird die politische Machtbewegung, der jedesmalige Besitz der Nationen an Weltgeltung, ihr Eintritt und Wachstum, ihr Sinken und Ausscheiden als Weltmacht zur Anschauung gebracht. Zugleich wird der Blick auf die Kräfte eingestellt, die in dem Steigen und Fallen der Nationen wirksam sind, geistige, sittliche, wirtschaftliche, organisatorische Kräfte, wie sie zu verschiedenen Zeiten in mannigfacher Gestalt und Stärke den Nationen eigneten. Und hierin wird nicht zum wenigsten die erziehende Kraft des Werkes liegen; es weist ohne vordringliches Moralisieren doch überall auf die sittlichen Grundkräfte als das für das Schicksal der Nationen Entscheidende hin. Das alte Wort von dem Ethos, das dem Menschen sein Schicksalsgott sei, gilt auch von den Völkern.

Es ist ein Genuß, an der Hand eines so kundigen, so sicher orientierten, so klar den inneren Zusammenhang überschauenden, endlich so besonnen und gerecht urteilenden Führers das Gebiet der Geschichte zu durchwandern und mit ihm in stiller Zwiesprache die Dinge zu betrachten und ihre Bedeutung zu erwägen. Er hat der deutschen Nation mit diesem Werk ein Geschenk gemacht, dessen Wert sie erkennen wird. Es ist nicht mit leidenschaftlichem Pathos geschrieben, es wendet sich an den Verstand; gerade ein Buch von dieser Art tut uns not. An erregter und erhitzender Darstellung unserer Geschichte fehlt es nicht; hier ist ein Werk, das in ruhiger und leidenschaftsloser Form dem deutschen Volke den Gang seiner Geschichte innerhalb des geschichtlichen Gesamtverlaufs vor Augen stellt, nicht schmeichelnd und preisend, nicht scheltend und schmähend, sondern zum Erkennen und Verstehen der Ursachen leitend. Es fehlt nicht an innerer Teilnahme, aber sie sitzt nicht auf den Lippen, allezeit bereit hervorzuspringen und die Tatsachen zu färben; sie bleibt stets gehalten und wohl auch unausgesprochen. Es ist der Nordwestdeutsche, der Anwohner der Seekante, mit dem scharfen und klaren Blick der blauen Augen, mit dem festen Willen und dem kühlen, wägenden Verstand: es fehlt nicht an warmem Gefühl, aber eine gewisse Scheu, die der Scham verwandt ist, hindert, viel davon zu zeigen; seine Gefühle auf der Zunge zu tragen ist unmännlich.

Dem entspricht der Stil, er ist schlicht, durchsichtig-klar und kraftvoll. Er nähert sich mit seinen kurzen, knappen, leicht verbundenen Sätzen dem, was Schopenhauer einmal vom Schriftstil, im Unterschied vom Gesprächsstil, fordert: daß er etwas vom Lapidarstil, der Urform der schriftlichen Fixierung der Rede, an sich trage. Ganz und gar fehlt ihm das Preziöse, jene Art des in Deutschland nicht seltenen Stils, von der Schopenhauer an eben der Stelle sagt: sie entspreche der Neigung des Alltagskopfes, sich herauszuputzen, um nicht mit dem Pöbel vermengt zu werden.

Wenn ich im Nachfolgenden den Verfasser auf seinem Wege begleite, so geschieht es natürlich nicht in der Absicht, dem Leser durch einen Auszug das Lesen des Werkes zu ersparen, sondern in der anderen, ihm an einigen Punkten Auffassung und Behandlung zu zeigen und dadurch die Lust zu erwecken, das Buch selbst in die Hand zu nehmen.

II.

Die Darstellung setzt ein mit den großen geographischen Entdeckungen auf der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts. Es ist das Vorspiel der Eroberung der Erde durch die europäische Völkergemeinschaft; der Anteil, den die einzelnen Nationen an diesem großen historischen Prozeß genommen haben, ist für ihre Weltstellung von entscheidender Bedeutung geworden: Erwerbung und Verlust des Kolonialbesitzes wird daher durch die ganze Folgezeit mit Aufmerksamkeit verfolgt. Die intensive Beachtung, die diesen Vorgängen geschenkt wird, ist ein charakteristischer Zug des Werkes.

In dem ersten Abschnitt der Neuzeit beherrschen zwei starke Spannungen die geschichtliche Gesamtbewegung: der kirchliche Gegensatz der Konfessionen, der durch die Kirchenrevolution geschaffen wurde, und der politische Gegensatz zwischen den Häusern Habsburg und Valois-Bourbon. Die beiden Gegensätze begegnen und durchkreuzen sich an allen Punkten der Zeitgeschichte. Der Gegensatz des in Luther inkorporierten germanischen Geistes der Freiheit und Sub-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jektivität und des in Ignatius Loyola inkarnierten spanisch-romanischen Geistes des Machtwillens und der Bindung des Subjekts durch gebotene Gedanken und Ordnungen entlud sich in den großen Kämpfen der Reformation und der Gegenreformation. Doch war das kirchlich-religiöse Interesse nirgends stark genug, die politischen Interessen zu unterdrücken, ausgenommen vielleicht in Spanien. Sonst findet überall, in der europäischen Politik und in jedem einzelnen Lande, Durchdringung und Hemmung zwischen den kirchlich-religiösen und den politisch-weltlichen Interessen statt. Das gibt der Geschichte der Zeit das Zerrissene, Zersplitterte; die Konstellationen am politischen Himmel wechseln wie die Wolken an einem Apriltag.

Unser Verfasser führt mit sicherer Hand durch das Gewirr der Tatsachen. Er betont überall, daß die politischen Interessen für den Gang der Dinge im großen das entscheidende Gewicht behielten; ein friedliches Nebeneinander der Konfessionen in einem Staat konnte schon damals als möglich erscheinen. In der höfischen Welt, besonders in Frankreich und England, war am Ende des Jahrhunderts ein gewisser Indifferentismus gegen die konfessionellen Gegensätze herrschend geworden: ist es wirklich notwendig, daß um der Glaubensformel willen Tausende hingemordet oder verbannt werden? Man denke an Männer wie Heinrich IV., Montaigne, Shakespeare, an Elisabeth von England und ihren Hof. Erst durch das Dazwischentreten des Jesuitenordens und die von ihm ermöglichte Wiedereroberungspolitik der Römischen Curie ist jene furchtbare Spannung erzeugt worden, die zu der großen Explosion des Dreißigjährigen Krieges geführt hat. Ohne die Tätigkeit dieser Männer, deren Kraft und persönliche Hingebung an die sie beherrschende Idee übrigens jede verdiente Anerkennung erfährt, ohne ihren aufstachelnden Einfluß auf politische Herrscher, wie die beiden von ihnen erzogenen Vettern Max von Bayern und Ferdinand von Österreich, hätte nach menschlichem Ermessen das dauernde friedliche Zusammenleben der Konfessionen im Reich auch ohne den die Kräfte beider Teile erschöpfenden Krieg erreicht werden können.

Der westfälische Friede bildet den Abschluß diese Epoche; sein Ergebnis: es ist nicht möglich, Europa oder auch nur Deutschland, so nahe das Ziel nach den ersten, die protestantischen Mächte niederschmetternden Schlägen schien, zur Einheit der Kirche zurückzuführen. Es war die königliche Heldengestalt Gustav Adolfs, die einzige wirkliche Heldengestalt in dieser Kriegswüste, der der deutsche Protestantismus seine Rettung verdankt. »Wer diese Rettung als segensvoll ansieht, wird ihn preisen müssen, wer nicht, ihm den Namen eines Mannes und Helden nicht versagen dürfen«. Das epigrammatische Urteil wird vor jeder aufrichtigen Geschichtsforschung bestehen. Daß der schwedische König zugleich politische Ziele verfolgte, ist selbstverständlich: nicht zwar ursprünglich; aber »von dem Augenblick an, wo er selbst in Deutschland eingriff, mußte er dort Besitz erlangen. Er brauchte ihn notwendig schon als militärischen Stützpunkt; er war ihn seinem Volk schuldig als Ersatz für die gebrachten Opfer«. Politische und religiöse Ziele ließen sich überhaupt nicht trennen: »hat Gustav Adolf ein evangelisches Deutschland unter seiner Führung aufrichten wollen, so hat er nichts anderes gewollt, als was Ferdinand im katholischen Sinn erstrebte«. Als den Sieger von Lützen die Kugel traf, starb er »vielleicht rechtzeitig für seinen Ruhm, vielleicht zu früh für Deutschlands Glück und Größe. Denn nie hätte Deutschland ein Anhängsel von Schweden werden können«.

Eine Reflexion drängt sich hier auf: Daß es ein Ausländer war, wenn auch ein stammverwandter, der Luthers Werk in Deutschland retten mußte, daß das ganze große protestantische Deutschland, das beim Ausbruch des Krieges zweifellos weit über die Hälfte der Nation umfaßte, war doch der größere Teil der Bevölkerung auch der Habsburgischen Länder protestantisch, nicht einen einzigen starken und heldenhaften Mann, wie die Oranier, wie Cromwell, in dieser langen Zeit der furchtbarsten Not hervorbrachte, daß es kaum Männer aufzuweisen hat, die auch nur neben Max von Bayern und Tilly gestellt werden können, das bleibt für immer eine demütigende Erinnerung für den deutschen Protestantismus. Denn die Sache ist nicht Zufall, sie hängt mit seinem Wesen zusammen: mit seiner einseitigen Richtung auf die Lehre, die ihn bald zu einer spintisierenden theologischen Theorie entarten ließ, mit seiner Gleichgültigkeit gegen das Praktische, mit seiner Schmiegsam-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit und Fügsamkeit in politischen Dingen: sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat. Und auch der Kern der Lehre selbst hat nichts Inspirierendes: Luther war gewiß eine sehr männliche Persönlichkeit, aber seine Lehre hat wenig Männliches. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, durch den Glauben an ein fremdes Verdienst, das bloß anzunehmen ist, von der absoluten Unfähigkeit der mensch=lichen Natur zum Guten, von der Sklaverei des natürlichen Willens unter dem Bösen, alles das weist auf ein Leiden mehr als ein Tun; es ist wenig geeignet, ein Heldentum der Tat zu erwecken. Wenn es nur an mir und meinem Hause diesmal gnädig vorüber=geht, auf diesen Ton war die Politik der protestantischen Fürsten und Städte gestimmt. Eine Macht ist der protestantische Geist erst geworden, seitdem er diese mattherzige Lehre hat fallen lassen, seitdem er in der Philosophie Wolffs, dann Kants und Fichtes, und so in der klassischen Dichtung eine neue Lebens-anschauung hervorbrachte, eine rüstige und männliche: allein durch eigenen Willen und eigene Kraft ist Erlösung von der Sinnlich=keit, ist Erhöhung des menschlichen Wesens zur Freiheit und Selbstherrlichkeit über die Natur möglich.

Das politische Ergebnis des langen Krieges war ein ähnliches. So wenig als Rom oder Wittenberg, so wenig vermochte das Haus Habsburg oder Bourbon ein entscheidendes Übergewicht zu erlangen. Zweifellos war dagegen das Sinken der spanischen Macht, an deren Stelle die Niederlande und England an Geltung gewannen, und die vollendete Ohnmacht des Deutschen Reichs: es war nur noch Objekt der Politik der europäischen Mächte.

Der zweite Abschnitt der Neuzeit, der mit der französischen Revolution seinen Ab=schluß erreicht, erhält seinen allgemeinen Charakter dadurch, daß sich eine eigentüm=liche moderne Geisteskultur entwickelt, deut=lich unterschieden sowohl von der christlich=mittelalterlichen, als auch von der Renaissance und der in ihr aufgelebten antiken Kultur. Durch das Hervortreten einer selbständigen modernen Philosophie und Wissenschaft so=wie einer modernen Literatur in den National=sprachen ist die neue Epoche bestimmt be=zeichnet; die Entwicklung des modernen Staats, überwiegend in Gestalt des monar=chischen Absolutismus, der modernen, auf Naturwissenschaft beruhenden Technik und der politischen Ökonomie in Gestalt des Merkantilismus sind die zugehörigen Er=scheinungen in der Sphäre des wirtschaftlich=politischen Lebens. Daß in alledem das französische Volk die Führung übernahm und wenigstens auf geistigem Gebiet bis zum Ende der Epoche behielt, ist unbestritten. Die Folge dieser Entwicklung war das Zu=rücktreten der konfessionellen Gegensätze, sie schienen im Zeitalter der Aufklärung, der Herrschaft der »Philosophie«, wie sie durch Friedrich II. und Joseph II. repräsentiert ist, fast erloschen zu sein. Der Gegensatz ist jetzt nicht mehr lutherisch, kalvinistisch oder katholisch, sondern: moderne, rational=philosophische oder supranaturalistisch=mittel=alterliche Weltanschauung. Ein Gegensatz, der aber auf die politische Welt kaum wirkte, weil die höfische Welt und die regierende Gesellschaft bis zur französischen Revolution durchaus auf seiten des Fortschritts, der Philo=sophie, der Aufklärung stand: Voltaire, ihr Prophet.

In der politischen Sphäre blieb zunächst der Gegensatz zwischen den beiden großen Dynastien Bourbon und Habsburg herrschend. Doch so, daß Frankreich immer entschiedener als der vordringende Teil auftrat, und zwar vordringend und erobernd auf Kosten des Deutschen Reichs, was Österreich geschehen ließ, um sich im Osten schadlos zu halten. Schäfer erblickt hierin die entscheidende Wendung in der gesamten europäischen Politik, die bis auf diesen Tag die politische Lage bestimmt. Ludwigs XIV. gewalttätiges Vordringen an die Rheingrenze bedeutet einer=seits die tötliche nie ganz vergessene Ver=wundung des deutschen Volks, andererseits den Beginn der Preisgebung der See= und Weltstellung Frankreichs gegenüber England. »Wer behaupten wollte, daß die schweren Krisen, die Frankreich seitdem erlebt hat, die jähen Umwälzungen, die seine inneren Zu=stände erfahren haben, daß die noch heute bestehende Unsicherheit der internationalen Lage des festländischen Europa, daß die über=wältigende Vorherrschaft Englands in allem maritimen und kolonialen Leben zurückzu=führen sei auf die Regierungstätigkeit dieses Mannes, würde von der Wahrheit nicht all=zusehr abirren. Sie hat weithin nachgewirkt und fast ausschließlich in verderblichem Sinne.«

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Tat, es ist so: alle Revolutionen, die Frankreich bisher erlebt hat, sind im Grunde Versuche, sich des Regiments Louis XIV., des zentralistischen Absolutismus zu erwehren, vergebliche Versuche, weil jede neue Macht, ob republikanisch oder monarchisch, alsbald die Machtmittel der gestürzten festzuhalten bemüht war: der Absolutismus ist nicht durch Revolution zu heilen, Louis XIV. weder durch einen Robespierre noch durch einen Napoleon auszutreiben. Und ebenso ist die äußere Politik Frankreichs aus dem Gleise, das ihr durch die Politik Ludwigs gewiesen worden, bisher nicht heraus zu bringen gewesen. Daß noch der Krieg gegen Napoleon III. zuletzt ein Krieg gegen Louis XIV. war, ist zum geflügelten Wort geworden. Und auch die furchtbare Lehre von 1870 hat die Franzosen nicht davon zu überzeugen vermocht, daß ihre politischen Ziele nicht am Rhein liegen; sie wissen es oder könnten es wissen, daß sie hier »auf Granit beißen«; sie hören dennoch nicht auf zu hoffen, daß etwas kommt und seine Zähne für sie einsetzt, sei es Rußland oder England; irgend etwas muß einmal kommen, um uns den Rhein, unsere »natürliche Grenze«, wieder zu verschaffen, und sei es schließlich der allgemeine Weltfriede und die Abstimmung, *la paix par le droit*: es wäre ja schöner und großartiger, mit dem Schwerte zu nehmen, was uns gehört, aber schließlich, warum den Sieg durch Ideen verschmähen, wenn er durchs Schwert nicht zu haben ist? Sind es doch auch »unsere« Ideen, die Ideen von 1789, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch der Völker.

Vielleicht ist eben diese Betrachtung geeignet, Louis XIV. einigermaßen zu entlasten; er war am Ende doch nur der Vertreter der politischen Instinkte des französischen Volks selbst, sowohl in Hinsicht auf den Staatsabsolutismus (hat doch auch J. J. Rousseau kein anderes Wort) als in Hinsicht auf die kontinentale Richtung der äußeren Politik. Der Blick nach dem Rhein, die mit der Rheingrenze gewonnene dominierende Stellung auf dem Kontinent ist für den Franzosen nun einmal anziehender als der Blick über See: was haben wir schließlich draußen zu suchen? La belle France, in angemessener Abrundung, genügt uns. Es ist ja schön, auch draußen Besitz zu haben, am Ende aber doch nur, um ihn in Paris zu verzehren.

In seinem Fortschreiten brachte das 18. Jahrhundert eine unerwartete Wendung: Neben den alten Weltmächten erhob sich plötzlich eine neue, fast wie aus dem Nichts, das preußische Königtum, und übernahm alsbald zum höchsten Staunen Europas auf Jahrzehnte die Rolle des Protagonisten auf der politischen Bühne. Es war das Werk eines Mannes; selten hat die Geschichte mit so deutlichen Lettern die Lehre auf ihre Blätter eingetragen, daß die Dinge sich nicht von selber machen, sondern von den großen überragenden Persönlichkeiten gemacht werden. Das kaiserlich-katholische Österreich hatte damit aufgehört, die deutsche Vormacht zu sein, wenn es auch noch einige Zeit fortfuhr, es zu scheinen. Gleichzeitig setzte England seine Suprematie zur See durch, verdrängte Frankreich aus Nordamerika und legte den Grund zu seiner Herrschaft in Ostindien. Im Osten schied Polen aus, und Rußland wurde, an die Ostsee vordringend, zu einer europäischen Macht: auch hier war es die gewaltige Hand eines Mannes, die dem Schicksal einer Nation den Weg bestimmte. Am Ende des Siebenjährigen Krieges stand die europäische Pentarchie da, das System der fünf Großmächte, das, mit einigen Schwankungen zur Zeit des Napoleonischen Kaiserreichs, sich als das tragende Grundgerüst der Weltpolitik bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts erhalten hat.

Mit dem Ergebnis der militärisch-politischen Ereignisse, wie es im Pariser und Hubertusburger Frieden seine Feststellung fand, schließt der erste Band. Ohne Zweifel hat damit die politische Bewegung einen Ruhepunkt erreicht; die Revolution ist der Beginn einer neuen Reihe von Ereignissen. Für eine Geschichtsdarstellung, die wesentlich die geistige Bewegung verfolgte, würde wohl eher die französische Revolution als der abschließende Akt der mit dem westfälischen Frieden beginnenden Evolution zu betrachten sein. Sie ist der letzte große Versuch, das, was die Philosophie im Naturrecht und in der Vernunftreligion als die vernunftgemäße Grundlage der Lebensordnungen und der Weltanschauung gefunden hatte, in der Welt der Dinge wirklich zu machen. Was in Preußen, Österreich, auch Rußland die Philosophen-Könige auf ihre Weise unternommen hatten: die öffentlichen Ordnungen auf die Vernunft zu stellen, oder mit dem Ausdruck Josefs II., die Philosophie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Herrscherin ihrer Länder zu machen, dasselbe wollten in Frankreich, wo es an einem König-Philosophen gefehlt hatte, die Führer der Revolution: die Sätze des Naturrechts wurden zu Paragraphen der Verfassung, die Sätze der Vernunftreligion zu Dogmen der neuen republikanischen Staatsreligion gemacht: überall trat an die Stelle des Historischen das Rationale.

Das Ergebnis dieses Versuchs, die Vernunft durch die Revolution zu realisieren, entsprach nicht den Erwartungen, womit die Bewegung bei ihrem Beginn von der »philosophischen« Welt in ganz Europa begrüßt worden war: sie führte zunächst zu jener vollständigen Desorganisation, wie sie Taine so eingehend beschrieben hat, sodann zum Militärdespotismus des Kaiserreichs und zur Ära seiner Kriege: jede Form der organisierten Gewalt wird leichter ertragen als die Anarchie, vor allem, wenn sie Kriegsruhm einbringt.

Mit dem ungeheuren Stimmungsrückschlag, der diesen Erlebnissen folgte, beginnt das 19. Jahrhundert: der Glaube an die Vernunft der Philosophen und ihre Fähigkeit, die Dinge aus Prinzipien zu gestalten, wich dem Glauben an die Vernunft in der Geschichte: die den Dingen immanente Vernunft ist stärker und geht ihren Weg sicherer als die subjektive Vernunft der Philosophen. Das Saeculum historicum löst das Saeculum philophicum ab; die Romantik eröffnet den dritten Abschnitt des europäischen Lebens, wenn wir die geistige Bewegung zum Einteilungsgrund nehmen. Im ersten Abschnitt herrschten noch die kirchlich-theologischen Interessen. Sie wurden im zweiten abgelöst durch philosophische Ideen. Im dritten Abschnitt gewinnt die positive Wissenschaft, die Natur- und Geschichtsforschung das Übergewicht. Und wie in der Wissenschaft, so gibt ihm in anderer Gestalt im religiösen Leben der Positivismus die Signatur: der große Exorzismus der Aufklärung bedeutet den Versuch der Austreibung der philosophischen Ideen aus der Weltanschauung und ihre Ersetzung durch die positiven Glaubensartikel der Konfession. Im Recht und Staatsleben derselbe Posivitismus: die Austreibung des Naturrechts entspricht der Austreibung der Vernunftreligion. Der Ersatz ist das Studium des positiven, historischen Rechts, und statt der »philosophischen« Staatslehre die historische Erforschung des Staats. In der Politik tritt an die Stelle der auf Verwirklichung von Ideen gerichteten Politik die Realpolitik. In der Kunst ist der Realismus und Naturalismus im Vordringen, an die Stelle der Ästhetik tritt die Kunstgeschichte. Überall dasselbe Zurückweichen des Gedankenhaften vor dem Tatsächlichen, dem Positiven, dem Historischen.

III.

Die politisch orientierte Darstellung beginnt, wie gesagt, den dritten Abschnitt mit gutem Grund mit der Revolution: sie bildet den Ausgangspunkt aller folgenden Ereignisse und damit die große Cäsur in der neueren Geschichte. In kurzen Umrissen werden die Verhältnisse, aus denen sie hervorging, und ihr Verlauf skizziert. Schäfer setzt die Bedeutung der Revolution, die trotz des geschichts- und erfahrungslosen, phrasenreichen Idealismus ihrer Führer, trotzdem in ihr kein großer Mann, wie Luther oder Cromwell, kaum einmal ein reiner Charakter auftrat, eine neue Epoche herbeiführte, im wesentlichen darein, daß durch sie die europäischen Völker auch außerhalb Englands wieder Anteil an der Leitung ihrer Geschicke gewonnen haben, daß sie, das Werk des 16. Jahrhunderts weiter führend, die religiöse Freiheit des einzelnen zur Wahrheit machte und neben ihr die bürgerliche Freiheit begründete. Auch das Volksheer statt des Söldnerheers des Absolutismus verdankt ihr seinen Ursprung. Der Staat wurde so aus einer Sache der Dynastien zu einer Sache der Nationen. Und noch eins wird man nennen können, die Befreiung der Arbeit und der produktiven Stände. Wie tief die Revolution den gesellschaftlichen Körper des französischen Volkes umgestaltet hat, dessen wird man durch eine Vergleichung mit den gegenwärtigen Zuständen des italienischen Volks inne, das weder die große Revolution noch, wie Preußen-Deutschland, die Erneuerung durch eine Stein-Hardenbergsche Reform erlebt hat. Man lese die erschütternde Darstellung des agrarischen Elends namentlich in Süditalien und Sizilien bei Friedländer (im 2. Band der Erinnerungen, Reden und Studien, 1905): die alte Agrarverfassung macht die ländliche Bevölkerung noch heute zum Objekt der blutsaugerischen Ausbeutung für müßige Grundbesitzer und Wucherer, verschuldet ihre entsetzliche Armut und macht sie zur Feindin des Staats, zur Erzeugerin und Beschützerin des Brigantentums.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Urteil Schäfers über Napoleon I. ist, bei aller Anerkennung seiner titanischen Kraft, und der gewaltigen Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind, nicht günstig. Nicht blos sein Charakter, der in dem Willen zur Macht rein aufgeht, die vollkommene Verwirklichung des Fürsten Macchiavellis, sondern auch seine Politik erfährt eine abfällige Beurteilung, sie war selbst aus dem technischen Gesichtspunkt verfehlt. Er mußte erkennen, daß England der gefährlichste, zäheste und unbedingteste Feind Frankreichs sei; sah er dies ein, wie er es denn sah, so mußte er alles daran setzen, England niederzuringen. Das war nur durch eine Invasion zu erreichen, und eine solche war für den Herrn fast aller westlichen Küsten des Kontinents durchaus nicht unmöglich oder aussichtslos. Freilich hätte er seine Kräfte darauf konzentrieren und auf dem Kontinent einstweilen Frieden halten müssen. Statt dessen stürzte er sich aus einem Krieg in den andern, brachte alle Mächte und alle Nationen gegen sich auf, schlug ohne jeden vernünftigen Grund Preußen nieder, statt sich an ihm eine Rückendeckung zu schaffen, erschöpfte sich in dem abenteuerlichen Unternehmen der Aushungerung Englands durch die Kontinentalsperre, das ihn endlich nach Rußland und in sein Verderben führte.

Das Napoleonische Frankreich war der letzte Versuch, ein »Weltreich« alten Stils auf dem Boden Europas zu errichten. Er erwies sich als vergeblich: die Selbständigkeit der Nationen und der nationalen Staaten war zu weit vorgeschritten, als daß es einer imperialistischen Machtpolitik auch des größten militärischen Genies hätte gelingen können, sie auf die Dauer, nach Art des alten Römerreichs oder des karolingischen Reichs, an deren Traditionen der Imperator anzuknüpfen liebte, zu Provinzen herabzudrücken. Das Ende war das mächtige Auflodern des Nationalgefühls in Spanien und Deutschland und die Abschüttelung des Imperiums durch den vereinigten Stoß aller von ihm verletzten Mächte, und zwar unter der Führung Englands. Als Vorkämpfer für die »Freiheit Europas« hat England in den siegreichen Kriegen gegen Napoleon die Stellung gewonnen, die ihm im Laufe des 19. Jahrhunderts die Begründung eines »Weltreichs« neuen Stils möglich gemacht hat: die Ausdehnung eines Kolonialreichs über alle Erdteile. So endigte die Politik Napoleons ebenda, wo die Politik Ludwigs XIV. geendet hatte: mit der Steigerung der Macht des brittischen Reichs. Dem damals erlangten Übergewicht zur See folgte jetzt die englische Seeherrschaft und das Weltreich.

Und neben dem englischen Weltreich erhob sich ein zweites Weltreich englischer Zunge: die Vereinigten Staaten; sie breiteten sich in unaufhaltsamem Vordringen über den Kontinent von Nordamerika aus und etablierten unter dem Titel der Monroedoktrin eine Art Schutzherrschaft über ganz Amerika.

Frankreich unternahm es nach dem Sturz des ersten Kaiserreichs noch einmal, zwar nicht mehr eine Weltmacht, weder alten noch neuen Stils, zu begründen, doch aber sich eine Vormachtstellung auf dem Kontinent zu schaffen. Es vertraute dem Neffen des ersten Napoleon, den es durch Plebiszit zum Träger des nationalen Willens erhob, sein Schicksal an. In der Tat gewann es zunächst unter seiner Führung stattliche Erfolge auf dieser Bahn, die beiden großen Ostmächte wurden nach einander niedergeworfen, zuerst Rußland in der Krim, dann Österreich in Italien; der Siegeslauf des ersten Kaisertums schien sich zu wiederholen. Als es aber galt, die dritte und letzte große Militärmacht des Kontinents, die eben im Begriff schien, Frankreich seine Suprematie streitig zu machen, niederzuringen, da brach das Kaisertum und mit ihm die Prestigepolitik des französischen Volkes definitiv zusammen. Die Republik hat seitdem mit anerkennenswertem Eifer und Erfolg an dem inneren Wiederaufbau des Landes gearbeitet, hat auch draußen, in Afrika und Asien, ansehnliche Erfolge errungen: den Gedanken, die Vormachtstellung in Europa auf Kosten Deutschlands wieder zu gewinnen, hat sie nicht durchzuführen vermocht. So schwer dem französischen Volk das Aufgeben der Ansprüche der grande nation wird, es wird sich an die bescheidenere Stellung des Gleichen unter Gleichen gewöhnen müssen; und selbst diese Stellung festzuhalten macht ihm das Stehenbleiben seiner Bevölkerungsziffer von Jahr zu Jahr schwerer.

Die Macht, an der das zweite Kaiserreich scheiterte, war Preußen oder vielmehr das endlich unter Preußens Führung geeinigte Deutschland. Wie durch providentielle

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fügung hatte der Wiener Kongreß, ganz und gar nicht in der Meinung dies zu tun, Preußen den Beruf der deutschen Vormacht auferlegt: Österreich gab seine alten Besitzungen an der Westgrenze des Reichs auf, um sich in Italien schadlos zu halten, Preußen verlor den größten Teil seines polnischen Besitzes und mußte dafür ihm bisher fern gelegene deutsche Gebiete am Rhein eintauschen. Seine Politik war damit schlechthin festgelegt, es mußte, an die Wetterseite Deutschlands gestellt, sich zur führenden deutschen Macht auswachsen. Zwar beeilte es sich durchaus nicht die neue Rolle anzutreten. Weder Friedrich Wilhelm der Dritte noch der Vierte zeigte sich dazu bereit. Die Mattherzigkeit des Ersteren fand es bequem im Kielwasser Metternichscher Politik zu fahren, und der legitimistisch-romantische Doktrinarismus des Letzteren schlug die 1848 sich bietende Gelegenheit zur Neugestaltung Deutschlands im preußischen Sinne aus. Vielleicht hat Schäfer recht, daß es kein Unglück für Deutschland war, daß Friedrich Wilhelm III. keinen nationalen Ehrgeiz und Friedrich Wilhelm IV. keinen politischen Mut besaß: die Lösung der Aufgabe blieb dadurch stärkeren Händen vorbehalten. Immerhin würde ein Stück preußischer Geschichte sich stattlicher darstellen, wenn jener sein Wort gehalten, eine preußische Ständeversammlung berufen und damit sogleich Berlin zum Mittelpunkt der deutschen Politik gemacht hätte. Den Zollverein zu Stande zu bringen wäre auch dann gelungen: er war zu sehr Bedürfnis; etwaigen Widerstand zu überwinden hätte eine nationale und zentralistische Strömung der preußischen Volksvertretung am ersten sich tauglich erwiesen. Und Schwierigkeiten innerhalb der Volksvertretung wären 1815, als der Staat auf der Höhe seines politisch-militärischen Ansehens stand, mindestens nicht schwerer zu überwinden gewesen als in dem Jahrzehnt nach Olmütz. Auch wäre »das Gift von 1848« unserem politischen Leben erspart geblieben; nicht minder freilich auch das Gift der Karlsbader Beschlüsse und der kirchlich-politischen Reaktion. Daß Friedrich Wilhelm IV. die 1849 von Frankfurt angetragene Kaiserkrone ausschlug: er sei nicht Friedrich der Große, ist persönlich begreiflich und war in diesem Zeitpunkt politisch gewiß notwendig. Und auch darin mag Schäfer recht haben, daß Friedrich II. in derselben Lage kaum anders gehandelt hätte. Aber vermutlich wäre er nie in diese Lage gekommen; er hätte das Angebot von Frankfurt nicht abgewartet; er hätte sich die Krone spätestens im März 1848 selber geholt, indem er den deutschen Reichstag nach Berlin berufen und die deutschen Kleinfürsten, als sie am Boden lagen, mit oder ohne ihren Willen zur Anerkennung genötigt hätte.

Indessen, so mittelmäßig und kleinmütig die preußische Politik in diesem Zeitalter sich darstellt, das innere Wachstum des Volkes und Staates ist dadurch nicht aufgehalten worden. Und als die Stunde gekommen war, fand sich der Mann, der die Lage erkannte und mit festem Mut die Notwendigkeit ins Auge faßte, die deutsche Frage mit dem Schwert zu lösen. Reden und Resolutionen hatten das Ihre getan; das Frankfurter Parlament von 1848 hatte den allein möglichen Weg: Kleindeutschland unter preußischer Führung und Ausschließung Österreichs gezeigt, hatte aber auch gezeigt, daß dieser Weg nur einem siegreichen Kriegsheer gangbar sei. Das Heer hat Wilhelm I. geschaffen; Bismarck aber wurde sein Führer zu Krieg und Sieg. Ohne Aufwand an Ruhmrednerei werden die Tatsachen in schlichtem Bericht vorgeführt, sie sprechen für sich selber. Die ruhige, ihrer selbst sichere, durch die Notwendigkeit des klar erkannten Zieles beherrschte Politik des großen Staatmannes führte Schritt für Schritt von Erfolg zu Erfolg, bis endlich der vernichtende Gegenstoß gegen die imperialistische Politik Frankreichs dem Hause Hohenzollern die Kaiserkrone brachte. Daß die französische Nation auch nach 1866 den Frieden hätte haben können, darüber läßt Schäfer, wie billig, keinen Zweifel; ebensowenig freilich darüber, daß Bismarck mit vollster Klarheit sah, sie werde ihn nicht haben wollen, vielmehr um ihr »prestige« kämpfen, und daß er in dieser Gewißheit entschlossen war, den Kampf bei der ersten für Deutschland günstigen Gelegenheit aufzunehmen. Daß diese Gelegenheit 1870 in Gestalt einer brüsken Herausforderung kam, nachdem der sachliche Anlaß beseitigt war, das war das Ungeschick der französischen Diplomatie, oder soll man sagen: die Schuld der überhitzten Leidenschaft des französischen Volkes?, daß sie alsbald mit Entschlossenheit ergriffen wurde, war das Verdienst Bismarcks.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter den Folgen dieser großen Ereignisse für die Gestaltung der Dinge in Europa hebt Schäfer hervor, daß die Konstituierung eines starken Zentrums die Politik der Randmächte, die früher vor allem nach innen, auf Einfluß und Besitz in Deutschland und Italien, gerichtet war, nach außen ablenkte. Seit 1871 hat sich die politisch-militärische Aktion der Mächte auf Einfluß und Eroberung in der außereuropäischen Welt, besonders in Afrika und Asien, gerichtet. In Europa herrscht seitdem der Friede, nur einmal durch einen peripherischen Krieg unterbrochen. Es ist damit der entscheidende Beweis dafür gegeben, daß von dem kaiserlichen Deutschland mit besserem Recht als von dem imperialistischen Frankreich jenes Wort gesagt werden kann: Das Kaisertum ist der Friede. Auch denen wäre damit eine Lehre gegeben, die sogenannte »Pufferstaaten« für *instrumenta pacis* halten: sie wirken vielmehr auf die kriegerischen Gelüste anziehend wie das Aas auf die Adler; große, einander ebenbürtige Mächte, die ihre Grenzen mit fester Hand schützen, sind die beste Friedensgarantie.

Auch das Deutsche Reich hat sich an der außereuropäischen Expansionspolitik anfangs mit Bescheidenheit, zuletzt mit wachsender Entschiedenheit beteiligt. Das gewaltige Aufsteigen seiner industriellen Produktion und seines Handels legte ihm die Ausdehnung und Sicherung seiner überseeischen Interessen dringlich nahe. Deutschland hat sich, wie uns mit einigen Zahlen und Daten aus der Wirtschaftsstatistik vergegenwärtigt wird, als Industrie- und Handelsstaat in der kurzen Frist eines Menschenalters zur zweiten Stelle in Europa aufgeschwungen; es steht nur noch mit nicht allzugroßem und von Jahr zu Jahr sich verringerndem Abstand hinter England zurück. Die Notwendigkeit, diese Stellung durch eine starke Seemacht zu schützen, ist in den letzten Jahrzehnten zu einem herrschenden Faktor in dem politischen Denken der Nation geworden.

Damit ist nun die politische Lage der Gegenwart gegeben. Sie ist durch zwei Stücke charakterisiert. Das erste ist, daß auf dem Theater der europäischen Politik das deutsche und das brittische Reich jetzt die Rollen der Protagonisten spielen. Es ist nicht zu verkennen, daß damit zwischen ihnen eine gewisse Spannung gesetzt ist: Protagonisten sind durch die Natur der Dinge in gewissem Sinne zugleich Antagonisten. Das zweite ist: die Erweiterung des Schauplatzes der großen Politik. Vor allem sind zwei neue Weltmächte in den Kreis der alten sogenannten Großmächte eingetreten: die Vereinigten Staaten und Japan. Beide stehen jetzt mit in der vordersten Reihe in der Weltpolitik: die Union, seitdem sie nach der mühelosen Niederwerfung Spaniens als dessen Erbe sich auch in der östlichen Welt eine Machtstellung zu erwerben entschlossen hat, Japan, seitdem es die an den Stillen Ozean vordringende russische Macht in einer alle Welt überraschenden Weise die Kraft der durch Aufnahme europäischer Kultur verjüngten »gelben Rasse« hat fühlen lassen. Fast könnte es den Anschein haben, als sei der Atlantische Ozean in seiner Rolle als neues »Mittelmeer« schon durch den größeren Ozean zwischen Amerika und Ostasien bedroht: vier Weltmächte rivalisieren hier um den vorwiegenden Einfluß: England, Japan, die Union und Rußland.

IV.

Damit erheben sich vor unsern Augen die großen Probleme der Zukunft. Wird Europa die Stellung gegenüber den andern Kontinenten, die es in den vier Jahrhunderten seit dem Ausgang des Mittelalters gewonnen hat, festzuhalten imstande sein? Oder ist der Tag im Anzug, der die alten Herrenvölker depossediert, der der Union oder der durch Japan organisierten und geführten »gelben Rasse« die herrschende Stellung in der Weltpolitik zuweist? — Und das zweite, uns noch unmittelbarer angehende Problem: Wird die Spannung zwischen Deutschland und England innerhalb der Grenzen friedlichen Wettbewerbs bleiben? Oder wird England, ähnlich wie Frankreich 1870, das Aufsteigen der konkurrierenden Macht nicht ertragen zu können meinen und mit Waffengewalt sein Fortschreiten zum Stehen zu bringen unternehmen?

Wir vermögen die Fragen nicht zu beantworten, unser Blick dringt nicht durch das Dunkel, das über der Zukunft liegt. Doch dürfen wir Hoffnungen Ausdruck geben, wie sie auch unser Autor zum Schluß andeutet.

Daß das deutsche Volk in Frieden leben und seinen großen Kulturaufgaben sich widmen will, ist außer Zweifel: »es verlangt nichts, was andere Nationen geben müßten; seine

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Friedensliebe kann ehrlicherweise nicht bezweifelt werden«. Phantasien von einer Ausdehnungspolitik, die auf Deutsch-Österreich, die deutsche Schweiz, etwa auch noch auf die Niederlande und Dänemark sich erstreckte, mögen hie und da in einem aufgeregten Kopf spuken: sie werden in Deutschland nirgends ernst genommen. Nur die zahlreichen journalistischen Feinde des deutschen Volks, meist östlicher Herkunft, geben sich den Anschein, sie ernst zu nehmen, und versuchen durch fleißige Bearbeitung der französischen und englischen Presse Mißtrauen und Feindschaft gegen Deutschland zu erregen. In Wirklichkeit hat die deutsche Politik nicht den kleinsten Schritt in dieser Richtung getan, sie hütet sich geradezu ängstlich, auch nur den Schein aufkommen zu lassen, daß sie jemals napoleonische Wege wandeln wolle. Mit einer Zurückhaltung, wie sie noch niemals von einer so starken Militärmacht beobachtet worden ist, hat das Deutsche Reich europäische »Fragen« aufzuwerfen vermieden: nichts von Rheinmündungen, nichts von Ostseeausgängen, nichts von einer »deutschen Frage« in Österreich-Ungarn; selbst Herausforderungen und Feindseligkeiten gegen den deutschen Namen werden mit einem Gleichmut übersehen, als ob es für das Deutsche Reich außerhalb der eigenen Grenzen überhaupt keine Aufgaben geben könne.

Man wird hoffen und glauben dürfen, daß auch das englische Volk, dessen Politik durch Besonnenheit und Weitsichtigkeit seit langem sich auszeichnet, von dem Friedenswillen des deutschen Volks, trotz der Hetzreden internationaler Journalisten, sich überzeugt, und ferner, daß es mit wachsender Klarheit erkennt, daß Deutschlands Aufsteigen für seine Handels- und Absatzinteressen zwar da und dort unbequem sein mag, für seine Weltstellung aber keine Bedrohung ist. Es ist für beide Völker Raum auf der Erde. Und, das ist meine innigste Überzeugung, die Niederwerfung des einen wäre kein Gewinn für das andere. Ein Krieg zwischen ihnen, ich habe es schon mehr als einmal ausgesprochen, wäre ein selbstmörderischer Wahnwitz. Wenn es Deutschland, wider alle Wahrscheinlichkeit, gelänge, die englische Macht niederzuwerfen: es würde nicht Englands Erbe in seiner Weltstellung sein; es würde nicht in Indien und nicht in Afrika an seine Stelle treten. Die Folge wäre lediglich die Schwächung der Machtstellung Gesamteuropas gegenüber den außereuropäischen Mächten, wohin mit einigem Recht auch Rußland gerechnet werden kann. Und derselbe Erfolg würde letzten Endes auch in dem umgekehrten Fall eintreten, daß es England etwa im Bunde mit Frankreich gelänge, die deutsche Entwicklung durch entscheidende Schläge zu brechen. Da das deutsche Volk nicht überhaupt ums Leben gebracht werden kann, so müßte von diesem Augenblick an seine Politik ausschließlich darauf gerichtet sein: um jeden Preis, unter den größten Opfern, mit jedem Verbündeten, der zu haben wäre, England niederzuringen, das seine Seegewalt mißbrauchte, andern Völkern das Leben zu unterbinden. Auch so wäre Europa in seiner Aktion nach außen lahm gelegt. Das kann einer über den nächsten Erfolg hinausblickenden Politik nicht verborgen bleiben. Will Europa seine Weltstellung sich erhalten, so muß es sich angesichts der neuen Lage der Dinge entschließen, seine heimischen Streitigkeiten zurückzustellen, muß es, wie in der Schlußbetrachtung unser Autor sagt, »erwägen, was den europäischen Völkern gemeinsam ist und sich nachdrücklicher und vorurteilsfreier bemühen, Differenzen und Rivalitäten auszugleichen«.

Die beiden Probleme der äußeren Politik sind also, wie man sieht, im Grunde eines: der Übergang von der Politik des internen Kriegs zu einer Politik des Friedens und, wenn möglich, der Kooperation zwischen den europäischen Mächten ist die Bedingung für die Erhaltung der Stellung, welche die europäische Menschheit sich und ihrer Kultur auf Erden gewonnen hat.

Aber auch die großen Probleme der inneren Politik stehen hiermit in naher Beziehung. Es sind ihrer, wenigstens auf deutschem Boden, zwei: das soziale und das religiös-kirchliche. Wenn Europa seine Weltstellung einbüßte, dann würde dies zugleich einen wirtschaftlichen Zusammenbruch ohnegleichen herbeiführen. Und die weitere Folge würde eine soziale Krisis sein, wie sie noch nicht erlebt worden ist. Daß die sozialdemokratisch gesinnten Arbeitermassen eine Zurückschraubung ihrer Lebenshaltung, eine Herabminderung zugleich der Bevölkerung durch Hunger und Elend über sich ergehen lassen würden, ohne den Versuch zu machen, sich mit Gewalt des Kapitals zu bemächtigen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um von ihm einſtweilen zu leben, iſt wenig wahrscheinlich. Die Sozialdemokratie wird bei zunehmendem Reichtum und ſteigender Lebenshaltung auch der Arbeiter leicht ertragen: bei hoffnungslos sinkender Konjunktur müßte sie eine furchtbare Gefahr werden. Also auch aus diesem Gesichtspunkt sind die Völker Europas auf den Frieden unter sich angewiesen. »Wenn der Weiße seine Herrenſtellung verlöre, würden Verluſte entſtehen, denen gegenüber die Machtverschiebungen, die von diesem oder jenem Volk auf dem Boden Europas begehrt oder erſtrebt werden, winzig erscheinen müßten.«

Endlich das kirchliche Problem. Man mag es auf die Formel bringen: Ob der römische Katholizismus, dessen Wiederbelebung während des 19. Jahrhunderts eine so merkwürdige und unerwartete Erscheinung des inneren Lebens iſt, seine Hoffnung doch noch einmal in Erfüllung gehen sehen wird: daß die Völker Europas in den Gehorsam des zu Rom residierenden Stellvertreters Gottes auf Erden zurückkehren? Es wird von der Lösung jenes großen politischen Problems mitbedingt sein. Vielleicht darf man sagen: Der Proteſtantismus iſt die Religion der zur Kulturhöhe emporſteigenden Völker, er erzieht Verſtand und Charakter zur Selbſtändigkeit, während der Katholizismus, der sich an Phantasie und Gemüt wendet und wesentlich in und von Jenseitshoffnungen und -befürchtungen lebt, die Religion jugendlicher oder müder, zum Niedergang sich neigender Völker iſt: die Unmündigkeit oder der Verzicht auf eigenes Urteil und die Sicherung hinsichtlich des Jenseits durch die Kirche sind für ihn wesentliche Charaktermerkmale. Würde Europa durch das Schicksal oder durch eigenen Unverſtand auf das Altenteil gesetzt, dann würde, so iſt zu vermuten, nach verzweifelten vergeblichen Anſtrengungen und nach schweren inneren Krisen eine große Sehnsucht nach Ruhe über diese bisher so unruhigen und raſtlosen Völker kommen. Dann würde auch das Verlangen nach Freiheit geiſtiger Bewegung und der Trieb, neue Wahrheit zu suchen, nachlassen. Und dann wäre die Zeit gekommen, wo die Rückkehr unter die Leitung des römischen Stuhls als eine natürliche Tendenz sich einſtellen würde: erlahmt das Vertrauen zur eigenen Vernunft, erlischt der Wille, sich ihrer zu bedienen, dann ſtellt sich auch alsbald die Neigung ein, sein Gewissen und seinen Willen unter eine höhere als menschliche Autorität zu ſtellen. So geschah es am Anfang des 19. Jahrhunderts, als nach den furchtbaren Zuckungen der ihre Kinder verschlingenden Revolution und dem ungeheuren Ringen der nachfolgenden Völkerkriege das Gefühl der Müdigkeit und der Unzuverlässigkeit menschlicher Vernunft über weite Kreise kam: die Romantik suchte und fand Frieden und Ruhe in der alten Kirche. So würde es sich in ungeheuer vergrößertem Maßſtabe wiederholen, wenn die Lebenskraft der europäischen Völker sich in vergeblichem Ringen, ihre Weltſtellung zu erhalten, und in der Selbſtzerfleischung sozialer Verzweiflungskämpfe erschöpft hätte. Dann wäre die Zeit der großen Resignation gekommen. Dem Jenseits sich zuwendend, würden die Völker in Rom den Ruhehafen suchen.

Einſtweilen aber werden wir berechtigt sein, eine andere Lösung des kirchlich-religiösen Problems vorauszusehen, zunächſt für Deutschland. Daß das proteſtantische Deutschland zurzeit keine Neigung zeigt, katholisch zu werden, bedarf keines Nachweises. Aber auch das iſt jedem, der sehen will, sichtbar, daß die katholisch gebliebene Hälfte sich von dem deutschen Volk und seiner Kultur nicht überhaupt loslösen, daß es seine Geschichte und Schicksale teilen will. Der deutsche Katholizismus hat seit der politischen Konſtituierung des deutschen Volkes an nationaler Gesinnung nicht nur, sondern auch an deutscher Färbung gewonnen. Wer den Verhandlungen der Katholikentage mit Aufmerksamkeit gefolgt iſt und auch auf die leiseren Töne geachtet hat, dem wird dies nicht fraglich sein. Ein Kulturkampf wie der der 70er Jahre wäre heute nicht mehr möglich, auf beiden Seiten nicht mehr möglich: auf proteſtantisch-liberaler nicht, weil man an Verſtändnis, man darf auch sagen, an Achtung vor katholischer Art und Frömmigkeit gewonnen hat, auf katholischer nicht, weil das »proteſtantische« Kaisertum längſt seine Fremdheit verloren hat: niemand sehnt sich mehr nach der Habsburgischen Spitze zurück, und ein Welfe als Führer des Zentrums wäre nicht denkbar, die Zeit der »Reichsfeindschaft« iſt vorbei für immer. Sind so die beiden solange getrennten Hälften des deutschen Volkes

Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

wieder zusammengewachsen, so wird die innere Durchdringung nicht ausbleiben: es wird bald kein größerer Ort in Deutschland sein, wo nicht Katholiken und Protestanten friedlich zusammenwohnen, wo nicht protestantische und katholische Kirchen nebeneinander stehen, wo nicht in immer zahlreicheren Familien beide Konfessionen vertreten sind. Roms Toben gegen den Protestantismus als verderbliche Ketzerei wird diesen Prozeß nicht aufhalten, und kein römischer Fluch wird es zu hindern vermögen, daß der Katholizismus in Deutschland davon auch innerlich berührt wird: ein Katholizismus, wie er in Spanien oder in Neapel möglich ist, ist auf deutschem Boden nicht möglich. Und je mehr in Rom der Jesuitismus herrschend wird, je enger und engherziger die von ihm inspirierte Kurie blinde Unterwerfung von Priestern und Laien fordert, je mehr sie die Professoren zu Ablesern vorgeschriebener und approbierter Hefte, je mehr sie die Bischöfe zu bloßen Satrapen ihrer Willkür und Exekutoren ihrer Verdammungsurteile herabdrückt, desto unmöglicher wird der neurömische Katholizismus spanischer Provenienz in Deutschland. Sicherlich, niemand will die Beziehungen zur allgemeinen Kirche lösen; aber die Dinge treiben von selbst der Krisis zu: entweder die ›allgemeine« Kirche muß für den freieren, wissenschafts- und kulturfreudigeren, national gefärbten deutschen Katholizismus Raum geben, oder dieser wird sich von Rom lösen. Was sich in den romanischen Ländern als einfache Wegwerfung der Kirche und der Religion überhaupt vollzieht, das wird in Deutschland als eine religiöse Bewegung ins Leben treten, in der sich die alte katholische Form des Christentums von der Infektion mit dem spanischen Jesuitismus und dem römischen Infallibilismus befreit.

Und so werden wir auch eine andere Lösung des sozialen Problems voraussehen dürfen. Wie in England der innere Krieg, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor der Tür stand, vermieden worden ist durch Einsicht und nationale Gesinnung, so wird auch Deutschland die sozialdemokratische Sezession innerlich überwinden. Ist auf der einen Seite soziale Gesinnung im Wachsen, ist die innere Politik des Reiches seit Jahrzehnten von dem Bestreben geleitet, der neuen Schicht besitzloser Arbeiter Sicherheit, Freiheit, gesteigerte Lebenshaltung und erweiterte Bildungsmöglichkeiten zuzuführen, so ist auf der anderen Seite, trotz der jeweiligen Hurrastimmung auf Parteitagen für die internationale revolutionäre Sozialdemokratie, Besonnenheit und Einsicht in die Lebensbedingungen der Arbeiter und damit zugleich nationale Gesinnung im Wachsen. Die alte tobsüchtige Revolutionsberedsamkeit, die sich noch hier und da hören läßt, nimmt im Grunde niemand mehr ernst.

Und so werden wir gern in den hoffnungs- und tatenfrohen Optimismus des Verfassers der jüngsten Weltgeschichte einstimmen und den alten Wahlspruch, den er dem neunzehnten Jahrhundert gibt, auch dem zwanzigsten geben: »Die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben.«

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Stockholm.

Die Wasserkräfte Skandinaviens.

Die industrielle Leistungskraft eines Kulturlandes wurde bisher zum nicht geringen Teil durch seine Eigenproduktion an Kohlen bestimmt. Daher übernahmen die drei Länder, welche über verhältnismäßig reiche Kohlenschätze verfügen, die ihnen eine relativ billige Energiequelle zur Verfügung stellen, eine billigere jedenfalls, als sie andere kohlenärmere Länder bisher aufzuweisen vermochten, Deutschland, England und die Vereinigten Staaten, die Führung in der Weltindustrie. Allem Anschein nach dürfte aber bald neben dem Kohlenreichtum eines Landes sein Besitz an lebendigen Wasserkräften, die man seit rund zwei Jahrzehnten in elektrische Energie umzuwandeln gelernt hat, von maßgebender Bedeutung für seine industrielle Tüchtigkeit und seine Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt werden. Unter normalen Umständen wird die aus natürlichen Wasserkräften gewonnene Pferdekraft sich billiger, meist sogar recht bedeutend billiger stellen als die aus Kohle erzeugte. Demgemäß können manche Länder, obwohl sie über keine eigenen Kohlen verfügen, sich neuerdings eine sehr beachtenswerte, billig arbeitende nationale Industrie schaffen. Das typische Beispiel hierfür ist die Schweiz, die gar keine Kohlen, aber sehr reiche Wasserkräfte besitzt. Eine weise vorsorgende Gesetzgebung geht hier darauf aus, die natürlichen Energiequellen dem Lande und seinen Bewohnern dienstbar zu machen und ihre Ausnutzung durch Ausländer möglichst einzuschränken. Andererseits wird der natürliche Vorsprung, den Deutschlands und Englands Industrie der intensiven Kohlenproduktion verdanken, zum Teil durch die besonders in England recht fühlbare relative Armut an großen und er-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

giebigen Wasserkräften kompensiert, während die Vereinigten Staaten auch in dieser Hinsicht recht günstig gestellt sind.

Betrachtet man die Zukunft der industriellen Entwicklung unter diesen Gesichtspunkten, so darf man mit einiger Sicherheit erwarten, daß in den beiden großen Reichen der skandinavischen Halbinsel die nächsten Jahre und Jahrzehnte einen riesigen industriellen und wirtschaftlichen Aufschwung bringen werden. Der bekannte amerikanische Physiker Nicola Tesla hat Skandinavien bloß wegen seiner zahlreichen Wasserkräfte eine führende Stellung in der Weltindustrie der Zukunft prophezeit; die schwedische Regierung ist zurzeit bereits eifrig bemüht, sich das Eigentumsrecht an den wichtigsten Wasserkräften ihres Landes zu sichern, damit der wertvolle Besitz nicht lediglich Privatzwecken, womöglich solchen ausländischer Kapitalistengruppen, sondern wirklich dem ganzen Volke zugute komme.

Der schwedische Leutnant Sven Lübeck hat in einem Vortrag vor dem Techniker-Kongreß in Nörrköping berechnet, daß Schweden in seinen natürlichen Wasserkräften über etwa 10 Millionen Pferdekräfte, Finnland über 4 Millionen und Norwegen sogar über 28 Millionen verfügt, und hiervon in absehbarer Zeit für Schweden 2, für Finnland 0,3 und für Norwegen 1,5 Millionen werden nutzbar gemacht werden können. Lübeck erhofft bei vollständiger Ausnutzung dieser natürlichen Energiequellen eine Steigerung der jährlichen skandinavischen Ausfuhr um 125 Millionen und eine Minderung der Einfuhr um 60 Millionen Kronen.

Die schwedische Regierung besitzt schon das Verfügungsrecht über 7 der bedeutendsten, für eine technische Ausbeutung zumeist in Betracht kommenden Wasserfälle; 10 weitere Wasserfälle des südlichen Schwedens und 5 hochgelegene Torfmoore will sie ankaufen und hat hierzu die Bereitstellung von 4 Millionen Kronen gefordert. An einem von diesen Wasserfällen, der wegen seiner leichten Erreichbarkeit besonders bekannt ist, im übrigen aber zu den kleineren seiner Art gehört, dem berühmten Trollhättan, hat die Ausbeutung der Wasserkraft zu technischen Zwecken, durch private Unternehmungen, hauptsächlich für eine elektrische Stahlfabrikation größten Stils nach dem Verfahren von Gröndal und Kjellin, schon einen bedenklich hohen Grad erreicht, indem das Landschaftsbild durch die industriellen Werke in der Hauptsache zerstört worden ist; auch andere Wasserfälle Schwedens werden schon vielfach zur Gewinnung von Licht und Kraft sowie zu chemischen Zwecken verwertet. Es ist daher hohe Zeit, daß die Regierung der privaten Spekulation einen Riegel vorschiebt. Sie legt um so höheren Wert auf die Erwerbung der Wasserfälle, als sie in ihnen das Mittel gewinnen will, um sich für die geplante, wohl bald bevorstehende Elektrisierung der schwedischen Staatsbahnen eine billige Kraftquelle zu sichern. Die ganze Aktion dreht sich zunächst nur um die Wasserkräfte des südlichen Schwedens, die des mittleren und nördlichen, die z. T. noch weit ergiebiger sind, bleiben zunächst außer Betracht.

Eine Bewegung in Norwegen, das auf dem besten Wege war, alle seine Naturschätze den Ausländern zu überlassen, will nicht nur die Wasserfälle, sondern auch die sonstigen Naturschätze des Landes, die Wälder und Gruben, vor einer für das Land nutzlosen Ausbeutung schützen. Von den norwegischen Wasserkräften, deren Ausbeutung bereits in Angriff oder in Aussicht genommen ist, arbeitete nur etwa ein Drittel im norwegischen Interesse. An dem größten derartigen Unternehmen, der »Norwegischen hydroelektrischen Stickstoff-Gesellschaft«, war norwegisches Kapital nur etwa mit $^{1}/_{70}$ beteiligt. Die genannte Gesellschaft hat bereits den Svaelgfos in Telemarken auf 29000 Pferdekräfte ausgebaut und sich an zahlreichen anderen großen Wasserfällen Norwegens das Vorkaufsrecht gesichert, vor allem am Rjukanfos in Telemarken, dem vom Maan-Elv gebildeten »norwegischen Niagara«, der bei einer Fallhöhe von 250 Metern der größte Wasserfall Europas ist und allein auf 250000 Pferdekräfte geschätzt wird.

Zwar weiß man in Norwegen sehr wohl, daß das Land selbst zu arm ist, um ohne Unterstützung durch ausländisches Kapital die natürlichen Wasserkräfte und sonstigen Bodenschätze des Landes in großem Maßstab auszubeuten; aber man will sie lieber bis auf weiteres ganz unbenutzt daliegen lassen, ehe man sich der wertvollen Konzessionen zu ihrer Ausnutzung an Fremde in noch größerem Umfange begibt, als es ohnehin schon geschehen ist. Demgemäß wurde am 12. Juni 1906 ein provisorisches Gesetz erlassen, wonach fortan weitere Konzessionen zur Ausbeutung von Wasserfällen, Wäldern und Bergwerken nur mit besonderer königlicher Genehmigung an Ausländer vergeben werden durften. Das Gesetz hatte zunächst nur bis zum 1. April 1907 Gültigkeit, ist aber im März 1907 bis zum 1. April 1908 verlängert worden. Bis dahin wird die Regierung dem Storthing ein Gesetz vorlegen, durch das die Angelegenheit ihre endgültige Regelung erfahren wird.

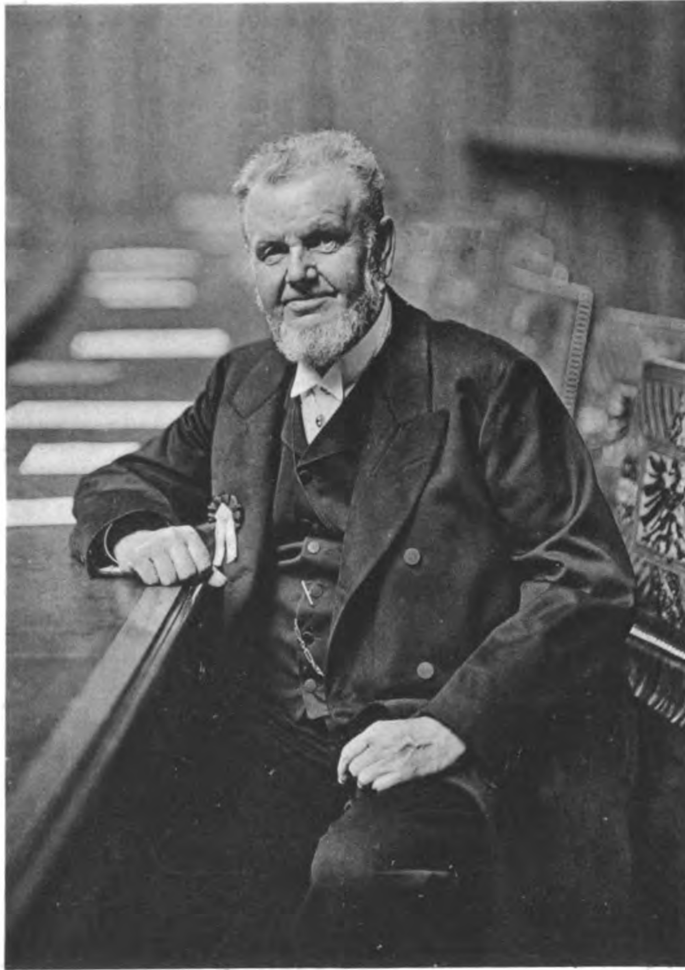
So sorgen die beiden skandinavischen Reiche dafür, daß sie dereinst den vollen Nutzen haben werden, wenn die technische Entwicklung auf dem Punkt angelangt ist, wo die natürlichen Wasserkräfte gleichwertig neben der aus Kohle gewonnenen Energie dastehen und als bedeutsamer Faktor allerersten Ranges in die geographische Verteilung der Industrie über die Kulturländer eingreifen werden.

Mitteilungen.

Im nächsten Jahre soll in Marseille eine internationale Elektrizitätsausstellung abgehalten werden. Als Eröffnungstag ist der 15. April in Aussicht genommen. Das Programm umfaßt die folgenden 15 Abteilungen: Versendung und Verteilung elektrischer Kraft, Anwendungen motorischer elektrischer Kraft im Gewerbe im allgemeinen, Anwendungen in der Hausindustrie, in der Landwirtschaft, in den Bergwerken und Steinbrüchen, beim Zug, bei Hebe- und ähnlichen Werkzeugen, Elektrochemie und Elektrometallurgie, Anwendungen bei dem Kriegs- und Marine-Geniewesen, öffentliche und Hausbeleuchtung, elektrische Heizung, medizinische Elektrizität, Telegraphie und Telephonie, Meß- und Kontroll-Instrumente, Elektrizitätslehre.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Friedrich Althoff

Beilage zur „Internationalen Wochenschrift“

Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. | 2. November 1907 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark,** für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT:

Friedrich Althoff.

Von Dr. phil. et theol. Friedrich Paulsen,
ordentlichem Professor für Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin.

»Durch gute Gerüchte und böse Gerüchte« — so hat es mehr als andere der in der Überschrift genannte Mann erfahren. Mehr wohl als durch gute Gerüchte ist sein Name durch böse Gerüchte gegangen. Ob es mehr an der Stellung oder an der Persönlichkeit lag? Sicher ist, daß ein Mann an so exponierter Stelle übler Nachrede nicht entgehen kann; sicher auch, daß seine persönliche Art in manchen Stücken ihrer Entstehung entgegen kam. Ich will hier keinen Versuch machen, die Anteile beider Momente gegeneinander abzuwägen; ich will überhaupt auf das Persönliche nicht eingehen — es handelt sich ja glücklicherweise nicht um einen Nekrolog —, sondern versuchen, einem unbefangenen Urteil über seine amtliche Wirksamkeit, die nun abgeschlossen ist, Gehör zu verschaffen. Vielleicht ist das jetzt, wo er die Macht aus den Händen gegeben hat, leichter, auch Mißdeutungen weniger ausgesetzt, als früher. Wenn ich mich nicht täusche, hat schon seit einiger Zeit der Umschwung eingesetzt; die lästerlichen Anekdoten, die man aus der Behrenstraße zu erzählen wußte, haben einer objektiveren Würdigung seiner Leistungen Platz zu machen begonnen.

Als den Grundzug seines Wesens, um nun doch mit einem Persönlichen zu beginnen, darf man bezeichnen den Willen, zu wirken, oder, wenn das moderner klingt, den Willen zur Macht; d. h. nicht das eitle Verlangen nach dem bloßen Besitz von Macht und Einfluß, sondern den Willen zu ihrem Gebrauch in großer Wirksamkeit. Er war ein großer Arbeiter. Wohlleben und Amüsements, Enthüllungsfeste und Eröffnungsfeiern waren nichts für ihn. Das Bureau war seine Heimat, die Arbeit sein Gedanke, fast könnte man sagen bei Tag und Nacht. Jederzeit hatte er den Kopf voll von Entwürfen und Plänen; wo er einem begegnete, der ihm helfen oder raten, mit persönlicher oder sachlicher Information dienen konnte, hielt er ihn sogleich fest. Ein erstaunliches Gedächtnis hielt ihm alles, was auf seine vielen und weit auseinander liegenden Geschäfte Bezug hatte, gegenwärtig. Ob es sich um ein medizinisches Institut oder einen botanischen Garten, um eine philosophische Professur in Königsberg oder die katholisch-theologische Fakultät in Straßburg, um die neue Universität in Münster oder die Akademie in Posen, um den naturwissenschaftlichen Unterricht an den Gymnasien oder die Neugestaltung der Mädchenschulen handelte: er hatte alles, worauf es ankam, gegenwärtig und war überall über Sachliches und Persönliches orientiert. H. Taine erzählt von Napoleon I., daß er von jedem Bataillon in seinem Reich Standort und Offiziere, von jeder Festung Situation und Ausrüstung, von jedem Präfekten persönliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und verwandtſchaftliche Verhältniſſe jederzeit gegenwärtig hatte. Ich wurde an Althoff erinnert, als ich es las.

Über den erſtaunlichen Umfang deſſen, was während des Vierteljahrhunderts, das er im Amt war, für die preußiſchen Univerſitäten geleiſtet worden iſt, hat Lexis (in einem Artikel der »Woche« vom 5. Okt.) berichtet. Vor allem haben die mediziniſchen und naturwiſſenſchaftlichen Inſtitute eine gewaltige Erweiterung erfahren; mehr als 60 Millionen ſind an außerordentlichen Ausgaben aufgewendet worden, und das Ordinarium des ſtaatlichen Zuſchuſſes iſt von 5½ bis auf 12¼ Millionen geſtiegen. Natürlich, der Chef der Verwaltung iſt nicht der Schöpfer dieſer Dinge, aber ohne ſeine zähe und tatkräftige Energie wäre das Ziel auch nicht erreicht worden. Er wußte überall das Notwendige zu erkennen und das Erkannte durchzuſetzen, nicht ſelten gegen harte Widerſtände von dieſer und jener Seite. Aus anderen deutſchen Staaten, aus Öſterreich konnte man wohl einmal den Stoßſeufzer vernehmen: Hätten wir nur einen Althoff!

Auch im Gebiet der geiſteswiſſenſchaftlichen Studien haben ſich in den 25 Jahren bedeutſame Wandlungen vollzogen, immer unter ſeiner tätigen Mitwirkung. In die juriſtiſche Fakultät ſind mit dem B.G.B. und der dadurch bedingten Umgeſtaltung der Studien die Übungen in einem früher unerhörten Umfang eingezogen. Das Studium, das zeitweilig in die Einpaukanſtalten ſich zurückziehen zu wollen ſchien, iſt wieder mehr auf die Univerſität zurückgekehrt. Auch in der philoſophiſchen und theologiſchen Fakultät hat ſich das Seminarweſen über den ganzen Umkreis der Studien ausgebreitet; überall ſtehen jetzt dem Studenten, der arbeiten will, Seminarbibliotheken mit Büchern und Arbeitsräumen zur Verfügung. Alles das war natürlich wieder nur unter der verſtändnisvollen Förderung von ſeiten der Verwaltung möglich.

Was die politiſche Stellung Althoffs anlangt, ſo wird man ſagen dürfen: er war kein Parteimann. Er ſelbſt war auf kein Parteiprogramm eingeſchworen, und er nahm die Kräfte, wo er ſie fand, er ſah auf die Perſon und ihre Leiſtungsfähigkeit, nicht auf die Parteifarbe, ſie war für ihn weder Empfehlung noch Ausſchließungsgrund. »Eins darf ich von mir ſagen«, äußerte er einmal gegen mich, »ich habe in meinem Leben keine Hetze mitgemacht, keine Katholikenhetze und keine Judenhetze.« Daß er nicht ein Mann nach dem Herzen einer Partei war, trat auch in ſeiner Stellung im Abgeordnetenhauſe zutage: er hatte keinen Anhang, der es auf jeden Fall mit ihm hielt, er hat wohl von allen Seiten Anfeindungen und Angriffe erfahren. Ich denke, nicht ein ſchlechtes Zeichen für den Inhaber dieſer Stellung. Es gehört zu den Lebensbedingungen der Univerſitäten, daß ſie nicht dem Parteiregiment preisgegeben werden. Alle Parteien ſtrecken die Hände danach aus, vor allem natürlich die Mehrheitsparteien. Auf den preußiſchen Univerſitäten iſt ſeit langem die Empfindung herrſchend, daß ſie Schutz gegen dieſe Beſtrebungen der ſtarken und ſelbſtändigen Hand des Chefs der Verwaltung zu verdanken haben.

In der Preſſe begegnet man bis auf dieſen Tag vielfach noch einer andern Auffaſſung. In liberalen Blättern iſt Althoff als Parteigänger der »Reaktion«, der Orthodoxie, des Ultramontanismus, mindeſtens als ihr politiſcher Geſchäftsträger hingeſtellt worden. Die lex Arons, die Bevorzugung der proteſtantiſchen Orthodoxen bei Berufungen, die Gründung der katholiſch-theologiſchen Fakultät zu Straßburg, der »Fall Spahn« ſind ihm vorgerückt worden.

Was zunächſt die letztere Anklage anlangt, ſo zeigt ſie wirklich in klaſſiſcher Weiſe das »durch Sachkenntnis nicht getrübte Urteil«. Wer wollte denn die Straßburger Fakultät? Rom und die Jeſuiten? Sie haſſen die katholiſch-theologiſchen Fakultäten Deutſchlands als heimliche Herde der Ketzerei; ſie wollen reine Seminarerziehung, wie ſie in den katholiſchen Ländern beſteht: der Klerus durch Angeſtellte des Biſchofs unterwieſen und erzogen, das iſt ihr Ideal; die Berührung der Profeſſoren und Studenten mit der Univerſität, wie ſie in den theologiſchen Fakultäten Deutſchlands ſtattfindet, ſetzt der Gefahr der Infektion mit dem Gift des Zeitgeiſtes aus. Es war das Intereſſe der deutſchen Reichsregierung, ganz und gar nicht das des Ultramontanismus, das die Bildung des elſaß-lothringiſchen Klerus auf der Straßburger Univerſität durch Staatsbeamte, denn das ſind die Univerſitätsprofeſſoren, ſtatt in den franzöſiſch-ultramontanen Seminaren durch ad nutum abſetzbare biſchöfliche Angeſtellte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

forderte und durchsetzte. Natürlich, man mußte sich mit Rom und den Bischöfen darüber verständigen, die staatlich angestellten Professoren bedürfen auch der bischöflichen Approbation; ohne diese können sie eine akademische Wirksamkeit überhaupt nicht haben, weil der Bischof es jederzeit in der Hand hat, den jungen Klerikern den Besuch der Vorlesungen zu verbieten. So in Straßburg, so an den älteren preußischen Universitäten mit katholisch-theologischen Fakultäten, Breslau und Bonn. Und auch die mit Katholiken zu besetzenden Professuren der Philosophie und Geschichte finden sich schon hier: haben sie die voraussetzungslose Wissenschaft hier nicht umgebracht, so wird der viel geschmähte Professor Spahn in Straßburg es gewiß nicht tun.

Aber hat man in Straßburg nicht die schmähliche Bestimmung zugelassen, daß die Regierung den ihr vom Bischof als nicht rechtgläubig bezeichneten Professor alsbald zu entfernen und durch einen besser akkreditierten zu ersetzen verspricht? — Die viel angefochtene Bestimmung lautet: »Wird durch die kirchliche Behörde der Nachweis erbracht, daß ein Professor wegen mangelnder Rechtgläubigkeit oder wegen gröblicher Verstöße gegen die Erfordernisse des priesterlichen Wandels zur weiteren Ausübung seines Lehramts als unfähig anzusehen ist, so wird die Regierung für einen alsbaldigen Ersatz sorgen und die erforderlichen Maßregeln ergreifen, daß seine Beteiligung an den Geschäften der Fakultät aufhört.« Man sieht: die Regierung behält die Entscheidung in der Hand: »wird ihr der Nachweis erbracht« — ob er erbracht ist, darüber befindet sie selbst. Eine Bestimmung, die fest im Auge zu behalten sein wird nach der jüngsten römischen Enzyklika wider den Modernismus. Die Regierung ist durch nichts genötigt, jeder Anklage des Bischofs: daß dieser oder jener des »Modernismus« sich schuldig gemacht habe, nachzugeben: sie kann, ja sie muß vielmehr den »Nachweis erbringen« lassen, daß er wider den rechten katholischen Glauben lehre; die bloße Versicherung genügt durchaus nicht. Wen sie bei der Entscheidung zu Rate ziehen will, das steht bei ihr: sie kann sich z. B. von sämtlichen katholischen Fakultäten des Reichs ein Gutachten darüber erstatten lassen. Und fällt das zugunsten des Angeklagten aus, so ist sie durch nichts verbunden, einen Ersatzprofessor zu schaffen. Selbstverständlich, der Bischof kann dann seinerseits das Interdikt über seine Vorlesungen verhängen; ja wenn sie wollen, können die Bischöfe alle Fakultäten des Reichs boykottieren. Der Staat kann's nicht hindern. Er kann etwa damit antworten, daß er die Anerkennung der Gleichwertigkeit der Seminarbildung mit der Universitätsbildung verweigert. Ob auf jener Seite große Neigung zu einer Wiedereröffnung des Kulturkampfs auf solcher Basis besteht? Man kann es ruhig abwarten. Allzu scharf macht schartig; vielleicht hat Rom das noch einmal an Deutschland zu erfahren.

Und die zeitweilige Zurückdrängung »kritischer« Theologen an den evangelischen Fakultäten? — Für jeden, der den Dingen ein wenig näher steht, ist es zweifellos, daß die Stelle, von der die Bevorzugung der Orthodoxie ausging, nicht Althoff war. Seine Maxime war: tüchtige Gelehrte und anregende Lehrer, wo man sie haben kann! Daß er die der orthodoxen Richtung nicht überhaupt ablehnte, daß er vielleicht auch den einen oder andern passieren ließ, den er nicht aus eigenem Antrieb gewählt hätte, wer will ihm daraus einen Vorwurf machen? Ohne Kompromisse geht's nirgends in der politischen Welt ab. Daß er die Forderung der Gleichberechtigung der kritischen Richtung, wie sie von Schiele in der »Christlichen Welt« im vorigen Frühjahr geltend gemacht wurde, nicht mißbilligte, weiß ich auf das bestimmteste.

Was aber den »Fall Arons« anlangt, nun, es ist ja bekannt, von wo das Verlangen der Reinigung der Universitäten von sozialistischen Ideen ausging: die »Scharfmacher« saßen nicht im Ministerium, und ihre Wünsche gingen sehr viel weiter, als dieses sich bereitfinden ließ, sie zu erfüllen. Auf die Lahmlegung der sogenannten »Kathedersozialisten« war es abgesehen; das Ministerium hat sie gegen Angriffe aus der Volksvertretung gedeckt. Ob die lex Arons, deren Freund ich nicht bin (ich habe meine Ansicht darüber in meinem Werk über die Deutschen Universitäten ausführlich dargelegt), im Unterrichtsministerium ihren Ursprung hatte? Ich glaube es kaum; man machte sie, weil sie gefordert wurde. Ob ein Sozialdemokrat Privatdozent sein könne? Es ist eine Prinzipienfrage, die ich nicht verneine: er ist nicht Beamter und soll es nicht sein. Ich verstehe es aber, wenn ein Beamter sie verneint, und verstehe es

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch mehr, wenn er aus der Prinzipienfrage, auch wenn er sie für seine Person nicht verneint, keine Kabinettsfrage macht. Ein Beamter, der aus jeder Frage eine Prinzipienfrage und aus jeder Prinzipienfrage eine Kabinettsfrage machen wollte, könnte an solcher Stelle nicht drei Tage im Amt bleiben. Der Gelehrte kann und soll aus Prinzipien allein urteilen, er darf sich nicht akkommodieren; der praktische Politiker ist notwendig Opportunist, er muß sich akkommodieren und Kompromisse schließen. Daher denn die Konflikte zwischen beiden in der Natur der Sache liegen. Ich habe gerade an diesem Punkt auch davon einiges erfahren!

Ich gehe noch auf ein paar andere Anklagen ein, die gegen seine Verwaltung gerichtet worden sind. Zunächst eine allgemeine: daß er in der Wahl der Mittel und Wege zum Zweck skrupellos gewesen sei, daß er seine Kenntnis der Vorgänge und Personen nicht nur auf geradem Wege gesucht, daß er zur Erreichung des Ziels auch Begünstigung und Einschüchterung nicht verschmäht habe. — Ich bemerke hierzu: ich glaube, daß Althoff in diesen Dingen nicht allzu bedenklich war. Bismarck war es auch nicht. Vielleicht kann es der Politiker nicht sein, er kann nicht so wählerisch in den Personen und Mitteln sein wie der Privatmann oder der Professor. Deswegen in Anspruch genommen, würde er etwa erwidern: Wohl, Bücher kann man mit reinen Fingern machen; Menschen regieren, Zwecke unter tausend Hemmungen durchsetzen in der Welt, wie sie ist, geht nicht ohne allerlei Hilfen, auch solche, die einem nicht gerade erwünscht sind. Wer den Zweck will, muß die Mittel nehmen, muß die Helfer akzeptieren, die er haben kann, nicht bloß die er haben möchte. Die Auskunft, die er braucht, ist nicht immer nur unter Freunden zu haben; die Stimmen, die er für eine notwendige Sache nicht entbehren kann, sie sind nicht immer durch Gründe allein zu gewinnen: do ut des, so heißt's im politischen Katechismus. Natürlich, in der idealen Welt, da ist es anders, aber in dieser betrübten Wirklichkeit ist es so. Der Professor hat gut reden, er hat nur mit seinen eigenen Gedanken zu tun, und die schicken sich leicht zueinander. Wer mit Menschen, auch mit eigensinnigen und selbstsüchtigen, zu tun hat, der hat eine härtere Aufgabe.

Ob Althoff in der Auslegung dieser politischen Moral etwas allzu frei verfuhr? Ich vermag es nicht zu sagen; und diejenigen, die am ersten Auskunft geben könnten, werden schweigen. Das aber kann ich allerdings sagen, daß er jenen, die sich solcher »politischen« Einwirkung nicht zugänglich erwiesen, es am Ende nicht nachtrug, daß er solchen, die ruhig ihr Werk taten und ihren Weg gingen, die nichts von ihm begehrten, mit Achtung und Vertrauen begegnete.

Leichtfertigkeit im Versprechen ist ihm zum Vorwurf gemacht worden. — Es mag sein, daß er die Worte, womit er einen auf die Zukunft vertröstete, nicht immer auf die Goldwage legte, daß er Erwartungen nährte, auch wo er kaum ernstlich an die Erfüllung dachte. Wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß jede leise Andeutung derart von aufhorchenden Ohren aufgefangen und manches Wort als ein Versprechen mitgenommen wird, das nur als eine Aussicht gemeint war. Ob etwas mehr Zurückhaltung nicht am Ende ratsam gewesen wäre, lasse ich dahingestellt. Aber das möchte ich hinzufügen, daß diese Leichtigkeit im Aussichteneröffnen doch auch mit einem liebenswürdigen Zug seines Wesens zusammenhing: er war im Grunde seiner Seele gutmütig und hilfreich. Er freute sich, wenn er einen tüchtigen Mann in einen ihm gemäßen Wirkungskreis bringen konnte, oder wenn es ihm gelang, einen aus unleidlichen Verhältnissen zu befreien oder ihm wenigstens eine Erleichterung zu verschaffen. Mancher wird ihm dankbar sein, daß er ihm über schwere Privatdozentenjahre hinweggeholfen hat; mancher Gymnasiallehrer wird Zeugnis ablegen können, daß er seinem Drang zu wissenschaftlicher Betätigung die Freiheit gegeben hat. Ich weiß, wie er sich angelegen sein ließ, auch durch persönliche Erkundigung und Bemühung in solchen Fällen hilfreich sich zu erweisen. Daß von solchen Dingen weniger geredet wird als von erlittenen Enttäuschungen und Kränkungen, es gehört auch zu dem Kapitel des Menschlich-Allzumenschlichen.

Eine der üblichen Anklagen ist die, daß er bei Besetzung erledigter Stellen dem Votum der Fakultäten nicht immer die gebührende Beachtung geschenkt habe; daß er auf Grund persönlicher Eindrücke oder unter dem Einfluß bevorzugter Privatberater seine Entscheidung getroffen habe. — Daß dies vorgekommen ist, bezweifle ich nicht. Es ist

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber noch kein Beweis dafür, daß bei der getroffenen Wahl das Interesse der Universitäten schlecht gefahren sei. Wer die Fakultäten und ihre Geschäftsführung kennt, der wird wenig geneigt sein, an die Unfehlbarkeit ihrer Vorschläge zu glauben; es geht hier wohl auch einmal recht menschlich zu. Die jeweiligen Aufregungen hierüber sind ja bekannt genug; man lese Lagarde's Schriften. Das Vorschlagsrecht der Fakultäten bleibt dabei notwendig. Aber ebenso notwendig bleibt die Kontrolle und jenachdem das selbständige Vorgehen der Verwaltung. Kein verhängnisvolleres Geschenk könnte den Fakultäten gemacht werden, als ein unbedingtes Kooptationsrecht.

Als eine seiner Übeltaten ist ihm nachgesagt worden, daß er bei Anstellungen allerlei »Reverse« sich habe ausstellen lassen. So hätten Extraordinarien sich verpflichten müssen, innerhalb einer Reihe von Jahren in jede gleichwertige Stelle an einer Landesuniversität sich versetzen zu lassen. Damit sei das akademische Lehramt erniedrigt, der Professor zu einem überall gleich verwendbaren Verwaltungsbeamten herabgesetzt, ganz gegen den Sinn der Sache: hier handle es sich um persönliche Leistungen, die nicht an jeder Stelle gleichen Wert hätten. — Ich bin durchaus gegen alles, was den Beamtencharakter des Universitätslehrers steigert. Aber man vergesse nicht, wie sehr von der andern Seite dem in die Hände gearbeitet wird, wie bereit die Professoren jetzt meist sind, den Ort ihrer Wirksamkeit zu wechseln, sowie Vorteile damit verknüpft sind. Die alte Zeit der Seßhaftigkeit, der Heimuniversitäten, wo der Professor sein lebelang in Königsberg oder Kiel blieb, ist längst vorüber. Und die Zahl der Zufriedenen, der Bescheidenen unter ihnen ist wohl auch nicht rascher gewachsen als die der Geschäftsgewandten, die aus jeder Veränderung einen Vorteil herauszuschlagen suchen. Ob der »Revers« als ein Abwehrmittel hiergegen entstanden ist? Und ob jemals eine Zwangseintreibung stattgefunden hat?

Die Beschneidung der großen Honorarbezüge ist ein anderer Anklagetitel. — In Verbindung mit der Durchführung eines festen Besoldungssystems mit regelmäßigen Dienstalterszulagen scheint sie mir alles eher als Vorwürfe von liberaler Seite zu verdienen. Daß die großen Honorarbezüge zum Teil wie die großen Lose Inhabern zufallen, die weder durch wissenschaftliche Verdienste noch durch besondere Lehrbegabung die Kollegen überragen, steht für jedermann, der die Verhältnisse kennt, außer Zweifel. Rechte Verwendung vorausgesetzt, ist die Einbehaltung der Hälfte des Überschusses über 3000 (Berlin 4500 M.) durchaus im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit und im Interesse der Universitäten. Eine gesetzliche und kontrollierbare Regelung der Verteilung wird allerdings unerläßlich sein; Willkür in der Zuwendung der Zuschüsse wird zu einer Gefahr für die Unabhängigkeit. Unter dieser Voraussetzung aber ist die Neuordnung als ein bedeutsamer Fortschritt zu begrüßen: weder die übergroßen Unterschiede in dem amtlichen Einkommen der Universitätslehrer, die in der Hauptsache erst mit dem ungeheuren Anschwellen der Zentraluniversitäten entstanden sind, noch das Bitten um Zulagen, das Schielen nach Berufungen, das Markten um Gehalt waren der Würde des Lehramts günstig. Auch daß der Willkür in der Bemessung der Honorare ein Riegel vorgeschoben wurde, war notwendig, es hätte schon früher geschehen sollen.

Seitdem Althoff als Ministerialdirektor einen erweiterten Wirkungskreis übernommen hatte, wendete sich seine vorwärtsdrängende Energie auch der Reform des höheren Schulwesens zu. Mit der ihm eigenen Kraft und Vorurteilslosigkeit wagte er hier alsbald neue Bahnen zu beschreiten. Die hinhaltende, zaudernde Politik der Verwaltung wich frischem Wagemut. Die völlig verfahrene Reform von 1892 hatte niemand befriedigt, weder die alte Gymnasialorthodoxie: sie hatte zwar das »Gymnasialmonopol« gerettet, aber um den Preis der Zerstörung des klassischen Unterrichts; noch die Realleute: sie hatten zwar vermehrtes Latein, aber keine vermehrten Berechtigungen gewonnen. Aus diesem völlig verfahrenem Gleise riß Althoff das höhere Schulwesen mit kräftiger Hand heraus. Er hatte den Mut, das von allen Wohlgesinnten so lange und so zäh verteidigte Gymnasialmonopol fallen zu lassen und die Öffnung der Universität für die Schüler aller drei neunklassigen Anstalten durchzusetzen. Daß wir mit der Anerkennung der »Gleichwertigkeit der Bildung« und der Gleichberechtigung der Anstalten endlich auf festen Boden gelangt sind, wird jetzt wohl allgemein zugegeben Der alte Krieg um die Berechtigung, der so

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lange getobt und mit seinen verwüftenden Folgen das höhere Schulwesen geschädigt hat, ift beendet. Die freigewordene Energie mag sich jetzt dem inneren Ausbau der einzelnen Formen und ihres Unterrichts zuwenden.

Bemerkenswert ift, daß Althoff auch hierfür ein lebhaftes Interesse zeigte. Vor allem war er es, der die Forderung größerer Bewegungsfreiheit auf der Oberftufe sich zu eigen machte und mit zäher Energie verfolgte. Er sah, daß das Wesen der Bildung nicht in einer Anhäufung von Kenntnissen, sondern in einer kraftvollen Betätigung in einer beftimmten Richtung wissenschaftlicher oder künftlerischer oder technischer Arbeit beftehe. Als einen Ausfluß bureaukratischer Gesinnung wird man diese Beftrebungen schwerlich deuten können.

In den letzten Jahren hat Althoff noch eine andere Tendenz der Zeit mit lebhaftem Eifer ergriffen: die Zusammenführung der wissenschaftlichen Arbeit zur Einheit. Eine Reihe von Unternehmungen, an denen er beteiligt war, zielen dahin. So der Professorenaustausch, zunächft mit den Vereinigten Staaten. Daß er der Herftellung einer lebendigen Wechselwirkung zwischen beiden Nationen auf geiftigem Gebiet schon gute Dienfte geleiftet hat, werden auch frühere Zweifler nicht mehr beftreiten. Auch der Oberlehreraustausch mit Frankreich und England dient der Annäherung der Völker auf dem Gebiet gleicher menschheitlicher Interessen. Die Zeitschrift, die der Leser eben in der Hand hält, und die ebenfalls der Anregung Althoffs ihre Entftehung verdankt, ift demselben Ideenkreis entsprungen: ein Organ des wissenschaftlichen Austauschs unter den Nationen zu sein. Und noch ein anderes großes Werk, die von Prof. Hinneberg herausgegebene »Kultur der Gegenwart«, eine Art Enzyklopädie der Wissenschaften in knappen Monographien, die nicht so sehr auf die Darftellung der Tatsachen als der herrschenden Ideen gerichtet ift, wäre ohne die lebendige Teilnahme Althoffs wohl nicht zuftande gekommen. Ihr großer Wert scheint mir vor allem darin zu liegen, daß sie es dem Fachgelehrten möglich macht, sich über die in den Nachbargebieten aktuellen Fragen und Beftrebungen zu orientieren.

Nach allem wird man anerkennen müssen, er war ein bedeutender und ins Große wirkender Mann. Er hat die preußischen Universitäten auf der Höhe zu halten, sie auf die Höhe zu bringen gewußt, und dadurch indirekt auch die übrigen deutschen Universitäten, die sich der Nacheiferung nicht entziehen können. Er hat die neuen Formen der technischen Hochschulen zu gleichgeftellten Anftalten emporheben helfen. Er hat dem gesamten höheren Schulwesen Impulse gegeben, die auf lange Zeit nachwirken werden. Kleine Schwächen werden diese Verdienfte den Augen der Zukunft nicht verdunkeln, wie sie es für manche Mitlebenden getan haben. Energie und zielbewußte Tätigkeit, sie bleiben die entscheidenden Forderungen an einen Mann in leitender Stellung; freundliche Umgangstugenden ftehen an zweiter Stelle; ihr Dasein kann über Kraftlosigkeit des Willens und schwachmütiges Handeln nicht hinwegtröften.

Idealismus und Realismus im internationalen Rechte.

Von Dr. Friedrich Meili, ordentlichem Professor des internationalen Privatrechts an der Universität Zürich.

Im Gesichte der modernen Welt liegt ein großartiger Zug, der Zeuge ift eines neuen Geiftes, von dem sie beseelt ift. Die Völker sind sich heute mehr als je der Tatsache bewußt, daß sie der Welt angehören, und daß sie Teile sind eines großen Ganzen. Nicht mit Unrecht hat man dem begonnenen Jahrhundert eine besondere Etikette aufgedrückt und prophetisch gesagt, es werde ein Jahrhundert der Internationalität sein. Hält die geiftige Witterungstendenz, mit der es begonnen hat, an, so können zweifellos Früchte zur Reife gelangen, deren sich die Welt erfreuen wird. Ich bin weit entfernt, den vorhandenen Optimismus und die Begeifterung dämpfen zu wollen. Aber warnen möchte ich immerhin vor Übertreibungen und in Erinnerung bringen, daß der wahre Fortschritt der Menschheit auch im Rechte ftets gebunden ift an sorgfältige und solide Arbeit: neben dem fröhlichen Idealismus darf auch der Realismus, d. h. eine ruhige

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nüchterne Abwägung der Dinge, nicht fehlen.

Die Internationalität und ihre Anwendung auf das Recht hat ihre Wurzel namentlich darin, daß die Nationen vermöge der Verkehrsmittel so nahe aneinandergerückt sind. Indem die Verkehrsmittel die Distanzen auf der Welt fast beseitigen oder auf ein Minimum reduzieren, wächst auch das Gefühl, daß die Menschen auf dem Erdenrunde eine Einheit darstellen, daß sie zueinander gehören, daß sie große Gesamtinteressen zu verfechten haben, daß sie, wie die Juristen sagen, in Wahrheit eine Rechtsgemeinschaft darstellen, trotzdem sie verschiedenen Staaten angehören. Aus diesem Boden einheitlicher Gedankenrichtung heraus sprießen neue Anschauungen, neue Zweckgedanken, und neue Bedürfnisse melden sich zur Befriedigung an. Diese Neuerungen machen sich in der denkbar verschiedensten Art geltend: Handel und Wandel werden tief beeinflußt, die Kunst und die Literatur nehmen eine neue Färbung an, und namentlich findet auch eine weitgreifende Rückwirkung in dem Gebiete des Rechts statt; über diesen letzteren Einfluß möchte ich hier einige kurze Betrachtungen anstellen.

I.

Da die Völker auf der ganzen Erde eine Rechtsgemeinschaft bilden, scheint der Schluß zutreffend zu sein, daß das Völkerrecht prompt den Krieg abzuschaffen habe, und daß an die Stelle der blutigen Schlachten ein Weltschiedsgericht zu setzen sei. Es gibt Leute, welche meinen, diese Resultate können mit Leichtigkeit durch Staatenkonferenzen erreicht werden.

Die Friedensvereine haben eine sehr achtbare Propaganda gemacht, und ihre Bemühungen sind gewiß an sich zu loben. Allein wie stark übertrieben der darin liegende Idealismus ist, hat sich ja gleich nach der ersten Friedenskonferenz von 1899 gezeigt. Mit blutigem Realismus wurde der Gegenbeweis auf den Feldern von Südafrika und im fernen Osten zu Wasser und zu Lande geliefert. An die Stelle des Kriegsrechts soll das Institut des Schiedsgerichts treten. Auch dieser Gedanke ist gewiß innerhalb einer gewissen Reserve zutreffend, und die vielen separaten Vorverträge, welche europäische Nationen in den letzten Jahren abgeschlossen haben, sind ein sprechender Beweis dafür. Indes das Eine darf nicht übersehen werden: Schiedsgerichtsverträge können zwischen einzelnen Staaten, aber nicht unterschiedslos zwischen allen vereinbart werden. Aber auch eine international anzuordnende Einschränkung der Rüstungen ist offenbar aussichtslos. Dies ist eine Frage, die nicht durch Mehrheitsbeschluß entschieden werden kann, sondern die jedem einzelnen Staate für sich allein überlassen werden muß.

Der Fortschritt des Völkerrechts muß also an einzelnen Punkten einsetzen und den darauf aufgebauten Neuerungen wieder die nötige Zeit lassen, in das Rechtsbewußtsein der Völker einzudringen: nur dann läßt sich ein Erfolg erhoffen. Ja, der langsame Fortschritt ist noch an weitere Erfordernisse geknüpft. Nach meiner Ansicht fehlte es den bisherigen Friedenskonferenzen an der richtigen Methode. Es muß ein internationales Organ oder eine internationale Kommission geschaffen werden, die die Traktanden vorbereitet und vor der Konferenz einen Gedankenaustausch herbeiführt. Sodann ist festzustellen, daß nur über solche Fragen diskutiert werden darf, welche vorher auf die Traktandenliste gesetzt worden sind; neue Fragen können höchstens angemeldet werden.

Allein auch die wissenschaftliche Pflege des Völkerrechts an den Universitäten muß viel intensiver erfolgen. Gerade die zweite Friedenskonferenz wird übrigens diesem von mir schon lange vertretenen Reformgedanken neue Nahrung verschaffen, und der im Haag 1907 begangene Fehler, fast das ganze Gebiet des Völkerrechts zu berühren, wird unter den Gelehrten und den Studenten zum Vorteil ausschlagen. Das Kollegienheft der Professoren wird einer gründlichen Revision unterzogen und erweitert werden, und die Studenten bringen sich, wenn sie nach dem Haag hinsehen, zum Bewußtsein, daß das Völkerrecht eine eminent praktische Disziplin ist: das Völkerrecht wird von nun an in seinem Kurswerte an den Universitäten steigen. Dabei wird sich auch zeigen, daß gerade in diesem Rechtszweige noch viele Lorbeeren gepflückt werden können, — ein streng gedankenmäßig geschriebenes Völkerrechtslehrbuch fehlt (trotz mehreren sehr guten Anfängen) immer noch. Auch bedürfen die Detailfragen noch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gar sehr der Vertiefung und spezieller Behandlung.

II.

Wenn die Völker eine Rechtsgemeinschaft bilden, so scheint der Satz aufgestellt werden zu müssen, daß wenigstens der privatrechtliche Verkehr einem und demselben Privatrechte unterworfen werde. Es ist also, wird gesagt, auf ein Weltprivatrecht hinzuarbeiten.

Wer in dieser schwärmerischen Weise spricht, vergißt, daß das Recht ein jeweiliger Ausschnitt der ganzen Kultur ist, und daß es nicht angeht, es plötzlich von Grund aus einer Änderung zu unterziehen. Wenn aber der Plan zweckmäßig geändert und eingeschränkt wird, so kann man sagen, daß er einen gewissen Erfolg haben wird. Nur hat auch hier die realistische Betrachtungsweise an die Seite des Idealismus zu treten.

Zweifellos gibt es einzelne Materien, welche auf einem größeren Gebiete vereinheitlicht werden können. Aber es fordert zur Bescheidenheit auf, wenn man erwägt, daß bis jetzt nicht einmal die Zeitrechnung und der Kalender unifiziert worden sind. Früher war freilich sogar die Berechnung des Jahresanfangs verschieden nach den einzelnen Staaten, ja nach verschiedenen Städten! Erst im Jahre 1700 (in England erst 1752) wurde das Neujahr auf den 1. Januar angenommen. Die Mohammedaner zählen von 622 unserer Zeitrechnung, und das Jahr 1 ist das Jahr der Flucht des Propheten von Mekka nach Medina. Wir haben bekanntlich auch heute noch keine einheitliche Kalenderberechnung: der neue und der alte Stil will nicht verschwinden, obschon man gesagt hatte, Rußland habe für die Zeit von 1900 an den gregorianischen Kalender adoptiert, — die religiösen Heiligen bildeten, wie es scheint, den Hinderungsgrund, um die Neuerung durchzuführen. Auch gibt es heute noch keine Weltmünze. Aber wenn man nun den Ruf ertönen läßt nach einem einheitlichen Weltprivatrechte, so darf nicht geglaubt werden, daß das Festhalten am bisherigen Zustande etwa auf einer Art Eigensinn oder Rückständigkeit der Juristen beruhe. Es gibt kaum eifrigere Anhänger des Weltprivatrechts als die Juristen, die (mit wenigen im Mittelalter stecken gebliebenen Ausnahmen) der Idee sympathisch gegenüberstehen, daß einzelne Teile des Privatrechts auf einer größeren Fläche (z. B. in Europa) vereinheitlicht werden sollen. Hierher gehören verschiedene Gebiete des Handelsrechts (wie Aktien-, Scheckrecht, Wechselrecht, Versicherungsrecht, Seerecht und einzelne Fragen des Konkursrechts). Allein auch dieser Prozeß verlangt vorausgehende mit Ernst und Sorgfalt betriebene Arbeiten. Gerade jetzt ist im Deutschen Reiche eine Bestrebung im Gange, das Wechselrecht zu unifizieren, d. h. eine Art Weltwechselrecht zu schaffen, — Deutschland hat, angeregt durch einen Vorschlag der Berliner Aeltesten der Kaufmannschaft, den Plan, den Belgien bis anhin pflegte, übernommen. Es ist zu hoffen, daß seine Durchführung gelingen werde.

Das eigentliche »Verkehrsrecht«, d. h. das Recht der Transport- und Verkehrsanstalten, ist denn auch bis zu einem gewissen Grade einheitlich ausgestaltet worden. Es ist hier an die Weltpostunion, an die Telegraphenunion einschließlich der Radiotelegraphenunion und an die Regelung des Eisenbahnwesens zu erinnern. Das Eisenbahnrecht hat, wenigstens soweit es sich um den Frachtgütertransport handelt, eine für fast ganz Europa gültige Regelung in der Konvention von 1890 gefunden. Dagegen ist der Personentransport auf Eisenbahnen noch nicht auf international gleiche Weise geordnet worden. Einen neuen Anstoß, auf dieser Bahn fortzufahren, gibt zweifellos das neueste Glied der modernen Verkehrsmittel, nämlich das Automobil. Der französische Verkehrsminister (Barthou) nahm für eine 1908 in Paris stattfindende Automobilkonferenz in Aussicht, daß verschiedene technische und juristische Fragen geprüft und international gleich behandelt werden.

Dieser internationale Ausgleichungsprozeß entspricht zweifellos den Bedürfnissen der Neuzeit; denn überall, wo gleiche wirtschaftliche Interessen vorliegen, soll auch das Privatrecht gleiche Befugnisse und Leistungspflichten herbeiführen. Weiter darf man aber freilich zurzeit nicht gehen.

Um das angegebene Ziel auch nur in eingeschränkter Weise zu erreichen, ist sehr viel zu tun, und es ist ein Zeichen fröhlicher Verblendung, zu glauben, daß ein Weltprivatrecht den Menschen gewissermaßen im Traum in den Schoß falle. Es bedarf der Unterstützung aller Gebildeten, um auf dem angegebenen Boden praktische Resultate zu erreichen; denn wir sind noch lange nicht daran,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein vollſtändiges Material über das positive Recht aller Völker zu besitzen. Hier können die Pioniere des Welthandels, die Koloniſten, die Reisenden in ferne Gebiete auch weiter der Wissenschaft hervorragende Dienſte leiſten. An den Universitäten und Akademien der Wissenschaft iſt es dann, den Stoff zu verarbeiten, ihn in ein Syſtem zu bringen und seine Kenntnis der Jugend zu vermitteln. In dieser Beziehung wird, abgesehen von wenigen Ausnahmen, an den Universitäten faſt gar nichts getan, denn es beſtehen auch an den größten Universitäten keine regulären Professuren für die vergleichende Rechtswissenschaft, was tief zu beklagen iſt. Man begnügt sich eben damit, das einheimische partikuläre Recht zu lehren und zu lernen, gleich als ob der neue Weltgeiſt nicht exiſtierte, gleich als ob wir nicht mitten in einem großen internationalen Verkehre ſtänden. Hier muß unbedingt Wandel an den großen Universitäten geschaffen werden, vor allem in Staaten, welche Kolonialbesitz haben, aber auch in den andern Staaten, denn heute sind alle Völker am internationalen Verkehre beteiligt.

Aber auch diejenige Disziplin, welche man mit dem Namen des internationalen Privatrechts bezeichnet, darf an den Universitäten nicht mehr so ſtiefmütterlich behandelt werden, wie dies im Gegensatz zu den romanischen Ländern immer noch in Deutschland und Öſterreich geschieht. Ich weiß wohl, daß wenigſtens an einzelnen deutschen Universitäten kleinere Vorlesungen darüber gehalten werden, und daß sogar ausnahmsweise Lehraufträge erteilt werden, allein die Ausnahmen beſtärken die Regel: jedenfalls hat man sich in den beiden Staaten noch nicht dazu erhoben, besondere Professuren (die wenigſtens an den großen Universitäten notwendig sind) zu schaffen. Und doch kommt der Disziplin des internationalen Privatrechts eine außerordentlich hohe Bedeutung zu, weil angesichts des heutigen internationalen Verkehrs so vielfach ein Zusammenſtoß der verschiedenen Zivilgesetzbücher ſtattfindet. Diese Reibungsfläche wird sich noch unendlich lange erhalten, weil eben große Gebiete des Privatrechts sich zu einer uniformen Ausgleichung auch nur in Europa gar nicht eignen — man denke z. B. an das Sachenrecht (Rechte an Grundeigentum, beweglichen Gütern) und an das Erbrecht: diese Rechtszweige tragen mutmaßlich noch jahrhundertelang, wenn ich so sagen darf, ihr nationales Muttermal an sich. Die Staatenkonferenzen, die im Jahre 1893, 1894, 1900 und 1904 im Haag über das internationale Privatrecht ſtattgefunden haben, einigten sich über eine Anzahl von Materien, aber es iſt klar, daß auch die daraus hervorgegangenen Konventionen mit und neben den Gebieten, denen sie entsprangen, der wissenschaftlichen Kenntnis und Pflege dringend bedürftig sind. Diese Aufgabe fällt namentlich den großen Universitäten zu, und es iſt die dringende Pflicht der Regierungen, sie damit zu betrauen. Die genaue Kenntnis des in einem Staate geltenden bürgerlichen Gesetzbuches allein iſt gewiß achtbar, allein derjenige Juriſt, der sich auf dieses Wissen beschränkt, iſt unendlich hilflos, wenn er internationale Fragen des privatrechtlichen Verkehrs zu beurteilen und zu behandeln hat, und es hat neulich ein öſterreichischer Juriſt treffend bemerkt, es sei für die Fachkollegen seiner Heimat ein schwacher Troſt, daß sie den Fällen der internationalen Statutenkollision ebenso rat- und wehrlos gegenüberſtehen wie ihre deutschen Fachgenossen. Es iſt eben nicht zu vergessen, daß das internationale Privatrecht zu einer selbſtändigen Disziplin des modernen Rechts herausgewachsen iſt; deswegen muß es auch selbſtändig unter Benutzung des großen Materials ausländischer Gesetze, der Beratungen im Haag, sowie der ausgedehnten fremden Literatur gelehrt und gelernt werden. Wenn es freilich sogar Juriſten gibt, für die das internationale Privatrecht ein großes Irrlicht darſtellt, so kommt dies daher, daß sie sich nicht die Mühe nehmen, an das Detail heranzutreten, und daß sie ihren Horizont nicht über die vaterländischen Grenzmarken auszudehnen verſtehen. Allerdings iſt es richtig, daß auch hier — wie bei dem in Aussicht genommenen Fortschritt des Völkerrechts — eine internationale Kommission vonnöten iſt, die eine gehörige Vorbereitung der weiter ſtattfindenden Staatenkonferenzen in die Wege leitet.

Ich kehre zum Anfang zurück und sage resümierend: Die internationale Geiſtesrichtung iſt auch im Rechte lebhaft zu be-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grüßen, allein alle, welche die in Verbindung damit aufgeſtellten Richtlinien für die Zukunft im Auge haben, müſſen nicht vergeſſen, daß ihre Ausführung ſehr reale Pflichten auferlegt, und daß der Idealismus im internationalen Recht nur dann gedeihen kann, wenn er ernſthaft gepaart iſt mit dem Realismus. Die Geſchichte vollzieht ihre Taten in einem langſamen Zeitmaß, und jeder Fortſchritt muß durch ſolide Arbeit erobert werden. Wer aber dafür eintritt, daß an die Seite des Enthuſiasmus geiſtige Zucht und methodiſche Schulung geſtellt werde, dürfte auf den Dank der Nachwelt zum mindeſten einen ſo großen Anſpruch haben wie der, welcher in allgemeiner Weiſe, wenn auch laut, die Wünſchbarkeit des Friedens unter den Völkern verkündet.

Die Eigenart des amerikanischen Wirtschaftslebens.

Von Dr. Arthur J. Hadley, Präſident der Yale-Univerſität, New Haven, Conn., Winter-Semeſter 1907/08 Rooſevelt-Profeſſor an der Univerſität Berlin.

Vor 50 Jahren war man in der Regel geneigt, jeden Unterſchied zwiſchen den Wirtſchaftsweiſen der alten und der neuen Welt auf rein techniſche Gründe zurückzuführen. In Europa war wenig Land, viel Kapital und eine konſervative Bevölkerung, in Amerika viel Land, wenig Kapital und eine fortſchrittlichere Bevölkerung. Die Folgen dieſes Gegenſatzes zeigten ſich überall. Die amerikaniſche Induſtrie war extenſiv, die europäiſche intenſiv. Die amerikaniſche Induſtrie zeichnete ſich durch moderne Methoden aus, bei denen eine Anzahl fähiger und unabhängiger Arbeiter die neueſten Erfindungen ausnutzte. Die europäiſche Induſtrie dagegen war in ihrem ganzen Weſen mehr konſervativ. Um ein gegebenes Produkt zu erzielen, brauchte ſie eine viel größere Zahl von Arbeitern als die amerikaniſche und war damit zufrieden, daß dieſe in den althergebrachten Methoden verharrten. Als ich Europa zum erſten Male vor 30 Jahren als Student beſuchte, trat mir dieſer Unterſchied deutlich vor Augen.

Von Jahr zu Jahr iſt er aber geringer geworden. Der Deutſche arbeitet jetzt ſchneller, als er früher gewohnt war; der Amerikaner dagegen arbeitet nicht mehr ſo ſchnell wie einſt. Heutzutage gibt es viele Zweige der Induſtrie, bei denen eine Differenz in der Schnelligkeit zwiſchen den Arbeitern der beiden Kontinente kaum mehr bemerkbar iſt; verdrängt durch die amerikaniſche Maſſeneinwanderung iſt der amerikaniſche Arbeiter alten Schlages, der alles ſo ſchnell wie möglich durchſetzen wollte, der für Neuerfindungen ſchwärmte, und der immer die Hoffnung hegte, eines Tages ſelbſt Kapitaliſt zu werden, der die Gewerkvereine mit einem Mißtrauen anſah, das gleich in Feindſeligkeiten überging, ſobald ſie im mindeſten ſeine Leiſtungsfähigkeit oder ſeine Unabhängigkeit zu beſchränken drohten. Ganz verſchwunden freilich iſt der frühere amerikaniſche Arbeiter auch heute noch nicht; er iſt aber ein untergeordnetes Element geworden ſtatt eines herrſchenden.

Auch in der Anwendung des Kapitals ſind die Unterſchiede zwiſchen beiden Kontinenten heutzutage viel geringer als vor 30 Jahren. Es gibt freilich große Gebiete in Amerika, beſonders im Weſten, wo es mit der Landwirtſchaft und dem Bergbau bei den alten extenſiven Methoden geblieben iſt. Aber das Fabrik- und Verkehrsweſen des ganzen Landes wird jetzt auf eine Weiſe geleitet, die mit der europäiſchen im großen und ganzen übereinſtimmt; und im Nordoſten gilt das ſogar für faſt alle Zweige der Volkswirtſchaft. Das Kapital kurſiert in voller Freiheit, und die neuen Gedanken werden ſo ſchnell durch neue Bücher und Zeitungen und techniſche Lehranſtalten von einem Staate zum anderen gebracht, daß jede neue Einrichtung, die ſich in dem einen als gut erwieſen hat, ihren Weg ſogleich in den anderen findet. Exiſtiert heute in Deutſchland kein Mißtrauen mehr gegen die Einführung neuer Erfindungen, ſo exiſtiert in Amerika kein Mangel an Kapital, der die Anwendung der beſten europäiſchen Methoden wegen der großen Einführungskoſten verbieten würde. Im Jahre 1850 war die wirtſchaftliche Technik der beiden Länder durchaus verſchieden. Im Jahre 1875 war ſie in vielen Hinſichten noch ſehr ungleichartig. Seit 1900 iſt ſie im großen und ganzen dieſelbe. Dieſe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

veränderte wirtschaftliche Lage Amerikas in bezug sowohl auf Arbeit als auch auf Kapital wird von den Sachkundigen jetzt ziemlich allgemein anerkannt.

Heutzutage sucht der scharfsinnige Reisende, der aus Europa zu uns kommt, in Amerika nicht bloß die technischen Eigentümlichkeiten des Landes zu erforschen, sondern vielmehr noch die moralischen. Der heutige Nationalökonom beschäftigt sich mehr mit der amerikanischen Ethik als mit der amerikanischen Technik. Nicht der Unterschied in den Wirtschaftsformen der beiden Länder ist es, sondern der in den wirtschaftlichen Motiven, den der deutsche Forscher jetzt ergründen will. Man hat vielfach den Versuch gemacht, einen typischen amerikanischen Geschäftsmann zu entdecken und zu beschreiben, den typischen amerikanischen Arbeiter oder Kapitalisten aufzustellen, der als Musterbild gelten und mit dem deutschen Arbeiter oder Kapitalisten verglichen werden könnte. Freilich hat die Mehrzahl der Reisenden diesen Begriff nicht so genau formuliert, aber der Gedanke liegt ihnen immer nahe, auch wenn sie sich dessen am wenigsten bewußt sind.

Nun wäre die Aufstellung eines solchen Typus allerdings eine recht interessante Aufgabe, wenn sie nur einigermaßen ausführbar wäre. In der Tat ist es aber ungemein schwierig, einen solchen typischen Amerikaner, sei er Arbeiter oder Kapitalist, an irgendeiner Stelle zu entdecken. Jedenfalls findet er sich nicht in New York oder Washington, in Pittsburg oder Chicago — ja überhaupt nicht in den Gegenden, die der Ausländer in der Regel besucht. Man vergißt allzu leicht, daß die städtische Bevölkerung Amerikas nur ein geringer Bruchteil des ganzen Volkes ist, und zwar gerade derjenige Bruchteil, der am wenigsten von den spezifisch nationalen Einflüssen berührt wird. Wer das Musterbild des amerikanischen Charakters unter den New Yorker Bankiers zu finden sucht, der sollte folgerichtig seinen deutschen Typus der Berliner Börse entnehmen. In keinem Lande kann das Leben der Bewohner der Großstädte, seien es Arbeiter oder Rentiers, Spekulanten oder Politiker, für die Volkssitten der ganzen Nation als maßgebend gelten, und Verallgemeinerungen über die Ethik eines Volkes, die ganz oder hauptsächlich auf einem Studium der Großstädte begründet sind, bleiben im höchsten Grade bedenklich. Was in der Literatur als amerikanische Moral bezeichnet wird, ist in der Tat eben nur großstädtische Moral.

Freilich hat der Amerikaner seine sittlichen und ethischen Eigenschaften, aber diese sind doch nicht so eigentümlich, wie der Beobachter in der Regel annimmt, wenn er internationale Verhältnisse auslegen will. In Amerika wird die Bevölkerung ebenso wie in Deutschland im ganzen doch mehr durch Empfindungen und Gefühle — ja auch durch moralische Gefühle — beeinflußt als durch Selbstinteresse. Der Amerikaner liebt ebenso wie der Deutsche seine Familie von ganzem Herzen, seine Nachbarn nicht so sehr, seine Feinde ganz und gar nicht — und auch in wirtschaftlichen Angelegenheiten handelt er auf entsprechende Weise. Der Amerikaner fügt sich ebenso wie der Deutsche den Regeln der zehn Gebote im allgemeinen und übersieht nur manchmal in der Eile das eine oder andere derselben.

Will man im Ernste völkerpsychologisch die Verschiedenheit von Deutschland und Amerika erfassen, so tut man am besten, seine Aufmerksamkeit weder auf die technischen noch die ethischen, sondern auf die politischen Gegensätze zwischen beiden Ländern zu richten. Eine ganze Menge Gegensätze zwischen Deutschland und Amerika, die man gewöhnlich auf eine Verschiedenheit im ethischen Empfinden zurückführt, lassen sich leicht durch Verschiedenheiten in der politischen Lage erklären. Ich möchte sogar sagen, daß alles, was für die amerikanische Ethik als charakteristisch gilt, jedenfalls insoweit es sich auf die Volkswirtschaft bezieht, mit Eigentümlichkeiten der politischen Geschichte des Landes eng verbunden ist. Am stärksten und handgreiflichsten zeigen sich die Gegensätze zwischen Amerika und Europa, sobald man sie vom Standpunkt der Politik betrachtet. Die Eigentümlichkeiten der amerikanischen Bevölkerung sind am besten zu verstehen, wenn wir sie als Ergebnis der amerikanischen Einwanderungspolitik ansehen. Die Anzahl der Industriezweige, die durch die amerikanischen Schutzzölle erzeugt wurden, sind für den deutschen Gebildeten von weniger Interesse als die eigentümlichen Wendungen in der Zollpolitik selbst und sogar auf dem Gebiete des Transports, wo die amerikanische Technik und die amerikanische Ethik die größten Widersprüche mit denjenigen der Alten Welt zeigen.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es gibt zwei politische Momente, die ich als maßgebend für die Entwicklung der amerikanischen Volkswirtschaft hervorheben möchte:

Das erste Moment ist die Neuheit des Landes. Es galt, eine Nation so schnell wie möglich zu bilden, aus Elementen, die vor einem Jahrhundert nicht organisiert, ja größtenteils nicht einmal vorhanden waren. Vor einem Jahrhundert bestand freilich auch keine einheitliche deutsche Nation im modernen Sinne, allein die Elemente waren schon da. Der deutsche Staatsmann brauchte sein politisches und volkswirtschaftliches Material nur auszuwählen oder höchstens umzuwandeln; der amerikanische Staatsmann mußte das seinige vielfach von Grund aus schaffen. Wenn man diesen Gegensatz ins Auge faßt, so erklärt sich leicht manches, was sonst dunkel ist in der Bankpolitik, der Zollpolitik oder der Verkehrspolitik der Vereinigten Staaten. Eine Ausdehnung des Kredits und eine Verpfändung der Produktionen der Zukunft, die in Deutschland höchstens eine Bequemlichkeit für die einzelnen Geschäftsleute ist, wurde in Amerika fast zu einer Notwendigkeit für das Volk. Die wilden Spekulationen und die mangelhafte Regelung des Gründerwesens, die in der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte leider so oft vorkommen, beruhen in der Tat häufig nicht so sehr auf einer Verkennung des Mein und Dein als auf den Übertreibungen eines patriotischen Geistes, der mit dem Aufbau der neuen Zivilisation so beschäftigt war, daß er das Verdächtige einzelner Mittel manchmal übersah.

Das zweite politische Moment, dessen Einfluß auf die Volkswirtschaft ich hier hervorheben möchte, ist der echt demokratische Charakter des ganzen amerikanischen Volkswesens. Er ist eine Tatsache. Wer nur einzelne Kreise in den amerikanischen Großstädten sieht, der glaubt freilich allzu leicht, daß die alte soziale Auffassung sich verloren habe, sie bleibt jedoch immer in Kraft. In Deutschland ist die nationale Verfassung trotz mancher demokratischer Elemente dennoch stets im Grunde aristokratisch, in Amerika dagegen, trotz einzelner aristokratischer Elemente und Gesinnungen, sind die Verfassungen und die soziale Ordnung ganz und gar demokratisch. Sie beruhen auf der Annahme der Gleichheit aller Staatsbürger. In wirtschaftlichen Dingen ist der Amerikaner sogar geneigt, diese Annahme bis zu ihrer logischen Konsequenz durchzuführen. Er läßt ungeniert einen Kampf ums Dasein zu, in dem die Gesamtinteressen gegenüber den Interessen der einzelnen Teile öfters ganz ungenügend und die Interessen der Zukunft gegenüber denjenigen der Gegenwart zuweilen gar nicht vertreten werden. In Deutschland und in anderen aristokratischen Ländern hält es die Regierung für ihre Pflicht, die Interessen der Gesamtheit und der Zukunft zu fördern, in Amerika tut sie es entweder gar nicht oder höchstens auf sehr mangelhafte Weise. Ob dies eine nötige Konsequenz der Demokratie sei, mag dahingestellt bleiben, hoffentlich ist sie es nicht. Denn ich kann mich denen nicht anschließen, die behaupten, eine schlechte Verwaltung sei der Preis, um den wir den Schutz gegen die Revolution erkaufen müssen, die die Einführung des allgemeinen Stimmrechts darstellen würde. Aber eine tatsächliche Konsequenz ist sie in Amerika bis jetzt immer gewesen.

Deswegen kann die Regierung in Amerika manches durchaus nicht tun, was sie in Deutschland ganz natürlich tun muß. Deutschland genießt den Vorteil, durch Sachkundige regiert zu werden — Sachkundige, deren Beschlüsse natürlich nicht immer allgemeinen Beifall erregen, aber jedenfalls immer auf weitsichtige Berechnung der Gesamtinteressen begründet sein wollen. In Amerika geschieht das in der Regel nicht; und der Amerikaner ist deswegen gar nicht geneigt, der obrigkeitlichen Verwaltung zuviel Rechte einzuräumen. Manches, was in Deutschland naturgemäß vom Staate besorgt wird, läßt der Amerikaner lieber den Kapitalisten besorgen — nicht, wie manchmal angenommen wird, weil er mehr Gewicht auf den Besitz des Geldes legt, sondern weil bei uns die kapitalistischen Verwaltungen sachkundiger sind als diejenigen des Staates.

Das erste der oben genannten beiden Momente — das Bestreben, in kürzester Frist eine neue Nation zu schaffen — ist während zweier Drittel des 19. Jahrhunderts das Wichtigste gewesen. Im letzten Drittel trat das zweite Moment — das Bestreben, die demokratischen Ideale unter modernen Verhältnissen aufrechtzuerhalten — in den Vordergrund. In Amerika wie in Deutschland — ja wie fast in allen anderen Kulturländern — wurden zu ungefähr derselben Zeit die lokalen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Konflikte durch den Klassenkonflikt ersetzt. Die Gegensätze zwischen Armen und Reichen, Schuldnern und Gläubigern, Arbeitern und Kapitalisten, Sozialisten und Individualisten treten nicht mehr vereinzelt auf als Nebensache in der Politik, sie dringen immer mehr in den Vordergrund als selbständige Kräfte, die im Begriff sind, unser ganzes politisches Leben zu beherrschen und umzugestalten. Wie der monarchische Staat sich zu diesen neuen Forderungen stellen soll, ist die Frage, die dem Deutschen Reiche jetzt vorliegt. Wie die Demokratie unter entsprechenden Umständen geleitet werden soll, ist für die Gegenwart Amerikas die Hauptfrage. Ein Vergleich der Wirtschafts-Entwicklungen verschiedener Länder ist heutzutage im Grunde genommen ein Vergleich ihrer Staatssysteme, und in dieser Hinsicht hat er für den Gebildeten das höchste Interesse.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Basel.

Vom 23.—27. September hat hier die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner stattgefunden. Über 700 Teilnehmer: für eine Stadt wie Basel ist das viel. Unter dem Vorsitz von Professor Dr. F. Münzer und Rektor Dr. F. Schäublin wurden drei allgemeine Sitzungen abgehalten. Von den 10 Sektionen kam jede mindestens zweimal zusammen. Daneben war reichlich Zeit für private Aussprache, für den Besuch der Sehenswürdigkeiten Basels und kleinere Ausflüge. Sonntag, den 28. September, bildete eine gemeinsame Rundfahrt auf dem Vierwaldstättersee und ein Besuch der Stadt Luzern den Beschluß.

Die Universität war diesmal verhältnismäßig stärker vertreten als die Schule. Trotzdem fanden die Fragen des Unterrichts auch auf den Mittelschulen eingehendste Würdigung, und zwar nicht nur in der dem Kongreß vorangehenden 16. Generalversammlung des deutschen Gymnasialvereins und in den Sitzungen der pädagogischen Sektion, sondern auch vor dem Plenum der Versammlung. Und mit Ernst und Umsicht wurde die Frage beraten, die heute als besonders brennend empfunden wird: Was soll aus dem humanistischen Gymnasium werden?

Die diesjährige Versammlung bedeutet einen energischen Protest gegen jede der humanistischen Jugenderziehung entgegenarbeitende Schulreform, und die einzelnen Referate schließen sich zusammen zu einer einmütigen und klaren Forderung. Der Kampf gegen das Gymnasium ist bereits weit über die Grenzen einer Kritik des Bestehenden und des Strebens nach Verbesserung der Schuleinrichtungen hinausgediehen, bedroht vielmehr die Existenz des Gymnasiums selbst. Die Zurückdrängung des grammatischen Unterrichts und der ihn erst zu voller Wirkung bringenden Übungen in den alten Sprachen hat das richtige Maß jetzt schon überschritten. Denn die lateinische Sprache hat, schon weil ihre Grammatik als Grundlage für eine logische Bildung dient, ein Anrecht auf ihre bisherige Stellung im Lehrplan des Gymnasiums. Die Zahl der Wochenstunden für Latein sollte daher nicht verringert werden, und die Übersetzungen in das Latein sind auf allen Stufen und auch in der Reifeprüfung festzuhalten. Da der Unterricht in den alten Sprachen sowohl an sich wie als Stütze der Einführung in die Literatur einen durch nichts zu ersetzenden Wert hat, ist vielmehr die Rückkehr zu einer stärkeren Pflege desselben anzustreben. Und es müßte überhaupt dafür gesorgt werden, daß die Ziele und Aufgaben des humanistischen Gymnasiums unverkümmert bleiben, unbeschadet allen Strebens, die Gymnasien den berechtigten Anforderungen der Zeit anzupassen.

Der Vorwurf, daß der gymnasiale Unterricht der Gegenwart dem Geiste der Zeit widerspreche, ist einerseits sachlich nicht begründet, anderseits begrenzt er die Aufgaben des Gymnasiums zu eng. Die Rücksicht auf die Praxis des Lebens kann das Gymnasium in ausreichendem Maße üben, indem der Unterricht den Zusammenhang der einzelnen Disziplinen mit dem Leben methodisch ausnützt und den Lehrstoff in der Muttersprache sowie in der Geschichte bis auf die Gegenwart herabführt. Das Grundübel des Gymnasialunterrichts, wie er sich im letzten Menschenalter gestaltet hat, ist die wachsende Überfüllung mit Lehrfächern und Wissensstoffen, und eine Vereinfachung und Konzentrierung auf das Gebiet des Altsprachlichen und der auf vaterländischer Grundlage ruhenden historischen Richtung wäre dringend nötig, ohne völligen Ausschluß anderer Elemente, namentlich der mathematischen. Aber gerade hier ist eine Beschränkung auf das Mögliche anzustreben. In welcher Weise dies geschehen könne, wurde in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion besprochen. So erfordert z. B. die eingehende Behandlung der Elektronentheorie (über das Wesen von Wärme, Licht und Elektrizität) ein reichliches Rüstzeug höherer Mathematik und gehört daher nicht in den Lehrplan des Gymnasiums. Einzelne Ergebnisse aber dieser neuen Lehre, die von allgemeinem Interesse und großer Tragweite sind, können auch mit den auf dem Gymnasium zu Gebote stehenden Hilfsmitteln abgeleitet werden.

Im gegenwärtigen und noch bevorstehenden Kampf gegen die heftig einsetzende Reform tut vor allem eine Organisation und Zusammenfassung der Kräfte not. In Deutschland und Österreich hat — unabhängig von einander — in letzter Zeit die Abwehrbewegung eingesetzt mit der Bildung der »Vereine der Freunde des humanistischen Gymnasiums«, deren Vorläufer der deutsche Gymnasialverein in Heidelberg ist. Über den Wiener

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verein berichtet ausführlich Dr. Frankfurter. Aber die Abwehrbewegung sollte, geradeso wie der Kampf gegen das Gymnasium, international sein, denn die Ziele und Aufgaben des humanistischen Gymnasiums sind überall die gleichen. Deshalb wäre wünschenswert in den einzelnen Ländern die Gründung solcher Vereine, die in den Hauptzielen zusammengehen und deren Leitungen in irgend eine Verbindung treten.

Die wichtigste und dringendste Aufgabe aber ist doch die Schaffung eines auf der Höhe seiner Pflichten stehenden Lehrerstandes, und dem sollte die Vorbildung der Mittelschullehrer an den Hochschulen gerecht werden. Zur Durchführung dieser Ziele wird eine Unterrichtskommission eingesetzt, die der nächsten Versammlung Einzelvorschläge zu praktischen Maßnahmen vorlegen soll. Schon in dieser Versammlung aber ließen sich in vier Parallelvorträgen Vertreter der Hochschulen über das Thema »Universität und Schule« hören. Professor Klein (Göttingen) spricht über die Ausbildung der Lehramtskandidaten in Mathematik und Naturwissenschaften und empfiehlt eine prinzipielle Trennung der Studien, wie sie durch die außerordentliche Entwicklung der einzelnen Wissenszweige unerläßlich geworden ist, in eine mathematisch-physikalische und eine chemisch-biologische Gruppe, und dann die grundsätzliche Teilung des Hochschulstudiums in einen generellen und einen speziellen Teil. An einigen Beispielen wird gezeigt, wie man die Menge des für die einzelne Gruppe in Betracht kommenden Unterrichtsstoffes zweckmäßig gliedern und auf die sechs Semester generellen Studiums verteilen könnte. Professor Brandl (Berlin) berichtet über die Vorbildung der Lehrer in den neueren Sprachen und legt ein Hauptgewicht auf die Fertigkeit und die Übung im freien Sprechen, Schreiben und Verstehen; denn die gesteigerten Verkehrsmittel und Verkehrsbedürfnisse verlangen das. Auch die Universität darf sich der Doppelaufgabe nicht entziehen, neben der wissenschaftlichen die praktische Seite des Faches zu pflegen, und der Redner verlangt daher (nicht ohne Widerspruch von seiten seiner Kollegen) eine gründliche Umgestaltung der neusprachlichen Studien, ein System von Zwischenprüfungen, Auslandsstipendien bereits für Studierende, und schon auf der Schule eine andere Sprachenfolge: Englisch und Französisch, die ein elastischeres Ohr und weniger Reflexionsvermögen erheischen, vor dem Latein, und später in Fächern wie Geographie und Geschichte wenigstens teilweise Unterricht in modernen Fremdsprachen. Professor Wendland (Breslau), als Vertreter der Altertumswissenschaft, hält eine durchgreifende Änderung des Studiengangs und der Lehrstoffe in der klassischen Philologie nicht für notwendig. Die Ausbildung, die der Gymnasiallehrer auf der Universität zu empfangen hat, muß der Richtung folgen, die die Altertumswissenschaft schon seit längerer Zeit eingeschlagen hat. Das Ideal ist hier die möglichst gleichmäßige Berücksichtigung zweier verschiedener Methoden: einmal das Verständnis für die Entwicklung des Sprachlebens und die ihr zugrunde liegenden psychischen Vorgänge durch sprachwissenschaftliche Studien zu fördern, andererseits ein Vollbild antiker Kultur zu erstreben durch die Kenntnis der sichtbaren Reste und ihre archäologische Interpretation. Professor Harnack (Berlin) fordert für die Universität die allgemeine Einführung von Vorlesungen über Weltgeschichte und über Bürgerkunde (d. h. eine zusammenfassende Darstellung der geltenden Verfassung und des öffentlichen Rechtes) in großen Zügen, für das Gymnasium einen Geschichtsunterricht, der mehr Wert legt auf das Erkennen der treibenden Kräfte als auf das Einprägen von Einzelheiten und Jahreszahlen, und die Einführung der Schüler in den obersten Klassen in einige leichtere Probleme überlieferungsgeschichtlich-kritischer Art. Der Religionsunterricht soll in den oberen Klassen der Gymnasien in wirklich geschichtlicher und nicht in unkritisch-autoritativer Weise gegeben werden und sollte auf der Stufe, wo die Jugend für einen solchen Unterricht noch nicht reif ist, überhaupt unterbleiben. Der Lehrplan für die vier obersten Klassen hätte aufzunehmen: die Geschichte der israelitischen Religion und das Alte Testament, die Geschichte Jesu und des Urchristentums (das Neue Testament), eine Einführung in den Katholizismus und den alten Protestantismus – denn mit den Kirchen hat es der Schüler im Leben zu tun, und sie soll er kennen – und schließlich eine Darlegung des Wesens der Religion und des Christentums mit besonderer Beziehung auf die Lebensfragen der Gegenwart. Diesen Bedürfnissen der Schule hat die Universität entgegenzukommen mit der Einrichtung entsprechender allgemein orientierender Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten und für Lehramtskandidaten insbesondere.

Neben der Diskussion dieser Fragen von allgemeinem Interesse kam nun aber auch, gemäß der Doppelnatur der Versammlung, die schon ihr Name bezeichnet, die dem Schulbetrieb fernstehende Forschung und reine Wissenschaft in vollem Umfang zur Geltung, hauptsächlich in den Sektionen, für deren Sitzungen die Zeit diesmal verlängert worden war. Besonders angebracht sind hier Mitteilungen über die Fortschritte und Errungenschaften der Wissenschaft von heute, sofern es sich um organisierte Arbeit und eigentliche Taten handelt, und es ist erfreulich, daß die diesjährige Versammlung den Anlaß zu einer neuen Gründung bot, indem ein reiches Geldgeschenk der Weidmannschen Buchhandlung die Abfassung eines Index zu den Fragmenten der Vorsokratiker ermöglichen wird. Die Versammlung erhielt Bericht über ein gemeinsames Unternehmen der Akademien von Berlin, Kopenhagen und Leipzig, die Ausgabe eines Corpus medicorum antiquorum, welches das Fundament für eine geschichtliche Darstellung der antiken Heilkunde geben soll und im Druck schon begonnen ist; über den Stand des deutschen (Grimmschen) Wörterbuches; über das schweizerische Idiotikon, wovon nahezu sechs Bände vollendet sind, und über die Sammelarbeit der drei romanischen Idiotiken, die mit Unterstützung der Eidgenossenschaft und der Kantone seit 1899 für die französische, die rätische und die italienische Schweiz bearbeitet werden. Ferner wurde der Plan vorgelegt zur Schaffung eines zeitgemäßen Wörterbuches des ältesten Arabisch unter Benutzung der früheren lexikalischen Sammlungen. Prof. Lamprecht referierte über das soeben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Leipzig eröffnete Seminar für Kultur- und Universalgeschichte und seine Studieneinrichtungen. Von Archäologen wurden auf Grund eigener Anschauung und vielfach mit Vorführung von Lichtbildern die Resultate der Ausgrabungen geschildert, die von verschiedenen Staaten in letzter Zeit betrieben wurden, im Norden (österreichische Limesforschung), auf dem griechischen Festland, auf Kreta, in Kleinasien, Ägypten und Palästina.

An diese Würdigung der in jüngster Zeit geleisteten Arbeit und der greifbaren wissenschaftlichen Fortschritte schloß sich dann die Diskussion der Ideen und Erkenntnisse, denen die neuesten Sammelarbeiten, Entdeckungen und Funde zugrunde liegen, und der Fragen, welche die wissenschaftliche Welt zur Stunde bewegen. Für die Altertumswissenschaft steht gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses die mykenische Frage: es handelt sich darum, die eigenartige Kultur des östlichen Mittelmeerbeckens im 2. Jahrtausend v. Chr. aufzuklären und den Ort ihres Ursprungs und womöglich die ethnologische Provenienz ihrer Träger zu bestimmen. Es war ein glücklicher Gedanke der Versammlungsleitung, durch vier hervorragende Forscher auf diesem Gebiet der Archäologie (Prof. Bulle, Erlangen; Prof. von Bissing, München; Dr. Karo, Athen; Dr. Hub. Schmidt, Berlin) in einer besonderen Sitzung diese Frage von verschiedensten Seiten beleuchten zu lassen. Als das Zentrum der »mykenischen« (oder »minoischen«) Kultur stellt sich immer deutlicher die Inselwelt des Ägäischen Meeres, vor allem Kreta, heraus, und die Ausgrabungen in diesem Sommer brachten wieder wichtige Aufschlüsse. Die ohne jede Rücksicht auf strategische Defensive angelegten frühkretischen Städte beweisen, daß die Insel in jener Zeit ein großes, einheitlich regiertes Reich war, dessen mächtige Flotte es vor allen feindlichen Angriffen von außen sicherte. Und Kreta ist auch der eigentliche Ausgangspunkt dieser Kultur. Die Form des Kuppelgrabes ist hier schon in der ältesten Bronzezeit ausgebildet, und die großen Grabbauten des griechischen Festlandes sind nur die letzte glänzende Gestaltung derselben. Der Handelsverkehr der Insel mit Ägypten setzt verhältnismäßig spät ein; die Beziehungen Kretas zum Süden sind nie von einschneidender Bedeutung gewesen und lassen sich vor der Hyksoszeit durch Fundstücke nicht belegen. Das griechische Festland beginnt seit etwa 1700 v. Chr. sich dem kretischen Einflusse zu öffnen. Dagegen sind die Hinterländer in Mittel- und Nordeuropa von dieser altägäischen Kultur sehr wenig berührt worden, und die analogen Erscheinungen in der Ornamentik sind vielmehr aus einem binnenländischen Kulturzentrum zu erklären, das im 3. Jahrtausend v. Chr. durchaus selbständig der ägäischen Kultur vorangeschritten ist.

In ähnlicher Weise wurde die reiche Förderung beleuchtet, welche die anderen wissenschaftlichen Disziplinen durch die Forschung der letzten Zeit erhalten haben. Die Mitteilungen über neue Erscheinungen auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte, der Sagen- und Religionsforschung, Geschichte und Naturwissenschaft auch nur zu skizzieren, ist hier nicht möglich. Im allgemeinen läßt sich aus all der Fülle und Vielartigkeit des Gebotenen heraus das eine als ein wesentliches Bedürfnis der Zeit erkennen: daß nämlich auch die Geisteswissenschaften immer mehr die Welt der realen Erscheinungen in ihren Kreis zu ziehen suchen. Die moderne Kultur- und Universalgeschichte braucht eine gegenständliche Anschauung der historischen Schauplätze, zur besseren Verdeutlichung des Milieus, und eine beständige Fühlung mit den Kulturerzeugnissen der betreffenden Perioden und Lokale, und der Sprachforscher hat den allergrößten Wert auf den Besuch der fremden Länder zu legen. Prof. Furrer (Zürich) betonte die Bedeutung der Palästinakunde für das Verständnis der Bibel. Die Kenntnis des Landes ermöglicht nicht nur eine Kritik der topographischen Angaben und somit der Zuverlässigkeit der Berichte überhaupt, sondern sie läßt uns das Naturgefühl und den Wirklichkeitssinn der Bewohner, wie sie sich in der Bibel äußern, und den konkreten Hintergrund ihrer Bildersprache prüfen. Und daß ein genaues Studium der Landschaft und der lokalen Bedingungen die Anlage und Entwicklung der Wohnstätten, aber auch die Besonderheiten des Volkscharakters und des Kunststils wesentlich erklären helfe, wurde bei Besprechung der Ausgrabungen auf klassischem Boden mehrfach hervorgehoben.

Die diesjährige Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erhielt ihr spezielles Gepräge dadurch, daß sie in der Schweiz stattfand. Es ist dies das dritte Mal. Zum erstenmal geschah es im Jahre 1847, ebenfalls in Basel. In diesen sechzig Jahren hat sich die wissenschaftliche Tätigkeit der Schweiz immer mehr bestrebt, mit der deutschen Forschung gemeinsame Sache zu machen. Die verschiedenen Festschriften, die den Teilnehmern geboten wurden, möchten Zeugnis ablegen davon, und in mehreren Vorträgen wurde der Anteil dargelegt, den schweizerische Gelehrte besonders an der deutschen Mundarten- und Sagenforschung genommen haben. Bei der Besichtigung der Ruinen und Funde von Vindonissa wurde es lebhaft empfunden, wie wertvoll diese Ergebnisse opferfreudigster Ausgrabungstätigkeit gerade für die deutsche Limesforschung sind. Aber nicht nur die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Interessen bringt die Gelehrten- und Schulkreise Deutschlands und der Schweiz einander nahe. Der warme und begeisterte Empfang, der den Gästen in Basel geworden ist, und der tiefe Ernst, womit die Versammlung auf dem Rütli die patriotische Kundgebung der akademischen Jugend und die Worte des Sprechers entgegennahm, haben gezeigt, daß für die nationale Eigenart des andern auf beiden Seiten ein volles und sympathisches Verständnis herrscht.

Mitteilungen.

Das Internationale Institut für Bibliographie im Musée moderne in Brüssel umfaßt jetzt über 7 Millionen Katalogzettel, die in drei Reihen geordnet sind, nach den Gegenständen, nach Verfassernamen und nach Zeitschriften in chronologischer Ordnung der Hefte. Das Institut ist eine rein wissenschaftliche Vereinigung. Seine Verzeich-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nisse ſtehen den Forſchern unentgeltlich zur Verfügung. Eine große Zahl bibliographiſcher Sammlungen wird unter Beihilfe von Vereinen und Gruppen von Spezialforſchern veröffentlicht, z. B. die Bibliographie der Eiſenbahnen monatlich durch den Internationalen Kongreß, die zoologiſche, anatomiſche und phyſiologiſche Bibliographie durch das Concilium bibliographicum in Zürich.

*

In Verbindung mit dem 9. Internationalen Geographen-Kongreß, der vom 27. Juli bis zum 6. Auguſt 1908 in Genf ſtattfinden wird, und deſſen endgültiges Programm der Arbeitsausſchuß im Januar zu veröffentlichen gedenkt, werden eine größere Anzahl wiſſenſchaftlicher Exkurſionen ſtattfinden, von denen einige den Zeitraum einer Woche überſchreiten werden. Eine Exkurſion, deren Teilnehmerzahl auf zwanzig beſchränkt iſt, unter der Leitung von Dr. J. Früh (Zürich) bezweckt das Studium der morphologiſchen Erſcheinungen in den Alpen und ihren Vorbergen. Eine zweite, an deren Spitze Dr. Lugeon ſtehen wird, wird ſich mit der Erſcheinung der umgekehrten Faltung in den verſchiedenen Teilen der Alpen beſchäftigen. Ferner wird Dr. C. Schroeter, der bekannte Kenner der Alpenflora, eine botaniſehe Exkurſion, und Erneſt Muret eine Exkurſion leiten, die den Wald der Hochebene ſtudieren ſoll. Dieſe Expeditionen werden vor dem Anfang des Kongreſſes ſtattfinden. Die fünfte Exkurſion, die Prof. H. Schardt leiten wird, ſoll die Struktur des Juras erforſchen und wird vor und nach dem Kongreß ſtattfinden. Die übrigen gehen erſt nach dem Abſchluß des Kongreſſes an ihre Arbeit. Dr. J. Briguet leitet eine zum Studium der Vegetationsgegenſätze und der Technik der Pflanzenverteilung, Prof. E. Brückner eine zur Erforſchung der Morphologie der Gletſcher, Prof. J. Brunhes u. a. wollen die Unterſchiede zwiſchen der Fluß- und Gletſcher-Eroſion unterſuchen, Prof. Schardt die Struktur der ſüdlichen Kalkalpen aufklären. Eine Exkurſion unter Leitung von Prof. E. Chaix wird die Erſcheinungen der chemiſchen Eroſion unterſuchen, beſonders wie ſie ſich in den Oberflächenformen der Karrenfelder und im Karſt zeigen.

*

Nach dem Bericht des Bundes der Deutſchen in Böhmen für das 13. Vereinsjahr zählte der Bund 689 Ortsgruppen und 45215 Mitglieder. Für die Förderung des Schulweſens werden die folgenden Poſten aufgezählt: Zum Zwecke der Errichtung und Erhaltung von Schulen und Kindergärten ſind im ganzen 4575 Kronen ausgegeben, an Unterſtützungen zu Schulbauten, Ausbeſſerungen des Schulgebäudes, zur Inſtandſetzung der Schuleinrichtung und dergleichen 5200 Kronen bewilligt bezw. ausgezahlt, zur Anſchaffung von Lehr- und Lernmitteln, zur Bezahlung des Schulgeldes, zur Bekleidung armer Schüler, zur Veranſtaltung von Schülerausflügen und Schülerfeſten u. a. für 12 Schulen 564,65 Kronen, zur Errichtung und Erhaltung von Suppenanſtalten 995 Kronen aufgewendet worden. Eine weitere Aufgabe des Bundes iſt die Unterſtützung des Volks und Wanderbüchereiweſens. In 19 Ortsgruppen wurden neue Volksbibliotheken mit 1116 Bänden begründet, in 41 beſtehenden beträgt der Zuwachs 2227 Bände. Im ganzen hat der Bund bisher 413 Volksbibliotheken mit 42353 Bänden ins Leben gerufen.

*

Zu Beginn des vorigen Monats iſt in Shanghai die Deutſche Medizinſchule eingeweiht worden. Die Anſtalt verdankt ihr Entſtehen dem opferwilligen Zuſammenwirken der deutſchen Ärzte in Shanghai mit der Berliner Deutſch-Aſiatiſchen Geſellſchaft und verſchiedenen Großinduſtriellen und Finanzmännern. Sie beſteht aus Dr. Pauluns vor mehreren Jahren gegründetem Hoſpital für Chineſen, einer von den Profeſſoren Dr. Ammann und Dr. Du Bois-Reymond geleiteten vorkliniſchen Schule, einer Sprachſchule des Philologen Dr. Schindler und der kliniſchen Anſtalt, der Spitze des Ganzen. In dieſer halten ſämmtliche deutſchen Ärzte Shanghais unentgeltlich Vorleſungen. Die Geſamtzahl der Studenten der Schule beträgt im erſten Semeſter etwa 80. Die chineſiſchen wie die deutſchen Behörden legen der Anſtalt große Bedeutung bei. Auch der Deutſche Kaiſer hat ihre Schaffung mit lebhaftem Intereſſe verfolgt. Bei der Eröffnungsfeier hielten der deutſche Generalkonſul und ein Vertreter des Generalgouverneurs Tun-Fang von Nanking Anſprachen; der letztere betonte, daß die Chineſen Deutſchlands ſelbſtloſe Hilfe dankbar anerkennen. Für China wird die Schule von ſehr hoher Bedeutung werden, inſofern ſie die einzige Anſtalt in dem ungeheuren Reiche darſtellt, in der Ärzte wiſſenſchaftlich ausgebildet werden.

*

Für eine Expedition nach Südafrika, die der Wiener Forſcher Dr. Rudolf Poech vorbereitet, der ſich ſchon bei der Expedition zur Erforſchung der Peſt und bei der anthropologiſchen Forſchungsreiſe in Neu-Guinea ausgezeichnet hat, hat die kaiſ. kgl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien ihm einen Zuſchuß von 25000 Kronen in Ausſicht geſtellt. Seine Hauptaufgabe iſt die anthropologiſche Erforſchung des Volksſtammes der Buſchmänner in der Wüſte Kalahari, der im Ausſterben begriffen iſt. Die deutſche, engliſche und portugieſiſche Regierung haben dem Forſcher Empfehlungen zur Verfügung geſtellt. Wie bei ſeinen Reiſen in Neu-Guinea wird Dr. Poech auch diesmal die Sprache der Buſchmänner für das Archiv der Akademie phonographiſch aufnehmen, wobei ein großer Wert auf die Geſänge der Buſchmänner gelegt werden wird. Die Akademie hofft, aus der Expedition ausgezeichnetes Material über die Sitten und Gebräuche ſowie die pſychiſche Beſchaffenheit der Buſchmänner zu erhalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. | 9. November 1907 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT:

Die Hundertjahresfeier der geologischen Gesellschaft in London.

Von Dr. Albrecht Penck,
ordentlichem Professor für Geographie an der Universität Berlin.

Am 26. September hat die geologische Gesellschaft in London das erste Jahrhundert ihres Bestehens in einer Weise gefeiert, die jedem Teilnehmer unvergeßlich bleiben wird. Es war keine rauschende Festlichkeit mit dem Glanze und Gepränge der offiziellen Welt, es war ein Familienfest, das die Mitglieder der Gesellschaft im Verein mit einer Anzahl geladener Gäste und den Abordnungen anderer Gesellschaften ähnlichen wissenschaftlichen Charakters begingen. Der anziehende Reiz einer fachlichen Intimität herrschte über der Veranstaltung; man traf mit Fachleuten zusammen, nicht bloß mit solchen aus dem Vereinigten Königreich und seinem großen Kolonialbesitz, sondern aus fast allen Kulturländern der Erde. An hundert fremde Gäste waren gekommen. Es konnte nicht überraschen, zahlreichen Nordamerikanern zu begegnen, man traf Ägypter und Argentinier, Japaner und Mexikaner, Russen, Skandinavier, Belgier und Holländer, Schweizer und Österreicher; auch Griechen waren vertreten, besonders zahlreich natürlich Franzosen und Deutsche aus dem Reiche. Die Universitäten Bonn, Greifswald, Halle, Heidelberg und Leipzig hatten Delegierte entsandt, ebenso die Akademie der Wissenschaften in München und die Leopoldo-Karolinische Akademie in Halle an der Saale, sowie die Bergakademien in Freiberg und Klausthal; die deutsche geologische Gesellschaft war vertreten durch den Abgeordneten der Universität Bonn Professor Steinmann; außerdem waren einige deutsche auswärtige oder korrespondierende Mitglieder der Gesellschaft ohne besondere Mandate erschienen; als einem solchen war es mir eine besondere Genugtuung, durch mein Kommen zu bekunden, daß auch in der Reichshauptstadt der seltenen Feier gedacht wurde.

Es war ein wahrer Geologenkongreß, der sich zusammengefunden hatte, aber ein Kongreß ohne die, wie es scheint, unvermeidlich werdenden Kongreßbummler und ohne die ermüdende Fülle von Vorträgen, die in wissenschaftlichen Versammlungen so häufig überwuchert. Das Verlesen der zahlreichen Adressen, die gleichstrebende wissenschaftliche Körperschaften der Londoner Gesellschaft übersandten und überbrachten, hätte viele Stunden gebraucht; man faßte die Gratulanten länderweise zusammen, gab jedem Lande einen Sprecher, und diesem 3 Minuten; nur Großbritannien hatte naturgemäßerweise für die zahlreichen Deputationen, die von Universitäten, geologischen und anderen gelehrten Gesellschaften erschienen waren, mehrere, ich glaube vier, Sprecher. So ging die Gratulationskur, die leicht lang werden konnte, rasch vorbei, man hörte nicht die kunstvoll gebauten Redewendungen der

Digitized by Google — Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adressen, sondern kurzgefaßte herzliche Worte in recht verschiedenen Sprachen, vom Franzosen, Russen, Belgier und Schweizer auf französisch, vom Deutschen, Holländer und Skandinavier auf englisch, vom Österreicher und Griechen deutsch, vom Mittel- und Südamerikaner spanisch. Dann folgte nach einer Frühstückspause eine fein ausgearbeitete Festrede vom Präsidenten der Londoner geologischen Gesellschaft, Sir Archibald Geikie, über den Stand der Geologie im Jahre 1807, abends dann ein Bankett mit den üblichen Toasten. Der 27. September war der Besichtigung verschiedener Londoner Museen gewidmet, abends ein zweites Festmahl vom Klub der geologischen Gesellschaft gegeben, ohne bestimmte Sitzordnung, darauf ungezwungene Zusammenkunft in der großen Eintrittshalle des britischen naturhistorischen Museums in South Kensington. Am 28. und 29. September fanden ebenso wie in der Woche vor der Feier geologische Exkursionen statt, die sich auf die Nachbarschaft von London beschränkten, während zuvor Nordschottland, Cumberland, Wales, die Südküste von England und Norfolk von verschiedenen Gruppen unter sachkundiger Führung besucht worden waren. Am 30. September verfügten sich dann die fremden Gäste, herzlichen Einladungen folgend, nach den Universitäten von Oxford und Cambridge, die einer Anzahl Nichtbriten das Ehrendoktorat verliehen. Deutschland war nicht weniger als ein Drittel aller Ehrendoktoren zugedacht gewesen; leider aber war Rosenbusch von Heidelberg verhindert, zur Promotion zu kommen; mit Freude erfüllte mich, meine beiden Lehrer Zirkel und Herm. Credner unter den Ausgezeichneten zu sehen, und mit Stolz, in Oxford zu meinen Meistern gesellt zu werden. Drei Ehrendoktorate wurden den Franzosen Barrois, De Lapparent und Lacroix, drei weitere den Skandinaviern Brögger, Nathorst und Reusch, je eines einem Schweizer (A. Heim) und einem Belgier (Dollo) verliehen. So ehrten anläßlich der Hundertjahresfeier der britischen Gesellschaft die beiden großen englischen Universitäten ausländische Gelehrte, und sie öffneten den Fremden gastlich die Tore ihrer altehrwürdigen Colleges. In alledem spiegelt sich, daß jene Feier weit mehr als rein englische Bedeutung hatte; sie war der wohlgelungene Versuch, kontinentale Forscher untereinander und mit denen englischer Zunge in persönlichen Kontakt zu bringen, wobei es sich auch ereignete, daß Männer, die seit Jahrzehnten kein Wort miteinander gewechselt, sich im alten College oder als Tischnachbarn fanden und ihre alte Gegnerschaft fallen ließen. Aus solchem persönlichen Kontakte aber zieht die Wissenschaft den größten Nutzen; denn nicht nur sind die Wege, welche die einzelnen Forscher gehen, oft wesentlich verschieden, sondern auch die einzelne Disziplin nimmt im Bereiche der großen Kulturvölker ein gewisses nationales Gepräge an, da ihre Vertreter durch das Band einer gemeinsamen Sprache verbunden werden. Dies nationale Gepräge aber kommt um so mehr zum Ausdrucke, je mehr die Disziplin von dem Boden abhängt, auf dem sie sich entwickelt. Dies gilt insbesondere von der Geologie.

In welch hohem Umfange sie vor hundert Jahren nationales Gepräge trug, ging klar aus der Festrede von Sir Archibald Geikie hervor. Abraham Gottlob Werner hatte am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts sein geognostisches System entwickelt, und fußend auf den geologischen Bau des von ihm ausgezeichnet gekannten Sachsen fünf geologische »Formationssuiten« unterschieden; seine Schüler zogen in die Welt hinaus, sie glaubten allenthalben dieselben Gesteinsfolgen zu erkennen, und befangen von dem räumlich engen Gesichtskreis ihres Meisters, verteidigten sie dessen Anschauungen über den wässerigen, neptunischen Ursprung des Basaltes. Fast gleichzeitig aber lehrte James Hutton in Schottland, daß es sowohl Sedimentgesteine als auch solche vulkanischen Ursprungs gäbe, und entwickelte den Gesichtspunkt, daß zum Verständnis der Ablagerungen, welche die Erdkruste zusammensetzen, die gegenwärtig vonstatten gehenden Vorgänge heranzuziehen seien. Eine Reihe rein evolutionistischer Gedanken wird von ihm entwickelt, während Werner an gewaltige katastrophenartige Stürme denkt, welche sich in früheren Zeiten der Erdgeschichte geltend machten. Es war aber nicht unter dem Zeichen des Gegensatzes zwischen evolutionistischen und revolutionistischen Ideen, daß die Londoner geologische Gesellschaft entstand, sondern sie ward begründet unter dem Zeichen des Kampfes zwischen Neptunisten und Plutonisten, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Gemüter bewegte.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Während dieser Kampf insbesondere auf dem Kontinente im wahrsten Sinne des Wortes noch tobte, ward in England eine neue Richtung geologischer Erkenntnis angebahnt. William Smith fand, daß in England jede einzelne Schicht sich durch ihre Versteinerungen erkennen lasse, und daß jeder Versteinerung ein ganz bestimmtes geologisches Alter zukomme. Die Versteinerungen ermöglichten ihm, die Gleichaltrigkeit verschiedener Gesteine zu erkennen; hatte Werner seine Formationssuiten nach ihren Lagerungsverhältnissen und ihrer Gesteinsbeschaffenheit »geognostisch« gegliedert, so führte Smith unter Benutzung von verschiedenen Entwicklungsstufen der Organismen zum ersten Male eine wirklich geologische Gliederung der Schichtfolge Englands durch. Seine Entdeckung ward in Frankreich durch Alexandre Brogniart und den in Stuttgart erzogenen Georges Cuvier bestätigt; letzterer aber ward zugleich gewahr, daß die Grenzen gewisser Ablagerungen zugleich scharfe Scheiden der in ihnen enthaltenen Reste von Lebewesen seien. Er basierte darauf seine Lehre von den Revolutionen des Erdballes, nach welcher der letztere wiederholt von Katastrophen betroffen wurde, die alles Leben zum Ersterben brachten. Als sich ferner der große deutsche Geologe Leopold von Buch von den Neptunisten zu den Vulkanisten bekehrte, da nahm auch er Zuflucht zum Gedanken, daß wiederholt katastrophenartige Ausbrüche von vulkanischem Materiale aus dem Erdinnern stattgefunden hätten, wobei ruckweise Berge und Gebirge entstanden. So wurde denn auf dem Kontinente die Auffassung der Geologie im wesentlichen revolutionistisch, und diese Ideen fanden auch in Großbritannien, dem Lande eines James Hutton und seines geistreichen Illustrators James Playfair, Anklang.

Aber bald erwuchs ihnen hier ein Gegner. Charles Lyell griff die evolutionistischen Ideen Huttons auf und brachte sie in seinen Prinzipien der Geologie mehr und mehr zur Geltung. Zum vollen Siege kamen sie jedoch erst, als Charles Darwin durch seine Untersuchungen über den Ursprung der Arten der evolutionistischen Auffassung in der Biologie Eingang verschafft hatte. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts haben die revolutionistischen Ideen Werners auch auf dem Kontinente aufgehört, die Geologie zu beherrschen. Aber wenn auch also Schranken gefallen sind, welche jahrzehntelang die kontinentale und die britische Geologie getrennt haben, so sind doch jene Grundverschiedenheiten, die im heroischen Zeitalter dieser Wissenschaft zur Entwicklung verschiedener Richtungen führten, keineswegs verwischt, und die deutsche, französische und englische Geologie zeigen nach wie vor gewisse Verschiedenheiten.

Werners System war auf scharfe Naturbeobachtung begründet. Seine Formationssuiten stellen im großen und ganzen jene natürlichen Gruppen von Gesteinen dar, die sich am Aufbau Mitteleuropas beteiligen. Durchdringende Auffassung der Lagerungsverhältnisse und eingehende Würdigung ihrer petrographischen Zusammensetzung bilden auch heute noch das bezeichnende Kennzeichen deutscher geologischer Arbeit und beherrschen die mühevolle Tätigkeit der geologischen Landesaufnahmen. Dem Begründer der neueren Petrographie Ferdinand Zirkel verlieh die Oxforder Universität den Ehrendoktor, und die gleiche Auszeichnung hatte die Universität Cambridge dem anderen großen deutschen Petrographen Rosenbusch zugedacht. Scharfe Scheidung einzelner Ablagerungen nach ihrem Fossilinhalte ist die hervortretende Eigenart der Arbeiten von Brogniart und Cuvier, welche sich ebenso eng an die Ablagerungen des Pariser Beckens knüpften, wie die Untersuchungen Werners an die des mittleren Deutschland; die scharfe paläontologisch-stratigraphische Auffassung ist nach wie vor bezeichnend für die französische Geologie, und zwei ausgezeichnete französische Stratigraphen, Barrois und de Lapparent, wurden Ehrendoktoren der beiden alten englischen Universitäten. Die stratigraphisch, paläontologische Richtung hat Eingang gefunden, wo fossilführende Gesteine gleichfalls die starke Betonung paläontologischer Arbeit verlangen. Die überraschenden Ergebnisse der neueren Alpengeologie beruhen ebenso auf dieser Richtung wie auf scharfsinniger Entwirrung verwickelter Lagerungsverhältnisse, wozu Werner die grundlegenden Anregungen gegeben, also auf der Befolgung spezifisch französischer und deutscher Arbeitsmethoden. Die englische Geologie hat nie unter dem Zeichen so weitgehender Systematik gestanden, wie die französische, und hat auch die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mineralogische Betrachtungsweise der Gesteine viel weniger gepflegt als die deutsche Schule. Ihre Problemstellung war in erster Linie die genetische; wie und unter welchen Bedingungen ist ein Gestein entstanden, war stets die leitende Frage. Dadurch wurden britische Geologen frühzeitig ebenso zum geologischen Experimente wie zur Beobachtung der heute noch auf der Erde vonstatten gehenden Veränderungen geführt. Ihre Auffassung ist seit Hutton eine aktualistische gewesen, was nicht ausschließt, daß sie im einzelnen Falle ebenso sorgfältig petrographisch und stratigraphisch beobachten, wie kontinentale Geologen. Die Entzifferung des geologischen Baues der nordwestlichen Hochlande durch Peach und Horne, welche die neuere Revolution unserer Anschauungen über die Struktur der Erdkruste inaugurierte, beruht auf minutiöser petrographisch-stratigraphischer Arbeit. Die Feier der Londoner geologischen Gesellschaft konnte durch nichts einen höheren Glanz erhalten, als durch das gleichzeitige Erscheinen der »Geologie der nordwestlichen Hochlande«, bearbeitet von den beiden genannten schottischen Geologen.

Der aktualistische Gesichtspunkt hat längst auch auf dem Kontinent festen Fuß gefaßt, allein die Beobachtung der noch jetzt vonstatten gehenden Veränderungen der Erdkruste, wozu in Großbritannien die Betrachtung der Brandungswirkungen an der Küste so sehr anregt, hat bei kontinentalen Geologen geringere Pflege gefunden. Von alters her schenken ihnen die Geographen Aufmerksamkeit, und der Aufschwung, den die neuere Geographie auf dem Kontinent genommen hat, beruht ganz wesentlich auf der Wiederaufnahme dieser eine Zeitlang verkümmert gewesenen Richtung der Beobachtung. So teilen sich denn auf dem Kontinent zwei Disziplinen in das, was in Großbritannien Domäne des Geologen ist. Das kam äußerlich darin zum Ausdruck, daß zur Londoner Festfeier nicht bloß kontinentale Geologen, sondern auch Vertreter der Geographie geladen waren. Ich freute mich, dort ebenso v. Drygalski aus München wie den Pariser Geographen Charles Vélain zu treffen. Wir wurden entsprechend englischer Auffassung durchaus auch als Geologen angesehen. In der Tat sind die Beziehungen der neueren Geographie zur Geologie die allerinnigsten. Gleichwol verlangt die Teilung der Arbeit ihre Pflege von verschiedenen Seiten, und es ist für die kontinentale Geographie von einschneidender Bedeutung gewesen, daß sie die Beobachtung der jetzt vonstatten gehenden Veränderungen der Erdoberfläche in ihr Arbeitsprogramm aufnahm; denn nur so ist es möglich geworden, zu einem klaren Verständnis des Formenschatzes der Erdoberfläche zu gelangen. Aber wenn auch hier wie an anderen Stellen im Bereich der Gesamtwissenschaft aus praktischen Gründen Grenzen gezogen werden müssen, so dürfen diese doch nie zu einer Absonderung des Geschiedenen voneinander führen. Die Geographie ist ebenso unerläßliche Hilfswissenschaft der Geologie wie Petrographie und Paläontologie. Es sind eben drei Arbeitsrichtungen, die seit mehr als hundert Jahren in der Geologie gepflegt werden, und zwar eine jede besonders in einem der drei Länder, die sich um deren Entwicklung hervorragend verdient gemacht haben. Daß sich Vertreter dieser drei Richtungen in London zur Hundertjahresfeier der dortigen geologischen Gesellschaft zusammenfanden, und daß ihnen dabei vielfache Gelegenheit zu anregendem Gedankenaustausch gegeben wurde, verleiht jenem Zentenar bleibende Bedeutung.

Internationale Militär-Sanitätsstatistik.

Von Dr. Heinrich Schwiening, Berlin, Stabsarzt im Königlich Preußischen Kriegsministerium.

Die Hauptbedeutung der Statistik liegt in der Vergleichung der von ihr gelieferten Zahlen. Wenn ja auch diese selbst in vielen Fällen als Größen an sich einen gewissen Wert haben und über mancherlei Dinge Aufschluß geben können, so wird doch meistens erst ein Vergleich mit anderen Zahlen zu einem richtigen Begriff und zu einer richtigen Einschätzung der statistischen Daten zu führen vermögen. Natürlich ist für die Vergleichsmöglichkeit erste Bedingung, daß die Grundlagen, auf welchen sich die Sta-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tistiken aufbauen, die gleichen sind, daß die Zahlen nach möglichst gleichmäßigen Prinzipien gewonnen, gruppiert und verarbeitet werden. So selbstverständlich diese Forderung ist, und so einfach und leicht ausführbar ihr Inhalt erscheint, so oft wird sie trotzdem außer acht gelassen, und so schwer ist auch in vielen Fällen ihre Ausführung. Insbesondere wird sich oft die Gewinnung des Grundmaterials beim besten Willen nicht mit der notwendigen Gleichmäßigkeit ermöglichen lassen, so daß auch die gewissenhafteste, nach allen Regeln der statistischen Wissenschaft erfolgende weitere Bearbeitung zu keinen vergleichbaren Ergebnissen führt.*)

Zu den Gebieten, auf welchen die Gewinnung des Grundmaterials mit am genauesten erfolgen kann, gehört unzweifelhaft die Militär-Sanitätsstatistik. Sie umfaßt eine genau begrenzte Menschenmenge, deren Zahl jederzeit sicher festgestellt werden kann. Die Heeresangehörigen gehören annähernd der gleichen Altersklasse an, leben unter ziemlich gleichen Bedingungen, und für die Registrierung der statistisch verwertbaren Tatsachen (Zahl der Erkrankungen, der Todesfälle, der Entlassungen als dienstunbrauchbar, der verschiedenen Krankheitsarten, der Behandlungstage u. a. m.) sind eingehende Vorschriften erlassen, für deren richtige Ausführung die militärische Disziplin die denkbar sicherste Gewähr bietet. Namentlich hinsichtlich der Krankheitsstatistik ist das militärische Material jedem anderen weit überlegen, denn unter keinen anderen Verhältnissen ist es möglich, die Zahl der Erkrankungen und die Krankheitsursachen mit solcher Zuverlässigkeit festzustellen wie im Heer; und wenn auch jetzt die Statistiken der großen Krankenkassen in dieser Beziehung manchen schätzbaren Beitrag geliefert haben, so sind die Grundlagen, auf denen sie aufgebaut werden, namentlich wegen der Schwankungen in der Zahl und Art ihrer Mitglieder usw. bei weitem weniger genau als diejenigen der Heeres-Sanitätsstatistiken.

Daß auch in diesen gewisse Fehlerquellen nicht völlig auszuschließen sind, soll nicht geleugnet werden — weniger bei den Todesfällen und ihren Ursachen, als bei den Erkrankungen selbst. Wie überall, wo für die Entscheidung über statistisch zu verwertende Vorgänge menschliches Wissen und Können in Frage kommt und es sich nicht nur um sicher feststellbare Tatsachen, wie Todesfälle, die Zahl der Behandlungstage usw., handelt, werden die zu gewinnenden Ergebnisse auch mit den Lücken und Fehlern unseres Wissens zu rechnen haben, um so mehr, da dieses auch nicht überall gleichmäßig, sondern je nach Fähigkeiten und Neigungen verschieden verteilt ist. Immerhin dürften die hierdurch bedingten Fehlerquellen in allen Armeen mehr oder weniger vorhandene, jedenfalls nicht allzu große sein und namentlich von Jahr zu Jahr mit der fortschreitenden besseren Aus- und Fortbildung der Sanitätsoffiziere, namentlich auch auf den Gebieten der Spezialwissenschaften, immer geringer werden.

Zu diesen, ich möchte sagen, subjektiven Fehlerquellen kommen noch andere Faktoren, welche die Vergleichsmöglichkeit, namentlich bei Berücksichtigung größerer Zeitabschnitte, erschweren oder unmöglich machen. Dazu gehören Änderungen in den Vorschriften der Berichterstattung, insbesondere in den der letzteren zugrunde liegenden Mustern der Krankheitsübersichten, wie sie durch praktische Bedürfnisse oder durch die Fortschritte der Wissenschaft bedingt werden.

Aus diesen Ausführungen erhellt, daß trotz der relativ großen Zuverlässigkeit des Materials der Heeres-Sanitätsstatistik die Vergleichbarkeit mancher Zahlenangaben schon innerhalb einer Armee, z. B. aus verschiedenen Armeekorps, aus verschiedenen Jahren usw., gewissen Beschränkungen unterworfen ist und nur unter genauer Würdigung aller etwaigen Fehlerquellen zu verwertbaren Ergebnissen führen kann.

All diese Schwierigkeiten wachsen natürlich bei den Versuchen, die Sanitätsstatistiken verschiedener Heere gegenüberzustellen und zu vergleichen. Und doch sind gerade derartige Untersuchungen von dem allergrößten Interesse, da erst sie gestatten, die Leistungen auf dem Gebiete des Militär-Gesundheitsdienstes — und die Statistik zieht ja doch

*) Gelegentlich des vom 23. bis 29. 9. 07 in Berlin abgehaltenen Internationalen Kongresses für Hygiene und Demographie ist auch die »internationale militärärztliche Kommission zur Vereinheitlichung der Militär-Sanitätsstatistik« zu zwei Sitzungen zusammengetreten. Die mehrfach gemachte Beobachtung, daß diese Kommission und ihre Ziele bei uns verhältnismäßig nur wenig bekannt sind, hat mir zu den folgenden Zeilen Veranlassung gegeben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewissermaßen das Fazit daraus — im eigenen Heere richtig zu verstehen und zu würdigen. Ganz besonders aber werden solche internationalen Vergleiche dadurch erschwert, daß die Grundzüge der militärärztlichen Berichterstattung in den einzelnen Heeren große Verschiedenheiten aufweisen. In dieser Beziehung kommt namentlich in Betracht die Ungleichmäßigkeit in der Berechnung der Iststärke, ob nur die wirklich bei der Truppe befindlichen oder auch die als krank, beurlaubt, abkommandiert geführten Leute bei der Kopfstärke verrechnet werden, ob diese nur die Unteroffiziere und Mannschaften oder auch die Offiziere und Militärbeamten umfaßt, ob die Mannschaften des Beurlaubtenstandes mit zur Verrechnung gelangen u. a. m. Es ist klar, daß die auf Grund so verschieden festgestellter Kopfstärken berechneten Promillezahlen über Krankenzugang und Todesfälle recht verschieden ausfallen werden, selbst wenn die Zahlen über Zugang usw. überall gleichmäßig erhoben würden. Dies ist nun aber ebenfalls durchaus nicht der Fall. Namentlich herrschen große Verschiedenheiten darüber, welche Leute in den einzelnen Armeen als krank geführt und in die militärärztlichen Rapporte zahlenmäßig aufgenommen werden. So gibt es in einigen Armeen — wie bis zum Jahre 1881/82 auch in Deutschland — außer den Lazarett- und Revierkranken noch Schonungskranke, welche zwar summarisch in den Rapporten aufgeführt, aber nicht nach Krankheitsgruppen oder Krankheiten geordnet verrechnet werden (Frankreich, Belgien: malades à la chambre, Rußland: ambulatorisch behandelte Kranke). In anderen Armeen gibt es überhaupt keine Revierbehandlung in unserem Sinne, indem entweder alle kranken Soldaten in Lazarettbehandlung kommen (z. B. England), oder die ganz leicht Erkrankten in ihrer Kasernenwohnung behandelt werden (Belgien, Niederlande: malades à la chambre, seit 1905 England: treated in barracks). In Frankreich hat des weiteren die Revierbehandlung eine wesentlich größere Ausdehnung als anderwärts, indem dort die »infirmeries« mehr den Charakter von Kasernenlazaretten haben, in denen auch schwerere, länger dauernde Krankheiten zur Behandlung kommen. In Italien endlich wird ein großer Teil der kranken Soldaten außer in Militär-Hospitälern und in den Truppen-Revieren noch in Zivil-Krankenhäusern verpflegt; über die Zahl dieser Kranken brachten die italienischen Sanitätsberichte bisher wohl summarische, über die dort behandelten Krankheiten aber nur vereinzelte Angaben. Daß bei dieser Verschiedenheit in der Rapporterstattung ein Vergleich der verschiedenen Heere sehr erschwert, z. T. ganz unmöglich war, liegt auf der Hand, und so war es ein an sich naheliegender Gedanke, eine einheitliche Kranken-Rapporterstattung in den verschiedenen Armeen anzustreben. Schon auf den internationalen statistischen Kongressen zu Wien (1857), London (1860), Berlin (1863), Petersburg (1872) wurde diese Frage der einheitlichen Gestaltung der Militär-Sanitätsstatistik lebhaft erörtert; später wurde sie auf dem internationalen hygienischen Kongresse zu Genf (1882), und den internationalen medizinischen Kongressen zu Kopenhagen (1884) und Washington (1887) weiter erörtert oder wenigstens gestreift. Aber erst auf dem X. internationalen medizinischen Kongreß zu Berlin im Jahre 1890 wurde der Frage wirklich näher getreten, indem die militärärztliche Sektion das Thema zum Referat stellte: »Können die Krankenrapporte und Sanitätsberichte der verschiedenen Armeen nach einem im wesentlichen einheitlichen Schema abgefaßt werden, behufs Gewinnung einer im wissenschaftlichen Sinne vergleichsfähigen Statistik der Erkrankungen, Verwundungen und Todesfälle in den Friedens- und Kriegsheeren?« Der Referent Jon S. Billings, Brigadearzt der Vereinigten Staaten-Armee, hielt es zwar für nicht wahrscheinlich, daß man in den lediglich für Verwaltungszwecke bestimmten Rapporten Einheitlichkeit werde erzielen können, glaubte aber die Möglichkeit nicht von der Hand weisen zu sollen, daß die Medizinalverwaltungen der verschiedenen Heere durch irgendwelche einfache Methoden, z. B. durch Zahlblätter, sich alle statistischen Daten zu verschaffen in der Lage seien, welche dann zu international-vergleichsfähigen Statistiken zusammengestellt werden könnten. Der Korreferent, der damalige Oberstabsarzt Krocker, erörterte die einzelnen Punkte, welche für eine einheitliche Rapporterstattung in Frage kämen, und über welche internationale Vereinbarungen getroffen werden müßten, insbesondere die Rapportierung sämtlicher, auch der leichtest Erkrankten,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Verfahren bei mehrfacher oder rückfälliger Erkrankung eines und desselben Mannes u. s. w. Auf seine Anregung hin wurde dann eine Kommission gewählt, welche die Angelegenheit weiter verfolgen, Vorschläge machen und über das Geschehene und Erreichte der militärärztlichen Sektion des nächsten (XI.) internationalen medizinischen Kongresses Bericht erstatten sollte.*) Der Zusammentritt der Kommission auf dem letztgenannten Kongreß (1893 zu Rom) führte zwar noch zu keinen greifbaren Resultaten, erst ihre dritte Tagung zu Budapest im Jahre 1894 während des VIII. Internationalen Kongresses für Hygiene und Demographie brachte die Angelegenheit in Fluß. Die von elf Staaten — Bayern, Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, Preußen, Rußland, Sachsen und den Vereinigten Staaten von Nordamerika — beschickte Kommission einigte sich dahin, daß neben den eigentlichen, je nach den Bedürfnissen und Sonderbestimmungen des betreffenden Heeres bearbeiteten Sanitätsberichten eine Reihe von Tabellen aufzustellen seien, welche möglichst gleichförmig gestaltet und die wichtigsten sanitätsstatistischen Daten enthalten sollten. Diese Tabellen sollten als »Anhang« den sonstigen Sanitätsberichten beigegeben werden. Für die in diesen Anhang aufzunehmenden Krankheiten wurde eine 27 einzelne Krankheitsformen und 6 Krankheitsgruppen umfassende »Internationale nosologische Übersicht« festgesetzt. Ferner konstituierte sich die Kommission als permanente »Internationale militärärztliche Kommission zur Vereinheitlichung der Militär-Sanitätsstatistik«, zu deren ständigem Sekretär der k. k. österreichisch-ungarische Oberstabsarzt Dr. Myracz gewählt wurde.**) Dieser entwarf darauf zehn Tabellen, welche für die Folge die Grundlagen des internationalen Anhanges bildeten. Die Tabellen sollten kurz folgende Angaben enthalten: I. Ergebnisse der ärztlichen Untersuchung der Wehrpflichtigen (auf Anregung Frankreichs aufgenommen), Zahl der Untersuchten, Tauglichen, wegen Mindermaß und körperlicher Fehler Untauglichen, Verteilung auf die Körpergrößen, der wegen Körperschwäche, Tuberkulose, Kurzsichtigkeit, Herzklappenfehler, Kropf, Krampfadern einschl. Krampfaderbruch und Hämorrhoiden, Brüche und Plattfuß Untauglichen; II. und III. Krankenbewegung nach Armeekorps in absoluten und Promille-Zahlen, durchschnittliche Kopfstärke, Zugang von Revier- und Lazarettkranken, Abgang als dienstfähig, durch Tod und anderweitig, Summe der Krankentage; IV. Krankenbewegung nach Waffengattungen und nach Monaten, Kopfstärken, Gesamtzugang und Lazarettzugang, Krankenabgang — je in absoluten und Verhältniszahlen; V. Krankenbewegung in den größeren Garnisonen (mit 1000 und mehr Kopfstärke), Zugang insgesamt, an Lazarettkranken und Abgang durch Tod in ‰ der Kopfstärke; VI. und VII. Krankenbewegung nach den wichtigsten Krankheiten in absoluten und Promille-Zahlen, Anfangsbestand, Zugang, Summe des Bestandes und Zuganges, Abgang, Endbestand für jede der in der nosologischen Übersicht enthaltenen Krankheiten und Krankheitsgruppen; VIII. Zugang an den wichtigsten Krankheiten nach Truppengattungen, absolute und Promille-Zahlen; IX. desgl. nach Monaten, nur absolute Zahlen; X. Todesfälle nach Dienst- und Lebensalter.

Diese von den beteiligten Staaten angenommenen Tabellen wurden dann bei den späteren Tagungen der Kommission (1897 bei dem XII. internationalen medizinischen Kongreß zu Moskau, 1900 bei dem XIII. gleichen Kongreß zu Paris, 1903 desgleichen zu Madrid und neuerdings 1907 bei dem XIV. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie zu Berlin) in verschiedenen Richtungen abgeändert und ausgestaltet. Insbesondere sei erwähnt, daß auf der Tagung zu Paris 1900 die Fortlassung der Tabelle I beschlossen wurde, weil seitens einiger Regierungen gegen die Veröffentlichung der (absoluten) Zahlen des Heeresergänzungsgeschäfts Bedenken getragen wurde. Zu Madrid im Jahre 1903 wurde u. a. die Einführung einer weiteren Tabelle über die Entlassungen als dienstunbrauchbar und invalide, sowie die Erweiterung der internationalen Übersicht durch

*) Näheres siehe: Auszug aus den Verhandlungen der (achtzehnten) Abteilung für Militär-Sanitätswesen des X. Internationalen medizinischen Kongresses zu Berlin 1890. Beiheft zur Deutschen militärärztl. Zeitschr., S. 35 ff.

**) Vergl. Myracz, Internationale Militär-Sanitätsstatistik. Militärarzt, 1898, S. 98 und 106, 1901, Nr. 13 und 14.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einfügung einiger neuer Krankheiten (Pleuritis, Ulcus molle einschl. Bubo) angenommen. Auch die letzte Tagung zu Berlin hat zur Ausgestaltung der internationalen Statistik beigetragen, indem u. a. die Beigabe einer Tabelle über den Zugang der wichtigsten Krankheiten nach Korps oder entsprechenden Armeebezirken (Divisionen usw.) und die Aufnahme von Appendicitis, Fracturae ossium und Luxationes in die nosologische Übersicht beschlossen wurde.

Beiträge zur internationalen Militär-Sanitätsstatistik haben bisher geliefert Österreich-Ungarn (seit 1894), Rußland (1894), England (1894), Italien (1894), Vereinigte Staaten von Nordamerika (1894, zuerst nur als Anhang im Sanitätsbericht, erst seit 1903 als besonderes Heft), die Niederlande (1895), Frankreich (1898), Preußen einschl. Sachsen und Württemberg (1899), Bayern (1899), Belgien (1903), Spanien (1903), Serbien (1903); die letztgenannten beiden Staaten haben die internationalen Tabellen als selbständige Veröffentlichung erscheinen lassen, da sie eigentliche Sanitätsberichte bisher nicht herausgegeben haben.

Nicht alle diese Staaten bringen die sämtlichen Tabellen; manche haben sie nach der Eigenart ihrer Rapporterstattung mehr oder minder abgeändert oder lassen die eine oder andere Spalte usw. fort, da sie für ihre Ausfüllung nicht die erforderlichen Unterlagen haben. Auch die in der nosologischen Übersicht aufgeführten Krankheiten und Krankheitsgruppen werden bei einzelnen Staaten nicht sämtlich zahlenmäßig nachgewiesen.

Fragt man sich nun, ob die eingangs in aller Kürze skizzierten Schwierigkeiten in der Vergleichung der sanitätsstatischen Daten der verschiedenen Heere durch diese internationale Vereinbarung völlig oder wenigstens teilweise behoben sind, so kann die Frage leider, wenn man ganz offen sein will, nur mit gewissen Einschränkungen bejaht werden. Denn die Grundlagen für die Rapporterstattung sind auch für die internationalen Beiträge in jeder Armee die gleichen geblieben wie bisher, da diese im großen ganzen nur einen Auszug aus den eigentlichen Sanitätsberichten — allerdings in einheitlicher Anordnung — darstellen, wodurch an dem Wert der Zahlen als vergleichbaren Größen wenig oder gar nichts geändert wird.

Zur vollen Erreichung des angestrebten Zieles der internationalen Vergleichbarkeit hätte, wie schon Billings und namentlich Krocker ausgeführt, gehört, daß eine Vereinbarung darüber getroffen worden wäre, wie die Iststärke zu berechnen, wie über die einzelnen Krankheiten rapportiert werden soll, es hätte der Begriff der Lazarett- und Revierkranken einheitlich geregelt, die Kategorie der Schonungskranken, wo noch vorhanden, unter Umständen abgeschafft oder bei den anderen Staaten eingeführt werden müssen, die Art der Entlassung wegen Dienstunbrauchbarkeit und Invalidität würde gleichmäßig zu gestalten gewesen sein — mit einem Wort, es wäre eine Vereinheitlichung des ganzen Sanitätsdienstes in allen Staaten erforderlich gewesen, um die Vereinheitlichung der Militär-Sanitätsstatistik in vollem Umfange zu erreichen.

Daß sich dies nicht erreichen läßt, liegt in der Natur der Sache und ist gewiß nicht Schuld der mit der Bearbeitung der einheitlichen Statistik beauftragten Kommission gewesen. Auch daß die Anregung Billings', die sanitären Zentralbehörden sollten sich das für eine international vergleichsfähige Statistik erforderliche Grundmaterial neben den sonst üblichen Rapporten u. s. w. verschaffen, nicht zur Ausführung gekommen ist, darf nicht wundernehmen; denn es hätte — sit venia verbo — eine doppelte Buchführung bedingt, zu deren Einführung sich wohl kaum eine Verwaltung entschlossen hätte; zudem läßt sich wohl das von Billings empfohlene System (über jeden Kranken die Einsendung eines Zählblattes) in kleineren Armeen durchführen, würde aber in großen Heeren doch eine ungeheure Mehrarbeit für die Zentralstelle mit sich bringen — ohne daß geleugnet werden soll, daß an sich die Zählkartenmethode vor jeder anderen viele Vorzüge hat, namentlich infolge der dadurch gewährleisteten Möglichkeit der Bearbeitung und Zusammenstellung nach den verschiedensten Richtungen.

Da sich aber, wie gesagt, alles dies nicht durchführen ließ, so mußte man sich im großen ganzen auf die Gewinnung der einheitlichen äußeren Form beschränken, während der Inhalt die gleichen Verschiedenheiten aufweist, wie die eigentlichen Sanitätsberichte; alle Zahlenangaben, welche in den letzteren nicht voll vergleichbar

Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

sind, sind es auch in den internationalen Beiträgen nicht.

Einige Beispiele mögen dies und damit die Schwierigkeiten der internationalen Vergleiche militärmedizinalstatistischer Daten überhaupt kurz erläutern.

Es betrug nach den internationalen Beiträgen

in der			Gesamtzugang		Lazarettzugang	
russischen Armee		(1900/04)	352,9‰ K.		314,8‰ K.	
französischen	»	(1901/03)[1]	613,3	»	212,3	»
preußischen	»	(1900/04)	634,8	»	258,1	»
österr.-ungar.	»	(1900/04)	642,4	»	327,3	»
italienischen	»	(1899/03)	745,4	»	423,3	»
bayerischen	»	(1900/04)	897,7	»	253,9	»
serbischen	»	(1903)	989,3	»	506,3	»
niederländ.	»	(1899/03)	1273,8	»	707,2	»
belgischen	»	(1903/05)	—		432,3	»
engl. Inlands-	»	(1900/04)	641,4	»	641,4	»
nordamerik.	»	(1905)[2]	1250,3	»	871,5	»

Sieht man zunächst von den Heeren Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche wegen ihrer besonderen Rekrutierungsverhältnisse überhaupt nur schwer mit den übrigen Armeen vergleichbar sind, ab, so würde sich also die russische Armee durch einen ganz auffallend geringen Gesamtkrankenzugang auszeichnen, und Frankreich in dieser Beziehung an zweiter Stelle stehen. Diese Zahlen gewinnen aber ein anderes Gesicht, wenn man aus den eigentlichen Sanitätsberichten ersieht, daß in Rußland in den Jahren 1900/04 im Durchschnitt außerdem noch 2230‰ K. ambulatorisch behandelt und in Frankreich im Durchschnitt der Jahre 1901/03 noch 1095,7‰ K. schonungskrank (malades à la chambre) gewesen sind. Man geht wohl nicht fehl, daß ein nicht unerheblicher Prozentsatz von diesen Schonungskranken z. B. bei uns in Preußen als revierkrank geführt sein würde; ein Vergleich der offiziellen Zahlen von Rußland und Frankreich mit denjenigen der übrigen Staaten führt also zu ganz falschen Schlüssen.

[1]) Bei den internationalen Beiträgen für die Jahre 1898—1900 sind nur die Zahlen für die Gesamtarmee — einschließlich der in Algier und Tunis stehenden Truppen — angeführt; diese Jahre sind daher für die Berechnung der Durchschnittszahlen nicht verwertet.

[2]) In den Beiträgen von Nordamerika ist erst seit 1905 der Krankenzugang für die in den Vereinigten Staaten selbst stehenden Truppen getrennt angegeben; in den Jahren bis 1894 enthalten die Zahlen des Gesamtzuganges auch diejenigen der in China, Hawai und auf den Philippinen befindlichen Truppen.

Anders liegen die Verhältnisse in den Niederlanden. Deren Armee besitzt keine Revierstuben, alle Erkrankungen von einiger Wichtigkeit werden der Lazarettbehandlung zugeführt, während nur die ganz leicht Erkrankten (légèrement indisposés) in ihren Kasernenwohnungen verbleiben. Da hier aber diese malades à la chambre in dem Gesamtkrankenzugang mit verrechnet werden, so stellt sich dieser sehr hoch. Man kann wohl wiederum annehmen, daß manche von den malades à la chambre gar keiner besonderen ärztlichen Behandlung bedürfen und daher in den anderen Armeen mit regelrechten Revierbehandlungseinrichtungen kaum als revierkrank geführt werden würden. Also auch die niederländischen Zahlen sind mit den übrigen nicht ohne weiteres vergleichbar.

Der belgische internationale Beitrag führt nur Lazarettkranke auf, da auch in Belgien keine eigentliche Revierbehandlung besteht, sondern die Leichtkranken à la chambre behandelt werden. Deren Zahl belief sich aber nach den offiziellen Sanitätsberichten in den Jahren 1903/05 durchschnittlich auf 644,8 von Tausend Kranken, auch hiervon dürfte ein beträchtlicher Teil als revierkrank in unserem Sinne zu gelten haben, der Gesamtkrankenzugang also sich wesentlich höher stellen, als die Zahlen der internationalen Statistik vermuten lassen.

Ähnliche, wenn auch nicht so bedeutende, Schwierigkeiten entstehen beim Vergleich der Lazarettzugangsziffern. Daß in denjenigen Armeen, in welchen keine Revierbehandlung besteht, verhältnismäßig oft auch leichter Erkrankte ins Lazarett kommen, ist nur natürlich. Daß andererseits in Frankreich die Revierbehandlung eine viel ausgedehntere ist und sich auch auf manche Krankheiten erstreckt, bei welchen anderswo stets Lazarettpflege eintritt, ist schon oben erwähnt — hierdurch erklärt sich auch die so auffallend niedrige Lazarettzugangsziffer der französischen Armee.

Es würde zu weit führen, auf weitere Einzelheiten einzugehen, die kurzen Ausführungen dürften aber schon gezeigt haben, wie schwierig derartige internationale Vergleiche sind, und daß die Schwierigkeiten auch durch die internationalen Vereinbarungen nicht gehoben werden konnten. Diese Verschiedenheiten, welche der Gesamtkrankenzugang je nach der Art der Organisation

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Sanitätswesens bezw. der Rapporterstattung in den einzelnen Staaten aufweist, wiederholen sich natürlich bei den weiteren Tabellen der internationalen Beiträge, dem Zugang nach Waffengattungen, Monaten, in den größeren Garnisonen.

Weniger störend machen sich die besprochenen Verhältnisse in den Tabellen über den Zugang einzelner Krankheiten bemerkbar, da in die internationale nosologische Krankheitsübersicht im wesentlichen nur solche Krankheiten aufgenommen sind, über welche wohl in allen Armeen gleichmäßig rapportiert wird, nämlich in erster Linie die akuten übertragbaren Krankheiten (Cholera, Diphtherie und Krupp, Dysenterie, Erysipel, Influenza, Malaria, übertragbare Genickstarre, Masern, Mumps, Scharlach, Typhus, Pocken), ferner die venerischen Krankheiten, Lungen- und Brustfellentzündung, Gelenkrheumatismus, Tuberkulose der Lungen und anderer Organe, Hitzschlag, Skorbut, Trachom, Geisteskrankheiten, sowie neuerdings Blinddarmentzündungen, Knochenbrüche und Verrenkungen. Derartige Kranke dürften wohl überall in Lazarettbehandlung genommen, jedenfalls wohl kaum nur als schonungskrank geführt oder ambulatorisch behandelt werden. Anders steht es mit der Alkoholvergiftung, ferner mit akutem Bronchialkatarrh, Hernien, sowie besonders mit den in der nosologischen Übersicht enthaltenen Krankheitsgruppen: den Erkrankungen der Ohren, Augen, der Haut, der Harn- und Geschlechtsorgane (ausschl. der venerischen Krankheiten) und des Herzens. Bei diesen Krankheiten dürften in den verschiedenen Armeen nicht unwesentliche Verschiedenheiten hinsichtlich Behandlungsart und Rapportierung obwalten, so daß vergleichende Untersuchungen über ihre Häufigkeit nur zu leicht zu unrichtigen Ergebnissen führen können. So verzeichnet z. B. Frankreich nur je 6,1‰ Ohren- und Augenkrankheiten (1901/03) gegen 12,2 bzw. 14,8‰ in der preußischen Armee 1900/04; Rußland (1900/04) nur 18,6‰ Zugang an akutem Bronchialkatarrh gegen 48,3‰ in Preußen und 61,3‰ in Österreich-Ungarn in den gleichen Jahren. Es liegt nahe, diese niedrigen Zahlen dadurch zu erklären, daß sich unter den ambulatorisch behandelten bzw. Schonungskranken in Frankreich und Rußland zahlreiche Ohren-, Augen- und Bronchitiskranke befinden, welche nur nicht rapportmäßig verrechnet sind. Derartige Beispiele ließen sich leicht vermehren, doch dürfte das Gesagte genügen, um die Grenzen der Vergleichbarkeit der genannten Krankheiten und Krankheitsgruppen zu beleuchten.

Auch die Zahlen der Todesfälle aus den verschiedenen Armeen können nicht ohne weiteres einander gegenübergestellt, jedenfalls nicht als sicherer Maßstab der Mortalität angesehen werden. Am sichersten sind noch die Todesfälle durch Selbstmord und Verunglückung miteinander zu vergleichen, da auf diese organisatorische Verschiedenheiten keinen Einfluß haben. Die Todesfälle durch Krankheiten hängen zwar in erster Linie von der Zahl und Art der Erkrankungen, von der ärztlichen Behandlung und von den für diese zur Verfügung stehenden therapeutischen Mitteln aller Art ab. Es ist aber dabei zu berücksichtigen, daß die Art der Entlassung kranker und dienstunbrauchbarer Mannschaften auf die Höhe der Todesfälle von Einfluß sein kann; je schneller die Entlassung namentlich chronisch kranker Leute aus dem aktiven Dienst möglich ist und durchgeführt wird, desto seltener werden Todesfälle an derartigen Krankheiten noch während der Zugehörigkeit zur Armee bezw. noch innerhalb der militärärztlichen Behandlung zu verzeichnen sein. Für die Entlassung kranker Soldaten ist aber neben den gesetzlichen Vorschriften auch noch die möglichst frühzeitige Erkennung der Krankheiten von Wichtigkeit, welche wiederum von dem Stande des ärztlichen Könnens und den zur Verfügung stehenden diagnostischen Hilfsmitteln abhängig ist.

Es sind also mancherlei Gesichtspunkte, welche bei der Beurteilung der Todesfälle, sowohl in ihrem Verhältnis zur Iststärke, als namentlich auch zur Zahl der Erkrankungen selbst, zu berücksichtigen sind.

Es muß aber trotzdem zugegeben werden, daß die internationalen Beiträge zur Militär-Sanitätsstatistik doch manche **Vorteile** bieten. Erstens erleichtert die einheitliche Form der Tabellen sehr das Arbeiten, und namentlich dem in der Einrichtung der fremdländischen Sanitätsberichte weniger Vertrauten ist durch die gleichartige Anordnung des Stoffes das Auffinden bestimmter Zahlen bedeutend erleichtert. In den größeren Berichten sind manche Angaben an verschiedenen Stellen ver-

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtreut, manche in anderer Weiſe zuſammengefaßt, ſo daß es erſt eines mühſamen Suchens und Umrechnens bedarf, um die entſprechenden Daten zu gewinnen. Wieder andere in den internationalen Tabellen enthaltene Angaben ſind in einem Teil der offiziellen Berichte überhaupt nicht vorhanden. Alles das bedeutet nicht unweſentliche Vorteile und läßt die weitere Ausgeſtaltung der internationalen Beiträge und die Beteiligung weiterer Staaten an ihnen durchaus erwünſcht erſcheinen. Namentlich wäre der Anſchluß an die internationale Statiſtik — wie er ſchon von Spanien und Serbien geſchehen iſt — ſeitens derjenigen anderen Staaten von Wert, welche über ihre Heere bisher überhaupt noch keine ſelbſtſtändigen Sanitätsberichte herausgegeben haben oder nur in Zeitſchriften einige kurze ſanitätsſtatiſtiſche Angaben veröffentlichen. —

Nur in kurzen Zügen ſollten die vorſtehenden Zeilen Zweck und Ziele der internationalen Kommiſion zur Vereinheitlichung der Militär⸗Sanitätsſtatiſtik erörtern. Wenn ſie nicht das erreicht hat, was ihren Begründern vorſchwebte, ſo lag das an den Schwierigkeiten des Gegenſtandes ſelbſt, welche man ſchon daraus ermeſſen kann, daß es jahrzehntelanger Erörterungen bedurfte, ehe man überhaupt ernſthaft an die Löſung der Aufgabe zu gehen wagte.

Vielleicht gelingt es der Zukunft, die Vereinheitlichung der Militär⸗Sanitätsſtatiſtik in den verſchiedenen Armeen weiter zu fördern und zu erreichen. Jeder Staat entſchließt ſich natürlich nur ſchwer, ſein langjähriges Rapportſyſtem zu ändern, ſchon weil dadurch Vergleiche mit früheren Zeitperioden innerhalb der eigenen Armeen unmöglich gemacht oder wenigſtens erſchwert werden; und ſchließlich hält, wie Billings in ſeinem Referat ſeinerzeit ſagte, jeder ſein Syſtem für das beſte.

Aber die Fortſchritte der Wiſſenſchaft und die Forderungen der praktiſchen Bedürfniſſe machen am Ende doch überall einmal Änderungen und Verbeſſerungen der Rapportvorſchriften erforderlich. Da aber, um Krockers Worte zu gebrauchen, eine einheitliche Heeres⸗Sanitätsſtatiſtik im weſentlichen gleichbedeutend iſt mit einer gleichmäßig guten Statiſtik, ſo wird jede Verbeſſerung in den Rapporten der einzelnen Armeen auch die Beſtrebungen nach Vereinheitlichung zu fördern geeignet ſein. Hoffen wir, daß der Weg bis zur allſeitigen Erreichung der beſten Heeres⸗Sanitätsſtatiſtik und damit zur vollen Erzielung internationaler Vergleichbarkeit nicht allzulang ſein möge.

Anna Byns.

Von Dr. G. Kalff, Profeſſor für niederländiſche Literatur
an der Univerſität Leiden.

Eine heftigere Feindin Luthers als die Antwerpener Dichterin Anna Byns iſt wohl kaum aufzuweiſen. Kein Katholik jener Tage hat den alten Glauben leidenſchaftlicher geliebt und ſich mit innigerer Überzeugung zu ihm bekannt; gewiß hat keiner ſeinen Glauben mit dem kunſtvollen Wort als Waffe ſo kräftig verteidigt wie ſie. Von ihren geiſtesverwandten Zeitgenoſſen gerühmt, ſo hoch geachtet, daß ihrem erſten Band Gedichte gegen Luther die Ehre einer Überſetzung ins Latein zuteil wurde, geriet ſie unter der Herrſchaft eines neuen Glaubens in Vergeſſenheit. Die hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſpäterer Zeit hat ihr den Platz wiedergegeben, auf den ſie einen Anſpruch hat. 1494 in Antwerpen aus wohlhabendem Bürgerſtand geboren, widmete ſie ſich ſchon etwa 1520 der »edlen Kunſt«, die ſie 1528 in einem Loblied verherrlicht. In demſelben Jahre gab ſie die »ehrſame und ingeniöſe Magd«, ihre erſte Gedichtſammlung, heraus gegen die »vermaledeite Lutherſche Sekte«. Acht Jahre ſpäter finden wir ſie als Lehrerin in einem kleinen Hauſe »het Rooſterken«, dem Vermächtnis eines Prieſters der Kirche Unſerer⸗Lieben⸗Frauen. Ihr erſter Band Gedichte war zu der Zeit wiedergedruckt worden und wurde 1548 noch einmal, jetzt mit einem zweiten vereinigt, herausgegeben. 1564 und 1565 folgten Neudrucke dieſes Bandes, und 1567 gab der Miniſter Provinciael, Bruder Henrick Pippinck, einen dritten Band von Annas Refrains heraus. Die damals 73jährige Dichterin unterrichtete noch immer die Jugend in dem wahren katholiſchen Glauben und tat dies, bis ſie beinahe achtzig Jahre alt war. Dann kam das Ende. Sie,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die unsere liebe Frau so oft mit den schönsten Ehrennamen und Reimklängen verherrlicht hatte, wurde ärmlich auf dem Friedhof Unserer-Lieben-Frauen bestattet.

Ihren Ruhm hatte sie vor allen Dingen den drei Bänden religiöser und Streitgedichte zu verdanken. Wer aber nur darauf das Auge richtet, bekommt ein unvollständiges Bild von ihr. Ihr handschriftlicher Nachlaß enthielt noch hunderte Refrains »in Weisheit«, »in Liebe« und »in Scherz«, die erst in unserer Zeit herausgegeben wurden, und in denen man sie von einer andern Seite kennen lernt. Die geistliche und weltliche Poesie stammt, wenigstens zu einem Teil, aus derselben Zeit, in der ihre erste Sammlung gegen Luther entstand. Daher ist sie wohl geeignet, als Einleitung zu ihren übrigen Gedichten zu dienen.

Die Einteilung dieser Refrains in obengenannte drei Arten beruht auf ihrer Verwandtschaft mit der übrigen Poesie der »Rhetoriker«. Die Dichterin zeigt sich in vielen Hinsichten als eine Geistesverwandte der Rhetoriker, die die Sammlungen von Jan van Steyvoirt und von Jan van Doesborch zusammensetzten. Auch für sie ist »die edle Kunst von oben aus dem heiligen Geist geflossen«.

Mehrere, wahrscheinlich die meisten dieser Stücke sind als Antwort auf eine vom Fakteur oder von einem andern Mitglied der sprachliebenden Gesellschaft gestellte Frage entstanden.

Immer ist Anna von dem »Stock«, von dem »Maße«, »Zuschnitt des Gedichtes« erfüllt. Viele dieser Stücke zeigen denselben stereotypen Charakter, den wir in den übrigen Refrains aus dieser Zeit beobachten können; u. a. die Darlegung irgend einer sittlichen Wahrheit mit Hilfe einer Anzahl von Beispielen, die der Bibel, dem Altertum oder auch literarischen Werken aus früherer Zeit entnommen sind. Auch in den Klagen der Liebenden, der Ehemänner und ihrer Frauen ist viel Stereotypes, was wir an anderen Stellen wiederfinden. Vereinzelt findet man sogar einen Nachklang der »Tenzone«, an anderer Stelle eine Freude am Häufen von Wörtern mit demselben Ausgang.

Die damalige Auffassung der »edeln Kunst« brachte auch Anna Byns dazu, sich in allerhand Gemütszustände hineinzudenken, in allerlei Rollen aufzutreten, indem sie Rat gab oder mahnte, sich an die Mitmenschen zu wenden. Bald ist sie der verschmähte Liebhaber, der sich entschließt, sich anderswo Trost zu suchen; bald eine verschmähte Liebhaberin, die klagt: »Kein größeres Leiden als die Untreue des Freundes«. Eine untreue Geliebte versucht ihren früheren Liebhaber wieder für sich zu gewinnen; ein verlassenes Mädchen flüstert: »Du bleibst im Herzen, wenn Du auch aus den Augen bist«. Zwei Stimmen lassen sich im Gemüt einer von ihrem Geliebten verlassenen Jungfrau hören. Hier finden wir ein Paar im Gespräch; dort ist es eine eifersüchtige Frau, die zu ihrer Ehehälfte redet, und die Ehehälfte, die antwortet; oder die Klage einer Frau, der ihr Gatte untreu ist, eine andere von einem unglücklich verheirateten Manne. An anderer Stelle wieder wendet sich die Dichterin an die »unschuldigen Mädchen und Junggesellen«, denen sie die Leiden der Ehe vorhält; an die Witwen, denen sie rät: »Verbindet euch mit dem Herrn, nun ihr nicht mehr gebunden seid«. Jungfrauen und Witwen ruft sie zu: bleibt allein! »ungebunden ist's am besten, selig Weib ohne Mann«, aber den Junggesellen und Witwern ebenso: »ungebunden ist's am besten, selig ist der Mann ohne Weib«. Auch dichtet sie Refrains »im Scherze«: sie führt uns in eine Zusammenkunft lustiger Beguinen, die sich daran ergötzen über eine Hechel zu springen, ein prickelndes Spiel in mehr als einem Sinne. Oder sie zeigt uns einen Liebhaber, der in der Nacht aus dem Fenster seines Liebchens mit »Kammerlauge« begossen wird, oder schildert ein widerliches altes Weib, oder führt vor, wie »ein Schlechter sich zum andern gesellt, Hack seine Bequemlichkeit sucht« und »wie es keinen so schiefen Deckel gibt, der nicht seinen Topf fände«.

Gewiß, in keinem dieser Refrains ist eine solche Sinnlichkeit, eine solche überströmende Lustigkeit oder vulgäre Roheit, wie in andern, die wir früher fanden. Es ist eine Frau, die hier das Wort führt, aber doch eine Frau, die am Ausgang des 15. Jahrhunderts geboren wurde, die nichts darin sieht, eine klagende Liebhaberin sich selbst ermutigen zu lassen mit den Worten: »Es ist unsicher, wo eine Kuh einen Hasen fängt«, oder die des Spieles von Lanseloot und Sandryn gedenkt in dem Vers: »Durch Liebchens Scheiden mußte Lanseloot auch saures Bier schmecken«.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Andrerseits darf man nicht vergessen, daß wir hier die rohe Kehrseite einer Frische und einer natürlichen Anmut sehen, die sich in manchem Refrain dieser Sammlung zeigen.

In diesen und anderen Refrains »in Liebe« ist soviel warmes Gefühl, hie und da solch eine Leidenschaft, daß man die Frage aufgeworfen hat, ob diese Liebe bestimmten Personen gelte. Die Namen vermeintlicher Liebhaber, die in einige Refrains hineingeflochten sind, geben uns dazu gewiß kein Recht. Nichts zwingt uns, an bestimmte Liebhaber zu denken; doch andrerseits hat man auch nicht das Recht, zu sagen, daß wir hier mit lauter eingebildeter Liebe zu tun hätten. Kann jemand, der die Liebe aus Erfahrung durchaus nicht kennt, so viel Liebe schildern? Möglich bleibt es, daß Anna die Liebe selbst erfahren und den Liebhabern und Liebhaberinnen, die sie hier auftreten läßt, etwas von ihrem Gefühl gegeben hat. Doch wie auch in diesen Refrains das Verhältnis zwischen Wahrheit und Dichtung sei, in den geistlichen Refrains klingt sicherlich nicht nur eingebildetes religiöses oder sittliches Gefühl wieder.

Es ist ein aufrichtiges Bewußtsein der Sünde in ihrer Klage: »Ach Gott, wie hab' ich meine Zeit verloren«, wo sie sich mit dem verlorenen Sohn vergleicht; Innigkeit des Glaubens ist in ihrem Gebet: »Tröste mich, guter Jesus, denn des Trostes bedarf ich«. Sie ist sich der Vergänglichkeit alles Irdischen dem ewigen Gott gegenüber tief bewußt; in ihren Mai- und Neujahrsliedern regt sie andere und sich selbst zu einem frommen Leben an, wenn auch der Lohndienst in dieser katholischen Poesie nicht fehlt. Sie verherrlicht Maria und Jesus mit einem Reichtum von Epitheta und Reimklängen.

Die Stimmung in diesen Lobgedichten wird hier und da unterbrochen durch einen Ausfall gegen die »Ketzer voll Eiters«. Auch in vier anderen Refrains werden wir an den Kampf zwischen altem und neuem Glauben erinnert. Alle vier sind undatiert; nach der Art zu urteilen, wie Anna hier nur im Vorübergehen einige Reformationserscheinungen erwähnt, vermute ich, daß drei von ihnen zu ihrem ersten Werk gehören, als die neue Geistesbewegung erst anfing bis zu ihr durchzudringen; sie warnt Geistliche, die einmal eine Freude haben wollen, vor bösen Zungen; am Schluß einer Klage über das goldene Zeitalter, das hinter uns liegt, erwähnt sie die fremden Fragen, »welche Laien stellen«, und das Tadeln der Prediger; sie schließt ihre komische Erzählung der Nonnen, die über die Hechel springen, mit einer Entschuldigung der »Klosterbrüder und Schwestern, die doch auch wohl einmal Spaß machen dürfen«. Der vierte Refrain stammt vielleicht vom Jahre 1525. Ist dem so, so hat sie sich in dem »Neujahrslied« sehr zurückgehalten.

Während der Zeit vor dem Jahre 1525 hatte sie schon viel heftiger geredet, und in späteren Jahren nahm die Heftigkeit zu. In der ersten Sammlung Refrains sehen wir sie in ihrer vollen angreifenden und sich verteidigenden Kraft. Das Wesentlichste von dem, was sie für und wider die neue Lehre zu sagen hat, findet man hier schon zusammen. Hauptsächlich in einem Refrain auf A. B. C. vom Jahre 1523. Die Welt läuft auf Schlittschuhen, alles ist in Unordnung, die Laien disputieren über die Bibel und sind den Priestern nicht länger gehorsam, es sind Wölfe unter den Schafen, eine neue Lehre wird gepredigt, die die Sucht zur Bequemlichkeit und die Sinnlichkeit der Menschen kitzelt und reizt, Schimpfworte auf die Priester werden an die Mauern der Kirchen geklebt usw. Luther wird lieber nicht mit seinem Namen genannt, nur angedeutet als die Otter, die ihren Zahn schärft, »der Mann, der aus Swertenberghe weggelaufen ist«.

Aber bald wird der Ton heftiger. Sie warnt vor dem Umgang mit den Ketzern: »Wer zu den Schlangen geht, bekommt von ihrem Gift«. Kräftiger verteidigt sie die Priester, die das Ziel so vieler Beschuldigungen, des Schimpfes und der Schmach sind. »Priester sind auch Menschen«. Sie lacht die Laien-Prediger aus, alle jene Handwerker, die »Doktoren« sein wollen; die »deutschen Doktorinnen« müssen es auch entgelten. Heftiger flammt ihr Zorn gegen Luther auf, den »verzweifelten Ketzer, der schlimmer als ein Jude«, den schlimmsten unter allen Ketzern, die vor ihm waren. Und warum schweigen die Verteidiger des alten Glaubens, die berufen sind, gegen ihn aufzutreten?

Ach! Es sind meistens »stumme Hunde«. Wie früher Maerlant wendet sich die einfache Lehrerin an die Höchsten der Kirche, sie beschwört Papst, Kardinäle und Bischöfe:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schützt die Kirche! Sie redet der Strenge gegen die Ketzer höchst drastisch das Wort: Was macht es, ob sie an den Pranger gestellt werden, widerrufen und »ein Kreuz auf dem Ärmel« tragen müssen? »Ich will ihnen nicht fluchen«, fügt sie hinzu. Sie tut, was die Prediger unterlassen: Aus der Bibel lehrt sie die Willensfreiheit und die Erfüllung der Prophetien . . .

So steht diese kühne Frau in der Bresche der stürmisch angegriffenen Feste. Sie wehrt den Angreifern mit der Kraft ihres Wortes, feuert die trägen Verteidiger an mit einer Glut der Überzeugung, die Ehrfurcht erzwingt, mit einer Schärfe des Verstandes, mit Vernunft und Humor und einer Beherrschung der frischen farbigen Volkssprache, die Eindruck auf ihre Glaubensgenossen machen mußte. Sie hat hier noch ein Gefühl des Übergewichtes über die Neuerleuchteten. Mit Luther kann man nicht reden: »Wer zu ihm redet, gafft in einen Ofen«; mit den übrigen aber nimmt sie es auf. Sie hat noch guten Mut: Es wird noch einmal besser werden, wenn »Gott es will«, St. Peters Schifflein wird nicht untergehen.

Ganz anders erscheint Anna Byns zwanzig Jahre später, als die zweite Sammlung ihrer Gedichte herauskam. Von der weltlichen Poesie hat sie Abschied genommen. Sehen wir in der ersten Sammlung nur hie und da einmal ihren Mut sinken, die Tränen fließen, so sehen wir sie jetzt fortwährend in Angst und Sorge, mehr als einmal in Tränen, jetzt erklingt das »De profundis«. Sie sehnt sich mitunter nach dem Tode. Sie sieht, wie die Reformation weiter um sich greift; die Anzahl der Ketzer nimmt zu, die lutherischen Hähne und Hennen krähen ohne Furcht; neben Luther sind Melanchthon und Zwingli getreten; die neue Lehre kriecht weiter »wie die Krebskrankheit«. Der Mut des Glaubens der Märtyrer bringt sie einen Augenblick ins Wanken — und wer kämpft für die Kirche und den wahren Glauben? Noch immer steht sie in der Bresche. Die alten Anschuldigungen gegen die Lutheraner erschallen; die vom minderwertigen Gehalt, der Unsittlichkeit der religiösen Zusammenkünfte wird hier zum ersten Male gehört; mitunter, nach einem lutherischen Lied, bricht sie in einen Schwall von Schimpfwörtern aus. Wie ein treuer Schäferhund geht sie um die Herde herum, deren Hirten schlafen; »schämt euch, daß ihr den Namen Christen tragt«; horcht nicht auf die Ketzer: »diese schmutzige Bande«. Sie hält Mönchen und Nonnen, die aus dem Kloster geflohen sind, den Unterschied zwischen ihrem früheren und ihrem jetzigen Leben vor: wie gut und ruhig hatten sie es, welch ein unbesorgtes Leben! Sie verteidigt die »guten Werke«. Sie verteidigt auch, was nicht zu verteidigen ist, und scheut sich nicht, zu den Ketzern zu sagen: Seid zufrieden mit der guten Lehre der Priester und laßt ihr böses Leben in Ruhe.

Allein wer sich auf solche Argumente stützen muß, mit dem steht's schwach. Es ist eine Angst in Annas Heftigkeit; sie fühlt, daß der alte Glaube in Gefahr schwebt: »Petrus' Schifflein ist jetzt in großer Gefahr« lesen wir im letzten Refrain dieser Sammlung; sie sieht ein, daß der neue Glaube an Umfang zunimmt, daß sie einsam in dem Kampf um den wahren Glauben dasteht.

Nach weiteren 20 Jahren erscheint eine dritte Sammlung. Ein anderer gibt diese für sie heraus. Hat sie selbst nicht Mut oder Lust dazu gehabt? Es ist leicht möglich. Der Haupteindruck, den dieser Band Gedichte bei uns hinterläßt, ist sehr verschieden von dem der beiden vorigen. In allen drei finden wir ein sogenanntes A.B.C.-Gedicht; doch sind die aus den beiden ersten Bänden gegen die Ketzerei und die Ketzer gerichtet; das A.B.C. aus dem dritten Band ist »von Christo dem Herrn«. In diesem Gegensatz liegt großenteils der Unterschied zwischen dem dritten Band und den beiden vorigen; der Schwerpunkt hat sich verrückt. Noch steht sie auf ihrem Posten. Noch redet ihre Stimme zu den Abtrünnigen, es sind aber Tränen in ihrer Stimme. Noch regt sie Prinzen und Fürsten an, »das Concilium zur Vollendung zu bringen«, doch die frühere Glut ist verschwunden. Die Zeichen ihrer Zeit entgehen ihrem scharfen Auge nicht. Sie hat gesehen, daß ein neuer mächtiger Kämpfer aufgetreten ist; Calvins Name wird erst in dieser Sammlung ein paarmal genannt. Über die Ketzer und die Ketzerei spricht sie zwar noch, doch nur in einer kleinen Anzahl Refrains; in demselben Sinne, doch nicht mehr mit derselben Kraft und demselben Feuer. Die Priester wagt sie kaum mehr zu verteidigen. Wenn sie an Petrus' Schifflein denkt, das »in der wilden See« von den Schuten und Booten der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ketzer umzingelt mit feurigen Kugeln beschossen wird, dann bedrückt ihr die Angst das Herz; rührend klingt ihre Klage: »O, barmherziger Gott, was soll daraus werden?« Unser Rudern frommt nicht, wir haben Gegenwind, der Mast droht zu zersplittern. Es ist freilich nicht die einzige Stelle in dieser Sammlung, wo wir die Dichterin ihre Zuflucht zu Gott nehmen sehen. Im Gegenteil, der »stock« eines anderen Refrains: »Du bist meine Zuflucht in allen Versuchungen« bildet eins der Hauptmotive dieses Bandes. Dieses Gefühl der Schwäche, dieses Bedürfnis nach Schutz und Schirm gingen aus mehr als einer Ursache hervor. Neben ihrer Sorge und ihrer Angst für das Schicksal des wahren Glaubens und der wahren Kirche sehen wir andere Dinge, die ihre Persönlichkeit betreffen. Sie fühlt sich alt werden: »der Abend naht«, »die Sonne begehrt unterzugehen«, Verleumdung und Lüge greifen sie an, Krankheit quält sie. Doch schwerer ist es ihr, zu erkennen, daß ihre Seele ebenso »krank« ist wie der Körper. Immer hat sie den Tod vor Augen. Wie Elckerlyc fängt sie an, sich vor »der langen Reise«, die sie allein wird überstehen müssen, und vor dem »Übersehen ihrer Rechnung« zu fürchten. Die höllischen Folterqualen kommen ihr vor den Geist, sie sieht die »höllischen Drachen«, in ihrer Angst beichtet sie ihre Sünden, verliert sich in Selbstvorwürfen und Beschuldigungen; sie fleht: »Wolle der Sünden meiner Jugend nicht gedenken«. In der Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit findet sie Trost. Immer hören wir, wie sie sich an Gott und die Jungfrau-Mutter wendet. Rauscht dieser Harfenton in den beiden ersten Sammlungen nur im Anfang, hier durchzittert er alle Gedichte; fortwährend hören wir hier auch den Widerhall des »Recordare, Jesu pie« und »Tantus labor non sit cassus«.

St. Katheline, die richtige Patronin aller Rhetoriker hat gewiß wenig so treue Dienerinnen gehabt wie Anna Byns.

Dessen ist sich schon zu ihren Lebzeiten einer ihrer ungenannten Verehrer bewußt, als er sie »unter Künstlern einen stolzen Rubin« nannte und sie lobte, weil sie den bösen Ketzern widerstanden hätte, wie St. Katheline seinerzeit fünfzig heidnische Meister zu Gott geführt hätte. In Annas Antwort auf dieses hinkende Lobgedicht sehen wir schon etwas von dem Wankelmut durchschimmern, der später Herr über sie wurde: »Ich kann allein keinen Tanz machen«, sagt sie, »und was das Bekehren anbelangt — »ich würde eher mit einer Trommel Hasen in den Dünen fangen.« Wohl hatte sie Grund, so schwermütig zu sein; ihre scharfen Augen sahen, wie die neue Lehre immerzu mehr Boden gewann. Den Triumph dieser Lehre hat sie nicht erlebt; dieses Leid ist ihr erspart geblieben. Andererseits hat sie auch nicht sehen dürfen, wie ihre Kirche sich aus dem Verfall erhob. An dem Wiederaufblühen des Katholizismus hat sie zweifellos ihr Teil gehabt. Wenn man es auch nicht beweisen kann, man darf doch einem ihrer späteren Bewunderer, einem gewissen Albertus Le Mire, wohl Recht geben, wenn er behauptet, daß Anna durch ihre antilutherische Poesie »viele aus dem gemeinen Volke in dem Schoß unserer Mutter, der heiligen katholischen Kirche festgehalten habe und Unzählige von dem Irrweg wieder auf den Weg der Seligkeit geführt.«

Mit Hadewych und Schwester Bertken darf Anna Byns zu einem Trio von Dichterinnen vereinigt werden, die ihrer Kirche und unserer Literatur zur Ehre gereichen. Weder die Ruhe des Klosters, noch eine Heimat in der Klause waren ihr Teil; in einer belebten Handelsstadt hat sie eine bescheidene, aber ehrenvolle Aufgabe erfüllt, so lange ihre Kräfte es erlaubten, und hat sich kräftig an dem Kampf der Geister beteiligt. Für sie gab es kein stilles Sich-Vertiefen in die »Minne«, keine himmlischen Visionen von dem »Tanz der Mägdelein«. Daher findet man in ihrer Poesie auch nicht die sanfte Anmut und melodische Schönheit ihrer beiden Vorgängerinnen; alle Kraft und Leidenschaft der religiösen Volksbewegung aber spiegelt sich in der frischen, farbigen, markigen Volkssprache. Hadewych und Schwester Bertken mochten sich an die Orgel setzen und bei ihrem Spiel etwas von dem Widerhall der himmlischen Musik empfangen — aus den Refrains der Anna Byns klingt uns das Spiel der »Laute« und des Bogens paart sich mit den Texten »in Liebe« und »im Scherz«; laut erschallt die schmetternde Trompete, die zum Kampf für die Kirche auffordert, dann schweigen diese Töne oder schwächen sich ab, der Harfenton der Trauer läßt sich hören und verhallt in ein klagendes »miserere«.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Die neuen Austausch-Professoren. — Die Tagessatzung des deutsch-amerikanischen Nationalbundes. — Das neue deutsche Theater in New York.

Mit dem Oktober haben unsere großen Universitäten ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. An zweien von ihnen werden auch in diesem Jahre deutsche Professoren Vorlesungen halten. Wie ihre Vorgänger beschränken sie aber ihre Tätigkeit nicht auf die Universitäten, wo sie bei der studierenden Jugend Verständnis und Achtung für deutsches Wissen erwecken wollen, sondern Dr. Rudolf Leonhard von der Universität Breslau, in diesem Semester Kaiser Wilhelm-Professor an der Columbia-Universität, und Professor Dr. Paul Clemen aus Bonn, der an der Harvard-Universität lehrt, haben sich bereitwillig in den Dienst der wissenschaftlichen und literarischen deutschen Vereine gestellt. Bevor Professor Clemen seine Tätigkeit in Harvard am 3. Oktober begonnen hat, ist ihm zu Ehren von dem dortigen deutschen Verein ein festlicher Empfang veranstaltet worden. Unter den fünfhundert Teilnehmern befanden sich die Professoren Kuno Francke, Hugo Münsterberg, Peabody, Hart und Walz. In einer kurzen Ansprache betonte Clemen, daß es ihm besonders erwünscht sei, in Harvard zu wirken, denn hier sei, wenn überhaupt in Amerika, noch eine alte Tradition zu finden. Von ihm ist ferner ein höchst interessanter Vortrag über Böcklin und Thoma zu erwähnen, den er vor dem deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Verein in New York gehalten hat. Dieser Vortrag war um so wertvoller, als das Deutschtum in Amerika leider von der modernen deutschen Kunst recht wenig weiß. Wer nicht in der Lage ist, häufig nach Deutschland zu reisen, hat keine Gelegenheit, sich darüber zu orientieren, denn das amerikanische Publikum, das Gemälde kauft, zeigt immer noch eine ausgesprochene Vorliebe für französische Künstler.

Professor Leonhard hat seine Vorlesungen am 27. September bei der Eröffnung der Rechtsschule der Columbia-Universität begonnen. Präsident N. M. Butler, der ihn den Studenten vorstellte, hob hervor, daß es zu den Aufgaben der Universitäten gehöre, um die Länder der Erde ein Band zu schlingen, und daß diese Aufgabe durch die Einrichtung der Austausch-Professoren in erfreulicher Weise erleichtert werde; denn sie trage zum Kennenlernen der Einrichtungen der betreffenden Länder und damit zum gegenseitigen Verständnis auf das beste bei. Professor Leonhard hielt darauf in englischer Sprache seine Antrittsrede über die in Deutschland von der historischen rechtswissenschaftlichen Schule beobachteten Methoden. Er betonte die Wichtigkeit der Methodologie für den Unterricht und gab dann einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Rechtswissenschaft von den Zeiten der Herrschaft des Naturrechts, die durch die historische Schule abgelöst wurde, bis in die Gegenwart. Wenn die historische Schule auch heute noch beim rechtswissenschaftlichen Unterricht ihren Einfluß geltend mache, so sei sie doch durch den modernen Geist umgewandelt, der, auf geschichtlichen Grundlagen, die Wissenschaft mit den Bedürfnissen und Anforderungen des praktischen Lebens verknüpfe. Von diesem Geiste werde auch er sich leiten lassen in seinen Vorlesungen über die Wurzeln unseres Rechts. Der Rede folgte lebhafter Beifall. — Vielen Beifall hat Professor Leonhard auch gefunden mit einer Rede bei der Feier des deutschen Tages in New York, die alljährlich zur Erinnerung an die Landung der ersten deutschen Kolonisten in Pennsylvanien stattfindet.

Gleichzeitig wurde die Tagessatzung des deutsch-amerikanischen Nationalbundes abgehalten. Dieser will die Deutschen in Amerika zusammenschließen, um ihren Einfluß in jeder Richtung zu erhöhen. Er hat schon anderthalb Millionen Mitglieder und Zweige in den meisten Staaten der Union, und wenn er auch vorderhand noch wenige praktische Erfolge aufzuweisen hat, so ist es doch nicht unmöglich, daß dies in der Zukunft der Fall sein wird, wenn ihre Leiter sich auf Gebiete beschränken, auf denen ein geschlossenes Vorgehen der amerikanischen Bürger deutscher Abkunft berechtigt ist. Die Tagessatzung war in mehr als einer Beziehung von besonderer Bedeutung. Sie fand zum erstenmal in New York, der Metropole des Landes, statt, wo sich bisher noch wenig Teilnahme für den Nationalbund gezeigt hatte. Die deutsche Presse kam ihr äußerst freundlich entgegen; zu Ehren der Delegierten wurde ein Festmahl gegeben, an die Versammlungen schloß sich eine Dampferfahrt nach Boston und Harvard zur Besichtigung des Germanischen Museums.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die Eröffnung des neuen deutschen Theaters in New York. Eigentlich ist diese Bezeichnung etwas voreilig, denn das geplante neue Gebäude für dieses Unternehmen ist noch nicht errichtet worden; die Vorstellungen finden in dieser Saison in dem alten Irving Place-Theater statt. Immerhin handelt es sich um ein Ereignis von Bedeutung, indem der neue Leiter des Unternehmens, Dr. Maurice Baumfeld, mit der Absicht vor das Publikum tritt, sein Theater den amerikanischen ebenbürtig zu machen und durch große Sorgfalt in bezug auf Ausstattung, Regie und schauspielerische Leistungen auch sehr hochgespannte Anforderungen zu erfüllen. Er will das deutsche Theater in New York wieder zu dem machen, was es vor langer Zeit war, nämlich zu einem Institut, das den Stolz des Deutschtums bildet, und an dem dieses lebhaften Anteil nimmt. Die erste Vorstellung berechtigt zu dem Schlusse, daß ihm dies gelingen wird. Unmittelbar nach der Vorstellung sind fast alle namhaften deutschen Vereine mit Dr. Baumfeld in Verbindung getreten, um durch Veranstaltungen von Theaterabenden das neue Institut zu unterstützen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. | 16. November 1907 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT:

Stand der Geschichtswissenschaft im skandinavischen Norden.

Von Geh. Rat Dr. Dietrich Schäfer, ordentlichem Professor für Geschichte an der Universität Berlin.

Deutsches und skandinavisches Geisteszleben haben stets in einem gewissen Zusammenhang gestanden. Stammesverwandtschaft und nachbarliche Wohnsitze wirkten zu diesem Ergebnis zusammen. Es hat Zeiten gegeben, in denen das eine oder andere der skandinavischen Völker — wohl auch zwei von ihnen zugleich — sich mehr englischem oder westfränkischem, französischem Wesen zuwandte. Interessenkonflikte zwischen den nebeneinander wohnenden Süd- und Nordgermanen konnten nicht ausbleiben, und sie haben naturgemäß auch in zeitweiser geistiger Entfremdung, und zwar in einer bewußten, geflissentlichen Entfremdung, ihren Ausdruck gefunden. Aber die Natur der Verhältnisse hat die verwandten Kulturen immer wieder zusammengeführt, besonders in den Flutzeiten geistigen Lebens. Die Christianisierung des Nordens, seine Reformations- und seine Aufklärungszeit lehnen sich enge an die deutsche Entwicklung an, und niemals hat der Austausch in Sitte und Denkweise zwischen südlichen und nördlichen Anwohnern der Ostsee völlig unterbrochen werden können.

Die Stellung der an dieser Wechselwirkung Beteiligten ist aber nicht die gleiche. Im allgemeinen ist der Norden mehr der empfangende Teil gewesen. Aber in einer Beziehung ist er doch dem südlichen Nachbarn überlegen. Er kennt diesen ungleich besser, als es umgekehrt der Fall ist. Das verhält sich so in bezug auf allgemeine Kunde, trifft aber ganz besonders zu für das wissenschaftliche Leben. Die Gründe liegen so nahe, daß sie nicht weiter aufgezeigt zu werden brauchen. Es ist die natürliche Art der Beziehungen zwischen einem großen und kleineren Völkern von gleicher Bildungsfähigkeit. Das schließt nicht aus, daß nordische Geistesprodukte doch in Deutschland mehr als anderswo bekannt geworden sind, auch in neuerer und neuester Zeit. An der glänzenden Entwicklung der Wissenschaften, die das 19. Jahrhundert erlebt hat, haben die nordischen Völker ihren vollen Anteil genommen. Soweit ihre Arbeiten auswärts Beachtung gefunden haben, ist das vor allem in Deutschland der Fall gewesen. Wenn heutzutage in nordischen Ländern gelegentlich den in heimischer Sprache veröffentlichten wissenschaftlichen Schriften eine französische, vereinzelt (in Norwegen) auch wohl eine englische Übersetzung beigegeben wird, so ist darin kein Maßstab zu sehen für die tatsächliche Verbreitung im Auslande, nicht einmal für den Wirkungskreis, den man zu finden erwartet. Würden diese Rücksichten entscheiden, so würde nur in seltenen Fällen als zweite Sprache eine andere als die deutsche verwendet werden können. Trotzdem bleibt die Sachlage bestehen, daß die wissenschaft-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Literatur des Nordens in Deutschland weniger beachtet wird als die deutsche drüben. Gewiß trifft das nicht für alle Fächer in gleicher Weise zu; für das der Geschichte ist es in ziemlich hohem Grade der Fall. Deutsche Historiker, deren Namen bei uns einen Klang haben, ja solche, die wir mit Recht zu unseren besten zählen, versagen nicht selten vollständig, wenn sie über nordische Dinge zu reden haben, und werden mit entsprechendem Lächeln und Achselzucken von den nordischen Fachgenossen zur Kenntnis genommen. Selbst in den nicht so sehr seltenen Fällen, wo deutsche Hergänge nur verstanden werden können, wenn man sich auch der nordischen Literatur völlig bemächtigt, wird diese Vorbedingung übersehen oder zu leicht bewertet; man schreckt zurück vor dem Erlernen der nordischen Sprachen, deren Kenntnis bei unseren Historikern wenig verbreitet ist. Ein Aufsatz in der Wochenschrift kann an dieser Sachlage gewiß nichts ändern. Aber ein Versuch, über den Stand skandinavischer Geschichtswissenschaft eine ungefähre Vorstellung zu geben, dürfte doch nicht wenigen, auch über den Kreis der Historiker hinaus, von Interesse sein.

Die skandinavische Geschichtsliteratur verfügt über kein Nachschlagebuch, wie Dahlmann-Waitz und die Neubearbeiter der »Quellenkunde« es uns für Deutschland, Gabriel Monod für Frankreich, Henri Pirenne für Belgien, der Amerikaner Charles Gross für das englische Mittelalter schenkten. Nur Dänemark besitzt etwas Ähnliches. Christian Frederik Allen hat seinem preisgekrönten »Haandbog i Fædrelandets Historie« eine Literaturübersicht voraufgeschickt, die auch der nach der siebenten dänischen Auflage gefertigten, 1878 erschienenen französischen Uebersetzung von Beauvois hinzugefügt ist. Für Schweden und Norwegen gibt es, soweit beide Länder nicht in Allens Zusammenstellung mit berücksichtigt sind, nichts derartiges. Die groß angelegte Bibliotheca Historica Sveo-Gothica von Carl Gustaf Warmholtz, die in den Jahren 1782—1817 in 15 Bänden in Upsala erschien, ist zwar noch 1889 durch ein Registerbändchen bequemer benutzbar gemacht worden, kann aber den heutigen Anforderungen an eine Quellenübersicht nicht mehr entsprechen. Es ist also nicht leicht, sich einen Überblick zu verschaffen.

Der Norden ist fast ein Jahrtausend später in geschichtliches Licht getreten als die ihm nächstgelegenen mittel- und westeuropäischen Länder; gegenüber den Mittelmeergebieten ist der Unterschied ein noch größerer. Dadurch wird auf dem Gebiete der nordischen Geschichtsforschung der Archäologie ein weites Feld eröffnet. Die »prähistorische« Zeit reicht weiter herab als irgendwo sonst im germanischen und romanischen Europa, bis in unser Jahrtausend herein. Es ist kein Zufall, daß die Wissenschaft der Prähistorie nordischen Ursprungs ist und in dem Schweden Montelius noch heute ihren vornehmsten Vertreter hat.

Naturgemäß ist nun das Mittelalter kurz, und seine Quellen fließen dürftig. Die ältesten nordischen Geschichtschreiber gehören dem 12. Jahrhundert an, und weiter reicht auch keine erhaltene Urkunde zurück. So hat die edierende Tätigkeit des Stoffes leichter Herr werden können als in anderen europäischen Ländern. Dänemark besitzt in seinen Regesta diplomatica historiae Danicae ein Werk, von dem man sagen kann, daß es beispiellos dasteht in der europäischen Geschichtsliteratur. Es verzeichnet alle Nachrichten urkundlichen Charakters (den Begriff der Urkunde in weitestem Sinne gefaßt), die sich auf Dänemarks Geschichte beziehen, bis zum Jahre 1660. Entsprechend den Verhältnissen haben auch Norwegen und Schleswig-Holstein eine weitgehende Berücksichtigung gefunden. Eine erste zweibändige Ausgabe, die in den Jahren 1847—1870 erschien, hat durch zwei weitere stärkere Bände, die, alsbald nach der Vollendung der ersten begonnen, soeben ihren Abschluß gefunden haben, umfassende Erweiterungen und Ergänzungen erfahren. Daneben ist dann ein chronologisches Verzeichnis der eigentlichen Urkunden, das von Kristian Erslev bearbeitete Repertorium diplomaticum regni Danici mediævalis, das bis zum Jahre 1450 herabgeführt werden soll, in drei Bänden bis zum Jahre 1437 fertig geworden. Daß es eine Anzahl lokaler Urkundenbücher gibt, die meist weit über das Mittelalter hinausreichen, und unter denen das achtbändige der Stadt Kopenhagen alle andern an Umfang und Bedeutung weit übertrifft, sei hier nur beiläufig bemerkt. Die dänischen Geschichtschreiber des Mittelalters und zahlreiche andere Quellen, die sich mit dieser Zeit

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beschäftigen, sind schon 1772—1792, im Anschluß an die ähnlichen Beſtrebungen der großen Kulturländer Europas im 18. Jahrhundert, in sieben Foliobänden, den unter dem Namen Langebeks gehenden Scriptores rerum Danicarum medii aevi, denen 1834 ein Schlußband hinzugefügt wurde, gesammelt und 1878 durch einen ſtarken Regiſterband in muſtergültiger Weise zugänglich gemacht worden. Konnte diese Ausgabe auch von der quellenkritischen Methode, die durch unsere Monumenta Germaniae historica emporkam, keinen Nutzen mehr ziehen, so ſteht sie doch an philologischer Zuverlässigkeit den beſten derartigen Sammelwerken nicht nach. So iſt so ziemlich das gesamte Quellenmaterial für Dänemarks mittelalterliche Geschichte durch den Druck in meiſt anſtandsloser Form der Forschung zugänglich gemacht worden (jetzt auch die vatikanischen Nachrichten), ein Stand der Dinge, wie er in keinem außerskandinavischen Lande Europas wieder feſtgeſtellt werden kann.

War das für Dänemark erreichbar, so konnte es für Schweden und Norwegen, die doch erſt nach dem günſtiger gelegenen Nachbarlande in die abendländische Kulturgemeinschaft eintraten, auch nicht allzu schwierig sein. Das urkundliche Material zur norwegischen Geschichte iſt in den 17 Bänden (Band 17: Vaticana) des Diplomatarium Norvegicum bis in die 70er Jahre des 16. Jahrhunderts hinein gesammelt. Da das ungewöhnlicherweise nicht in chronologischer Ordnung, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten geschehen iſt, so hat man neuerdings in den Regesta Norvegica (1898) der Urkundensammlung eine chronologische Übersicht zur Seite zu ſtellen begonnen. Schwedens Urkundenschatz sammelte zunächſt das von Johann Guſtaf Liljegren begonnene, von Bror Emil Hildebrand fortgeführte fünfbändige Svenskt Diplomatarium (1819—1865, 4⁰) bis zum Jahre 1347. Man faßte dann den eigenartigen Entschluß, weiterhin nur die Pergamenturkunden des Reichsarchivs zu veröffentlichen, und dem verdankt das dreibändige Werk Svenska Riks-Archivets Pergamentsbref (1866 bis 1872, 8⁰), das die Jahre 1351—1400 umfaßt, seine Entſtehung. Später iſt man dann doch auf den Plan einer allgemeinen Publikation zurückgekommen und hat einerseits die Lücke von 1348—1350 ausgefüllt (Svenskt Diplomatarium VI, 1 von Emil Hildebrand), andererseits mit der Bearbeitung des 15. Jahrhunderts begonnen, die bis jetzt in vier Bänden des Svenskt Diplomatarium från och med år 1401 von Carl Silfverſtolpe (1875 bis 1902) bis zum Jahre 1420 durchgeführt worden iſt. Aus der Folgezeit bringt besonders Carl Guſtaf Styffes fünfbändiges Werk Bidrag till Skandinaviens Historia ur utländska Archiver (1859—1884) zahlreiche und wertvolle Briefe und Urkunden bis zum Jahre 1520. Die schwedischen Geschichtschreiber des Mittelalters sind in den drei Foliobänden der Scriptores rerum Suecicarum medii aevi, erschienen 1818, 1828, 1878, zusammengeſtellt. Den altnordischen Sagen iſt während des ganzen 19. Jahrhunderts in allen drei Reichen, besonders aber naturgemäß in Dänemark und Norwegen, eine rege Aufmerksamkeit zugewandt worden; sie sind, soweit sie geschichtliche Nachrichten bieten, sämtlich der Forschung zugänglich gemacht.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Neuzeit keinen so günſtigen Stand zeigt wie das Mittelalter. Für die späteren Jahrhunderte kann es sich bei Quellenpublikationen auch in den geschichtsjungen Ländern des Nordens nur um eine Auswahl handeln, und die Art und Weise, wie diese geschieht und durchgeführt wird, entscheidet über Wert und Wirkung.

Es beſteht in dieser Beziehung ein unverkennbarer Unterschied zwischen den beiden hiſtorischen Hauptländern des Nordens, Dänemark und Schweden. In Dänemark hat sich die Veröffentlichung von Quellenſtoff zur neueren Geschichte ganz überwiegend dem inneren Leben des Landes zugewandt. Sie hat im letzten Menschenalter einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen und hat diese Richtung eingeschlagen, nicht ohne beeinflußt zu sein von dem Eindruck und den Folgen des Jahres 1864. In Erslevs und Mollerups »Frederik I.'s danske Regiſtranter« und »Danske Kancelliregiſtranter«, in Brickas und Laursens Kancelliets Brevbøger sind die gesamten schriftlichen Niederschläge der Reichsverwaltung aus der Zeit der Könige Friedrich I., Chriſtian III. und Friedrich II. (1523—1588) veröffentlicht worden. Den in den Jahren 1879—1906 erschienenen zehn Bänden werden weitere folgen. Daneben läuft Sechers Corpus constitutionum Daniae (Forordninger, Recesser og andere kongelige Breve) als Sammlung dänischer Gesetze. Sie

Generated on 2019-11-25 11:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

bringt bis jetzt in fünf Bänden Material aus den Jahren 1558—1650; hat sie das Endjahr der Regierung Friedrichs III. (1670) erreicht, so schließt sie an das Chronologisk Register over de Kongelige Forordninger an, das Jacob Henric Schou 1795 begann und mit dem 11. Bande schon 1797 zum Abschluß brachte. Die Reihe dieser Publikationen stellt eine Quelle für die innere Geschichte des Landes dar, wie sie wenige andere Staaten besitzen. Zahlreiche Einzelpublikationen der verschiedensten Art, je nachdem nach lokalen oder persönlichen Gesichtspunkten oder auch mit Rücksicht auf die Art der Überlieferung abgegrenzt, reihen sich diesen großen Werken an im Herbeibringen von Quellenstoff zur Aufhellung früherer innerdänischer Zustände und Hergänge. Dagegen ist für die auswärtigen Beziehungen des Landes verschwindend wenig getan. Die von Bricka und Fridericia 1878—1891 herausgegebenen sieben Bände eigenhändiger Briefe Christians IV. haben für die Kenntnis der auswärtigen Politik des Königs nicht allzuviel zu bedeuten, und die von Erslev bearbeiteten »Aktstykker og Oplysninger til Rigsraadets og Stænder mødernes Historie i Kristian IV.'s Tid« (3 Bde, 1883—1890) haben ihren Schwerpunkt auch nicht auf diesem Gebiet, ebensowenig die in dieser Zeitschrift (Nr. 12, 13) besprochenen, in der Bearbeitung begriffenen Sundzoll-Tabellen. Ganz neuerdings (1905) hat man begonnen, Danmarks Traktater für die Jahre 1523—1750 herauszugeben, seine Verträge mit fremden Mächten; es ist ein Heft erschienen, das die Zeit Friedrichs I. und der Grafenfehde (1523—1536) erledigt.

Wesentlich anders liegen die Dinge in Schweden. Gerade dem letztgenannten Unternehmen kann man das große Werk der von O. S. Rydberg bearbeiteten Sverges Traktater med främmande Magter gegenüberstellen, das seit 1877 von den zwölf Bänden, auf die es berechnet ist, schon mehr als sieben hat vollenden sehen, und neben dem Dänemarks gleichbenannte Publikation nur als eine Nachahmung erscheint. Vor allem auch der auswärtigen Geschichte Schwedens kommt die große, zumeist von Styffe und Sondén herausgegebene Sammlung Rikskansleren Axel Oxenstiernas Skrifter och Brefvexling zugute, von der seit 1888 nun schon 14 stattliche Bände fertig geworden sind, und das gleiche gilt von einer der wertvollsten und umfassendsten Serien der vom schwedischen Reichsarchiv herausgegebenen Handlingar rörande Sveriges Historia, der seit 1878 erscheinenden, jetzt 11 Bände umfassenden Sammlung Svenska Riksrådets Protokoll, welche die Reichsratsverhandlungen der Jahre 1621—1646 wiedergibt. Auch die diesen Handlingar angehörenden 24 Bände von Konung Gustaf den Förstes Registratur sind ergiebiger für die äußere Geschichte des Landes als die dänischen Publikationen aus dem gleichen Zeitraum. Daneben fehlt es doch auch nicht an umfassenden Quellensammlungen, die ganz überwiegend oder ausschließlich der Aufhellung der inneren Verhältnisse dienen; hier sei nur auf die von Emil Hildebrand begonnenen Svenska riksdagsakter, welche den Zeitraum von 1521—1718 umfassen sollen, hingewiesen. Auch in Schweden gibt es neben den großen allgemeinen zahlreiche monographische, zum Teil recht umfassende Editionsarbeiten, die im allgemeinen ertragreicher sind für die auswärtige und damit auch für die europäische Gesamtgeschichte als die dänischen. Es liegt das in der Stellung begründet, die das Land zeitweise in der europäischen Politik errang.

Es versteht sich von selbst, daß Norwegens Verhältnisse sich denen Dänemarks anschließen, mit dem es so lange unter einer Herrschaft verbunden war. Von einer norwegischen auswärtigen Politik kann ja in der Zeit von 1387 bis 1814 überhaupt kaum die Rede sein. Wäre das Reichsarchiv in Christiania nicht in den Besitz der sogenannten »Münchenschen Sammlung«, des größten Teils der von dem landflüchtigen letzten Unionskönig Christian II. 1523 mit fortgenommenen Papiere, gekommen, so würde es überhaupt kein einschlägiges Quellenmaterial besitzen. So ist die wertvolle Sammlung der Norske Rigsregistranter, die in ihren 12 Bänden (1861—1891) die Erlasse und Verordnungen der Jahre 1523—1660 zusammenstellt, die wichtigste norwegische Quellenpublikation zur neueren Geschichte des Landes. Unter den mancherlei und zum Teil höchst verdienstlichen Bemühungen, für die Erkenntnis der Verhältnisse des Landes bis in alle Einzelheiten hinein den Grund zu legen, sei hier nur auf die von Huitfeldt-Kaas zusammengestellten Norske Regnskaber og Jordeboger fra det 16. Aarhundrede aufmerksam gemacht. Die großen politischen Hergänge

Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

bei der Lösung des Landes von Dänemark und seiner Verbindung mit Schweden hat Yngvar Nielsen in seinen Aktstykker über die Konvention von Moß und die Mission der Großmächte völlig aufgehellt.

Große Quellenwerke können ihrer Natur nach nicht von einzelnen ins Dasein gerufen werden. In den nordischen Reichen sind es, einigermaßen abweichend von den deutschen Verhältnissen, in neuerer Zeit besonders die Archive gewesen, die diese Aufgabe zu einem Teile ihrer Tätigkeit gemacht haben. Die Reichsarchive sind in allen drei Ländern in musterhafter Ordnung, wenn auch nicht allzu stark mit Beamten versorgt (wie denn der demokratische Norden seine Beamten, und besonders seine wissenschaftlichen, im allgemeinen knapp hält), und die jüngste Vergangenheit hat neben den alten zentralen Bewahrungsstätten eine Reihe von Provinzialarchiven erstehen sehen, die der Sammlung und Erhaltung von historischem Material draußen im Lande wertvolle Dienste leisten. Neben den Archiven haben die Akademien ihr von altersher ja auch der Geschichtswissenschaft zugewandtes Interesse weiter betätigt und in allen drei Reichen teils ältere große Arbeiten fortgesetzt, teils neue in Angriff genommen. Dazu bestehen eine Reihe von Gesellschaften, die, zusammengesetzt allein aus Fachmännern, sich ganz oder überwiegend der Veröffentlichung von Geschichtsquellen widmen. Sie sind zum Teil schon älteren Ursprungs, wie in Dänemark die seit 1745 publizierende und noch heute tätige Kongelige danske Selskab for Fædrelandets (bis 1823 »for den Nordiske«) Historie og Sprog, der wir die dreißig Quartbände des Danske Magazin verdanken, und in Schweden das 1815 nach der Vereinigung mit Norwegen zusammengetretene Komitee, das uns die vierzig Bände der Handlingar rörande Skandinaviens Historia geschenkt hat. In Norwegen würde dahin die Gesellschaft (Samfund) zu rechnen sein, die 1833—1839 die sechs Bände Samlinger til det Norske Folks Sprog og Historie herausgab. Jetzt sind in allen drei Reichen solche Vereinigungen in voller Tätigkeit, in Dänemark die Selskab for Udgivelse af Kilder til dansk Historie, in Schweden der Kungliga Samfund för utgifvande af handskrifter rörande Skandinaviens historia, in Norwegen die Kommission til Udgivelse af Kildeskrifter til Norges Historie. Die Kosten werden zumeist aus öffentlichen Mitteln bestritten, in Dänemark aber auch in weitem Umfange aus Privatstiftungen, so vor allem aus dem reichen Carlsbergfonds und aus der Hjelmstjerne-Rosencronschen Stiftung. Daß sonst von den verschiedensten Seiten her für kleinere und größere Unternehmungen Mittel fließen, versteht sich von selbst. Die Kosten für Sverges Traktater trägt das schwedische Ministerium des Auswärtigen, die des Kopenhagener Urkundenbuchs die Stadt.

Die umfassenden und erfolgreichen Bemühungen, Quellenstoff zugänglich zu machen, haben auch auf die Geschichtschreibung zugleich vertiefend und anregend gewirkt. Lassen wir die Lebenden aus dem Spiel, so haben von den Männern der jüngeren Vergangenheit der Däne Allen, der Norweger Munch, der Schwede Carlsson (Geijer gehört einer etwas älteren Generation an) sich einen Platz in den vordersten Reihen zeitgenössischer Geschichtschreibung gesichert. Die Werke nordischer Geschichtschreiber pflegen nicht die Verbreitung zu finden wie die ihrer Genossen aus den großen Kulturnationen. Die jüngste Generation erlebt fast noch weniger Übersetzungen als ihre Vorgänger. An dem Werturteil kann das aber nichts ändern. Der nächstliegende Beleg, daß auch die Zeitgenossen völlig auf der Höhe stehen, ist ein Hinweis auf die eben fertig gewordene sechsbändige Danmarks Riges Historie und auf die in zweiter Auflage erscheinende, gleich starke Sveriges Historia, zwei Werke, die, entstanden durch das Zusammenwirken der besten Fachleute, es in Gründlichkeit der Forschung, Tüchtigkeit der Darstellung und Gediegenheit der Ausstattung allen ähnlichen Unternehmungen anderer Länder mindestens gleichtun.

Die historische Produktion der skandinavischen Völker ist eine außerordentlich reiche. Wenn überhaupt, so wird sie höchstens (natürlich die Volkszahl in Anschlag gebracht) von der deutschen übertroffen. Trotzdem ist es nicht allzu schwierig, ihrem Fortgange einigermaßen zu folgen. In allen drei Ländern bestehen historische Vereine, die historische Zeitschriften (dänische, norwegische, schwedische Historisk Tidsskrift) herausgeben, in Dänemark seit 1840 in 43, in Norwegen seit 1871 in 20, in Schweden seit 1881 in 27 Bänden. Diese Zeitschriften geben höchst sorgfältig gearbeitete Jahresübersichten über die neue

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literatur, auch über die ausländische, die skandinavische Geschichte angeht.

Überblickt man den Gesamtſtand, so bietet sich ein erfreuliches Bild. Skandinavische Gelehrtenarbeit hat sich schon seit Jahrhunderten durch Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet; glänzende Begabung hat einzelne ihrer Vertreter in die vorderſten Reihen europäischer Forscher geſtellt. Diesen Rang hat die neuere skandinavische Geschichtswissenschaft für ihren Teil durchaus behauptet. Sie ſteht hinter keiner andern zurück. Obgleich die nordischen Universitätseinrichtungen, besonders gegenüber den deutschen, Nachteile aufzuweisen haben, obgleich auch der skandinavische Gelehrte auf manche Annehmlichkeit, auch auf manchen Vorteil verzichten muß, die sich den Angehörigen großer Nationen und wiederum in erſter Linie dem Deutschen bieten, so hält die nordische Geschichtswissenschaft nicht nur in ihren leitenden Vertretern, sondern auch in weiteren Kreisen unentwegt feſt an einer wahrhaft idealen Auffassung ihrer Aufgabe, an selbſtlosem Aufgehen in dem begonnenen Streben. Von ihren Arbeiten kann man durchweg sagen, daß, einmal in die Hand genommen, sie auch wirklich getan werden, daß das Beſte dem sich Mühenden gerade gut genug erscheint. Indem ich dieses Urteil auf Grund einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit skandinavischen Dingen ausspreche, möchte ich zugleich den Wunsch nicht unterdrücken, daß in Deutschland den geschichtlichen Arbeiten der ſtammverwandten Nachbarn wieder etwas mehr Teilnahme zugewendet werden möchte, als es im Verlauf des letzten halben Jahrhunderts Brauch geworden iſt. Es wäre ein Wandel, der beiden Teilen zugute kommen würde.

Die europäischen Mächte zu Beginn der Neuzeit.

Von Geh. Regierungsrat Dr. Friedrich von Bezold, ordentlichem Professor für neuere Geschichte an der Universität Bonn.

Die europäische Staatenwelt des beginnenden 16. Jahrhunderts ſteht unter dem Zeichen der großen Mächte, die sich erſt vor kurzem aus einer scheinbar hoffnungslosen Anarchie herausgearbeitet hatten. Nach der Beendigung des hundertjährigen Kriegs gelangt Frankreich, nach dem Ausgang der Rosenkriege England zur nationalen Einigung durch die Monarchie. In Spanien verbinden sich unlöslich die Kronen von Kaſtilien und Aragon, während die letzten Reſte der Maurenherrschaft zertrümmert werden. Die »drei Magier« Ludwig XI., Ferdinand der Katholische und Heinrich Tudor hinterlassen ihren Nachfolgern eine in sich geschlossene und gefeſtigte Herrschaft und damit die Vorhand im Spiel der hohen Politik. Vor allem die Rivalität zwischen Frankreich und Spanien hat im Zeitalter der Reformation den Gang der Geschichte beſtimmt und auch den Verlauf der kirchlichen Umwälzung ganz wesentlich beeinflußt.

Das Bewußtsein einer natürlichen Zusammengehörigkeit, eines eigenen Volkstums war in den drei Reichen damals höher entwickelt als zuvor und verlieh ihnen ohne Zweifel ein ſtarkes Übergewicht gegen die Zerrissenheit Deutschlands und Italiens. Aber wir dürfen weder bei den Bevölkerungen noch bei den Fürſten und Staatsmännern eine Denkart voraussetzen, die erſt viel später zum Leben erwachen sollte. Die Politik jener Tage blieb auch in den Nationalſtaaten eine dynaſtische. Sie war weit davon entfernt, sich an sprachliche oder natürliche Grenzen zu binden; ihr vornehmſtes Ziel, das ſtets wachsende Aufnehmen des »Hauses«, forderte Vergrößerung um jeden Preis, Erwerb, wo und wie die Gelegenheit sich eben bot. So sehen wir Spanien und Frankreich schon zu Ende des 15. Jahrhunderts den Riesenkampf um die Herrschaft über Italien entfesseln, dessen Vorspiele bis ins 13. Jahrhundert, bis zu dem erſten Wettſtreit der Häuser Anjou und Aragon zurückreichen. Und in den letzten Jahren Kaiser Maximilians trachten wieder, wie einſt im 13. und 14. Jahrhundert, Spanien, Frankreich und England nach der deutschen Krone. Karl V. vollends hat am Abend seines Lebens die Ungeheuerlichkeit einer Zusammenschweißung Englands mit Spanien zu verwirklichen getrachtet.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser Imperialismus entfaltete sich weitaus am großartigsten in der neuen Weltstellung der Habsburger. Vergegenwärtigen wir uns die Lage des Hauses unter Friedrich III. und in den ersten Zeiten Maximilians: die Ansprüche auf Böhmen und Ungarn so gut wie vernichtet, die deutschen Erblande selbst schwer bedroht, die Krone des Reichs unter fürstlicher Vormundschaft, das burgundische Erbe ein höchst unsicherer Besitz. Und dann ein beispielloser Umschwung trotz aller politischen und militärischen Niederlagen des »letzten Ritters«. Geradezu romanhaft erscheint die rasche Folge von günstigen Zufällen, die gegen jede Voraussicht das gewaltige spanische Reich an das deutsche Fürstengeschlecht gebracht hat. Die Verbindung des jungen Maximilian mit der Erbin von Burgund, von ihrem Vater in der Hoffnung auf den Erwerb der Kaiserkrone zugestanden, war für die Habsburger der erste Schritt zum Emporsteigen auf vielverschlungenen und unsicheren Wegen. Denn erst der plötzliche Zerfall des burgundischen Großstaats führte den Erzherzog zum wirklichen Besitz seiner Braut und der Niederlande. Das Haus Österreich wurde wieder bündnisfähig. In dem wechselvollen Spiel mit fürstlichen Heiratsprojekten, in dem die politische Phantasie jener Zeit Unübertroffenes geleistet hat, fiel dem einzigen Sohn Maximilians, Philipp dem Schönen, die zweite Tochter der »katholischen Könige« zu (1496). Schon in den nächsten Jahren starben die ihr vorgehenden Anwärter auf die spanische Krone weg, der Infant Johann (1497), seine Schwester, die Königin von Portugal (1498), und ihr kleiner Sohn (1500). Wohl sank auch Philipp frühzeitig ins Grab (1506), aber weder die erfolglose Bewerbung des englischen Königs um seine Witwe, deren offenkundige Geisteskrankheit für den Tudor kein Abhaltungsgrund gewesen wäre, noch eine zweite Ehe des alternden Ferdinand, aus der kein lebensfähiger Nachfolger hervorging, vermochten es zu verhindern, daß mit Ferdinands Tod (1516) das ganze ungeheure Erbe an Philipps ältesten Sohn Karl gelangte. Unmittelbar vorher (1515) hatte Kaiser Maximilian mit dem König Wladislaw von Böhmen und Ungarn den Wiener Ehevertrag abgeschlossen, kraft dessen zwei jüngere Kinder Philipps, Maria und Ferdinand, mit Sohn und Tochter des Jagellonen vermählt werden sollten. Die Zurückgewinnung der beiden Nachbarreiche für Habsburg trat wieder in das Bereich des Möglichen.

Fürs erste konnte jedoch darüber kein Zweifel bestehen, daß in den kommenden Auseinandersetzungen über die führende Rolle in Westeuropa Spanien und Frankreich die Hauptrivalen sein und Italien die wertvollste Beute darstellen werde. Spanien hatte in die Geschicke des Abendlands zum erstenmal bedeutsam eingegriffen, als die Dynastie von Aragon sich 1283 des Königreichs Sizilien bemächtigte; im 15. Jahrhundert kam dann auch Neapel unter die Herrschaft einer aragonesischen Nebenlinie. Als diese unter den französischen Invasionen zusammenzubrechen drohte, half Ferdinand der Katholische nicht etwa dem verwandten Fürstenhaus, sondern dem fremden Eroberer, freilich nur um statt einer Teilung das Ganze für sich zu nehmen (1504). Die Familienverbindung mit Habsburg brachte neben der Angliederung der niederländischen Gebiete und der österreichischen Erblande an die spanische Machtsphäre auch die Aussicht auf die römische Krone. Und was besagte das alles zusammengehalten mit jener wunderbaren neuen Welt jenseits des Ozeans, deren Schätze und Kräfte noch so wenig abzumessen waren, wie die Inseln und Festländer, die immer weiter und größer aus der unaufhaltsam sich enthüllenden Ferne emporstiegen! In dem gigantischen Wettkampf um die Erschließung der Erde, den die beiden Nationen der pyrenäischen Halbinsel im 15. Jahrhundert eröffneten, siegten trotz des anfänglichen Vorsprungs der Portugiesen die Spanier; alle die portugiesischen Entdeckungen und Errungenschaften in Afrika und Asien wurden überboten, seitdem ein Sohn des ersten Entdeckervolks, der Italiener Columbus, das kastilianische Banner auf amerikanischem Boden aufgepflanzt hatte. Die Jahrzehnte nach 1492 sahen eine Erweiterung des europäischen Gesichtskreises und zugleich der spanischen Herrschaft, hinter der die kühnsten Träume zurückblieben. In das Jahr 1521 fielen die Eroberung Mexikos durch Cortez und die erste Weltumseglung durch Magalhães, einen Portugiesen in spanischen Diensten. Der Zuwachs dieses ungeheuren Kolonialreichs, dem nach kurzer Zeit auch der südamerikanische Großstaat der Inkas angeschlossen wurde, das Übermaß von Landbesitz und Reichtumsquellen zwischen dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stillen Ozean und dem Osten Europas verliehen dem Träger der spanischen Krone einen Nimbus, dem sich nichts innerhalb der Christenheit vergleichen ließ. Er war der Fürst, in dessen Machtbereich die Sonne nicht unterging. Und die Spanier des 16. Jahrhunderts durften in dem Hochgefühl leben, das auserkorene Herrenvolk zu sein.

Früheren Ursprungs und alle Wechselfälle überdauernd war der Anspruch auf diesen Vorrang in Frankreich, das seine nationale Krone gegenüber der römischen als eine vollkommen unabhängige und ebenbürtige zu behaupten gewußt hatte. Die Erinnerungen an Karl den Großen wurden wieder lebendig, als Karl VIII. 1494 seinen Eroberungszug nach Italien antrat, als Kaiser begrüßt in Neapel einritt, der politischen Phantasie der Zeitgenossen einen Ausblick auf die Wiedergewinnung von Byzanz und Jerusalem eröffnete. In Wahrheit begann vielmehr jetzt die Teilung Italiens, ein langer und blutiger Prozeß, der erst nach einem halben Jahrhundert zum endgültigen Austrag kommen sollte. Vor der überlegenen Kraft der beiden fremden Großmächte zerbrach die von einheimischen Staatskünstlern ausgeklügelte Maschinerie des italienischen Gleichgewichts; sie versprach selbst innerhalb der eigenen Grenzen keine lange Lebensdauer, war aber auf Stöße von außenher überhaupt nicht eingerichtet. Italien hatte das ganze Mittelalter hindurch die Fremdherrschaft nie völlig abgeschüttelt. Damals gehörten Sizilien und Sardinien der Krone Aragon; die spanische Dynastie in Neapel, der spanische Borja auf dem Stuhl Petri waren nach italienischem Sprachgebrauch ebenfalls »Barbaren«. Aber auch die nationalen Fürstenhöfe und Republiken, Mailand, Venedig, Florenz und alle die kleineren, vermochten ihre überschlaue Selbstsucht nicht so weit zu überwinden, daß jemals der Gedanke einer wirklichen Interessengemeinschaft das tief eingewurzelte gegenseitige Mißtrauen ganz zurückgedrängt hätte. Es gab keine italienische Nation, kein Band, das dem ersten Kulturvolk jener Zeit auch nur ein so notdürftiges Bewußtsein der Zusammengehörigkeit verleihen konnte, wie es im Deutschen Reich noch vorhanden war. Wie gebannt hafteten die Blicke der italienischen Machthaber an der französischen Monarchie, deren Eingreifen allmählich als etwas Unabwendbares bevorzustehen schien. Endlich rief Lodovico Sforza die Franzosen gegen Neapel, um ihren Absichten auf Mailand vorzubeugen; er selbst starb in Frankreich als ein Gefangener. Mit erschreckender Klarheit trat es zutage, daß in Italien ohne Spanien oder Frankreich keine Entscheidung fallen konnte, daß selbst die kleineren territorialen Verschiebungen zugunsten des Kirchenstaats oder irgendeines ehrgeizigen Dynasten zuletzt von den europäischen Machtverhältnissen abhingen. Als französischer Herzog und Verwandter des Hauses Valois durfte der furchtbare Cesare Borgia emporsteigen, aber seine vergängliche Staatsgründung brach mit dem Tod Alexanders VI. zusammen, und er geriet in spanische Haft. Papst Julius II., der gewaltigste Italiener des ganzen Zeitalters, wollte die »Barbaren« vertreiben und begann damit dem Ausland zur Zertrümmerung der venezianischen Macht die Hand zu reichen. Die Bündniskonstellationen wechselten von heute auf morgen; der Liga von Cambrai gegen Venedig (1508) folgte die Heilige Liga (1511), die der Papst mit dem nämlichen Venedig und Spanien gegen Frankreich abschloß. In Florenz lag die kaum wiederhergestellte Republik in den letzten Zügen. Und Venedigs Größe, von allen übrigen beneidet, hatte durch das siegreiche Vordringen der Türken im Mittelmeer und durch die Entwertung der alten levantinischen Handelswege bereits tödliche Verletzungen erlitten. Allmählich begannen auf diesem blutgedüngten Boden die käuflichen Schweizertruppen sich sozusagen als mobile Großmacht zu fühlen; Jahre hindurch waren sie, nicht ihr Schutzbefohlener Maximilian Sforza, die Herren in Mailand. Erst als der junge Franzosenkönig Franz in der Schlacht von Marignano (1515) ihr Meister geworden war, schien mit der Beugung der Lombardei unter französische, Süditaliens unter spanische Oberhoheit die Aussicht auf Ruhe zurückzukehren.

Aber es gab auch außerhalb Italiens Kampfplätze, auf denen die beiden führenden Mächte zusammentreffen und sich messen sollten. Während der kurzen Jahre des Waffenstillstands traten sie in einen ernsthaften Wettbewerb um die Krone des heiligen römischen Reichs. Niemals ist diesem seltsamen Staatswesen deutscher Nation die Gefahr einer dauernden Fremdherrschaft so nahe gekommen wie beim Tod des letzten Kaisers vom althabsburgischen Geblüt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Zeiten deutscher Expansion waren längſt vorüber und hatten einem ſtetigen Zurückweichen der alten Reichsgrenzen Platz gemacht. Die Abbröckelung der Krone von Arelat und der italienischen Lande bedeuteten an und für sich keine Schwächung, sondern eher eine Befreiung von ewig fremd bleibenden Beſtandteilen für das Reich. Höchſt verhängnisvoll wirkte dagegen die Trennung der germanischen Niederländer und der Schweizer von ihren deutschen Stammesgenossen, denn hier handelte es sich nicht nur um eine Gebietsverkleinerung, sondern um eine Einbuße an edelſten nationalen Kräften. Es war dabei immer noch ein Glück für Deutschland, daß wenigſtens der burgundische Staat sich nicht dauernd behaupten konnte, aber was vor allem für unsere wirtschaftliche Entwicklung mit Flandern und Holland verloren ging, das sollten erſt die nächſten Zeiten deutlich genug lehren. Denn mit der ozeanischen Umgeſtaltung des weſteuropäischen Handels traf ein unaufhaltsamer Niedergang der deutschen Seemacht, der Hansa, zusammen, die in der Gleichgültigkeit und Ohnmacht des Reichs niemals einen Rückhalt gefunden hatte. Was man früher weder suchte noch vermißte, das wäre jetzt unentbehrlich gewesen, als die weit vorgeschobenen Kontore des deutschen Kaufmanns sich mehr und mehr in verlorene Poſten verwandelten. Nicht Indien und Amerika haben die Hansa abgetötet, sondern der Fall des Deutschen Ordens, das Vorrücken des neugefeſtigten russischen Staates gegen die Oſtsee, die merkantile Selbſtändigkeit der Niederländer, die wachsende Erbitterung gegen die Deutschen und ihre Privilegien in Skandinavien und England. In gewissem Sinn hat das Reich für jeden Fortschritt der Nachbarvölker zu größerer Einheit und Blüte die Koſten mittragen müssen, denn es gab kaum mehr eine auswärtige deutsche Politik. Wie die Ziele der Habsburger wesentlich dynaſtische waren und blieben, so hatten sich auch die übrigen deutschen Fürſtenhäuser längſt daran gewöhnt, ihre Beziehungen zu ausländischen Mächten auf eigene Fauſt und nur nach dem Gesichtspunkt ihrer Sonderinteressen zu regeln. Daß diese Herren mit fremden Potentaten Kriegsbündnisse eingingen oder von ihnen Jahrgelder bezogen, war eine altbekannte Tatsache, noch ehe die deutschen Landsknechte auf fremden Schlachtfeldern den Schweizern den Vorrang der Tapferkeit und der Käuflichkeit ſtreitig machten. Das bunte Gemenge eines Staatenkonglomerats, aus dem nur wenige Territorien, wie die öſterreichischen Erblande, Sachsen, Brandenburg, Bayern, als größere in sich geschlossene Bildungen hervortreten, war von den unaufhörlichen inneren Kämpfen ganz in Anspruch genommen. Die Reichskriege hatten seit der Hussitenzeit einen bösen Namen, der durch den vereinzelten Erfolg gegen Karl den Kühnen (1475) nicht getilgt und durch den verunglückten Versuch Maximilians, die Schweizer mit Gewalt beim Reich feſtzuhalten (1499), neu beſtätigt wurde. Den Bemühungen des Kaisers, in die italienischen Wirren einzugreifen, begegneten die Reichſtände faſt durchweg mit Gleichgültigkeit oder Mißtrauen. Es war völlig ausgeschlossen, daß Deutschland als ein Ganzes in Europa mitzählte.

Während des 15. Jahrhunderts schien von Oſten her die schwerſte Lebensgefahr für den Fortbeſtand des Reichs zu drohen. Im Jahr 1458 wurde das habsburgische Regiment in Böhmen und Ungarn durch die Wahl nationaler Könige abgelöſt. Georg Podiebrad und Matthias Corvinus dachten beide daran, den Öſterreichern auch die Kaiserkrone abzunehmen; Matthias, der ihre deutschen Erblande nebſt Böhmen an sich bringen wollte, hat in seiner letzten Lebenszeit von Wien aus regiert. Der alte Gedanke eines großen internationalen Staatswesens an der deutschen Oſtmark ward lebendiger als je. Nach dem Tod jener beiden Herrscher wurde erſt in Böhmen, dann in Ungarn die Krone doch wieder an Ausländer vergeben, an das vor wenigen Generationen noch heidnische Haus der litauischen Jagellonen, die sich auf dem polnischen Thron feſt eingeniſtet hatten. Polen hatte damals den Höhepunkt seiner äußeren Machtentwicklung erreicht, das große litauische Reich sich angegliedert und durch die Zertrümmerung des Ordensſtaates in Preußen (1466) seinen Platz an der Oſtsee genommen; auch der dem Hochmeiſter noch belassene Reſt ſtand unter polnischer Hoheit. Als nun vollends eine zweite jagellonische Dynaſtie die Kronen des heiligen Wenzel und des heiligen Stephan erwarb, in Schlesien und Mähren deutsches Gebiet beherrschte und durch die böhmische Kurwürde in die oberſte Schicht des Reichsfürſtentums eintrat, als Kaiser Maximilian selbſt den Deutschen Orden fallen ließ und dem jungen König Ludwig

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Ungarn sogar Aussichten auf die Nachfolge im römischen Reich eröffnete, da schien dieses rasch emporgekommene Geschlecht sich den glänzendsten Namen des alten westeuropäischen Hochadels anzureihen. Aber Maximilians Zugeständnisse dienten in Wahrheit nur dem zäh festgehaltenen Plan, Böhmen und Ungarn wieder habsburgisch zu machen. Die unbedeutenden jagellonischen Fürsten waren ebensowenig imstande, es mit den Künsten der österreichischen Diplomatie aufzunehmen, wie ihrer eignen Staaten wirklich Herr zu werden oder ein dauerndes Einvernehmen zwischen Polen, Böhmen und Ungarn zu schaffen. Polens kühner Vorstoß zum Schwarzen Meer mißlang (1497). Schon drängten von Osten und Süden her zwei gewaltige Despotien, deren unheimliches Anwachsen vor allem in Polen und Ungarn als unmittelbare Bedrohung empfunden werden mußte.

Dem westlichen Europa bereitete zunächst das unversehens geeinigte russische Reich Iwans III., des Großen und Schrecklichen, noch wenig Sorge, obwohl dieser weitausschauende Politiker nicht nur als Gemahl einer Paläologentochter Konstantinopel als künftiges moskowitisches Erbe ansah, sondern auch seine Grenzen nach Litauen hinein vorschob, die Hand nach Livland ausstreckte und das Kontor der deutschen Hansa in Nowgorod vernichtete. Erst lange nachher hat der Herzog von Alba seine Ahnung von einer künftigen Moskowitengefahr ausgesprochen. Was aber um die Wende des Jahrhunderts überall die christlichen Regierungen und Völker beschäftigte, war die Ausdehnung der osmanischen Macht nach Westen. Vergebens hatte Kaiser Sigmund, hatten Päpste wie Kalixt III. und Pius II. den tiefen Ernst dieser orientalischen Frage begriffen und zu rechtzeitigem Widerstand getrieben. Der große Türkenkrieg wurde zu einem Schlagwort der Fürsten, Staatsmänner und Publizisten, aber er trat nicht in die Wirklichkeit. Alle die Kämpfe und Leiden der Venezianer, Ungarn und Albanesen vermochten für das fehlende Zusammenarbeiten der großen Mächte nicht aufzukommen; bis an die italienischen Küsten, in die österreichischen Erblande und nach Südpolen trug der unüberwindliche Gegner den Schrecken vor sich her. Die sittliche Entrüstung der Christenheit über den ersten türkisch-venezianischen Frieden (1479) stand einem Zeitalter höchster politischer Gewissenlosigkeit schlecht zu Gesicht. Der Bruder und Thronrival Sultan Bajesids, Dchem, wurde erst von den Johannitern, dann von Innozenz VIII. und Alexander VI. gegen türkisches Jahrgeld in Gewahrsam gehalten. Mehr als einmal haben italienische Staaten, auch die römische Kurie, in ihren politischen Nöten nach osmanischer Hilfe ausgeblickt und damit den Weg vorgezeichnet, den nachmals die französische Staatskunst ohne Scheu betreten sollte. In König Karl VIII. freilich wie in Kaiser Maximilian und Papst Julius war der Kreuzzugsgedanke noch lebendig, aber wie hätte er gegenüber dem großen Anliegen der Teilung Italiens sich behaupten können! Die Ansätze zu einer europäischen Koalition im Jahr 1500 führten auch wieder nur zum Frieden oder Waffenstillstand mit dem Erbfeind, und Sultan Selim I. konnte sich der Erweiterung seines Reichs im moslimischen Osten und Süden, in Asien und Afrika widmen, ohne daß die Christenheit ihm in den Rücken gefallen wäre. Mesopotamien (1515) und Ägypten fielen unter türkische Botmäßigkeit, und der große Kriegsbund, um den jetzt Papst Leo X. und der Kaiser sich bemühten, blieb ein harmloses Spiel der Phantasie, solange, wie König Heinrich VIII. erklärte, »unter den christlichen Mächten eine solche Verräterei herrschte, daß es ihr einziger Gedanke war, sich gegenseitig zu verderben«. Selim starb, als er seine Waffen eben wieder nach Europa, gegen die Johanniter auf Rhodos, wenden wollte (1520). Sein großer Sohn Suleiman, ein echter Sprosse des Löwen, nicht das friedfertige Lamm, das ein italienischer Humanist in ihm zu erkennen glaubte, sollte der abendländischen Unbelehrbarkeit erst die ganze Tragweite ihres bisherigen Zusehens und Abwartens zum Bewußtsein bringen. Noch einmal erhob sich der alte Anspruch des Islams auf eine Weltherrschaft der Gläubigen zu seiner vollen Höhe, in den Tagen, da im christlichen Abendland der letzte Vertreter des römischen Kaisertums im mittelalterlichen Geist erstanden war: Karl V.

Man kann nicht sagen, daß Kaiser Maximilian jemals die politische Führung in Europa an sich gebracht hätte. Sie blieb für ihn ein unerreichbares Ideal, dem er auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allen erdenklichen, manchmal recht abenteuerlichen Wegen nachſtrebte. Ein Meiſter im Spiel des Bündniswechſels und der Heiratskombinationen, hielt er die Welt durch ſeine Unberechenbarkeit in Atem. In ſeiner Politik ſteckt etwas von der Aufregung ſeiner halsbrecheriſchen Jagdvergnügungen. Er verſteigt ſich wohl (1511) bis zu dem Wunſch, Papſt zu werden. Er ſchließt wenige Jahre vor ſeinem Tod (1515) eine Scheinehe mit der zwölfjährigen Anna von Ungarn, um ihre Hand für einen ſeiner beiden Enkel zu ſichern. Und doch iſt gerade hier jene dynaſtiſche Staatskunſt deutlich zu erkennen, die wir auch bei ſeinem ſeltſamen Projekt eines dreijährigen Türkenkriegs (1517) vielleicht halb erraten dürfen. Wie er in den ärgſten Geldnöten den ererbten Hausſchatz nicht anzugreifen wagte, ſo lebte der fataliſtiſche Glaube ſeines Vaters an den Stern Habsburgs unverändert und durch alle Mißerfolge nicht erſchüttert in ihm fort. Er ſtarb über den Vorbereitungen für die Wahl ſeines Enkels Karl zum römiſchen König.

Kaum jemals iſt das Kollegium der deutſchen Kurfürſten ſo zum Mittelpunkt der europäiſchen Intereſſen und Schachzüge geworden wie vor dieſer Wahl des Jahres 1519. Daß ein Fremder die Krone des Reichs tragen werde, ließ ſich mit ziemlicher Sicherheit vorausſehen. Selbſt wenn Friedrich der Weiſe zugegriffen hätte, wäre er als Kaiſer doch nur unter die Notwendigkeit geraten, zwiſchen der Abhängigkeit von Spanien oder von Frankreich zu wählen. Franz I. ließ ihm bereits »eine gute und fette Penſion« und außerdem die zum Regierungsantritt erforderlichen Summen anbieten. Heinrich VIII. von England iſt niemals ernſtlich in Betracht gekommen. Zwiſchen den beiden Hauptbewerbern entſchied zuletzt doch nicht der unwürdige Schacher, dem die Kurfürſten mit Ausnahme des Sachſen ſich monatelang hingaben, ſondern die habsburgiſche Abkunft des Königs von Spanien, der zugleich als Herr der öſterreichiſchen und burgundiſchen Lande Reichsfürſt war, und die nationale Abneigung gegen den gefährlichen franzöſiſchen Nachbarn. Man hatte für Deutſchland ein Oberhaupt gefordert, das ſich gefürchtet machen könne, aber man rechnete im ſtillen auf die Unreife und Beſtimmbarkeit des blutjungen neuen Herrn. Karl V., am 24. Februar 1500 zu Gent geboren, trug ſchon äußerlich die Anzeichen einer Degeneration an ſich, die, aus der Verbindung Philipps des Schönen mit der wahnſinnigen Johanna entſtanden, den geſunden althabsburgiſchen Stamm dauernd ergreifen ſollte. Unſchön und ſchwächlich, beſaß er die charakteriſtiſche Geſichtsbildung des väterlichen Geſchlechts in noch geſteigertem Maß, aber während er ſich mit eiſerner Willenskraft mühte, die ſeinen Ahnen angeborene Ritterlichkeit erſt zu erwerben, blieb ihre echt deutſche und anheimelnde Art dem Fremdling für immer unzugänglich. Sein jüngerer Bruder Ferdinand, der bei dem ſpaniſchen Großvater aufwuchs, hat nachmals die Folgen dieſer Erziehung zu überwinden und ſich zum deutſchen Fürſten umzubilden vermocht. Karl war eigentlich nirgends recht zu Haus, obwohl er ſich allmählich in das ſpaniſche Weſen einlebte, deſſen unbändiger Stolz und feierliche Gemeſſenheit ſeiner Natur noch am meiſten entſprachen. Ernſthaft und einſam von Jugend auf, hegte er doch in tiefſter Seele die ganze Leidenſchaft eines Ehrgeizes, der ſich in ſeinem Wahlſpruch Plus, oultre kundgab. Die ſchwierigſten Beziehungen zum Großvater und zur Mutter, der Argwohn gegen den empfindlichen Bruder wirkten mit den ungeheuren Aufgaben ſeines Herrſchaftsgebiets zuſammen, um ihn frühzeitig zum Meiſter der Selbſtbeherrſchung und der diplomatiſchen Technik zu machen. Die knabenhafte Erſcheinung des Fürſten, der mit noch nicht ſechzehn Jahren Herr der ſpaniſchen Weltmacht, als Zwanzigjähriger römiſcher Kaiſer wurde, ließ in ihm keinen ebenbürtigen Rivalen für Franz I. oder Heinrich VIII. vermuten. Langſam ſuchte er ſpäter die Lücken ſeiner erſten geiſtigen Ausbildung auszufüllen; es wäre nicht ſeine Sache geweſen, als theologiſcher Polemiker in die Schranken zu treten wie der engliſche König. Von der Beweglichkeit und Allempfänglichkeit Maximilians hatte er nichts geerbt. Statt eines verwegenen Ausſpielens der eigenen Perſon und ihrer Vorzüge, das ſich Kraftmenſchen wie Franz und Heinrich geſtatten durften, trägt das ganze Herrſcherdaſein des ſchweigſamen Habsburgers das Gepräge eines unerſchütterlichen Pflichtgefühls. Das herzliche Verhältnis zu ſeiner Gemahlin Iſabella von Portugal, die er früh verlor, ſteht im ſtärkſten Gegenſatz zu der Sittenloſigkeit der meiſten

Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

zeitgenöſſiſchen Höfe. Weder die zügelloſe Sinnlichkeit noch der verſchwenderiſche Luxus ſeines Jahrhunderts vermochten es ihm anzutun; nur den Tafelfreuden huldigte er ohne Rückſicht auf ſeine ſchwache Geſundheit. Die Mahnung eines geiſtlichen Beraters, daß er nicht zu ſeinem Vergnügen auf der Welt ſei, wäre bei jedem anderen Fürſten eher am Platz geweſen als bei dieſem unermüdlich arbeitenden Politiker, dem ſich früh genug die Sorge um Staat und Kirche zum eigentlichen Lebensinhalt vertiefte. Es iſt bezeichnend, daß ſeine erſte ſelbſtändige Kundgebung jene ſchroffe Erklärung gegen Luther war, die er am 19. April 1521 zu Worms den deutſchen Fürſten vortragen ließ. Dies geſchah in einer Zeit, da noch der Niederländer Chièvres für den allmächtigen Lenker des kaiſerlichen Jünglings galt. In ſpäteren Jahren konnte man wohl vom Einfluß eines Gattinara oder Granvella reden, aber beherrſcht haben ſie ihn nicht. Bei der innigen Verflechtung ſtaatlicher und kirchlicher Intereſſen läßt ſich kaum behaupten, daß die einen oder die anderen den unbedingten Vorrang bei ihm beſeſſen hätten. Es lag in der Natur der Dinge und in ſeiner Perſönlichkeit, daß er auch die kirchlichen Fragen ſtets in erſter Linie als Herrſcher und Staatsmann anfaßte; kein Wunder, daß ſchließlich Machiavelli ein Lieblingsſchriftſteller des Kaiſers wurde, der zeitlebens nicht nur mit weltlichen Gegnern, ſondern auch mit Luther und mit dem Papſt zu ringen hatte. Mit allen Künſten und Waffen der Neuzeit, auch mit den bedenklichſten, führte er ſeinen großen Kampf für das ihm vorſchwebende Ideal, für eine Herſtellung des mittelalterlichen Reichs und der mittelalterlichen Kirche; es fehlte nicht als Krönung der Gedanke einer entſcheidenden Abrechnung mit dem Islam. Ein Reich deutſcher Nation freilich wäre mit der Verwirklichung dieſes Ideals nicht erſtanden. Karls Imperium hätte nicht einmal den Namen einer ſpaniſchen, richtiger den einer habsburgiſchen Weltmonarchie tragen dürfen. Wie die letzten Staufer den Schwerpunkt ihrer Macht nach Italien verlegt hatten, ſo wäre für ihn auch Spanien mit ſeinen ungeheuren Herrſchaftsannexen doch nur das erſte und vornehmſte instrumentum regni geweſen. Keine einzelne Nation, nur das Haus Öſterreich konnte ſich einer ſo rieſenhaften Aufgabe unterfangen. Karl V. iſt die letzte Kaiſergeſtalt großen Stils. Die Kraft des Genius lebte nicht in ihm, aber ſeine Stellung und ſein Streben rücken ihn in den Mittelpunkt einer Zeit, deren Hoffen und Fürchten, deren politiſche Phantaſie niemand ſo beſchäftigt hat, wie dieſer unſcheinbare, wortkarge, unheimlich ruhige Herr.

Die lange Regierungszeit des Kaiſers ſpielt ſich in einer faſt ununterbrochenen Folge von Kriegen ab, die vor allem die endgültige Entſcheidung über die Zukunft Italiens herbeiführen ſollten. Wohl hat Karl auch gegen die Türken, gegen den Papſt und die deutſchen Proteſtanten das Schwert gezogen, aber als der eigentliche Vorkämpfer gegen den habsburgiſchen Imperialismus erſcheint doch in dieſen vielverſchlungenen Waffengängen der König von Frankreich. In Franz I. verkörpert ſich das, was Ranke einmal als »einen militäriſch-politiſchen Proteſtantismus« bezeichnet hat. Sproß einer Nebenlinie des Hauſes Valois-Orleans war er fern vom Hof aufgewachſen und zu einem Meiſter der Jagd und des Ritterſpiels geworden, verwöhnt durch die ſchwärmeriſche Bewunderung ſeiner Mutter Luiſe von Savoyen, die ihrem jungen »Caeſar« von jeher das Höchſte zugetraut und zugedacht hat. Gleich in ſeinem erſten Königsjahr (1515) hob ihn der Sieg von Marignano über alle fürſtlichen Kriegsherren des neuen Jahrhunderts. Auch auf dem Schlachtfeld hatte er ſich in den vorderſten Reihen als der erſte Edelmann ſeiner Nation gehalten. Eine gebietende und gewinnende Perſönlichkeit verſtand er es, ſich gehen zu laſſen, ohne ſich ganz zu verlieren. Seiner kraftvollen und eleganten Erſcheinung tat es keinen Eintrag, daß die Züge des Geſichts, keineswegs ſchön, durch die kühne, aber übergroße Naſe beherrſcht waren. Mit Italien, dem Land ſeiner politiſchen Sehnſucht, mochte ſich der Mäcen der modernen Geiſteskultur, der Schirmherr eines Lionardo, auch innerlich verwandt fühlen. Aber um dort und anderwärts dem aufſteigenden Haus Habsburg den Rang abzugewinnen, bedurfte es einer zielbewußten und geduldigen Arbeit, wie ſie ſich mit dem Anſpruch des heißblütigen Franzoſenkönigs auf vollen Lebensgenuß ſchwer vereinigen ließ. Sein leichter Sinn, der ſelbſt den ſchlimmſten Schickſalswendungen Trotz bot, iſt erſt mit dem kommenden Alter düſteren und harten Stimmungen gewichen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An seiner Seite erscheint zuerst die seither typische Geſtalt der anerkannten und politisch einflußreichen königlichen Maitresse. Eine wirkliche Herrschaft über ihn besaß freilich nur seine kluge Mutter in den erſten Jahren, später niemand mehr. Man kann nicht sagen, daß er sich den Staatsgeschäften geradezu entzogen hätte; sein Wille sollte auch hier der allein geltende bleiben, aber er ging nicht in ihnen auf wie Karl V. Daß zwischen diesen beiden Monarchen ein Kampf auf Leben und Tod ausbrechen werde, war mehr als je nach der Kaiserwahl von 1519 vorauszusehen. Mit allen Kräften hat Karls erster Berater, Chièvres, dem Krieg mit Frankreich vorzubeugen geſtrebt; als er im Sommer 1521 ſtarb, waren bereits die Feindseligkeiten im Gang, deren Abschluß weder Karl noch Franz erleben sollten.

Indem die beiden Gegner sich durch Bündnisse zu ſtärken suchten, richtete sich ihr Augenmerk zunächſt auf England und Rom. Die neugefeſtigte Monarchie der Tudors mußte bei allen kontinentalen Verwicklungen als ein ausschlaggebender Faktor in Rechnung gebracht werden; Heinrich VIII. und sein mächtiger Miniſter Wolsey waren nicht gewillt, als Zuschauer beiseite zu ſtehen. Der junge König brauchte als fürſtliche Persönlichkeit und als Virtuos glänzender Repräsentation den Vergleich mit Franz I. nicht zu scheuen. Athletisch gebaut, ein vollendeter Reiter, Schütze, Ballspieler und Ringer, glich er damals nicht der aufgedunsenen und häßlich blickenden Despotengeſtalt seiner späteren Jahre. Der Blutmensch in ihm hatte sich noch nicht geregt. Er durfte für einen der gebildetſten Fürſten des Zeitalters gelten; seine theologische Ader, die ihn zur Polemik gegen Luther verleitete, trug ihm den Ehrentitel eines defensor fidei ein. In der hohen Politik hatte er sich vollkommen der Führung eines Staatsmannes von großer Begabung und noch größerem Ehrgeiz anvertraut. Dem Kardinallegaten Thomas Wolsey, der seine bürgerliche Herkunft durch ein mehr als fürſtliches Auftreten in Vergessenheit zu bringen suchte, schwebte als einzig würdiger Abschluß seiner Laufbahn die Erhebung auf den Stuhl Petri vor. Zunächſt trachtete er vor dem drohenden Zusammenſtoß der feſtländischen Mächte die Rolle des von beiden Seiten heiß umworbenen Schiedsrichters möglichſt lang feſtzuhalten. Nachdem aber der Krieg nicht mehr zum Stillſtand zu bringen und Papſt Leo X. (29. Mai 1521) auf die Seite des Kaisers getreten war, faßte England in dem Bündnis vom 25. Auguſt 1521 gleich die äußerſten Ziele eines Weltkampfs ins Auge, der Heinrich VIII. nichts Geringeres als die Wiedererwerbung der im vorigen Jahrhundert aufgegebenen französischen Besitzungen seiner Krone bescheren sollte. Da nun der Kaiser Franz I. nicht nur die an Frankreich gefallenen Stücke des burgundischen Staats, sondern auch das ehemalige Reichsgebiet von Arelat entreißen wollte, ergab sich die Aussicht auf eine völlige Zertrümmerung der französischen Monarchie, eine Aussicht, die noch bedrohlicher erschien, als der mächtigſte Vasall Franz' I., der Herzog Karl von Bourbon, mitten im Krieg (1523) von seinem König abfiel und aus der Teilung seines Vaterlandes für sich selbſt eine Krone davonzutragen dachte.

Tatsächlich waren doch noch weit schwieriger die Verhältnisse, unter deren Druck die politische Lebensarbeit des jungen Kaisers einsetzte: neben dem europäischen Krieg in Spanien Revolution (1520—1523), in Deutschland Luther, die widerwilligen Reichsſtände, Sickingens Erhebung, der Bauernaufſtand im Anzug, in Schweden und Dänemark Karls Schwager Chriſtian II. geſtürzt, dazu die Eroberung von Belgrad und Rhodus durch die Osmanen. Und nach dem Verrat Bourbons ſtand dem Franzosenkönig sein entrüſtetes Volk wie ein Mann zur Seite. Die englische Bundesgenossenschaft erwies sich für den Kaiser als militärisch ziemlich wertlos. Die anfänglichen Erfolge spanischer und deutscher Streitkräfte in Italien (1521/22) wurden durch König Franz persönlich wieder wettgemacht. Eben ging er daran, durch die Einnahme von Pavia den letzten Widerſtand gegen seine neugewonnene Herrschaft über die Lombardei wegzuräumen. Da machte ihn der Schicksalstag des 24. Februar 1525 zum Besiegten und Gefangenen. Es war der erſte große Wendepunkt in der politischen Laufbahn Karls V.; er schien mit diesem e i n e n Schlag die ganze Zukunft Weſteuropas in der Hand zu halten. Trotz der eindrucksvollen Selbſtbeherrschung, mit der er die gewaltige Botschaft aufnahm, hat er die Probe nicht beſtanden; er überschätzte die Gunſt seiner Lage. In einem Augenblick, da England bereits im vollen Abfall begriffen war und Italien von dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedanken eines letzten Verzweiflungskampfs um seine Freiheit gepackt wurde, stellte er dem gefangenen König die härtesten Bedingungen. Karl wollte wirklich, wie es im Madrider Frieden (14. Januar 1526) ausdrücklich hieß, in Zukunft »das Haupt der weltlichen Fürsten der Christenheit« sein und in dieser Eigenschaft den Kreuzzug gegen die Ungläubigen antreten. Aber die wiederholten Eidschwüre, mit denen man Franz I. zu fesseln glaubte, erwiesen sich als brüchig, als felsenfest dagegen der Wille Frankreichs, sich nicht verstümmeln zu lassen. Noch war das Wort »patrie« in der französischen Sprache nicht eingebürgert, aber der Gedanke an die Todesgefahr des Vaterlandes beherrschte jene Notabelnversammlung, die den Madrider Vertrag für null und nichtig erklärte; der König dürfe nicht in die Gefangenschaft zurückkehren, denn er sei nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen verpflichtet, bei seinem Volk zu bleiben, um es zu führen und zu beschützen. Karl hat weder damals noch später von der Kraft nationaler Empfindungen eine klare Vorstellung gehabt. Gegen seinen mittelalterlichen Imperialismus schloß sich, man könnte fast sagen unwillkürlich, ein allgemeiner Bund der übrigen zusammen, für den im schroffsten Widerspruch zu allen Kreuzzugsphantasien Sultan Suleiman vielmehr ein unentbehrlicher Helfer wurde.

Vor der Welt freilich durfte dieser furchtbare Bundesgenosse nicht als solcher genannt werden. Die »heilige Liga« von Cognac (22. Mai 1526) umfaßte neben Frankreich und England die meisten italienischen Staaten unter der Ägide des Papstes. Damals und mehr als einmal in der Folgezeit trat wie im Mittelalter die Unmöglichkeit eines dauernden harmonischen Zusammenwirkens zwischen Kaisertum und Papsttum grell zutage, nur daß anstatt des alten großartigen Gegensatzes in der modernen Politik der Kurie die kleinen Nöte des Kirchenstaats und die elenden Begehrlichkeiten der päpstlichen Familien den Ausschlag gaben. Neben diesen Gesichtspunkten, die bei den Mediceern Leo X. und Clemens VII. immer wieder zum Vorschein kommen, hinderte doch auch Karls Gewöhnung, die Päpste als seine Untergebenen in Anspruch zu nehmen, jede aufrichtige Einigung. Vollends Adrian VI., der alte Lehrer des Kaisers, frei von allen egoistischen Hintergedanken, galt dem ehemaligen Schüler als seine Kreatur, die er gegebenenfalls in einen »einfachen Pfarrer von St. Peter« verwandeln könne. In solcher Weltlage durfte nicht nur die deutsche Reformation wachsen und erstarken, sondern zugleich die osmanische Macht Vorstöße nach Westen unternehmen, die geradezu auf das Herz der Christenheit zielten. Folgenschwerer als Pavia war der Schlachttag von Mohács (18. August 1526), an dem König Ludwig von Ungarn, der Schwager des Kaisers, mit seinem Heer den Untergang fand. Sein Reich war fortan ein türkischer Vasallenstaat; Johann Zapolya, der Wojwode von Siebenbürgen, trug die Krone von des Sultans Gnaden, während Franz I. und die bayerischen Wittelsbacher alles aufboten, um die Erhebung des Habsburgers Ferdinand auf die verwaisten Throne von Böhmen und Ungarn zu hintertreiben und ihm die römische Königswürde streitig zu machen. Nicht nur Frankreich und Bayern, auch England suchte Fühlung mit Zapolya oder richtiger mit dem Sultan. Inzwischen brachte der klägliche Verlauf des italienischen Befreiungskriegs die kaiserlichen Heersäulen unter dem Kommando Karls von Bourbon vor die Mauern Roms. Der Herzog fiel, aber die ewige Stadt wurde am 6. Mai 1527 von dem führerlosen Kriegsvolk erstürmt und allen Greueln einer wochenlangen Plünderung unterworfen. Clemens VII. war wie vormals Franz I. ein Gefangener in der Hand des Kaisers. Die alten Prophezeiungen von einem gekrönten Züchtiger und Reformator der Hierarchie gingen wieder um; selbst einzelne spanische Politiker glaubten jetzt ihrem Herrn das Amt eines Herstellers der entarteten Kirche anvertraut zu sehen. Aber das Haupt der Christenheit überließ Italien und Ungarn ihrem Schicksal. Mehr als einmal hat er in solchen Augenblicken höchster Spannung die Welt durch eine seltsame Unbeweglichkeit in Erstaunen gesetzt, die doch keineswegs allein aus finanziellen oder sonstigen äußeren Schwierigkeiten zu erklären ist. Noch seltsamer berührt freilich die Hartnäckigkeit, mit der er den Franzosenkönig zum persönlichen Zweikampf zu reizen suchte. Das Duell kam natürlich nicht zustande; vielmehr raffte sich Franz I. aus der Sorglosigkeit seines Daseins so weit auf, um ernsthaft an Italien zu denken und seine Truppen noch einmal bis nach Neapel vorzuschieben (1528). Daß die belagerte

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stadt sich hielt, hatte der Kaiser vor allem dem Genuesen Andrea Doria zu danken, der mit seiner Flotte von Frankreich abfiel. Erst unter dem Druck des türkischen Anmarsches auf Wien beendigten die Friedensschlüsse Karls mit dem Papst (Juni 1529) und mit Frankreich (Cambrai, August 1529) diese Reihe von Kriegsjahren, ohne doch mehr als eine Waffenruhe zwischen den unversöhnten Gegnern zu schaffen.

Suleimans Ansturm brach sich vor den gut beschützten Mauern von Wien (1529). Der Kaiser kam endlich aus seiner spanischen Abgeschiedenheit hervor und feierte zu Bologna (Februar 1530) eine Krönung, die der Welt offenbarte, daß das alte Reich jetzt in fremde romanische Hände übergegangen war und Deutschland fortan ein Nebenland der habsburgischen Monarchie sein sollte. In Wahrheit hat sich aber nichts so bitter an der kaiserlichen Politik gerächt wie die Vernachlässigung der deutschen Verhältnisse, die Karl V. durch die übermäßige Ausdehnung seines Herrschaftsgebiets und die von allen Seiten auf ihn eindrängenden Probleme aufgezwungen wurde. Spanien allein mit seinen europäischen und außereuropäischen Besitzungen hätte einer vollen und angestrengten Lebensarbeit bedurft. Wohl hatte er sich durch die erst (1521) geheime, dann (1525) öffentliche Übertragung der österreichischen Lande und des Herzogtums Württemberg auf seinen Bruder Ferdinand, sowie durch dessen Wahl zum römischen König (1532) zu entlasten gesucht. Zugleich war aber Ferdinand als König von Böhmen und Ungarn über die Rolle eines bloßen kaiserlichen Statthalters und Werkzeugs hinausgewachsen. Und vor allem kam der Kaiser viel zu spät, als er auf dem Augsburger Reichstag von 1530 endlich zur Bändigung der deutschen Ketzerei schreiten wollte.

Die neugläubigen Reichsstände sahen ihren Untergang vor Augen und traten zum Schmalkaldischen Bund zusammen, der trotz aller Schwerfälligkeit seiner Organisation viele Jahre hindurch ein weiteres lästiges Hindernis auf den Weg zu einer wahrhaft kaiserlichen Ordnung und Führung Europas warf. Daß die Protestanten ihrerseits in die großen europäischen Gegensätze hereingezogen und zur Anknüpfung mit Karls Widersachern veranlaßt wurden, lag in der Natur der Dinge. (Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Berlin.

Die neuen Austauschprofessoren. — Die Frequenz der deutschen theologischen Fakultäten.

Wenige Wochen, nachdem die beiden Vertreter deutscher Universitäten, die in diesem Semester an amerikanischen Hochschulen lehren, ihre Antrittsvorlesungen gehalten haben, wie die Internationale Wochenschrift in ihrer letzten Nummer berichtet hat, sind die beiden amerikanischen Austauschprofessoren an der Universität Berlin feierlich eingeführt worden. In seiner Begrüßungsrede wies der Rektor der Universität, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Stumpf darauf hin, daß die älteste amerikanische Hochschule, die Harvard-Universität, in Professor Schofield, der in englischer Sprache Vorlesungen über die englische Literatur des Mittelalters halten wird, schon das dritte Mitglied ihres Lehrkörpers an die Universität Berlin sende. Als zweiter Austauschprofessor liest der Präsident der zweitältesten amerikanischen Hochschule, der Yale-Universität, Professor Hadley in deutscher Sprache über die volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Prof. Stumpf schloß seine Ansprache mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß ein edler, friedlicher Wettstreit um das Beste für Leib und Seele der jungen Generation hüben und drüben aus dem Professoren-Austausch entspringe, und daß ein solcher Wettstreit um die idealsten Güter, an denen es kein Eigentumsrecht gebe, auch ein immer festeres Band um die Nationen als solche schlinge, wie es den Wünschen des deutschen Kaisers und des Präsidenten Roosevelt entspreche.

In seiner Antrittsrede hob dann Professor Hadley hervor, daß der Hauptzweck des geistigen Kräfteaustausches zwischen Deutschland und Amerika darin bestehe, das regere Verständnis zwischen beiden Ländern zu fördern. Er habe sich das Ziel gesetzt, in seinen Vorlesungen Momente des amerikanischen Wirtschaftslebens klarzulegen, die für den gebildeten Deutschen von höchstem Interesse sein würden. Er führte dann etwa die Gedanken aus, die er neulich in dem Aufsatz »Die Eigenart des amerikanischen Wirtschaftslebens« in der ersten Novembernummer der »Internationalen Wochenschrift« wiedergegeben hat. Zum Schluß erklärte er, er werde in seinen Vorlesungen den Versuch machen, die Wirkungen der amerikanischen Politik auf das amerikanische Wirtschaftsleben darzustellen, und hoffe, daß aus ihnen nicht nur ein besseres Verständnis für das Wirtschaftsleben der Vereinigten

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staaten entstehe, sondern auch ein stärkeres Gefühl für die wesentliche Einheit der Volksideale in Deutschland und Amerika.

Professor Schofield begann seine Rede in deutscher Sprache. Der Präsident und die Fakultäten der Harvard-Universität, deren Grüße er zu überbringen hätte, wären von dem lebhaftem Wunsche beseelt, die bestehenden guten Beziehungen zwischen deutschen und amerikanischen Universitäten sowohl, wie zwischen Deutschland und Amerika überhaupt, weiter zu befestigen. In den Vereinigten Staaten erkenne man mit Dankbarkeit die deutschen Gelehrten als Vorbilder an, die dazu beigetragen hätten, daß auch die amerikanischen Universitäten zu Pflanzstätten gelehrter Forschung geworden seien. Er hoffe, daß der Professorenaustausch die akademische Welt diesseits und jenseits des Ozeans zu weiterem idealen Streben verbinden werde. — In englischer Sprache skizzierte er dann das Thema seiner Vorlesungen. Er wolle die englische Literatur des Mittelalters in ihren Beziehungen zu den gleichzeitigen literarischen Erzeugnissen anderer europäischer Nationen darstellen und zugleich, da er die Literaturgeschichte nur als einen Teil der allgemeinen Kulturgeschichte betrachte, klarlegen, welche Anregung die englisch sprechenden Nationen aus ihrer Vergangenheit schöpften, welche althergebrachten Sitten und Gebräuche sie noch pflegten, und welche Empfindungen ihrer Rasse eigentümlich wären. Das Mittelalter sei die Jugendzeit des heutigen Europa, die Zeit, in der die Eigenarten und die Ziele der verschiedenen Nationen klargelegt und begründet wurden. — Zum Schlusse seiner Rede erklärte er für die Pflicht der deutschen wie der amerikanischen akademischen Jugend, Harmonie zu schaffen in wissenschaftlicher Arbeit, in der Kunst, in Gesetz und Regierung für das allgemeine Beste, die Verbrüderung der Menschheit. —

Die wechselnden Zahlen der Studierenden an den theologischen Fakultäten der deutschen Universitäten im letzten Vierteljahrhundert geben ein interessantes Bild von der Zu- und Abnahme der Anziehungskraft, die das Theologiestudium während dieses Zeitraums ausgeübt hat. Zurzeit ist eine kleine Zunahme der Frequenz bei den evangelischen Theologiestudierenden festzustellen. Denn an den 17 deutschen Universitäten, die evangelisch-theologische Fakultäten haben, waren im letzten Sommersemester 2319 Studierende immatrikuliert, gegen 2208 im Winter 1906/07. Das sind aber noch nicht halbsoviel wie zur Zeit des höchsten Zugangs im Sommersemester 1888, wo die evangelisch-theologischen Fakultäten 4800 Studenten zählten. Die Zahl der Ausländer unter den evangelischen Theologen betrug in diesem Sommer 167. Auf 100000 evangelische Deutsche kommen 5,6 Studierende der Theologie im Winter 1906/07, 5,8 im Vorjahr und 5,4 im Winter 1905/06. Von den 2152 Studierenden hatte Halle 330 (1883: 488) Tübingen 306 (366) Leipzig 285 (638), Berlin 246 (455), Marburg 169 (139), Erlangen 148 (305), Greifswald 118 (129), Göttingen 112 (197), Bonn 76 (109), Breslau 76 (123), Straßburg 75 (72), Königsberg 73 (158), Gießen 72 (68), Jena 67 (127), Rostock 62 (50), Heidelberg 61 (55) und Kiel 43 (72). Dieses Verzeichnis läßt auch erkennen, daß in dem Zeitraum seit 1883 die Anziehungskraft der einzelnen Universitäten für die Theologiestudierenden sich sehr geändert hat. Halle ist von der zweiten auf die erste Stelle, Leipzig von der ersten auf die dritte, Tübingen von der vierten auf die zweite, Berlin von der dritten auf die vierte Stelle gerückt. Relativ haben die Marburger und die Rostocker Fakultät am meisten zugenommen; Leipzig hat dagegen verhältnismäßig am meisten abgenommen.

Die Zahl der Studenten der katholischen Theologie an den acht Fakultäten des Reichs betrug im Sommer d. J., einschließlich 30 Ausländer, 1866 gegen 1674 im Winter 1906/07, 1804 im Vorjahre, 1640 im Sommer 1905, 1315 1892/93 und 674 1872/73. Ihre Zahl steigt seit Jahren fast ununterbrochen. Auf 100000 katholische Einwohner kommen zurzeit 8,2 Theologiestudierende, im Winter 1906/07 7,4, im Vorjahre 8,2 und im Winter 1905/06 7,6. Auf die einzelnen Fakultäten verteilt sich die Zahl wie folgt: Bonn hat 339 Studierende, Breslau 323, Münster 320, Freiburg 226, Tübingen 210, München 183, Straßburg 176 und Würzburg 89. Dazu kommen noch etwa 550 Zöglinge der sechs bayrischen Klerikalseminare in Regensburg, Dillingen, Freising, Eichstätt, Bamberg und Passau, in denen der bayrische Klerus fast ausschließlich seine Ausbildung erhält.

Berichtigung.

Für meinen Aufsatz in Nr. 26 dieser Wochenschrift ist meine Druckberichtigung unberücksichtigt geblieben, weil sie mich nicht an meinem Wohnort traf und so eine kleine Verzögerung erlitt. Dadurch ist in der Überschrift ein Fehler stehen geblieben, und zwar in meinem Titel, der von der Redaktion ohne meine Mitwirkung eingesetzt war. Ich bin nicht Doktor der Philosophie, bitte also das »Dr.« dort zu streichen. Ferner bitte ich in der vierten Zeile der englischen Strophe am Schluß »be« statt »he« zu lesen und Spalte 831 Zeile 15 von unten »Mädel« statt »Mädels«. Endlich muß ich zu Seite 829 letzte Zeile berichtigen, daß es sich nicht um eine Methodistengemeinde handelte, sondern um die Baptistengemeinde, der Harper selbst angehörte.

Marburg. K. Budde.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München. Geschäftliche Administration: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

23. November 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark,** für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT:

The Social Museum as an Instrument of University Teaching.*)

By Francis Greenwood Peabody,
Professor for Christian Moral at Harvard University, Cambridge, Mass.

University teaching in the United States is being rapidly revolutionized by novel applications of the inductive method. The scientific habit of mind, trained to observe and to generalize from numerous observations, has long been applied to the facts of nature; and museums of zoology, botany, anatomy, and chemistry have been recognized as the indispensable prerequisites of university instruction. Lectures on science, however suggestive they may be, are not of the essence of education in science. Not the ear, but the eye, is the primary organ of scientific knowledge, and next to the eye, the hand. To interpret nature one must, first of all, see, touch, scrutinize, and analyze. The laboratory, the dissecting table, the clinic, the microscope, the museum, are the essential instruments of sound learning. The schoolmaster of »Do-the-Boys Hall« in Dickens' »Nicholas Nickelby« was a monster of vulgar brutality, but in a degree of which Dickens himself was probably not aware, Mr. Squeers was a prophet of scientific education. »C-l-e-a-n,« he said, »clean, to make bright, to scour; w-i-n-d-e-r, winder, a casement. When the boy knows this out of book he goes and does it.« Are not these familiar principles of the naturalist equally available for the sciences which concern themselves with human history and conduct? May not the phenomena of social evolution, like those of physical evolution, be inductively studied? Is not the chief hindrance to social progress to be found in the failure to apply to the facts and movements of society the method of science, as though emotion and sentiment could be substitutes for accurate observation and prudent generalization? Should not therefore the museums of natural science be supplemented by similar collections designed to promote the study of the social sciences? This movement in education may be illustrated by the development of Harvard University during the last fifty years. The Museum of Comparative Zoology was founded in 1859, and remains a monument of the genius and enthusiasm of Louis Agassiz. In connection with this museum or for analogous purposes were soon organized collections in paleontology, botany, mineralogy, and geology, and laboratories of physics, chemistry mining and metallurgy, and psychology. In 1866 was added the Museum of Archaeology and Ethnology, which now forms the anthro-

*) Von dieser Nummer ab werden, vielfachen Wünschen aus dem Leserkreise entsprechend, die außerdeutschen Aufsätze, die in englischer oder französischer Sprache abgefaßt sind, im Original, nicht mehr in deutscher Übersetzung zur Veröffentlichung kommen. Der Herausgeber.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pological section of the University Museum. In 1889 the inductive method was applied in a new direction by the endowment of the Semitic Museum, illustrating the history of Palestine, Assyria, Egypt and allied races; and the instruction of the university in the manners, customs, religions, and philosophies of these types of civilization has been greatly stimulated and refreshed by this presentation of suggestive facts to the student's eye. A further step was taken in 1902 by the establishment, chiefly through the princely gifts of His Majesty the German Emperor, together with generous contributions from the King of Saxony, the Government of Switzerland, and a committee of scholars, artists and men of affairs in Berlin, of the Germanic Museum. This unique collection of models and reproductions sets before the visitor in a most impressive manner the story of German art and architecture from the fifth to the eighteenth century. The student of history finds himself confronted by the statue of Henry II. from Bamberg, of Maximilian from Innsbruck, of the Great Elector from Berlin, and of Frederick the Great from Stettin; the student of religious art inspects with his teacher the bronze gates of Hildesheim, the golden gate of Freiberg, and the tomb of St. Sebald's at Nuremberg. What a vivifying effect these illustrations are likely to have on the vitality and attractiveness of Germanic studies may readily be conceived. The dignity and continuity of German art are perhaps nowhere more effectively exhibited, and many American students learn in the Germanic Museum for the first time the scope and refinement of German culture. Finally, in this series of collections, there was begun in 1903 a Social Museum, to promote investigation of modern social conditions and the amelioration of industrial and social life. Such a museum is undertaken on the assumption that the most immediate need of students concerned with the social question is, not so much enthusiasm, or sympathy, or self-sacrifice, or money, as wisdom, discretion, and the scientific interpretation and comparison of facts; and that this application of the inductive method may be encouraged by setting before the student, in graphical illustrations, the evidences of progress in various countries, and putting at his command the fund of experience accumulated in various parts of the world. The remoteness and isolation of the United States and the brevity of its social history make this provision of illustrative material all the more instructive. Problems of the social order which in other countries are products of gradual processes of social evolution, have, in the United States, arisen with startling abruptness and in dimensions of portentous magnitude, and they put a sudden strain on political and social wisdom. The growth of the great cities, with its consequences of congested population, unsanitary dwellings, intermittent employment and peril for childhood, is a phenomenon which has developed so rapidly in the United States that the principles of municipal government and of municipal poor-relief have not kept pace with the new demands. The flood of a million immigrants a year sweeping into the seaboard cities, and drawn for the most part from nationalities unfamiliar with the principles of democracy, threatens to overwhelm the traditions and ideals of the earlier stock. The collisions of labor with capital, of the white race with the blacks in the South, and of Orientals with Occidentals in the West, raise new questions, both of self-preservation and of justice. These and many other social problems have in large measure taken Americans by surprise, and the science of society cannot safely proceed without fresh observation, comparison, and appropriation of the experiences of other parts of the world. The same necessity is laid in various degrees on other countries. Germany has much to teach the United States about municipal administration, but may learn something from America concerning free conciliation in labor-disputes or the science of improved dwellings. England offers to Americans good examples in trade-unionism and industrial co-operation, but must turn to the United States for lessons in the reform of the drink-traffic and the drink-habit. For all such purposes of comparative study the Social Museum provides what a museum of comparative zoology offers to the naturalist, — the basis of judicious inferences and comprehensive conclusions, the corrective of hasty judgments, and the summary of profitable experience.

Many interesting institutions in various countries have been established to promote social welfare by this exhibition of compara-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tive results. The »Ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt«, at Charlottenburg, provides an impressive lesson to employers and employed, of the possible gains, both in industrial production and human welfare, of improved devices for security and health, and has had many, though as a rule modest, imitations in Germany, Holland, and Austria. The Musée Social in Paris is a noble monument of private munificence, maintains an admirable library of reference, and promotes conferences and researches of high importance. The »Inſtitut für Gemeinwohl« with its »Soziales Museum« and »Auskunftsſtelle« in Francfort offers expert counsel in industrial or legal disputes, and collects and distributes information concerning all forms of social action. The »Institute of Social Service« in New York has the same intention. None of these collections, however, is directly associated with academic life or primarily concerned with the instruction of students in a university. The Harvard Social Museum is, it is believed, the first attempt to collect the social experience of the world as material for university teaching, and to indicate to academic inquirers the scope and direction of modern social progress. This Museum offers for the present hardly more than an outline of its complete intention, but it is already interesting to observe the enlargement of academic research which it makes possible. A student of the University, for example, proposes an inquiry into the various schemes now advocated, both in Great Britain and the United States, for the insurance of wage-earners, of which the German plan is the monumental example. He turns for assistance to the Social Museum, and finds there, through the munificent generosity of His Majesty's government and the courtesy of the Commissioner at the St. Louis Exposition, Geheimrat Dr. Theodor Lewald, the complete exhibit made at St. Louis of the Imperial Insurance-System, consisting of 109 photographs und statistical charts, together with a complete collection of reports and documents; to which, by the generous co-operation of private corporations, are added the special exhibits of Bochum, Halle, Saarbrücken, Hanover and other German towns. It does not follow from this abundant provision of material that the American student will find himself committed to an identical scheme, under the widely different conditions of the American democracy; but it must greatly enrich both his ideals of government and his own sense of social duty to see, in pictorial and statistical representation, the wonderful expansion of administrative service in Germany und the multiplication of institutions for the prevention and relief of disease which have been the consequences of accepting the principles of Imperial responsibility. A second student is assigned to a special research in the problem, now gravely felt in the United States, of systematic correction of mendicancy and vagrancy, and he finds in the Social Museum a collection of photographs, charts, and documents, illustrating the labor-colonies of Germany, Holland and Belgium; and is led to compare their various degrees of detention and discipline, their principles of maintenance, and their moral results. Or, again, a student concerns himself with the problem of improved-housing which, more than any other form of social amelioration, commends itself to the business instincts of American citizens. He examines the various types of this new applied science, in which it is proposed that wise philanthropy shall be consistent into reasonable commercial returns; and the Social Museum provides him with pictorial evidence, not only of successful entreprises in American cities, but of the best results, both in city-blocks and in rural-housing, in Great Britain, France, Germany, Holland, Belgium, and Switzerland. The settlement system, the British co-operative system, the French »institutions patronales« and »syndicats ouvriers«, the German crusade against tuberculosis, the provision in various countries for the insane and the defectives, — these and many other subjects of special inquiry lie before the student in the Social Museum, as though he were himself a traveller through many lands, observing the material which may contribute to an inductive study of society. Incomplete as the present collection is, and fluid as it must always be under the rapidly changing circumstances and needs of social life, it at least brings the world to the student and leads the student into the world, re-enforcing academic research by the observation of experience, and directing social experiments by the method of social science.

Two impressions must force themselves upon any thoughtful student as he examines such an exhibit of social activity. In the first

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

place, there is indicated the comprehensiveness of this modern movement of social service. Different types of modern civilization are following different roads of progress, but, by converging paths, and often without consciousness of concurrent action, a great procession of social reform is marching across the history of the present time toward a common end of social justice and peace. The student in one country is surprised to discover that his problem has been recognized, and its solution attempted, in many lands and under many social conditions, and he is fortified in his own endeavor by the sense of companionship and sympathy. Problems which may appear baffling and insoluble when regarded as accompaniments of an exceptional crisis, may be approached with patience and hope when seen as aspects of a universal process of social evolution in which all countries have their share. It is the same accession of patience which the naturalist feels when he turns from his limited inquiry to the Museum of Comparative Zoology and finds that he has been observing under his microscope facts which fall into their place within a universal plan.

In the second place, the student of the Social Museum is inevitably led to appreciate more distinctly the real nature of the social movement. These varied and worldwide provisions for the less fortunate, — the poor, the sick, the defectives, the aged, and the unemployed; — this sense of social obligation, felt at one point by governments and at another by individuals, and expressing itself in schemes of housing, sanitation, temperance, insurance, and recreation; this readjustment of industry, by legislation or by personal initiative, the shorter working-day, the protection of women and children, the recognition of employed as partners of employers; — all these and many other types of modern social science, though they may assume the form of economic arrangements, and must conform to economic laws, disclose to one who surveys them as a whole, in the unity of a museum, the working of a social motive quite distinguishable from the desire for industrial advantage or the hope of economic gain. They are the evidences of a highly developed sense of social obligation, the expressions of a social conscience, urging action beyond the necessities of economic progress toward an end of social justice, brotherhood and peace. In a word, the social question, seen in the mirror of a social museum, reveals its essential character as an ethical question; the picture of many men in many lands trying in many ways and with various degrees of success to make a better world. It is not an accident that the Social Museum of Harvard University is set within the building dedicated to philosophy, and fitly named — after the most original of American philosophers — Emerson Hall. The facts collected in a museum are dead material until touched to life by the philosophical mind; and the facts of a social museum disclose their full significance only when recognized as ethical data, inviting the interpretative power of ethical idealists.

Der deutsche Verein für Kunftwissenschaft.

Von Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Wilhelm Bode, Generaldirektor der Kgl. Museen, Berlin.

An Kunftvereinen, auch an wissenschaftlichen Kunftvereinigungen fehlt es in Deutschland nicht; eher könnte die Überzahl solcher Vereine als ein Mangel empfunden werden. Der neue »Deutsche Verein für Kunftwissenschaft«, zu dessen Begründung eine kleine Zahl von Kunftfreunden zusammengetreten ift und soeben an die weiteften Kreise aller für Kunft lebenden und interessierten Deutschen die Aufforderung zum Beitritt erläßt, hat mit den Zielen jener älteren Vereinigungen wenig gemein. Er will etwas anderes, etwas ganz Neues; Neues nicht nur für Deutschland, sondern auch für das Ausland. Der Verein will das Studium der Kunft in Deutschland nach den verschiedenften Richtungen fördern, er will es in erfter Linie auf die deutsche Kunft zurückführen, will die Denkmäler dieser unserer nationalen Kunft seit ihren Anfängen in einer umfangreichen Folge monumental ausgeftatteter Bände veröffentlichen und sie nebenher auch dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großen Publikum in kleinen, billigen Ausgaben zugänglich machen.

Die leidige alte Gewohnheit der Deutschen, für alles Fremde sich zu begeiſtern und darüber die eigene Heimat zu vernachlässigen und herunterzusetzen, hat sich auch in der Kunſtwissenschaft nicht verleugnet. Die Wissenschaft der klassischen antiken Kunſt iſt von den Deutschen begründet und seit anderthalb Jahrhunderten gepflegt wie von keiner anderen Nation; und nicht viel später hat sich unser Studium faſt mit gleichem Eifer und ähnlicher Ausschließlichkeit der nachantiken Kunſt Italiens zugewendet. Von den Überreſten Olympias und von den Schätzen von Pergamon, Priene und anderen antiken Städten, die dank der deutschen Wissenschaft und mit deutschen Mitteln wiedererſtanden sind, zeugen zahlreiche große Prachtbände; die antiken Kunſtschätze bis herab zu den kleinſten Tonfigürchen und Gemmen sind von den deutschen Archäologen in reich ausgeſtatteten Publikationen Gelehrten und Laien zugänglich gemacht worden, und monumentale Werke über die Kunſtwerke Italiens im Mittelalter und in der Zeit der Renaissance sind in Deutschland weit zahlreicher erschienen als in Italien selbſt. Wie verschwindet daneben, was über unsere heimische Kunſt veröffentlicht iſt, wie dürftig und ungenügend sind hier noch die Forschungen, wie spärlich und unzureichend die Nachbildungen. Nicht einmal von unseren größten Meiſtern, von einem Albrecht Dürer, einem Hans Holbein besitzen wir eine brauchbare Monographie, geschweige eine würdige Ausgabe ihrer Werke! Hier soll der neue Verein aushelfen. In dem Statutenentwurf wird die geplante »Publikation aller deutschen Kunſtdenkmäler« als »Monumenta Artis Germaniae« bezeichnet; der lateinische Titel iſt gewählt, um dadurch auf die Monumenta Germaniae Historica hinzuweisen, die in verschiedener Beziehung als Vorbild für die Veröffentlichung der Denkmäler dienen können. Auch in der Leitung derselben durch eine Zentralkommission, welche an die einzelnen Abteilungen die Arbeiten verteilt und sie überwacht, zu deren Ausführung alle dazu Berufenen herangezogen und zum Teil noch herangebildet werden müssen.

Wie außerordentlich reichhaltig und lohnend diese Aufgabe iſt, dessen wird auch der Fachmann erſt inne werden, wenn er das weite Gebiet daraufhin nur nach einzelnen Richtungen hin zu gliedern sucht. Welche heute noch faſt unübersehbare Fülle bieten, um ein Beispiel zu nennen, gleich die Anfänge unserer Kunſt: die Kleinkunſt der einzelnen deutschen Stämme vor und während der Völkerwanderung, in ihren eigenartigen Anfängen und ihrer späteren Entwickelung unter dem Einfluß der antiken Kunſt oder die altdeutsche Holzbaukunſt, wie sie sich aus ihren Steindenkmälern außerhalb der Heimat, wie aus dem Nachleben in den ländlichen und ſtädtischen Holzbauten über das ganze Mittelalter bis in die neuere Zeit hinein verfolgen läßt. Blicken wir dann einmal in die jüngſte Zeit vor der französischen Revolution, die der ſtetigen Entwicklung auch der Kunſt in Deutschland ein so jähes Ende bereitete, welche großen und dankbarſten Aufgaben bietet da u. a. allein die reiche Zahl herrlicher Paläſte, die aus dem achtzehnten Jahrhundert in Deutschland erhalten sind: der Zwinger in Dresden, die Schlösser in Würzburg und Nymphenburg, die rheinischen Schlösser in Straßburg, Raſtatt und Brühl, die Paläſte in und um Wien, die Schloßbauten in Potsdam und Berlin, um nur die großartigſten zu nennen. Wie reichhaltig iſt gleichzeitig die dekorative und Kleinkunſt, zumal das Porzellan. Wie manches Thema wird sich bei der Arbeit erſt ergeben oder aus unscheinbarer Geſtalt in seiner Vollſtändigkeit und seinen Beziehungen Bedeutung gewinnen. Um nur eines herauszugreifen: wie wenige haben heutzutage eine Ahnung von der Schönheit und Reichhaltigkeit der deutschen Siegel; wer kennt die mannigfachen Stempel, die gleichzeitig als Gußformen, Kuchenformen, für Druck u. s. f. entſtanden und in Überreſten noch zerſtreut erhalten sind! Wer hat ihre Beziehung zur Stempelschneidekunſt und zur Entwicklung des Medaillengusses ſtudiert oder gar darzulegen versucht!

Ich habe nur einzelne Themata angedeutet, um einen Begriff zu geben von der Mannigfaltigkeit und dem Umfang der Aufgaben, die sich hier für eine erschöpfende wissenschaftliche Veröffentlichung in Wort und Bild ergeben. Das iſt aber nur eines der Ziele, freilich ein besonders bedeutsames unter denen, die sich der neue Verein gesetzt hat. Neben der großen Monumentenpublikation ergibt sich, gewissermaßen als Ausfluß derselben,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leicht und ohne große Unkoſten eine kaum weniger bedeutsame Veröffentlichung unserer deutschen Kunſtdenkmäler in Einzeldarſtellungen der verschiedenen Materien, knapp in der Form und leicht faßlich in der Darſtellung, ſtets mit reicher Illuſtrierung. Sie wendet sich an die weiteſten Kreise des Volkes und soll gelegentlich speziell für Lehrer und Schüler bearbeitet werden, sowohl in Sonderpublikationen wie in Handbüchern. Diese würden in der Regel von denselben Fachmännern abgefaßt werden, die auch die große Ausgabe bearbeiten. Wie anregend wird es sein — um nur ein Beispiel zu nennen —, wenn aus den Publikationen der deutschen Miniaturen, Siegel, Medaillen u. s. f. ein Volksbuch mit den gleichzeitigen echten Bildnissen unserer deutschen Kaiser und der großen deutschen Volksmänner für unsere Jugend zusammengeſtellt wird, die sich bisher an den Theaterbildern des Frankfurter Römers begeiſtern muß! Als Ausfluß der Vorarbeiten zu den »Monumenta« ergeben sich zugleich photographische Sammelwerke der verschiedenſten Art, die namentlich für den Gebrauch in den Apparaten der Universitäten und höheren Schulen zum Teil schon vor der Veröffentlichung der einschlägigen großen Werke ausgegeben werden könnten.

Eine andere Aufgabe sieht der neue Verein in der Ausgabe eines illuſtrierten Jahrbuches, in dem die deutsche Kunſtwissenschaft voll zur Aussprache kommen kann. Mit diesem Jahrbuch soll eine Kunſtbibliographie verbunden werden, die auf Vollſtändigkeit Anspruch machen wird. Allerdings fehlen Kunſtzeitschriften bei uns nicht, und literarische Jahresberichte bringen mehrere derselben; aber alle diese Publikationen sind zu einseitig und unvollſtändig, und lassen den Mangel eines solchen muſtergültig illuſtrierten wissenschaftlichen Jahrbuchs der Kunſtwissenschaft noch empfinden.

Außer durch diese verschiedenartigen, umfangreichen Publikationen, die für Jahrzehnte die deutsche Kunſtwissenschaft aufs intensivſte in Anspruch nehmen werden, will der Verein für Kunſtwissenschaft noch unmittelbar auf »das kunſtgeschichtliche Wissen und das künſtlerische Leben in Deutschland« fördernd einwirken. Er erſtrebt dies, wie es im Programm ausgesprochen wird, durch die »Herſtellung kunſtwissenschaftlicher Anſtalten und Verbindungen im Auslande« und die Einrichtung von Reiseſtipendien für Vertreter der neueren Kunſt, endlich durch »Belebung des allgemeinen Interesses und Verſtändnisses für Kunſt« im weiteſten Sinne. Dies will der Verein erreichen, indem er seinen Einfluß darauf geltend zu machen sucht, daß an den Universitäten und andern Hochschulen für ausgiebige Berücksichtigung der Kunſtwissenschaft gesorgt wird, daß auch in den höheren Lehranſtalten kunſtwissenschaftlicher Unterricht eingerichtet wird, Apparate dafür eingerichtet und Oberlehrer und Oberlehrerinnen durch Vorbildung, Prüfung und Fortbildungskurse dafür genügend vorbereitet werden, und daß auch sonſt durch solche kunſtwissenschaftlichen Fortbildungskurse und Vorträge aller Art auf die weiteſten Kreise des Volkes eingewirkt wird.

Wahrlich eine Riesenaufgabe, die sich der Verein in diesem Programm geſtellt hat. Es bedurfte des Mutes und der Erfahrung eines Mannes wie Friedrich Althoff, der das Statut entworfen hat, um ein solches Ziel klar ins Auge zu fassen, um ihm feſte Form zu geben und die Wege zur Verwirklichung zu suchen und anzubahnen. Der große Gedanke wird zündend in jedem deutschen Herzen wirken; denn nachdem er einmal ausgesprochen iſt, nachdem die Wege zu seiner Verwirklichung gewiesen sind, wird ihn jeder Deutsche, der für Kunſt und Wissenschaft Interesse hat, zu dem seinigen machen und an der Verwirklichung mitzuwirken bereit sein. Darum iſt es auch gewiß der richtige Weg, wenn sich die Männer, die das Programm unterzeichnet haben, nicht an das Reich oder die einzelnen Regierungen, sondern an die deutsche Nation wenden, wenn sie zum Beitritt zu einem Verein auffordern, der nicht nur Kunſtgelehrte, Künſtler und Kunſtsammler, sondern alle Kunſtfreunde im weiteſten Sinne umfassen soll. Die Aufgabe des Vereins soll die Verkörperung der Ziele des deutschen Volkes nach dieser Richtung sein. Wenn der Verein dies durch die Teilnahme daran und durch seine Organisation, wie wir voraussehen, in kurzer Zeit beweisen wird, so wird auch das Reich, wo es nötig sein wird, seine Unterſtützung zur Förderung der großen Ziele des Vereins nicht versagen.

Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Die europäischen Mächte zu Beginn der Neuzeit.

Von Geh. Regierungsrat Dr. Friedrich von Bezold, ordentlichem Professor für neuere Geschichte an der Universität Bonn.

(Schluß.)

Es war ein Glück für Karl V., daß Luthers theologische Unerbittlichkeit auch die politische Verbindung zwischen den deutschen und den schweizerischen Anhängern des Evangeliums unmöglich machte. Aber als Zwingli bei Kappel (1531) gefallen war, wagte der Kaiser doch wieder nicht, den katholischen Kantonen zur völligen Unterdrückung der Reformierten die Hand zu bieten. Jene Langsamkeit, jene Scheu vor durchgreifenden Entschlüssen, die ihm damals das Ordenskapitel der Ritter vom Goldenen Vlies offen vorhielt, hatte sich durch die Erfahrungen der zwanziger Jahre und mit der ſtets wachsenden Zahl seiner Gegner noch verſtärkt. Wohin er auch blickte, überall sah er sie am Werk. Durch die wirklich chaotische Verwirrung der dreißiger und vierziger Jahre zieht sich wie ein roter Faden die immer wieder erneuerte Verbindung zwischen Frankreich und der Pforte, eine Konſtellation, die auch deutsche Fürsten, die bayerischen Herzoge wie die Führer der Schmalkaldener, Kursachsen und Hessen, in ihre Kreise zog. England war für Karl V. vollends verloren, seit Heinrich VIII., in wilder Leidenschaft für die reizende Anna Boleyn entbrannt, die Scheidung von der spanischen Gemahlin, einer Tante des Kaisers, zum Angelpunkt seiner Politik gemacht hatte. Und Clemens VII. blieb bis zum letzten Augenblick (†1534) seiner Hauspolitik getreu; nicht zufrieden mit der Verwandlung der Republik Florenz in ein mediceisches Herzogtum, vermählte er seine Nichte Katharina mit dem dritten Sohne Franz' I. Sein Nachfolger, Paul III. Farnese, suchte gleichzeitig das gedemütigte Papsttum und die eigne Familie in die Höhe zu bringen. Es glückte ihm, für seinen Enkel Ottavio die Hand Margaretas, einer Baſtardtochter des Kaisers, zu erlangen, aber die Errichtung eines italienischen Fürſtentums für seinen Sohn Pierluigi führte zu den ärgſten Verwicklungen mit Spanien, und die Frage des Konzils, das Karl zuerſt gegen Clemens VII. nur als Drohung verwendete, seit 1530 aber ernſtlich ins Auge gefaßt hatte, mußte gleichfalls immer wieder die Beziehungen zwischen Kaiser und Kurie trüben. Der Gedanke, auf diesem Weg die deutsche Kirchenspaltung zu beseitigen, brachte für die kaiserliche Politik eine Fülle von neuen Hemmungen und Verlegenheiten mit sich.

Karl, der bisher seine Schlachten von anderen hatte schlagen lassen, war jetzt zum Kriegsmann geworden; achtmal iſt er noch persönlich ins Feld gezogen, trotz der Gichtanfälle, die ihn frühzeitig heimsuchten. Aber nur einmal, auf deutschem Boden, durfte er das volle Gefühl eines Siegs auskoſten, der ihn seinen letzten Zielen nahe zu bringen schien. Von seinen Unternehmungen gegen die Ungläubigen hat er zwar den Zug gegen Tunis (1535) glänzend durchgeführt, aber was wollte das besagen angesichts der Tatsache, daß er sein pomphaft genug angekündigtes Eintreten in den Türkenkrieg des Jahres 1532 nicht verwirklicht und das Zurückweichen des Großherrn nicht ausgenützt hatte. Und 1541 kehrte er selbſt von Algier als Besiegter heim. Inzwischen konnten die Schmalkaldener ihren Bund ausbauen und dem Evangelium die Herrschaft über mehr als halb Deutschland sichern, konnte Landgraf Philipp 1534 dem Haus Öſterreich das Herzogtum Württemberg wieder entreißen, konnte das Gottesreich der Wiedertäufer in Münſter blutige Orgien feiern und im Norden die Lübecker Demokratie noch einmal den Versuch wagen, den skandinavischen Reichen Könige von der Hansa Gnaden aufzudringen. Jürgen Wullenwever unterlag in seiner »Grafenfehde« und endete auf dem Schafott wie der König des neuen Zion, Johann von Leiden. Das alles vollzog sich ohne Zutun des Kaisers, der sich vielmehr immer wieder genötigt fand, den Proteſtanten für ihre Aushilfe mit Geld und Mannschaften vorläufige Duldung zu gewähren. Es gelang ihm nicht, seinen Schützling, den katholischen Pfalzgrafen Friedrich, ſtatt des lutherischen Holſteiners auf den dänischen Thron zu bringen. Seine Kräfte ließen sich eben nicht überall zugleich und mit gleichem Nachdruck einsetzen. Franz I.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 11:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dagegen, der nach dem Tode des Schattenherzogs Francesco Sforza († 1535) von neuem ſeine Anſprüche auf Mailand und Genua geltend machte, wußte nicht nur ganz Frankreich hinter ſich, ſondern durfte faſt überall auf Verbündete rechnen, in England und Deutſchland, in der Schweiz, in Dänemark und Schottland, in Ungarn und in Konſtantinopel. Daß Karl noch einmal auf den Duellvorſchlag zurückkam, iſt ebenſo bezeichnend für das Zeitalter wie das Rechtsverfahren, das Franz gegen den Kaiſer als einen rebelliſchen Vaſallen der Krone Frankreich beim Pariſer Parlament in Szene ſetzte. Aber der kräftigſte Rückhalt des allerchriſtlichſten Königs, die türkiſche Bundesgenoſſenſchaft, war doch eine auf die Dauer kaum erträgliche Verhöhnung des religiöſen Schamgefühls, das trotz aller Verletzungen und Verdunklungen ſelbſt in dieſem wilden Treiben noch ſein Recht forderte. Das Erſcheinen osmaniſcher Kriegsſchiffe an den italieniſchen und ſpaniſchen Küſten, endlich ihre förmliche Einquartierung in Toulon ging Hand in Hand mit dem Vordringen des Sultans in dem Weſten von Ungarn, mit der Umwandlung der Hauptkirche zu Ofen in eine Moſchee. Als Franz nach kurzem Waffenſtillſtand wieder zum Schwert griff (1542), war aus verſchiedenen Urſachen ſeine Partei ſtark zuſammengeſchmolzen und auch die Opferwilligkeit der eigenen Untertanen allmählich erſchöpft. Untätig ſah er der Überwältigung ſeines letzten deutſchen Bundesgenoſſen, Wilhelms von Kleve, zu (1543). Heinrich VIII., dem die franzöſiſch-ſchottiſche Freundſchaft längſt ein Dorn im Auge war, trat wieder an die Seite Karls V.; das Jahr 1544 ſah die kaiſerlichen Heerhaufen im Vormarſch auf Paris. Aber ſtatt einer militäriſchen Entſcheidung erfolgte der Friedensſchluß zu Crépy, der noch einmal zu dem oft verſuchten Mittel griff, die feindlichen Häuſer durch eine Heirat auszuſöhnen. Entweder Mailand oder die Niederlande ſollten mit der Hand einer Habsburgerin dem Herzog von Orleans zufallen. Freilich ſtarb über dem Zögern des Kaiſers der franzöſiſche Prinz (1545). Und Franz I. war bereits ein gebrochener Mann, als ſein großer Gegner, ohne auf die neuen franzöſiſchen Verſtimmungen viel zu achten, ſich mit voller Kraft auf die deutſchen Proteſtanten warf.

Karl V. hat die lange Reihe der Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts eröffnet, aber er war weit davon entfernt, mit dem größten Schlag, den er je geführt hat, nur den Lutheraner treffen zu wollen. Neben der Schaffung einer kaiſerlichen Monarchie in Deutſchland ſtand ihm als Ziel zugleich die kaiſerliche Reform der Kirche vor Augen; hatte er doch endlich dem widerwilligen Papſt die Einberufung des allgemeinen Konzils nach Trient abgezwungen. Daß die Proteſtanten ſich dem Konzil unterwerfen würden, erwies ſich bald genug als ebenſo ausſichtslos wie die wiederholten Bemühungen, durch Religionsgeſpräche die zerriſſene Glaubenseinheit herzuſtellen. Daß aber das Beſtehen und die weitere Ausdehnung des Schmalkaldiſchen Bundes eine ſchwere Gefahr für das Haus Habsburg darſtellte, unterliegt keinem Zweifel. Wiederholt hatten die Schmalkaldener, für Ulrich von Württemberg wie gegen Heinrich von Braunſchweig, mit Erfolg an die Gewalt der Waffen appelliert. Der Übertritt des Kurfürſten von der Pfalz und des Erzbiſchofs von Köln zur neuen Lehre rückte eine evangeliſche Mehrheit im Kurfürſtenkollegium und damit für die Zukunft vielleicht eine proteſtantiſche oder mindeſtens antihabsburgiſche Kaiſerwahl in den Bereich der Möglichkeiten. Auf der anderen Seite hatte Karl ſchon 1543, bei ſeinem Zug gegen Kleve, den Eindruck gewonnen, daß es nicht allzu ſchwierig ſein würde, bei günſtiger Gelegenheit den Hochmut dieſer deutſchen Ketzer zu brechen. Ihre Führer, Kurſachſen und Heſſen, ſtanden längſt auf geſpanntem Fuß. Und Landgraf Philipp war durch ſeine verhängnisvolle Doppelehe ſchließlich auf Jahre hinaus in die bedenklichſte Abhängigkeit vom Kaiſerhof geraten; wiederholt hatte man es verſäumt, die Gunſt der politiſchen Lage voll auszubeuten. Dagegen hatte der Kaiſer, nach dem Frieden mit Frankreich auch durch einen Waffenſtillſtand mit den Türken (1545) gedeckt, den Krieg mit bewundernswerter Vorſicht und Beharrlichkeit diplomatiſch vorbereitet, den Papſt zum Verbündeten gewonnen, einige jüngere proteſtantiſche Fürſten, die Brandenburger Hans und Albrecht, den Braunſchweiger Erich, vor allem den ſächſiſchen Albertiner Moritz in ſein Lager gezogen, endlich Bayern beſchwichtigt. Aber ſein Verſuch, den Krieg als Exekution gegen ein paar fürſtliche Rebellen und Friedensbrecher hinzuſtellen, ward durch die offenen Kreuzzugsdemonſtra-

Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

tionen Pauls III. Lügen gestraft, und militärisch waren ihm die Schmalkaldener anfangs immer noch überlegen. Trotzdem triumphierte er zuletzt über die vom Ausland, auch von Frankreich, fast ganz in Stich gelassenen Widersacher (1546—47) und damit wenigstens für kurze Zeit über den deutschen Partikularismus. Tizians berühmtes Bild, das den Kaiser in voller Rüstung über das Schlachtfeld von Mühlberg sprengend zeigt, hat diesen Höhepunkt seines Daseins verewigt. Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp waren seine Gefangenen; die Fürsten und Städte des Reichs, Magdeburg und Bremen ausgenommen, beugten sich tief vor dem Sieger, der sich anschickte, ihnen eine politische und religiöse Ordnung nach seinem Willen aufzuerlegen. Seine alten Rivalen Heinrich VIII. und Franz I. waren zu Beginn des Jahres 1547 ins Grab gesunken. Böhmen, bereits im offenen Aufstand, wurde von König Ferdinand mit eiserner Faust gebändigt. Der Papst, der inzwischen dem Kaiser trotzend das Konzil von Trient nach Bologna verlegt hatte, fühlte sich durch die Niederlage der deutschen Protestanten mitgetroffen. Während er aufs neue mit Frankreich Fühlung suchte, wurde sein Sohn Pierluigi in Piacenza ermordet (1547). Auch dieser Schlag schien von der jetzt allmächtigen Hand des Kaisers geführt zu sein, der sofort von Piacenza Besitz ergriff.

Gerade dieses allgemeine Gefühl der Unsicherheit gegenüber einer Gewalt, die ins Schrankenlose zu wachsen drohte, mußte über kurz oder lang die alte Gegenkonstellation wieder emporbringen. Ganz wie nach der Schlacht von Pavia schien Karl entschlossen, seinen Erfolg bis zum äußersten zu nützen. Seine mehr als je zur Schau getragene Kaltblütigkeit konnte doch weder die Härten seines Charakters noch die allzu hohe Spannung seines Wollens verbergen. Das kriegsgerichtliche Todesurteil über den ehemaligen Kurfürsten Johann Friedrich wurde freilich nicht vollstreckt, aber was der gefangene Landgraf zu erdulden hatte, war schlimmer als der Tod. Und noch nie hatte Deutschland das Walten eines Kaisers so unmittelbar als Fremdherrschaft empfinden müssen wie jetzt; spanische Truppen hausten im Reich, die beiden Granvela und der Herzog von Alba, nicht die deutschen Fürsten, waren die vornehmsten Berater ihres Herrn, die Niederlande wurden durch den Vertrag von 1548 als burgundischer Kreis in den Schutz des Reichs gestellt, ohne die verfassungsmäßigen Pflichten der anderen Kreise zu übernehmen. Als endlich Karl mit dem Plan hervortrat, den Infanten Philipp, den Erben des spanischen Weltreichs, zum Nachfolger Ferdinands auf dem Kaiserthron zu machen, da gelang es ihm wohl, seinem Bruder eine widerwillige Zustimmung abzupressen, aber der passive Widerstand der Kurfürsten sollte ihn darüber belehren, daß er sich doch allzuweit herausgewagt hatte. Es lag eben nicht in seiner Art, die Imponderabilien zu erkennen oder zu würdigen; er achtete auf die nationalen und dynastischen Empfindlichkeiten so wenig wie auf den dumpfen Groll, den die entfesselten Leidenschaften eines Religionskriegs in den Besiegten zurückgelassen hatten, oder gar auf das ihm unverständliche Festhalten an einer überführten und niedergeworfenen Ketzerei. So zog sich das schwerste Gewitter seines sturmreichen Lebens über ihm zusammen, während der Frühgealterte, von Todesgedanken umschattet, eben die Summe dieses Lebens ziehen wollte.

König Heinrich II. von Frankreich war zu Beginn seiner Regierung durch einen Krieg mit England in Anspruch genommen, in dem die Franzosen ihre Hauptforderungen, die Vermählung der kleinen Schottenkönigin Maria Stuart mit dem Dauphin und die Herausgabe von Boulogne (1550), glücklich durchsetzten. Als Maria (1548) den Boden ihrer neuen Heimat betrat, verkündigte Heinrich frohlockend: »Frankreich und Schottland sind nun ein Land!« Nach dieser Seite hin frei geworden, nahm er die kontinentale Politik des Vaters sofort wieder auf. Dabei kam er in die günstige Lage, die alten Ansprüche auf Italien und die südlichen Niederlande noch durch eine Ausdehnung seines Königreichs nach Osten hin zu ergänzen. Weit wertvoller als die erneuerte Anknüpfung mit den Türken und mit einzelnen italienischen Anhängern wurde für ihn die Bundesgenossenschaft der deutschen Fürstenverschwörung, an deren Spitze der junge Kurfürst Moritz von Sachsen seinem kaiserlichen Gönner und Lehrmeister mit ebenbürtiger List und weit überlegener Raschheit entgegentrat. Moritz, der vor wenigen Jahren um des Kurhuts willen die protestantische Sache verraten hatte, sah

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Möglichkeit vor sich, trotz des hohen Einsatzes sein Spiel doch noch zu verlieren, und ward so zum Retter des deutschen Protestantismus. Das Schicksal der lutherischen Reformation blieb von Anfang bis zu Ende unlösbar verbunden mit dem Selbsterhaltungstrieb des fürstlichen Partikularismus, dem jetzt Moritz und seine Genossen unbedenklich die drei Besitztümer Metz, Toul und Verdun zum Opfer brachten. Als »Rächer der deutschen Freiheit« hätte Heinrich II. diesem Kaufpreis beinahe noch Straßburg hinzugefügt, aber die Bürgerschaft war bereit, hinter ihren Mauern den Kampf aufzunehmen, wie kurz vorher das feste Magdeburg allein dem Kaiser Trotz geboten hatte. Karl V., krank und entschlußloser als je, durchlebte seine dunkelsten Tage, als er vor den Truppen der Rebellen aus Innsbruck flüchten mußte. Von aller Welt verlassen fand er doch wieder die Kräfte, einer staatlichen Anerkennung des Luthertums sein unbeugsames Nein entgegenzusetzen. Er brachte es über sich, die Hand des furchtbaren Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu ergreifen, der sich von dem Fürstenbund getrennt und auf eigene Faust die »Pfaffen« gebrandschatzt hatte. Ein siegreicher Ausgang des französischen Feldzuges, des letzten, den Karl persönlich geführt hat, hätte ohne Zweifel seine imperialistischen Pläne noch einmal in ihrem ganzen Umfang aufleben lassen. Aber sein zäher Wille zerrieb sich in der vergeblichen Belagerung von Metz. Ihre Aufhebung (1. Januar 1553) bedeutete tatsächlich zugleich den Verzicht auf die Durchführung seines Lebenswerks. Er war müd geworden bis ins innerste Mark.

Wie in den nächsten Jahren der Kaiser langsam Schritt für Schritt sich seiner Gewalt entäußert und erst das Reich, dann die Niederlande (1555), endlich Spanien und Italien (1556) anderen Händen übergibt, das ist und bleibt ein tragisches Schauspiel ersten Ranges. Wohl schien die alte weltumspannende Politik noch einmal zu triumphieren, als Philipp von Spanien sich mit der Königin Maria Tudor vermählte (1554). Aber in Deutschland brachte der Augsburger Reichstag von 1555 den Protestanten endlich die rechtliche Gewährleistung ihres Daseins, nachdem die blutigen Nachwehen der Fürstenrevolution nicht durch den Kaiser, sondern durch die Fürsten selbst unterdrückt worden waren. Und ebensowenig sollte die zweite große Frage der Zeit, die Auseinandersetzung zwischen Habsburg und Frankreich, ihre Lösung nach dem Sinn Karls V. finden. Obwohl im Waffenstillstand von Vaucelles (1556) die Franzosen ihre Eroberungen in Piemont und an der Ostgrenze behielten, ließ sich Heinrich II., mehr und mehr nur ein Werkzeug der rivalisierenden Häuser Montmorency und Guise, zur Erneuerung des Krieges hinreißen. Die politischen Verhältnisse lagen für Frankreich weit ungünstiger als vor wenigen Jahren. Die deutschen Fürsten waren jetzt nicht mehr zu haben, die Türken ebenfalls sehr lau geworden. Gegenüber der Allianz zwischen Spanien und England wollte der Anschluß des neuen Papstes, Pauls IV., an die Sache Heinrichs II. nicht viel besagen. Der leidenschaftliche Kirchenfürst trug kein Bedenken, lutherische deutsche Landsknechte unter seine Fahnen zu ziehen, während die Spanier Philipps II. unter dem Herzog von Alba zweimal (1556—57) die Stadt des Heiligen Vaters bedrohten. Aber weder Alba noch sein König konnten es über sich gewinnen, die Greuel des Jahres 1527 zu wiederholen. Überhaupt unterließ es die spanische Kriegführung und Politik, sowohl in Italien als im Norden ihre Erfolge energisch auszunützen, zum tiefen Bedauern des Kaisers, der von seinem Ruhesitz in Juste dem ersten großen Kampf des Sohnes ungeduldig zusah. Obgleich weder die Einnahme von Calais durch Guise noch der Sieg der Niederländer unter Egmont bei Gravelingen (1558) eine wirkliche Entscheidung gebracht hatte, trat man beiderseits in Verhandlungen ein, die zum Vertrag von Cateau-Cambrésis (April 1559) führten.

Der Kaiser sollte diesen Ausgang des jahrzehntelangen, erbitterten und wechselvollen Streits nicht mehr erleben. Am 21. September 1558 endete er seine Tage; die letzten Gedanken des Sterbenden galten dem Schicksal der katholischen Kirche, deren letzter kaiserlicher Schirmvogt alten Stils er gewesen war. Er hatte die Reformation nicht aus der Welt schaffen, das Konzil nicht zum Abschluß bringen können. Die monarchische Umgestaltung und die Thronfolge seines Sohns im Deutschen Reich hatte er aufgeben müssen wie den Traum einer Ueberwindung des Halbmonds. Fast unmittelbar nach seinem Hinscheiden verschwand mit dem Tod der Königin Maria die Aussicht auf eine Herstellung des Papsttums in England. Aber

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karls Ideenwelt lebte fort in der Seele seines Nachfolgers. Auch Philipp II. mußte schließlich an einer Ueberspannung politischer Phantasien scheitern, die für das übrige Europa sich noch einmal zu dem Schreckgespenst einer spanischen Universalmonarchie zu verdichten schienen.

Und in der Tat zeigt uns der Ausgang der Reformationszeit das spanische Reich auf der Höhe seiner Macht und Ausdehnung. Der Kampf um Italien war zu seinen Gunsten entschieden worden; in Neapel und Palermo wie in Mailand geboten die Statthalter des katholischen Königs. Frankreich hatte seine italienischen Ansprüche im Frieden von Cateau-Cambrésis fallen lassen, der dann vierzig Jahre später durch den Frieden von Verviers (1598) wiederholt bestätigt worden ist. Noch war die spanische Herrschaft in den Niederlanden nicht ernstlich angetastet, wennschon bedenkliche Zeichen einer weitverbreiteten, keineswegs auf die Ketzer beschränkten Unzufriedenheit zutage traten. Vollends in der neuen, jenseits des Ozeans erschlossenen Welt stellten Spaniens Unternehmungsgeist und Kolonisationsmut alle anderen seefahrenden Nationen in Schatten. Die weitverzweigten afrikanischen und asiatischen Niederlassungen der Portugiesen, die sich doch überall auf Küstenstriche und Inseln beschränkten, vermochten mit den massigen Reichsgebieten Spaniens in Mittel- und Südamerika keinen Vergleich auszuhalten. Ihre brasilianischen Erwerbungen lagen in spanischer Umklammerung; schon begegneten sich die beiden Rivalen auch im Südosten von Asien, auf den Molukken und in Neuguinea. Während der Regierung Karls V. hatte sich diese ungeheure Ausbreitung der ihm zugefallenen »Indias« vollzogen, ohne daß das Mutterland allzuviel von seinen militärischen Kräften abzugeben brauchte.

Über die Grenzen eines fast unermeßlichen Herrschaftsgebiets hinaus erstreckte sich die spanische Machtsphäre. Vor allem war und blieb die jüngere Linie der Habsburger in gewissem Sinn der natürlichen Anziehungskraft des unendlich überlegenen Hofs von Madrid unterworfen. Jenes tiefe Mißtrauen, das Karls V. Sukzessionsplan bei Ferdinand und seinem Sohn Maximilian erweckt hatte, wich freilich nur langsam, obgleich Philipp II. schon im Jahr 1555 und dann nach der Wahl Maximilians seinen Verzicht auf die römische Krone den deutschen Verwandten in aller Form kundgetan hatte. Aber die Zusammengehörigkeit des Hauses Österreich mußte, nachdem einmal Maximilians Übertritt zum Protestantismus nicht verwirklicht worden war, schließlich über alle sonstigen Gegensätze und Reibungen den Sieg davontragen. Zu verlockend, unwiderstehlich reizte den Wiener Hof die Aussicht, vielleicht schon in kurzer Frist die Erbschaft der spanischen Monarchie antreten zu dürfen. Für den Gang der spanischen Politik war allerdings dieses Verhältnis zu den machtlosen Trägern der Kaiserkrone beinahe von ebenso untergeordneter Bedeutung wie der Wettbewerb deutscher Fürsten, Kriegsleute und Staatsmänner um spanische Pensionen. Weit stärker fiel die Tatsache ins Gewicht, daß nach der kirchlichen Spaltung des Reichs die Kurie fortan in dem katholischen König den eigentlichen Advocatus ecclesiae sehen mußte. Mochten auch die habsburgischen Kaiser diesen Titel weiterführen, so waren sie doch nicht mehr in der Lage, den hieraus erwachsenden Pflichten im Sinn der früheren Zeiten gerecht zu werden; das bezeugte ja ausdrücklich die seit 1562 der kaiserlichen Wahlkapitulation beigefügte Verwahrung der weltlichen Kurfürsten. Gegenüber dem deutschen Religionsfrieden, dem Sieg des Protestantismus in England, der Erhebung der Hugenotten in Frankreich stand nur noch Spanien aufrecht da als die einzige reine und unnachgiebige katholische Großmacht. Und trotzdem gerieten auch die Päpste immer wieder in einen scharfen Gegensatz zu dieser Macht, deren Anspruch auf weltliche und geistliche Hegemonie durch ihren unverhüllten und ausschließlich spanischen Egoismus für Freund und Feind doppelt unerträglich wurde. In dem entscheidenden Kampf um die Niederlande ist Philipp II. vereinsamt geblieben.

Frankreich hatte auf italienische Erwerbungen so gut wie ganz verzichtet, keineswegs aber auf sein »Protektorat der Freiheit Europas«. Nach wie vor waren französische Gesandte und Agenten in Deutschland und der Schweiz, in Italien und Schottland an der Arbeit, um dem allerchristlichsten König auswärtige Anhänger zu erhalten oder zu gewinnen. Der letzte englische Besitz auf kontinentalem Boden, Calais, war zurückerobert, die Grenze gegen Deutschland

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtark vorgeschoben, vorübergehend sogar eine Art von Anwartschaft auf Schottland erzielt worden. Dagegen hatte man Savoyen und Piemont nicht feſtzuhalten vermocht; außerdem blieb die Freigrafschaft spanisch, und um die Nordgrenze des Königreichs sollte noch oft und blutig zwischen den beiden Rivalen geſtritten werden. Für die Ausbeutung der überseeischen Entdeckungen kam vorläufig Frankreich faſt ebensowenig in Betracht wie England, dessen jungfräuliche Beherrscherin Elisabeth zunächſt vollauf damit zu tun hatte, gegenüber den verschiedenen Bewerbungen um ihre Hand und den Thronansprüchen Maria Stuarts feſte Stellung zu nehmen. Beide Staaten waren nicht in der Lage, auf die ehrgeizigen Pläne Franz' I. und Heinrichs VIII. zurückzugreifen. Philipp II. aber gab die Hoffnung nicht verloren, England doch noch durch eine habsburgische Heirat oder mit Gewalt seinem Syſtem untertan zu machen. Weder England noch das vom Bürgerkrieg zerrissene Frankreich, sondern der Heldensinn der Niederländer und das Genie des großen Oraniers haben in den folgenden Jahrzehnten der spanischen Übermacht zuerſt Halt geboten und einen guten Teil ihrer Kraft gebrochen.

Das Deutsche Reich kam nach wie vor bei den ernſthaften politischen Verwicklungen nicht mit in Anschlag. Seine unaufhaltsame, durch die Reformation wesentlich geſteigerte Zersetzung lähmte jede Aktion nach außen; die alte Wehrhaftigkeit der Nation äußerte sich in beschämender Weise faſt nur noch zugunſten der unaufhörlichen ausländischen Werbungen. Das Haus Öſterreich war durch die ſtetige Bedrohung seiner Oſtgrenze und durch die dynaſtischen Beziehungen zu Spanien gebunden; es erschien so gut wie ausgeschlossen, daß das Reichsoberhaupt und die von konfessionellen und territorialen Sonderinteressen beherrschten Reichsſtände sich jemals zu einer einmütigen Verfolgung großer gemeinsamer Ziele zusammenfinden würden. Ein unausrottbares und leider berechtigtes Mißtrauen zwischen den beiden feindlichen Bekenntnissen, durch den Religionsfrieden nicht gehoben, laſtete auf diesem ruhebedürftigen und ängſtlichen Geschlecht, das selbſt durch die ärgſten Rücksichtslosigkeiten der benachbarten Völker sich nicht aus seiner Zuschauerrolle aufſtören ließ. Wohl löſten sich aus der trägen Masse einzelne fürſtliche Abenteurer, um ohne oder gegen das Reich auf eigne Fauſt europäische Politik zu treiben und, halb Verbündete, halb Landsknechte, in den Kämpfen der großen Mächte mitzuspielen. Sie waren die Nachfolger der Fürſtenrevolution von 1552 und die Vorläufer der Kataſtrophe des 17. Jahrhunderts. Inzwischen ging das Zurückweichen des Deutschtums ſtetig weiter, vor allem im Norden, wo seit der Umgeſtaltung der skandinavischen Reiche das deutsche Element aus dem Wettbewerb um das Dominium maris baltici so gut wie ausgeschieden war. Schon vorher (1525) hatte der Hochmeiſter des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, sich in einen weltlichen Herzog und den Reſt seines preußischen Staats in ein polnisches Lehen verwandelt. Ähnlich erging es in den sechziger Jahren mit dem livländischen Ordensſtaat, nur daß neben der polnischen Lehenshoheit über das neue Herzogtum Kurland auch Schweden und Dänemark ihr Teil beanspruchten. In dem siebenjährigen Krieg zwischen diesen beiden Mächten focht noch einmal Lübeck an der Seite Dänemarks; dafür wurde es nachher mit dem geſteigerten Sundzoll belegt, und seine Klage bei Kaiser und Reich hatte nur die Folge, daß König Friedrich II. höhnend die Laſt verdoppelte. Erſt unter dem Schutz der spanischen Macht, dann mit eignen Kräften bahnten sich die Niederländer den Weg in die Oſtsee. Und die englischen Merchant adventurers niſteten sich an der Nordseeküſte ein und trotzten dem Reichsgesetz, das sie vom deutschen Boden ausschließen wollte.

Noch schwerer lag der Druck der offenen Fremdherrschaft auf Italien. Spanien, im Besitz von Mailand, Neapel, Sizilien und Sardinien, hielt außerdem die Herzöge von Savoyen, Ferrara, Parma und Mantua, bis zu einem gewissen Grad auch die Republik Genua, in Abhängigkeit. Cosimo de' Medici verdankte sein florentinisches Herzogtum Karl V., die Erwerbung der Republik Siena gleichfalls kaiserlicher und spanischer Truppenhilfe; nur mühsam vermochte sich Toskana zu einer Art von Selbſtändigkeit durchzulavieren, die dann (1569) durch den großherzoglichen Titel beſtätigt wurde. Venedig aber mußte sich damit begnügen, daß es gewissermaßen vornehm beiseite ſtehen durfte und sich gelegentlich von Spanien und Frankreich umworben sah. Der Kirchenſtaat endlich war vorläufig zu einer ziemlichen Ruhe und Sicherheit ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

langt, seit der wilde Ehrgeiz des Hauses Caraffa sich an der spanischen Herrschaft zerschellt und Paul IV. selbst mit dem Nepotismus gebrochen hatte. Jeder ernstliche Gedanke an eine Abschüttelung des fremden Jochs war nunmehr verflogen.

In diesem Staatensystem begann allmählich der friedliche Verkehr zwischen den verschiedenen Regierungen festere Formen anzunehmen. Das früheste Beispiel einer ausgebildeten diplomatischen Praxis und Tradition gab wohl die römische Kurie kraft ihrer weltumspannenden Beziehungen. Auf anderen Wegen, durch ihre weitverzweigten Handelsverbindungen, waren die italienischen Republiken längst zur Entwicklung eines geregelten Umganges mit fremden Mächten und eines politisch-statistischen Kundschafterwesens getrieben worden. Um das Jahr 1500 finden wir nicht nur in Italien, sondern auch in Spanien und Frankreich bereits den Brauch eingebürgert, bei einzelnen auswärtigen Höfen ständige Gesandtschaften zu unterhalten. Neben diesen offiziellen »Residenten« und den nur vorübergehend abgeordneten Gesandten, deren Depeschen oder auch Schlußrelationen einen sorgfältig gehüteten Schatz der staatlichen Archive darstellten, wurden in immer größerer Zahl auch ausländische Privatpersonen als Geheimagenten oder Berichterstatter in Sold genommen. Aus dieser Bedienung des Nachrichtenwesens durch Vertrauensmänner, wie sie nicht nur bei den Regierungen, sondern auch unter Politikern, Kaufleuten und Gelehrten im Schwung war, ist dann im Lauf des 16. Jahrhunderts das Gewerbe des Zeitungsschreibers und schließlich die Veröffentlichung solcher politischen Neuigkeiten durch die Presse herausgewachsen. Daß man mit tendenziös gefärbten oder erfundenen »neuen Zeitungen« politischen Nutzen oder Schaden stiften könne, stellte sich bald genug heraus. Alles wirkte zusammen, um in diesem Zeitalter des Vertragsbruchs, der Bestechung und der staatlichen Mordanschläge das tiefste gegenseitige Mißtrauen zu einem Hauptgrundsatz der internationalen Beziehungen zu erheben. Der Gesandte, ganz besonders der ständige Gesandte, war nach allgemeiner Ueberzeugung nichts anderes als ein Spion; schon Commynes erklärt es für eine sehr böse Sache, den Feind im eigenen Haus zu beherbergen. Es ist ganz selbstverständlich, wenn seit dem 15. Jahrhundert überall die Vorsichtsmaßregel sich einbürgert, wichtige diplomatische Korrespondenzen durch die Anwendung von Geheimschrift für unberufene Leser unzugänglich zu machen. Unübertrefflich hat den gründlich moralfreien Zustand der Beziehungen von Staat zu Staat Thomas Morus in seiner Utopia gezeichnet, im lebenswahren Bild wie mit geistreicher Ironie. Freilich war der Grundsatz der Utopier, Verträge als von vornherein wertlos überhaupt nicht zu schließen, für die Wirklichkeit unannehmbar. Wohl aber drängte sich gegenüber der Schrankenlosigkeit der modernen Staatsräson und angesichts der altertümlichen Barbarei des Kiegs- und Seerechts das Bedürfnis nach neuen Normen für die politische Welt hervor. Denn die höchsten Instanzen von ehedem, Kaisertum und Papsttum, vermochten hier nicht mehr Wandel zu schaffen. Gerade der Imperialismus Karls V. wird jetzt von seinen Gegnern als eine Bedrohung der Christenheit gekennzeichnet; schon beruft man sich gelegentlich auf »die gemeine Freiheit Europas«. In den fünfziger Jahren beginnt sich zuerst dieser Gedanke zu der später so eifrig gepflegten Vorstellung eines europäischen Gleichgewichts zu verdichten. Vorher hatte bereits der Dominikaner Francisco de Vitoria († 1546) das Vorhandensein einer natürlichen Staatengesellschaft gelehrt, deren Ius gentium nicht auf den Bereich Europas oder der Christenheit beschränkt sei. Das Recht der freien Einwanderung, der Freiheit des Meeres für alle, des freien Handelsverkehrs wurde verkündigt, um die spanische Eroberung Amerikas zu legitimieren.

Die Zukunft Europas schien der romanischen Rasse zu gehören. Neben der politischen Vorherrschaft Spaniens wirkten unablässig italienische, französische, spanische Kultureinflüsse auf die Völker des Nordens. Zugleich hatte die römische Kirche, soweit dies irgend möglich war, sich reformiert, der Neuzeit angepaßt, für den Kampf um das Verlorene gestählt. Die deutsche Reformation war in ihrer eigenen Heimat zum Stillstand gebracht worden. Wohl erstreckten sich lebensfähige Ausläufer ihrer Eroberung über ganz Skandinavien und bis in die slawische und magyarische Welt hinein. Aber das Luthertum allein hätte noch mehr aus inneren als aus äußeren Gründen wenig Aussicht gehabt, den bevorstehenden Kampf ums Dasein siegreich zu bestehen. Es war wieder romanischer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geist, der sich der Reformation auf seine eigene Art bemächtigt und ihr die Waffen geschmiedet hat. Diese Waffen haben dann zuerst die französischen Hugenotten, bald darauf mit noch weit stärkerem Nachdruck die bedrohten germanischen Völker des Nordwestens, Niederländer und Engländer, gegen Spanien und Rom geführt. Das kommende Zeitalter der Religionskriege steht unter dem Zeichen Loyolas und Calvins.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

Académie Goncourt. — Alfred Jarry †. — Son père. — Versuch einer Neuinszenierung von Molières „Tartuffe".

Die Académie Goncourt hatte vor kurzem ihr Mitglied J. K. Huysmans durch den Tod verloren. Als Kandidaten für seine Nachfolge waren Victor Margueritte, Céard, Georges Lecomte und Jules Renard genannt worden. Bei der neulich stattgehabten Wahl waren fünf Wahlgänge nötig, bis Jules Renard, dessen Kandidatur von Octave Mirbeau und Lucien Descaves vorgeschlagen worden war, mit fünf Stimmen über seine Mitbewerber siegte. Renard, 1864 in Châlons geboren, ist einer der Gründer des »Mercure de France«, der Zeitschrift, die schon manchem jungen Talent den Weg zum Ruhme und zur Anerkennung geebnet hat. Im Beginn seiner Laufbahn schrieb Renard Novellen für Tageszeitungen und schaffte sich dadurch einen Namen. Berühmt wurde er aber erst durch »Poil de Carotte«, in dem er den Typus des leidenden Kindes schuf, durch »Ecornifleur«, »Philippe«, »Le coureur des filles« und »Nos frères farouches«. Seine Stücke: »Poil de Carotte«, »Le plaisir de rompre« und »Le pain de ménage« hatten einen vollen Erfolg und brachten dem Verfasser außer dichterischen Ehren auch die materielle Unabhängigkeit. Bezeichnend für Renard ist übrigens, daß er sich gar nicht um seine Aufnahme in die Académie Goncourt bemüht hat.

Ein anderer Pariser Schriftsteller, der zuerst durch den »Mercure de France« dem größeren Publikum bekannt geworden war, Alfred Jarry, ist jüngst in der Charité verschieden. In aller Munde war sein Name, als das Theater de l'Oeuvre seine tolle, freche, unverschämte Satire »Ubu Roi« aufführte. Die begleitende Musik hatte Claude Terrasse geschrieben. Gémier, der heutige Leiter des Antoinetheaters, gab den Père Ubu und Madame France die Mère Ubu. Mit 20 Jahren hatte Jarry die Höhe seines Ruhmes erreicht. Später gab er noch einen Sittenroman »Messaline« heraus, der aber ungleich schwächer war als das Jugendwerk. Sein letzter großer Roman war »Le surmâle«, ein Werk voll der außergewöhnlichsten lyrischen Phantasie. Doch der Ruhm, den »Ubu Roi« dem Dichter gebracht hatte, verschwand fast ebenso schnell, wie er gekommen war. Jarry schrieb nicht mehr, besonders als er sah, daß seine späteren Werke längst nicht den durchschlagenden Erfolg hatten wie »Ubu Roi«. Wer ihn manchmal im Café sprechen hörte, der konnte die Bemerkung machen, daß er genug am Leben hatte, daß er voll Verachtung von den Menschen sprach, und daß er nie gehofft hat, die Früchte seines Schaffens zu ernten. So ist er verbittert und menschenscheu geworden. Man vergaß ihn. Und so ist er gestorben. Aber als die Kunde von seinem Ableben die Stadt durcheilte, da hielt es jeder für seine Pflicht, dem Verfasser des »Ubu Roi« das letzte Ehrengeleit zu geben.

Aus dem hiesigen Theaterleben ist der Erfolg zu erwähnen, der sich bei Antoine, dem genialen Leiter des Odéons, endlich eingestellt zu haben scheint, nachdem all die Novitäten, die er seit September aufführen ließ, nach wenigen Vorstellungen wieder verschwunden waren. Die Komödie in vier Akten von Albert Guinon und Alfred Bouchinet, »Son père« ist bei ihrer Uraufführung vom Publikum sehr freundlich aufgenommen worden, und der Erfolg steigert sich von Vorstellung zu Vorstellung. Der Titel soll andeuten, daß es sich in dem Stücke um die Stellung handelt, die das Kind eines geschiedenen Ehepaares zwischen Vater und Mutter einnimmt. Sonderbar ist übrigens, daß dieses Problem auch noch in einer anderen Komödie, die zurzeit am Theater du Vaudeville spielt, behandelt wird, in »Patachon«. Bloß daß »Patachon« schon mehr ein Vaudeville ist, »Son père« dagegen eine jener Komödien, die bei aller Heiterkeit, ja selbst Ausgelassenheit einen ernsten Grundzug zeigen. — Eine »Novität« in gewissem Sinne war auch die Aufführung des Molièreschen »Tartuffe«, die Antoine veranstaltete. Er versuchte, mit den alten Traditionen zu brechen, die so lange das köstliche Stück Molières in Banden gehalten hatten. Deswegen nannte er auch die Aufführung einen »Versuch«, und dieser »Versuch« einer Neuinszenierung ist ihm nach meiner Meinung vollständig gelungen. Schon im Jahre 1904 plante Antoine eine Neuinszenierung des »Tartuffe«, konnte aber, als er noch Leiter des Antoinetheaters war, dies ihm liebgewordene Projekt nicht ausführen. Jetzt endlich hat er alle Hindernisse beseitigt. Bisher hatte man in Frankreich die fünf Akte »Tartuffes« in einem Zimmer des ersten Stockes im Hause Orgons spielen lassen!! Antoine hat nun ganz richtig kalkuliert, daß das Haus Orgons, in dem nach Molières Anweisung das Stück spielen soll, mehr als ein Zimmer habe; daß sich folglich die Handlung auch in mehreren Räumen abspielen müsse. Ja, selbst den Garten Orgons hat er dazu genommen! In diesem spielt der erste Akt. In der Mitte eine breite Allee im Geschmack der damaligen Mode, links eine Fontäne mit Becken, im Hintergrund ein mächtiges Eisen-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gitter, hinter dem man den Wagen Madame Pernelles sieht. Eine Treppe führt ins Innere des Hauses. Der zweite und dritte Akt spielen sich in einem großen Salon im Stile Louis' XIV. ab. Er geht auf eine Galerie, in deren Hintergrund man eine breite Treppe erblickt. Auf dieser sieht man Tartuffe im 4. Akt heruntersteigen. Die Möbel des Salons gehören der Epoche Louis' XIII. und XIV. an; sie sollen 15000 Franken gekostet haben. Beim Aufgehen des Vorhangs zum vierten Akt sehen wir ein ganz entzückendes, kleines Boudoir, reich an den schönsten Farben. Dadurch wird ein geschickter Gegensatz zu den Dekorationen der andern Akte gebracht. Außerdem ist dieses Boudoir der Lieblingsaufenthalt Elmirens. Den Raum im fünften Akt nimmt die große Galerie, die wir im zweiten Akte nur teilweise gesehen, vollständig ein. Die große Treppe ist dieses Mal zur Rechten, während wir links eine zweite Galerie sehen, durch deren Fenster die Bäume des Gartens hereinnicken.

Mit »Son père« und der Neuinszenierung des »Tartuffe« hat Antoine zwei große Treffer gezogen.

Mitteilungen.

Nach den von Prof. A. Brückner geleiteten und vor kurzem beendeten Ausgrabungen auf dem antiken Friedhof am Kerameikos in Athen müssen wir unsere bisherigen Vorstellungen über die Anlageverhältnisse der attischen Friedhöfe durchaus ändern. Die Ausgrabungen zeigen, daß der ganze Friedhofsraum in Familienbezirke eingeteilt war, die terrassenförmig auf dem sanften Abhang des Friedhofshügels liegen. Zu beiden Seiten der Straße, die in einem Einschnitt mitten durch den Friedhof geführt worden war, wurde die Anlage von hohen Terrassenmauern notwendig, auf denen die Denkmäler bis zu 6 Meter emporragend sich erhoben, um von dem Beschauer unten in der Straße unter günstigeren Umständen betrachtet werden zu können, als wenn diese Denkmäler wie sonst üblich, so weit eingerückt gewesen wären, daß man unmittelbar an sie hätte herantreten müssen, um sie zu sehen. Der Boden scheint stufenweise geebnet worden zu sein; ein Netz von schmalen, nur zum Teil aufgedeckten Nebenwegen verband die Terrassen unter einander. Für die Verwaltung des Friedhofs muß eine Aufsichtsbehörde angenommen werden, die Ordnung hielt, für die Erhaltung der Gräber sorgte und auf die einheitliche Gestaltung der ganzen Anlage ein wachsames Auge hatte. Im Mittelpunkte befindet sich ein Heiligtum der Artemis, in der die heiligen Handlungen, die der Ritus bei den Bestattungsfeierlichkeiten vorschrieb, stattgefunden haben mögen. Jeder Familienbezirk erhielt seine besondre Ummauerung. In der Denkmälerfront wird jeder Bezirk durch eine hohe, den Namen der Familie tragende, überragende Stele bezeichnet; dieser schließen sich zu beiden Seiten dann nacheinander die Denkmäler der Verstorbenen an. Über die innere Gestaltung der Grabbezirke im einzelnen sind vielfach neue Vermutungen aufgestellt worden; durch die auf dem Friedhof zerstreut vorgefundenen kleinen Grabmäler lassen sich nun auch bemerkenswerte Ergänzungen zu dem Friedhofsbilde machen. Aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., etwa den sechziger Jahren angehörend, ist vor allem die nunmehr freiliegende Stele des Proxenos aus Salybria Pythagoras zu nennen, aus dem 4. Jahrhundert die der beiden kerkyräischen Gesandten, die wahrscheinlich im Jahre 375 v. Chr. wegen des Beitritts zum Seebunde nach Athen gekommen und hier verstorben waren. In dem verhältnismäßig geringen Zeitabstand hat sich der Boden schon ganz erheblich aufgehöht, beträgt doch hier, wo die beiden Denkmäler dicht nebeneinander stehen, der Niveauunterschied fast einen Meter. Besonders wirkungsvoll ist das Eckdenkmal des Dexileos aus Thorikos, der 394/93 im korinthischen Kriege gefallen war, und dem von seinen Angehörigen einer der vornehmsten Gedenksteine an markanter Stelle gesetzt worden war. Von Einzelfunden ist wichtig der Torso einer Grabfigur in übernatürlicher Größe, die man für eine Perserstatue halten möchte, weil sie mit dem persischen Kandys angetan ist. Die Feststellung, daß auf einem attischen Friedhofe etwa im 4. Jahrhundert v. Chr. ein Barbare bestattet worden war, ist von höchstem Interesse. Von Bedeutung ist ebenfalls die Auffindung einer Grabamphora aus pentelischem Marmor, auf der sich die Malereien in großer Frische erhalten haben. Den Anregungen Brückners entsprechend, scheint von griechischer Seite der Plan einer Untersuchung in noch größerem Maßstabe, die gleichzeitig auch die übrigen bisher unberührt gebliebenen Teile des Friedhofes umfassen soll, ernstlich ins Auge gefaßt worden zu sein. Die griechische Archäologische Gesellschaft hat am Ostabhang des Kolonos Agoraios Ausgrabungen auf Grundstücken ausgeführt, die sie für diesen Zweck kürzlich angekauft hatte. An dieser Stelle hatte man nach ungenügenden Vorgrabungen, die Dörpfeld in den Jahren 1896 und 1897 vorgenommen hatte, die Stoa Basileios, das Amtslokal des Archon Basileus, vermutet. Abgesehen von der Bedeutung, die dieses Bauwerk in kunstgeschichtlicher Hinsicht hat, hat die Lage der Stoa Basileios einen großen Wert für die Topographie Alt-Athens. Auf seinen Wanderungen durch Athen betrat Pausanias das Stadtgebiet durch das Dipylontor. Nachdem er den großen Hauptweg mit seinen Gebäuden und Monumenten beschrieben hat, kommt er zu dem Gebiet der Agora, des Staatsmarktes, wo er als erstes Gebäude unterhalb des Markthügels die Stoa Basileios nennt, unter der der Archon zu Gericht saß. Es war ein altertümliches Gebäude, das die Perser verschont haben mögen; denn es trug auf dem Ziegeldache zwei alte Terrakottagruppen, Theseus, der Skeiron ins Meer schleudert, und Hemera, die den Kephalos trägt. Anstoßend an die Stoa Basileios erhob sich, neben vielen anderen Hallen, die den Markt schmückten, die sogenannte Stoa des Zeus Eleutherios. Dörpfelds Grabungen hatten Grundmauern freigelegt, die aber eine vollständige Grundrißentwicklung nicht zuließen. Immerhin hatten diese Ruinen als Reste der gesuchten Gebäude gegolten. Die diesjährige Grabung hat nun der griechische Ephoros Skias geleitet. Zwei moderne Häuser sind abgetragen worden, und so war es möglich, die gesamten Lageverhältnisse der Bauwerke, soweit es der überaus rudimentäre Zustand der Ruinen zuließ, festzustellen.

Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Auch einige Inschriftenfragmente haben sich vorgefunden. Beachtenswert ist davon nur ein Ratsbeschluß unter Archon Euxenippos (305/4) zugunsten der Taxiarchen, die wie die Urkunde hervorhebt, zu Kriegszeiten ihres Amtes zur allgemeinen Zufriedenheit gewaltet haben.

*

Zur Feier des 80. Geburtstages Pasquale Villaris, des Seniors der italienischen Historiker, ist in der Bibliotheca Laurentiana in Florenz eine Ausstellung der seltensten und wertvollsten Stücke der Ashburnham-Handschriften veranstaltet worden. Villaris Betreiben vor allem ist es zu danken, daß der italienische Staat diese kostbare und großartige Sammlung, die 1903 Handschriften in 2201 Bänden umfaßt, seinerzeit aus dem Nachlaß des Earl of Ashburnham erworben hat. Der Kaufpreis hat nur 585,000 Lire betragen. Zur Erinnerung ist im Hauptsaale der Laurentiana eine Gedenktafel angebracht und in Villaris Beisein enthüllt worden.

*

Im nächsten Jahr ist ein Halbjahrhundert verflossen, seitdem in Wien die klinische Laryngologie und Rhinologie durch Türck-Czermak begründet worden ist. Zur Erinnerung daran wird vom 21. bis 25. April 1908 in Wien ein internationaler Laryngo-Rhinologen-Kongreß abgehalten werden. Mit ihm soll eine Türck-Czermack-Gedenkfeier und eine laryngo-rhinologische Ausstellung verbunden werden.

*

In Brüssel ist vor kurzem auf einer Versteigerung ein angeblich von einem unbekannten Maler herrührendes Bild zum Preise von 1600 Francs für das dortige Museum erworben worden. Man sieht auf ihm einen mit einer grünlichen Decke gedeckten Tisch. Auf diesem steht ein Globus, daneben befinden sich in einem bunten Durcheinander Bücher und Gravüren; in der Wand bemerkt man einen ungeheuren Nagel. Die Gegenstände sind mit großer Sorgfalt in gleichmäßigen Tönen gemalt. Leider hat eine Ausbesserung des Bildes die frühere goldige Patina zerstört. Eine genauere Untersuchung des Bildes hat jetzt ergeben, daß es eines der wenigen von Rembrandt in seiner Jugend gemalten Stillleben ist. Ein anderes Rembrandtsches Stilleben soll sich im Besitz einer holländischen Aristokratin in Brüssel befinden.

*

Das am 6. September verstorbene Mitglied der Académie française Sully Prudhomme hat dieser die Summe von 100,000 Frank vermacht. Er hat der Académie über ein Vierteljahrhundert, seit dem 8. Dezember 1881, angehört.

*

Eine neue zweibändige Ausgabe der 1879 und 1886 erschienenen Allusion Books wird in der Shakespeare Library des Verlages von Chatto und Windus vorbereitet. Die Anspielungen auf Shakespeare, die den Herausgebern bisher zugänglich geworden sind, gehen von Spenser im Jahre 1591 bis zu Dryden im Jahre 1694. Um in der neuen Ausgabe ein möglichst vollständiges Material veröffentlichen zu können, werden Leser, denen hierher gehörige Stellen zur Hand sind, gebeten, sie Dr. F. J. Furnwall in London NW., 3 St. George's Square, Primrose Hill, oder Dr. John Munro, London WC., 18 Tonbridge Houses, Tonbridge Street, mitzuteilen.

*

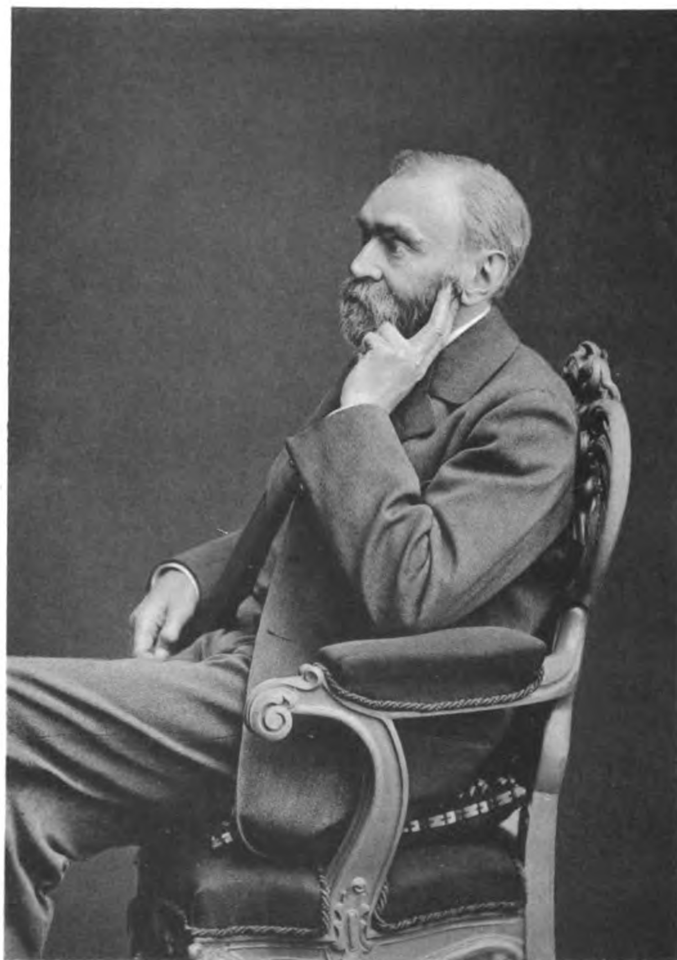
In seinem soeben erschienenen Werke »Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde.« (Leipzig, Quelle & Meyer) charakterisiert Professor Siegfried Passarge in dem allgemeinen Überblick über die Kulturverhältnisse Afrikas den Neger folgendermaßen: »Phantasie und Erfindungsgabe sind nicht die stärksten Seiten des Negers, und fremde Kulturen verkümmern daher in Afrika, anstatt den neuen Verhältnissen gemäß weiter entwickelt zu werden. Man wird daher im allgemeinen die Tendenz finden, daß, je weiter fort von der Eingangspforte, durch die eine Kultur in Afrika eingedrungen ist, um so mehr eine Verkümmerung und Verarmung dieser eingetreten ist. Ist dieser Satz richtig, so wird man von vornherein annehmen müssen, daß der Kulturbesitz der Südafrikaner verhältnismäßig ärmlich und kümmerlich sein muß, und zwar um so mehr, je weiter nach Süden. Das ist auch tatsächlich der Fall. — Für die Begabung der Neger ist es charakteristisch, daß sich ihr Kulturbesitz hauptsächlich auf das Materielle richtet. Auf diesem Gebiet findet sich eine verhältnismäßig hohe Kultur. Es sind hauptsächlich solche Gerätschaften ausgebildet, die auf ein behagliches und bequemes Leben gerichtet sind, während man an geistige Genüsse keine großen Ansprüche stellt.«

*

Vom 1. April bis 31. Oktober 1910 wird in Tokio eine große internationale Ausstellung abgehalten werden, ein neues Unternehmen, durch das Japan seine Zugehörigkeit zur modernen Kulturwelt erweisen will. Sie wird zwar »Große Ausstellung Japans« genannt werden, trotzdem will die japanische Regierung die verschiedenen Völker einladen, sich daran zu beteiligen und möglichst umfassende Ausstellungen zu veranstalten. Die Regierung wird einige ihrer Gebäude für bestimmte Sonderausstellungen hergeben, besonders für solche, die mit den Wissenschaften und den Künsten im Zusammenhang stehen, aber auch für Ausstellungen von Maschinen und praktischen Anwendungen der Elektrizität. Nach dem gegenwärtigen Plan soll ein Gelände von 100 Hektar dieser Ausstellung zur Verfügung gestellt werden. Für die Gebäude sind 12 Hektar vorgesehen. Die Regierung ist indessen nicht abgeneigt, diesen Plan noch zu erweitern, um allen an sie herantretenden Ansprüchen zu genügen. Präsident der Ausstellung wird der Prinz Fushimi sein, der erst kürzlich eine Reise nach Europa gemacht hat.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Alfred Nobel

Phot. Flormann

Beilage zur „Internationalen Wochenschrift“

Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Geschäftliche Administration: August Scherl G.m.b.H. Berlin SW. — Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G.m.b.H. in München.

30. November 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Alfred Nobel.

Von Professor Dr. Svante Arrhenius, Vorstand des Nobel-Institutes der Akademie der Wissenschaften, Stockholm.

Alfred Bernhard Nobel wurde am 21. Oktober 1833 in Stockholm geboren. Er stammte aus einer Familie, deren älteste bekannte Mitglieder in Schonen ansässig waren. Die Geschichte dieser Familie ist deshalb von Interesse, weil sie zeigt, wie die Eigenschaften, die in Alfred Nobel ihren Gipfelpunkt erreichten, sich allmählich durch mehrere Generationen entwickelten. Der erste Träger des Familiennamens, der ursprünglich Nobelius (oder Nobilius) geschrieben wurde, war Peter Nobelius, dessen Vater Olof in der Gemeinde Nöbbelöf wohnte. Dieser Peter Nobelius, der um 1660 geboren war, bildete sich für den Richterstand aus und leitete nach damaligem Gebrauch seinen Namen vom Geburtsort ab. Er wurde, etwa dreißigjährig, zum Landrichter in Uppland ernannt und heiratete eine Tochter des berühmtesten Vertreters der Naturwissenschaften an der Universität Upsala, Professor Olof Rudbeck. Dieser Ehe, die durch den Tod Peters 1707 aufgelöst wurde, entsprang ein Sohn Olof (geboren 1706), der erst Porträtmaler in Stockholm, später Zeichenlehrer an der Universität Upsala war. Sein jüngster Sohn Immanuel, der bei seines Vaters Tod (1760) drei Jahre alt war, trat als Chirurg in den Militärdienst. Nach dem damals in militärischen Kreisen herrschenden Gebrauch stieß er die theologisch klingende Endung »ius« seines Namens ab und schrieb sich Nobel. Er starb 1834 als Stadtarzt in der Handelsstadt Gefle.

Zur Frau hatte dieser Nobel eine Schifferstochter aus Uppland genommen, die ihm drei Kinder schenkte, unter diesen einen Sohn, der, geboren 1801, des Vaters Taufnamen erhielt. Von seinem Vater, der ein sehr tüchtiger praktischer Arzt gewesen sein soll, erhielt der junge Immanuel eine gute Erziehung. Schon als Knabe zeigte der Sohn Proben von einer bedeutenden Erfindungsgabe. Er bildete sich zum Baumeister aus und wurde am neugebildeten Technologischen Institut (der jetzigen Technischen Hochschule) in Stockholm als Lehrer im Fache der beschreibenden Geometrie und Konstruktionslehre (1827) angestellt. Im Jahre 1828 heiratete er Caroline Andrietta Ahlsell, Tochter eines Kämmerers, mit welcher er vier Söhne hatte, von denen Alfred Bernhard der dritte war.

Immanuel Nobel suchte sich bald einen größeren Wirkungskreis als denjenigen, der ihm in Stockholm zu Gebote stand. Bei Versuchen mit Sprengstoffen hatte er zudem eine Explosion verursacht, welche das Mißlieben der Stockholmer hervorgerufen hatte. Auf Einladung des russischen Staatsrates Haartman, der Nobels große praktische Begabung kennen gelernt hatte, siedelte er im Jahre 1837 nach Petersburg über, wo er als Konstrukteur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

arbeitete. Die Familie blieb bis 1842 in Stockholm, wo Alfred seit einem Jahre den gewöhnlichen Schulunterricht erhielt. Der Knabe zeigte frühzeitig eine ungewöhnliche Lernbegierde und erhielt gute Zeugnisse von der Schule. In Petersburg wurde er dann von einem schwedischen Lehrer unterrichtet und entwickelte dabei ein bedeutendes Sprachtalent. Seine hauptsächliche Erziehung erhielt er aber, ebenso wie seine Brüder, einmal durch Teilnahme an der Arbeit des Vaters und dann durch die Entwicklung seines Charakters unter der Leitung einer guten Mutter, für welche er in späteren Jahren eine rührende Pietät an den Tag legte

Immanuel Nobels bedeutende Erfindertätigkeit wurde bald von der russischen Militärverwaltung in Anspruch genommen. Er konſtruierte für sie Schnellfeuergewehre und arbeitete eine Unterwasser-Mine aus. Mit dieser wurden mehrere Aufsehen erregende Versuche ausgeführt. Einen noch größeren Beifall fanden seine Land-Minen. Der Erfinder wurde mit großen Geldmitteln belohnt, die ihm erlaubten, eine bedeutende mechanische Werkſtätte zu gründen, die, durch große Beſtellungen vom russischen Staat unterſtützt, schnell aufblühte. In dieser Fabrik nahmen die Söhne Immanuels an den Arbeiten teil und entwickelten so ihre Veranlagungen nach dieser Richtung. Im Krimkriege wurde die Minierung der Gewässer um Kronſtadt Robert Nobel, einem Bruder Alfreds, anvertraut, wodurch die Reichshauptſtadt gegen den Anfall der englischen Flotte geschützt wurde. Nach dem Kriege erhielt England einen großen Einfluß auf die Entwicklung der russischen Induſtrie, und die Wirksamkeit der Nobelschen Fabrik wurde dadurch so ſtark beeinträchtigt, daß Immanuel diese 1859 seinem Sohne Ludwig überließ, um selbſt nach Stockholm zurückzukehren und da eine neue Induſtrie zu begründen. Dabei wurde er von seinen zwei jüngſten Söhnen Alfred und Oskar Emil begleitet.

Die neue Wirksamkeit im Vaterlande wurde jetzt der Verbesserung der Sprengſtoffe gewidmet, in welchen Zweig Alfred Nobels hauptsächliche spätere Arbeit fiel. Das altehrwürdige schwarze Pulver hatte ohne Konkurrenz als Sprengſtoff gedient, bis durch die Entdeckung der explosiven Produkte der Einwirkung von Salpetersäure auf Stärke durch Braconnot 1832, welche später (1838) von Pelouze auf Zellulose angewandt wurde, als auch durch die erste Darstellung des Nitroglyzerins durch Sobrero 1847 der Technik der Sprengmittel neue gewaltige Mittel zur Verfügung geſtellt wurden. Von diesen beiden Stoffen hatte die Nitrozellulose besonders nach der Veröffentlichung der muſtergültigen Untersuchung von Schönbein (1846), die ihn zur Erfindung der Schießbaumwolle leitete, die allgemeine Aufmerksamkeit an sich gezogen. Dagegen war das Nitroglyzerin, wohl zum großen Teil wegen seiner Giftigkeit, ſtark in den Schatten geſtellt. Auf diesen Sprengſtoff nun richteten Immanuel Nobel und seine zwei nach Schweden mit ihm zurückgekehrten Söhne ihre Aufmerksamkeit.

Das erſte Patent für Sprengſtoffe von Alfred Nobel (1863) — er hatte schon im Jahre 1857 einige andere unbedeutende Patente bekommen — betrifft eine Mischung von gewöhnlichem Pulver mit Nitroglyzerin, welche eine große Sprengkraft besaß. Diese Erfindung wurde jedoch von der nächſten (1864), des Zündhutes, in praktischer Bedeutung weit überholt. Das hierbei benutzte Prinzip der sogenannten Initialzündung hat einen sehr großen Einfluß auf die Entwicklung der Sprengſtofftechnik ausgeübt. Die Sprengſtoffe wurden bis dahin zur Explosion durch Zündung von außen gebracht. Diese Form der Entladung zeigte sich aber für Nitroglyzerin wenig verwendbar. Alfred Nobel untersuchte daher die näheren Umſtände und fand, daß eine plötzliche Detonation im Innern des Nitroglyzerins es zu einer äußerſt scharfen Explosion veranlaßt. Darauf beruht die Wirkung seines Zündhutes, durch dessen Einführung es ermöglicht wurde, diesen Stoff als selbſtändigen Sprengſtoff zu benutzen. Bald wurde denn auch eine Fabrik für seine Darſtellung in Heleneborg innerhalb der Grenzen Stockholms angelegt. Mangelnde Erfahrung über die Behandlung dieses gefährlichen Sprengmittels verursachte jedoch am 3. September 1864 eine Kataſtrophe, bei der die Fabrik in die Luft flog und mehrere Personen, unter ihnen der jüngere Bruder Alfreds und der Ingenieur Hertzman, ums Leben kamen.

Die Anwendbarkeit des neuen Sprengſtoffs, der in den Handel unter dem Namen Sprengöl gebracht wurde, hatte doch zahlreiche Benutzer herbeigelockt, darunter einige große schwedische Bergwerke und die Eisenbahnbauten des schwedischen Staats. Die Fabri-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kation mußte daher fortgesetzt werden, und da es nach dem großen Unglück 1864 verboten war, die alte Fabrik in Stockholm neu zu errichten, und es schwierig war, einen neuen Ort zu ihrer Anlage zu finden, benutzte Alfred Nobel einen Prahm, den er auf dem Mälar-See verankerte, als Fabrikplatz, bis 1865 eine neue Fabrik in Vinterviken unweit Stockholm begründet wurde. In demselben Jahre wurde für die Herstellung von Nitroglyzerin eine deutsche Fabrik in Krümmel bei Hamburg von A. Nobel in Gemeinschaft mit E. Winkler und Bandmann unter der Firma Nobel & Co., sowie eine norwegische Fabrik in Lysaker angelegt. In schneller Folge traten dann weitere Fabriken in anderen Ländern in Europa, Amerika und Afrika ins Leben.

Obgleich das Sprengöl, das durch seine große Sprengkraft allgemeine Verbreitung gefunden hatte, relativ zum alten Sprengpulver wenige Verluste von Menschenleben bei seiner Anwendung veranlaßte, so bewirkten doch die wiederholten Explosionen der Nitroglyzerin-Fabriken, daß das Publikum seiner zunehmenden Verbreitung mit Mißtrauen entgegensah. Die Gesetzgebung griff auch an mehreren Plätzen gegen die Gründung solcher Fabriken ein.

Eine der größten Gefahren nun, die mit der Benutzung des Sprengöls verbunden waren, lag in seiner flüssigen Form. Kleine Mengen von dem Öl konnten durch Undichtigkeiten hinaussickern und durch Stöße zum Explodieren gebracht werden, wonach die Explosion zu größeren Stoffmengen sich fortpflanzen konnte. Alfred Nobel war deshalb eifrig bestrebt, dem Sprengstoff feste Form zu verleihen. Er untersuchte eine große Anzahl von Stoffen in bezug auf ihre Fähigkeit, Sprengöl zu absorbieren. Er fand, daß Kieselgur, die aus Schalen von Diatomaceen besteht, in dieser Beziehung ausgezeichnete Eigenschaften besitzt, und daß die Mischung aus Nitroglyzerin und diesem Stoff eine dichte, mörtelähnliche Masse bildete, die leicht gehandhabt werden konnte und fast dieselbe Sprengkraft hatte wie das Öl. Die Kieselgur vermag nämlich bis zum Dreifachen ihres eigenen Gewichtes Nitroglyzerin aufzusaugen.

Dieses neue Produkt wurde 1867 patentiert und erhielt den Namen Dynamit. Von dieser Zeit an nahm die Zahl und die Produktion der Nitroglyzerinfabriken noch schneller zu als vorher und brachte dem Erfinder außerordentlich große und steigende Einnahmen ein.

Gewissermaßen kann man diese wichtige Erfindung Nobels als eine Entwicklungsstufe seiner ersten Erfindung, der Mischung aus Schwarzpulver und Nitroglyzerin, betrachten. Während die Explosivkraft des schwarzen Pulvers pro Gewichtseinheit etwa 30 Prozent derjenigen des Nitroglyzerins beträgt, steigt sie für schwarzes Pulver, welches 11 Prozent Nitroglyzerin aufgenommen hat, auf 37 Prozent, für Dynamit No. I, der 23 Prozent Kieselguhr enthält, auf etwa 70 Prozent. Obgleich also der feste Körper im Dynamit vollkommen wirkungslos ist, so ist doch die Wirkung des Dynamits derjenigen des mit Nitroglyzerin getränkten schwarzen Pulvers nahezu um das Doppelte überlegen. Es lag dann nahe, zu versuchen, das schwarze Pulver oder die Kieselgur durch Schießbaumwolle als Absorptionsmittel für das Nitroglyzerin zu ersetzen. Ein Versuch in dieser Richtung von dem Engländer Abel, welcher eine teigartige Mischung der beiden letzterwähnten Körper unter dem Namen Glyoxilin patentierte, datiert schon aus 1867. Dieser Sprengstoff hat jedoch keine größere Verbreitung gefunden.

Alfred Nobel arbeitete mit demselben Problem, ohne jedoch mit der mechanischen Mischung, die er erhielt, zufrieden zu sein. Eines Tages fand er, daß, wenn Nitroglyzerin Nitrozellulose zu etwa 7 bis 10 Prozent auflöst, eine gelée- oder gummiähnliche homogene Masse entsteht, welche »gelatiniertes Nitroglyzerin« oder Sprenggummi genannt wird. Diese Masse wurde 1876 patentiert und ist das kräftigste bekannte Sprengmittel; es übertrifft sogar das Nitroglyzerin um zwei Prozent.

Alle die bisher genannten Sprengstoffe von Nobel sowie die Schießbaumwolle eignen sich wegen ihrer allzuplötzlichen Verbrennung nicht zum Hinaustreiben von Projektilen aus Schießröhren, wogegen sie für industrielle Sprengungen und auch für Minen ausgezeichnet sind. Wohl hatte der Österreicher von Lenk durch mechanische Mittel die Heftigkeit der Explosionen von Schießbaumwolle herabgesetzt, so daß dieser Stoff zur Fabrikation von Gewehr-Patronen im Anfang der sechsiger Jahre in Österreich benutzt wurde. Wegen Explosions-Unglücke wurde aber diese Fa-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brikation eingeftellt. Zwanzig Jahre später trieben die immer mehr gefteigerten Ansprüche der Feuerhandwaffen zu neuen Versuchen, kräftigere Gewehr-Pulver darzuftellen. Zugleich wünschte man ein Mittel zu finden, das frei wäre von dem für Schnellfeuer sehr hinderlichen Rauch des schwarzen Pulvers. Diese beiden Probleme wurden von dem berühmten französischen Spezialiften auf diesem Gebiet Vieille (1884—1886) gelöft. Durch kräftige Knetung von Schießbaumwolle in einem Lösungsmittel (Alkohol und Äther, Aceton oder Äthylacetat) ftellte er eine gelatinöse Masse dar, welche nachher je nach Belieben in verschiedener dem Zwecke entsprechender Korngröße dargeftellt werden konnte. Aus dieser Masse wurde das Lösungsmittel so weit wie möglich herausgetrieben, es blieb jedoch genug davon zurück, um den gelatinösen Zuftand zu erhalten. Dies war das erfte rauchlose Pulver.

Dies erinnerte ja ftark an das Sprenggummi von Nobel. Er fand durch Versuche, daß der Gehalt dieses Körpers an Nitrocellulose stark vergrößert werden konnte, und daß dabei die Heftigkeit der Sprengwirkung (die Brisanz) abnahm. Diese konnte auch durch Zusätze, beispielsweise von Kampfer, noch mehr herabgesetzt werden. Nobel konnte darnach auch ein rauchloses Pulver herftellen, das außerdem etwa 10 Prozent kräftiger war als das französische. Er erhielt auf dieses Pulver, das etwa 50 Prozent Nitrocellulose enthielt, und dem er den Namen Balliftit gab, 1888 ein Patent. Den Nachteil, den die große Kraft dieses Pulvers mit sich führt, daß es nämlich eine große Wärmemenge entwickelt, hob er durch Zusetzen von Dämpfungsmitteln in hohem Grade auf. Das Balliftit, oder wie es auch genannt wird: das Nobelpulver, kann auch in verschiedenen Formen, z. B. als Platten, Streifen, Fäden oder Röhren usw. hergeftellt werden, so daß die Stärke der Gasentwicklung während der nacheinander folgenden Verbrennungsftufen reguliert werden kann. Dies ift von großer Bedeutung, um die Geschwindigkeit der Kugel so groß wie möglich zu machen, ohne die Wände des Schießrohrs zu sehr anzuftrengen.

Der Umfang der Nitroglyzerinproduktion möge daraus beurteilt werden, daß jetzt jährlich etwa 60 Millionen Kilogramm fabriziert werden, die einen Wert von etwa 100 Millionen Mark haben. Durch Einführung des Dynamits sind die großen Bergsprengungen zu Flußregulierungen und zur Entfernung von gefährlichen Untiefen sowie die für den Weltverkehr so äußerft wichtigen Tunnelbauten ermöglicht worden.

Die grossen Fabriken brachten Nobel höchft bedeutende Geldmittel ein, welche er immer zu neuen Versuchen und Fabrikationen verwendete. Unter anderem unterftützte er lebhaft das bedeutende Unternehmen seiner beiden in Rußland gebliebenen Brüder Ludwig und Robert, welche die kaukasische Petroleum-Induftrie begründeten. Die Wirksamkeit Alfred Nobels wuchs mit den Mitteln immer mehr. Der Erfolg hatte seine bedenkliche Schattenseite: das ruhe- und raftlose Streben nach noch weiteren Fortschritten. Er lebte zum großen Teil in den Eisenbahn-Waggons auf Reisen zwischen den verschiedenen Fabriken, an denen er interessiert war. Seit 1866 wohnte er abwechselnd in Deutschland und in Frankreich, wo er zuerft in Paris, später in St. Servan bei Paris, sich gute und bequeme Laboratorien einrichtete. Er war, wie er selbft sagte, ein Weltbürger. »Mein Vaterland ift da, wo ich arbeite, und ich arbeite überall.« Allmählich ftarben auch seine Verwandten. Sein Vater, der im Jahre 1865 vom Schlag gerührt wurde und danach sich von der Arbeit zurückziehen mußte, ftarb 1872, die Mutter Alfreds lebte noch 17 Jahre. Seine zwei noch lebenden Brüder waren in ihrem Adoptivland Rußland ansässig. Die drei Brüder trafen einander einmal jährlich in Stockholm zum Geburtstag ihrer Mutter. In Frankreich, wo er am meiften weilte, wurde das Balliftit zuerft dargeftellt, er verkaufte diese Erfindung an verschiedene Staaten, unter anderen an den italienischen. Dies geschah im Jahre 1887, als eine sehr ftarke Spannung zwischen Italien und Frankreich herrschte. Er wurde deshalb heftig von den französischen Zeitungen angegriffen, und die französischen Behörden bereiteten ihm ftetige Schwierigkeiten. Mit Bitterkeit verließ er das schöne Land 1891 und siedelte sich in Italien an der Riviera an. Der Name — mio nido, mein Neft — den er seiner in San Remo, am Ufer des Mittelmeeres gelegenen Villa gab, deutet an, daß er jetzt ein Bedürfnis der Ruhe fühlte. Aber auch da arbeitete er ohne Raft. Er untersuchte die Eigenschaften seiner Sprengftoffe, um sie noch weiter

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu verbessern, er versuchte künstliches Kautschuk herzustellen, er beschäftigte sich mit der Frage, künstliche Seide zu fabrizieren, und dergleichen mehr.

Aber er plante noch größere Unternehmen. Er kaufte 1894 die Majorität der Aktien der Gesellschaft Bofors-Gullspång, um die dortige Kanonenfabrik zu erweitern. In der Nähe ließ er sich ein großartiges Versuchs-Laboratorium bauen, größer als seine älteren. Ferner beteiligte er sich an der Gründung einer elektrochemischen Fabrik für Darstellung von Alkalien in Schweden. Er wollte offenbar seine übrigen Jahre in den Waldungen seines Vaterlandes zubringen. Da kam der Tod am 10. Dezember 1896. Er war 63 Jahre alt. In Stockholm wurde er beigesetzt. Seine Brüder Ludwig und Robert waren ihm in den Jahren 1888 und 1896 vorausgegangen.

*

Nach seinem Tode hat Nobel vielleicht noch mehr Aufsehen erregt als bei Lebzeiten. Er hinterließ ein Testament in außerordentlich knapper Fassung, in dem er anordnete, daß sein Eigentum, dessen Wert nachher zu 35.5 Millionen Mark geschätzt wurde, zu einem Fonds verwandelt werden sollte, dessen Jahreszinsen in fünf gleiche Teile verteilt werden sollten, die zur Auszeichnung von fünf Personen dienen sollten, die im vergangenen Jahre der Menschheit den größten Nutzen gestiftet hätten in der Physik, der Chemie, der Physiologie und Medizin, der Literatur und der Friedenssache. Er hatte die Ansicht, »daß die Erfahrung lehrt, daß die großen ererbten Vermögen niemals Glück gebracht haben«. »Sie dienen nur dazu, die Befähigung einzuschläfern. Deshalb sollte der Besitzer eines großen Vermögens seinen Erben, auch in gerader Linie, nie mehr als einen kleinen Teil desselben überlassen, und gerade so viel, daß sie sich eine Bahn in der Welt brechen könnten.« Er hat diese seine Ansicht in Handlungen umgesetzt. Er erhielt einen tiefen Eindruck von den Worten Pasteurs: »Es ist der Mangel an Kenntnis, welcher die Menschen trennt, und die Wissenschaft, welche sie vereint.« Nobel hegte die feste Überzeugung, daß die Wissenschaft das Leben der Menschen materiell und moralisch verbessert. Dadurch wird sein Testament verständlich. Übrigens sind es genau dieselben Ideen, die Andrew Carnegie nachher geleitet haben, noch viel größere Summen zur Verfügung der Wissenschaft, der Volksaufklärung und der Friedensbewegung zu stellen.

Alfred Nobel hat jedenfalls dafür Sorge getragen, daß sein Name durch alle Zeiten in Ehren gehalten wird.

Alfred Nobel war ein Mann von mittlerer Körpergröße und von nicht allzu starker Konstitution. Sein Haar und Bart waren dunkelbraun, seine klaren blaugrauen Augen, die unter mächtigen Brauen hervorblickten, waren mild, ausdrucksvoll und strahlten von lebhafter Intelligenz. Er war außerordentlich freundlich und gutgesinnt und sehr angenehm im Verkehr. Bertha von Suttner, die auf ihn einen großen Einfluß zugunsten der Friedensbewegung ausübte, sagt: »Mit Alfred Nobel über Welt und Menschen, über Kunst und Leben, über die Probleme der Zeit und der Ewigkeit zu sprechen, war ein geistiger Hochgenuß. Seine Konversation war funkelnd und tief, und geradezu phänomenal war die Vollkommenheit, mit welcher dieser Schwede die deutsche, die französische und die englische Sprache zu reden und zu schreiben wußte — jedes dieser in allen seinen Feinheiten beherrschten Idiome hätte man für seine Muttersprache halten müssen.«

Er lebte sehr einfach und vermied größere Gesellschaften. Seinen Gästen gegenüber entwickelte er eine üppige Gastfreiheit, wobei er sich selbst die größte Mäßigkeit auferlegte. Er war nicht verheiratet. Vielleicht fürchtete er, daß er nicht genug Zeit für eine Familie hätte opfern können. Gegenüber seinen Untergebenen war er der beste Vorgesetzte; die Arbeiter in seinen zahlreichen Fabriken haben nie die Arbeit eingestellt. Er setzte nicht besonderen Wert auf äußere Auszeichnungen. »Man kann sie nicht ablehnen, ohne als ein Original angesehen zu werden, aber sie verursachen Verlegenheit und sind deshalb unwillkommen. Ich hoffe, daß der Abend meines Lebens nicht dadurch getrübt wird.« Dabei machte er jedoch eine Ausnahme für die Ehrungen, welche wissenschaftliche Institutionen ihm bezeigten, zum Beispiel durch die Ernennung zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm und zum Ehrendoktor der Universität Upsala.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Autobiographie im Altertum.*)

Von Geh. Regierungsrat Dr. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, ordentlichem Professor für klassische Philologie an der Universität Berlin.

Die vornehmſten Werke der wissenschaftlichen Literatur sind die, welche keiner Spezialwissenschaft angehören, und von denen doch die verschiedenſten Fachgelehrten urteilen müssen, daß sie ihnen neue Lichter aufſtecken. Nicht jedes Jahr bringt ein solches Buch; hier iſt eins. Damit iſt Lobes genug gesagt. Auch das iſt damit gesagt, daß es kein Fachgelehrter eigentlich beurteilen kann. Da indessen der erſte Band nur das Altertum behandelt, so wird der Philologe, wenn er davon wirklich etwas verſteht, darüber ein Urteil haben, ob das Material hinreichend ausgenützt iſt, und dann sich des Fortschritts freuen, den das Verſtändnis der Werke notwendig machen muß, wenn sie als Teil der Weltliteratur betrachtet werden. Und das iſt hier nicht einmal die Hauptsache, sondern jene philosophische Betrachtung des Menschen und seiner Geiſtesgeschichte, die Misch aus der Schule Wilhelm Diltheys mitbringt, dem das Buch mit vollem Rechte gewidmet iſt.

Eine einzige Selbſtbiographie von unvergänglichem Werte hat das Altertum hervorgebracht, die Konfessionen des h. Auguſtin. Das hat dazu verleitet, sie als etwas ganz Neues anzusehen und gar den Rhetor Auguſtin als den erſten modernen Menschen anzusprechen. Dabei vergaß man, daß der h. Gregor von Nazianz vor Auguſtin eine Selbſtbiographie in Versen geliefert hat, die man nur mit Rührung lesen wird, wenn man sie lesen kann. Leider sind die Größen der griechischen Kirche den Philologen meiſtens byzantinisch und allen übrigen griechisch. Dem Hiſtoriker der Autobiographie erwuchs die Aufgabe, die Konfessionen aus der antiken literarischen Überlieferung verſtändlich zu machen; auch was in ihnen neu iſt, kommt erſt so heraus. Nun umfassen sie aber sehr viel mehr als die Erzählung des Lebenslaufes, eine Offenbarung des inneren Seelenlebens, der Erlösung und des Zuſtandes nach dieser. Sehr viel in ihnen iſt Äußerung des Gefühles, man kann kaum anders sagen als es iſt Lyrik. Auch das war also zu zeigen, wie der Mensch zu der Fähigkeit gelangt iſt, so zu empfinden und solche Empfindungen zu formulieren. Das verlangte dann die Vorführung einer ganz anderen Entwicklungsreihe als die der Lebensbeschreibung. Misch hat gleichwohl danach geſtrebt, alles in eine geschichtliche Darſtellung zu verarbeiten, die er nach den Epochen der griechischen Literaturgeschichte eingeteilt hat. Vielleicht hat er es dem Leser damit etwas schwer gemacht, denn es werden mehrere Linien verfolgt, die sich erſt am Ende schneiden.

Altorientalische Könige haben ihre Taten oder die Taten, welche ihr Gott durch sie wirkte, in feierlichen Inschriften der Ewigkeit erzählt. Diese haben nichts Individuelles, können und sollen es nicht: es gibt von der Göttin Isis ähnliche Inschriften. Aber allmählich spürte man doch den Menschen. Daß uns Dareios mehr als ein großer Schatten iſt, macht die Inschrift von Behiſtun. Und doch erscheint er auch dort in einer Majeſtät, die ihn hoch über das Menschliche erhebt, kaum anders als wie er bei Aischylos als Gott aus dem Grabe aufſteigt. Diese Königsinschriften sind die beste Folie für den Bericht, den Auguſtus in der Hoffnung auf den Eingang seiner Seele in den Himmel (er spricht sie in einem Privatbriefe geradezu aus) und in der sicheren Voraussicht seiner Konsekration über seine Taten verfaßt hat. Misch hat dies auch psychologisch unvergleichliche Dokument treffend gewürdigt; wir hatten erleben müssen, daß es für eine Grabschrift erklärt und von textkritischem Dilettantismus zerpflückt ward. Kein Grieche hat etwas Vergleichbares geschrieben. Wohl aber könnte und möchte man den Bericht des Hannibal über seine Taten vergleichen, den dieser, als er Italien verließ, bei der Hera von Kroton aufſtellte. Auch in ihm würde sich die Seelenſtimmung eines großen Mannes offenbaren, aber auch nur indirekt. Der Reisebericht des Hanno über seine Ozeanfahrt, der in Karthago inschriftlich aufgezeichnet war, zeigt, daß Hannibal heimischer Sitte folgte.

*) Georg Misch, Privatdozent der Philosophie an der Universität Berlin, Geschichte der Autobiographie, Bd. I: Das Altertum. Leipzig, B. G. Teubner.

Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

An der Erhaltung seines Namens hat dem Hellenen unendlich viel gelegen; daher muß er auf dem Grabe ſtehen. Aber das Leben wird in der Grabschrift nicht beschrieben, auch nicht, wenn sie ein Gedicht iſt, und so gern man ein Bild hinzufügt, individuelle Ähnlichkeit erſtrebt man nicht. Edle Tat bedarf des rühmenden Wortes, darum muß der Held mit dem Dichter gehen. So sagt Pindar immer wieder, und vielen Edlen hat er den Namen erhalten. Aber der Dichter verklärt in dem Liede, das nach dem Vortrag bei dem Feſtzuge Enkomion heißt: auch dies Porträt sucht keine individuelle Ähnlichkeit. Alexander nahm einen Stab von Literaten und Künſtlern mit; seine Kanzlei verzeichnete Tag für Tag die Ereignisse mit peinlicher Gewissenhaftigkeit; die Berichte seiner Offiziere waren so genau wie die Beschreibungen, die seine Gelehrten von der Neuen Welt und ihren Wundern aufnahmen. Aber die Wahrheit der Akten genügte dem Könige nicht, dessen Feldherrngröße wir doch nur dank dieser wahrhaftigen Überlieferung würdigen. Er sehnte sich nach einem Homer, den er nicht fand, und die Künſtler, die er fand, haben ihn heroisch porträtiert. Von Menschen, die so empfanden, kann man keine Selbſtbiographie erwarten. Wohl fangen die Dichter sehr früh an, ihren Werken das Siegel ihrer Urheberschaft aufzudrücken, indem sie ihren Namen nennen, auch wohl einiges Persönliche zufügen. In der helleniſtischen Zeit bedienen sie sich dazu gern verschiedener Arten des Epigramms. Aber etwas wie eine Selbſtbiographie bringen erſt ihre römischen Nachahmer hinein, indem sie wie oft das Epigramm zur Elegie ausdehnen. Die Hiſtorie iſt insofern ganz auf die Person geſtellt, als der Schriftſteller erzählt, was er für wahr hält, oder doch was er erkundet hat. So muß jeder auch etwas von sich sagen; aber selbſt wenn es so ausführlich und so ruhmredig geschieht wie von Theopomp (der vor allen zu nennen war), iſt der Hiſtoriker doch nicht eigentlich sein eigenes Objekt; spielt er aber in den Ereignissen eine Rolle, so objektiviert er sich ganz. So haben es Thukydides und Polybios gehalten, und Xenophon hat gar pseudonym geschrieben, um scheinbar ganz objektiv seine Sache vor der Öffentlichkeit zu führen. Die publiziſtische Vertretung ihrer Interessen hat die Menschen gezwungen, von sich zu reden, seit die attische Demokratie der »Kunſt des Überredens« die Bahn öffnete. Die Gerichtsrede forderte mindeſtens den Schein eines Berichtes nicht sowohl über die eignen Taten, als über die eigne Gesinnung. Sie lieferte damit eine Form, die auch als Fiktion bequem war. Als Isokrates, der Großmeiſter der Rhetorik, spürte, daß die Wissenschaft der Sokratik ihm und seiner Kunſt das Wasser abgrub, hat er für beide eine solche Verteidigung geschrieben und sich als einen größeren Sokrates ſtilisiert. Es verdient große Anerkennung, daß Misch die relative Bedeutung dieser Leiſtung erkannt hat, aber sie zeigt am beſten, daß auf dem Boden dieser Rhetorik überhaupt keine Individualität gedeiht, auch nicht im Bilde.

Der Feldherr, der in der Ferne Krieg führt, muß über seine Erfolge nach Hause berichten. Wir haben ein solches Stück von Ptolemaios III. Er mag auch in die Lage kommen, sein Verhalten nachträglich durch einen solchen Bericht zu rechtfertigen, wie Cäsar die Eroberung Galliens. Dasselbe wird der Staatsmann tun, zumal wenn er hat zurücktreten müssen, wie Demetrios von Phaleron und Arat. Noch die elende Schrift des Josephus über sein Leben iſt in Wahrheit eine Verteidigung seines Verhaltens im jüdischen Krieg gegen Juſtus von Tiberias. Merkwürdige Bücher sind dabei genug herausgekommen, aber Selbſtbiographie in unserem Sinne iſt nichts. In diese Reihe werden wir auch die Schriften über das eigene Leben ſtellen, die von mehreren Politikern der römischen Revolutionszeit verfaßt sind. Es iſt kaum zulässig, sie in dem Lichte zu sehen, in das sie Tacitus im Agricola gerückt hat. Aber Individuelles wird doch genug darin gewesen sein; und wie gern würden wir diesen noch wenig hellenisierten Römern in die Seele schauen, einem Sulla, der uns psychologisch ein Rätsel bleibt. Die Fortuna, als deren Günſtling er sich betrachtete, war nicht der Zufall, die Tyche, sondern Aphrodite: er nennt sich auf lateinisch Felix, auf griechisch Epaphroditos. Was gibt nicht das allein zu denken. Aber alle diese Schriften sind so ephemere Erscheinungen geblieben, wie die vereinzelt erwähnten Selbſtbiographien und Memoiren von Kaisern und sogar Kaiserinnen.

Für die antike Biographie und das literarische Porträt hatten F. Leo und I. Bruns die Wege gewiesen. Die gelehrte Biographie

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammelt Einzelzüge, ordnet sie nach bestimmten Kategorien und versucht kaum ihre Zusammenfassung zur Einheit. Die Schule des Aristoteles, die so vortrefflich Pflanze und Tier zu beobachten und zu beschreiben weiß, tut es auch für die Menschen. Sie erfaßt die Kennzeichen, die Charaktere (sie hat dies Wort für uns umgeprägt) und verfolgt das Spezifische durch die ganze Lebensführung. Aber das Individuelle kommt dabei selten in Betracht, immer zu kurz. Sie hatte zudem einen Kanon der Tugenden ausgebildet, der sich bequem an jedes Objekt anlegen ließ. Schlagend zeigt Misch, wie der peripatetische Hofgelehrte des Herodes, Nikolaos, sein Leben in der Art behandelt hat, daß er darlegte, wie vollkommen es dem ethischen Kanon entsprach. Es ist ein philosophisches Enkomion; vermutlich versteckt sich dahinter eine Apologie. Die Fähigkeit, das Typische zu sehen, bleibt der hellenistischen Wissenschaft; aber ein Fortschritt wird nicht gemacht. Wie wunderbar schildert Poseidonios die Kelten: die persönlichen Charakteristiken, deren wir doch einige aus seiner Geschichte kennen, sind genau so schematisch wie die hellenistische Porträtbildnerei seiner Zeit. Wir dürfen nicht verschleiern, daß die Hellenen, ebensowenig wie sie eine wirkliche Geschichtsforschung erzeugt haben, einen Menschen ganz wirklich aufzufassen nicht verstanden haben. Immer bleibt der Betrachter draußen stehen, wo er sich doch in die fremde Seele versetzen sollte. Statt zu verstehen, lobt oder tadelt er. Und immer ist ihm der Mensch etwas Fertiges, Ganzes, niemals wird er als etwas Werdendes betrachtet. Wo hätten sie je die Widersprüche erfaßt, die sich in jeder reicheren Seele finden, und deren Vereinigung erst ihre Individualität macht? Nur ihre Tragiker (denn das menandrische Lustspiel versagt schon) haben solche ganzen Menschen zu schaffen vermocht, bei denen wir empfinden, wie sie so werden mußten, durch das Leben und trotz dem Leben. Und dann natürlich Platon. Aber Platon hat eben mindestens in der Potenz auch die Schranken des Hellenentums ziemlich alle gesprengt. Wie die Hellenen so geworden sind, wollen wir hier nicht fragen: in denen des 6. und 5. Jahrhunderts steckt die Kraft zu einer ganz anderen Entwicklung. Aber seit sie so geworden sind, muß man glauben, daß sie von wirklicher Eigenart wenig besaßen und noch weniger zeigten. Die allgemeine Bildung und die späteren Philosophien, die alle auf den Normalmenschen aus sind, hatten sie nivelliert. Wie ganz anders die Römer derselben Zeit; denn die hellenisierende Kaiserzeit nivelliert sie auch. Man kann ihre Überlegenheit nicht genug hervorheben. Von Lucilius hören wir's, bei Horaz sehen wir's, wie die Dichtung zur Selbstdarstellung des Menschen wird. Und dann Cicero, welche reiche Individualität atmen alle seine Schriften trotz aller Rhetorik. Das ist ein ganzer Mensch: seine griechischen Zeitgenossen sind im besten Falle Professoren. Mit vollem Rechte hat ihm Misch eine ausführliche Behandlung gegönnt, und dann dem Seneca und dem Marcus, der doch auch ein Römer ist, auch dem Epiktet; aber so eindringlich die Predigt des Phrygers ist, sie ist im Grunde auf **einen** Ton gestimmt, und der Reichtum seines eigenen Seelenlebens ist ärmlich gegenüber den drei Römern. Hält man dann neben sie den Dion, der doch sogar eine Bekehrung erlebt hatte, und den Aristides, der über den Verkehr mit seinem Gotte Buch führt, so wird man inne, wie viel weniger die Griechen von ihren inneren Erlebnissen zu sagen wissen. Daher sind jene in der Tat Vorläufer Augustins, nicht für die Selbstbiographie, aber für die Beichte. Seneca ist direkt sein Vorbild. Es lohnt sich, große Partien der Briefe neben den Konfessionen zu lesen. Nicht nur der Stil mit dem unaufhörlichen (unausstehlichen) Spiele von Antithesen und Pointen, sondern auch die Mischung von philosophischer Dialektik und moralischer Paraenese zeigt die Verwandtschaft. Innerlich ist der Gegensatz freilich vollkommen; denn von der Mystik, die den Konfessionen ihre Glut gibt, ist bei Seneca nichts, und Marcus wird grade deshalb für viele ein wirksameres Erbauungsbuch sein, weil weder Mystik noch Rhetorik seine Beichte stört. Er betet, wie Jesus verlangt, in seinem Kämmerlein und sucht den Frieden der eigenen Seele: Augustin ist auch, wenn er persönlich zu beten scheint, der Prediger für die Gemeinde.

Auch die Mystik Augustins hat ihre Wurzeln in einer Vergangenheit, die weit über das Christentum zurückreicht. Misch hat auch hier bis auf die Quellen gegraben. Empedokles, der die Erlösung predigen kann, weil er Gott geworden ist, was die Christen des 4. Jahrhunderts ja auch begehren; die Mythen von der Wanderung der Seele, wie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie Platon gedichtet hat, wie sie in den verschiedenften Geftalten durch die orientalischen Religionen gehen und nur mit Mühe von der Kirche abgewehrt werden (Auguftin dürfte manches aus seiner manichäischen Vergangenheit bewahrt haben); die Myfterien, von denen Apuleius, der Landsmann Auguftins, berichtet; die Vereinigung mit der Gottheit, die von den Neuplatonikern erlebt wird: all das muß man zu den Offenbarungen, die Paulus über seine Seelenkämpfe gibt, hinzunehmen, um zu verftehen, wie Auguftin das Drama der Erlösung erleben und darftellen konnte. Dazu kommt die Stimmung der entsetzlichen Zeit, wo alles mindeftens einen Anhauch der verwesenden Kultur trägt. Die Ecclesia triumphans ift keineswegs davon frei. Nur von daher begreift man, daß die Menschen in die Wüfte fliehen, und die Negation des Lebens um sich greift. Die Beften ziehen sich in ihr Herz zurück, wo ihnen der Zugang in eine bessere Welt geöffnet ift. Begreiflich, daß die Beschäftigung mit dem eigenen Ich häufiger wird. Allein fteht Auguftin also nicht, aber das Griechische neben ihm hebt nur seine Bedeutung. Nicht zu reden von der Rede des Libanios über das Walten der Tyche in seinem Leben. Der alte Mann und seine attische Rhetorik macht neben dem Chriftentum genau dieselbe Figur wie Isokrates neben der Philosophie. Aber auch Synesios, nicht der Mensch, aber der Schriftfteller krankt doch zu sehr daran, daß er das Spiel mit abgelebten Formen, des Denkens geradesogut wie des Redens, nicht lassen kann; vielleicht hat es Misch zu ernft genommen. Und die Selbftbiographie Gregors ift hervorgerufen durch das bittere Gefühl des Exbischofs von Konftantinopel: sie ließe sich in mancher Hinsicht mit den persönlichen Rechtfertigungsschriften der Politiker vergleichen, wenn der geborene Lyriker nicht seinen Stimmungen freien Lauf ließe, viel unmittelbarer als Auguftin, freilich auch viel unkünftlerischer, gerade weil er in bequemen Versen schreibt. Doch die formale Seite, auch an der Lyrik der Konfessionen, bleibt überhaupt noch ganz zu untersuchen. Die Philologie hat ja bisher noch nicht einmal versucht, diese Literatur zu erläutern; von dem Philosophen wird das niemand erwarten.

So ift das Buch des Auguftin eingeordnet in die geschichtliche Kontinuität. Es verfteht sich von selbft, daß es darum nicht aufhört, eine eigene und neue und unvergleichliche Leiftung zu sein. Hier erscheint es als Autobiographie, die doch nur einen Teil der Beichte umfaßt. Denn auch Auguftin hat nicht geschrieben, um über sein Leben zu berichten; seine Konfessionen sind die Potenzierung seiner Soliloquien. Es drängt ihn vor allem, in Dankbarkeit sich und der Welt das ganz bewußt zu machen, was er ift; dazu erzählt er, wie er es ward. Eine Seele, die den Hafen gefunden hatte, von ihren Irrfahrten erzählen zu hören, das war der Welt noch nicht geboten: es ift viel mehr als eine Bekehrungsgeschichte, es ift wirklich Bildungsgeschichte, aber das Ziel für ihn soll zugleich das Ziel für alle sein. Gott ift er nicht geworden wie Empedokles, aber der Erlösung ift er auch gewiß geworden. Was dem Neuplatoniker ein Moment gewährt, die Vereinigung mit Gott, hat hier Dauer gewonnen. Und er hat die Kraft und den Mut, von den heiligften Gefühlen des Herzens laut zu reden. Was hatte ein Platon alles in sich erlebt und durchgekämpft: er hat mit Bedacht alles dazu getan, seine Person auszulöschen. Bei ihm kann von Unvermögen keine Rede sein: er hat es getan nach seiner Schätzung von Gott und Mensch, ewig und vergänglich. Vielleicht schadete es nichts, wenn die Leute, denen ihr Ich so sehr merkwürdig ift, zuweilen an Platon dächten; aber die Welt hat Grund, sich zu freuen, daß auch von den Beften nicht wenige dem Vorbilde Auguftins gefolgt sind. Von ihnen wird Misch in den folgenden Bänden erzählen, wo dann der Philologe schweigend lernen wird.

Noch ein letztes Wort über die Entstehung des Werkes. Es ist eine von der Akademie gekrönte Preisschrift, aber den Preis ausgesetzt und das Thema bezeichnet hat Herr Stadtrat Professor W. Simon in Königsberg. Gewiß ein seltener Fall, und besonders haben sich die Mitglieder der Akademie gefreut, die zu dem Erfolge einer solchen Preisaufgabe wenig Zutrauen hatten. Denn eine Seltenheit ist nicht nur die einsichtige Liberalität eines Privaten, sondern auch der Erfolg. Preisaufgaben, die mehr als Beschaffung und Ordnung von Material verlangen, finden darum selten Bearbeitung, weil die, welche Höheres zu leiften vermögen, sich ihre Aufgaben selbft ftellen. Das ift nur in der Ordnung. Dem

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entspricht es, daß die Pariser Akademie erschienene Werke krönt und belohnt, wozu ihr private Liberalität mehr als reichliche Mittel zur Verfügung gestellt hat. Aber auch das hat seine Mißstände; wenn ein Preis verfügbar ist, wird man immer so gutmütig sein, ein Werk für ihn zu finden. Das natürliche wäre, daß der junge Schriftsteller die Mittel bekäme, sich ganz der Arbeit zu widmen: mehr pflegt er, wenn er die Wissenschaft wirklich liebt, nicht zu verlangen, und eigentlich hat er auf so viel ein Anrecht. Aber bei allem guten Willen können weder unsere Akademien noch unsere Ministerien auch nur von fern diesem Bedürfnisse genügen. Es wird nachgerade eine Gefahr für die Wissenschaft.

Goldproduktion, Preis- und Zinsbewegung.

Vom Geheimen Ober-Regierungsrat Dr. Wilhelm Lexis, ordentlichen Professor für Staatswissenschaften, Göttingen.

Während an allen Börsen und in allen Kreisen der Industrie und des Handels über Geldteuerung geklagt wird und die Bank von England und die Reichsbank ihren Diskont sprungweise erhöhen, ist in dem englischen Fachblatt »Economist« in der letzten Zeit wiederholt die Frage erörtert worden, ob nicht eine Wertverminderung des Goldes eingetreten sei. Es wäre an sich gar nicht unmöglich, daß Geldteuerung und relative Goldentwertung wirklich nebeneinander beständen. Denn die beiden Begriffe bilden in dem Sinne, in dem sie tatsächlich gebraucht werden, keine wirklichen Gegensätze, wie positive und negative Größen. Geldteuerung bedeutet hier einen hohen Preis für die zeitweilige Benutzung von fremdem Gelde, also einen hohen Zinsfuß; Goldentwertung aber, die in Ländern mit Goldwährung mit Geldentwertung zusammenfällt, bezieht sich auf das Wertverhältnis des Goldes gegenüber den Waren und stellt sich dar in einer Erhöhung der in Gold ausgedrückten Warenpreise, soweit diese durch eine innere Verminderung des Tauschwertes des Goldgeldes verursacht ist. Man könnte auch nach der Analogie mit anderen wirtschaftlichen Erfahrungen auf die strenge Gegensätzlichkeit dieser beiden Erscheinungen schließen. Wenn z. B. die Grundstücke in einer Stadt im Werte sinken, so werden die Wohnungsmieten nicht steigen, sondern ebenfalls zurückgehen, und so wird man geneigt sein, einen ähnlichen Parallelismus in der Bewegung des Geldwertes und des gewissermaßen als Geldmiete erscheinenden Zinses anzunehmen. Dies trifft aber wenigstens in der heutigen Geldwirtschaft nicht immer zu, in der Regel zeigt sich vielmehr umgekehrt, daß bei hohem Wert des Geldes, d. h. bei niedrigen Warenpreisen, der kaufmännische Zinsfuß verhältnismäßig niedrig steht, daß dagegen hohe Warenpreise, die einer relativen Wertverminderung des Geldes entsprechen, mit höheren Zinssätzen zusammengehen. Dabei bleibt aber die Frage durchaus offen, ob die Preissteigerung der Waren mit einer inneren Entwertung des Goldes und demnach des Geldes zusammenhänge, oder ob sie nicht lediglich durch die weltwirtschaftlichen Bedingungen der Produktion und des Handels verursacht sei. Ohne Zweifel ist es möglich, daß durch eine starke Vermehrung der Goldproduktion der Tauschwert dieses Metalls den Waren gegenüber herabgedrückt wird, ohne daß in den Marktverhältnissen der Waren selbst eine wesentliche Veränderung eingetreten wäre. So wurde die Preisrevolution im 16. Jahrhundert jedenfalls der Hauptsache nach durch den massenhaften Zufluß von Silber — dem damals vorherrschenden Währungsmetall — aus Amerika bewirkt. Dagegen ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen, welchen Einfluß die enorme Vermehrung der Goldproduktion in den Jahren 1851 bis 1870 auf die Warenpreise ausgeübt hat. Es wurde in diesen beiden Jahrzehnten Gold im Werte von rund elf Milliarden Mark gewonnen, im 16. Jahrhundert aber insgesamt nur für 4.1 Milliarden Silber und für 2.1 Milliarden Gold. Die Zunahme des Goldbestandes der Kulturwelt war also in diesen zwanzig Jahren um 70 Prozent größer als einst die des Gold- und Silbervorrats in dem ganzen Jahrhundert, und trotz dieser Konzentrierung der Geldvermehrung auf einen kurzen Zeitraum kann man die Steigerung der Warenpreise bis 1870 nur auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenig mehr als 20 Prozent schätzen, während die Preise am Ende des 16. Jahrhunderts durchschnittlich fast dreimal so hoch standen als am Anfang. Es haben eben andere Ursachen, namentlich die rasch fortschreitende Verbesserung der Produktions- und Transportmittel und die dadurch bewirkte gewaltige Vermehrung der Warenmassen der preissteigernden Tendenz der Goldvermehrung entgegengewirkt, während in der früheren Zeit die Produktionsbedingungen ziemlich stabil blieben. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es unmöglich, die Wirkung der Goldvermehrung an sich und die auf seiten der Waren liegenden Ursachen der Preisänderungen auseinander zu halten. Theoretisch wird man annehmen, daß die erstere sich gleichmäßig bei allen Waren zeigen müsse. Wenn nun die übrigen Preisänderungen zufälliger Art wären und daher bei den verschiedenen Waren ebensowohl positiv wie negativ gerichtet sein könnten, so würden sich diese Verschiebungen bei der Zusammenfassung einer größeren Zahl von Warenarten annähernd ausgleichen, und man würde daher aus der durchschnittlichen Änderung der Preise in einem solchen Warenkomplex innerhalb eines Zeitraums die Größe der inzwischen etwa eingetretenen Änderung des Geldwerts beurteilen können. Die obige Voraussetzung trifft aber nicht zu: Die Preisänderungen der verschiedenen Warenkategorien gleichen sich nicht aus, sondern bei jeder bestehen ständige Tendenzen zu Änderungen in bestimmter Richtung. Bei den Fabrikaten ist diese Tendenz auf Verbilligung gerichtet, weil die Produktionskosten durch weitere Fortschritte der Technik vermindert werden; manche Rohstoffe aber werden allmählich immer teurer, weil ihre Produktion nicht beliebig und nur mit steigenden Kosten vermehrt werden kann; viele rohe Massengüter dagegen, die praktisch als beliebig vermehrbar gelten können, zeigen sinkende Preise infolge der fortwährenden Erweiterung des modernen Verkehrsnetzes und der Verminderung der Transportkosten. Die von jährlichen Ernteergebnissen abhängenden Preisschwankungen der Bodenerzeugnisse sind allerdings gewissermaßen zufällig, haben aber keinerlei ausgleichende Wirkungen auf die übrigen Preisbewegungen. Man kann sich also zwar aus der durchschnittlichen Änderung einer großen Anzahl von Warenpreisen eine Vorstellung von der Hebung oder Senkung der allgemeinen Preislage bilden, aber man ist nicht berechtigt, in dieser Bewegung einen Ausdruck und ein Maß für das Sinken oder Steigen des Geldwertes an sich zu sehen, wenn man auch unter Umständen annehmen darf, daß eine solche mit in Wirksamkeit gewesen ist.

Der englische »Economist« hat seit mehr als einem halben Jahrhundert zur Verfolgung der Bewegungen des allgemeinen Preisniveaus eine Methode angewandt, die zwar nichts weniger als vollkommen ist, aber doch im großen und ganzen ihrem Zwecke leidlich entspricht. Von 22 der wichtigsten Warenarten — Rohstoffe, Metalle, Nahrungsmittel, auch einige Halbfabrikate — sind die Durchschnittspreise aus den Jahren 1845—1850 gleich 100 gesetzt, und auf dieser Grundlage werden die Preise jeder Ware in den folgenden Beobachtungszeitpunkten — an jedem Monatsende — prozentmäßig ausgedrückt und einfach addiert, ohne daß ein Durchschnitt berechnet wird. Diese Summe der 22 relativen Warenpreise heißt die Indexziffer. Die als Ausgang dienende Indexziffer ist also 2200, und sie charakterisiert das durchschnittliche Preisniveau, wie es vor der großen Goldzufuhr aus Kalifornien und Australien bestand. Der Jahresdurchschnitt der gesamten Goldproduktion belief sich in der Periode von 1851 bis 1870 auf 545 Millionen Mark, während er z. B. von 1831 bis 1840 nur 57 Millionen Mark betragen hatte. Wenn sich nun die Indexziffer für den Anfang des Jahres 1870 zu 2689 berechnet, also 22 Prozent höher als in der Ausgangsperiode, so darf man diese Erhöhung als die noch zutage tretende Restwirkung der Goldentwertung betrachten, die im übrigen durch überwiegend preisdrückende Faktoren neutralisiert worden ist. Nun aber folgt der berühmte Aufschwung nach dem Deutsch-Französischen Krieg, der sich durch die Indexziffer 2947 am Anfang des Jahres 1873 kennzeichnete. Diese rasche weitere Preissteigerung hängt aber in keiner Weise mit der Goldproduktion zusammen. Es sind englische Preise, und England hatte im Jahre 1873 nicht mehr, sondern weniger Gold als 1870, denn es war sehr erheblich mit an dem Geschäft der Auszahlung der französischen Kriegsentschädigung beteiligt und hat eine große Summe in effektivem Gold an Deutschland abgegeben. Die Preise stiegen lediglich

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

infolge der großen Intensität der Nachfrage auf allen Gebieten und mittels einer ſtark ausgedehnten Verwendung der auf Kredit beruhenden Zahlungsmittel. Der Erschütterungskreis des Krachs vom Mai 1873 aber erreichte rasch auch England, und jetzt zeigte sich, daß die oben für normale Zeiten angeführte Regel über die Bewegung von Zinsfuß und Warenpreisen bei Krisen keine Geltung hat, denn bei solchen verbindet sich ein rasches Steigen des Zinsfußes mit einem ebenso raschen Sinken der Warenpreise, also mit einer Erhöhung des Geldwerts, die aber nicht vom Gold, sondern eben von den Waren ausgeht. So mußte die Bank von England ihren Diskont schon im Juni 1873 auf 6 und nach einer vorübergehenden Ermäßigung im November auf 9 Prozent erhöhen, und zugleich gerieten alle Warenpreise in eine rückläufige Bewegung. Es trat nun eine merkwürdige Periode chronischer Preisdepression ein, die nach einer kurzen Besserung im Jahre 1880 schließlich im Jahre 1886 zu einer Indexziffer von 2023 als einem vorläufigen Minimum führte. Landwirtschaftliche und induſtrielle Erzeugnisse teilten das gleiche Schicksal, und viele Beobachter wußten sich diese auffallende Erscheinung nicht anders zu erklären als durch die Annahme einer »Appreziation«, einer inneren Wertſteigerung des Goldes. Man berief sich einerseits auf die Verminderung der jährlichen Goldproduktion und andererseits auf die Verdrängung des Silbers aus seiner Stellung als gleichberechtigtes zweites Geldmetall. Die Goldproduktion war allerdings einigermaßen zurückgegangen: sie betrug von 1871 bis 1876 durchschnittlich jährlich 485 Millionen, von 1876 bis 1880 481 Millionen, von 1880 bis 1885 432 Millionen Mark. Aber diese Summen ſtellten doch noch immer das Sieben- bis Achtfache der vor den kalifornischen Entdeckungen üblichen Jahresproduktion dar, während die Indexziffer um faſt zehn Prozent gegen die damals geltende gesunken war. Was aber das Silber betrifft, so wurden auch nach der deutschen Münzreform in Europa und den Vereinigten Staaten im ganzen noch mehr Silbermünzen geprägt als in den fünfziger und sechziger Jahren. Frankreich und Belgien hatten allerdings ihre Silberprägungen 1876 eingeſtellt, Italien folgte 1878, aber in Öſterreich und Spanien wurde fortwährend reichlich Silber geprägt, und die Vereinigten Staaten vollends münzten auf Grund der Bland Bill seit 1878 jährlich 120 Millionen Mark in Silberdollars aus. Schwer vereinbar mit der Annahme einer Wertſteigerung des Goldes, also mit einer das Angebot überſteigenden Nachfrage, war auch die Tatsache, daß mehrere Jahre hindurch der Barvorrat der großen Zentralbanken mehr und mehr anwuchs. Bei der Bank von England ſtieg er 1876 und 1879 auf die früher nie dagewesene Höhe von mehr als 30 Millionen £, und es kam damals zum erſten Male vor, daß er über den Betrag des Notenumlaufs hinausging. Derselbe ungewöhnliche — und seitdem in Frankreich nicht mehr wiederholte — Fall findet sich 1879 bei der Bank von Frankreich. Zugleich ſtand der Diskont, abgesehen von kritischen Störungen in einzelnen Jahren, außerordentlich niedrig, bei der Bank von England offiziell meiſtens auf 2 Prozent, im Privatverkehr oft auf 1 Prozent und noch weniger. Die Ursache der Preiserniedrigung mußte also auf seiten der Waren liegen, und hier iſt sie nicht schwer zu finden. Die Preise der landwirtschaftlichen Bodenprodukte wurden durch die überseeische Konkurrenz herabgedrückt, die durch den Ausbau der amerikanischen und indischen Eisenbahnen und die billigen Schiffsfrachten möglich geworden war. In der Induſtrie aber war der Unternehmungsgeiſt jahrelang gelähmt, weil die Neuanlagen und Gründungen aus den Jahren 1871 bis 1873 sich nach der Krisis von 1873 zu einem großen Teil als unrentabel erwiesen. Eine ganze Reihe von Bergwerken, Hüttenwerken, Maschinenfabriken ergaben in den Jahren 1874 bis 1879 überhaupt keine Dividende und auch in den nächſten Jahren nur geringe, nichts weniger als aufmunternde Gewinne. Die Nachfrage nach neuen Produktionsmitteln wurde dadurch ſtark beschränkt, und die Verminderung der Gewinne und Löhne auf diesem Produktionsgebiete bedeutete zugleich eine Verminderung des Gesamteinkommens der Nation, deren Wirkung sich auch auf die Preise der Konsumtionsgüter erſtrecken mußte.

In den Jahren 1887 bis 1890 fand eine kleine Hebung der Indexziffer ſtatt, die indes auf die gleichzeitige mäßige Erhöhung der Goldproduktion — sie ſtieg im Durchschnitt der Jahre 1886 bis 1890 auf 474 Millionen Mark — nicht zurückgeführt werden kann, vielmehr erklärt sie sich teils aus den Ernte-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhältnissen, namentlich aber aus der allmählichen Besserung der Lage der Industrie. So erreichte die Indexziffer im Jahre 1890 wieder einen relativen Höhepunkt mit 2236, dann aber brachte die Baring-Krisis in London und die noch in das Jahr 1891 hineinreichende Erschütterung des deutschen Effektenmarktes wieder eine ungünstige Wendung hervor. Diese aber bildet den Ausgangspunkt für eine abermalige chronische Abwärtsbewegung, die mit unbedeutenden Schwankungen bis zum Jahre 1905 gedauert hat. Als niedrigsten Index finden wir in dieser Periode die Rekordziffer 1890 zu Anfang des Jahres 1898, und noch im Jahre 1902 tritt die ebenfalls noch sehr niedrige Ziffer 1948 auf.

Das bemerkenswerteste an dieser Erscheinung aber ist, daß sie mit einer fortwährenden außerordentlich großen Zunahme der Goldproduktion zusammenging, was wieder schlagend beweist, daß ein erkennbarer direkter Zusammenhang zwischen dem Goldvorrat und den Preisen nicht besteht. Im Jahre 1890 begann mit kleinen Anfängen die Goldgewinnung in Transvaal, die dann mit einer Unterbrechung während des Burenkrieges rasch anschwoll und schließlich die der Vereinigten Staaten und Australiens überflügelte. Aber auch in diesen Ländern machte die Goldproduktion bedeutende Fortschritte, und Kanada, Mexiko und Britisch-Indien trugen ebenfalls erheblich zu ihrer Vermehrung bei. So stieg sie in den Jahren 1891 bis 1895 auf durchschnittlich 684 Millionen Mark, in den Jahren 1896 bis 1900 auf 1030 Millionen Mark und in der Periode von 1901 bis 1905 auf durchschnittlich 1349 Millionen Mark. Speziell im Jahre 1905 erreichte sie die enorme Höhe von 1580 Millionen Mark, das Dreifache ihres Durchschnittsbetrages in dem ersten Jahrzehnt nach der Erschließung der kalifornisch-australischen Goldlagerstätten. Man könnte darauf hinweisen, daß in dem Zeitraum von 1890 bis 1905 die Goldwährung sich weiter ausgebreitet hat, und daß mehrere Länder große Goldmengen an sich gezogen haben, die früher nur wenig von diesem Metall besaßen, so Rußland, das für 2 Milliarden Mark Gold angesammelt hat, Österreich-Ungarn, namentlich auch Indien, dessen Münzstätten Silberrupien nur im Austausch gegen Gold ausgeben. Aber trotz alledem konnte bei dem riesigen Aufschwung der Goldproduktion von einem Preisdruck durch Goldwertsteigerung nicht die Rede sein. Die Barvorräte der großen Banken schwollen zeitweise mächtig an. Die Bank von England wies im Jahre 1895 den bis dahin unerhörten Goldbestand von 45 Millionen £ auf, und der Goldvorrat der Bank von Frankreich hob sich fast ununterbrochen von 1321 Millionen Frank im Jahre 1890 bis 2981 Millionen im Jahre 1905. Die Diskontsätze blieben mit Ausnahme der kritischen Zeit in den Jahren 1900 und 1901 durchweg niedrig, in England auf dem offenen Markt häufig unter 1 Prozent. Übrigens dachte in dieser Periode auch niemand mehr daran, den Preisrückgang durch Goldmangel zu erklären. Die Getreidepreise blieben niedrig und sanken namentlich in den Jahren 1894—1896 außerordentlich tief, weil die oben bezeichneten Ursachen des Druckes weiterwirkten und dazu die Konkurrenz des argentinischen Weizens sich immer mehr fühlbar machte. Der Bergbau und die Industrie dagegen hielten durch die immer größere Entwicklung ihrer eigenen Produktion die Preise ihrer Erzeugnisse auf einem verhältnismäßig niedrigen Stande, erzielten aber dabei durch Verbesserungen der Technik und Verminderung der Selbstkosten mehr und mehr befriedigende Gewinne. Ein zu starker Anlauf zur Preissteigerung im Jahre 1900 wurde durch einen Rückschlag wieder gehemmt, bald aber traten die Dividenden und Kurse der führenden industriellen Aktien bei fortwährender Ausdehnung der Produktion und mäßigen Preisen wieder in eine aufsteigende Bewegung.

Im Laufe des Jahres 1905 aber machten sich Symptome einer neuen Wendung bemerkbar. Das Preisniveau fing an zu steigen, und am Ende des Jahres begann andererseits ein Anziehen des Diskonts. Die Indexziffer des »Economist« war von 2163 im Januar 1905 auf 2342 am Ende des Jahres gestiegen, und sie hielt sich in den folgenden Monaten in der Nähe dieses Satzes, bis sie Ende November 1906 auf 2501 emporging. Auch im Jahre 1907 setzte sich die Aufwärtsbewegung noch fort, und sie erreichte Ende Mai einen Höhepunkt mit 2601. Dann aber trat ein anfangs langsamer Rückgang ein, z. B. bis Ende August auf 2519, der durch die ungewöhnlichen Ereignisse im Oktober eine starke Beschleunigung erfuhr. Mit der Anspannung des Diskonts ging die Deutsche

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reichsbank voran, indem sie ihre Rate Ende 1905 auf 6 Prozent erhöhte. Nach Ermäßigungen bis auf $4^1/_2$ Prozent folgten wieder Erhöhungen auf 5, 6 und im Dezember auf 7 Prozent, und dieser Satz übertrug sich auch auf den Anfang des Jahres 1907. Die Bank von England hatte einen niedrigeren Durchschnittssatz als die Reichsbank, ging aber im Oktober 1906 ebenfalls auf 6 Prozent empor. Die durch die amerikanische Krisis verursachten ungewöhnlichen Zinsfußsteigerungen von Oktober und November 1907 können hier außer Betracht bleiben; es ergibt sich dann aber doch noch während dieses Jahres ein übernormaler Diskontstand. Die Goldproduktion vergrößerte sich 1906 in Transvaal und den Vereinigten Staaten um weitere 100 Millionen Mark, und die Zunahme dauert auch in dem gegenwärtigen Jahr noch fort. Dennoch aber hat man keinen Grund, als Ursache der neuesten Preissteigerung der Waren eine Wertverminderung des Goldes anzunehmen. Es wäre doch sehr merkwürdig, wenn diese sich mit solcher Plötzlichkeit eingestellt hätte, nachdem die fortwährende Goldvermehrung 15 Jahre hindurch keinen Einfluß auf das Preisniveau ausgeübt hatte und selbst ein Sinken desselben nicht hatte verhindern können. Überdies aber hat der Rückschritt der Indexziffer schon im Juni begonnen, und es bleibt abzuwarten, wie weit dieses sich noch fortsetzen wird, auch wenn der gegenwärtige abnorme Preisdruck überwunden sein wird. Die hohen Preise sind im einzelnen vollkommen erklärlich. Bei dem Getreide sind sie eine Folge des im ganzen ungünstigen Ernteergebnisses. In der Industrie aber hat die längere Zeit dauernde günstige Lage einen starken Drang zur Erweiterung der Produktion und dadurch eine immer lebhaftere Nachfrage nach Kohlen, Metallen und anderen Rohstoffen und Produktionsmitteln erzeugt, die durch ausgedehnte Mitwirkung der Spekulation noch verstärkt wurde. Die Preissteigerung des Kupfers z. B., die jetzt ein klägliches Ende genommen hat, war hauptsächlich den Manipulationen der amerikanischen Großspekulanten zuzuschreiben. Dieser Aufschwung von Produkten und Spekulation rief nun aber einen steigenden Bedarf an freiem Kapital hervor, der über das Maß der Neubildung an solchem hinausging. Dadurch entstand die Anspannung des Diskonts, der auch durch die Zunahme des Goldvorrats nicht verhindert werden konnte. Durch ihre Bremsmaßregeln würden die Banken auch ohne die Dazwischenkunft der amerikanischen Krisis die Überspekulation und die übermäßige Expansion der Industrie gehemmt und zugleich auch eine Reaktion gegen die hohen Warenpreise hervorgerufen haben. Nunmehr aber werden sich diese Wirkungen wahrscheinlich in verstärktem Grade zeigen, wenn auch eine eigentliche Krisis für Deutschland nicht zu befürchten sein dürfte. Von einer Preissteigerung der Waren durch Wertverminderung des Goldes aber könnte erst gesprochen werden, wenn hohe Preise sich bei niedrigem Zinsfuß und ruhigem Geschäftsgang dauernd behaupteten. Eine solche ist aber auch bei Fortdauer der gegenwärtigen Zunahme der Goldproduktion — die indes einmal ein Ende nehmen wird — nicht wahrscheinlich, weil einerseits die Masse der umzusetzenden Güter in noch stärkerem Verhältnisse anwächst, und weil andererseits das Gold zwar die Grundlage des modernen Zahlungsmechanismus bildet, aber von der ganzen Masse der im heutigen Verkehr zur Anwendung kommenden Zahlungsmittel nur einen sehr mäßigen Bruchteil ausmacht.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Wien.

Wien 50 Jahre moderne Stadt. — Metternichs Bibliothek — Goethe-Museum.

In einigen Wochen, am 20. Dezember, wird unsere Stadt einen eigenartigen Gedenktag begehen können. Denn an diesem Tage ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem in der »Wiener Zeitung« das Handschreiben Kaiser Franz Josefs an den Minister des Innern Dr. Alexander Bach veröffentlicht wurde, das die Auflassung der Umwallung der inneren Stadt sowie der Gräben um diese anordnete. Damit begann die Umwandlung Wiens aus einer winkligen Festungstadt in eine moderne Großstadt. Wie ein breiter Gürtel zieht sich um das Innere die Ringstraße, die unserer Stadt durch großartige Kunstbauten und freundliche und geschmackvolle Gartenanlagen einen prächtigen und vielbewunderten Schmuck gewährt.

Von dieser Erinnerung an den Anbruch einer neuen Zeit in Wien schweift unser Blick zurück

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu dem Manne, der das vormärzliche Wien in sich personifiziert, zu dem Staatskanzler Fürsten Clemens Lothar W. Metternich. Denn in diesen Tagen, für das letzte Drittel des Monats November, rüsten sich die Bücherliebhaber und die Antiquare zum heißen Kampfe um die literarischen Schätze, die der Fürst hinterlassen hat. Sie bestehen aus seiner Bibliothek von etwa 2000 Bänden und einer Sammlung von Kupferstichen, Aquarellen u. dgl., die 1564 Nummern umfaßt. Die Firmen Gilhofer & Ranschburg und C. J. Wawra, bei denen die Versteigerungen stattfinden, haben wohlausgestattete Kataloge herausgegeben.

Die ersten Anfänge der Sammlung dürften auf die Zeit der Universitäts-Studien des Fürsten in Straßburg zurückgehen. Aus dieser Zeit werden die zahlreichen Bände französischer Belletristik stammen, die sich in der Bibliothek finden. Seine weiteren Studien führten Metternich 1790 auf die Universität Mainz, wo er besonders durch den Historiker und Nationalökonomen Professor Nikolaus Vogt beeinflußt wurde; hier erfuhr seine Bücherei wohl vor allem Bereicherungen durch geschichtliche und politische Werke. Großes Interesse brachte Metternich auch den wissenschaftlichen Forschungsreisen entgegen; einen Beweis dafür bieten die zahlreichen Werke aus diesem Gebiete, in deren Besitz er sich gesetzt hat. Wir finden die Schriften von Duperry, Freycinet, Martius und Spix, vom Prinzen zu Wied, und, wie wir wohl kaum zu erwähnen brauchen, von Alexander von Humboldt und seinem Genossen Bonpland. Dazu gesellen sich Seltenheiten aus der botanischen und zoologischen Literatur. In dem geschichtlichen Teile der Bibliothek nehmen vor allem die Werke über die französische Revolution, Napoléon I. und die orientalische Frage einen besonders großen Raum ein. Die Kunst ist u. a. durch Kupferwerke von Gallesio, Kraft, Ledebour, Martius und Redouté und durch archöologische Prachtwerke vertreten. Auch in der deutschen Literatur fehlt es nicht an Seltenheiten; wir nennen z. B. den »Römischen Carneval« von 1789. Unter den Kuriosa steht Michael Servets De trinitatis erroribus.

Schließlich dürfte bei der Auktion der Kampf am heißesten um die in der Sammlung vorhandenen Autographen entbrennen. Hier begegnen uns die Namen von Goethe, Balzac, Alfred de Musset, von Ste. Beuve, Girardin, Lamartine und Madame de Récamier. Ueberblicken wir die Vielseitigkeit der Interessen, die sich in dieser Bücherei widerspiegelt, so müssen wir wohl zugestehen, daß der österreichische Staatskanzler des Wort nil humani a me alienum puto nicht mit Unrecht auf sich angewandt haben würde, und daß ein Studium auch nur des Katalogs seiner Bibliothek, dazu vielleicht des Tagebuchs der Fürstin Melanie einseitig ungünstige Urteile über ihn berichtigen könnte. Ein eigenartiges scharfsinniges Urteil über den Fürsten von einem unserer Großen, der mit ihm in seinem fünfundachtzigsten Jahre bei der Besichtigung des fürstlichen Parkes zusammenkam, sei hier angeführt: »Ich glaube doch die Eigenschaft des Fürsten Metternich kennen gelernt zu haben, durch die alle übrigen, mögen sie nun so bedeutend sein, wie sie wollen, allein zur Geltung gelangt sind. Dieser Mann weiß im rechten Moment das rechte zu tun, und das ist die Hauptsache; wir waren da, um seinen Park zu besehen, darum sprach er uns von seinem Park, und das geschah mit so viel Geist und unter so geschickten Uebergängen, daß ich begreife, wieviel er von jeher im Salon gegolten hat.« Das trug Hebbel 1854 in sein Tagebuch ein. Fünfunddreißig Jahre früher, bei Gelegenheit der Karlsbader Beschlüsse, war Goethe, dessen Brief an Metternich bekannt ist, mit dem Fürsten in Karlsbad zusammengetroffen.

Zum 15. Male war Goethe in diesem Jahre in Karlsbad. Am 28. August war dort sein 70. Geburtstag feierlich begangen worden. Im nächten Jahre kam er zum letzten Male; seine Karlsbader Besuche erstrecken sich über 35 Jahre. Wir wollen hier natürlich nicht näher auf Goethes Beziehungen zu Oesterreich eingehen. Erwähnt sei nur, daß er unseren Landsleuten durch das Theater zuerst im Jahre 1776 bekannt wurde, und zwar mit seinem Singspiel Erwin und Elmire. 1786 machte der Feuerwerkskünstler Stuwer den Werther zum Gegenstand eines glänzenden Feuerwerks. Im selben Jahre erschien Clavigo auf dem Wiener Theater, 1800 Iphigenia, 1816 Torquato Tasso, 1830 Götz, 1839 Faust. Erst als Laube 1849 Direktor des Hofburgtheaters geworden war, begannen die Aufführungen Goethischer Stücke bei uns häufiger zu werden. Und im gleichen Jahre veranstaltete zur Feier von Goethes hundertsten Geburtstage das Theater am Kärnthner-Tor eine Festvorstellung, in der ein Prolog von Friedrich Hebbel gesprochen wurde. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat dann auch österreichische Literarhistoriker als eifrige und erfolgreiche Mitarbeiter an dem Werke der Goethephilologie gesehen. Ein eigener Goethe-Verein ist hier vor einer Reihe von Jahren begründet worden, der in seiner Chronik, deren 15. Jahrgang jetzt erscheint, einen guten Überblick über die Arbeiten liefert, die bei uns auf dem Gebiete der Goethe-Forschung geleistet werden. Ein schönes äußeres Zeichen der Goethe-Verehrung in Wien ist das 1900 am Ring errichtete Goethe-Denkmal Hellmers. In diesem Jahr hat nun die Goethe-Forschung hier einen neuen Mittelpunkt gewonnen. Dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar und dem Freien Deutschen Hochstift im Goethe-Hause zu Frankfurt a. M. ist ein Wiener Goethe-Museum zur Seite getreten. Für seine Begründung und die Zusammenbringung des Materials ist der Goethe-Verein sehr tätig gewesen.

Als Goethe-Reliquie von Goethes eigener Hand enthält das in einem geräumigen Saale des Erzherzogin-Sophien-Gymnasiums untergebrachte Museum vier im Jahre 1780 für Herders Kinder entworfene und von Herders Sohn Adalbert beglaubigte Zeichnungen. Sie sind ein Geschenk Paul Heyses an den Goethe-Verein. Aus dessen Besitz sind ferner mehrere Jubiläumsplaketten und Bronzereliefs dem Museum überwiesen worden. Das Museum soll zugleich die Beziehungen Goethes zu Österreich vor Augen führen. Es besitzt Ansichten der böhmischen Badeorte, die Goethe besucht hat, Bildnisse und handschriftliche Erinnerungen an die politischen wie literarischen Persönlichkeiten, mit denen er hier zusammengetroffen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist. Dazu kommen eine Reihe Bildnisse Goethes, die ihn in verschiedenem Alter zeigen. Natürlich fehlen nicht zahlreiche Ausgaben seiner Werke und Handschriften von ihm. Zu nennen ist ferner ein Bronzeminiatur-Relief aus dem Jahre 1775 von J. P. Melchior, Gipsmodelle und ein Bild Carl Augusts. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß dieser Grundstock des Museums schnell vermehrt werden wird.

Mitteilungen.

Die Königliche Bibliothek zu Berlin hat den älteren Bücherbestand des Gymnasiums zu Heiligenstadt bis zum Jahre 1700 erworben. Es handelt sich, nach dem »Zentralbl. f. Bibliotheksw.«, um etwa 4000 Bände. Die meisten von ihnen stammen aus Eichsfelder Klöstern und aus dem ehemaligen Jesuitenkolleg in Heiligenstadt. Zu erwähnen sind 200 Inkunabeldrucke, schätzenswert ist der Zugang aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, schwach ist dagegen die Reformationszeit vertreten. Auch 60 Handschriften sind in der Sammlung enthalten, darunter die meisten aus dem 15. Jahrhundert. — An weiteren Zugängen sind 50 äthiopische Handschriften anzuführen, die Professor Enno Littmann (Straßburg) in Abessinien erworben hat, und 58 orientalische Handschriften aus dem Nachlaß des früheren Privatdozenten an der Universität Berlin Dr. Georg Huth, die dessen Witwe der Bibliothek geschenkt hat. Ebenso ist Tycho Mommsens Nachlaß von seiner Witwe der Kgl. Bibliothek überwiesen worden. Zum Schluß ist der Nachlaß des ehemaligen Vorsitzenden der Literarischen litauischen Gesellschaft Pfarrers R. Jacoby in Memel zu nennen, der wertvolle Vorarbeiten zu einem litauischen Wörterbuch enthält.

☼

Über die Ergebnisse der Ausgrabungen im Römerlager zu Oberaden in den Jahren 1906/07, zu denen die Schrift von O. Prein »Aliso bei Oberaden« den Anlaß gegeben hat, bringt der Assistent bei der Römisch-germanischen Kommission in Frankfurt a. M. Dr. G. Kropatscheck im September-Oktoberheft des Korrespondenzbl. d. Westd. Zeitschrift für Gesch. und Kunst einen ausführlicheren Bericht. Er kommt in ihm zu dem Schlusse: »Nach allem ist in Oberaden zweifellos ein für längere Dauer berechnetes Legionslager gefunden. Obwohl es im Gegensatz zum Halterner Lager nur einen Graben hat, kann es sich an Festigkeit doch mit diesem messen. Der ungünstige Boden erklärt zur Genüge das Fehlen des zweiten Grabens. Die steilere, glitschrige Böschung des einen Grabens bot sicher ebenso sehr Schutz, wie im Halterner Sandboden die Doppelgräben. Künftige Grabungen müssen die noch fehlende Süd- und Ostseite, die beiden anderen Tore — zwei sind bisher ausgegraben worden — und damit den Weg ins Innere suchen. Vor allem aber muß u. a. auf Grund unserer Kenntnis der Halterner Keramik versucht werden festzustellen, ob das Lager der Zeit des Drusus oder des Germanikus angehört, ob es dauernd besetzt oder, nachdem es einmal verlassen war, wieder aufgebaut wurde; mit andern Worten, ob es eben Aliso sein kann.

Gegenüber vielen falschen Meldungen sei zum Schluß ausdrücklich betont, daß von einer Abzweigung eines Grabens an der Nordseite des Lagers, der dann der »Burg«grenze folgen soll und einer älteren Periode zugeschrieben wird, keine Rede sein kann. Gerade diese Strecke des Grabens ist der Funde wegen ganz ausgehoben. Das Lager ist bisher vollkommen einheitlich in seiner Anlage; die Grabungen haben keine einzige Spur von einem Umbau oder einer Vergrößerung ergeben.«

☼

Die deutsche Literatur den Italienern näherzubringen und die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr in Italien zu fördern ist die Aufgabe einer seit dem März in Florenz im Verlag von B. Seeber erscheinenden Monatsschrift. Sie trägt den Titel »*Rivista mensile di letteratura tedesca*« und wird von dem Professor am R. Istituto di studi superiori in Florenz Carlo Fasola herausgegeben. Sie enthält selbständige literarhistorische und sprachliche Abhandlungen, Rezensionen und, was für die deutschen Leser besonders interessant sein wird, Übersetzungen deutscher Dichtungen und Bibliographien in italienischer Sprache erschienener deutscher Dichtungen, die uns zeigen, was Italien von deutscher Poesie sich zu eigen macht. So umfaßt die Bibliographie der Übersetzungen Geibels von 1859—1907 128 Nummern. Die Zahl der Übersetzer und Übersetzerinnen beträgt 34. In den uns vorliegenden Heften sind u. a. noch Ludwig Uhland und Gottfried Keller vertreten.

Am 17. Oktober ist im Muséum d'histoire naturelle in Paris ein Denkmal Bernardin de Saint-Pierres enthüllt worden, des Verfassers der »Etudes de la Nature« und von »Paul und Virginie«, wie es im Testament von Eugène Potron heißt, dem das Museum das Standbild verdankt. In seiner Festrede erinnerte Professor Vaillant daran, daß Bernardin de Saint-Pierre von Ludwig XVI. zum Intendanten des Jardin du Roy gewählt worden ist, und daß von ihm der Gedanke herrührt, die Menagerie in der großen französischen Anstalt für Naturwissenschaften einzurichten. Er schlug vor, die wilden Tiere der königlichen Menagerie von Versailles dorthin bringen zu lassen. 1793 wurde aus dem Garten des Königs das Museum. Die Einrichtungen für die Tiere der Menagerien schufen Geoffroy Saint-Hilaire und Daubenton.

Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Geschäftliche Administration: August Scherl G.m.b.H. Berlin SW. — Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G.m.b.H. in München.

7. Dezember 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark,** für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Krisis der katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands.

Von Dr. phil. et theol. Friedrich Paulsen,
ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Berlin.

Durch die jüngſten Kundgebungen des Heiligen Stuhles iſt in der katholischen Gelehrtenwelt eine ſtarke Beunruhigung hervorgerufen worden, besonders auch in der deutschen. Zwar, wenn man den erſten Teil der Enzyklika vom 8. September lieſt oder die im Syllabus verdammten Irrtümer durchgeht, dann sieht die Sache ziemlich harmlos aus. Mit Recht wird gesagt, daß das wunderliche, breit ausgeführte philosophisch-theologische Syſtem, das unter dem Titel des »Modernismus« hier zusammengezimmert und zu gerechtem Abscheu vorgeführt wird, wenigſtens auf den theologischen Fakultäten Deutschlands keinen Vertreter habe. Vielleicht wäre es überhaupt nicht leicht möglich, einen Gelehrten anzutreffen, der sich ohne Vorbehalt zu ihm als Urheber oder Anhänger bekennt. Dennoch iſt zweifellos, daß auch deutscher Geiſt damit getroffen wird und getroffen werden soll. Ich weiß nicht, ob jemand befürchten müßte, von den Herren von der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition Widerspruch zu erfahren, wenn er sagte: im Grunde sei Deutschland das Ursprungsland aller dieser -ismen, des Agnoſtizismus und Rationalismus, des Subjektivismus und Symbolismus, des Hiſtorizismus und Evolutionismus, wenigſtens in ihrer Anwendung auf die Theologie: das proteſtantische Deutschland im Grunde die Mutter aller Häresien. Jedenfalls iſt die hiſtorisch-kritische Theologie in erſter Linie ein deutsches Produkt; und gegen sie richtet sich schließlich am entschiedenſten die römische Abwehr. Rom fürchtet die Geschichtsforschung, die raſtlose gefährliche Miniererei; es will den Kampf auf dogmatischem Gebiet führen, hier fühlt die Autorität ihre ſtarke Seite. Und so kommt die Sache eigentlich darauf hinaus: durch scholaſtische Philosophie und Theologie den Geiſt der jungen Kleriker gegen die hiſtorische Forschung immun zu machen. Der »Modernismus« als Syſtem iſt in Deutschland nicht zu Hause, aber der »Modernismus« als Methode. Das »Syſtem«, das in der Enzyklika aus sieben -ismen zusammengezimmert wird, wird wohl nirgends ganz ernſt genommen, am wenigſten von der Römischen Kurie; aber die Methode, das iſt die Gefahr: der Geiſt der Forschung iſt nicht der Geiſt der Unterwerfung. Und da in der hiſtorisch-kritischen Theologie der Geiſt der Forschung herrscht, so iſt sie der Feind. Wie sagt doch Cäsar bei Shakespeare: »Laßt fette Männer um mich sein, die nachts gut schlafen.« Die »Forscher« pflegen damit nicht gesegnet zu sein; wohl dagegen die Besitzer eines sicheren dogmatischen Syſtems und guter Pfründen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was im erſten theoretischen Teil verhüllt iſt, wird ganz deutlich im Schlußabschnitt der Enzyklika, den praktischen Anweisungen. Hier werden nicht mehr die Anhänger des »Syſtems des Modernismus« getroffen, sondern alle, die eigene Wege suchen. Man höre: alle, die auf irgend eine Weise vom »Modernismus« angeſteckt sind, sollen ohne alle und jede Rücksicht aus der Stellung des Regens oder Lehrers ferngehalten oder entfernt werden. Und nun kommen die Erkennungszeichen der Anſteckung: daß man »Moderniſten« lobt oder entschuldigt, daß man »die Scholaſtik, die Väter und das kirchliche Lehramt tadelt«, daß man »gegen die kirchliche Gewalt in jedem ihrer Träger sich minder botmäßig erweiſt«, daß man »in der Geschichte, in der Archäologie, der Bibelwissenschaft auf Neuerungen ausgeht« (*nova studere*), daß man »die heiligen Wissenschaften vernachlässigt und die profanen vorzuziehen scheint«. »Ferne, ferne soll dem Prieſterſtande die Liebe zu Neuerungen bleiben: *procul, procul esto a sacro ordine novitatum amor*: Gott haßt die hochmütigen und eigenwilligen Geiſter.«

Und dann folgen die Anweisungen an die Bischöfe: die schlechte Literatur mit allen Mitteln den Studierenden fern halten; ihre Veröffentlichung und ihren Verkauf unterdrücken, vor allem es mit dem Imprimatur sehr ernſt nehmen. Zu diesem Ende sollen bei jedem bischöflichen Stuhl Zensoren beſtellt werden; dem Imprimatur soll der Name des jedesmaligen Zensors beigedruckt werden. Ferner soll eine »Überwachungskommission«, wie sie die Weisheit der Umbrischen Bischöfe schon vor Jahren ausgedacht habe, in jeder Diözese aus zuverläßigen Klerikern beſtellt werden, »die jedes Anzeichen, jede Spur von Modernismus sowohl in Büchern als in Lehrvorträgen aufzuspüren haben«. Endlich wird den Bischöfen, »damit diese Gebote nicht der Vergessenheit übergeben werden«, befohlen, jedes dritte Jahr einen »eingehenden, eidlich erhärteten Bericht« an den Heiligen Stuhl zu erſtatten, über die Ausführung dieser Gebote und »über die Lehren, die im Klerus und besonders in den Seminarien und anderen katholischen Anſtalten, auch denen, die nicht der Verwaltung des Ordinariats unterſtehen, in Geltung sind«.

Man sieht, damit sind alle Lehrer, auch die der ſtaatlichen Universitäten, einer unablässigen geiſtlichen Polizeiaufsicht unterſtellt, die über jede mündliche oder schriftliche Äußerung derselben an den Bischof und indirekt nach Rom zu berichten hat. Ein regulärer Spionendienſt in den Vorlesungen wird zur Ausführung der Vorschrift einzurichten sein. Unter dem Titel, des »Modernismus« sich verdächtig gemacht zu haben, wird jede irgendeinem Träger einer geiſtlichen Gewalt mißfällige Äußerung zum Gegenſtand von Nachfragen, Untersuchungen, Reinigungsforderungen gemacht werden, bis allen, denen nicht der Gehorsam die erſte oder einzige Tugend iſt, der Atem ausgeht und Grabesfrieden in dem großen, weiten Gebiet des Katholizismus herrscht.

Damit iſt ein Problem plötzlich wieder aktuell geworden, das einen Augenblick durch die im Einverſtändnis mit Rom erfolgte Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät zu Straßburg fürs erſte zur Ruhe gekommen schien: das Verhältnis dieser Fakultäten auf der einen Seite zur kirchlichen Gewalt, auf der andern zu den deutschen Staatsregierungen und den Universitäten, denen sie eingegliedert sind.

Daß ihr Verhältnis zu der in Rom vorherrschenden Richtung, die mit dem Unfehlbarkeitsdogma auf dem Vatikanischen Konzil ihren letzten großen Sieg errang, das ganze 19. Jahrhundert hindurch kein freundliches war, iſt bekannt: die katholische Theologie der deutschen Universitäten war dort immer verdächtig und iſt oft als feindliche Macht behandelt worden; es genügt, an die Namen Hermes, Günther, Döllinger zu erinnern. Daß der Erlaß gegen den Modernismus, wenn auch das »Syſtem« in Deutschland nicht vorkommt, tatsächlich auch auf den Geiſt zielt, der in der katholischen Universitätstheologie Deutschlands sich regt, liegt auf der Hand. So ernſthaft es Theologen wie Schell und seine Geiſtesverwandten mit ihrem katholischen Glauben nehmen, so sehr sie den Gedanken an eine Empörung gegen die Kirche und ihre Autorität in Glaubenssachen von sich weisen: der Verdacht, daß sie in der theologischen Wissenschaft eigene Wege zu suchen und eigene, auch nicht approbierte Gedanken zu denken geneigt sind, will nicht von ihnen weichen. Und die Geschäftsträger des Ultramontanismus in Deutschland werden nicht aufhören, diesen Verdacht zu nähren und das Mißtrauen zu schüren; daß sie in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rom sich Gehör zu verschaffen wissen, hat der Commer-Brief mit beschämender Deutlichkeit gezeigt. Wozu ist überhaupt wissenschaftliche Forschung nötig? Kommen wir, die allein Zuverlässigen, doch ohne solche aus, mit den approbierten Lehrbüchern uns begnügend, und wir befinden uns mit unsern Schülern wohl dabei; wozu müssen jene unruhigen Köpfe immer neue Fragen aufregen? Es ist der Hochmut der Neuerungssucht; jene *superbi et contumaces animi*; sie wollen es den Protestanten gleichtun, wo man es durch jederzeit neue Meinungen zum berühmten Namen in der Theologie bringt. Und wenn man sich dann auch zuletzt unterwirft: es fehlt doch an der rechten katholischen Gesinnung, die gar nichts will und verlangt, als schlecht und recht lehren, was die Kirche lehrt und von jeher gelehrt hat.

Das ist die Gesinnung, die gegen die selbständigeren Geister bei den Nur-Kirchlichen immer und überall, auch auf protestantischem Boden, geherrscht hat, die durch die jüngsten Elokutionen des Papstes aufs neue Beifall und Aufmunterung von seiten der höchsten Autorität gefunden hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jetzt über jedem freieren katholischen Universitätstheologen das Damoklesschwert hängt, das ihn auf eine Anzeige eines gutgesinnten Gegners hin vom Leben zum Tode zu bringen bestimmt ist. Wenn die deutschen Bischöfe sich einfach zu Exekutoren dieser Gesinnung machen, dann werden die Denunziationen, Inquisitionen, Vexationen, Repressionen kein Ende nehmen, bis die letzte Regung freieren Denkens und selbständigeren Forschens erstickt ist.

Die katholisch-theologischen Fakultäten treiben also einer entscheidenden Krise entgegen, wie sie in solcher Schärfe noch nicht da war. Werden sie sich stumm unterwerfen? oder werden sie gehudelt, gemaßregelt und schließlich boykottiert werden? Oder werden die deutschen Bischöfe zu solcher Politik sich nicht bereitfinden lassen? Werden sie sich erinnern, daß sie Deutsche und daß sie Bischöfe sind, und den Drängern und Hetzern wehren? Werden sie durch ihren Widerstand vielleicht auch Rom zum Einlenken vermögen? Das sind die Fragen, die gegenwärtig den Nächstbeteiligten auf der Seele liegen.

Für die Draußenstehenden kommt zunächst eine andere Frage in Betracht: Wie soll sich die Universitätsverwaltung der deutschen Staaten, wie sollen sich die Regierungen von Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, der Reichslande zu dieser Krisis verhalten?

Machen wir uns fürs erste klar: Das Verhältnis ist der Natur der Sache nach ein schwieriges. Von der katholischen Kirche wird es als eine abnorme Einrichtung empfunden, daß ihre Geistlichen von Männern ausgebildet werden, die ihrer offiziellen Stellung nach Staatsbeamte sind, vom Staate ernannt und besoldet werden. Sie kann dies Verhältnis als ein historisch gewordenes zulassen; aber es kann ihr kaum als ein erwünschtes erscheinen. Es ist im Mittelalter mit den Universitäten selbst entstanden; damals hatten die zisalpinischen Universitäten, wenn sie auch nicht unter kirchlicher Verwaltung standen, doch an jedem Punkt so ausgesprochen kirchlichen Charakter, daß Konflikte kaum zu befürchten waren. Seit der Kirchenspaltung und der Entwicklung einer freien, der Kontrolle der Kirche sich entziehenden Wissenschaft ist das anders geworden. Die Erziehung und Ausbildung der Geistlichen ist daher in den katholischen Ländern, in Frankreich, Italien, Spanien, allmählich ganz in die von den Bischöfen errichteten und geleiteten Klerikalseminare übergegangen, die theologischen Fakultäten sind eingegangen. Man sollte erwarten, daß in den akatholischen Ländern dieser Prozeß sich erst recht vollzogen habe. Überraschenderweise sind gerade in Deutschland und dazu in Österreich die Fakultäten am Leben geblieben; vielleicht darf man sagen, der Protestantismus hat sie am Leben erhalten: die im Reich geltende Parität schien die Vertretung auch der katholischen Theologie auf den Universitäten zu fordern. So haben wir nun im Reich an acht Universitäten katholisch-theologische Fakultäten, an vieren neben protestantischen; und die weitaus größte Zahl der katholischen Geistlichen empfängt auf ihnen die wissenschaftliche Ausbildung.

Man kann verstehen, daß die Kirchengewalten diese Einrichtung vielfach als eine unbequeme empfinden. Daß die Lehrer ihrer Geistlichen von einer akatholischen weltlichen Gewalt ihr Amt empfangen, daß sie einer staatlichen Anstalt als Glieder eingefügt sind, zusammen mit Lehrern des ketzerischen Protestantismus, es erscheint in der Tat, wie es Leo XIII. einmal gegen F. X. Kraus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bezeichnete, vom katholischen Standpunkt aus als etwas Abnormes.

Anders liegt die Sache für den Staat. Bei dem großen Einfluß, den der katholische Klerus auf die Bevölkerung hat, muß es dem Staate und besonders auch dem Staat mit gemischter Bevölkerung in hohem Maß erwünscht sein, auf die Bildung des Klerus einen gewissen Einfluß zu haben. Es muß ihm daran liegen, daß die Geistlichen nicht zu blinder Feindschaft gegen die Angehörigen der anderen Konfession erzogen und der nationalen Kulturgemeinschaft nicht ganz entfremdet werden, daß sie auch für den modernen Staat und seine Notwendigkeit nicht verständnislos bleiben. Alles dies wird am ersten erreicht, wenn die katholischen Theologen ihre Bildung auf den Universitäten, den Brennpunkten wissenschaftlichen und auch nationalen Lebens in Deutschland, in Gemeinschaft mit den übrigen Studierenden empfangen. Weitung des Blicks und auch der Gesinnung wird sich unmerklich in solcher Gemeinschaft einstellen.

Man muß sich diese Dinge deutlich machen, um nicht, wie es dem geschichtslosen, kirchenfeindlichen Radikalismus so leicht widerfährt, unbillig zu werden. Die katholisch-theologischen Fakultäten sind in gewissem Sinne eine Einräumung der Kirche an den Staat; sie sind natürlich auch eine Leistung des Staats für die Kirche und eine sehr wertvolle; aber in erster Linie beruhen sie auf einem Entgegenkommen der Kirche gegen den Staat, mit Rücksicht auf das geschichtlich Gewordene und den Frieden.

Natürlich kann dies Entgegenkommen nicht ein unbedingtes sein. Die Bedingung ist: daß die vom Staat angestellten Professoren auf dem Boden der Kirche stehen, daß sie die Lehre der Kirche als den Maßstab ihrer Lehre anerkennen und von ihr die missio canonica empfangen. Kirchenfeindliche Gelehrte kann sie nicht als Lehrer annehmen. Es muß also hierüber bei der Anstellung eine Verständigung mit der kirchlichen Autorität stattfinden. So kommt es in den Fakultätsstatuten zum Ausdruck, z. B. den Breslauer und Bonner: vor der Ernennung des in der Regel von der Fakultät vorgeschlagenen Kandidaten versichert sich die Verwaltung durch Rückfrage beim bischöflichen Stuhl, daß er genehm sei; der Bischof hat das Recht der Ablehnung »wegen erheblicher, die Lehre und den Lebenswandel des in Vorschlag Gebrachten betreffender Bedenken«. Ebenso übt der Bischof ein Aufsichtsrecht: wenn ein Professor »in seinen Vorlesungen oder in Schriften der katholischen Glaubens- und Sittenlehre, welche er wissenschaftlich zu begründen berufen ist, zu nahe treten oder auf andere Art in sittlich-religiöser Hinsicht ein auffallendes Ärgernis geben sollte«, so ist der erzbischöfliche Stuhl befugt, hiervon Anzeige zu machen, und das Ministerium wird auf Grund einer solchen Anzeige mit Ernst und Nachdruck einschreiten und Abhilfe leisten.

Von seiten solcher, die in den Universitäten lediglich Anstalten für wissenschaftliche Forschung sehen, werden derartige Bestimmungen als unverträglich mit dem Wesen und Zweck der deutschen Universität angesehen. Im Namen der »voraussetzungslosen Wissenschaft« wird gegen Kollegen protestiert, die nicht unbedingte Freiheit der Gedankenbildung und Lehre haben. Daß die Stellung der katholischen Theologie eine eigentümliche und besonders schwierige ist, ist ohne weiteres zuzugeben. Man vergesse aber nicht: die Universitäten sind nicht bloß Werkstätten der Forschung, sie sind zugleich Bildungsanstalten für wichtige öffentliche Berufe, als solche sind sie überhaupt entstanden: das Bedürfnis nach wissenschaftlich gebildeten Klerikern, Lehrern, Ärzten, Richtern und Beamten hat sie hervorgebracht. Und dieser Zweck bedingt überall Bindungen: der Professor der evangelischen Theologie kann so wenig als sein katholischer Kollege grenzenlos beliebige Meinungen vortragen; und auch für den Juristen gelten »Voraussetzungen«, z. B. daß das BGB. nicht bloß ein Haufe Unsinn und Plage sei, sondern im ganzen eine vernünftige Lebensordnung. Sowenig wir nun dem Universitätsjuristen die Wissenschaftlichkeit darum absprechen, so wenig werden wir sie dem katholischen Theologen, der mit ehrlicher Überzeugung auf dem Boden seiner Kirche steht, abzusprechen genötigt sein.

Freilich, ein Unterschied bleibt: der Staat und so die evangelische Kirche nehmen keine Unfehlbarkeit der Lehrentscheidung in Anspruch; darum ist der Kritik hier ein weiter Spielraum gelassen. Die katholische Kirche hat ein Organ, das für jede seiner Lehrentscheidungen absolute Anerkennung fordert; sie überwacht und beurteilt jede Lehre auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre Zusammenstimmung mit der approbierten Lehre. Es kann daher jeden Augenblick für jeden Theologen der kritische Moment kommen, wo er genötigt wird, entweder sich der Zensur zu unterwerfen und damit sein Ansehen als Gelehrter zu kompromittieren oder sich außerhalb der Kirche gestellt zu sehen. Und offenbar ist die Absicht Roms, diesen Prozeß, der früher oft recht langwierig war, abzukürzen und prompte Justiz gegen verdächtige Lehrer durchzuführen.

Wie soll nun der Staat hierzu Stellung nehmen? Wie weit kann und muß er der Forderung der Kirche auf Rechtgläubigkeit der Professoren entgegenkommen? Wo ist die Grenze seiner Nachgiebigkeit gegen ihre Ansprüche?

Offenbar kann sein Entgegenkommen gegen »Bedenken« und »Anzeigen« nicht so weit gehen, daß er die Professoren *ad nutum* des Bischofs anstellt und absetzt. Das wäre nicht nur gegen seine Würde, es höbe auch sein Interesse an dem Bestehen der Fakultäten völlig auf; ein Ernennungsrecht, das bloß noch das Recht der Unterschrift unter die bischöfliche Nomination wäre, dessen Wirksamkeit das *durante bene placito* des Bischofs nicht überdauerte, hätte offenbar für ihn nicht mehr den mindesten Wert, ja wäre im Grunde die Anerkennung des alten ihn erniedrigenden Verhältnisses des *brachium saeculare* gegen die übergeordnete spirituelle Gewalt.

Also eine gewisse Selbständigkeit bei der Ernennung und ein gewisses Maß von Selbständigkeit der Amtsführung des Ernannten ist Voraussetzung; würden die Fakultäten tatsächlich zu Seminaren herabgedrückt, dann wäre es für den Staat geboten, auch die Unterhaltungspflicht abzuwerfen.

Bei der Ernennung wird der Staat auf zwei Dingen bestehen müssen: das erste, daß der Kandidat ein wirklicher Gelehrter ist. Das Mittel, sich dessen zu versichern, soweit es denn möglich ist, wird dies sein, daß die Verwaltung in erster Linie von der Fakultät als der kompetenten wissenschaftlichen Körperschaft sich beraten läßt. Man wird annehmen dürfen, daß dieser ein Gefühl für ihre eigene Ehre und ihre Stellung im Ganzen der Universität wenigstens ganz minderwertige Elemente, die etwa nur den einen Vorzug der Fügsamkeit haben, zu nennen verbietet. Daß der Dezernent daneben auch andere kundige Berater hört, wird ihm unverwehrt sein. Das zweite ist: daß der Kandidat ein Mann von nationaler Gesinnung, mindestens nicht ein ausgesprochener Feind der nationalen Kultur und des nationalen Staates sei; denn mehr als dies Negative festzustellen wird ja in der Regel nicht möglich sein; Gewissenserforschung kann der Staat nicht treiben. Was aber die Amtsführung anlangt, so wird die Verwaltung daran festhalten müssen, daß ein Universitätsprofessor nicht zum bloßen Ableser und Repetitor vorschriftsmäßiger Hefte herabgedrückt werden darf. Ein gewisses Maß freier Bewegung in der Forschung und Lehre muß sie für ihn beanspruchen; sie wird also nicht wegen jeder beliebigen kleinen Mißhelligkeit, sondern nur, wie es die oben angeführten Statuten sagen, um »erheblicher Bedenken« willen sich einzuschreiten bereitfinden lassen; wobei sie selbstverständlich über das, was erheblich sei, zunächst mit ihrer eigenen Einsicht, dann aber auch mit sachkundigen Gelehrten zu Rate gehen wird.

Das sind fließende Bestimmungen; es wird aber keine anderen geben können. Das ganze Verhältnis ist auf den guten Willen auf beiden Seiten gestellt: der Staat darf der Kirche nicht zumuten wollen, was sie nicht einräumen kann, ohne sich selber aufzugeben, die letzte Instanz in Sachen der Lehre zu sein. Andererseits darf die Kirchengewalt nicht auf eine Herabdrückung der Fakultäten zu bloßen Seminaren ausgehen. Hören sie auf, auch wissenschaftliche Anstalten zu sein, dann sind sie als Glieder der Universität unmöglich.

Wie nun, wenn der Staat gutem Willen auf der anderen Seite nicht mehr begegnet? Wenn die Bischöfe sich daran machen sollten, nach und nach alle freieren, selbständigeren Geister auszumerzen und nur noch absolut gefügige Werkzeuge der römischen Kirchenpolitik als Universitätslehrer zuzulassen? Was soll der Staat tun, wenn er diesem erklärten Willen sich gegenüber sieht?

Es ist selbstverständlich: einem entschieden feindlichen Willen wird auch er nicht mehr mit gutem Willen begegnen. Vor allem und zuerst wird er den Anzeigen wegen mangelnder Rechtgläubigkeit nur zögernd das Ohr leihen. Er wird Beamte, die ihm und ihrer Aufgabe Treue bewahren und darum verdächtigt werden, nicht fallen lassen, weil sie nicht mehr den Beifall dieses oder jenes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bischofs oder seiner Berater und Vigilanten haben. Er wird sich also durchaus nicht beeilen, sie durch genehmere Professoren zu ersetzen, auch nicht in Straßburg, sondern ruhig fordern, was die Statuten dort vorschreiben: daß ihm der »Nachweis mangelnder Rechtgläubigkeit« erbracht werde. Er mag z. B. die Erbringung dieses Nachweises davon abhängig machen, daß der Papst *ex cathedra* die Irrtümer des Betreffenden einzeln aufzählt und verdammt; bis dahin ist es sein Recht zu sagen, er habe von der Irrlehre des Mannes eine zum rechtlichen Vorgehen gegen ihn ausreichende Überzeugung nicht zu gewinnen vermocht. Hieße das die Sache auf die Spitze treiben, nun, die Römischen haben selbst dem Papst die Unfehlbarkeit in Lehrentscheidungen übertragen.

Natürlich, der Bischof hat auch dann ein Mittel in der Hand, der Wirksamkeit eines ihm nicht genehmen Professors jederzeit ein Ende zu machen: er kann den Theologen den Besuch seiner Vorlesungen verbieten, bei Strafe der Verweigerung der Weihen, des Verlustes der Anstellungsfähigkeit als Geistliche. Hiergegen kann die Staatsregierung gar nichts tun; sie kann selbstverständlich nicht den Besuch der Vorlesungen ihres Schützlings erzwingen wollen, so wenig als sie den Besuch anderer Vorlesungen erzwingt, es wäre schon gegen das Grundprinzip der akademischen Freiheit. Sie kann ihn nur im Genuß des Amtes und des Einkommens schützen, nicht aber ihm eine Wirksamkeit garantieren. Sie kann auch nicht den Bischof rechtlich nötigen, das Verbot aufzuheben; er handelt hier innerhalb seiner Kompetenz. Sie kann nur eines tun: sie kann den Bischof, wenn er auf die systematische Boykottierung der nicht absolut gefügigen Professoren ausgeht, die Konsequenzen in Aussicht stellen, die sich dann ergeben. Die erste wird sein: daß das Ende einer solchen Politik das allmähliche Eingehen der katholischen Fakultäten sein müsse; der Staat werde natürlich nicht fortfahren, Aufwendungen für Anstalten zu machen, die ihm nichts leisteten; es sei denn, daß er es in seinem Interesse fände, einige Sinekuren für katholische Gelehrte zu unterhalten, die seine Verteidigung gegen übertriebene Ansprüche und unbillige Anschuldigungen mit den Mitteln der Wissenschaft führen hülfen.

Sollte aber diese Aussicht für manche Inhaber der Kirchengewalt nichts haben, was sie bedenklich machte, indem ihnen die Seminarbildung für den Klerus offen bliebe, so hätte der Staat noch ein weiteres Vorgehen in der Hand. Er würde sich in Preußen des Rechts erinnern, die Lehrverfassung der Seminare auf ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen Nach der geltenden Bestimmung des Gesetzes über die Vorbildung der Geistlichen vom 11. Mai 1873 wird grundsätzlich ein dreijähriges Studium an einer deutschen Staatsuniversität gefordert. Als Ersatz hierfür ist der Minister befugt, die Ausbildung auf einem Seminar zuzulassen; wie es denn übrigens auch die ursprüngliche Meinung dieser Anstalten war: das Konzil zu Trient wollte nicht durch die geforderten bischöflichen Seminare die katholischen Fakultäten überhaupt verdrängen, sondern nur in der gegebenen Notlage für sie einen Ersatz geschaffen wissen. Die Regierung hat es demnach in der Hand, zwar nicht die Seminare zu schließen, wohl aber zu erklären, daß sie die dort zu gewinnende Ausbildung als ein Äquivalent für die gesetzlich geforderte Universitätsbildung nicht mehr anzuerkennen vermöge. Und dazu würde sie um so mehr auch die innere Berechtigung haben, als das Eingehen der Fakultäten ohne Zweifel ein Sinken der wissenschaftlichen Bildung im katholischen Klerus überhaupt zur Folge haben würde, ein Sinken damit auch des Nachwuchses der Lehrer an den Seminaren. Auch würden keine Promotionen in der Theologie im Lande mehr stattfinden können, da nur die Fakultäten, nicht auch die Seminare das Recht der Erteilung der Grade besitzen. Damit fiele aber auch die gesetzliche Voraussetzung für die Anstellung von Seminarprofessoren fort: sie müssen nämlich die rechtliche Befähigung haben, auch Universitätslehrer zu werden, d. h. im Besitz des akademischen Grades sein. Man sieht, wenn die Regierung so vorzugehen sich genötigt sähe, dann würde eine den gesetzlichen Bestimmungen genügende Ausbildung katholischer Geistlicher überhaupt nicht mehr stattfinden können.

Damit wären wir dann wieder in den »Kulturkampf« zurückgeworfen. Eine durchaus nicht erfreuliche Aussicht: die Schwächung einer so bedeutsamen sittlichen Macht, wie es die katholische Kirche in Deutschland ist, kann niemand erwünscht sein; sie wäre ein Verlust für das ganze Volksleben; auch würde der Kampf die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nationalen Empfindungen in weiten Kreisen der katholischen Bevölkerung wieder schwächen. Also wir wünschen und wollen den Frieden. Aber freilich nicht den Frieden um jeden Preis, nicht um den Preis der Selbstaufgabe deutschen Wesens und der Kapitulation des Staats vor dem Jesuitismus. Wir können den Frieden nur wollen, wenn er auch auf jener Seite gewollt wird; verlangt man dort Erniedrigung und Unterwerfung durch Preisgebung unserer althergebrachten Institutionen, dann wollen wir lieber den Krieg, der dann doch auf die Dauer nicht vermeidlich wäre.

Und nun wird man sagen dürfen: einen in dieser Weise ihm aufgenötigten Krieg hätte der Staat weniger Ursache zu scheuen als die Kirche. Vorausgesetzt, daß er ihn mit tauglichen Mitteln führte und, belehrt durch die Erfahrungen der 70er Jahre, vor untauglichen Mitteln sich hütete, möchte er diesmal in der Lage sein, ihn siegreich durchzuführen. Zu den untauglichen Mitteln wären vor allem alle Eingriffe durch Polizei und Gericht in das innere Leben der Kirche zu zählen: es würden nicht wieder Gefängnisstrafen über die Priester wegen Messelesens und Sakramentspendens, auch nicht über die Bischöfe wegen Erteilung der Weihen und Ernennung von Pfarrern verhängt werden. Der Staat würde sich darauf beschränken, aus der Tatsache, daß die gesetzlichen Bedingungen für die Anstellung als Geistlicher nicht erfüllt seien, die Konsequenz zu ziehen, die vom Bischof Ernannten seinerseits als bloße Privatpersonen anzusehen, gegen die er keinerlei Verpflichtungen anerkennen, für die er keinerlei Leistungen machen könne. Vielleicht würde er, darüber hinausgehend, auch die Leistungen für die Bistümer und Domkapitel und zuletzt alle Leistungen für die Kirche einstellen: eine ihm feindlich sich gegenüberstellende Organisation könne er nicht mehr unterstützen, noch als eine privilegierte Körperschaft anerkennen. Die katholische Kirche würde die Stellung einer bloß geduldeten Religionsgemeinschaft einnehmen, was sich ihr dann an allen Punkten fühlbar machen würde. So z. B. im Schulwesen. Auch hier würde man übrigens vor Verboten und allem, was nach einer Verfolgung aussähe, sich hüten; man würde die Erteilung eines katholischen Religionsunterrichts durch die Lehrer oder durch die Geistlichen, auch die Errichtung von Privatschulen nicht verbieten, aber andererseits ihn auch nicht als eine Pflichtaufgabe in den öffentlichen Schulen anerkennen. Der Staat würde in allen Stücken eine reine Defensivstellung einnehmen. In dieser würde er unüberwindlich sein; er würde sich darin als auf einen dauernden Zustand einrichten können.

Wie liegen die Dinge für die Kirche?

Zunächst wird man annehmen dürfen, daß den deutschen Bischöfen die Aufnahme des Kulturkampfes unter solchen Voraussetzungen als eine schwere Zumutung sich darstellen würde. Sie werden sich sagen, daß bei den gebildeten Katholiken Deutschlands für eine Abtakelung der Fakultäten, für die Auslieferung um katholische Wissenschaft und katholisches Leben verdienter Gelehrter an ihre jesuitischen Gegner zurzeit sehr wenig Stimmung ist, ja, daß die Neigung, lieber mit den Verfolgten als mit den Verfolgern zu gehen, sich vermutlich in ziemlich weiten Kreisen regen würde. Es könnte also, wenn auch nicht zu einer Abspaltung von der Kirche, so doch zu einer starken Verstimmung gegen sie kommen. Die gebildeten Laien sind seit 1870 zu einer Macht in Deutschland geworden, mit der die Kirche rechnen muß. Daß die politische Organisation des Zentrums nicht jedem Wink von Rom willfährig ist, hat sich bei manchen Gelegenheiten gezeigt; es würde sich am Ende auch als eine Selbsttäuschung erweisen, wenn man glaubte, das Zentrum jetzt gegen die Fakultäten mobil machen zu können. Es wäre dabei auch seiner eigenen Gefolgschaft schwerlich sicher. Nationale Gesinnung und nationaler Stolz haben seit dem Erlöschen des Kulturkampfs bei der katholischen Bevölkerung bedeutsame Fortschritte gemacht, Bayern nicht ausgenommen. Es könnte der Tag kommen, wo die Herrschaft der römischen Kurie, in der die deutsche Nation so spärlich vertreten ist, als eine Fremdherrschaft, und zwar die Fremdherrschaft einer in geistiger und sittlicher Hinsicht inferioren Macht, auch von deutschen Katholiken empfunden würde.

Sodann aber, die Kirche, vor allem die Kirche in einem überwiegend protestantischen, von protestantischem Geist durchtränkten Lande hat an dem Bestehen und der Wirksamkeit katholischer Fakultäten an den Universitäten ein starkes und einleuchtendes Interesse. Daß die Seminarbildung der Universitätsbildung gegenüber immer eine inferiore

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein und dafür gelten wird, darüber ist kein Zweifel möglich: in den engen, schulmäßigen Verhältnissen des Seminars wird stets ein enger Geist heimisch sein, Vorlesen, Repetieren, Abhören, das sind die hier herrschenden Formen des Lehrens und Lernens. Der große freie Zug, der durch die Universitäten geht, der auf der Berührung jeder Wissenschaft mit dem Leben aller und mit dem geistigen Gesamtleben der Nation beruht, kann in Pelplin oder Eichstätt nicht aufkommen. Die Folge der Ausschließung der katholischen Geistlichen von der Universität müßte also sein, daß sie in ihrem Ansehen und ihrer Leistungsfähigkeit hinter der protestantischen Geistlichkeit immer weiter zurückblieben. Ohne Verhältnis zu den Problemen, die unsere Zeit bedrängen, unberührt von den großen Fragen der Weltanschauung, der Gestaltung des sozialen Lebens, der Kunst und Literatur unserer Zeit, allein darauf abgerichtet, Antworten auf Fragen zu geben, wie sie eine längst vergangene Zeit stellte und in der scholastischen Philosophie und Theologie sich beantwortete, würden sie die Fühlung mit der gebildeten Welt ganz verlieren und zu paganistischem Vegetieren herabsinken. Daß diese Gefahr in den Kreisen der kirchlichen Gewalten nicht verkannt wird, mag man aus vielen Zitaten in der eben erschienenen, freilich schon wieder vom Markt verschwundenen Schrift von Schrörs: »Kirche und Wissenschaft« ersehen. So äußerte Fürstbischof Kopp in einer Sitzung des Herrenhauses im Jahre 1886: »Die Kirche wünscht, schätzt und begünstigt das Universitätstudium; — — jeder Bischof hat das Interesse, von einem wissenschaftlich gebildeten Klerus umgeben zu sein, das ist die Grundbedingung der Wirksamkeit.« Und von Leo XIII. wird ein Wort angeführt: »Gründliche Wissenschaft ist den Priestern zu unserer Zeit sehr notwendig, um die Feinde des Glaubens zu bekämpfen, und nicht bloß theologische, sondern auch historische und Naturwissenschaft. So notwendig, daß ich sagen möchte, zurzeit sei ein Priester, der in der Wissenschaft tüchtig ist, einem bloß frommen Priester vorzuziehen.« Freilich, es gibt unter dem hohen Klerus auch anders denkende Männer, worüber man ebenfalls sehr eingehende Belehrung in der genannten Schrift erhält, Männer, die sich angelegen sein lassen, die Wirksamkeit der Fakultät durch allerlei Hemmungen, wozu z. B. die Konvikte die Handhabe bieten, zu hintertreiben. Doch das wird man mehr als zufällige Rückständigkeit ansehen dürfen. Daß die Universitätsbildung für den katholischen Klerus in Deutschland nicht überhaupt entbehrt werden kann, ist so einleuchtend, daß die entgegengesetzte Richtung immer die öffentliche Meinung und die Einsicht der geistig führenden Kirchenfürsten gegen sich haben wird.

Wenn unter diesen Umständen die deutschen Bischöfe, bei deren Mehrzahl ein Enthusiasmus für die Erdrosselungspolitik des Jesuitismus nicht vorauszusetzen sein wird, die selbst vielleicht in der Einsetzung der Überwachungskommissionen und der geforderten Berichterstattung ein ihnen ausgestelltes Mißtrauensvotum zu erblicken Ursache haben, zu dem einmütigen Entschluß kämen, jene neuen Gebote zunächst dilatorisch zu behandeln, so würde das Gewicht ihrer Autorität ohne Zweifel ausreichend sein, der deutschen Nation einen neuen, von keinem Einsichtigen gewünschten Kulturkampf zu ersparen. Ja, vielleicht ist es keine allzu verwegene Hoffnung, daß ihre vereinigten Stimmen sich auch in Rom Gehör zu verschaffen imstande wären. Ob es nicht möglich wäre, dem Träger der höchsten kirchlichen Gewalt klarzumachen, daß seine Regierung ein hohes Spiel spielt? Bessere Katholiken als in Deutschland gibt es nirgends, wenn man Frömmigkeit und lebendige Teilnahme für die Kirche, und nicht dumpfe Unterwürfigkeit und Hingegebenheit an jeden Aberglauben zum Maßstab macht. Sie durch Verletzung ihres persönlichen Selbstbewußtseins und ihrer nationalen Würde abzustoßen in dem Augenblick, wo Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, ihr den Rücken wendet, wo die italienische Nation sich gewöhnt hat, die Feindseligkeit der Kirche gegen den nationalen Staat als unvermeidlich, aber zugleich als ungefährlich hinzunehmen, das erscheint nicht als eine weise Politik.

Natürlich, Rom nimmt nichts zurück; was geschrieben ist, das ist geschrieben. Aber Rom hat manches auf dem Papier stehen, was nicht in der Wirklichkeit steht. Es hat das *tolerari potest* in langem Leben gründlich gelernt, vielleicht entschließt es sich, wenn es kräftigem Widerstand begegnet, von diesem weiten Mantel zur Verdeckung unhaltbarer Positionen auch hier Gebrauch zu machen. Widerstand freilich wird notwendig sein; wer keinem Widerstand begegnet, glaubt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allein in der Welt zu sein und machen zu können, was er will. Der Widerstand muß zunächst von den Nächstbeteiligten geleistet werden: sich nicht beugen, sich aber auch sein Recht und seine Stellung in der Kirche nicht nehmen lassen. Sodann von den kirchlichen Instanzen; sie haben es in der Hand, das Maß ihrer Willfährigkeit zu bestimmen und die Hand über den Bedrohten zu halten, vor allem gegen die Dienstfertigkeit heimischer Heißsporne und Denunzianten. Endlich vom Staat, der mit ruhiger Festigkeit, ohne Aufregung und ohne Schwanken, unbillige Zumutungen, die seinen Beamten und ihm gestellt werden, zurückweisen wird.

Für alle diejenigen aber, die nicht unmittelbar beteiligt sind, ist eine indirekte Unterstützung der Abwehr in der Gestalt möglich, daß sie dem törichten Radikalismus wehren helfen, der den »Kulturkampf« als Kreuzzug zur Vertilgung des Katholizismus herbeisehnt. Wer diesen »Kulturkampf« schürt, betreibt die Geschäfte der Gegner. Fanatischer Atheismus, oder, wie er sich jetzt mit neuem Decknamen nennt, »Monismus«, treibt dem Jesuitismus die Schäflein zu. So muß auch jener von Studenten entrierte oder ihnen soufflierte Kulturkampf gegen die katholischen Verbindungen auf deutschen Universitäten als ein wahres Musterbeispiel irregeleiteter Politik erscheinen: meint man wirklich, daß man durch die Ausschließung dieser Verbindungen von der Feier akademischer und patriotischer Feste dort nationalen und freiheitlichen Geist mehrt? Fast könnte man auf die Vermutung kommen, daß ein verkappter Jesuit hinter diesen Machenschaften stecke.

Zum internationalen Handelsverkehr im Mittelalter.

Von Michael Jan de Goeje,
Professor der Arabischen Sprache und Literatur an der Universität Leiden.

Im August des Jahres 1184 reiste der Spanier Ibn Djubeir, bei seiner Rückkehr von Mekka über Bagdad und Syrien, von Damaskus nach Acco, teils durch islamisches, teils durch christliches Gebiet. Wir finden nun in seiner sehr lesenswerten Reisebeschreibung (S. 287 der zweiten Ausgabe): »Zum Wunderbarsten, was man erzählen kann, gehört, daß die Feuer des Krieges zwischen den zwei Parteien, Muslimen und Christen, brennen, daß ihre Truppen einander oft feindlich gegenüberstehen und kämpfen, unterdessen aber doch die Handelskarawanen der Muslime und Christen zwischen ihnen auf und ab gehen, ohne belästigt zu werden. Wir waren in diesem Monat, der ersten Djumāda (August), Zeugen davon, daß Saladin mit dem ganzen Heer der Muslime ausgezogen war, um die Feste al-Karak zu belagern. Dieser Ort ist eine der größten Festungen der Christen; er beherrscht den Weg nach Hidjāz (Mekka und Medina) und schneidet den Muslimen den Landweg ab. Er liegt eine Tagereise, oder ein wenig mehr, von al-Kuds (Jerusalem) entfernt. Er ist eins der wichtigsten Zentren von Palästina und hat ein großes, wohl angebautes Gebiet, das ungefähr vierhundert Dörfer enthalten soll. Der Fürst belagerte diesen Ort lange Zeit und bedrängte ihn von allen Seiten. Unterdessen gingen die Karawanen von Ägypten nach Damaskus durch das Gebiet der Franken ohne Unterbrechung, sowie die der muslimischen und christlichen Kaufleute von Damaskus nach Acco, ohne daß jemand sie belästigte oder hinderte. Die Christen fordern von den Muslimen, wenn sie ihr Gebiet betreten, eine Steuer, wofür diese die größte Sicherheit genießen. Umgekehrt bezahlen die christlichen Kaufleute beim Betreten des islamischen Gebietes einen Zoll von ihren Waren. Zwischen beiden Parteien ist in jeder Beziehung Übereinstimmung und Redlichkeit. Die Krieger sind mit Kämpfen beschäftigt, doch das Volk bleibt unverletzt: die Welt gehört dem Mächtigsten. So ist die Sitte der Bewohner dieser Länder während des Krieges (zwischen Muslimen und Christen) und auch während der Kämpfe der muslimischen Fürsten untereinander. Die Untertanen bleiben unverletzt sowie die Kaufleute; die Sicherheit für diese ist gleich im Krieg und im Frieden«.

Ibn Djubeir verließ Damaskus mit einer großen Karawane von Kaufleuten mit Waren für Acco bestimmt. Als sie das christliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebiet betraten, begegnete ihnen Saladins Heer, das eben Nablus erobert hatte und mit Beute beladen und mit sehr vielen Kriegsgefangenen heimkehrte; sie konnten aber ihren Weg ruhig fortsetzen. »Solch eine Redlichkeit in der Verwaltung ist geradezu wunderbar«, schreibt der Reisende. Am Zollamt zu Tibnīn hatten die Kaufleute nichts zu bezahlen, da sie in Acco die Steuer zu entrichten hatten.

Die Zustände zu jener Zeit waren demnach für den Handel besser als Heyd, Geschichte des Levantehandels, I. 351, meint: »Wenn nun auch die Muselmänner in Zeiten des Friedens solchen ihr Land passirenden Waarenzügen kein Leid anthaten, so war doch in Kriegszeiten der Handel mit dem Binnenland vielfach unsicher und gefährdet.« Was Stüwe, Die Handelszüge der Araber, S. 280, schrieb: »Der ruhige Zug der Handelskaravanen wurde durch solche fast ununterbrochene Feindschaft (zwischen Griechen und Muslimen) gehemmt und gestört«, ist in seiner Allgemeinheit ganz unrichtig.

Gerade ein Jahrhundert früher hatte Sarakhsi seinen großen Kommentar zu Sheibānis »Kriegsrecht« vollendet. Dieses Buch (die Leidener Handschrift enthält 437 Folia) bestätigt, was Ibn Djubeir erzählt. Auch Sarakhsis Zeit war sehr unruhig. Dessenungeachtet gingen die Handelskarawanen ungestört nicht nur durch das ganze Gebiet der Muslime, sondern auch in die feindlichen Länder der Byzantiner und Türken. Der fremde Kaufmann erbittet sich einen Paß, der auch für seine Diener und seine Tiere gilt, und hat am ersten Zollamt eine Steuer zu bezahlen, die ebenso hoch ist wie die, welche in seinem eigenen Lande erhoben wird, in der Regel jedoch den Zehnten beträgt. Er erhält bei der Bezahlung einen Schein, der ein Jahr gültig ist und den er bei andern Zollämtern vorzeigen muß, um frei zu passieren. Er hat dafür Anspruch auf Schutz seiner Person und seiner Habe, kann sich begeben, wohin er wünscht, und darf nach Beendigung seiner Geschäfte frei nach seinem Lande zurückkehren mit den gekauften Waren; nur soll dabei keine Konterbande sein.

Es kam selbstverständlich wohl, obgleich selten, vor, daß eine Karawane ausgeplündert wurde. Heyd gibt ein paar Beispiele (I, 189). Allein selbst die Raubritter hatten ihre Prinzipien. Ibn Djubeir erzählt (S. 300, Z. 4 ff.), daß halbwegs zwischen Dāreya (1½ Paras. von Damaskus) und Paneas eine große Eiche stand, die der Wagebaum genannt wurde. »Als wir fragten, weshalb sie diesen Namen hatte, sagte man: dieser Baum ist die Grenze zwischen Sicherheit und Gefahr auf dieser Straße wegen der Fränkischen Räuber. Jeden Muslim, den sie oberhalb des Baumes, wäre es auch nur einen Schritt oder eine Spanne, nach der Seite des islamischen Gebietes zu, treffen, machen sie zu ihrem Gefangenen, wer aber auch nur eine Spanne unterhalb des Baumes nach der Frankenseite gekommen ist, wird freigelassen. Sie haben zich dazu verbunden und halten sich pünktlich daran. Es ist fürwahr eine der merkwürdigsten und auffallendsten Selbstbeschränkungen der Franken.«

Im Gebiete des Islams selbst sind die Ausplünderungen von Schiffskarawanen äußerst selten. Ich kenne nur aus dem Zigeuneraufstand im Jahre 834 und aus dem Sklavenkrieg, 869—883, beide im südlichen Irāk, ein paar solche Fälle. Dagegen lese man, was Ibn Haukal (er begann seine Reisen im Jahre 942, schrieb im Jahre 977) schreibt, S. 42 meiner Ausgabe (Bibl. Geogr., II.), wie die Karawane der Kaufleute aus Irāk (Bagdad, Basra, Kufa) ohne Unterbrechung durch das ganze Maghrib bis Sidjilmāsa (Tafilelt) zogen und riesige Geschäfte machten, wobei sie steinreich wurden. Als Beispiel erzählt der Reisende, daß er einen in Audaghasht (50 Tagereisen südlich von Sidjilmāsa) abgegebenen und bezeugten Wechsel auf den Bagdader Kaufmann Mohammed ibn abi Sa'dun zum Betrage von 42,000 Dinaren gesehen habe.

Sarakhsi sagt: Man läßt die fremden Händler gern zu, da man ihre Waren verlangt und ebensosehr, weil sie die Waren kaufen, die man selbst nicht brauchen kann. Die kostbaren Produkte aus Ost- und Süd-Asien, die in Schiffen nach Basra und Sirāf, nach Oman und Aden, und von da, teilweise zu Land, nach Alexandrien und den syrischen Hafenorten gebracht wurden, mußten Absatz finden, und so waren die italienischen Händler, die sie kauften und nach Konstantinopel, Venedig usw. beförderten, den Muslimen sehr willkommen. Die Araber brachten sie auch selbst nach Trapezunt, um sich da wieder Pelzwaren, Sklaven und anderes zu kaufen. Diese holten sie sich auch aus der Khazarenhauptstadt an der Mündung der Wolga und selbst von den Kama-Bulgaren, wohin die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Normänner sie brachten. Diese kühnen Schiffer beförderten ihre Waren auch selbst nach Konstantinopel und kamen über das Kaspische Meer nach Djordjān und bis nach Bagdad. Das geschah längst, bevor sie als Freibeuter nach Konstantinopel kamen (das erstemal im Jahre 860) und die Küstenländer des Kaspischen Meeres brandschatzten (das erstemal im Jahre 913).

Man war demnach gegenseitig freigebig mit der Verabreichung der Pässe.

Was den Zoll der Waren betrifft, so war auch dafür, wie Sarakhsi sagt, die Grundregel, Gegenseitigkeit. Gewöhnlich aber hatte der fremde Kaufmann 10 Prozent zu zahlen. So war es auch im Jahre 1350 (Heyd II, 53). Die Venetianer hatten im Jahre 1207 12 Prozent zu zahlen (Heyd I, 413), die später, im Jahre 1225, auf 6 herabgesetzt waren.

Der Handelsverkehr war eine Notwendigkeit. Der Fall von Acco im Jahre 1291, wodurch die letzte direkte Frucht der Kreuzzüge verloren ging, verursachte im Abendlande eine große Entrüstung. Es wurde unter Vorgang des Papstes beschlossen, einerseits Vorbereitungen zu einem neuen Kreuzzug zu treffen, andererseits die Sarazenen durch das Verbot jeden Handelsverkehrs mit ihnen unter Strafe der Exkommunikation zu schwächen. Es wurde selbst für die Polizei auf dem Meere eine Flotille von Galeeren bestimmt, die alle von oder nach Ägypten und Syrien segelnden Schiffe aufgreifen sollte (Heyd II, 30). Allein kaum 10 Jahre nach der Eroberung Accos waren alle Beziehungen wieder angeknüpft und war in der Praxis das Verbot nur auf Kriegsmaterial und Sklaven beschränkt. Es zeigte sich bald, daß, nachdem die Pläne zu einem neuen Kreuzzug aufgegeben waren, der päpstliche Hof mit sich handeln ließ, und daß für gute Zahlung Lizenzen zu haben waren. Die nördliche Verkehrsroute über das Schwarze Meer genügte nicht. Im Jahre 1370 hob der Papst das Handelsverbot auf, das zwar viel Störung im Verkehr verursachte, diesen aber nicht hat verhindern können.

Unzähligemale geschah es im Mittelalter, so daß es nicht mehr als etwas Merkwürdiges empfunden wurde, daß z. B. in einen muslimischen Hafen zur selben Zeit zwei Schiffe einliefen, das eine eine muslimische Galeere mit christlichen Kriegsgefangenen, die als Sklaven verkauft werden sollten, das andere ein christlicher Kauffahrer, der unbehelligt seine Waren auf den Markt brachte und mit anderen Waren beladen, vielleicht mit einigen losgekauften Kriegsgefangenen, in aller Ruhe den Hafen wieder verließ, um nach der Heimat zurückzusegeln

Wie schon seit alten Zeiten internationale Rechtssätze für die Gesandten bestanden haben, so gab es auch solche für die Kaufleute. Sarakhsi vergleicht sie an mehreren Stellen. Sobald eine Nation sich am Handelsverkehr beteiligte, war sie genötigt, sich ehrlich an dieses (ungeschriebene) Recht zu halten, da das Prinzip der Gegenseitigkeit es forderte und sonst der Verkehr abgeschnitten worden wäre. So kann man begreifen, wie die große jüdische Handelsgesellschaft sich bilden und behaupten konnte, die Ibn Khordādbeh (Mitte des neunten Jahrhunderts) beschreibt (S. 114 f. meiner Übersetzung, Bibl. Geogr. VI; s. auch Heyd I, 140 f.), die von Südfrankreich bis China ihre Faktoreien hatte und zu Wasser und zu Land einen riesigen Waarenaustausch zwischen Orient und Okzident vermittelte.

Selbstverständlich soll der Kaufmann keinen Mißbrauch mit der ihm verliehenen Lizenz treiben. Er genießt den Schutz des Gesetzes; er soll nicht selbst gegen das Gesetz handeln. Falls er z. B. beschuldigt wird, dem Feinde Spionendienst zu leisten, bleibt er verhaftet, bis die Sache untersucht ist. Ein bei ihm gefundener Brief darf, nach Sarakhsi, nicht als Beweis gelten, da es ein untergeschobenes, falsches Dokument sein kann. Wird er schuldig befunden, so ist sein Privilegium hinfällig geworden. Wenn die Schuld nicht bewiesen werden kann, wird er mit seiner Habe nach der Grenze gebracht. Hat ein muslimischer Kaufmann sich im fremden Lande etwas widerrechtlich zugeeignet, so muß er dies abgeben, und es wird dem Eigentümer zur Verfügung gestellt. Denn er hat den ihm verliehenen Schutz mißbraucht. Schade, daß Sarakhsi nicht sagt, welche Schritte die Händler zu tun hatten, um einen Freibrief oder Paß zu erhalten, und daß er auch keine Formel eines solchen verzeichnet hat.

Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Das Inſtitut für internationales Recht.

Von Geh. Juſtizrat Dr. Ludwig von Bar, ordentlichem Professor der Rechte an der Universität Göttingen.

Die vor kurzem geschlossene internationale Haager Konferenz hat faſt fünf Monate hin⸗durch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und zugleich für das Völkerrecht wieder Interesse erregt. Neben den offiziellen diplomatischen Konferenzen verdient aber Be⸗achtung eine durch private Initiative ge⸗schaffene, unabhängige, der Pflege und Fort⸗bildung des internationalen Rechts schon mehr als dreißig Jahre dienende Vereinigung, das Inſtitut für internationales Recht (Inſtitut de droit international).

Bald nach Beendigung des französisch⸗deutschen Krieges im Herbſt 1871, gaben der deutsch⸗amerikanische Publiziſt Dr. Lieber (New York) und der um die Genfer Kon⸗vention von 1864 (über die Behandlung der im Kriege Verwundeten) sowie um das sog. Rote Kreuz hochverdiente Genfer Guſtav Moynier, dem damaligen Hauptredakteur und Begründer der seit 1869 in Brüssel er⸗scheinenden Revue de droit international et de législation comparée G. Rolin⸗Jaequemyns (lange Jahre hindurch Generalsekretär und mehrmals Präsident, dann Ehrenpräsident des Inſtituts, 1878 bis 1884 belgischer Miniſter des Innern, 1892 bis zu seinem 1902 erfolgten Tode General⸗Adviser des Königs von Siam) die Anregung, eine Konferenz von Rechtsgelehrten und Publiziſten verschiedener Länder herbeizuführen zu dem Zwecke einer Beratung über die Mittel der Fortbildung des internationalen Rechts, der genauen Feſt⸗ſtellung seiner Prinzipien und der Sicherung seiner praktischen Anwendung. In der dar⸗über von Rolin⸗Jaequemyns mit hervor⸗ragenden Völkerrechtslehrern, Diplomaten und Staatsmännern begonnenen Korrespondenz wurde von Bluntschli der sogleich beifällig aufgenommene Vorschlag gemacht, aus der Konferenz ein ſtändiges wissenschaftliches Inſtitut hervorgehen zu lassen. Die Konferenz, an welcher teilnahmen: Asser, der spätere Prä⸗sident der Haager Konferenzen für internatio⸗nales Privatrecht, Besobrahoff, Bluntschli, Calvo, Dudley⸗Field, Laveleye, Lorimer, Mancini, Moynier, Pierantoni und Rolin⸗Jaequemyns, fand im September 1873 in Gent, dem Geburts⸗ und Wohnorte Rolin⸗Jaequemyns', ſtatt. Mit sicherem Takte verfaßte sie die im wesentlichen noch jetzt geltenden Statuten für ein wirklich wissenschaftliches, völlig unabhängiges, im wahren Sinne des Worts internationales und zugleich sich verantwortlich fühlendes Inſtitut.

Als Aufgabe bezeichnet Art. 1 ausser der bereits erwähnten Fortbildung des internatio⸗nalen Rechts und der Formulierung und Kundgebung der Prinzipien und Regeln des Völkerrechts die Mitwirkung zu einer vor⸗sichtig fortschreitenden Kodifikation des Völker⸗rechts, die Herbeiführung offizieller Sanktion der in der Beratung zu gewinnenden Ergeb-niße, welche den Bedürfnißen der heutigen Gesellschaft entsprechen sollte, ferner soweit die Zuſtändigkeit einer wissenschaftlichen Vereinigung gestattet, die Sorge für Aufrecht⸗erhaltung des Friedens und für Be⸗obachtung der Gesetze des Krieges, die Prüfung von Schwierigkeiten, welche bei Inter⸗pretation und Anwendung des (positiven) Rechts entſtehen würden und im Falle des Bedürfnißes die Ausarbeitung von Gutachten in ſtreitigen Fällen, die Arbeit durch Publi⸗kationen, Unterricht und durch andere ge⸗eignete Mittel für Gerechtigkeit und Humanität in den Beziehungen der Völker zueinander.

Der Verwirklichung der Absicht, nur ein aus wirklich sachverſtändigen Elementen be⸗stehendes Institut zu gründen, entspricht die Beſtimmung, daß dasselbe sich nur durch Kooptation von solchen Personen ergänzt, welche praktisch oder theoretisch Hervor⸗ragendes für das internationale Recht geleiſtet haben, und zwar können nach den geltenden Statuten die wirklichen Mitglieder nur aus den noch zu erwähnenden Associés des In⸗ſtituts gewählt werden: Stimmrecht in allen Angelegenheiten des Inſtituts ausübende Mit⸗glieder sollen erst gezeigt haben, daß sie wirklich an Arbeiten des Inſtituts Teil nehmen wollen, und an der Leitung des Inſtituts wünschte man nur solche Personen zu be⸗teiligen, die bereits längere Zeit in demselben tätig gewesen wären. So unterscheidet sich das Inſtitut wesentlich von vielen anderen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Wissenschaft dienenden Gesellschaften, bei denen eine Berufsstellung oder ein akademischer Grad unter Zahlung eines Beitrags zur Erlangung von Mitgliedschaft und Stimmrecht genügt. Auch die Beschränkung auf eine bestimmte Maximalzahl wirklicher Mitglieder (50, später auf 60 erhöht) mußte sich diesem Zwecke dienlich erweisen, und als wirklich international kann das Institut deshalb gelten, weil einem und demselben Staate höchstens ein Fünftel der wirklichen Mitglieder angehören darf, Bestimmungen, die zugleich in gewissem Grade elastisch sind. Denn es kann sein, daß zu einem bestimmten Zeitpunkte in einem Staate gerade eine größere Zahl bedeutender und geeigneter Kräfte vorhanden ist, während in einem anderen Staate solche in einer etwa der Bevölkerungsziffer des Staates entsprechenden Zahl nicht zu erlangen wären; so wäre eine Verteilung nach der Bevölkerungsziffer der Staaten oder nach dem Gesichtspunkte, ob der einzelne Staat eine Großmacht repräsentiert, der Gewinnung gerade vorzüglicher Kräfte oft hinderlich geworden. Für die Erörterung besonderer Fragen — in den anfänglichen Statuten wurden hier Fragen technischer Art genannt (z. B. kriegstechnische Fragen) — waren noch andere Personen ohne entscheidendes Votum, »Membres adjoints«, vorgesehen. Sie sind bald statutarisch durch die Associés des Instituts ersetzt worden. Die Associés, als welche in der Regel jüngere Persönlichkeiten gedacht wurden, haben bei Debatten und Abstimmungen über die wissenschaftlichen Fragen dieselben Rechte wie die wirklichen Mitglieder, nehmen aber nicht teil an Wahlen und an Sitzungen und Abstimmungen über administrative und statutarische Angelegenheiten. Auch die Zahl der Associés soll die Zahl von 60 nicht überschreiten. Ein allerdings mit der notwendigen Beschränkung der Zahl der Mitglieder verbundener Übelstand ist, daß man häufig bedeutende und verdiente Männer nur zu Associés wählen kann oder sie in der Stellung dieser nicht vollberechtigten Mitglieder des Instituts längere Zeit belassen muß. Einen Ausweg bietet die Erwählung zum Ehrenmitgliede, wofür die Vorbedingung einer vorherigen Mitgliedschaft als Associé nicht erfordert wird. Man hat aber mit Recht diesen Ausweg nur selten benutzt. In der Regel werden zu Ehrenmitgliedern nur Mitglieder (oder Associés) erwählt, denen man eine besondere Ehre erweisen will; sie haben alle Rechte der wirklichen Mitglieder und zählen nur für die Maximalzahl nicht mit.

Die Organe des Instituts sind: der Präsident, ein Vizepräsident und der Generalsekretär des Instituts (das Bureau).

Der Generalsekretär, das eigentlich geschäftsführende Organ, wird auf sechs Jahre aus der Zahl der Mitglieder gewählt. Präsident und Vizepräsident fungieren nur für die einzelne Session bis zum Beginn der nächsten. Sie wurden früher, ebenso wie noch jetzt der Generalsekretär, aus der Zahl der Mitglieder frei gewählt, nach einer 1900 in den revidierten, jetzt geltenden Statuten eingeführten künstlichen und vielleicht nicht glücklichen Neuerung nur aus den Mitgliedern des Rats (Conseil). Dieser aus sechs Mitgliedern bestehende, erst 1900 geschaffene Rat wird auf sechs Jahre gewählt, in der Art, daß jedes zweite Jahr zwei Mitglieder ausscheiden.

Sogleich anfangs hatte man erkannt, daß die Aufgabe, das internationale Recht zu fördern, in umfassendem Sinne genommen werden müße. Es sollte nicht nur das Völkerrecht, sondern auch das internationale Privat- und Strafrecht gefördert werden: gibt es doch hier vielfache Berührungspunkte; ruhen doch internationales Privat- und Strafrecht zum Teil auf völkerrechtlicher Grundlage, und manche Materien, z. B. die Staatsangehörigkeit, die Privilegien der Gesandten, die Auslieferungsverträge können ebenso gut dem internationalen Privat- oder Strafrechte wie dem Völkerrechte zugewiesen werden. So sind die Sessionen jeder der genannten Disziplinen ziemlich gleichmäßig gewidmet worden, und man darf sagen in fruchtbarer Weise. Denn eine erhebliche Anzahl von Beschlüssen des Instituts haben die Basis geliefert für wichtige internationale Verträge. So wird man in dem vom Institute ausgearbeiteten »Manuel de la guerre sur terre« vielfach die Sätze erkennen, welche in den Haager Konferenzen von 1899 und 1907 zu völkerrechtlicher, bindender Geltung gelangt sind; so ist die sog. Neutralisation des Suezkanals auf eine Arbeit des Instituts (Projekt Twiß) zurückzuführen; ebenso die internationale Konvention über den Schutz der unterseeischen Telegraphenkabel (Projekt L. Renault); die jetzt auf Antrag des Deutschen Reichs in der Haager Konferenz angenommene internatio-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nale Appellationsinstanz findet sich der Idee nach in dem auf Bulmerincqs Antrag vom Institut angenommenen internationalen Prisenreglement; die Beschlüsse der Haager Konferenzen über Eherecht reproduzieren im wesentlichen das auf den Projekten (Bar — Brusa — König — Westlake) ruhende »Règlement des conflits de lois en matière de mariage et de divorce«. Ebenso dürfte der Einfluß von Beschlüssen des Instituts in Gesetzen und Staatsverträgen einzelner Staaten sich erkennen lassen, und man wird behaupten dürfen, daß von den zahlreichen Beschlüssen noch andere in Zukunft Geltung erlangen werden.

In der Tat ist das Institut für Entscheidung von Fragen des internationalen Rechts sehr geeignet. Die Zahl der jeweils an einer Session — die Sessionen fanden früher regelmäßig jährlich statt, jetzt jedes zweite Jahr, und Ort und Zeit werden durch die vorhergehende Versammlung, eventuell durch das Bureau bestimmt — teilnehmenden Mitglieder und Associés beträgt etwa 36 bis 50; sie ist groß genug, um eine vielseitige Beleuchtung der einzelnen Fragen herbeizuführen, aber nicht so groß, daß die Phrase herrschen und die Verantwortlichkeit der Einzelnen aufhören könnte, welch letztere häufig noch durch namentliche zu Protokoll vermerkte Abstimmung verschärft wird. (Die Beschlüsse werden vorbereitet durch Referenten, Korreferenten und Kommissionen.) Allerdings tragen die Mitglieder bei Vorschlägen und Abstimmungen nicht diejenige Verantwortlichkeit, welche amtliche Vertreter der Staaten bei internationalen Konferenzen trifft; aber vielleicht ist das Gefühl rein persönlicher Verantwortlichkeit, hervorgehend aus der Sorge um den wissenschaftlichen Ruf und um das Ansehen unter den Kollegen, um so größer, wenn man nicht auf Instruktion von Vorgesetzten sich berufen kann und durch diese in gewissem Umfange gedeckt ist, und die Freiheit von Instruktionen und egoistischen Interessen einzelner Staaten verbürgt gerade den wissenschaftlichen, sachlichen Wert der Debatten und Beschlüsse.

Die in französischer Sprache stattfindenden Verhandlungen — es kann freilich jeder bei Verhandlungen auch seiner Sprache sich sich bedienen, was jedoch höchst selten geschieht — sind nicht öffentlich. Abgesehen indes von den Verhandlungen über administrative Angelegenheiten werden Berichterstatter von Zeitungen und andere Personen als Zuhörer auf ihr Verlangen zugelassen. In den ersten Jahren diente als offizielles Organ die oben erwähnte Brüsseler Revue de droit international; seit 1877 erscheint ein eigenes Jahrbuch (Annuaire de l'Institut de droit international), welches die Berichte der Berichterstatter, die Verhandlungen und Beschlüsse, nach Maßgabe der Protokolle, wie auch biographische und bibliographische Notizen sowie Nekrologe über Mitglieder enthält. 1893 erschien eine Übersicht (Tableau général) der Organisation, der Beschlüsse und des Personalbestandes des Instituts während der zwanzig Jahre 1873 bis 1892; 1905 eine gleiche Übersicht, umfassend die Jahre 1894 bis 1904.

Das Siegel des Instituts führt den Spruch: »Justitia et pace«. In der Tat arbeitet für den Frieden, wer das bestehende Recht feststellen hilft oder die Annahme neuer, den Fortschritten der Kultur entsprechender Rechtsnormen vorbereitet. So hat denn auch das Institut im Jahre 1904 den Nobel-Friedenspreis zuerkannt erhalten, und schon 1875 hat das Institut, die Wichtigkeit internationaler Schiedsgerichte für Erhaltung des Friedens erkennend, ein Reglement für Organisation und Prozeßverfahren internationaler Schiedsgerichte aufgestellt (Projekt Goldschmidt, Rivier). Das Institut kann aber auch insofern als dem Frieden dienend angesehen werden, als in dem nicht zu großen Kreise engere und wirklich freundschaftliche Beziehungen der Beteiligten entstehen, und als unter diesen sich in der Tat auch in ihrem Vaterlande hochgestellte und einflußreiche Persönlichkeiten befinden.

Allerdings war das Institut nicht imstande, die friedliche Erledigung unmittelbar schwebender internationaler Streitigkeiten herbeizuführen. So vorzüglich auch seine Organisation sich bewährt hat für Erörterung rein wissenschaftlicher Fragen, so kann sie für den letzteren, freilich in den Statuten gleichfalls ins Auge gefaßten Zweck kaum etwas leisten; dazu würde nur eine internationale Akademie geeignet sein mit einer Anzahl ständig an einem Orte vereinigter Mitglieder, welche zugleich über genügende Zeit verfügen, um rechtzeitig eingehende Gutachten abgeben zu können. Ein von mir in dieser Richtung in den Umrissen (1898 in der Wochenschrift »Die Nation«) aufgestelltes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Projekt der Errichtung einer solchen Akademie hat auch mehrfach Zustimmung gefunden. Es würde dazu freilich ein Kapital von etwa 7 Millionen Mark erforderlich sein, immerhin eine erhebliche Summe, indeß verhältnismäßig wenig im Vergleich zu den auf reichlich 12 Millionen Franken berechneten Kosten nur der diesjährigen Haager Konferenz. Und wenn die Akademie nicht die Früchte tragen sollte, die man erhoffte, so würde nicht einmal das Kapital verloren sein; man könnte es z. B. zur Errichtung einer internationalen Heilanstalt verwenden.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Präsident Butler über den Professoren-Austausch. — Germanistisches Institut für Columbia. — Prof. Leonhards Tätigkeit. — Klassiker-Vorträge der New Yorker Germanistischen Gesellschaft.

In seinem kürzlich veröffentlichten Jahresbericht beschäftigt sich Präsident Nicholas Murray Butler von unserer Columbia-Universität des längeren mit der Theodore Roosevelt-Professur an der Berliner Universität und der Kaiser-Wilhelm-Professur an der Columbia. Er sagt unter anderem: »Die Erfahrung eines einzigen Jahres hat genügt, um diese beiden erzieherischen Experimente vollauf zu rechtfertigen. Professor Burgess, als erster Inhaber der Roosevelt-Professur, hat ein Jahr seine Dienste den Universitäten von Berlin, Bonn und Leipzig gewidmet und rückhaltlose Anerkennung gefunden, sowohl von deutschen Gelehrten, als auch von den deutschen Organen der öffentlichen Meinung. Durch seinen weiten Blick und seine organisatorische Arbeit sind die Anfänge für ein Amerikanisches Institut an der Universität Berlin gemacht worden, das der gütigen Fürsorge des preußischen Kultusministeriums ein prächtiges Heim verdankt. Kaum minder wichtig als die akademischen Vorlesungen des Professors Burgess waren seine Vorträge vor der Staatswissenschaftlichen Vereinigung in Berlin und Köln, seine nicht weniger bedeutenden Reden in Wien und an anderen Orten, wie auch sein reger Verkehr mit den hervorragendsten Vertretern der deutschen Gelehrtenwelt und des öffentlichen Lebens.

»Nichts, was Professor Burgess in der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, hätte fördern können, wurde von dem deutschen Kaiser oder dem deutschen Volk unterlassen. Die Theodor Roosevelt-Professur ist zweifellos fest begründet. Daß unter den deutschen Studenten und dem deutschen Volk ein bedeutendes Interesse an den Problemen der amerikanischen Geschichte und der amerikanischen Entwicklung herrscht, daß sachliche Belehrung auf diesem Gebiete am besten von einem kompetenten amerikanischen Gelehrten gegeben werden kann, und zwar in der Sprache, die die Studenten am besten verstehen, und daß solche Belehrung, die gründlich gegeben und sympathisch aufgenommen wird, ein neues Glied der Freundschaft und der Sympathie zwischen den beiden Völkern schmiedet, ist jetzt klar und deutlich bewiesen.

»Der öffentliche Charakter der Professur ist nicht minder wichtig als ihr akademischer. Denn Universitäten sind unabhängige Organe und Vertreter der öffentlichen Meinung, und sie sind zugleich frei von den vielen Beschränkungen und Fesseln, welche den rein amtlichen diplomatischen Verkehr zwischen Regierungen umgeben, so daß ihre Vertreter vorzüglich dazu beitragen können, die Nationen der Erde in engere Beziehungen zu einander zu bringen. Ein Studium dessen, was Professor Burgess in einem Jahre geleistet hat, zeigt deutlich, wie verschieden diese Professur von den seit einer Reihe von Jahren nicht seltenen internationalen Professoren-Austauschen sind. Der Einfluß eines solchen Austausches, der auf dem gewöhnlichen Wege stattfindet, ist in seinen Beschränkungen beinahe persönlich. Den Lehrkörper einer großen Universität durch einen ausländischen Gelehrten zu vervollständigen, der ein Jahr lang Physik oder Mathematik lehrt, ist, wie viele amerikanische Universitäten wissen, angenehm und interessant genug: aber die Aufgabe, eine Reihe von Jahren hindurch über die Zivilisation eines bestimmten Volkes eine definitive systematische Belehrung in der Sprache zu geben, welche die Studierenden eines anderen Volkes am besten verstehen, ist eine ganz andere Sache. Und das ist der Zweck der Roosevelt- und der Kaiser-Wilhelm-Professur. Sie haben wenig gemein mit dem, was man gewöhnlich unter Austausch-Professuren versteht. Als Kaiser-Wilhelm-Professor an der Columbia-Universität las im ersten Semester des Jahres Professor Schumacher von der Universität Bonn. Daß es ihm nicht möglich war, dies Amt länger zu bekleiden, wurde sehr bedauert. Seine Vorlesungen waren gut besucht und wurden äußerst enthusiastisch aufgenommen. Sein Nachfolger ist Professor Leonhard, der hervorragende Vertreter des römischen und deutschen bürgerlichen Rechts an der Universität Breslau, der sich gegenwärtig hier aufhält, regelmäßige Vorlesungen hält und einen Sitz in den Fakultäten der Jurisprudenz und der politischen Wissenschaften inne hat.

»Sobald Kent Hall vollendet werden kann, sollen umfassende Vorkehrungen getroffen werden, um ein Germanistisches Institut einzurichten, ähnlich, wie das Amerikanische Institut in Berlin. Der Inhaber der Kaiser-Wilhelm-Professur wird das Institut zum Mittelpunkte seines Wirkens und seines Einflußes machen. Dort sollen die Bücher und das andere Material gesammelt werden, das ihm in seiner Tättgkeit hilft und zu deren Erläuterung von nöten ist.

»Wir wollen uns bemühen, für den Kaiser-Wilhelm-Professor einen ebenso würdigen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zweckentsprechenden Platz für die Entwicklung seiner Tätigkeit zu schaffen, wie dies von der preußischen Regierung für den Inhaber der Roosevelt-Professur geschehen ist.«

Der ebengenannte diesjährige Inhaber der Kaiser Wilhelm-Professur an der Columbia-Universität, Professor Dr. Leonhard aus Breslau, hat sich bereits zahlreiche Freunde erworben. Er stellt sich den deutschen Vereinen in liebenswürdiger Weise zur Verfügung. Während der letzten Wochen hielt er in der Halle des Deutschen Liederkranzes einen Vortrag über »Kriegserinnerungen aus den Jahren 1870/71«, und vor der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika über »Beiträge zur Geschichte des Militärwesens«.

Die Germanistische Gesellschaft der Stadt New York hat einen Zyklus von zehn Vorlesungen über »Deutsche Dramatiker des neunzehnten Jahrhunderts« veranstaltet. Die Vorlesungen finden in einen der Hörsäle der Columbia-Universität statt. Sie umfassen Kleist, Grillparzer, Grabbe, Hebbel, Ludwig, Freytag, Anzengruber, Sudermann, Fulda und Hauptmann, und sie werden teils von deutschen Professoren, die an amerikanischen Universitäten wirken, teils von Amerikanern gehalten. Sie sind hauptsächlich bestimmt, den vielen Lehrern, die an Lehranstalten in der Stadt New York und deren Umgebung deutschen Unterricht erteilen, Gelegenheit zur näheren Bekanntschaft mit deutschen Dramatikern zu verschaffen.

Mitteilungen.

Der Directeur du service des antiquités in Kairo, Herr Maspéro, hatte erst in der Pariser Académie des inscriptions, dann auch im Journal des débats über die Entdeckung einer Menanderhandschrift berichtet, die einem seiner Untergebenen, Herrn Lefebvre geglückt war. Dieser hat nun seinen Fund, beraten von dem Akademiker Herrn M. Croiset, herausgegeben; die Ausgabe ist erst in diesen Tagen nach Deutschland, recht unliebsam spät, aus Kairo gelangt. Die Bedeutung des Fundes steht keinem nach, der in den letzten zwanzig Jahren im Bereiche der antiken Literatur gemacht ist. Es sind ziemlich anderthalbtausend Verse, die gelesen oder mindestens herstellbar sind, und wenn wir auch von dem Meister des attischen Lustspiels keine vollständige Komödie erhalten, so doch von mehreren ganze Szenen, von zweien ganze Akte. Den historischen Wert wird niemand bezweifeln; Herr Maspéro sprach freilich so, als wenn nur wenige Feinschmecker die Poesie als solche ganz würdigen könnten. Das darf nur für den Anfang gelten: wenn die Philologie ihre Schuldigkeit tut, ist für die Weltliteratur ein Poet entdeckt. U. v. W.-M.

*

Bei den letzten Ausgrabungen, die Albert Gayet für das Musée Guimet in der Nähe von Antinoe vorgenommen hat, sind Mumien von Prophetinnen und Priesterinnen des Osiris Antinous aufgefunden worden. Diesen Priesterinnen lag der Orakeldienst in den pharaonischen Tempeln ob. Sie sind nach den in ganz Ägypten üblichen Begräbnisriten beigesetzt worden, zweifelhaft ist indessen, ob sie von hamitischer Raße waren. Die eine ausgewickelte Mumie scheint hellenischen Ursprungs zu sein, eine andere, die noch mit ihrer magischen vergoldeten Maske bedeckt ist, zeigt durchaus keinen ägyptischen Typus. Ihr Name ist Nedjemati, gutes Herz. Die Mumie ist unversehrt in ihren Hüllen; ihre Füße, die ungewöhnlich klein sind, aber keine Spur der bei den Japanerinnen üblichen Verkrüppelung tragen, haben Papyrussandalen mit metallischen gestickten Medaillons. Lotusgewinde wie Blätter der Persea vervollständigen den Schmuck dieser Grabstätte.

Zwei andere trugen die Abzeichen der königlichen Favoritinnen des Osiris. Der Name der einen ist Nuter-Hont; sie weissagte im Namen des Gottes. Ihr Körper wurde so gefunden, wie er beigesetzt worden war, in einer hölzernen bemalten und verzierten Bütte. Sie war noch mit einem grau-roten Seidenkleid geschmückt, das mit einem breiten blauen Streifen, von einer sehr seltenen Farbe gestickt ist. Die Stirn war mit einem Schleier aus rotem Wollmusselin umwunden. Ihr Haupt ruhte auf einem seidenen, blauen und roten Kissen; ein Strohkranz mit Blättern schmückte die Stirn. Man fand bei ihr auch elfenbeinene Figürchen, eine Statuette des Horuskindes, zwei Glasfläschchen, einen Thyrusstab und einen goldenen, eigentümlich geformten Ring.

Ferner weisen die Gegenstände und Stoffe, die in diesen Gräbern gefunden worden sind, nach der »Terre sainte« größtenteils auf die religiösen oder heidnischen Zeremonien hin, mit denen sich diese Personen beschäftigt haben. Man sieht hier namentlich eine vollkommene Darstellung der Anthesterien mit der Priesterin und ihren 14 Mysten, auf 14 Altären opfernd, den 14 Stücken der Leiche des Osiris entsprechend.

*

Die seit dem Jahre 1905 in Paris erscheinende Revue germanique, die sich der Forschung auf dem Gebiete der deutschen, englischen, amerikanischen, niederländischen und skandinavischen Literatur widmet, hatte 1906 in ihrem Septemberheft den Anfang einer Übersetzung von Chaucers Canterbury Tales erscheinen lassen. Die Übersetzer waren die Herren Bourgogne, Cazamian, Delcourt, Derocquigny, C.-M. Garnier und Léon Morel. Dieser Übersetzung hat die Académie française vor kurzem einen Teil des Langlois-Preises zuerkannt. Die Revue hofft, die noch fehlenden Teile der Übersetzung bis zur Mitte des nächsten Jahres erscheinen lassen zu können. Die kürzlich in einem Sonderheft herausgegebene Fortsetzung enthält Teile der Geschichten des Rechtskundigen, des Seemannes, der Priorin, der Reime von Sir Topas und der Geschichten des Melibeus, des Mönchs, des Nonnenpriesters, des Arztes und des Ablaßkrämers.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Geschäftliche Administration: August Scherl G.m.b.H. Berlin SW. — Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G.m.b.H. in München.

14. Dezember 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark,** für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Was uns die Handschriften lehren.

Ludwig Traube zum Gedächtnis.

Von Johann Ludwig Heiberg, ordentlichem Professor für klassische Philologie an der Universität Kopenhagen.

Die Wissenschaft der Paläographie ist entstanden aus dem praktischen Bedürfnis, mittelalterliche Urkunden lesen zu können, woran oft die größten materiellen Interessen hingen. Bei dem Schöpfer der Paläographie, Mabillon (De re diplomatica 1681) ist dieser Ursprung schon im Titel seines Werkes kenntlich; aber bereits bei seinem Nachfolger Montfaucon, dem Begründer der griechischen Paläographie (Palaeographia Graeca 1708), stehen die Handschriften ganz im Vordergrunde. Griechische Urkunden von größerer Bedeutung gab es im Okzident wenig, und eine griechische Diplomatik, die sich der hochentwickelten lateinischen an die Seite stellen ließe, ist noch heute erst im Werden. Seitdem haben Diplomatik und Paläographie im engeren Sinne sich getrennt und in verschiedenen Richtungen sich entwickelt und erweitert; die Diplomatik ist Sache des Historikers geworden, die Paläographie die des Philologen. Das neue, rasch sich mehrende Material griechischer Urkunden aus Ägypten, das beide Wissenschaften gleichmäßig interessiert, wird eine Wiedervereinigung herbeiführen; aber das Gebiet wird vorläufig nur von wenigen Spezialforschern betreten und muß immer eine Nebenprovinz der Philologie bleiben. Kenntnis der Handschriften-Paläographie dagegen gehört zum Rüstzeug eines jeden Philologen. Der Herausgeber antiker Texte muß selbstverständlich Handschriften mit Sicherheit lesen können. Wie jeder Kundige erfahren haben wird, macht es sehr viel aus, ob man mit eigenen oder mit fremden Kollationen arbeitet; nicht nur wird die objektive und subjektive Sicherheit der Benutzung bedeutend erhöht, wenn man wie die astronomischen Beobachter den »persönlichen Fehler« des Vergleichers genau in Rechnung bringen kann, sondern man gewinnt auch beim Vergleichen ein persönliches Verhältnis zu dem Schreiber, so daß man sich in seine guten Seiten und seine Unarten hineinlebt, und diese nur durch Anschauung zu gewinnende Vertrautheit mit der Art des Schreibers ist wichtig für die Beurteilung der Varianten der betreffenden Handschrift. Die längst abgetane Sage von den Magistelli Byzantini, denen man jede Bosheit und jede Albernheit in die Schuhe schieben zu können glaubte, hätte in dieser Allgemeinheit nie entstehen können, wenn man auf die Psychologie der Schreiber ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

achtet hätte; was einem gewinnsüchtigen Handschriftenhändler der Renaissance wie Andreas Darmarios zugetraut werden kann, darf auf die ebenso gewissenhaften wie geübten Schreiber des X. Jahrhunderts, die gelehrten Ansprüchen zu genügen hatten, nicht übertragen werden.

Aber auch der Philologe, der sich nicht mit kritischer Herausgabe von Texten abgibt, hat ein gewisses Maß paläographischer Kenntnisse nötig, um die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eigener oder fremder Konjekturen beurteilen zu können. Zwar reichen, wie die Papyrusfunde gelehrt haben, die schlimmsten Fehler unserer griechischen Texte bis ins Altertum, ja zuweilen in bedenkliche Nähe des Verfassers, zurück, und das bißchen Paläographie, dessen es bedarf, um die in der unzialen Buchschrift des Altertums möglichen Verwechslungen von Buchstaben zu überblicken, ist in wenigen Stunden gelernt. Aber erstens ist es doch selbst bei der so viel besseren griechischen Überlieferung nicht immer damit getan. Man muß, namentlich bei etwas abseits gelegenen Werken, die mehr durch Zufall erhalten sind, als weil sie fortwährend gelesen und ediert wurden, mit der Majuskel-Kursive der antiken Privatabschriften rechnen, die wir aus den Papyri kennen lernen. Wenn eine solche Handschrift in ungewohnter antiker Schrift einem byzantinischen Schreiber vorgelegt wurde, mußten beim Abschreiben besondere Fehlerquellen sich auftun. Und im Lateinischen waren solche Fälle sehr viel häufiger; bei dem Mangel an Kontinuität der gelehrten Studien im Okzident und der Menge der verschieden entwickelten Schreiberschulen mußte es jeden Augenblick vorkommen, daß in gelehrten Zeiträumen, wo die verstaubten Büchersammlungen sich wieder öffneten, ein Exemplar in einer den Abschreibern nicht vertrauten Schrift auftauchte und vervielfältigt wurde. Oft ist die Mutterhandschrift verloren gegangen; dann ist es die erste Aufgabe der Textkritik des betreffenden Werkes, sie aus den Abschriften wiederherzustellen, und dabei muß man sich aus deren Schreibfehlern eine genaue Vorstellung von der Schriftart des Originals bilden, was ohne paläographische Kenntnisse unmöglich ist.

Bei der Erklärung von Schreibfehlern spielen die Abbreviaturen verschiedener Art oft eine Rolle, und auf diesem Gebiet wird von Unkundigen schwer gesündigt; manche unmögliche Konjektur ist mit noch unmöglicheren paläographischen Künsten verteidigt worden. Im allgemeinen gilt es, daß außerhalb der Fachliteratur weder die antike noch die ältere byzantinische Buchschrift Abkürzungen liebt, von einem ganz festen kleinen Kreis abgesehen; weit zurückliegende Fehler können daher nur in ganz wenigen Fällen durch Annahme einer Abkürzung erklärt werden. Bei Fachschriften dagegen oder wo unsere Überlieferung auf jungen Handschriften beruht, können Abkürzungen unter Umständen eine Unmasse der gröbsten Irrtümer hervorrufen. Auch hier zeigt es sich, daß die verschiedenen Schreiberschulen eigene Prinzipien hatten, und daß jede Fachwissenschaft ein besonderes System konventioneller Zeichen besaß, das in den Händen von anders gewohnten Schreibern die sonderbarsten Verwechslungen hervorrufen konnte; um dies zu entwirren und in solchen Fällen die Emendation sicher handhaben zu können, ist gründliche paläographische Schulung unentbehrlich.

Aber die Wissenschaft der Paläographie kann sich nicht damit begnügen, den Philologen bei der Bearbeitung ihrer Texte eine untergeordnete Gehilfin zu sein; sie muß sich ihre selbständigen Ziele setzen und im wahrhaft geschichtlichen Sinne betrieben werden. So gestaltet sie sich zur Überlieferungsgeschichte aus und gibt ihren eigentümlichen Beitrag zur Kenntnis des Geisteslebens. Einige Tatsachen der geistigen Zustände fallen sofort jedem in die Augen, der überhaupt Handschriften sich angesehen hat. So hebt z. B. Madvig (Adversaria critica I. 13) treffend den allgemeinen Unterschied der griechischen und der lateinischen Überlieferung hervor: in Byzanz gab es eine literarische Tradition, ein, wenn auch immer beschränkteres, sachliches und sprachliches Verständnis der klassischen Literatur, einen nur selten unterbrochenen höheren Unterricht mit weltlichen Zwecken; die Überlieferung konnte daher nie in dem Maße verwildern wie im Okzident, wo notdürftig gebildete Barbaren die Schätze einer unvollkommen beherrschten Sprache und einer fremden Kultur verwalteten, und wo die Studien stellen- und zeitweise ganz darniederlagen oder nur den einseitigen Zwecken der Kirche dienten. Eine ähnliche Anschauung der veränderten literarischen

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zuſtände bekommt man, wenn man im Griechiſchen die ſogenannten Bombycin-Handſchriften des XIII. Jahrhunderts mit den herrlichen Pergamenten des X. und XI. vergleicht. Die ſchöne, gleichmäßige Schrift der alten Codices bezeugt, daß es damals profeſſionelle Buchabſchreiber gab, daß alſo die Nachfrage groß genug war, um dieſen Beruf lohnend zu machen, und die ganze reiche Ausſtattung beweiſt, daß die Gelehrten in der Lage waren, auf ihre Bibliothek etwas verwenden zu können; die ſpäteren Handſchriften dagegen, mit ihrer flüchtigen, gedrängten Schrift, wobei es offenbar gilt, Raum zu ſparen — daher das Zunehmen der Abkürzungen —, und mit ihrem ganzen unſchönen und armſeligen Ausſehen, reden deutlich von den ſchlechten Zeiten, wo der arme Gelehrte ſich die Bücher, die er braucht, ſelbſt abſchreiben muß: — docti male pingunt.

Überhaupt hat natürlich mancher empfunden und ausgeſprochen, daß die Handſchriften an und für ſich, wie jeder Nachlaß eines Zeitalters, deſſen geiſtige Phyſiognomie klarlegen helfen, und es fehlt auch nicht an Paläographen, die ihre Wiſſenſchaft in ihrer geſchichtlichen Bedeutung erfaßt haben. Aber der hervorragendſte Vertreter dieſer Richtung war unbeſtritten L u d w i g T r a u b e, deſſen jüngſt erfolgter früher Tod eben deshalb einen ſo unerſetzlichen Verluſt bedeutet, weil er zwar der jungen Wiſſenſchaft die Wege gewieſen, aber trotz einer Reihe ausgezeichneter paläographiſcher Arbeiten ihr noch lange nicht alles gegeben hat, was er konnte. Hoffentlich trägt ſein Unterricht, dem er ſich mit großer Liebe und außerordentlicher Befähigung widmete, bei ſeinen Schülern Früchte in ſeinem Sinne.

Die beſte Vorſtellung von der Vertiefung, die durch Traubes Auffaſſungsweiſe der Paläographie zuteil geworden, gibt ein Blick auf ſein letztes Werk, deſſen Abſchluß er ſo weit gefördert hatte, daß es kurz nach ſeinem Tode erſcheinen konnte (Nomina sacra, München 1907).

Der antiken Art der Kürzung durch die (oder den) Anfangsbuchſtaben mit Weglaſſung der übrigen (Suspenſion) ſteht eine andere gegenüber, wobei die Mitte des Wortes mehr oder weniger vollſtändig ausgelaſſen wird (Kontraktion). Man hat längſt gewußt, daß im Griechiſchen die Kontraktion auf ganz wenige Wörter beſchränkt bleibt, die faſt ſämtlich unantike heilige Namen und Begriffe bezeichnen, begnügte ſich aber, ohne ſich über den fundamentalen Unterſchied der beiden Kürzungsarten klar zu werden, mit der ſtumpfen Erklärung, jene wenigen, aber häufig vorkommenden Wörter wären, um Raum zu ſparen, kontrahiert worden. Auf Grund eines gewaltigen Materials, das auch die koptiſche, gotiſche und armeniſche Schrift umfaßt, zeigt nun Traube, daß das unantike Prinzip der Kontraktion auf die jüdiſche Sitte zurückgeht, den heiligen und zauberkräftigen Gottesnamen nicht auszuſchreiben. Das wurde in jüdiſch-helleniſtiſchen Kreiſen auf die griechiſche Schrift übertragen, wo man für ΘΕΟC und ΚΥΡΙΟC und einige andere »heilige Namen« $\overline{\Theta C}$ und $\overline{KC}$ usw. ſchrieb; der Strich darüber bedeutet nicht Abkürzung, ſondern zeichnet nach antikem Brauch ein Gebilde aus, das kein eigentliches griechiſches Wort darſtellt. Von den helleniſtiſchen Juden haben die Chriſten des Oſtens die Kontraktion übernommen und auf ein paar chriſtliche Nomina sacra ausgedehnt, und dabei iſt es bei den Griechen geblieben. Im Okzident wurde die griechiſche Gewohnheit zuerſt in Rom nachgeahmt und verbreitete ſich von da aus überallhin. Anfangs war das Bewußtſein von dem Sinn dieſer Schreibart noch lebendig, ſo daß man »ds̄« und »dn̄s̄« nur da ſchrieb, wo deus und dominus den Chriſtengott bezeichnete; aber allmählich wurde das vergeſſen, und die bequeme Kürzungsart griff auf andere beliebige Wörter über, um zuletzt Hauptprinzip der ſehr ausgedehnten Kürzung in der lateiniſchen Schrift zu werden. Indem Traube das Umſichgreifen der Kontraktion in den mittelalterlichen Handſchriften verfolgt, weiſt er nach, daß die verſchiedenen Schreiberſchulen ſich verſchieden dazu ſtellen, und ſeine Unterſuchung hat nicht nur die ältere, oberflächliche Erklärung der Tatſachen durch eine hiſtoriſch begründete und rationelle erſetzt, ſondern ſie wirft auch ein helles Licht auf die Wege der geiſtigen Regungen im Mittelalter und gibt wichtige Aufſchlüſſe über die literariſchen Zentren und ihre Einflüſſe und zeigt, wie weit ſie reichten und wie ſie ſich kreuzten.

Die geſchichtliche Behandlung der Paläographie bewertet die Handſchriften nicht als Textquellen, ſondern als Zeugniſſe ſowohl für die Entwicklung der Schrift als für das literariſche Leben des Mittelalters. J e d e Hand-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 12:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schrift bekommt dadurch ihre Bedeutung, auch solche, die der Philologe beiseite wirft als Abschriften vorhandener Quellen, und die Schreibfehler, die der Philologe nur ausrotten will oder höchstens für das Stemma seiner Handschriften verwertet, verwandeln sich in wichtige Zeugnisse für die Schriftart der Vorlage. Eine Hauptaufgabe wird es hierbei, Zeit und Heimat der Handschriften festzustellen und die Bestände der ursprünglichen Bibliotheken zu rekonstruieren, die jetzt aufgelöst und zerstreut sind. Auch hierzu hat Traube die schönsten Beiträge geliefert; als Beispiele nenne ich die »Textgeschichte der Regula S. Benedicti« 1898 und die »Perrona Scottorum« 1900, deren Titel an seine Verdienste um die Aufhellung der Rolle, die die Schottenmönche gespielt haben, erinnert. Das Endziel dieser Forschungen ist die Erkenntnis, durch welche Hände ein jedes Werk gegangen ist, um auf uns zu kommen. Dieses Bestreben muß auch den Philologen interessieren; sie wird nicht nur seine Arbeit mit den antiken Texten fördern und vertiefen, sondern auch die Nachwirkung der klassischen Literatur klarlegen und so dem Bedürfnis entgegenkommen, sich über den Werdegang unserer Kultur Rechenschaft zu geben.

Traube hat sich wesentlich der lateinischen Paläographie zugewandt, und der Übertragung seiner Forschungsweise auf die griechische stehen eigentümliche Schwierigkeiten entgegen. Die höhere und gleichmäßigere Kultur in Byzanz verhinderte das Aufkommen großer Verschiedenheiten der Schrift je nach den Landesteilen, wie sie im Okzident sich finden; mit der Feststellung der örtlichen Besonderheiten der griechischen Schrift hat man kaum einen Anfang gemacht. Sie wird erschwert dadurch, daß die großen Bildungszentren, wie etwa Konstantinopel und später Athos, nicht so vereinzelt und scharf umgrenzt dastehen wie die Klöster im Okzident; ein bißchen literarisches Leben, das Handschriften hinterlassen konnte, war fast überall da. Ferner sind wir über Bibliotheken und Klöster des Ostens viel schlechter unterrichtet, Provenienznotizen in griechischen Handschriften nennen weit öfter einen Privatmann als Besitzer denn ein Kloster oder sonst eine öffentliche Bibliothek, und es ist sehr schwer zu ermitteln, wo die Handschriften ursprünglich herstammen, die nach wechselvollen Schicksalen in den jetzigen Sammlungen griechischer Codices gelandet sind; die Geschichte dieser Sammlungen selbst, die den Ausgangspunkt bilden muß, ist oft nur mangelhaft aufgehellt.

Aber trotz aller Schwierigkeiten muß auch die griechische Paläographie auf dem Wege vorwärts, den Traube der lateinischen vorgezeichnet hat; eine Überlieferungsgeschichte der griechischen Literatur verspricht andersartige, aber ebenso bedeutende Ergebnisse wie die der lateinischen für die Geschichte des menschlichen Geistes.

Deutsche Kulturarbeit in China.

Von General-Konsul Dr. Wilhelm Knappe, Geh. Legationsrat, Berlin.

In dem Reformwerk, das die Chinesische Regierung in bezug auf den Volksunterricht seit einer Reihe von Jahren begonnen hat, muß sie, um mit der Umwälzung alles Bestehenden wirklich vorwärtszukommen, fast ausschließlich die Hilfe Fremder in Anspruch nehmen. Da heißt es für uns Deutsche, uns von dem Platze an der Sonne nicht verdrängen zu lassen. Deutschland, den Deutschen und deutschem Wesen den ihnen gebührenden Anteil am Einfluß auf die chinesische Bildungsreform zu sichern, ist eine der dringendsten Pflichten unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Vor einem Jahre hatten die Franzosen etwa 5000 Schulen, Engländer und Amerikaner 2000, Japaner ebenfalls eine große Zahl Schulen, in denen sie modernes Wissen in das chinesische Volk hineintrugen, während wir Deutsche mit kaum 30 Schulen an der chinesischen Bildung arbeiteten. Auch durch die Verbreitung von chinesischen Übersetzungen englischer und französischer Bücher ist in weitestem Umfang dafür gesorgt, die geistgen Anschauungen dieser beiden Länder zu verbreiten, während Übersetzungen deutscher Bücher so gut wie gar nicht vorhanden waren.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im letzten Jahre hat nun die Deutsch-Asiatische Gesellschaft in Berlin eine umfangreiche Tätigkeit in China zu entfalten begonnen und eine Reihe deutscher Bildungsstätten daselbst ins Leben gerufen.

An erster Stelle steht die Medizinschule in Shanghai. Die Idee, die seit fast einem Jahrzehnt deutsche Kreise in Shanghai beschäftigt hat, kam ihrer Ausführung näher, als im Frühjahr 1906 die Chinesische Studienkommission unter dem Generalgouverneur Tuan Fang und dem Präsidenten des Chinesischen Unterrichtswesens Tai Hung Tze im Preußischen Kultusministerium empfangen wurde. Exzellenz Althoff, der stets die Bedeutung der Annäherung der Völker auf geistigem Gebiete erkannt und gefördert hat, leitete mit der ihm eigenen Tatkraft alsbald eine Reihe von Maßnahmen in die Wege, die die Ausführung des Planes ganz wesentlich förderten. Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Dönitz, der vor einem Menschenalter die medizinische Fakultät an der japanischen Universität in Tokio gegründet und zu großer Blüte gebracht hatte, so daß noch heute das Deutsche Unterlage und Voraussetzung des medizinischen Studiums in Japans ist, übernahm es, für die in China ähnlich liegenden Verhältnisse einen eingehenden Studienplan aufzustellen. Geheimer Ober Baurat Thür vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten entwarf die Pläne für ein Auditorium und ein Gebäude zur Unterbringung der Anatomie, und nach allen Seiten wurde Umschau gehalten, um geeignete Lehrkräfte zu gewinnen. Die Koppelstiftung, die die Förderung der geistigen Beziehungen Deutschlands zum Auslande sich zur Aufgabe macht, wurde für die Medizinschule interessiert, und die Deutsch-Asiatische Gesellschaft übernahm es, für die Aufbringung der erforderlichen Mittel zu sorgen. Es handelte sich dabei um erhebliche einmalige Beträge für den Bau der Häuser ebenso wie um die laufenden Ausgaben, die auf eine Reihe von Jahren gesichert werden mußten, wenn man ein lebensfähiges Institut schaffen wollte. Ein besonderes Arbeitskomitee des Vorstandes der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft nahm es auf sich, einen größeren Ausschuß zu gründen, um an die Kreise, welche sich für China interessieren, mit der Bitte um Beiträge heranzutreten. S. Kgl. Hoheit Prinz Heinrich, der als Geschwaderchef in Ostasien von 1897 bis 1899 China genauest kennen gelernt hat, entsprach der an ihn gerichteten Bitte zur Teilnahme sofort und übernahm den Ehrenvorsitz des großen Ausschusses, dem 32 Herrn aus allen Kreisen der Wissenschaft, des Handels, der Industrie und der Beamtenschaft angehören.

Der von diesem Ausschuß erlassene Aufruf fand offene Ohren und offene Hände, und in verhältnismäßig kurzer Zeit waren bei der Deutsch-Asiatischen Bank fast 80 000 Mark eingegangen. Auf dieser Basis war es leicht, weiterzuarbeiten.

Es wurde nunmehr eine Art Grundvertrag entworfen, in dem als Beteiligte auftraten: die Koppelstiftung, der Ausschuß für deutsche Kulturarbeit in China, die deutsche Ärztefirma in Shanghai und die als Stiftung nach deutschem Recht gedachte Medizinschule in Shanghai.

Zum besseren Verständnis muß ich hier zunächst die Ärzteverhältnisse in Shanghai schildern. Im ganzen Osten ist es üblich, daß sich mehrere Ärzte zu einer Firma zusammentun. Bei den heutigen überaus schnellen Fortschritten der medizinischen Wissenschaft müssen nämlich die einzelnen Ärzte öfter in Europa ihre Kenntnisse auffrischen. Dabei würden sie jedesmal ihre Praxis verlieren und von vorn anfangen müssen, wenn sie nicht durch eine Organisation für Vertretung sorgten. Auch die mit der Ausübung des ärztlichen Berufes im Osten verbundene besondere Anstrengung macht eine häufigere Unterbrechung notwendig, endlich ist es auch im Interesse der Familien der Ärzte gelegen, nicht allzu lange in dem klimatisch doch immerhin angreifenden Osten zu leben. Das Publikum abonniert nun bei einer solchen ärztlichen Gemeinschaft für das laufende Jahr und hat das Recht, sich einen von den zu dieser gehörigen Ärzten als Hausarzt auszusuchen.

In einer solchen Gemeinschaft befinden sich u. a. die drei deutschen Ärzte Sanitätsrat Dr. Paulun, Dr. von Schab und Dr. Krieg, die außerdem die Doktoren Völkers und Gernegroß als Assistenten engagiert haben. Aus rein philanthropischen Gründen hatte Dr. Paulun schon vor Jahren ein Hospital für Chinesen mit Poliklinik — das Tung Chi-Hospital — gegründet, das sich unter den Chinesen großer Beliebtheit erfreut. Es wird von einem aus vornehmen Chinesen und Deutschen bestehenden Komitee verwaltet

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und durch freiwillige Beiträge unterhalten. Seit zwei Jahren iſt ein ſtattliches ſteinernes Hospitalgebäude mit modernen Einrichtungen sowie mehrere große Wellblechbaracken vorhanden.

In jenem vorhin als Grundvertrag bezeichneten Schriftſtück verpflichtet sich nun Dr. Krieg, der sich mehrere Monate in Deutschland aufgehalten hat und erſt im Auguſt nach China zurückgekehrt iſt, Namens der Ärztefirma in Shanghai, das Hospital und die Dienſte der fünf deutschen Ärzte unentgeltlich der Medinzinschule zur Verfügung zu ſtellen, die Koppelſtiftung übernimmt es jährlich bis auf weiteres 21,000 Mark zur Aufbringung der laufenden Ausgaben zu zahlen, und der Ausschuß für deutsche Kulturarbeit sorgt für die erforderlichen Gebäude und die sonſtigen Mittel der erſten Einrichtung.

Auf dieser Grundlage war es möglich, an die Anwerbung weiterer Lehrkräfte heranzutreten, denn die Schwierigkeit lag bisher darin, etwa bereiten Ärzten einen zahlungsfähigen und die nötigen Garantien bietenden Mitkontrahenten gegenüberzuſtellen. Ohne feſte finanzielle Basis konnte auch der Ärztefirma nicht zugemutet werden, die Anſtellung von Lehrkräften zu übernehmen. Aber auch auf der bis dahin geschaffenen materiellen Basis würde es nicht möglich gewesen sein, die geeigneten Lehrkräfte zu gewinnen, wenn nicht das Kultusminiſterium sein ganzes Gewicht eingesetzt und das Engagement der betreffenden Persönlichkeiten besorgt hätte.

Nach dem von Geheimrat Dönitz bis in alle Einzelheiten feſtgelegten Lehrplan sollte aber weiter mit der Medizinschule eine Vorschule verbunden werden, in der junge Chinesen nicht nur in der deutschen Sprache, sondern auch in allgemeiner Bildung soweit vorbereitet werden, daß sie nach beſtandenem Abiturientenexamen sowohl für das medizinische wie für andere Studien, insbesondere auch in Deutschland, vorbereitet erscheinen.

Als Leiter dieser Vorschule wurde Oberlehrer Dr. Schindler aus Halle gewonnen; als Lehrer an der Medizinschule wurden Privatdozent Dr. du Bois Reymond und Dr. Ammann verpflichtet. Dr. Schindler iſt bereits mehrere Jahre in Peking als Lehrer an einer chinesischen Hochschule tätig gewesen und in der chinesischen Sprache gut vorbereitet, Dr. Ammann iſt besonders in Anatomie und Physiologie gut vorgebildet und hat außerdem ein Jahr auf dem hiesigen Orientalischen Seminar mit Erfolg chinesisch ſtudiert. Dr. du Bois Reymond verfügt außer über seine medizinischen Kenntnisse und seine Erfahrungen als Privatdozent an der Berliner Universität über große Sprachkenntnisse; er spricht insbesondere gut englisch und französisch, was für den Anfang deshalb von Wichtigkeit iſt, weil wir als Schülermaterial in den erſten Jahren vielfach junge Leute haben werden, die bereits eine gewisse Bildung auf englischen und französischen Schulen erworben haben.

Mit den genannten drei Herren wurden bindende ausführliche Verträge auf längere Zeit abgeschlossen und von Dr. Krieg namens der Stiftung und namens der Ärztefirma unterzeichnet. Dr. du Bois und Dr. Schindler reiſten bereits Ende März nach China ab, um sofort die Gründung der Vorschule in die Wege zu leiten, während Dr. Ammann zunächſt seine chinesischen Studien zu einem gewissen Abschluß brachte und Mitte Auguſt die Ausreise antrat.

Aber es blieb noch unendlich viel zu tun, wenn anders man nicht den Herren in Shanghai zuviel Mühe und Arbeit überlassen und ihnen zumuten wollte, an ihre Aufgabe mit unzulänglichen Mitteln heranzutreten. Da kamen in erſter Linie die Lehrmittel, die Bibliothek und die Inſtrumente in Frage. Auch hier wußte das Kultusminiſterium Rat. Zunächſt wurden sämmtliche preußischen Universitäten gebeten, was sie an medizinischem Lehrmaterial an Büchern, Modellen, Tafeln, Inſtrumenten usw. abgeben könnten, der Medizinschule zur Verfügung zu ſtellen, und bald trafen an der hiesigen Sammelſtelle aus ganz Preußen zahllose Kiſten mit wertvollem Material ein. In Geheimrat Waldeyers Anatomischem Inſtitut wurden die schönſten Präparate, Tafeln und Modelle nach neuſten Methoden hergeſtellt, wofür der Ausschuß wiederum die Koſten beſtritt.

Die buchhändlerischen Kreise wurden durch ein kleines Komitee auf die Medizinschule aufmerksam gemacht, und nach verhältnismäßig kurzer Zeit war eine von den Verlegern geſtiftete medizinische Bibliothek beieinander, die einen Wert von über 50,000 Mark repräsentiert.

Für die Beschaffung von Inſtrumenten war die Mitwirkung des Professors Dr. Kutner,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Leiters des Kaiserin-Friedrichhauses für ärztliche Fortbildung, von besonderer Wichtigkeit. Es ist bekannt, daß mit dem Kaiserin-Friedrichhaus eine permanente Ausstellung von allen ärztlichen Hilfsmitteln, Instrumenten und Lehrmitteln verbunden ist. Die betreffenden Firmen haben natürlich das größte Interesse, den zu den Fortbildungskursen aus ganz Deutschland und auch aus dem Auslande zusammenströmenden praktischen Ärzten immer das Neuste in ihren Artikeln vorzuführen. Professor Kutner ist hiernach die bestgeeignete Persönlichkeit, um eine Zusammenstellung des für die Medizinschule auf diesem Gebiete Notwendigen und Nützlichen zu machen. Es ist ihm aber auch gelungen, die betreffenden industriellen Kreise für die Sache zu interessieren. So haben der Generaldirektor der Aktiengesellschaft für Feinmechanik — vormals Jetter & Scheerer in Tuttlingen —, Herr Kommerzienrat Scheerer und der Leiter der Berliner Filiale, Herr Gustav Götz, ein vollständiges modernes Instrumentarium im Werte von 10,000 Mark gestiftet, und in einem Aufruf, der von Exzellenz Althoff, Herrn Professor Kutner, Herrn Direktor Götz und mir unterzeichnet ist, werden die Fachkreise gebeten, weitere näher bezeichnete Gegenstände unentgeltlich zuzuwenden. Auch diesem Aufruf ist in entgegenkommender Weise entsprochen worden, so daß demnächst eine schöne Ausstattung nach Shanghai wird abgehen können. Auch die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd haben ihr Interesse für die Medizinschule in hervorragender Weise betätigt. Diese Unterstützung beweist, daß gerade diejenigen Kreise, welche mit den Verhältnissen im Osten vertraut sind, nämlich die großen Schiffahrtsgesellschaften, das Unternehmen billigen und an seine Zukunft glauben.

Last but not least muß ich die Reichsbehörden erwähnen. Das Auswärtige Amt ist schon seit Jahren infolge der durch die amtliche Berichterstattung aus dem Osten gegebenen Anregung für eine praktische Arbeit auf dem Gebiete der Beteiligung an den Kulturaufgaben in China interessiert und hat den Anträgen ein williges Ohr geliehen. So ist es möglich gewesen, im Einvernehmen mit dem Reichsschatzamt und dem Reichsamt des Innern für das laufende Jahr zu den Kosten der ersten Einrichtung 15,000 Mark zu bewilligen, und der Ausschuß der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft ist vor wenigen Wochen unterrichtet worden, daß auch für das folgende Jahr ein Betrag von 30000 Mark in den Etat eingestellt werden wird. Da den Reichstagsabgeordneten, die im vorigen Jahre Ostasien besucht haben, von allen deutschen Kreisen die Beteiligung an der Kulturarbeit als eine der ersten Aufgaben bezeichnet worden ist, so ist zu erwarten, daß der Reichstag der Auffassung der Behörden folgen und den Betrag bewilligen wird.

So vorbereitet und für die Zukunft gesichert, konnte die wissenschaftliche Vorschule in Shanghai bereits am 2. Juni mit 28 Schülern eröffnet werden. Nach chinesischer Gewohnheit ist mit der Schule ein Alumnat verbunden, außer dem Ersatz für die Verpflegungskosten ist ein kleines Schulgeld vorgesehen. Wenn schon der Vorschule von seiten der chinesischen Beamtenschaft, den Gilden und dem gebildeten Teil der Bevölkerung ein großes Interesse entgegengebracht worden ist, so zeigte sich dieses Interesse in noch erhöhtem Maße bei der Eröffnung der eigentlichen Medizinschule am 1. Oktober. 80 Schüler aus allen Teilen Chinas waren angekommen, und der bereits oben erwähnte General-Gouverneur der Yangtseprovinzen Tuan Fang, der im vorigen Jahre zur Audienz beim deutschen Kaiser befohlen war und im Kultusministerium die Vorverhandlungen geleitet hatte, ist durch einen besonderen Abgesandten vertreten gewesen, der in längerer Rede seiner Befriedigung über das uneigennützige Wirken der Deutschen Ausdruck gegeben hat.

Um der Schule auch nach außen das amtliche Interesse und die amtliche Unterstützung zu erkennen zu geben, ist auf Anregung des Kultusministeriums den Chefs der Arztfirma in Shanghai, Paulun, von Schab und Krieg, sowie den ärztlichen Dozenten du Bois Reymond und Ammann der Titel Professor verliehen worden. Es wird nun die Aufgabe der Schule sein, durch ihre Leistungen zu zeigen, daß sie des Interesses, das ihr von allen Seiten entgegengebracht wird, würdig ist. Dazu wird ernste, langwierige Arbeit nötig sein, denn die Ausbildung von Ärzten nimmt viele Jahre in Anspruch, aber wir hoffen, daß es der deutschen Tüchtigkeit gelingen wird, die gehegten Erwartungen zu erfüllen. Schwere Hindernisse sind zu überwinden, und gleich bei der Eröffnung ist ein solches

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufgetreten und hat schon zu Bedenken Anlaß gegeben. Es iſt ein von der Unterrichtsverwaltung in Peking Anfang September bekannt gegebener Erlaß, nach dem die von Fremden in China errichteten Schulen und die eigens für Chinesen im Auslande angelegten Schulen nicht berechtigt sein sollen, ohne weiteres für China gültige Abgangszeugnisse auszuſtellen.

Dieser Erlaß hat namentlich unter den Missionaren in China große Aufregung hervorgerufen. Bei ruhiger Überlegung wird man sich aber sagen müssen, daß, wenn China das Unterrichtswesen ernſtlich reformiert, man ihm auch nicht die Berechtigung absprechen kann, das Examenwesen zu regulieren und in die eigene Hand zu nehmen, zumal die amtlichen Prüfungen von Alters her eine große Rolle gespielt haben. Der Erlaß iſt in erſter Linie gegen die oberflächliche Ausbildung in Japan gerichtet, wo in den letzten Jahren durchschnittlich 15000 Chinesen sich ſtudierenshalber aufgehalten haben. Nach ganz kurzer Zeit kamen diese jungen Leute nach China zurück und richteten mit revolutionären Ideen im Kopf und voll Überhebung in der Heimat viel Unheil an. Dann aber iſt der Erlaß auch gegen viele Missionsschulen gerichtet, denen es ausschließlich darum zu tun iſt, die Kinder zu Chriſten zu erziehen, und die deshalb auf die eigenartige klassische chinesische Bildung gar keinen Wert legen, ja sie vielleicht wegen der Verkettung mit religiösen Anschauungen verdammen. Die neuerdings erlassenen Reformedikte im Unterrichtswesen ſtellen als Hauptgrundsatz auf: eine praktische Verbindung chinesischer Literatur mit weſtlichem Wissen. Daß die chinesischen Behörden sich bei den von Fremden errichteten und geleiteten Schulen im eigenen Lande davon überzeugen wollen, ob in der Erziehung auch auf das chinesische Geiſtesleben Rücksicht genommen wird, ehe sie ein Abgangszeugnis als vollwertig anerkennen, wird man ein berechtigtes Verlangen nennen müssen.

Für die Medizinschule in Shanghai wird daher von vornherein darauf Bedacht genommen werden, daß eine enge Verbindung mit den chinesischen Behörden dauernd aufrecht erhalten und ihnen bei etwaigen Prüfungen eine Mitwirkung eingeräumt wird. Das wird sich in der Praxis sehr leicht einrichten lassen, und zwar um so eher, als wir in der Organisation unserer Schule uns von allen religiösen Beſtrebungen und von jeder Verbindung mit den Missionen freigehalten haben.

Ich bin weit davon entfernt, die kulturelle Bedeutung der Missionen zu verkennen. Es iſt aber nicht wegzuleugnen, daß sie gerade in China die Ursache mancher Schwierigkeiten gewesen sind und noch sind. Eine Bewegung, die ihrem inneren Wesen nach propagandiſtisch iſt, muß auf Widerſtand ſtoßen, selbſt wenn sie die Nächſtenliebe als oberſten Grundsatz auf ihre Fahne schreibt.

Die Kulturarbeit aller anderen Nationen iſt in Oſtasien eng mit den Missionen verknüpft; selbst an den Medizinschulen in Peking, Hongkong und Singapur wirken hauptsächlich Missionare, die gleichzeitig als Ärzte ausgebildet sind. Ich betrachte es als einen besonderen Vorzug der allerdings erſt spät einsetzenden deutschen Kulturarbeit, daß sie sich freihält von religiösen Bekehrungsbestrebungen; dadurch wird ihr auch die Zuneigung der Chinesischen Kreise gesichert sein. Mit besonderer Genugtuung mache ich deshalb auf einen Aufsatz des Predigers D. Kind, des Herausgebers der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft: »Chinas Erwachen und die evangelische Mission« Jahrg. 1907 Heft 1 aufmerksam, der in ruhiger und sachlicher Weise die Aufgaben schildert, die sich der Allgemeine evangelische proteſtantische Missionsverein in China geſtellt hat. Er geht so weit zu beſtimmen, daß Taufen grundsätzlich überhaupt nicht vorgenommen werden sollen. In den Schulen des Vereins wird chinesische Wissenschaft gelehrt und weſtlichem Wissen Eingang verschafft, ohne daß Proselyten gemacht werden. Die katholische deutsche Mission in Shantung hat unter Bischof von Anzer und später Bischof Henninghaus für ihre Schulen in Yenchonfu, Tsining, Tschucheng und Tsingtau bereits seit Jahren ebenfalls die gänzliche Unabhängigkeit von der Religion eingeführt und dadurch erreicht, daß sie eine erhebliche Unterſtützung von der chinesischen Provinzialregierung erhält.

Die Schulen des deutschen Allgemeinen Missionsvereins in Tsingtau blühen und gedeihen, ebenso diejenigen der deutschen katholischen Shantung-Mission in Tsingtau. Einen eigentümlichen Standpunkt nimmt die Schweizer (Baseler) Mission mit Bezug auf die von ihrem Missionar Lindemeyer in Kia

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ying Chon gegründete religionslose Deutsch-Chinesische Schule ein. Mit vieler Mühe und unter Aufwendung nicht unerheblicher Mittel hat Lindemeyer diese Schule ins Leben gerufen. Er hat sich aber in Schulden gestürzt, und seine Mission kann ihm die erforderlichen Mittel nicht gewähren; trotzdem weigert sie sich eine aus amtlichen Quellen stammende Unterstützung, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen unschwer zu erlangen sein würde, anzunehmen. Da es sich um einen besonderen Zweck und noch dazu um einen nicht religiösen, handelt, nämlich die Verbreitung deutscher Kultur durch eine Deutsch-Chinesische Schule, so ist der Eigensinn nicht zu verstehen. Die Schule wird nun wohl verkümmern, wenn sie nicht schon eingegangen ist.

Die letzten Jahre ist vom Auswärtigen Amt in klarer Erkenntnis der Bedeutung deutscher Kulturaufgaben in China und unter reger Mitwirkung der Gesandtschaft in Peking und der Kaiserlichen Konsulate ein guter Anfang mit der Verbreitung deutschen Unterrichts gemacht worden. Es ist zunächst allen Behörden in China der Wunsch ausgedrückt worden, Beamte, soweit es der Dienst zuläßt, zur Erteilung deutschen Unterrichts an chinesischen Schulen herzugeben. Diesem Wunsche ist insbesondere in Shanghai, Peking und Tientsin entsprochen worden.

Ferner sind fortdauernd eine Reihe von Lehrern, und zwar sowohl Philologen wie Elementarlehrer auf Reichskosten auf das Orientalische Seminar in Berlin kommandiert und im Chinesischen ausgebildet worden. Sie sollen für chinesische Schulen in China als Lehrer insbesondere der deutschen Sprache verwendet werden, sobald eine Nachfrage dafür sich zeigt, und zwar ebenfalls, ohne daß den Chinesen daraus Kosten entstehen.

So ist mit einem Mitglied des Komitees der chinesischen Reformschulen in Shanghai ein Vertrag geschlossen worden, durch den ein solcher deutscher Lehrer zur Verfügung gestellt wird. Gleiche Einrichtungen sind in Nanking und Hankau getroffen worden. Die von hier ausgesandten Lehrer haben ihr Amt bereits angetreten. Die in Peking von einem Sergeanten der Gesandtschaftswache eingerichtete deutsch-chinesische Schule, über welche anfangs des Jahres eingehende Notizen durch die Presse gingen, ist inzwischen mit einem akademisch ausgebildeten Lehrer als Direktor versehen und auf eine gesunde Basis gestellt worden. Eine ähnliche Schule ist in Tientsin gegründet; sie hat gleichfalls einen deutschen Lehrer als Leiter erhalten.

Von dem Lehrer in Nanking liegt schon ein interessanter, bis ins einzelne gehender Bericht vor, der allerdings nur über die ersten acht Wochen des Unterrichts Auskunft giebt. Bei den Prüfungsarbeiten sind den Schülern chinesische Sätze zum Übersetzen ins Deutsche und deutsche zum Übersetzen ins Chinesische vorgelegt worden. Die Resultate sind geradezu erstaunlich, zumal wenn man in Betracht zieht, daß es sich hier nicht um verhältnismäßig wörtliche Übersetzungen wie etwa aus dem Französischen und Englischen handelt, Sprachen, deren grammatischer Bau dem Deutschen gleicht, sondern um ein völliges Umdenken der Sätze und darauf folgende Übertragung.

Von der Chinesischen Unterrichtsverwaltung sind ebenfalls bereits eine Anzahl deutscher Lehrer für ihre Anstalten auf ihre Kosten angestellt worden.

Die Berliner Mission hat eine Reihe von Schulen in Tsingtau, im Schutzgebiet und im Hinterland, daneben eine Poliklinik in Tsimo.

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat ein Seminar und eine Fortbildungsanstalt für chinesische Lehrer, eine Mädchenschule und eine Reihe von chinesischen Elementarschulen, sowie drei Hospitäler in Tsingtau, Taitungtschen und Kaumi.

Die katholische Steyrer Mission unterhält Knabenschulen in Tsingtau, auf der Insel Yintau, in Tschutscheng, Tschingtschi und Kiautschou sowie die gut besuchten Mittelschulen in Tsining und Yenschoufu, endlich ein Krankenhaus in Tsingtau.

Überhaupt verdient die ärztliche Tätigkeit der deutschen Missionen besondere Anerkennung. Das Tungku-Hospital der Rheinischen Mission am Ostfluß bei Canton ist in voller Blüte, ebenso die Hospitäler in Tsingtau. Daß überhaupt unser Schutzgebiet Kiautschou eine starke Stütze deutscher Kultur und deutscher Sprache ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Die 2- bis 3000 Deutschen, die in Tsingtau angesessen sind, üben schon an sich auf die chinesischen Kreise, die mit ihnen in Berührung kommen, einen großen Einfluß in kultureller Beziehung aus, außerdem wirken unausgesetzt die spezifisch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Einrichtungen: die Verkehrssprache im Hause, in der Familie, im Geschäft ist deutsch, und endlich wird auch in besonderen für die Chinesen errichteten Schulen die deutsche Sprache und deutsche Kultur verbreitet. Die Denkschrift über die Entwicklung des Schutzgebietes für das Jahr 1906 bringt einen ausführlichen Bericht über die chinesischen Dorfschulen, außerdem führt sie mehrere von dem Gouvernement eingerichtete Elementarschulen, zwei amtliche Polikliniken in Lysang und Litsun sowie zwei Chinesenkrankenhäuser in Tsinanfu und Yantschoufu an.

Auch die auf Grund besonderer Verträge mit China 1897 eingerichteten selbständigen deutschen Niederlassungen in Yankau und Tientsin mit eigener kommunaler Verwaltung wirken für Verbreitung von Kultur im deutschen Sinn und auf deutscher Grundlage.

Noch eines eigenartigen Hilfsmittels zur Verbreitung der Kenntnis Deutschlands in China ist zu gedenken: eines Bilderbuchs, dessen Idee vom Pfarrer Wilhelm in Tsingtau ausging und vom Konsul Betz in Tsinanfu sowie vom Generalkonsulat in Shanghai eifrig unterstützt wurde. Es soll der chinesischen Schuljugend vorführen, was die chinesische Studienkommission in Deutschland gesehen hat. Nach vielen Mühen und Hindernissen ist es in allerliebster Weise zur Ausführung gebracht. Die Zusammenstellung ist im Preußischen Auswärtigen Amt erfolgt, die Ausführung hat in entgegenkommender und uneigennütziger Weise die Firma Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig übernommen. 31 000 Exemplare sind inzwischen in China angekommen und zur Verteilung gelangt. Einzelne Bilder sind geradezu vorzüglich, so z. B. das herzerfrischende Bild einer Klasse des Realgymnasiums in Grunewald. Es soll mich gar nicht wundern, wenn das Bilderbuch ganz wesentlich Propaganda für die weitere Ausbildung junger Chinesen in Deutschland machen wird. Man weiß in China zur Zeit noch sehr wenig von Deutschland. In einem in chinesischen Schulen durch amerikanische Missionare verbreiteten geographischen Atlas ist Deutschland z. B. nur durch das Heidelberger Schloß vertreten, das die Unterschrift trägt: eine Festung. Jetzt werden wir selbst für eine bessere Kenntnis unseres Landes sorgen. Auch die beiden umfangreichen Veröffentlichungen der schon mehrfach genannten Studienkommissare Tuan Fang und Tai Hung Tse haben Deutschland und seine Einrichtungen weiter bekannt gemacht.

Endlich ist die Wanderausstellung deutscher Lehrmittel zu erwähnen. Fabrikanten und Verleger haben die Ausstellungsobjekte unentgeltlich dem Deutschen Buchgewerbeverein zur Verfügung gestellt, und die Buchhandlung von F. Volkmar in Leipzig hat den Vertrieb übernommen. Ich selbst habe unter meinem Namen zu dem Katalog eine Vorrede geschrieben. Der ganze Katalog ist ins Chinesische übersetzt und von dem Gouverneur der Provinz Shantung mit einer freundlichen Einleitung versehen worden, in der er die deutsche Wissenschaft rühmt und sich auf den Satz des Konfuzius bezieht: »Wenn man sich des Vorbildes bedient, so hat man es leicht.« Eine Anzahl Bestellungen aus Shantung sind bereits erfolgt, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die geplante Errichtung technischer Schulen in den ursprünglichen deutschen Kasernen zu Kaumi und Kiautchou mit deutschen Lehrern und deuschem Lehrmaterial auch zum Teil auf die Wanderausstellung zurückführe.

Von Tsinanfu ist der ganze Apparat nach Tsingtau und von da nach Tientsin gegangen. Von beiden Städten liegen Nachrichten über eine günstige Aufnahme vor. In allen größeren Städten Chinas, zunächst insbesondere, wo sich deutsche Konsulate befinden, aber auch in den Provinzialhauptstädten, die gleichzeitig der Sitz höherer Lehranstalten sind, ist die Ausstellung angekündigt und vorbereitet.

Zum Schluß möchte ich noch ein Wort über die Verbreitung deutscher Kultur in China durch die in Deutschland studierenden Chinesen sagen. Selbstverständlich ist diese Art der Ausbildung viel intensiver und die Wirkung, Vorliebe für Deutschtum, deutsche Art, Einrichtungen und Erzeugnisse zu erreichen, viel nachhaltiger. Deshalb soll der deutsche Unterricht in China in der Hauptsache auch den Zweck haben, die Entsendung der jungen Leute nach Deutschland vorzubereiten. Die Zahl der augenblicklich in Deutschland studierenden Chinesen ist allerdings verhältnismäßig gering. Wichtig ist, daß Tuan Fang und auch der Gouverneur von Mukden, Tan Shao Yi, zuletzt Kultusminister, eine Anzahl junger Leute, insbesondere Verwandte, nach Berlin geschickt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben. Es sind aber hier Vorbereitungen getroffen, um ihnen den Aufenthalt möglichst zu erleichtern und bequem zu machen. Auch hier ist es die Deutsch-Asiatische Gesellschaft, die einer von Schülern des Orientalischen Seminars an sie herangetretenen Anregung stattgegeben und einen Deutsch-Chinesischen Verkehrsausschuß nach Analogie des Ausschusses für die deutsche Kulturarbeit in China gegründet hat. Ein Vademekum ist in der Ausarbeitung begriffen, das in einer größeren Anzahl von Exemplaren durch Vermittlung der Chinesischen Gesandtschaft an alle sich hier aufhaltenden Chinesen und besonders an die neu ankommenden zur Verteilung kommen soll.

Nach all diesen verheißungsvollen Anfängen haben wir wohl ein Recht, die Hoffnung zu hegen, daß die deutschen Interessen in China mit jedem Jahre mehr ihre gebührende Anerkennung und Vertretung finden werden.

Das neue internationale Institut für Hochgebirgsforschungen „Laboratorio scientifico Angelo Mosso".

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Zuntz, zurzeit Rektor der Landwirtschaftlichen Hochschule, Berlin.

Gar sonderbar erscheint es auf den ersten Blick, daß ein vorwiegend biologischen Forschungen gewidmetes wissenschaftliches Institut hart an der Grenze, wo ewiger Schnee fast allem Leben ein Ziel setzt, errichtet wird. Ein etwas vertieftes Eingehen auf die Gesichtspunkte, welche bei der Begründung dieses Instituts maßgebend waren, und auf die Aufgaben, deren Lösung es ermöglichen soll, wird leicht solche Bedenken zerstreuen.

Zuerst waren es geologische Probleme, welche Forschern zu längerem Aufenthalt in den eisigen Höhen den Anlaß gaben. Die Bildung der Gletscher aus dem Firnschnee, ihre langsame, aber unwiderstehliche Wanderung talwärts, ihre mächtige mechanische Wirkung auf die unterliegenden Felsen, die Ansammlung der gewaltigen Moränen, die Bedeutung für die Regulierung des Wasserstandes der Ströme, die Erscheinungen des Wachsens und Zurückgehens der Gletscher, all das bedurfte gründlicher Studien an Ort und Stelle. So entstand als erstes Höhenlaboratorium das jetzt längst vom Gletscher zerstörte »Hôtel des Neuchâtelois« am Abschwung des Finsteraarhorngletschers, in welchem Agassiz, Desor und Karl Vogt ihre berühmten Studien ausführten. Später kamen die astronomischen Aufgaben, die Fragen nach der Natur des Sonnenlichts, welche die Forscher jene Höhen aufsuchen ließen, in den die Gase und der Wasserdampf der Atmosphäre noch nicht so stark die uns aus dem Weltraum zustrebenden Strahlen verändert haben. So entstand zuerst Herschels Sternwarte auf dem Tafelberge bei Capstadt, ein Unternehmen, dem später viele andere folgten, es sei nur an Langleys Messungen der Sonnenstrahlung auf dem Mount Washington, an Janssens viel besprochenes, leider langsam in den Schnee versinkendes Observatorium auf dem Montblanc erinnert. Die wachsende Bedeutung der Meteorologie zeitigte dann in den letzten Dezennien die Errichtung der zahlreichen meteorologischen Stationen auf Alpengipfeln, so auf der Zugspitze, dem Sonnblick, Säntis, Montblanc (Observatoire Vallot), Monte Rosa (Capanna Regina Margherita).

Mit dieser letztgenannten Höhenstation, welche 4560 m über dem Meere den Gipfel der Punta Guifetti des Monte Rosa krönt, beginnt die systematische Bearbeitung der Höhenbiologie, und zwar gleich am vornehmsten Objekt, am Menschen. Die vielseitig interessanten Ergebnisse, welche hier zuerst von Mosso gewonnen wurden, an deren weiterem Ausbau sich auch der Schreiber dieser Zeilen beteiligen konnte, führten Mosso zu der Überzeugung, daß die weitere Verfolgung der im Hochgebirge zu beobachtenden Erscheinungen der gesamten Physiologie eine große Förderung bringen würde. So reifte der Gedanke, diesen Studien eine dauernde Stätte zu bereiten in einer Höhe, in welcher die charakteristischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einwirkungen bereits recht deutlich sind, in der sie aber noch nicht solche Stärke erreichen wie auf dem Monte-Rosa-Gipfel, auf welchem bei vielen Menschen schon ernste Krankheitserscheinungen auftreten.

Gaben so Fragen aus dem Bereiche der Physiologie des Menschen und der höheren Tiere den ersten Anstoß zur Errichtung des neuen Laboratoriums, so wurden doch selbstverständlich alle vorher genannten Aufgaben bei seiner Einrichtung ins Auge gefaßt, und es kamen noch neue hinzu, welche sich vielleicht als die allerbedeutungsvollsten erweisen dürften: die botanischen und pflanzenphysiologischen. Auch hier handelt es sich ja nicht um ein bisher unbeackertes Feld. Die Flora unserer Alpen ist in allen Höhen genau durchforscht, es existieren auch Versuchsgärten, kleine Anlagen im Höhenbereich der typischen Alpenflora, in welchen die Variation der Pflanzen unter dem Einfluß des Höhenklimas beobachtet wird. So günstige Bedingungen der Forschung, wie sie das neue Col d'Olen-Institut mit seinen Glashäusern, seinen hoffentlich bald reich mit Apparaten ausgestatteten Laboratorien bietet, waren aber bisher nirgends zu finden. Von großer Bedeutung ist auch das mildere Klima dieser durch den Kamm der Monte-Rosa-Kette gegen den Nordwind geschützten, der italienischen Sonne voll zugewendeten Abhänge. Hier reicht die Vegetation wesentlich höher hinauf als in anderen Teilen der Alpen, hier kann sie daher den charakteristischen Einfluß des Höhenklimas in vollkommenster Weise erfahren. Von großer Bedeutung für experimentelle Studien auf diesem Gebiete ist auch der rasche Wechsel der klimatischen Bedingungen, wie ihn der steile Abfall der Monte-Rosa-Gruppe nach Süden bedingt. In drei Stunden ist bei Gressoney die Waldregion, von hier in zweistündiger Fahrt mit der Automobilpost die Region der Rebe und der Edelkastanie erreicht. So kann der Forscher die verschiedensten klimatischen Wirkungen auf das natürliche Pflanzenleben von hier gleichzeitig überschauen.

Er hat aber auch die Möglichkeit experimenteller Variation der Lebensbedingungen wie kaum an anderer Stelle. Mit Leichtigkeit kann er Pflanzen ohne jede Störung aus einem in das andere Klima verbringen. Ihm steht das an chemischen Strahlen so enorm reiche Sonnenlicht der Hochregion zur Verfügung, er kann die austrocknende Wirkung der verdünnten Luft, der starken Winde und andererseits die mächtige Taubildung unter dem Einfluß der ungehinderten Ausstrahlung des Erdbodens studieren. Hier werden daher in größtem Umfange Erfahrungen über die Anpassungsfähigkeit der Pflanzen, über unmittelbare und im Laufe der Generationen erworbene zweckmäßige Veränderungen, über die Dauerhaftigkeit und das Zurückgehen solcher Veränderungen unter dem Wechsel des Klimas gewonnen werden können. Man hat vielfach auf die Ähnlichkeit der Alpen- und der polaren Flora hingewiesen. In der Temperatur einander ähnlich, sind doch diese Klimate so verschieden in bezug auf Art und Intensität des Lichtes und seine Verteilung über den Tag und während des Jahres, daß allein dieser Umstand zu hochinteressanten Vergleichungen Anlaß geben muß.

Beim höheren tierischen Organismus ist es eine andere Wirkung des Höhenklimas, die zu vielfachen Studien angeregt hat und bis heute die Arbeit der Physiologen herausfordert: das ist die verminderte Sauerstoffzufuhr zu unseren Lungen infolge der geringeren Dichte der Luft. Wie paßt sich der Organismus der Knappheit dieses wichtigsten Nahrungsmittels an, dessen Fehlen, wenn es auch nur eine Minute dauert, die schwersten Störungen bedingt? Die ältere Auffassung von Mosso ging dahin, daß unsere gewöhnliche Atmung in der Ebene mehr leiste als nötig, daß sie eine »Luxusatmung« sei, und daß daher im Höhenklima gar nichts sich zu ändern brauche. Erst in einer erheblichen, individuell verschiedenen Höhe decke die Atmung nur noch knapp den Bedarf, und in dieser Höhe begännen denn auch die Gesundheitsstörungen.

Die weitere Vertiefung in das Problem zeigte bald, daß diese einfache Formel die Tatsachen nicht erschöpft. Was der ersten Betrachtung als ein Luxus erscheint, ist nur eine Kriegsbereitschaft, ist ein stetes Gerüstetsein des Körpers für die zahllosen Anforderungen, die unversehens in jedem Augenblick an ihn herantreten. Die nähere Untersuchung hat denn auch gelehrt, daß unser Organismus keineswegs ruhig abwartet und unbeeinflußt bleibt, wenn die Luftverdünnung in der Höhe den uns zu Gebote stehenden Sauerstoffüberschuß mindert. Mit erstaunlicher Präzision reagiert alsbald der Vermittler des Sauerstoffverkehrs zwischen den tätigen Organen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unseres Körpers und den Lungen, die roten Blutkörperchen, auf jede Änderung der Höhe unseres Aufenthalts. In den Stätten der Neubildung der roten Blutkörperchen beginnt ein reges Sprossen und Wachsen, und das Resultat davon iſt eine schon in den erſten Tagen des Höhenaufenthalts einsetzende Zunahme der Menge der roten Blutkörperchen, welche nach einigen Wochen auf einem Maximum ſtationär wird, um bald wieder zurückzugehen, wenn der Mensch in niedrigere Regionen zurückkehrt.

Beim tieferen Eindringen in das Problem dieser interessanten Anpassung wird die Frage äußerſt kompliziert. Hat auch eine Abnahme der Flüssigkeitsmenge Anteil an der Zunahme der roten Blutkörperchen? Iſt die Gesamtmenge des im Körper zirkulierenden Blutes vermehrt oder vermindert? Wir wissen, daß der Blutgehalt der einzelnen Organe wechselt, sich dem wechselnden Maße ihrer Leiſtung anpaßt. Solche Anpassung vollzieht sich auch nachweisbar, wenn der Höhenaufenthalt plötzlich die Sauerſtoffversorgung erschwert; sie geſtaltet sich individuell sehr verschieden, sie iſt beim selben Individuum verschieden in verschiedenen Jahren, verschieden je nach der Art, wie die wirksame Höhe erreicht wird, ob mit großer körperlicher Anſtrengung oder in mehr passiver Weise, ob in kurzer Zeit, wie mit der Bergbahn, oder auf langsam anſteigender Fahrſtraße.

Große Variationen zeigt auch die Art, wie die veränderte Luftbeschaffenheit unsere Atmung und unsere Herztätigkeit beeinflußt, wie diese Funktionen, die in erſter Linie die Sauerſtoffversorgung des Körpers zu sichern haben, sich den neuen Bedingungen anpassen. Bei diesen Anpassungen treten die großen individuellen Unterschiede in der Leiſtungsfähigkeit der einzelnen Organe überraschend zutage: der eine entspricht den erhöhten Anforderungen durch vermehrte Arbeit der Atemmuskeln, der andere durch kräftigeren Blutumlauf, der dritte vielleicht vorwiegend durch feine Anpassung der Blutzufuhr zu den einzelnen Organen an deren Bedarf.

Schon Mosso hat auf seiner erſten großen Monte Rosa-Expedition das Verhalten der nur zu vorübergehendem Aufenthalt aus der Ebene Heraufgekommenen mit dem der eingesessenen Bergbewohner verglichen, und die weitgehende Anpassung der letzteren an die Verhältnisse des Höhenklimas dargetan. Was wird von den Veränderungen, die sich sichtbar im Organismus in der Höhe vollziehen bei längerem Aufenthalt zu dauerhaftem individuellem Besitz? Wieviel etwa vererbt sich gar von solchen Anpassungen bei den durch Jahrhunderte im Gebirge seßhaften Stämmen? Gibt es hier erworbene Eigenschaften, die sich vererben, oder hat die natürliche Zuchtwahl zweckmäßige Eigenschaften ausgelesen? Man sieht, hier gilt es für den Anthropologen wie für den Zoologen und Botaniker, Material zu sammeln zur Lösung der tiefſten Probleme der Biologie.

Neben die theoretischen aber ſtellen sich für die Physiologie des Menschen Aufgaben von eminenteſter praktischer Bedeutung. Das Hochgebirge iſt für die neuere Medizin ein Heilmittel erſten Ranges geworden: die schlimmſte, am meiſten verbreitete und die meiſten Opfer fordernde menschliche Seuche, die Tuberkulose einerseits, das quälende Leiden unserer zu einseitig die Leiſtungen des Gehirns überspannenden Zeit, die Neuraſthenie andererseits, sie finden hier in zahllosen Fällen Heilung und Linderung.

Aber das Hochgebirge iſt keine Panazee für diese Leiden; in vielen Fällen hilft es nicht, in manchen schadet es unzweifelhaft. Hier muß die physiologische Erforschung der Wirkung des Hochgebirges auf die verschiedenen Konſtitutionen und Lebensalter noch viel mehr als bisher ins Einzelne gehen, damit sie dem Arzte die sichere Grundlage für sein Handeln gebe. Die Untersuchungen müssen sich erſtrecken über den Einfluß des Höhenklimas in den verschiedenen Jahreszeiten unter den örtlich so sehr wechselnden Verhältnissen der Temperatur, der Besonnung, der Feuchtigkeit und des Windes. Der Einfluß der Vegetation und der durch sie der Luft beigemengten Stoffe auf den Menschen (Heufieber) bedarf eingehender Berücksichtigung.

Nicht nur für die allgemeine Theorie der Einwirkung der äußeren Faktoren auf den Organismus, vielmehr auch für die ärztliche Verwertung des Höhenklimas sind alle jene Untersuchungen weiter zu vertiefen, welche den Einfluß des Höhenklimas auf den Stoffwechsel und die Ernährung zum Ziele haben. Hier liegt ja schon viel brauchbares Material vor, welches zeigt, wie das Höhenklima die Oxydationsprozesse im Körper bei Ruhe und Arbeit, wie es die Verdauungsprozesse be

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einflußt, wie dieses Klima wirkt auf die Erneuerung und das Wachstum der Organe, welche wir mit Hilfe der Bilanz der Ein- und Ausfuhr des Stickstoffs und der Mineralsubstanzen messen.

Diese Skizze mag genügen; sie zeigt, wenn auch nur in Andeutungen, wie groß die Leistungen sind, welche wir von dem neuen wissenschaftlichen Institut erhoffen. Wenn es dann noch nebenbei den Erfolg hat, Forscher aller Nationen in innige Berührung zu bringen, sie aufeinander wirken zu lassen in jener gehobenen Stimmung frischer Schaffensfreudigkeit, wenn es ihnen dann noch die Gelegenheit gibt, in jener Luft frei die Gedanken sprudeln zu lassen, welche das Arbeiten in der grandiosen Natur, unter so neuen, vom gewohnten Schematismus so ganz verschiedenen Bedingungen weckt, dann möchten wir auch hierin nicht den kleinsten Nutzen von Mossos schönem Werk sehen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Madrid.

Die Neuordnung der Prado-Galerie,

von der man sich diesmal umfassende Reformen in der Aufstellung der Gemälde versprach, hat leider wiederum kaum die bescheidensten Erwartungen erfüllt. Zwar haben bis in die letzten Tage zahlreiche Platzveränderungen stattgefunden, aber sie vermögen gar nicht oder nur wenig den Zwecken der Übersichtlichkeit, der kunsthistorischen Zusammengehörigkeit oder der künstlerischen Wirkung zu dienen. Manche Verschiebungen bedeuten geradezu einen Rückschritt; so sind z. B. in den früher ausschließlich den eklektischen italienischen Schulen des 17. Jahrhunderts eingeräumten Saal jetzt einige Veronese, Tintoretto usw. gehängt worden, die man lieber neben den anderen Werken dieser Künstler sähe; ferner sind bedeutende Gemälde oft zugunsten weit weniger bemerkenswerter in recht ungünstige Beleuchtung gebracht worden. Es fehlt überhaupt an Prinzip bei diesen »Reformen«. Das einzige, das unverkennbar hervortritt, ist das der Symmetrie, und eben dieses sollte gegenüber so viel wichtigeren Problemen gar keine Rolle spielen dürfen.

Bei dem Raummangel und den schlechten Lichtverhältnissen des Prado ist eine radikale Umwandlung in der Aufstellung unumgänglich, wenn man der Galerie endlich die Genußmöglichkeiten geben will, die ihre unerreichten Schätze zu bieten vermöchten.

Am glücklichsten präsentiert sich immerhin noch die spanische Schule, in der großen Galerie und den Einzelsälen, wenn auch da viele Ungehörigkeiten leicht zu beheben wären. Velázquez' bedeutendste Schöpfungen sind nun alle in dem bestbeleuchteten Raume des Museums vereinigt; diejenigen, die dort nicht Platz fanden, und zwar in geschickter Auswahl die Werkstattarbeiten und unsicheren Zuschreibungen, in dem unmittelbar davor liegenden Teile des langen Korridors. Leider muß man in diesem auch einige Murillos und Riberas aufsuchen, die, von den Spezialsälen der Meister getrennt, gleichwohl zu ihren hervorragendsten Leistungen gehören.

Goyas Teppichentwürfe mögen ja wegen ihres geringeren künstlerischen Wertes in den dunklen Zimmern des Untergeschosses ganz passend untergebracht sein; die Bilder aus seinem Landhause aber sind dort so gut wie unsichtbar, und auch die Zeichnungen sollten einen günstigeren Platz einnehmen. Von seinen Bildnissen sind einige in der spanischen Halle, andere in der Porträtsammlung. Diese ist überhaupt als einer der Hauptgründe all der Zerfahrenheit im Prado zu betrachten. Wenn wenigstens alle Bildnisse in ihr Platz fänden und durch eine Anordnung nach historischem Zusammenhang wenigstens der Ikonographie gedient wäre! Aber auch das nicht; und gibt es etwas Langweiligeres, als eine Reihe von Kabinetten mit Porträten und nichts als Porträten, aus allen Zeiten und Schulen bunt zusammengewürfelt? In einem kleinen Raum hängen Rembrandt, Dürer, Rubens, Miereveld, van Dyck, Amberger und Anton Mor durcheinander, und natürlich kommt keiner zur Geltung.

Die Einrichtung eines van Dyck-Saales wäre eine Kleinigkeit gewesen. Statt daß der Künstler an vier Stellen, jedesmal in Gesellschaft von Rubens, auftritt, hätte man ihm längst eines der oberen Zimmer allein einräumen sollen; und gerade von Rubens sollte man ihn immer reinlich scheiden, wenn man nicht den kunstsuchenden Laien verwirren will.

Überhaupt ließe sich gerade im Prado, wo sie mit seltener Vollständigkeit vertreten ist, die ganze vlämische Schule vorzüglich zu einem lehrreichen Gesamtbilde vereinigen. Die »Säle Alfons' XII.«, in denen früher Spanier, alte Vlamen und Deutsche, die italisierenden Niederländer und einige Italiener unter der ihnen durchaus nicht gemeinsamen Flagge der »Primitivität« aufgestellt sind, müßten recht bald aufgelöst werden, zumal viele Fremde die Treppe zu diesem — Kellergeschoß und somit den Weg zu einigen hervorragenden Schätzen des Madrider Museums verfehlen.

Die italienische Malerei ist im Prado zwar äußerst lückenhaft — das 15. Jahrhundert fehlt so gut wie ganz — aber bekanntlich durch viele Werke allerersten Ranges glänzend vertreten. Um so bedauerlicher ist die klägliche Aufstellung in den italienischen Kabinetten. Nächst Velázquez könnte man in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Madrid keinen der Großen so vortrefflich kennen lernen wie Tizian. Aber diese Möglichkeit wird erheblich beeinträchtigt durch die Zersplitterung seiner Schöpfungen. Nicht weniger als fünf Räume enthalten Bilder von Tizian. Von diesen sind allerdings zwei ihm ausschließlich gewidmet, aber diese beiden Säle liegen nicht nur in zwei verschiedenen Stockwerken, sondern noch genau übereinander, so daß man tatsächlich die ganze Gemäldesammlung durchlaufen muß, um von dem einen Tizianzimmer zum andern zu gelangen. Dann aber hängen einige, z. B. das große Reiterbild Kaiser Karls V., so ungünstig, daß sie zu keiner Tageszeit gutes Licht haben. Bei Tintoretto ist nicht einmal die Entschuldigung zulässig, daß von ihm »zu viel« da sei; auch ihn muß man in fünf getrennten Abteilungen sich mühsam zusammensuchen; hier ein Bild, da zwei, dort drei.

Wie soll jemand, der nicht gerade als gründlich geschulter Kunsthistoriker den Prado betritt, sich in dem Wirrwarr orientieren können? Am meisten pflegt Raffael die Besucher zu enttäuschen; was hat man sich nicht von seinen Familien, seiner Kreuztragung für Eindrücke versprochen! Seine Arbeiten sind zwar, bis auf die Porträte, beisammen, aber in welcher Beleuchtung präsentieren sie sich dem Beschauer! Mit andern Italienern untermischt, werden sie in dem unglücklichen Endkabinett einfach vernichtet. Es ist unmöglich, den Blick ruhig auf die »Madonna del Pesce« zu heften; immer wieder wird er abgezogen auf den daneben prunkenden Andrea del Sarto, dessen lebhaften Farben das grelle Licht recht wohl tut, während es dem blassen Raffael einen unangenehm lehmigen Ton gibt.

Und so ließe sich noch viel und lange klagen über das unbefriedigende Resultat der letzten umständlichen Verschiebungen im Prado; denn nichts vermag die Tatsache umzustoßen, daß bei gutem Willen und verständiger Leitung trotz aller baulichen Schwierigkeiten eine prinzipielle Reform hervorragende Resultate zeitigen könnte. Hätten wir nur einen Wilhelm Bode! diese Klage kann man des öfteren von hiesigen mit den Museumsverhältnissen Deutschlands vertrauten Kunstkennern hören. Dann würde man auch nicht gewartet haben, bis der alte Katalog längst völlig vergriffen war, ehe man an die Bearbeitung einer neuen Auflage ging. Hoffentlich ist diese in absehbarer Zeit zu erwarten; denn mit den seltenen Exemplaren der letzten Ausgabe wird bereits blühende Spekulation getrieben.

Mitteilungen.

Wie der Oberbürgermeister von Düren uns mitteilt, hat der kürzlich verstorbene Fabrikant Eberhard Hoesch der Stadtgemeinde Düren testamentarisch ein Legat in Höhe von 2,852,000 Mark vermacht. Die Summe hat der Stifter für folgende Zwecke bestimmt: zur Bestreitung der Heilungskosten armer erkrankter Einwohner von Düren und Kosten der Unterbringung solcher Personen in Kurorten und Heilanstalten 150,000 Mark; zur Errichtung eines Pflege- und Versorgungshauses für alte Leute, einer städtischen Schwimmanstalt und eines Sport- und Eisbahnplatzes 270,000 Mark (ein hierzu passendes 259.13 Hektar großes Gelände hat den Wert von 325,000 Mark); für die Erbauung von Arbeiterwohnungen 200,000 Mark; als Rest der Bausumme für das von dem Erblasser gestiftete Theater 200,000 Mark, zur Erhaltung des Theaters 100,000 Mark. Ferner erhalten die evangelische Kirchengemeinde Düren 350,000 Mark, der freiwillige Armenverein 100,000 Mk., die Landgemeinde für ihre Armen 205,000 Mark; die Personen seines Haushaltes, die Beamten und Arbeiter von Eberhard Hoesch und Sohn, Privatpersonen, Nichtverwandte in Düren und Umgegend, der Eifelverein, das Realgymnasium in Köln zusammen 564,000 Mark.

*

Für die Vergrößerung der Baulichkeiten des Instituts für physikalische Chemie an der Universität Leipzig ist vom sächsischen Landtage die Summe von 200,000 Mark, für die Einrichtung eines neuen Hörsaals im chemischen Laboratorium der Betrag von 60,000 Mark bewilligt worden.

*

In den französischen Staatshaushalt für das Jahr 1908 sind für die wissenschaftlichen Anstalten die folgenden persönlichen und sachlichen Ausgaben eingestellt worden. Für das

	persönlich	sachlich
Collège de France . . .	493,640 Fr.	68,860 Fr.
Institut de France . . .	488,700 »	199,700 »
Museum	697,650 »	329,200 »
Observatorium von Paris	181,000 »	61,000 »
» von Meudon	45,000 »	36,400 »
» auf dem Montblanc (Unterstützung) .	—	8,000 »
Längenbureau	111,500 »	78,500 »
Himmelskarte	—	90,000 »
Medizinische Akademie .	53,800 »	30,400 »

*

Eine Statue, die alle bisher in der Kunstgeschichte bekannten an Alter übertrifft, ist nach der Frkf. Z. kürzlich bei den Ausgrabungen gefunden worden, die die Franzosen seit langem an dem Burghügel von Susa vornehmen. Hierbei hat der Leiter des Unternehmens de Morgan eine Alabasterstatue des Königs Manichtusu entdeckt, dessen Regierung etwa in die Zeit um 4000 v. Chr. fällt. Trotz der noch ganz primitiven Ausführung zeigt die Statue deutliche individuelle Züge. Die Inschrift findet sich auf der Rückseite der Statue.

*

In einer der letzten Sitzungen der Académie des Inscriptions et Belles-lettres in Paris ist eine Abhandlung des Cambridger Professors Frazer vorgelegt worden, die den Grund des biblischen Verbots, das Lamm in der Milch seiner Mutter zu kochen, festzustellen sucht. Ethnographische Beobachtungen haben Frazer zu dem Schluß geführt, daß dieses Verbot die Folge einer mysteriösen »Sympathie«-Vorstellung sei. Man fürchtete, daß die Kuh, die Ziege oder das Schaf durch das Kochen ihrer Milch verletzt werden könne.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch heute nehmen gewisse afrikanische Hirtenvölker eine solche magische Verbindung zwischen der Kuh und ihrer Milch an: die Milch kochen, heißt die Kuh unfruchtbar machen.

*

Im Kanton Solothurn ist beim sogenannten Hürstwald ein Gräberfeld aus der Hallstatt-Zeit durch den bernischen Museumsdirektor S. Wiedmer aufgedeckt worden. Man hat u. a. einen Goldschmuck von wunderbar feiner Filigranarbeit, verschiedene urnenförmige Gefäße und den Griff eines eisernen Schwertes gefunden.

*

Die Académie royale des sciences, des lettres et sciences morales et politiques et des beaux-arts de Belgique in Brüssel setzt für 1909 einen Preis von 800 Frank für eine Studie über den literarischen Wert der niederländischen Flugschriften des 16. Jahrhunderts aus. Die Arbeiten sind unter den üblichen Formalitäten bis zum 1. November 1908 an den ständigen Sekretär der Académie einzusenden. Sie müssen in französischer, niederländischer, deutscher oder lateinischer Sprache abgefaßt sein.

*

Im Jahre 1893 schenkte der Genfer Perron seiner Vaterstadt eine von dem berühmten Geographen Elisé Reclus zusammengestellte Sammlung von 6813 geographischen Karten. Die Stadt erließ darauf einen Aufruf um Zuwendungen zu dieser Sammlung und kam auf diesem Wege in den Besitz weiterer 2000 Karten. Der heutige Bestand der Sammlung ist 9823 Karten, 86 Atlanten, 107 Bücher; dazu kommt eine größere Anzahl Broschüren. Diese Sammlung ist nun vor kurzem unter dem Namen: Kartographisches Museum der öffentlichen Benutzung übergeben worden. Es besteht aus den fünf Gruppen: Weltkarten, Schweizer Karten, Karten des Kantons und der Stadt Genf, Seekarten und kartographische Arbeiten, aus denen die Fortschritte der Kartographie zu ersehen sind.

*

Die Gipsy Lore Society, über deren Neubegründung die Liverpooler Korrespondenz in unserer Nummer vom 7. September berichtete, hat seitdem einen erfreulichen Zuwachs an persönlichen wie korporativen Mitgliedern erfahren. Zählte das erste Verzeichnis 78 persönliche Mitglieder und 23 Bibliotheken und wissenschaftliche Gesellschaften auf, so ist diese Zahl in der uns kürzlich zugegangenen Mitgliederliste vom November auf 112, bezw. 36 gestiegen. Der internationale Charakter, den die Gesellschaft erstrebt, kommt freilich in dieser Liste noch recht schwach zum Ausdruck. Außer Angehörigen englisch sprechender bezw. von englischen Behörden regierter Völker finden sich nur fünf deutsche Mitglieder, darunter als neu hinzugetretenes Professor Pischel in Berlin. Unter den Vereinen, die der Gesellschaft beigetreten sind, sind drei deutsche: die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, die Anthropologische Gesellschaft zu Berlin und die Hessische Vereinigung für Volkskunde zu Gießen. Auch zwei deutsche Bibliotheken, die Königlich Bayrische Hof- und Staatsbibliothek in München und die Freiherrlich Carl von Rothschildsche öffentliche Bibliothek in Frankfurt a. M. werden in der Liste aufgeführt. Sonst ist das Ausland nur noch durch die Königliche Bibliothek in Kopenhagen und die Universitätsbibliothek in Leiden vertreten.

*

In dem Journal de Stendhal (Henri Beyle), 1801—1814, das Casimir Stryienski 1888 herausgegeben hatte, finden sich mehrere Lücken, da, wie der Herausgeber in seiner Einleitung erzählt, mehrere Hefte verloren waren. Jetzt wird im Mercure de France (16. Oktober) der Inhalt eines wiedergefundenen Heftes, das in Stryienskis Besitz ist, mitgeteilt. Es trägt den Titel: Fin du tour d'Italie en 1811, ist von einem Schreiber mit vielen Fehlern geschrieben, enthält Anmerkungen, Zusätze und Berichtigungen von Stendhals Hand und umfaßt die Zeit vom 8. Oktober bis zum 13. November. Sein Inhalt (Kap. 57—80) bietet Mitteilungen von der Reise, die Stendhal auf den Wunsch der Gräfin Simonetta nach Neapel machte.

*

Der nächste Internationale Tuberkulosekongreß wird im Jahre 1908 in Washington abgehalten werden und sich über drei Wochen, vom 21. September bis zum 12. Oktober erstrecken. Mit seiner Organisation ist die amerikanische Gesellschaft für das Studium und die Verhütung der Tuberkulose betraut worden. Vorsitzender des Kongresses wird Dr. Frank Billings sein; zu Ehrenvizepräsidenten sind Präsident Roosevelt, der frühere Präsident Grover Cleveland und Professor William Osler ernannt worden. Nach dem kürzlich versandten vorläufigen Programm werden die Arbeiten des Kongresses in sieben Sektionen stattfinden. Die erste Sektion wird sich mit der Pathologie und Bakteriologie, die zweite mit den Krankenhäusern und Polikliniken, die dritte mit Chirurgie und Orthopädie beschäftigen, die vierte Tuberkulose bei Kindern und die Ätiologie, Prophylaxe und Therapie der Krankheit behandeln. Das Arbeitsgebiet der fünften werden die hygienischen, sozialen, industriellen und ökonomischen Beziehungen der Tuberkulose sein. Die sechste wird die staatliche und städtische Kontrolle der Tuberkulose, die siebente wird Tuberkulose bei Tieren und ihre Beziehungen zum Menschen besprechen. Die eigentlichen Arbeiten des Kongresses werden in der Woche vom 18. September bis 3. Oktober stattfinden. Während der gesammten Zeit der Versammlung findet eine Tuberkulose-Ausstellung statt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Geschäftliche Administration: August Scherl G.m.b.H. Berlin SW. — Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G.m.b.H. in München.

21. Dezember 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die internationale Vereinigung zur Bekämpfung der Krebskrankheit.

Von Wirklichem Geheimem Rat Dr. Ernst von Leyden, ordentlichem Professor der Medizin an der Universität Berlin.

Die Krebskrankheit (Karzinom), seit den ältesten Zeiten bekannt und gefürchtet, hat in den letzten Jahren mehr denn je das allgemeine Interesse beschäftigt. Erst die neuere Statistik hat uns die große Anzahl der von dieser grausamen Krankheit Ergriffenen kennen gelehrt. Die Statistik hat ergeben, daß im Deutschen Reiche durch sie jährlich mehr als 40,000 Menschen dahingerafft werden, und daß die Sterblichkeit an dieser Krankheit gegenwärtig nur noch von der Tuberkulose übertroffen wird. Es ist begreiflich, daß alle Welt sich nach einem Heilmittel bzw. einer Heilmethode sehnte. Allein die bisher öfter angewandten Heilmittel beruhten meist auf Irrtum oder Illusion: sie fanden wohl eine Zeit lang Glauben und Anwendung durch die Erregung neuer Hoffnungen bei den Elenden, bis diese Illusion alsbald auch verschwand. Nur die Chirurgie hatte wirkliche Heilerfolge, schon in der römischen Zeit des Altertums. Neuerdings sind ihre Erfolge durch die Vervollkommnung der chirurgischen Technik (seit Lister) noch wesentlich gesteigert worden. So dankenswert diese Erfolge sind, so stehen sie doch gegenüber der großen Zahl von Krankheitsfällen wesentlich zurück. Namentlich ist es die lange Dauer der Krebskrankheit und das schmerzvolle Dahinsiechen der von ihr befallenen Patienten, das grausame Bewußtsein ihrer Unheilbarkeit, welches das Mitgefühl aller Welt auf das lebhafteste für diese Kranken erregte.

Die Kenntnis der Krebskrankheit selbst war seit dem Altertum nur sehr langsam vorwärts gegangen, und erst die neueren Forschungen haben Hinweise und Wege gezeigt, welche uns hoffen lassen, auch dem großen Ziele der Heilung näher zu kommen. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die böse Krankheit mehr Opfer forderte als bisher, und als auch die hohen und höchsten Stellen der Gesellschaft nicht mehr verschont blieben, da schritt man zur Ausführung eines als notwendig erachteten Planes, um die systematische Erforschung der Krankheit zu fördern. Im Jahre 1900 trat in Berlin eine Anzahl angesehener Forscher, die auf diesem Gebiete schon mehr oder weniger bekannt waren, zusammen, um ein Komitee zur gemeinschaftlichen Erforschung des Problems der Krebskrankheit und zur Anregung der Mitarbeit zu begründen. Durch die hochherzige Förderung und pekuniäre Ausstattung von seiten des Herrn Ministers Exzellenz von Studt und des Ministerialdirektors Exzellenz Dr. Althoff, gelang es, das Komitee

Generated on 2019-11-25 12:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

mit einer feſten, tatkräftigen Organiſation ins Leben zu rufen. Ich ſelbſt wurde zum Vorſitzenden gewählt, Herr Geheimrat Profeſſor Kirchner und Geheimer Regierungsrat Wutzdorff (als Vertreter des Kaiſerlichen Geſundheitsamts) wurden ſtellvertretende Vorſitzende, Herr Profeſſor von Hanſemann Kaſſenführer, Herr Profeſſor George Meyer Generalſekretär der neuen Vereinigung. Alsbald geſellte ſich eine mehr und mehr wachſende Anzahl von älteren und jüngeren Ärzten und Forſchern hinzu. Einzelne Staaten des Deutſchen Reiches bildeten auf unſere Anregung Landeskomitees, welche ſich durch Delegierte dem Zentralkomitee anſchloſſen und uns zu dem Namen »Deutſches Zentralkomitee« berechtigten. Auch ausländiſche Forſcher auf dieſem Gebiete aus England, Frankreich, Amerika, Dänemark uſw. nahmen teil an unſeren Arbeiten. Von den beſonders berühmten Forſchern, die ſich uns anſchloſſen, möchte ich nennen die Herren Profeſſor Jenſen-Kopenhagen, Dr. Bashford-England, Roswell Park und Gaylord-Amerika, Borrel und Ledoux-Lebard-Frankreich, Podwyſſozki und v. Levſchin-Rußland, Dolinger-Budapeſt, v. Eiſelsberg-Wien, Haaland-Chriſtiania, Golgi-Pavia. Aus Deutſchland nenne ich noch mit beſonderem Danke als Mitarbeiter die Herren Exzellenz Profeſſor Czerny, Geheimen Rat Profeſſor Ehrlich, Profeſſor Orth, Profeſſor Ribbert, Dr. Sticker-Berlin.

Die Arbeiten unſeres Komitees beſtanden zunächſt in Sitzungen (alle zwei Wochen im Saale des Unterrichtsminiſteriums), in welchen Vorträge gehalten und diskutiert wurden, teils über neuere Unterſuchungen, teils über die verſchiedenen Gebiete der Krebsforſchung. Alsbald wurde die Zeitſchrift für Krebsforſchung unter Redaktion der Herren von Hanſemann und George Meyer begründet. Einige Zeit ſpäter wurde eine Fürſorgeſtelle für unbemittelte Krebskranke unter der Organiſation und Leitung von Herrn Geheimrat Pütter, Verwaltungsdirektor der Charité, gebildet.

Das erſte größere Werk, das wir zur gemeinſamen Arbeit übernahmen, war eine Sammelforſchung im großen Maßſtabe zur genauen Statiſtik über die Krebskrankheit im Deutſchen Reiche. Sie wurde im Laufe eines Jahres abgeſchloſſen und in einem ſtattlichen Bande veröffentlicht; ſie fand überall Anerkennung und Beifall. Das Ergebnis war ein nicht unbeträchtliches Anſteigen der Morbidität der Krebskrankheit im Deutſchen Reiche, vornehmlich in den letzten Jahren.

Im Jahre 1904 wurde mir durch die dankenswerte Initiative von Exzellenz Althoff ein Inſtitut zur Erforſchung der Krebskrankheit zugebilligt und auf dem Boden der Charité erbaut. Das Inſtitut war nicht groß, und zwar, wie ich erkläre, auf meinen eigenen Wunſch, da ich nicht im voraus überſehen konnte, was ich auf dieſem ſchwierigen Gebiete würde leiſten können. Das Inſtitut beſteht aus drei Teilen: im Zentrum das Haus für Laboratorien, daran ſchließen ſich rechts und links je eine Baracke für Männer und Frauen zu 10 bis 12 Betten nebſt Nebenräumen. Für jeden dieſer Teile wurde mir ein Aſſiſtenzarzt zugebilligt, Dr. Wolff, Prof. Dr. Leonor Michaelis, Prof. Bergell (ſpäter Dr. Lewin und Prof. Lazarus).

Die nächſten Arbeiten der allgemeinen Krebsforſchung bewegten ſich auf dem hiſtologiſchen Gebiete; darauf folgten chemiſche Unterſuchungen und Experimente an Tieren. Die hiſtologiſchen Unterſuchungen ſchloſſen ſich an die früheren berühmten Arbeiten Rudolf Virchows und ſeiner Schule an. Die Arbeiten derſelben betrachteten die Krebstumoren als Wucherungen der dem Individuum angehörenden normalen Epithelien, der Drüſenſubſtanzen, des Bindegewebes und der Epidermiszellen. Das Weſen der Krebswucherung, d. h. ihr bösartiger Charakter, wurde in deren unbeſchränktem Wachstum erkannt, wodurch auch die Metaſtaſenbildung mit eingeſchloſſen war. Eine weitere beſtimmte Urſache wurde von Prof. Cohnheim in der Vorausſetzung fötaler Anlage gefunden.

Dieſen Anſchauungen gegenüber hatte ſich in neuerer Zeit die Idee eines paraſitären Charakters der Karzinome wieder erhoben. In der älteren Zeit, im Altertum und in den vergangenen Jahrhunderten, hatten die Ärzte faſt alle die Krebsgeſchwülſte als Paraſiten angeſehen, nicht in dem heutigen Sinne, ſondern im Vergleich zu den Paraſiten der Bäume (Mooſe und Flechten). Wenn auch dieſer letztere Vergleich zurückgetreten war, ſo ließen doch die neueren genialen Arbeiten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pasteurs und Robert Kochs eine Beziehung des Krebses zu den parasitären Krankheiten vermuten. Die Ähnlichkeit war kaum zu verkennen, allein es gelang trotz vielfacher Untersuchungen nicht, einen spezifischen Parasiten der Krebskrankheit mit Sicherheit nachzuweisen. Ich selbst habe die parasitäre Theorie lange verteidigt und bin auch heute noch nicht von ihr abgekommen.

Was nun das Tierexperiment betrifft, so bestand dasselbe in der Übertragung von Teilchen der Tierkrebse von einem Tier auf das andere. Der erste Versuch dieser Art wurde von Dr. Hanau in dem Pathologischen Institut von Professor E. Klebs in Zürich i. J. 1888 ausgeführt und war von Erfolg gekrönt. Hanau hatte eine mit Krebsgeschwulst behaftete Ratte gefangen und übertrug Partikel dieses Tumors mit Erfolg auf eine zweite Ratte. Dies Experiment erregte allgemeines Aufsehen, seine Bedeutung wurde jedoch etwas abgeschwächt, als Virchow dies nicht sowohl für eine Infektion, als vielmehr für eine Transplantation erklärte. Alsbald wurden nunmehr zahlreiche Übertragungsversuche zunächst an Mäusen angestellt, an welche sich die Namen Professor Ehrlichs, Professor Jensens und meines damaligen Assistenzarztes Prof. Dr. Leonor Michaelis anschließen. Dann kamen Hundeexperimente, (Dr. A. Sticker) und endlich, in der letzten Zeit, Übertragungen von Rattenkarzinomen, welche mit Recht bedeutendes Aufsehen erregt haben.*) Alle diese Übertragungen sind allgemein als solche anerkannt, aber sie gelangen fast nur auf einem Tier von der gleichen Art.

Die weitere fruchtbare Förderung dieser Experimente für die Kenntnisse der Natur und der Histologie des Krebses wollen wir an dieser Stelle nicht näher hervorheben, bezw. besprechen.

Auch chemische Untersuchungen von Bedeutung schlossen sich an. Durch Dr. Wolff und Professor Ferdinand Blumenthal wurden solche chemischen Untersuchungen ausgeführt; sie ergaben, daß der Stoffwechsel der Krebszellen sich wesentlich von dem anderer schwerer Erkrankungen unterscheidet; dies dokumentiert sich durch den Mehrgehalt an Albumin der Krebszellen, durch das Vorhandensein eines heterolytischen Fermentes und durch verschiedenes Verhalten gegenüber dem Verdauungsferment. F. Blumenthal hat über diese chemischen Untersuchungen im Jahre 1905 einen kleinen Artikel veröffentlicht. Er hatte nachgewiesen, daß die Substanz der Krebszellen von den gewöhnlichen abwich, indem sie reichliche Mengen von Trypsin enthält. Indem die Krebszelle diese Substanz in die umgebenden Gewebe abgibt, löst sie damit auch das umgebende Gewebe auf, wodurch sie sich den Weg bahnt für ihr Wachstum und ihre weitere Verbreitung durch Auflösung und Lockerung der ihr im Wege stehenden Gewebe. Diese Wirkung des Trypsins bezw. Pankreatins ist für die Behandlung des Krebses nicht ohne Erfolg geblieben. Sie wurde bei uns mehrfach versucht und ist in England namentlich durch Dr. Beard verbreitet worden.

Die höchste und schwierigste Aufgabe der Krebserforschung, eine mehr oder minder fruchtbare Heilmethode zu finden, steht z. Z. noch aus, obgleich wir schon jetzt von vielen Seiten einige therapeutische Erfolge berichten können. Zunächst wurde (seit einigen Jahren) die Lichttherapie (Finsen) und die Röntgentherapie herbeigezogen und namentlich für Hautkrebs mit beachtenswertem Erfolge angewandt (besonders durch Professor Lassar). Der Erfolg ist nicht zu unterschätzen, aber auch nicht zu überschätzen. Auch das schon erwähnte Pankreatin und Trypsin trat in die Therapie ein, nicht ohne Wirkung, aber doch auch nicht mit genügendem Erfolge. Zu erwähnen ist auch die Anwendung der Elektrizität. In Frankreich sind neuerdings die Arsonvalschen Ströme de Haute Fréquence et de Haute Tension als Heilmittel des Karzinoms besonders genannt worden (La Riviere).

Ein weiterer Fortschritt war die Anwendung und Ausbildung der Serumtherapie des Karzinoms, auf welche namentlich diejenigen hoffen durften, welche die parasitäre Theorie des Krebses nicht ablehnten. In diesem Sinne habe ich bereits im Jahre 1901 die Serumtherapie auf der I. Medizinischen Klinik der Charité in Anwendung gezogen und habe mit Professor Blumenthal im Jahre 1902 in einem kleinen Artikel einige Erfolge derselben mitgeteilt. Diese Untersuchungen haben wir weiter fortgesetzt, und zwar haben wir das Serum teils direkt, teils erst, nachdem es durch ein Tier (Hammel) durchgegangen war,

*) Ich beziehe mich auf die von Dr. Lewin, Assistenzarzt meines Krebsinstitutes, vor kurzem publizierten bemerkenswerten Untersuchungen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

womit ein neues Serum gewonnen wurde, bei Kranken angewandt. Ich habe auch späterhin über einige Heilungen berichtet, die sich hauptsächlich auf die Beseitigung oder Heilung von Metastasen beschränkten. Auch neuerdings habe ich Erfolge gerade bei frischen Metastasen gesehen und erreicht. Ich habe diese Erfolge, die ich nicht für ganz unbedeutend hielt, auf der Heidelberger internationalen Konferenz 1906 mitgeteilt. Schon vor mir hatte Professor Jensen in Kopenhagen in analogem Sinne Impfungen und Heilversuche an Mäusen durch Einspritzung von Heilserum gemacht und ebenfalls Heilerfolge damit erzielt, ebenso Ehrlich und Sticker. In der Folge habe ich diese therapeutischen Versuche mit Karzinomserum fortgesetzt und kann mit den Erfolgen einigermaßen zufrieden sein. Auch von anderer Seite sind analoge Versuche ausgeführt und zum Teil veröffentlicht worden. Sie ergaben besonders gute Erfolge zur Verhütung von Metastasen und zur Beseitigung frischer (nicht zu großer) Metastasen. In neuerer Zeit habe ich mit Herrn Professor Dr. Bergell in einem kurzen Artikel (Deutsche Medizinische Wochenschrift 1907, Nr. 23) »Über Pathogenese und über den spezifischen Abbau der Krebsgeschwülste« ein von Bergell dargestelltes Leberferment publiziert und besprochen. Durch Injektion dieses Ferments schon in geringer Menge wurde in Tumoren ein progressiver Zerfall bewirkt. Was wir uns für die praktische Anwendung hiervon versprechen können, hoffen wir in nicht zu langer Zeit berichten zu dürfen. In Deutschland und im Auslande sind noch mehrfach Heilversuche gemacht worden, über die ich selbst indes an dieser Stelle keinen genaueren Bericht erstatten dürfte.

*

Die vorstehend geschilderte lebendig fortschreitende Krebsforschung erweckte die Idee eines gemeinsamen Wirkens der Mitarbeiter aller Nationen zu dem gleichen Ziele. Seine Exzellenz Herr Professor Dr. Czerny in Heidelberg hatte sich seit Jahren lebhaft an den Arbeiten des Krebs-Komitees beteiligt und hatte nun den Plan gefaßt, ein großes Institut für Krebs-Forschung und -Behandlung in Heidelberg zu begründen. Dies schöne Institut war fertig, und seine Eröffnung sollte im Herbst 1906 stattfinden. Die Mittel hatten zu diesem Zwecke der Staat Baden, zum Teil private Wohltäter gewährt, zum Teil hatte Herr Professor Czerny selbst reichlich beigetragen. Als Mitglied des Deutschen Zentralkomitees wandte sich Herr Czerny an dasselbe mit dem Ersuchen, eine internationale Konferenz einzuberufen. Wir beschlossen im Anschluß an die feierliche Eröffnung des genannten Instituts, welche durch die hochgeehrte Gegenwart S. K. H. des Großherzogs und Ihrer K. H. der Frau Großherzogin von Baden ausgezeichnet werden sollte, die angeregte internationale Konferenz abzuhalten. Diese Feier sollte in Heidelberg am 25. und 26. September stattfinden. Auf Wunsch von Geheimrat Professor Ehrlich sollten an den folgenden Tagen die Sitzungen in Frankfurt a. M. abgehalten werden.*) In der zweiten Sitzung dieser Konferenz wurde schon in Heidelberg der Antrag gestellt, eine allgemeine internationale Vereinigung der Krebsforscher zu organisieren. Dieser Antrag wurde in Frankfurt einstimmig angenommen, und der Vorstand der gegenwärtigen Konferenz wurde mit der Ausführung beauftragt, gleichzeitig mit der Bestimmung, daß von den in Heidelberg vertretenen Mitgliedern des Auslandes je eines zu den Vorberatungen hinzugezogen würde. Die uns aufgetragene Organisation haben wir in Berlin in die Hand genommen. Sie ist nicht leicht durchzuführen gewesen und ist so weit zustande gekommen, daß auf ihre Einberufung in nicht zu ferner Zeit gerechnet werden darf.

In einer großen Zahl von Ländern bestehen bereits Gesellschaften oder Komitees für Krebsforschung, so in London Imperial Cancer Research Fund; in Spanien, in Holland, in Schweden und Norwegen, in Dänemark, Portugal sowie in Japan; in den Vereinigten Staaten von Amerika eine »American Society for the Investigation of Cancer«. Vor einigen Tagen wurde in Paris eine »Association pour l'étude du Cancer« begründet. In Wien und Budapest bestehen gleichfalls Komitees der dortigen Ärztevereine, welche zunächst im Rahmen engerer Tätigkeit gearbeitet haben, jetzt aber der allgemeinen Krebsforschung sich zuwenden. In einzelnen deutschen Bundesstaaten wird seit längerer Zeit die Begründung von Landeskomitees beabsichtigt.

*) Die Verhandlungen dieser Konferenz sind im 5. Band der Zeitschrift für Krebsforschung publiziert.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die ausländischen Komitees haben zum Teil bereits jetzt ihr Einverſtändnis erklärt, einer großen »Internationalen Vereinigung für Krebsforschung« beizutreten. Da auf der Internationalen Konferenz für Krebsforschung in Heidelberg 1906 der Vorſtand (beſtehend aus den Herren Exzellenzen v. Leyden und Czerny, Geheimräten Kirchner und Ehrlich und Professor Dr. George Meyer), beauftragt wurde, die weiteren Schritte für die Begründung einer »Internationalen Vereinigung für Krebsforschung« in die Wege zu leiten, so ſteht sicher zu hoffen, daß es gelingen wird, in allernächſter Zeit eine Sitzung der Vertreter von Komitees der genannten Länder nach Berlin zusammenzuberufen, um hier die »Internationale Vereinigung für Krebsforschung« begründen zu können.

Außer den genannten Komitees beſtehen noch Inſtitute für Krebsforschung in Berlin, Heidelberg (Samariterhaus), Frankfurt a. M. (am Kgl. Inſtitut für experimentelle Therapie). In England beſtehen die Laboratorien des Imperial Cancer Research Fund, ferner das Cancer Hospital in London, sowie die Cancer Research Laboratories of the Middlesex Hospital, London, Cancer Research Department, Mancheſter, Liverpool Cancer Research Department of Experimental Medicine, The Glasgow Cancer Hospital, St. Catharine's Home for Cancer and Incurables, Bradford, St. Patrick's Hospital for Cancer and Incurables, Cork.

In Rußland beſtehen das Kaiserliche Inſtitut für experimentelle Medizin, St. Petersburg, in Moskau das Morosoffsche Inſtitut für Krebsforschungen, in Paris wird am Inſtitut Paſteur eifrigſt über Krebs gearbeitet. In den Vereinigten Staaten von Amerika beſteht The New York State Department of Health, Cancer Laboratory (University of Buffalo), Buffalo N. Y., und New York Skin and Cancer Hospital, außerdem an der Harvard-Universität ein besonderer Fonds für Krebsforschung: The Caroline Brewer Croft Fund.

Die internationale Vereinigung zur Bekämpfung der Krebskrankheit wird ohne Zweifel mit regem und edlem Wetteifer der Lösung des Problems zur Bekämpfung dieser grausamſten aller Krankheiten näherzukommen bestrebt sein. Wir Deutschen wollen nicht die letzten sein und dürfen hoffen, daß auch uns aus ſtaatlichen Fonds oder wohltätigen Quellen die notwendigen Mittel zur Vergrößerung und Vervollſtändigung der Inſtitute sowie zur vollſtändigen Durchführung der experimentellen Forschungsprobleme nicht fehlen werden.

Die Problemstellung der kritischen Rechtstheorie

in ihrem Gegensatz zum Naturrecht und zur historischen Rechtsschule.

Von Professor Dr. Alexander Graf zu Dohna, Straßburg i. E.

Es gibt kaum einen zweiten wissenschaftlichen Vorwurf, welchem von allen Seiten mit gleicher Skepsis begegnet würde, als den Versuch einer philosophischen Behandlung der Jurisprudenz. Und es iſt der Name »Rechtsphilosophie« in unseren Tagen arg in Mißkredit geraten. Wer immer es sich nicht versagen kann, über die dogmatische Behandlung des positiven Rechts hinaus diesen seinen Stoff in das Ganze eines Syſtems der Geiſteswissenschaften einzuordnen, klebt deshalb gerne seiner Arbeit wenigſtens eine Etikette auf, an der nicht ohne weiteres abzulesen iſt, daß der Verfasser über das Recht und seine Lehre wirklich »philosophiert«.

Was heißt denn aber überhaupt Rechtsphilosophie? Darüber werden wir uns zunächſt einmal verſtändigen müssen.

Unter einer philosophischen Betrachtung haben wir überall eine solche zu verſtehen, deren besonderen Gegenſtand die Voraussetzungen bilden, unter denen die spezielle Wissenschaft von vornherein ſteht und ihre Pflege allein möglich iſt. Sie iſt nicht der besonderen Disziplin nebengeordnet in der Weise etwa, daß sie sich unterfangen dürfte, die Resultate, welche diese aus der Bearbeitung des empirisch dargebotenen Stoffs heraus zu gewinnen trachtet, mit dem einzigen Rüſtzeug der reinen Vernunft aus sich heraus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu beschaffen. Sie hat die Ergebnisse der fachwissenschaftlichen Forschung nicht zu ersetzen, sondern zu ermöglichen, indem sie dieser die Grenzen absteckt, innerhalb deren sie sich zu halten hat, ihr die Stelle zuweist, an der sie sich in den großen Rahmen allumfassender Welterkenntnis einfügt, und die Gedankenverbindungen herstellt, welche die gewonnene Mannigfaltigkeit des Wissens einer Einheit des Bewußtseins zuführt.

Die Jurisprudenz ist die Lehre vom rechtlichen Können, Dürfen und Sollen, wie es sich nach Maßgabe staatlicher Satzung an bestimmter Stelle und zu bestimmter Zeit gestaltet. Nur eine mißverständliche Auffassung kann einer parallellaufenden Philosophie des Rechts die Aufstellung eigener Normen zur Aufgabe machen, welche unter Ignorierung des historisch erwachsenen und tatsächlich bestehenden Rechtsstoffes in sachlicher Eigenart aus der Vernunft unmittelbar abzuleiten wären. Sondern es ist von ihr in Anwendung der soeben entwickelten Prinzipien zu fordern, daß sie über die Begriffe von Recht und Staat, über die Bedingungen ihres Bestandes und die charakteristischen Merkmale ihres Wesens Aufklärung schaffe, die Schranken ihrer Herrschaft abstecke, die rechtliche Regel dem Oberbegriff der Norm unterordne und ihr Verhältnis zu anders gearteten, das menschliche Handeln bestimmenden Ordnungen bezeichne und erläutere.

Denn die Entscheidung der Frage, was ein Rechtssatz sei, wird von der Rechtsordnung selber, so sehr es auch scheinen mag, nicht getroffen, sondern vorausgesetzt. Es geht nicht an, dafür auf die Faktoren seines Zustandekommens zu verweisen, wie sie in dem Grundgesetz des Staates durch Schaffung sogenannter gesetzgebender Organe vorgesehen sind. Ist doch damit lediglich auf einen übergeordneten neuen Rechtssatz verwiesen, für den wiederum die Legitimation erst zu erbringen ist. »Die Übereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich« — so lesen wir beispielsweise in Artikel 62 der preußischen Verfassungsurkunde. Der Geltungsanspruch dieses Rechtssatzes aber gründet sich wieder auf den rechtsverbindlichen Charakter der Vorgänge, denen das genannte Staats-Grundgesetz seine Entstehung verdankt. Und es erscheint dabei die Prärogative der Krone als eine Potenz, welche sich nur historisch begreifen, mit den Mitteln juristischer Konstruktion aber nicht mehr erfassen läßt. So stößt der immer weiter zurückdringende Forscher auf letzte Tatsachen, die ihre rechtserzeugende Wirksamkeit in sich selber tragen, ohne ihrerseits irgendwelche außerhalb gelegenen Garantien aufweisen zu können. Auch findet sich neben dem Gesetzesrecht ein ansehnlicher Komplex von Normen, die aus anderer Quelle fließen und deshalb ihre Geltung in anderer Weise darzulegen hätten. Vor allem aber wäre damit doch lediglich ein formales Erfordernis der Existenz rechtlicher Regeln aufgedeckt, nicht aber dargetan, worin denn das Wesen einer solchen bestehe, welche sachlichen Eigenschaften sie aufweise. Nicht, woran ich erkenne, ob eine gegebene Norm Rechtssatz sei, sondern was darunter eigentlich verstanden werde, wollte ich erfahren. Was habe ich in Gedanken, wenn ich von einem wie immer gearteten Satze urteile, er sei ein Satz des Rechts?

Auch auf diese Frage glaubt so mancher die Antwort noch aus der konkreten Rechtsordnung schöpfen zu können, indem er mit Rücksicht auf den von ihr bereitgestellten Zwangsapparat die Erzwingbarkeit des rechtlichen Willens zum unterscheidenden Merkmal erheben möchte. Dem aber stellt sich die Beobachtung entgegen, daß es Gebote und Verbote gibt, die jeder Sanktion ermangeln; weiter aber, daß den letzten Instanzen eben dieser staatlichen Zwangsorganisation — dem Souverän und dem Parlament — gegenüber die Möglichkeit des Zwanges versagt; endlich, daß die ausführenden Organe derselben sich selber in den Dienst nicht des Rechts, sondern des Unrechts stellen können. In solchem Falle ist das Recht ohnmächtig der Gewalt ausgeliefert. Bleibt es trotzdem, was es war: Recht? Haben wir es nicht oft — in der Geschichte, aber auch noch in unsern Tagen — erlebt, daß mit der Zeit aus jenem Rechtsbruch Recht wurde, das vormalige Recht aber mit seiner Bewährungskraft auch seine Geltung verlor?

Wir staunen dann wohl, wie so etwas geschehen mochte. Ist es uns aber auch ganz klar, was hier eigentlich vorgegangen? Sollten wir uns nicht vielmehr erst einmal ordentlich überlegen, was es denn heißt: ein Rechtssatz gilt und ein anderer gilt nicht mehr? Wohl empfinden wir dabei mehr oder weniger

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutlich, daß es auf unser fortdauerndes Unterworfensein unter ein Machtgebot ankommt. Woher aber diese Knechtschaft des Menschen, der sich doch so gern seiner Freiheit rühmt? »Wer hat Dir Henker diese Macht über mich gegeben?« — so klingt es wohl gelegentlich auch in unserer Seele. Was iſt der Staat, daß er es wagen darf, mit Drohung und Zwang meinen Willen dem seinen unterzuordnen, Opfer um Opfer an Geld und Arbeitskraft, ja mein Leben gar für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen? Es iſt das Problem nach der Rechtfertigung des Rechtes, das hier auftaucht und seinen Nachdruck erhält durch die Gewißheit, daß es hier kein Entrinnen gibt, daß ein jeder mit seiner Geburt bereits zum Staatsbürger geſtempelt, mit und ohne sein Einverſtändnis dem Staatswillen unterworfen iſt, und daß wieder allein der Staat beſtimmt, ob überhaupt und unter welchen Bedingungen die Lösung dieses unfreiwilligen Verhältnisses zulässig sei.

Noch möchte es angehen, daß das Gemeinwesen den Friedeſtörer von sich abwehrt, den Beſtand an Rechtsgütern schützt gegen frivole Rechtsverletzungen. Aber was im einzelnen als rechtsgemäß und rechtswidrig zu gelten habe, beſtimmt auch wieder das Gesetz und mag gelegentlich darin einen Standpunkt vertreten, den die große Masse der Gesetzesuntertanen nicht teilt. Wenn sich die Rechtsqualität einer Befehlsnorm wirklich nach rein formalen Gesichtspunkten richtet, dann iſt sie folgerichtig von deren inhaltlicher Eigenart gänzlich unabhängig. Und doch sind wir gewohnt auf eben diesen Inhalt abzuſtellen, wenn wir im gemeiniglichen Sprachgebrauch Recht und Unrecht einander entgegensetzen. Angenommen den unwahrscheinlichen Fall, daß von seiten irgendeiner Staatsgewalt das Leben der Individuen für vogelfrei erklärt, die Eheschließung unter harte Strafe geſtellt würde — hätten wir es da mit Vorschriften des Rechts noch zu tun? Kann und darf, was materiell unzweifelhaft unrecht iſt, formell rechtlichen Beſtand haben? Oder enthält gar der Gedanke einen Widerspruch, daß das Recht den Charakter des Unrechts an sich trage?

Dieser hier ausgesprochene Zweifel ſtützt sich also auf eine kritische Betrachtung des Rechtsinhalts. Wir treten an ihn mit der ſtillschweigenden Voraussetzung heran, daß er unser Rechtsgefühl befriedige, mit unserm Rechtsbewußtsein im Einklang ſtehe. Sind es imponderable Werte — unberechenbare Potenzen, die damit in die Rechnung eingeſtellt werden, oder liegt hier ein feſter Maßſtab zugrunde, mit dessen Hilfe es möglich iſt, eine objektiv gesicherte Einsicht in das Wesen des Rechts von einem neuen, bedeutungsvollen Standpunkte aus zu gewinnen? Wir fragen, ob es möglich und ob es erlaubt iſt, mit solchen Forderungen an die Rechtsordnung heranzutreten und zu unterscheiden zwischen dem Recht, wie es sein soll und nicht sein soll, zwischen dem richtigen und dem unrichtigen Recht.

Es mag genügen, einige unter den bedeutendſten Problemen der Rechtsphilosophie angedeutet zu haben; denn schon hiernach dürfte es deutlich sein, daß und warum der Juriſt an ihnen nicht unbekümmert sollte vorbeigehen können. Zwar, wer das Bedürfnis, nach dem Warum und Wozu zu forschen, nicht empfindet, handelt ja gewiß konsequent, wenn er sich auf die Bearbeitung des konkret vorliegenden Rechtsſtoffes beschränkt. Was kümmert es den Tagelöhner, dem es obliegt, die Pflaſterſteine glatt zu hauen, wohin die Straße führt, an deren Bau er beteiligt iſt? Wessen Sinn aber auf das Ganze gerichtet iſt, wer in sich den Drang fühlt, die großen Zusammenhänge kennen zu lernen, in denen das Erkennen, Wollen und Geſtalten der Menschen ſtehend zu denken iſt, auf daß er es in einheitlicher Art erfasse und nach den Gesetzen seines Geiſtes ordne und richte, der wird sich an den Resultaten seiner Detailarbeit nimmermehr genügen lassen, so gewissenhaft er diese auch ausführen, so wenig er ihren Wert und ihre Bedeutung unterschätzen sollte.

So spielen denn bereits in den philosophischen Syſtemen des Altertums die Untersuchungen über das Wesen von Staat und Recht eine bedeutsame Rolle. Zur selben Zeit aber, wie das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, ſtellt sich hier, wie so oft, auch schon der Irrtum über Ziel und Methode der Untersuchung ein. In der ariſtotelischen Unterscheidung des φύσει und des νόμῳ δίκαιον haben wir die Wurzeln jener Theorie zu erkennen, welche berufen war, befruchtend zwar und insofern segensreich, aber auch immer von neuem irreleitend und deshalb von so gefährlichem Einfluß, bis auf die

Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

jüngſte Vergangenheit hinab die führende Rolle im Streite der Meinungen zu übernehmen — die Theorie des Naturrechts.

Als ein Faktor der sittlichen Weltordnung war das Recht zutreffend erkannt worden. Aber es war offenbar, daß sich in den scharfkantigen Rahmen der Rechtsordnung eine erschöpfende Morallehre nicht werde einspannen lassen. Um das zu ermöglichen, ſtellten die Römer ihrem positiven Recht, dem »Jus civile«, das »Jus naturale« zur Seite, von dem die Meinung ging, daß es, losgelöſt von den spezifischen Eigentümlichkeiten römischer Satzung, die Idee des Guten und Rechten, wie sie jederzeit und allenthalben in gleicher Art beſtehe, voll zum Ausdruck bringe. Damit war nun freilich die Grenzlinie zwischen Recht und Moral völlig verwischt worden; und es haben sich an dem Problem, das hier obwaltende Verhältnis klar zu legen, die späteren Generationen mit nimmer befriedigendem Frfolge abgemüht, also, daß es noch in unseren Tagen Rudolf von Jhering mit gutem Grunde als das Kap Horn der Rechtswissenschaft bezeichnet hat.

Auf jener Grundlage aber war als Vorbild und Richtschnur für das jeweilig geltende, gesetzte Recht ein abgesondertes Syſtem von Rechten und Pflichten erſtanden, das angeblich aus den Poſtulaten der reinen praktischen Vernunft unmittelbar hergeleitet, eben deshalb auf unwandelbaren Beſtand und unbedingte Richtigkeit Anspruch erhob. Und es war nur natürlich, daß dieses sogenannte Vernunftrecht, je ausschließlicher es in der Theorie zur Herrschaft gelangte, um so weniger es sich versagen konnte, in das Rechtsleben selber geſtaltend einzugreifen. Urſprünglich war es nicht zweifelhaft gewesen, daß verbindliche Kraft einzig und allein der durch anerkannte Rechtsquellen bezeugten Satzung zukomme: nun aber mochte es geschehen, daß ihr gelegentlich von der ſtolzen Schweſter in Doktrin und Praxis der Rang ſtreitig gemacht wurde.

Aber solche Kompetenzüberschreitungen beweisen doch nur die praktische Inkonvenienz der Konſtruktion eines derartigen vernunftrechtlichen Syſtems. Seine Irrationalität liegt in der Konzeption selbſt und bleibt auch dann beſtehen, wenn es sich bescheidet, das Ideal abzugeben, das zu verwirklichen Aufgabe des Gesetzgebers bleiben soll. »Denn dieses ganze Syſtem war eben doch auch nur ein geschichtliches Produkt, das durch geschichtliche Voraussetzungen bedingt und beſtimmt wurde und nach geschichtlichen Gesetzen wuchs, reifte und zerfiel, dem geschichtlicher Stoff seinen Inhalt lieferte und geschichtliche Kräfte seine Form verliehen. Wo man mit Hilfe der reinen Vernunft eine raum- und zeitlose Welt aus dem Nichts zu schaffen wähnte, fügte man in Wahrheit unter dem Banne sehr konkret gefärbter Vorſtellungen und Tendenzen gegebene Elemente zu einem vergänglichen Gebilde zusammen, dessen Lebensfähigkeit an Boden und Luft eines begrenzten Abschnittes der Kulturbewegung gebunden war. Man konnte schließlich Rechtssätze aus keiner anderen Quelle als dem Rechtsbewußtsein schöpfen, und man hatte hierfür begreiflicherweise kein anderes als das eigene Rechtsbewußtsein mit aller seiner Bedingtheit und Befangenheit zur Verfügung.«*)

So sollte der Naturrechtsdoktrin ein überlegener Widersacher gerade in derjenigen Macht erſtehen, die sie so gründlich verkannt und so völlig mißachtet hatte: in der Macht der geschichtlichen Wahrheit.

Die hiſtorische Rechtsschule iſt hervorgegangen aus der naturgemäßen Reaktion gegen den gänzlich unhiſtorischen Grundzug der vormaligen Rechtsphilosophie. Ihr unbeſtreitbares Verdienſt iſt es gewesen, das Recht in den Zusammenhang der Geschichte eingeſtellt und nachgewiesen zu haben, daß es gleich wie Sprache, Sitte und Religion bedingt iſt durch die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse, unter denen es ſteht. Danach haben wir in dem Recht eines Volkes den Niederschlag seiner jeweiligen geiſtigen Kultur zu erkennen, ein Gedanke, der in den Köpfen seiner Verfechter sich gewissermaßen zu einer myſtischen Vorſtellung verdichtet hat. Darüber mag uns am beſten Savigny selber belehren: »In dem gemeinsamen Bewußtsein des Volkes lebt das positive Recht, und wir haben es daher auch Volksrecht zu nennen. Es iſt dieses aber keineswegs so zu denken, als ob es die einzelnen Glieder des Volkes wären, durch deren Willkür das Recht hervorgebracht würde. Vielmehr iſt es der in allen Einzelnen gemeinschaftlich lebende und wirkende Volks-

*) Gierke: Naturrecht und Deutsches Recht S. 14.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geiſt, der das positive Recht erzeugt, das also für das Bewußtsein jedes Einzelnen nicht zufällig, sondern notwendig ein und dasselbe Recht iſt.«*)

Mit dieser Auffassung von der Entſtehung des Rechts hängt es zusammen, daß als die einzig wahre und echte Rechtsquelle die tatsächliche Übung gilt. Den Grundſtock aller Rechtssätze hat danach das Gewohnheitsrecht zu liefern, nicht in dem Sinne, als ob die Gewohnheit die Rechtsqualität erzeuge, sondern in dem umgekehrten, wonach die konſtante Praxis den Ausweis für den Beſtand einer beſtimmten Rechtsüberzeugung erbringt. Die syſtematische Verarbeitung und die damit Hand in Hand gehende Fortbildung dieses Rechts galt als die Aufgabe der Rechtswissenschaft. Und nur zur Sicherſtellung etwaiger Anzweiflung und zur Entscheidung solcher Fragen, welche in einer einheitlichen Rechtsüberzeugung ihre Beantwortung nicht finden sollten, erschien der Gesetzgeber berufen. Während die Lehrer des Naturrechts zur Verwirklichung ihres Vernunftideals die Gesetzgebungsmaschine in fortgesetzter Tätigkeit zu erhalten wünschten, sprach umgekehrt Savigny seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung ab, weil es ihr an der vollen Erfassung des hiſtorischen Rechtsſtoffes fehle, und die gesetzliche Fixierung von Irrtümern mehr Gefahren heraufbeschwöre, als die Einheitlichkeit des geschriebenen Rechts Vorteile in Aussicht ſtelle.

Die Vertreter der hiſtorischen Rechtsschule erblickten demnach in dem Volksgeiſt den Werdegrund, in der tatsächlichen Übung den Erkenntnisgrund, in der allgemeinen Rechtsüberzeugung den Seinsgrund des positiven Rechts.**) Damit eine soziale Regel Rechtssatz sei, fordern sie nicht mehr und nicht weniger als eine dahingehende gemeinsame Überzeugung der Rechtsgenossen. Dabei iſt also notwendigerweise vorausgesetzt, daß der Begriff des Rechts als solcher feſtſtehe. Denn um die entscheidende Volksüberzeugung als eigentliches Rechtsbewußtsein qualifizieren zu können, muß offenbar auf seiten sowohl des Subjekts als des Objekts der Beurteilung eine klare Vorſtellung derjenigen Merkmale vorausgesetzt werden, die einem Rechtssatze begrifflich zukommen. Eine solche kritische Besinnung aber auf die konſtitutiven Elemente des Rechtsbegriffs selber findet sich nirgends. »Die letzten Fragen der Rechtsphilosophie zu lösen, hat die hiſtorische Schule nicht unternommen« – so geſteht einer ihrer Anhänger. Und sie tat gut daran; denn es fehlte ihr hierfür an allen erforderlichen Mitteln. Wie sie aus dem empirisch dargebotenen Rechtsſtoff heraus unmöglich eine klare Einsicht in das Wesen des Rechts gewinnen konnte, so fehlte es ihr vollends an der Fähigkeit, einen außerhalb gelegenen Standpunkt einzunehmen, von dem aus sie diesen ihren Stoff in kritische Erwägung hätte ziehen können.

Wenn es der Weisheit letzter Schluß sein sollte, die notwendige empirische Bedingtheit aller hiſtorisch erwachsenen Rechtsordnung darzulegen, so konnte eine nebenherlaufende Erwägung, ob ein konkret überliefertes Rechtssyſtem die Richtigkeit seines Inhalts und die Berechtigung seines Geltungsanspruchs darzutun vermöge, kein weiteres Interesse bieten. Ja sogar, wer einen dahingehenden Zweifel auszusprechen wagte, mußte eines scharfen Verweises ob seines unhiſtorischen Sinnes gewärtig sein. »Wer auf diesem geschichtlichen Standpunkte ſteht« — sagt Savigny*) — »urteilt über das entgegengesetzte Verfahren also: Es iſt nicht etwa die Rede von einer Wahl zwischen Gutem und Schlechtem, sodaß das Anerkennen eines Gegebenen gut, das Verwerfen desselben schlecht, aber gleichwohl möglich wäre. Vielmehr iſt dieses Verwerfen des Gegebenen der Strenge nach ganz unmöglich, es beherrscht uns unvermeidlich, und wir können uns nur darüber täuschen, nicht es ändern.«

Damit war das Verdikt über jede philosophische Erfassung des Rechtsſtoffes ausgesprochen**). An ihre Stelle war eine rein deskriptive Rechtsbetrachtung getreten, deren alleiniges Rüſtzeug die genetische Methode — die Untersuchung des Werdeganges der in der Erfahrung gegebenen Rechtsinſtitute — bilden sollte. Und doch hatte eben erſt in seinem geiſtvollen Buche »De l'esprit des lois« Montesquieu den Nachweis unternommen, daß sich eben gerade aus der Abhängigkeit der

*) Savigny: Syſtem I. S. 14.

**) Vergl. zu dieser Frage die Abhandlung Zitelmanns im »Archiv f. d. zivil. Praxis«, Bd. 66, über Gewohnheitsrecht und Irrtum.

*) Zeitschr. f. gesch. Rechtswiss. I. S. 4.

**) Das Folgende im Anschluß an meine Ausführungen auf S. 40ff. der »Rechtswidrigkeit«.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesetze von den klimatischen, wirtschaftlichen, politischen Verhältnissen zur Zeit und am Ort ihrer Geltung ihre notwendige Verschiedenartigkeit erkläre. Darin war also der Versuch gemacht, diese Abhängigkeit rechtlicher Institutionen von den jedesmaligen sozialen Einrichtungen und die dadurch bedingte fortgesetzte Wandlung der Rechtsauffassungen als gerechtfertigt darzutun. Das aber war wiederum nur möglich unter der Voraussetzung eines einheitlichen Richtmaßes für jede rechtliche Norm, eines idealen Zielpunktes für das soziale Zusammenleben der Menschen. Danach bildet einerseits die Erkenntnis von der notwendigen empirischen Bedingtheit jedweden Gesetzesinhalts, andrerseits das Postulat einer mit unbedingter Gültigkeit ausgestatteten, formalen Maxime gleichmäßig die Grundlage für jede denkbare, rechtsphilosophische Konstruktion. Jene erste Wahrheit aber hatte das Naturrecht verkannt, und von diesem letzteren Erfordernis hatte die historische Rechtsschule absehen zu können geglaubt. Diesen ihren Mangel scharf beleuchtet und durch Entwicklung der kritischen Methode der Rechtsphilosophie neue Bahnen gewiesen zu haben, ist das vorzügliche Verdienst der Schriften Rudolf Stammlers.*)

Als die kritische Rechtstheorie durfte ich sie bezeichnen, und bezeichnet sie sich selbst in dem kurzen Abriß, den Stammler neuestens von ihr in dem einschlägigen Band von Hinnebergs »Kultur der Gegenwart« gegeben hat. Kritisch einmal in dem Sinne, daß sie sich besinnt auf den Inhalt der Vorstellungen, welche das Problem des Rechtes als solches dem Verstande liefert; kritisch aber weiter auch in dem Sinne, daß, unbeschadet der zuversichtlichen Überzeugung von der historischen Notwendigkeit des Rechtes, das ist, festgehalten wird an der teleologischen Fragestellung nach dem Recht, das sein sollte, und endlich in Erwägung gezogen wird, ob und warum überhaupt die Regelung des sozialen Zusammenlebens gerade in der spezifischen Form der Rechtssatzung, durchgeführt werden müsse.

Und so sucht sie denn in erster Linie Antwort auf diese drei getrennt zu stellenden Fragen: I. Was ist Recht? — II. Wie soll das Recht sein? — III. Wie rechtfertigt sich das Recht?

*) Über die Methode der geschichtlichen Rechtstheorie. — Wirtschaft und Recht. — Die Lehre vom richtigen Recht.

I. Was ist Recht? »Wenn ich nicht gefragt werde, dann weiß ich es« — antwortete der hl. Augustinus auf die Frage, was die Zeit sei.*) Eine gleichlautende Antwort dürfte wohl mancher Jurist auf die von uns gestellte Frage geben wollen. Denn, daß er nicht wüßte, was dasjenige sei, das er fortgesetzt anwendet, und zu dessen Pflege er berufen ist, möchte er sich ungern eingestehen; und auch wir muten ihm nicht gern eine solche Unkenntnis zu. Hat er doch schon aus der ersten Stunde, die er dem Studium der Jurisprudenz gewidmet, eine sorgfältig bedachte Definition des Rechtes schwarz auf weiß mit sich nach Hause getragen. Vergleicht er sie aber später einmal mit der seines Kollegen, der aus anderem Munde seinen Elementarunterricht empfangen, so macht er — es ist tausend gegen eins zu wetten — die Erfahrung, daß kaum ein einziges Merkmal den beiden Formulierungen gemeinsam ist. Und wenn ihn dann sein Wissensdurst in die literarische Hochflut juristischer Prinzipienlehren hineindrängen sollte — wenn ... sollte! —, so wird er der beschämenden Tatsache gewahr, daß nach mehrtausendjährigem Ringen und Mühen ein Einverständnis über diese Grundfrage seiner Wissenschaft noch nicht erzielt worden ist.

So ist er bescheiden geworden in seinen Ansprüchen und Erwartungen. Auch uns ist es hier nicht um die Lösung der aufgeworfenen Probleme zu tun. Dazu bedürfte es umfänglicherer Erörterungen. Sondern wir begnügen uns damit, die Problemstellung in ihrer Bedeutung und Tragweite klar erkannt zu haben.

Es handelt sich jetzt also nicht darum, zu wissen, wie das Recht entsteht; und wir werden darum durch die Antwort der historischen Schule: das Recht ist ein Erzeugnis des Volksgeistes — nicht befriedigt. Wir begreifen jetzt auch, warum die Einsicht in das Wesen des Rechts aus der Erforschung des empirischen Rechtsstoffs gar nicht gewonnen werden kann; warum wir nicht nach einer Vergleichung der bestehenden rechtlichen Einrichtungen die ihnen gemeinsam zukommenden Merkmale vor die Klammer

*) Zitiert bei Bergbohm, Jurisprudenz und Rechtsphilosophie, S. 75.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziehen und nun aus ihnen den Rechtsbegriff zuſammenſetzen können. Ehe ich weiß, was »Recht« iſt, wie ſollte es mir möglich ſein, zwiſchen Regeln des Rechts und andersartiger ſozialer Regelung zu unterſcheiden? Woran ſoll ich die Probe machen, ob die Inſtitutionen, die ich alſo nebeneinander reihe, um aus ihnen eine Definition des Rechts zu deduzieren, auch wirklich Beſtandteile der Rechtsordnung ſein mögen?

Vielmehr muß ich mit einer geſicherten Vorſtellung vom Weſen des Rechts an deſſen poſitiven Stoff herantreten können. Deshalb auch läßt ſich für den vorliegenden Zweck nicht auf den Inhalt der Regelung abſtellen, wie es etwa geſchieht, wenn das Recht als das ethiſche Exiſtenzminimum der ſozialen Gemeinſchaft angegeben wird. Wäre es ſelbſt richtig, Recht und Moral in ſolch quantitativer Art gegeneinander abzuſtufen, ſo wäre doch damit nichts anderes als der Beruf des Rechts vorgezeichnet, den es im Einzelfall auch verfehlen kann, ohne deshalb aufzuhören, Recht zu ſein. Dieſe Verwechſlung iſt eine typiſche Erſcheinung in der naturrechtlichen Literatur. Wir zitieren einen für alle: Trendelenburg. »Das Recht iſt im ſittlichen Ganzen der Inbegriff derjenigen allgemeinen Beſtimmungen des Handelns, durch welche es geſchieht, daß das ſittliche Ganze und ſeine Gliederung ſich erhalten und weiterbilden kann.« Das mag als Aufgabe des Rechts wohl ſo ſtehen bleiben. Aber die Entſcheidung der Frage, ob ein Satz Rechtsſatz ſei, iſt nicht abhängig davon, ob er dieſe Aufgabe erfüllt. So iſt endlich auch mit gutem Grunde in dem Schutz der als ſchutzwürdig und ſchutzbedürftig erachteten Intereſſen die Funktion der Rechtsordnung erkannt worden. Nimmermehr aber iſt damit das begriffliche Weſen des Rechts klargeſtellt.

Dazu bedarf es nach den Grundgeſetzen der Logik der Aufdeckung des nächſthöheren Genus und des artbegründenden Merkmales, der differentia ſpecifica. Wir ſtoßen dabei auf den Begriff der ſozialen Regel und ſcheiden das Recht von der Ethik dahin ab, daß jenes Vorſchriften für das gegenſeitige Verhalten der in Gemeinſchaft Verbundenen gibt, während die ſittliche Lehre die Geſinnung des Einzelnen zu vervollkommnen trachtet. Aber es bleibt die Aufgabe beſtehen, die Normen des Rechts von denen der Sitte loszulöſen. Gerade hierfür wird ſo häufig auf den äußeren Zwang hingewieſen, deſſen das Gebot des Rechts, nicht aber das der Sitte teilhaftig ſei. Jeder Zweikampf indeſſen, von dem wir in der Zeitung leſen, vermag uns zu überzeugen, wieviel ſtärker unter Umſtänden der Zwang der Sitte wirken kann, als der des Rechts. Es iſt deshalb verſucht worden, auf den Gegenſatz von Staat und Geſellſchaft abzuſtellen, in jenem den Autor des Rechts, in dieſer den der Sitte zu erblicken. Wer aber weiterforſchen wollte, wodurch ſich denn der Staat von der Geſellſchaft abhebe, der würde unweigerlich wieder auf das Kriterium der rechtlichen Organiſation verwieſen und bewegte ſich ſomit in einem regelrechten Kreisſchluſſe.

Danach kann das Unterſcheidungsmerkmal, nach dem wir ſuchen, nur in die Art des Geltungsanſpruchs verlegt werden, der den Rechtsbefehl auszeichnet. Und es taucht folgeweiſe an dieſer Stelle der Zweifel auf, ob es zu den weſentlichen Erforderniſſen eines Rechtsſatzes zähle, daß er in tatſächlicher Geltung ſtehe. Ein Recht, welches nicht gilt, bedeutet einen Widerſpruch im Beiſatz — ſo hat man wohl behauptet und aus dieſem Argument eine vernichtende Waffe gegen das Naturrecht ſchmieden zu können gemeint. Zwei Rechte — führt Bergbohm aus*) — können nicht nebeneinander gelten —, entweder es gilt das poſitive Recht oder das Naturrecht. Da aber an der Geltung des erſteren nicht zu zweifeln, kann nicht daneben auch jenes zweite beſtehen. Nun aber hat noch keiner es als einen Widerſpruch empfunden, daß noch heute vom Römiſchen Recht geſprochen wird, obwohl es bei uns nicht mehr gilt; und in der Zeit, da das neue Bürgerliche Geſetzbuch abgeſchloſſen vorlag, aber noch nicht in Kraft getreten war, wurden bereits Vorleſungen über Deutſches Bürgerliches Recht gehalten, ohne daß dieſes Anſtoß erregt hätte. Wie man alſo von einem Rechte ſpricht, welches war oder ſein wird, kann man wohl auch im Gedanken ſich ein Recht konſtruieren, welches ſein ſollte.

II. Eine Kritik am poſitiven Recht zu üben, kann im Ernſte niemandem verwehrt werden. Und alle Fortbildung und Verbeſſerung des beſtehenden Rechts nimmt von daher ihren Ausgang. Jeder Geſetzesvor-

*) A. a. O. S. 396 ff.

Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

schlag, der eine Änderung des zurzeit geltenden Rechtszustandes bezweckt, wird ausgelöst durch die Überzeugung von dessen Unangemessenheit; dieser wird als unbillig empfunden und seine Beseitigung im Namen der Gerechtigkeit gefordert. Was ist das für eine Instanz, die hier angerufen wird? Woher gewinne ich die Vorstellung des Gerechten, welches gleichwohl nicht im Recht, sondern gerade im Widerspruch zu ihm sich offenbart? Was gibt es außer und über dem positiven Recht für einen zweiten Maßstab, an dem des Menschen Wollen und Handeln sich messen und jener erste Maßstab, das Recht selber, sich abschätzen und korrigieren läßt?

Es ist die Idee des Rechts: Nicht ein ausgeführtes System von Rechtssätzen, das der positiven Rechtsordnung zur Seite stünde und statt, wie dieses, mit wechselndem und zufälligem, seinerseits mit ewig wahrem und absolut gültigem Inhalt ausgefüllt wäre. Das ist ein Ungedanke; der Stoff des Rechts ist notwendig dem Wandel unterworfen und allezeit nur von bedingter Güte und Richtigkeit. Auch handelt es sich nicht um ein Postulat der praktischen Vernunft im Sinne einer unbeweisbaren und doch unverzichtbaren Forderung. Sondern um eine Idee, d. h. einen formalen Grundgedanken, welcher dem Rechte begrifflich immanent ist, eine einheitliche Richtlinie für alle und jede rechtliche Regelung. Die Frage lautet dahin: unter welchen allgemein gültigen formalen Bedingungen ein wie immer konkret gearteter Rechtswille richtig sei; und die Aufgabe geht dahin: eine sichere Methode zu gewinnen, nach welcher unter den mehreren möglichen Beurteilungen einer besonderen Rechtslage diejenige gefunden werden könne, die unter den gegebenen Umständen der Idee des Rechts am vollkommensten gerecht wird.

So führt die Frage: wie das Recht sein solle, zwar hinaus über die technische Behandlung von Paragraphen; aber sie drängt nicht dazu, den festen Boden begriffsmäßigen Denkens zu verlassen und sich in metaphysische Abstraktionen zu verlieren. In dem Begriff ist die Idee notwendig mitenthalten.

III. Wir stellen die letzte Frage nach der Rechtfertigung des Rechts und verfolgen auch dabei nur den Zweck, uns über den Sinn der Fragestellung zu orientieren. Hat sie denn überhaupt einen Sinn? Ist nicht mit der Erscheinung menschlichen Zusammenlebens eine Regelung und Ordnung desselben notwendig verknüpft, also, daß wir uns einen Zustand menschlicher Gemeinschaft, die nicht schon die primitivsten Elemente staatlicher Organisation aufwiese, gar nicht vorstellen können? Besitzen wir doch nicht eine einzige Überlieferung, die für eine solche Möglichkeit Zeugnis ablegte. Ist es nicht müßig, für eine Einrichtung, die auf die Natur des Menschen sich unmittelbar zu gründen scheint, nach weiteren Rechtfertigungsgründen zu suchen? Ist der Staatsgedanke nicht kräftig genug, um den vereinzelten Angriffen prinzipieller Art, wie sie aus dem anarchistischen Lager erfolgt sind, aus eigener Machtvollkommenheit Trotz zu bieten?

Nun, es handelt sich hier nicht um die Gefahr des Unterliegens. Aber wer seine Weltanschauung vor dem Richterstuhle der eigenen Vernunft ohne einen letzten Rest von Zweifel und Unklarheit will vertreten können, der sollte auch hier mit den Waffen des Geistes sich die Position erobert haben, die er entschlossen ist, im Ernstfalle mit Einsetzung seines Lebens zu verteidigen. Der Staat kann zur Durchführung seiner Aufgabe des Zwanges nicht entraten; und wir haben gesehen, daß sogar zur begrifflichen Festlegung einer sozialen Anordnung häufig genug auf das Merkmal der Erzwingbarkeit Bezug genommen wird — ob mit Recht oder Unrecht, steht hier dahin. Der Zwang aber ist der Tod der Freiheit. Und doch schätzen wir die Freiheit als eines der unverzichtbaren Güter der menschlichen Persönlichkeit und fordern für sie gerade von dem Staate Anerkennung und Schutz. Das Recht — sagt Kant — ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen bestehen könne. So mag gegen die Willkür, das subjektive Belieben mit Fug der Zwang zur Verwendung kommen. Aber gegenüber einer Menschengemeinschaft, in der aus freier Entschließung ein jeder mit Rücksicht auf seinen Nächsten sein Verhalten einrichtet und in objektiv begründeter Art sich seine Zwecke setzt, — gegenüber einer solchen Gemeinschaft freiwollender Menschen vermag der Staat mit seinen Befehlen und Zwangsmaßregeln doch nur ein unerfreuliches Bild abzugeben.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 12:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freilich: jenes andere ist eine Utopie. Wenn aber der Zwang nur in der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen seine Erklärung findet, das Recht aber den Zwang nicht entbehren kann, so vermöchte die Idee des Rechtes selber nur eine relative Berechtigung nachzuweisen; unser Streben nach einer vollkommen widerspruchslosen geistigen Beherrschung des Reiches der Zwecke bliebe unbefriedigt, und wir müßten darauf verzichten, das Recht in einer letzten, allumfassenden Gesetzmäßigkeit aufgehen zu lassen.

Wie steht es damit? Es ist in der Tat die letzte Frage, welche an die Rechtswissenschaft gestellt werden kann.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Stockholm.

Zur Geschichte der Nobelstiftung.

Wieder, wie in jedem Jahre, wenn die Zeit der Verteilung der größten Stipendien der Welt heranrückt, sind auch diesmal, schon seit Wochen, voraussichtliche Sieger im Wettbewerb um die Nobelpreise in der ausländischen Presse genannt worden, und wieder mußten unsere Zeitungen unrichtige Nachrichten der französischen, englischen und deutschen Presse dementieren. Denn auch jetzt noch, wo ich diese Zeilen an die „Internationale Wochenschrift" schreibe, kann man nur Vermutungen hegen, die Sicherheit bringt erst der 10. Dezember, der Todestag Alfred Nobels, an dem in zwei Festsitzungen, in Stockholm und Christiania, die Namen der Männer der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden, die die fünf Preisrichterkollegien gewählt haben.*) Da aber das sich immer wiederholende Schauspiel der voreiligen Nachrichten über die Erteilung von Preisen zugleich zeigt, welches Interesse man dieser einzigartigen Stiftung Nobels und ihren Schicksalen entgegenbringt, und wie wenigen die für sie in dem Testament und durch die Statuten gegebenen Bestimmungen bekannt sind, möchten wir im Anschluß an den Aufsatz über den großen Erfinder und Menschenfreund, den die »Internationale Wochenschrift« kürzlich veröffentlicht hat, einige wenige Daten statistischer Art über die Entstehung und die Entwicklung der Stiftung sowie über die Männer mitteilen, denen sie bisher zugute gekommen ist.

Nobels Testament ist vom 27. November 1895 datiert und bestimmt, daß das Kapital, das von den Testamentsvollstreckern in sichere Wertpapiere umzusetzen sei, einen Fonds ausmachen solle, dessen Zinsen jährlich als Belohnung an die Männer verteilt werden sollen, die im verflossenen Jahre der Menschheit den größten Nutzen gebracht haben. Und zwar sind die Zinsen in fünf gleiche Teile zu zerlegen und daraus fünf Preise zu schaffen für die besten Leistungen auf dem Gebiete der Physik, der Chemie, der Medizin, für das idealste literarische Werk und schließlich für das verdienstlichste und wirksamste Bestreben zur Förderung allgemeiner Brüderlichkeit, Aufhebung oder Verminderung der stehenden Heere und Errichtung schiedsrichterlicher Tribunale. Die Statuten der Nobelstiftung sind am 29. Juni 1900 im Königlichen Schloss zu Stockholm gegeben worden. Nachdem das Vermögen realisiert war, ergab sich nach Abzug verschiedener Prozeßkosten und der Erbschaftsteuern, daß das Kapital ca. 28 Millionen Kronen betrug. Nach der Errichtung eines Gebäudefonds, und der Fonds für die Preisrichterkollegien und für fünf Institute, die mit einem Aufwand von $1^1/_2$ Millionen Kronen zur Unterstützung der Aufgaben dieser Kollegien eingerichtet werden sollten, blieb für die fünf Preise ein Betrag von 700,000 bis 750 000 Kronen übrig, der in den einzelnen Jahren etwas schwankt, so daß die Preise bisher eine Höhe von 138,000 bis 150,782 Kronen gehabt haben. Von den fünf Preisen werden vier hier am Orte, der Friedenspreis zu Christiania verteilt. An der Spitze der Stiftung steht ein Verwaltungsrat, dessen Vorsitz immer der Kanzler unserer Universität führt; nachdem ihn früher der ehemalige Staatsminister E. G. Boström bekleidet hatte, ist nun Graf Wachtmeister, ehemals Minister des Auswärtigen, an seine Stelle getreten. Vier von den Preisrichterkollegien werden aus den verschiedenen Akademien in unserer Stadt gewählt. Aus der I. und der II. Königlichen Akademie der Wissenschaft gehen die Nobelkommissionen für Physik und Chemie hervor. Von den erwähnten Instituten ist das für physikalische Chemie schon im Betrieb und steht, wie den Lesern der »Internationalen Wochenschrift« bekannt sein wird, unter Leitung von Professor Svante Arrhenius, den man, als ein ehrenvoller Ruf nach Deutschland an ihn ergangen war, durch die Übertragung dieses Postens unserem Lande erhalten hat. — Die Zuerteilung des Preises für Leistungen auf dem Gebiete der Medizin und Physiologie ist der größten medizinischen Anstalt unseres Landes übertragen worden, dem Königlichen Carolinischen medico-chirurgischen Institut, dem Nobel

*) Inzwischen sind die Preise verteilt worden. Es haben erhalten: den Chemiepreis der Professor für allgemeine Chemie an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, Dr. Eduard Buchner, den Physikpreis der Professor für Physik an der Universität Chicago, Albert A. Michelson, den Medizinpreis der Direktor des Laboratoriums des Institut Pasteur, Professor Charles Louis Alfons Laveran, den Literaturpreis Rudyard Kipling in London und den Friedenspreis der Präsident der italienischen Friedensliga, Ernesto Teodoro Moneta, und der Professor für Völkerrecht an der Universität Paris, Louis Renault, Vertreter Frankreichs auf der Haager Friedenskonferenz. Die Redaktion.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selber schon im Jahre 1892 zur Förderung seiner experimentellen Forschungen ein Geschenk von 50,000 Kronen überwiesen hatte. Eine Aufgabe endlich, deren Erledigung wohl am allerwenigsten auf allgemeine Befriedigung und Zustimmung rechnen darf, ist der 1786 begründeten, aus 18 Mitgliedern bestehenden Schwedischen Akademie zugefallen: sie oder vielmehr die von ihr gebildete Nobel-Kommission hat den Literaturpreis zu vergeben. Zur Unterstützung bei dieser Arbeit hat sie in ihrem Nobelinstitut in Barnhusgatan 18 eine besondere Bibliothek für das Studium der modernen schönen Literatur begründet. — Zu diesen vier für die Nobelpreise in Stockholm zuständigen Körperschaften kommt das norwegische Nobelkomitee des Storthings, in dessen Hand die Auswahl des oder der der Zuerkennung des Friedenspreises würdigen Personen oder Institute gelegt ist. Von seinen früheren Mitgliedern — er ist im Jahre 1907 nicht wiedergewählt worden — nennen wir Björnstjerne Björnson. Auch das Institut für dieses Komitee ist eingerichtet. Es ist als Anstalt für Völker- und Staatsrecht und verwandte Gebiete gedacht und verfügt seit dem Jahre 1904 über ein eigenes Gebäude. Seine Bibliothek ist vor allem reich mit Literatur ausgestattet, die die Friedens- und Schiedsgerichtsfragen betrifft, ferner mit Werken über Völkerrecht, internationales Privatrecht, Verkehrsangelegenheiten, historische und praktische Fragen zu den internationalen Verhältnissen und Beziehungen der Völker.

Eine eigene Bewerbung um einen Nobelpreis ist durch die Satzungen ausgeschlossen, vielmehr müssen die Namen der Kandidaten den fünf genannten Korporationen von berechtigten Persönlichkeiten bis zum 1. Februar genannt und jeder Vorschlag begründet und durch Schriften oder sonstige Dokumente unterstützt werden. Zur Einreichung von Vorschlägen für den Friedenspreis zum Beispiel sind die Mitglieder des Nobelkomitees des norwegischen Storthings, die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften und der Regierungen der verschiedenen Staaten, die Mitglieder des Interparlamentarischen Rates und die Kommissionsmitglieder des ständigen Internationalen Friedensbureaus in Bern, die ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder des Instituts für internationales Recht, die Universitätsprofessoren für Rechts- und Staatswissenschaft, für Geschichte und für Philosophie und die Inhaber des Friedenspreises berechtigt.

Zum siebenten Male sollen die Preise jetzt verliehen werden, und es sollte uns nicht wundern, wenn auch diesmal wieder Überraschungen vorkommen, obwohl schon telegraphisch die Namen der Preisträger der Presse mitgeteilt und durch diese veröffentlicht worden sind; haben wir es doch früher erlebt, daß falsche Preisträger schon im Bild dem Publikum in den Zeitungen gezeigt wurden. Unter denen, die mit einem Nobelpreis bedacht worden sind, finden sich Angehörige der meisten Kulturvölker und der verschiedensten Berufe. In ihrer Reihe erscheint eine Frau, Berta von Suttner, der 1905 der Friedenspreis verliehen worden ist; dieser Preis ist auch einmal, 1904, wie es in den Satzungen vorgesehen ist, einem Institut zugewiesen worden, dem Institut für internationales Recht. 1906 fiel er an Präsident Roosevelt; bei der ersten Preisverteilung erhielten ihn der Genfer Arzt und Philanthrop Henri Dunant, der Mitbegründer des Roten Kreuzes, und der französische Nationalökonom und Politiker Frédéric Passy, der Mitbegründer der Gesellschaft der Friedensfreunde, 1902 der russische Völkerrechtslehrer Professor v. Martens, 1903 der englische Parlamentarier William Randall Cremer. Unsere skandinavischen Landsleute wurden im Jahre 1903 besonders reich bedacht, da auf sie drei Preise fielen: der Literaturpreis, den Björnson erhielt, der medizinische, durch den Finsen für seine Forschungen zur elektrischen Lichttherapie ausgezeichnet wurde, und der physikalische, der Arrhenius zuteil wurde. In den übrigen Jahren sind sie dafür leer ausgegangen. Im Jahre 1905 war Deutschland besonders ausgezeichnet worden. Die drei wissenschaftlichen Preise waren den Professoren Philipp Lenard in Kiel, Adolf von Baeyer in München und Robert Koch in Berlin zugefallen, und auch im übrigen hat die deutsche Wissenschaft bei der Preisverteilung in der ersten Linie gestanden. Gleich bei der ersten Verteilung 1901 erhielten Röntgen und Behring die Preise für Physik und Medizin, 1902 fielen zwei Preise an Lehrer der Berliner Universität, der Literaturpreis an den greisen Theodor Mommsen, der Chemiepreis an den Professor Emil Fischer. Auch im Jahre 1901 war dieser Preis nach Berlin gekommen an Professor Jakob Heinrich van't Hoff. Seine Landsleute, die Professoren Lorentz in Leiden und Zeeman in Amsterdam, teilten 1902 den Physik-Preis. Zweimal ist der Chemie-Preis nach Frankreich gewandert; 1903 wurde er zwischen Antoine Henri Becquerel, dem Entdecker der Becquerelstrahlen, und dem Ehepaar Curie, den Entdeckern des Radiums, geteilt, 1906 erhielt ihn Henri Moissan, dem wir vor allem die Kenntnis der Chemie der hohen Temperaturen verdanken. Ferner ist der erste Literaturpreis, 1901, einem Franzosen, dem Dichterphilosophen Sully-Prudhomme zugefallen, und 1904 hat der Führer der Feliber Frederi Mistral die Hälfte dieses Preises erhalten. Die andere Hälfte wurde dem spanischen Dramatiker Jose Echegaray verliehen. Auch 1906 fiel der Literaturpreis dem Angehörigen eines romanischen Volkes, Giosuè Carducci, zu. Sein Landsmann, der Pathologe und Histologe Professor Camillo Golgi in Pavia teilte 1906 den medizinischen Preis mit seinem Kollegen Professor Santiago Ramon y Cajal in Madrid. England ist in der Zahl der Preisgekrönten außer durch Cremer durch Dr. Ronald Roß in Liverpool, der 1902 den medizinischen Preis erhielt, und durch die Physiker Lord Rayleigh und Sir Thomson und den Chemiker Sir Ramsay vertreten. Auch Osteuropa ist nicht leer ausgegangen. Außer dem schon genannten Professor von Martens erhielt 1904 den medizinischen Preis der Physiologe Professor Iwan Petrowitsch Pawlow in St. Petersburg, 1905 der polnische Dichter Henryk Sienkiewicz den Literaturpreis.

Die Befürchtung, daß es an Kandidaten für die Preise fehlen könnte, hat sich nicht bestätigt, und wenn über die Berechtigung der Zuwendung auch wahrscheinlich nie Einstimmigkeit herrschen wird, so darf bisher auch nicht gesagt werden, daß die Stiftung zur Krönung von protektionierten Mittelmäßigkeiten geführt hat.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitteilungen.

Von der Generaldirektion der Königlichen Bibliothek in Berlin ist der Redaktion der folgende Aufruf zugegangen:

Der umfangreiche Briefnachlaß Theodor Mommsens ist im vorigen Jahre von seinen Söhnen Karl und Ernst in das Eigentum der hiesigen Königlichen Bibliothek überwiesen worden, jedoch mit der Bestimmung, daß er bis zum Jahre 1933 unter Verschluß gehalten werde und erst dann für die Benutzung offen stehe. Daß diese Briefe von mehr als 1500 Personen dereinst für die Geschichte der philologisch-historischen Wissenschaft von Wichtigkeit sein werden, ist nach der hohen Stellung, die der Verewigte darin während eines halben Jahrhunderts eingenommen hat, nicht zu bezweifeln. Unser Besitz bildet indes nur die eine Hälfte seines Briefwechsels, und es ist dringend zu wünschen, daß man auch die Briefe Mommsens selbst, solange noch die Möglichkeit dazu besteht, sammle, damit sie nicht ins Ungewisse verstreut werden oder verloren gehen. Am nächsten liegt es, sie mit dem erwähnten Nachlasse zu vereinigen zu suchen, der dadurch gewissermaßen ein Ganzes werden und so zu voller Bedeutung gelangen würde. An alle, welche Briefe Theodor Mommsens besitzen, richten wir daher die Bitte, sie möchten diese Schriftstücke in der Königlichen Bibliothek niederlegen, sei es zu dauernder Aufbewahrung als Geschenk, sei es, damit Abschriften davon genommen werden können, leihweise für kurze Zeit. Auf diese Weise dürfte man hoffen, den Briefwechsel einigermaßen vervollständigen zu können und einen Teil der eigensten Denkmäler, die es von der Hand des großen Gelehrten und vorzüglichen Stilisten überhaupt gibt, der Allgemeinheit für immer zu erhalten.

*

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des amerikanischen Hochschulwesens, das durch die Einrichtung der Austausch-Professuren für uns auch eine praktische Bedeutung erlangt hat, bietet »The History of the University of North Carolina« von Kemp P. Battle, dem früheren Präsidenten dieser Universität. Der erste, kürzlich in der Edward and Broughton Printing Company of Raleigh erschienene Band umfaßt die Zeit von der Begründung der Universität im Jahre 1795 bis zu ihrer zeitweiligen Schließung im Jahre 1868. Aus den Anfängen des College, aus dem sich eine der besten Universitäten des Südens entwickelt hat, führen wir die folgenden sachlichen Jahresausgaben an: Für Lesen, Schreiben, Arithmetik und Buchführung $ 8, für Latein, Griechisch, Französisch, englische Grammatik, Geographie, Geschichte und Schöne Literatur $ 12.50, Geometrie mit praktischen Anwendungen, Astronomie, Natur-Philosophie, Moral-Philosophie, Chemie und die Grundsätze der Landwirtschaft $ 15.

*

In der letzten Sitzung der Gemeinnützigen Gesellschaft der Stadt Luzern sprach nach dem Berichte des Berner »Bund« der Redakteur Dr. Bucher-Keller den Wunsch aus, die Schweizer möchten ihrem Nationaldichter Gottfried Keller auf dem Rütli ein bescheidenes, der Weihe des Ortes angepaßtes Denkmal errichten. Er schlug vor, auf diesem Denkmal Kellers Lied »O mein Heimatland, o mein Heimatland, wie so innig, feurig lieb' ich dich« einzugraben. Dieser Anregung stimmte die Gesellschaft lebhaft zu und ernannte einen Ausschuß, dessen Aufgabe es sein soll, die Angelegenheit weiter zu fördern.

*

Zu Ende des vorigen Monats ist in Rom ein plastisches Panorama: Rekonstruktion des kaiserlichen Roms eröffnet worden. Es befindet sich gerade dem Eingange zum Forum Romanum gegenüber, ist von dem Bildhauer Professor Marcelliani, der sich der Unterstützung hervorragender Archäologen erfreute, in einer Reihe von Jahren geschaffen worden und hat eine Länge von etwa fünfzehn, eine Breite von acht Metern. Es führt den Betrachter von den Thermen Trajans über das Kolosseum, die Kaiserfora, von denen namentlich das Trajansforum berücksichtigt ist, das Kapitol und das Forum Romanum bis zum Palatin. Dann zeigt es ihm den Circus maximus. In der Nähe der domus Pompeiana sind zwei Mietskasernen, insulae, modelliert worden, um den Gegensatz beider Häuserarten erkennen zu lassen.

*

Einen interessanten Einblick in das Privatleben der Ägypter zu der Zeit, als das Land unter persiscer Botmäßigkeit stand, gewährt ein altaramäischer Papyrus aus Elephantine, über den Professor Sachau kürzlich der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften berichtet hat. Der Papyrus enthält eine Urkunde über ein Darlehnsgeschäft zwischen einer Dame Jahuhan, Tochter des Meschullakh, und dem Meschullam, Sohn des Zakkûr, dem Judäer. Das Darlehen besteht aus vier Schekel Silber, welche mit acht Challur Silber pro Monat verzinst werden. Die Urkunde ist datiert vom 9. Jahre des Königs Artaxerxes I., d. i. vom Jahre 456 v. Chr.

*

Bei Untersuchungen, die Dr. Georg Möller mit Unterstützung der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften in den Alabasterbrüchen des alten Hat-nub in Ägypten ausgeführt hat, und über die Professor A. Erman in einer der letzten Sitzungen der Akademie berichtete, sind zu den bislang von dort bekannten 28 Inschriften noch 43 andere gewonnen worden, die zumeist der Zeit zwischen dem alten und dem mittleren Reich angehören. Sie lehren zwei neue Könige kennen und geben uns die Reihenfolge von zwölf Gaufürsten von Hermopolis. Von diesen haben mindestens neun in der dunklen Zeit zwischen der sechsten und zwölften Dynastie regiert, und es läßt sich deutlich verfolgen, wie sie allmählich aus königlichen Beamten zu fast selbständigen Dynasten werden. Die Inschriften rühren meist von den Untergebenen dieser Fürsten her, die mit Arbeitertrupps von 300 bis 1600 Mann in der Wüste von Hat-nub Alabaster gebrochen haben.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter den zahlreichen Personen, die man als »Mann mit der eisernen Maske« in Anspruch genommen hat, ist auch der armenische Patriarch Avedik gewesen, der durch seinen Streit mit den Jesuiten sich die Feindschaft des französischen Gesandten Ferriol zugezogen hatte und nach zahlreichen Verfolgungen im Widerspruch mit dem Völkerrecht nach Frankreich gebracht und dort in der Bastille gefangen gehalten worden war. Nun hat J. Karapet Basmadjan, zuerst in der Zeitschrift »Banasêr«, dann als Sonderdruck in der Imprimerie polyglotte in Paris, die Originalurkunden der Untersuchung veröffentlicht, die d'Argenson, unter Ludwig XIV. der Chef der Pariser Polizei, über Avedik hatte anstellen lassen. Von dem Vorhandensein dieser Urkunden in der Arsenalbibliothek in Paris wußte man bisher kaum etwas. Nach ihnen war Avedik zuerst im Arsenal, dann im Mont Saint-Michel, schließlich in der Bastille gefangen und erhielt seine Freiheit wieder, als er seinen Glauben abschwor. Er wurde darauf unter die Priester von Saint-Sulpice aufgenommen, starb bei ihnen und wurde im Chor ihrer Kirche am 21. Juli 1711 begraben. Er kann demnach für die »eiserne Maske« nicht in Betracht kommen.

*

In Florenz ist von den DDr. Lamberto Loria und Mochi mit Unterstützung des Grafen Bastogi ein Museum für italienische Ethnographie begründet worden, das alles sammeln soll, was sich auf das materielle und geistige Leben der verschiedenen Völkerschaften Italiens uud der zu ihm gehörigen Inseln bezieht. Genauer werden die Absichten der Sammler in ihrem Werke »Recenti Pubblicazioni« erläutert.

Ein Bericht Sven Hedins vom 25. Juli aus Simla enthält Mitteilungen über den Marsch, den er von Stschigatse nach Tok-tschen am See Manasarowar zurückgelegt hat. Seine Resultate auf dieser Strecke sind, wie er sagt, viel reicher als die auf der ersten Abteilung des Marsches. Sie bestehen aus 203 Blättern seines Reisebuchs, 410 Gesteinsproben mit bezüglichen geologischen Profilen, 700 Panoramen, einem meteorologischen Tagebuche mit regelmäßig dreimal täglich gemachten Beobachtungen, Messungen der Schiffbarkeit eines jeden überschrittenen Flusses, einer Sammlung Pflanzen und einer großen Zahl Skizzen und Zeichnungen. Als Beiträge zur tibetanischen Geographie und Hydrographie sind die Untersuchung und die Aufnahme eines großen Sees, des Amtschok-tso, die Bestimmung der Höhe verschiedener Spitzen und Übergänge und die Berichtigung wichtiger Einzelangaben der vorhandenen Karten zu nennen.

Nach Möglichkeit suchte Hedin die Straße zu vermeiden, die der ältere Ryder und Kapitän Rawling von Stschigatse zum Manasarowar-See verfolgt hatten. Siebenmal kreuzte er ihre Reiseroute und fand stets die kartographische Arbeit der beiden Offiziere bewundernswert, denen man die beste bisher in Tibet ausgeführte Triangulation verdankt.

Dem rechten Ufer des Tsanpo (Brahmaputra) und dann dem Ragha-Tsanpo folgend, überschritt Hedin die riesige Bergkette, die die Scheide zwischen dem Brahmaputra und den Seen Zentral-Tibets bildet. Er ging über den Tschang-lung-podla und schlug ein Lager auf am Ostfuß des Targu-ganpi, eines der prächtigsten Schneeberge Tibets, der vom Volke heilig gehalten wird, wie der Gangri oder Cailas.

Hedin war schon in Sicht des Dangra-jum-tso gekommen, als 50 Mann zu Pferde ihn aufhielten und ihn zum Rückzuge zwangen. Er mußte sich von dort nach Südwest wenden, in der Richtung zu den Quellen des Ragha-tsanpo. Die Karte dieser Gegend enspricht nicht der Wirklichkeit. Der Mun-tso ist nicht südlich, sondern westlich vom Dangra-jum-tso, und vier Tagereisen südsüdwestlich von ihm liegt ein großer See, der Shuru-tso. Südwestlich von diesem erhebt sich eine hohe Bergkette, eine Abzweigung der Hauptkette. Hedin nahm auch den Dok-tschu, den größten Abfluß der Berge von Stschigatse auf, den Mitschu, der von der hohen Nordkette herabkommt und sich in den Ragha-Tsanpo ergießt, und dessen nordöstlichen Zufluß, den Butschu. Ein schwerer Verlust für Hedin war, daß in Saca-dzong der treue Führer seiner Karawane, Mohammed Tsa, an einem Schlagfluß starb. Er war 25 Jahre im Dienste der bedeutendsten Erforscher dieser Gegend gewesen. Er ist in Saca-dzong feierlich beigesetzt und ihm ein Denkmal errichtet worden. Von dort zog Hedin auf der nördlichen Straße und kam nach Tradum; mit einem langen Umwege nach Süden erreichte er Tuksum und Shamsang. In Tok-tschen machte sich der Kern der Karawane auf und zog in fünf kurzen Märschen den Kub entlang bis zu der Stelle, wo sich der Fluß in drei Arme teilt. Diese entspringen auf drei verschiedenen Gletschern von ungeheuren Ausdehnungen. Riesige Moränen, die von diesen Gletschern gebildet sind, bedecken im ganzen Umkreise die Gegend, und die jetzigen Stirn- und Seitenmoränen sind gigantisch.

Hedin hebt in seinem Bericht die große Gastlichkeit und Höflichkeit hervor, mit der er in Tibet überall empfangen worden ist.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 12:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Geschäftliche Administration: August Scherl G.m.b.H Berlin SW. — Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G.m.b.H. in München.

28. Dezember 1907

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Deutsch-Ostafrika und seine Verwaltung.

Vortrag, gehalten am 21. Dezember 1907 vor der »Ligue Coloniale Française« in Paris von Adolf Graf von Götzen, Gouverneur z. D.*)

Meine Herren! In dem ausgezeichneten Vortrag, den Herr Lucien Hubert im März d. J. zu Berlin über das kolonisatorische Werk Frankreichs in Westafrika hielt, wurde besonders ein Satz seiner Rede mit Beifall begrüßt, der die Gemeinsamkeit der Arbeit hervorhob, welche durch die weiße Rasse im schwarzen Erdteil unternommen worden sei. Herr Hubert fügte hinzu, daß wir Weißen alle uns an gleichen Schwierigkeiten stießen, und daß die Schwarzen, die wir ihrer Stumpfheit zu entreißen und an unseren Plänen zu interessieren suchten, in uns nicht Deutsche oder Franzosen sähen, sondern Europäer. Er schloß daraus auf die Nützlichkeit und Dringlichkeit eines Austausches unserer Ansichten, eines Vergleichs unserer Erfahrungen. Dieser Gedanke hat in den deutschen kolonialen Kreisen lebhaften Anklang gefunden, und mich bewegt besondere Freude über die Ehre, vor Ihnen diesen Gedanken weiter entwickeln und auf die gegebene Anregung eingehen zu können.

Es ist begreiflich, daß wir heutigen Deutschen, für die eine überseeische Kolonisation zur vaterländischen Notwendigkeit geworden ist, zu vergleichenden Studien auf kolonialem Gebiet ganz besonders geneigt sind, weil unsere koloniale Tätigkeit erst kaum 25 Jahre umfaßt. So habe auch ich persönlich oft versucht, aus den offenbar großen Erfolgen der neueren französischen Kolonialpolitik und auch aus den Fehlern der älteren zu lernen. Denn ein Werk, das schon Jahrhunderte umfaßt, muß sicherlich eine reiche Erfahrung in sich tragen und eingehender Studien wert sein. Ich habe dabei immer lebhaft bedauert, daß ich mich zur Aufstellung eines Vergleichs zwischen der französischen und der deutschen Kolonisationsmethode nicht für ganz kompetent erachten kann. Ich kann nicht behaupten, eine französische Kolonie aus eigener Anschauung zu kennen; ein flüchtiger Besuch, den ich vor 13 Jahren als Forschungsreisender, am Ende einer Durchquerung Zentralafrikas, der Stadt Brazzaville abstattete, macht mich nicht zum Kenner. Ich werde daher, wenn ich Französisch-Westafrika zu erwähnen habe, oft den Angaben des Herrn Hubert folgen.

Der wesentliche Inhalt meines Vortrags wird eine Schilderung der deutschen Erfolge in Ostafrika und der dort angewandten Me-

*) Im Jahre 1906 hatte die »Ligue Coloniale Française« einen Ideenaustausch zwischen den deutschen und den französischen kolonialen Kreisen angeregt, in dessen Verfolg Anfang März dieses Jahres der französische Deputierte Lucien Hubert als Gast der Deutschen Kolonial-Gesellschaft in Berlin erschien, um hier vor einem großen Zuhörerkreise die französische Kolonisationsmethode mit Bezug auf Westafrika darzulegen. In Erwiderung des französischen Besuchs hat der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Herr Graf von Götzen, in Paris den nachfolgenden Vortrag gehalten. Der Herausgeber.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

thoden bilden. Ich glaube die Verhältnisse und die Hoffnungen dieser Kolonie genügend zu kennen, da ich, abgesehen von privaten Forschungen in früheren Jahren, ihre Geschicke über fünf Jahre lang als Gouverneur geleitet habe, und ich kann sie jetzt, nachdem ich ins Privatleben zurückgetreten bin, aus der Ferne und damit vielleicht objektiver betrachten. Ich hoffe, daß im Laufe meines Vortrages viele Vergleichspunkte sich Ihnen, die Sie mit Französisch-Westafrika genauer vertraut sind, von selbst ergeben werden.

Die Erwerbungsgeschichte Deutsch-Ostafrikas soll uns in ihren Einzelheiten hier nicht beschäftigen. So wie bei Ihnen in Westafrika die großen Probleme, die der Niger-Strom und die anliegenden Länder enthielten, auf die wissenschaftlichen Forscher und die praktischen Kolonisatoren eine fast magische Anziehungskraft ausübten, so waren es bei uns im Osten die alten Fragen nach den Nilquellen, nach der Lage der sagenhaften Mondberge und der großen innerafrikanischen Seen, die zu den epochemachenden Reisen in dem Gebiete Anlaß gaben, das heute Deutsch-Ostafrika heißt. Es folgte dann, vor 25 Jahren, die von einem hohen Idealismus getragene, aber doch sehr praktische Ziele verfolgende koloniale Bewegung in Deutschland, welche die Abschließung von Verträgen mit eingeborenen Häuptlingen und dem Sultan von Sansibar in Ostafrika herbeiführte. Der anfängliche Versuch, die Verwaltung des neuen Gebiets einer privilegierten Gesellschaft zu überlassen, scheiterte auch hier wie anderwärts an den neuzeitlichen, von Humanitätsgedanken getragenen Kolonialmethoden. Das Deutsche Reich nahm die Verwaltung in eigene Hand und war in den folgenden Jahren vielfach genötigt, seinen neuen Besitz durch militärische Expeditionen und in harten Kämpfen mit den Eingeborenen zu befestigen, Unternehmungen, die der jungen Kolonialtruppe zur höchsten Ehre gereichen. Internationale Verträge sicherten uns dann das gewaltige Gebiet, das im Osten vom Indischen Ozean bespült wird und auf seiner nordwestlichen und westlichen Peripherie gleichsam eine zweite Meeresküste dadurch aufweist, daß es die großen Seebecken zur Grenze hat, den Viktoria-See, den Kiwu-See, den Tanyanyika- und den Nyassa-See.

Wenn wir Vergleiche anstellen wollen zwischen den wirtschaftlichen Resultaten und Möglichkeiten zweier Kolonien, so müssen wir uns zuerst über ihre natürlichen Grundbedingungen klar werden, wie die geographische Wissenschaft mit ihren verschiedenen verwandten Disziplinen sie uns lehrt. Diese Kenntnis im Verein mit einer Berücksichtigung der Zeitdauer, die eine Nation zur Bearbeitung ihres neuen Landes hat aufwenden können, wird uns wichtig sein zur Beurteilung der beiderseitigen kolonisatorischen Erfolge. In dieser Beziehung bitte ich nicht aus dem Auge zu verlieren, daß Deutsch-Ostafrika als Kolonie kaum die halbe Lebensdauer aufweist wie Französisch-Westafrika, von der Zeit an gerechnet, zu der General Faidherbe am Senegal die Grundlagen schuf.

Jeder Beurteiler von Leistungen und Erfolgen wird ferner gut daran tun, sich die Größenverhältnisse der Landgebiete und ihre Bevölkerungsziffern zu vergegenwärtigen. Während Französisch-Westafrika etwas größer ist als Deutschland, Frankreich und die spanische Halbinsel zusammen genommen, beträgt der Flächeninhalt von Deutsch-Ostafrika nur etwa ebensoviel wie der des Deutschen Reichs und Frankreichs vereint. Während man die Bevölkerung der französischen Kolonie auf etwa 8 bis 10 Millionen schätzt, dürfen wir für Deutsch-Ostafrika nicht mehr als $6^1/_2$ Millionen Einwohner annehmen.

Wir müssen sodann das Rassenproblem berühren. Es erhebt sich die wichtige Frage, die noch heute in Afrika und auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und anderswo als ungelöst anzusehen ist, die Frage nach der Entwicklungsfähigkeit der schwarzen Rasse. Auch ich will mich nicht vermessen, den Propheten zu spielen, wenngleich ich starke Zweifel setzen muß in eine Entwicklungsfähigkeit des Negers, die ihn unserer europäischen Kultur nahebringt. Aber ich muß diese Frage streifen, weil sowohl die deutsche wie auch die französische Kolonisationsmethode eine Politik ablehnt, die den Eingeborenen ausrotten will, um dem weißen Mann Platz zu machen, nicht nur aus Motiven der allgemeinen Humanität, sondern auch aus Motiven der Nützlichkeit. Der Neger soll uns helfen, die Kolonie zu einem nützlichen Besitztum des Mutterlandes zu machen!

An dieser Stelle möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen fundamentalen Unterschied zwischen Französisch-Westafrika und Deutsch-Ostafrika hinlenken. Wenn wir das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kolonisationsproblem ganz im allgemeinen betrachten, so können wir drei Kategorien von überseeischen Kolonien unterscheiden. Wir finden solche, in denen die weiße Rasse die Eingeborenen ganz oder doch fast ganz verdrängt. Hierzu gehören z. B. die australischen Kolonien, Kanada und vielleicht in einer fernen Zukunft, wahrscheinlich nach schweren Kämpfen, auch Südafrika. Es sind das Gebiete, deren Klima der weißen Rasse die gleichen oder doch ähnliche Lebens- und Arbeitsbedingungen bietet wie Europa. Eine zweite Kategorie bilden solche Kolonien, die von der Natur bestimmt sind, des schwarzen Mannes Land zu bleiben, wo der Weiße als Gebieter, Schutzherr und Nutznießer in kleiner Zahl auftritt, wo infolgedessen das europäische Mutterland seinen Vorteil darin sehen muß, in erster Linie die Kultur des Negers im weitesten Sinne zu entwickeln. Wenn ich Herrn Hubert und die Maßnahmen der französischen Verwaltung recht verstanden habe, gehört das französisch-westafrikanische Reich zu dieser Klasse von Kolonien. Man verzichtet dort darauf, europäische Kolonisation durch kleine oder große Ackerbauer unserer Rasse zu treiben, nachdem man erkannt hat, daß die klimatischen Verhältnisse niemals gestatten werden, aus der Kolonie ein Land des weißen Mannes zu machen. Die Politik, die in den beiden genannten Kategorien von Kolonien zu befolgen ist, hat den Vorteil, einen klar vorgezeichneten Weg vor sich zu sehen, vor allem in der Behandlung des Eingeborenenproblems. In dieser glücklichen Lage befinden Sie sich und befinden wir uns z. B. auch mit unserer kleinen westafrikanischen Kolonie Togo.

Es gibt aber noch eine dritte Kategorie von Kolonien, und zu dieser gehört Deutsch-Ostafrika. Für sie gilt als Merkmal, daß sie infolge ihrer Bodengestaltung, ihrer Höhenlage und ihres Klimas in gewissen Teilen Aussicht bietet, neben dem Schwarzen auch dem weißen Mann, dem kleinen und großen Farmer, eine neue Heimat zu gewähren. Eine solche Kolonie erweckt in uns zweifache Hoffnungen, aber gleichzeitig bietet sie hundertfach schwierigere Probleme. Deutsch-Ostafrika liegt zwar ebenso wie Französisch-Westafrika ganz in der tropischen Zone, es bildet aber im Gegensatz zu letzterem ein großes Hochplateau, und unsere neuen Beobachtungen machen es sehr wahrscheinlich, daß Teile der Gebirge und der Hochebenen klimatisch auch dem weißen Mann persönliche Arbeit ermöglichen, und daß auch die Gesundheit seiner Nachkommen garantiert erscheint. Der Umstand also, daß Deutsch-Ostafrika offenbar dazu bestimmt ist, ein Land der Weißen und gleichzeitig ein Land der Schwarzen zu sein, bildet das Hauptproblem, das sich unserer Verwaltungstätigkeit entgegenstellt, und das viele unserer Maßnahmen beeinflußt. Es ist mehr als begreiflich, daß bei dieser Sachlage die Periode des Experimentierens auf manchen Gebieten noch lange wird fortdauern müssen. Wir werden sehen, daß deshalb die augenblickliche Behandlung von Fragen, wie z. B. die Arbeiterbeschaffung, die Landpolitik, die Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen, bisher nur einen gleichsam provisorischen Charakter trägt.

Ein Ziel aber haben die verschiedenen Gouverneure und ihre ausführenden Organe, die zivilen sowohl wie die militärischen, von Anfang an unverrückbar im Auge gehabt, nämlich die Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung auf allen Gebieten, die Hebung von Landwirtschaft, Handel und Produktion, und ich persönlich z. B. habe immer beobachtet, wie ungern Beamte eine Stellung annehmen, die ihnen die Möglichkeit nimmt, sich auf rein wirtschaftlichem Gebiet zu betätigen. Dieses nützliche Streben wird der aufmerksame Beobachter anerkennen müssen; zu dem stetigen Ansteigen des Handelsumsatzes und der dauernden Vermehrung der Unternehmungen aller Art hat es sicherlich beigetragen. Der gesamte Handel betrug im Jahre 1900 etwa 16 Millionen Mark im Wert und war 1906 schon auf 36 Millionen angestiegen. Hiervon stellten 25 Millionen die Einfuhr und 11 Millionen die Ausfuhr dar. Die Tendenz der Handelsbewegung ist ein regelmäßiges Ansteigen an allen Plätzen, deren Handel unter dem Einfluß irgendeiner Eisenbahn steht.

Es sei mir gestattet, zunächst einen kurzen Blick auf die Organisation der Landesverwaltung zu werfen. Diese Organisation hat einfachere Formen als in Französisch-Westafrika. Es handelt sich bei uns nicht wie dort um 5 noch dazu von fremden Schutzgebieten unterbrochene verschiedene Kolonien, die anfangs getrennte Wege gingen, um dann

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Jahre 1904 unter einem Generalgouvernement zusammengeschweißt zu werden, sondern wir haben es mit einer in sich von Anfang an abgerundeten Landmasse zu tun. An der Spitze steht der Kaiserliche Gouverneur, dem ein weitgehendes Verordnungsrecht übertragen worden ist, und unter dessen Leitung, gewissermaßen koordininiert untereinander, die eigentliche Zivilverwaltung, die Kommandogewalt über die Truppe und die Justizverwaltung ausgeübt werden. Daß gewisse Obliegenheiten des Truppenkommandeurs, ebenso wie die Urteile der Richter der Einwirkung des Gouverneurs entzogen sind, liegt in der Natur der Sache und entspricht dem Zustand in den französischen und englischen Kolonien. Dem Gouverneur zur Seite steht der Gouvernementsrat, der seine Ansicht in allen wichtigen Regierungsangelegenheiten und bei Aufstellung des Budgets abzugeben hat. Er besteht aus hohen Beamten und einer gleichen Zahl vom Gouverneur berufener Kolonisten. Er hat ähnliche Rechte und Pflichten wie der sogen. »Legislative Council« der englischen Kronkolonien. Diesem Beirat erweiterte Rechte zu geben, wird an der Zeit sein, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind: einmal, wenn die Kolonie finanziell vom Mutterland unabhängig ist, und zweitens, wenn gleichzeitig die Zahl von solchen ansässigen Deutschen beträchtlich gestiegen sein wird, deren Interessen mit dem Lande dauernd verknüpft sind.

Die Angelegenheiten der Zentralverwaltung, deren Sitz die Stadt Daressalam ist, werden in 7 Abteilungen bearbeitet. Die Verwaltungen der 22 Lokalbezirke, in die das ganze Land eingeteilt ist, unterstehen dem Gouverneur unmittelbar, ohne die Zwischeninstanz von Provinzialbehörden, wie wir sie z. B. in Britisch-Ostafrika und Portugiesisch-Ostafrika finden. Obwohl aus Finanz- und Personalrücksichten ein Teil der Bezirke im Innern des Landes bisher von den Führern der dort stehenden Truppenabteilungen mitverwaltet wurde, so waren doch die allgemeinen Grundsätze, nach denen dies geschah, die gleichen, wie die für die Zivilbezirke geltenden. Kurz vor meiner Rückkehr aus Ostafrika hielt ich indessen die Zeit für gekommen, von dieser schematischen Einheitlichkeit des Systems abzugehen und durch die Schaffung von drei Residenturen eine Verwaltungsart einzuleiten, die geeignet ist, den Eingeborenen unsere Kultur mit ihren Forderungen nicht plötzlich, sondern allmählich zu bringen. Ein Resident hat die Aufgabe, dem eingeborenen Sultan nur als Schützer und Berater zur Seite zu stehen und gleichzeitig als Vertreter und als Kontrollorgan der Protektoratsmacht zu dienen. Im übrigen soll, soweit es mit den allgemeinen Grundsätzen unserer Zivilisation vereinbar ist, der Sultan die angestammte Herrschaft über sein Volk selbst weiter ausüben. Es liegt nahe, ein solches System als das beste für die gesamte Kolonie anzusehen, und manche andere Kolonialmacht hat es bekanntlich bei sich ausschließlich eingeführt. Voraussetzung dafür ist das Vorhandensein einflußreicher und angestammter eingeborener Sultane. Deutsch-Ostafrika ist aber leider in viele Hunderte von kleinen Völkerschaften, Dorfgemeinden und nomadisierenden Banden zersplittert und daher nur in wenig Teilen für eine solche Verwaltungsform geeignet, die auf eine unmittelbare Einwirkung auf die Masse der Bevölkerung verzichtet. Da andererseits die künstliche Unterordnung mehrerer Gemeinden unter besonders ernannte farbige Beamte, infolge ihrer Unzuverlässigkeit, oft zu schweren Mißständen führt, so wird es bald nötig werden, die großen Bezirke in Unterbezirke zu teilen und deutschen Beamten zu unterstellen. Die bisherigen Erfahrungen lassen hoffen, daß im Laufe der Jahre eine genügende Zahl von Beamten und Militärpersonen herangebildet sein wird, die eine solche unmittelbare Einwirkung auf die Eingeborenen mit Verständnis ausüben können. Was ich als Merkmal unserer Verwaltung noch hervorheben möchte, das ist die geringe Zahl der Beamten; gering, wenn man unter Berücksichtigung von Größe und Bevölkerung sie mit der Beamtenzahl von französischen Kolonien vergleicht, gering auch im Verhältnis zu Britisch-Ostafrika, das übrigens zu Vergleichen mit unserem Schutzgebiet wohl das geeignetste Objekt darstellt; gering allerdings auch angesichts dessen, was bisher geleistet worden ist.

Von Anfang an bildete das Hauptbestreben der Regierung die Schaffung eines Zustandes der Ordnung mit dem Endzweck, eine nützliche wirtschaftliche Tätigkeit zu ermöglichen. Herr Hubert hat in Berlin mit Recht den Satz ausgesprochen: »Regieren heißt im wesentlichen ein Budget verwalten.« Betrachten wir also kurz das Budget Deutschostafrikas und zuerst seine Grundlage, näm-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich die finanziellen Beziehungen der Kolonie zum Mutterland. Das Prinzip vergangener Kolonisationsepochen, die Einnahmen aus den Kolonien zur Bereicherung der heimischen Staatskasse zu verwenden, iſt bei uns niemals ernſthaft diskutiert worden. Das Endziel der Finanzpolitik bildet heute, die Kolonien finanziell völlig auf eigene Füße zu ſtellen und ihre Ausgaben mit ihren Einnahmen in Einklang zu bringen.

Wir haben ein Budget des Reichskolonialamts, d. h. unseres Miniſteriums für die Kolonien, und ein Lokalbudget, das unter Mitwirkung von 4 Faktoren, des Gouverneurs, des Gouvernementsrats, des Reichskolonialamts und des Reichsschatzamts entſteht. In dem erſteren erscheint der jährliche Zuschuß des Reichs, den die Kolonie erfordert, als Ausgabepoſten. Das Lokalbudget trägt aber alle Ausgaben, die irgendwie mit der Kolonie zusammenhängen, und zwar sowohl die Ausgaben für die Verwaltung, als auch die für die Unterhaltung der Truppe. Es charakterisirt sich also nur rein äußerlich als ein lokales Budget. In Wahrheit bildet es einen Teil des Reichsbudgets; denn es wird in allen seinen Einzelheiten alljährlich durch Gesetz des Mutterlandes feſtgeſtellt, d. h. es unterliegt der Zuſtimmung des Bundesrats und des Reichstags in Berlin. Es iſt für den aufmerksamen Beobachter einleuchtend, daß diese Methode nur als ein Provisorium beſtehen kann. Heute deckt das Mutterland jährlich einfach das Defizit, das bei dem geringen Alter unserer Kolonie mit Notwendigkeit dadurch entſteht, daß ihrem Budget auch die Ausgaben für den militärischen Schutz zur Laſt geschrieben werden. Es fehlt uns hier die Zeit, die verschiedenen Seiten dieser Frage genauer zu betrachten. Sie wissen, daß sie die koloniale Gesetzgebung Frankreichs während des vorigen Jahrhunderts vielfach beschäftigt hat.

Was ich heute als den erſtrebenswerten Zuſtand ansehen muß, iſt folgendes. Erſtens: Völlige Trennung des Lokalbudgets vom Budget des Mutterlandes, und zwar nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der Art seiner endgültigen Feſtsetzung und Aufſtellung. Letztere sollte nach gesetzlichen Beſtimmungen innerhalb der Kolonie erfolgen, aber zur Gültigkeit der Genehmigung durch die oberſte Behörde des Mutterlandes bedürfen. Zweitens: Durchführung des Grundsatzes, daß einerseits die Kolonie die Koſten ihrer eigenen gesamten Landesverwaltung selbſt zu beſtreiten hat, daß andererseits das Mutterland die militärischen Ausgaben auf das Budget seines heimischen Miniſteriums übernimmt. Dabei wäre feſtzusetzen, daß die Kolonie mit ſteigender Prosperität mit Beiträgen zu diesen Koſten bis zur Höhe ihres Gesamtbetrages heranzuziehen iſt. Drittens: Die Mittel zu einmaligen großen öffentlichen Arbeiten sollten auf dem Wege der Anleihe aufgebracht werden, bei der das Mutterland nötigenfalls die Kolonie mit seinem Kredit unterſtützt.

Meine französisehen Zuhörer werden erkennen, daß dies im Großen und Ganzen das finanzielle Syſtem iſt, dessen sich die französischen Kolonien seit dem Jahre 1901 erfreuen. Ich stehe nicht an zu erklären, daß ich seit einer Reihe von Jahren meinen Mitarbeitern das Studium Ihres Finanzsystems empfehle, weil ich in diesem den Hauptfaktor zu der jetzigen günstigen Entwicklung einiger Ihrer Kolonien erblicke. Die Bemühungen des Gouvernements von Deutsch-Oſtafrika sind deshalb auch seit dem Jahre 1901 darauf gerichtet gewesen, das eben beschriebene Entwicklungsstadium vorzubereiten; mit dem Resultat, daß die Kolonie unter solchen Bedingungen heute imſtande wäre, ihre Verwaltungsausgaben selbſt zu beſtreiten.

Seine Einnahmen zieht das Gouvernement aus Zöllen, aus direkten Steuern und aus einer Anzahl von besonderen Verwaltungseinnahmen, von denen die Einnahmen aus ſtaatlicher Forſtwirtschaft als die wichtigſten erscheinen. Unsere Zölle sind vorwiegend Finanzzölle auf eingeführte Waren und einige wenige Ausfuhrzölle auf Produkte von besonders hohem Wert, wie Elfenbein und Kautschuk. Im Gegensatz zu einigen französischen Kolonien genießen Waren deutscher Herkunft keinerlei Vorteile vor denen fremder Länder. Der Handelsumsatz ſteigt unter diesem Syſtem beſtändig an. Bemerkenswert iſt die faſt gleiche Höhe der Belaſtung, die der Gesamthandel unserer beiderseitigen Kolonien durch Zölle zu tragen hat. Aus dem Jahre 1904 liegen abgeschlossene Zahlen vor. Es betrug der Handelsumsatz Französisch-Weſtafrikas rund 124.8 Millionen Mark, die Zolleinnahmen 10.1 Millionen, also rund 8 %; der Handelsumsatz Deutsch-Oſtafrikas war im gleichen Jahre 21.3 Mil-

Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

lionen, die Zolleinnahme betrug 1.7 Millionen; das sind ebenfalls 8% Belastung.

Die direkten Steuern werden als Hüttensteuern erhoben. Mit Ausnahme der etwas höher besteuerten städtischen Wohngebäude erheben wir im Höchstsatz 3 Rupien (= 5 Fr.) für die Hütte des Eingeborenen. Aus gewissen Gründen kann der Gouverneur im Binnenlande den gleichen Steuersatz anstatt für die Hütte für den erwachsenen arbeitsfähigen Mann erheben lassen, und da, wo sich noch wenig Gelegenheit zu Erwerb bietet, den Betrag auf 1 Rp. herabsetzen. Eine weitere Erleichterung bietet für den Neger die Möglichkeit, die Steuer in verwertbaren Landesprodukten zu entrichten. Zum Vergleich führe ich an, daß in Französisch-Westafrika die Steuer als Kopfsteuer erhoben und das menschliche Individuum mit 4 Fr. im Höchstsatz bis herab auf $1/4$ Fr. besteuert wird. Die Durchschnittsleistung pro Kopf schätzt Herr Hubert auf $2\frac{1}{2}$ Fr. = $1\frac{1}{2}$ Rupien. Wenn man nun annimmt, daß die Hütte im Durchschnitt von einer Familie zu 4 Personen bewohnt wird, so läßt sich berechnen, daß im Mittel die Steuerleistung des französischen westafrikanischen Negers etwa doppelt so hoch ist, wie die des deutsch-ostafrikanischen Eingeborenen. Ob der Methode einer Kopfsteuer vor der einer Hüttensteuer der Vorzug zu geben ist, wird allgemein schwer zu entscheiden sein. Lehrt doch die Geschichte der afrikanischen Kolonisation, daß sowohl Kopfsteuer wie Hüttensteuer Aufstände hervorgerufen haben; ich erinnere nur an Sierra Leone und an die Natalkolonie. Die Methode scheint also an solchen Ereignissen nicht schuld zu sein; wir müssen vielmehr uns darüber klar sein, einmal, daß ganz allgemein jede Steuer Unzufriedenheit erregt, und zweitens, daß der Neger im besonderen ein Kind des Augenblicks ist und plötzlichen Eingebungen zu folgen pflegt. So werden stets lokale Steuerzwistigkeiten, genährt durch übertriebene Gerüchte und Anwendung von Zauberei, in neuen Ländern leicht Brände entfachen. Das Beispiel von Französisch-Westafrika beweist jedenfalls, daß man schon in einem frühen Stadium der Entwicklung einer Kolonie von den Eingeborenen eine verhältnismäßig hohe Steuerleistung verlangen kann, ohne Härte und mit der Wirkung, daß der allgemeine Wohlstand dadurch gefördert wird. Aber die Voraussetzung dabei ist, daß die öffentliche Gewalt, unterstützt durch die Truppenmacht, auch im richtigen Verhältnis zu der verlangten Leistung steht. Der Neger wird sich nur dann gewöhnen, die Steuer als keinen unberechtigten Eingriff anzusehen, wenn er erkennt, daß jeder Widerstand dagegen nutzlos bleibt. Uns Europäern geht es ja ähnlich in unserer Heimat.

In diesem Zusammenhang betone ich die außerordentlich geringe Truppenzahl, über die Deutsch-Ostafrika im Vergleich zu französischen und selbst zu englischen Kolonien verfügt. Wir versuchen das ungeheure Gebiet mit einer schwarzen, noch dazu im Lande selbst rekrutierten Feldtruppe von nur 2500 Mann und einem ebensolchen Polizeikorps von 1700 Mann zu beherrschen. Diese kleine Truppe hat jederzeit vorzügliche Dienste geleistet, und ihre Taten bilden ein Ruhmesblatt in unserer kurzen Kolonialgeschichte. Der Umstand aber, daß z. B. in Französisch-Westafrika fast 10,000, in Madagaskar über 12,000 Mann für notwendig gehalten werden, um die Eingeborenen in Botmäßigkeit zu halten, und daß auch ähnlich geartete englische Kolonien, wie Nigeria und Britisch-Ostafrika, über eine größere Truppenzahl, als wir für nötig halten, verfügen, gibt doch vielen Militärs und Politikern meines Vaterlandes zu denken.*

Nach der obigen Skizzierung unserer Zivilverwaltung und dem Hinweis auf die Kolonialtruppe sei mir noch kurz ein Wort über die Justizverwaltung und die Rechtspflege gestattet. Die europäischen Kolonisten erfreuen sich der Anwendung deutscher Gesetze und finden ihr Recht bei unabhängigen Richtern. Im Gegensatz hierzu haben wir die Rechtsprechung über die Eingeborenen den Verwaltungsbehörden übertragen und ihnen die Direktive gegeben, unter möglichster Schonung und Wahrung der Eingeborenen-Gewohnheiten, unsere Rechtsanschauungen allmählich im Volke zur Geltung zu bringen. Eine wesentliche Unterstützung wird hierbei die Arbeit der christlichen Missionen bilden. Es sind ferner einleitende Schritte zu einer

* Die bedenklichen Erfahrungen des großen Aufstands 1905/06 veranlaßten mich, eine Erhöhung der Streitkräfte um 1 weiße oder 4 farbige Kompagnien zu verlangen. Die Forderung fand nicht die Zustimmung der maßgebenden Faktoren, und mein Nachfolger hat sie nicht wieder aufgenommen.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kodifizierung eines »Eingeborenenrechts« geschehen. Der Kenner innerafrikanischer Verhältnisse wird aber wissen, daß diese Arbeit sich über ein, ja vielleicht über mehrere Jahrzehnte erstrecken kann.

Zu den organisatorischen Einrichtungen, die besonders gute Erfolge gezeitigt haben, gehört die Bildung von Kommunalverbänden. Nicht die Städte, sondern die Bezirke bilden Gemeindeverbände mit eigenem Budget Durch Gesetz sind ihnen 50 Prozent vom Ertrag der Hüttensteuer, die in ihrem Gebiet eingeht, überwiesen, sowie kleinere Steuerquellen lokaler Art. Ihre Organe sind der Bezirkschef und ein Bezirksrat von Kolonisten. Ihre Wirksamkeit ist namentlich auf wirtschaftlichem Gebiet außerordentlich gut. Man kann sagen, daß sie durch ihre fast selbständige Wirtschaft ein Korrektiv sind gegen die oben geschilderten und, wie ich glaube, provisorischen Beziehungen, die heute zwischen Reichsbudget und Lokalbudget bestehen.

Nachdem ich so den Rahmen gezeichnet habe, den wir uns für unsere kolonisatorische Tätigkeit geschaffen, bitte ich Sie, mir in einer Betrachtung der Objekte zu folgen, auf die sich diese Bestrebungen zum Nutzen des Deutschen Reiches konzentrieren. Zunächst die Menschen! Welcher Art sind die Eingeborenen, die das gewaltige Gebiet Deutsch-Ostafrikas bevölkern?

Ihre große Masse gehört dem Stamm der Bantu an und treibt Ackerbau oder Viehzucht. Die sehr gemischte Negerbevölkerung der Küste wird unter dem Namen der Wasuaheli zusammengefaßt. Ihr Idiom, die Kisuahelisprache, breitet sich immer mehr im Innern des vielsprachigen Landes und sogar bis zum Kongo hin aus. Da diese Sprache leicht zu erlernen ist, so bestrebt sich die deutsche Regierung, sie zur allgemeinen Landessprache zu machen. Von der Ostküste ausgehend, haben sich Araber und Inder über das ganze Land verbreitet. Fast der gesamte Kleinhandel ist in Händen der letzteren. Unter den Völkerschaften des Hinterlandes erweisen sich die Wanyamwesi als das kulturfähigste und brauchbarste Element. Ihr Mittelpunkt ist Tabora, eine Negerstadt von 35,000 Einwohnern, das Timbuktu des Ostens. Im Süden, in den Ländern am Nyassa-See, erfuhr die Bevölkerung starke Beimischungen aus dem Stamm der Zulu. Durch dieses Element ist ein kriegerischer Geist in die Völkerschaften hineingetragen worden und Stämme wie die Wahehe und Wangoni haben unserer Kolonialtruppe viel zu schaffen gemacht. In den nördlichen Gebieten finden sich noch Reste der ehemals gefürchteten nomadisierenden Massai. Von den weiten Hochebenen, auf denen sie ihre großen Rinderherden weiden, erblickt das Auge des Wanderers hoch über den Wolken die in Eis begrabene Kuppe des Kilimandscharo-Berges. Dieser ist mit einer Höhe von etwa 6,200 Meter bekanntlich die höchste Erhebung des afrikanischen Kontinents. Weiter im fernen Nordwesten, in dem Sultanat Ruanda, bietet das interessante Volk der Wahuma oder Watussi namentlich dem Anthropologen noch mancherlei Rätsel zu lösen. Ihrem hellfarbigen Stamm gehören jene Sultane an, denen wir unter der Leitung unserer Residenten ein verhältnismäßig großes Maß von Selbständigkeit belassen. Sie dürfen mit Recht ein Geschlecht von Riesen genannt werden; denn kaum ein Mann unter ihnen zählt unter 1.80 Meter, und zahlreiche Individuen messen 2 Meter und bis 2.20 Meter an Größe. Da andererseits auch die Batwa-Zwerge in dem Sultanat Ruanda anzutreffen sind, so haben wir dort ein Gebiet, in dem die größten und die kleinsten Menschen unserer Erde beieinander wohnen. Die Seltsamkeit jenes Landes wird noch erhöht durch den Umstand, daß die mächtigen Virungavulkane daselbst glühende Lava auswerfen, die noch in neuerer Zeit in den Kivusee hinabfloß. Der Geograph wird noch besonders durch die Tatsache gefesselt, daß er dort an der wahren Quelle des Nils und auf der höchsten Wasserscheide zwischen dem Nil- und dem Kongostromsystem weilt.

Was die religiösen Verhältnisse der Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas anlangt, so sind die Eingeborenen zum weitaus größten Teile noch heidnisch. Die christliche Lehre, die zwar durch zahlreiche Missionsgesellschaften, aber erst seit wenigen Jahrzehnten, vertreten wird, macht nur langsame Fortschritte, während der Mohammedanismus, unter dessen Einfluß, aus der arabischen Okkupationszeit her, das gesamte Küstengebiet steht, anscheinend rascher an Ausbreitung gewinnt. Seine Form ist allerdings oberflächlicher Art, und mir persönlich er-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheint er vom politischen Standpunkte aus ungefährlich. Der große Aufstand, den ich im Jahre 1905 und 1906 niederzuwerfen hatte, entfachte zur allgemeinen Überraschung unter dem Einfluß von Zauberei bei den heidnischen Negern unserer Kolonie einen ähnlichen Fanatismus gegen die weiße Rasse, wie ihn die Derwische im Sudan gezeigt hatten.

Eine wirksamere Praxis in der Beaufsichtigung des Waffenhandels und ein internationales Verhindern des Verkaufs jeglicher Feuerwaffen an Eingeborene ist dringend erforderlich und eine nützliche, gemeinsame Aufgabe unserer beiden Nationen.

Auch in anderer Beziehung verfolgen wir ja in der Behandlung der Eingeborenen gemeinsame Ziele. Die deutsche Kolonisierungsmethode beruht, ebenso wie die französische, auf dem Grundsatz, daß die Eingeborenen das Wertvollste darstellen, was wir in unseren überseeischen Besitzungen vorfanden. Wir glauben, daß eine für das Mutterland nützliche wirtschaftliche Entwicklung dort unmöglich ist ohne die Entwicklung der schwarzen Bevölkerung. Unter dem Begriff »Entwicklung« verstehe ich hier sowohl die natürliche Vermehrung der Individuen, als auch ihre Erziehung zu nutzbringender, regelmäßiger Arbeit und ihre allmähliche Gewöhnung an unsere christlich-moralische Gesittung. Die Grundlage zur Erreichung dieses Zieles bildet die Abschaffung der Sklaverei und in erster Linie die Ausrottung des Sklavenhandels. Dieser Handel ist von Anbeginn unserer Herrschaft in Ostafrika an so energisch unterdrückt worden, daß man ihn heute als beseitigt ansehen darf. Dagegen besteht noch eine Art Sklavenverhältnis in der Form der sogenannten Haussklaverei; doch ist ihr durch zahlreiche gesetzliche Beschränkungen jede Härte genommen. Wir betrachten es als eine falsche politische Maßregel, Einrichtungen, auf die fast alle wirtschaftliche Tätigkeit aufgebaut war, ohne Gewährung einer Übergangszeit abzuschaffen, wenn man deren Härten zu beseitigen im Stande war. So würde eine plötzliche Aufhebung der Haussklaverei Tausende von Existenzen brotlos gemacht haben. Es ist aber eine Verordnung erlassen worden, welche erklärt, daß kein nach dem 31. Dezember 1905 geborener Eingeborener mehr Sklave sein kann. Auch die Haussklaverei ist also zum Aussterben verurteilt. Man kann aus alten Marktnotizen über die Sklavenverkäufe in Sansibar entnehmen, bis zu welchem Grade früher die Bevölkerung des Binnenlandes durch Menschenjagden ausgerottet wurde.

Die allgemeine Sicherheit im Lande und die Unterdrückung des Räuberunwesens tragen zur Vermehrung der Volksziffer beträchtlich bei. Die gleiche Wirkung zeitigt die Verbesserung der Kommunikationswege infolge des erleichterten Austausches von Lebensmitteln. Die Verluste an Menschen, früher eine regelmäßige Folge von Trockenzeiten und Hungersnot, haben sichtlich abgenommen. Zu Beginn unserer Herrschaft haben auch die Pocken noch große Verheerungen angerichtet. Gegenwärtig wird das verderbliche Wirken dieser Seuche durch regelmäßige Impfungen eingeschränkt, die in allen Bezirken nach einem vorgeschriebenen System unternommen werden. Durch Belehrung und auch durch strafrechtliches Einschreiten bekämpfen wir ferner die weit verbreitete und meist auf Aberglauben beruhende Unsitte der Kindermorde.

Im Erteilen von Unterricht an die Eingeborenen wetteifern die Schulen der Missionen mit denen des Gouvernements. Hier erscheint es mir wichtig, alle Bestrebungen zu unterstützen, die den verschiedenartigen jetzt angewandten Methoden gemeinsame Ziele geben. Als solche betrachten wir die Erteilung des Unterrichts in einer einzigen afrikanischen Sprache, dem Kisuaheli, und die Erlernung des Deutschen durch die höher stehenden Elemente, ferner die gleiche Bewertung der Erlernung eines Handwerks mit dem Erlernen von Lesen und Schreiben.

Neben der Bevölkerung bildet das zweite, sicherlich nicht minder wichtige Objekt unserer wirtschaftlichen Tätigkeit der Boden und seine Produkte. Unsere Bestrebungen teilten sich von Anfang an in solche, welche die Produktivität in den Kulturen der Eingeborenen zu entwickeln trachteten, und in solche, die dem weißen Farmer und Plantagenunternehmer die Möglichkeit zu lohnendem Verdienst erleichtern sollten. Und welche gewaltige Aufgabe bietet sich hier den kolonisationsfreudigen Elementen unserer Nation! Haben wir doch heute, dank unseren Versuchen, die Gewißheit, daß erstens die landwirtschaftliche Produktion der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neger bedeutend erhöht, und daß zweitens gewisse Produkte des Weltmarkts mit Gewinn plantagenmäßig angebaut werden können. Als dritter Faktor unserer Hoffnungen erhebt sich die große Wahrscheinlichkeit, daß Deutsch-Oftafrika nicht nur ein Land des schwarzen Mannes bleiben soll, sondern daß es, in gewissen Teilen wohlverftanden, auch deutschen Ansiedlern neue Heimftätten wird bieten können.

Die Beftrebungen, die landwirtschaftliche Produktion der Eingeborenen zu vermehren, zeitigen sichtbare, aber doch ziemlich langsame Erfolge. Das gute Zeugnis, das Herr Hubert dem weftafrikanischen Schwarzen ausftellt, verdient der offenbar indolentere oftafrikanische Neger heute noch nicht. Herr Hubert nimmt an, daß das Gefühl des persönlichen Interesses am Arbeiten bei dem Schwarzen genau so entwickelt sei wie bei dem Weißen; man brauche ihm nur Ratschläge zur Vermehrung und Verbesserung seiner Kulturen und koftenlos Saatgut zu geben, um Erfolge zu sehen. Ich bedaure, daß wir in Oftafrika nicht so glücklich gefahren sind. Wir erleben es oft, daß die guten Ratschläge zwar mit Zuftimmung aufgenommen werden, daß dann aber z. B. die geschenkte Saatnuß der Kokospalme oder die Erdnüsse, anftatt daß sie gesät werden, sofort gegessen werden, sobald der Bezirkschef oder der Wanderlehrer den Rücken gewendet hat. Es war daher nur zu natürlich, daß der Gedanke, in einer milden Form Zwangskulturen anlegen zu lassen, zu einem praktischen Versuch führte. Man gab ihn aber wieder auf, weil es an zuverlässigen Kontrollpersonen fehlte, durch die dem Arbeiter auch der Ertrag seiner Arbeit gesichert werden konnte. Dies war aber bei dem erzieherischen Charakter der ganzen Maßregel höchft wichtig. Man hat jetzt erkannt, daß, abgesehen von einer leichten Erhöhung der Steuerleiftung und einzelner Zölle, nur durch den Bau von Verkehrswegen höhere Arbeitsleiftungen von den Eingeborenen zu erreichen sein werden. Eisenbahnen lehren dem Neger höhere Bedürfnisse, und gleichzeitig erleichtern sie ihm deren Befriedigung.

Die Zahl der großen Unternehmungen ift dauernd im Steigen. Schon heute sind annähernd 100 Millionen Mark deutschen Privatkapitals in der Kolonie inveftiert, und ein beträchtlicher Teil trägt gute Zinsen. Schon früh hatte man mit dem Anlegen von großen Plantagen begonnen. Tabak und Kaffee, auf die man anfangs große Hoffnungen setzte, haben nicht den Erwartungen entsprochen, dagegen werden heute schöne Erfolge mit einer Faser, die aus der Sisal-Agave gewonnen wird, und mit Kautschuk erzielt.

Was die Baumwolle betrifft, so scheint man sich heute der Ansicht zuzuneigen, daß diese am beften durch europäische Unternehmungen anzubauen ift. Die Baumwollproduktion seitens der Eingeborenen zeigt in Oftafrika keine guten Resultate, weil unser Neger bis jetzt noch nicht sorgsam genug ift, um eine Faser von einer solchen Gleichmäßigkeit zu erzielen, wie sie der Handel verlangt. In Weftafrika, auch im deutschen Togoland z. B., liegen die Verhältnisse anders. Wir bauen in Oftafrika in erfter Linie ägyptische Baumwolle und liefern ein erftklassiges Produkt. Man findet auch bereits eine ganze Anzahl von Dampfpflügen auf den Feldern der verschiedenen Baumwollgesellschaften in Tätigkeit. Die Ausfuhr an Baumwolle, die im Jahr 1902 noch kaum 100 kg betrug, war im Jahr 1907 bereits auf 183,000 kg geftiegen. Auf der Weltausftellung in St. Louis erhielt unsere Baumwolle die Goldene Medaille. Ähnliche Anerkennungen erwarben sich übrigens dort eine ganze Anzahl deutschoftafrikanischer Produkte, wie Hölzer, Kaffee, Hanf, und ich weiß von Besuchern jener Ausftellung, welchen überraschenden Eindruck die kleine, aber gewählte Sammlung aus unserer Kolonie gemacht hat. Derartigen Ausftellungen von Produkten junger Länder messe ich einen großen Wert bei. Wir haben im Jahre 1904 mit vielem Erfolg eine landwirtschaftliche und gewerbliche Ausftellung in Daressalam abgehalten, die auch von Britisch-Oftafrika und Zanzibar beschickt war. Bald darauf ift Zanzibar unserem Beispiel gefolgt. Es hat die Konkurrenz dabei erweitert und Madagascar zur Beteiligung eingeladen. So befteht wohl die Hoffnung, daß die oftafrikanischen europäischen Kolonien in gewissen Zeitabschnitten sich zum friedlichen Wettkampf herausfordern und dabei Anregung und Ansporn finden werden zu immer höheren Leiftungen.

Das Gouvernement selbft betreibt keine Plantagen, um dem Budget Einnahmen zu verschaffen; es läßt sich aber angelegen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein, auf allen seinen Stationen andauernd Versuche mit den verschiedenartigſten Nutzgewächsen zu machen. In erweitertem Maße betrachten dies auch die Kommunalverbände als ihre Aufgabe. Da ihr Budget beweglicher iſt als das des Gouvernements, übernehmen sie bei der Einführung von neuen Kulturen das Risiko, das der Privatmann anfangs zu scheuen pflegt. So bildeten sie gewissermaßen die Vermittler bei der Einführung der Baumwollkultur, die vor allem das Verdienſt des kolonialwirtschaftlichen Komitees in Berlin iſt.

Die einzigen Anpflanzungen, die das Gouvernement in eigener Verwaltung betreibt, sind die *Forſtkulturen*. Die Forſtverwaltung hat eine dreifache Aufgabe: sie schützt die vorhandenen Holzbeſtände gegen Vernichtung, sie beutet nach forſtlichen Grundsätzen die vorhandenen Staatswaldungen aus, und sie führt neue Kulturen ein, indem sie große Flächen mit Teakholz, Kampferbäumen und anderen Nutzhölzern bepflanzt. Das Land iſt reich an prächtigen Edelhölzern, deren Verwertung, von Jahr zu Jahr ſteigend, dem Budget des Landes zugute kommen soll.

Als Zentralſtelle für alle landwirtschaftlichen Unternehmungen, die die Pflanzenwelt zum Gegenſtand haben, und gleichzeitig als wissenschaftliche Station haben wir das »*Biologisch-landwirtschaftliche Inſtitut*« in *Amani* gegründet. Laboratorien zur Untersuchung von Böden, von Pflanzen und tierischen Schädlingen, ausgedehnte Versuchskulturen aller Art und ein herrlicher botanischer Garten ſtehen dort unter Leitung von Gelehrten und Landwirten. Das Inſtitut erteilt praktische Ratschläge zur Verbesserung alter und zur Einführung neuer Kulturen, auf Grund eigener Versuche und geſtützt auf seine Verbindungen mit faſt allen gleichartigen Inſtituten der Welt. Es gibt eine populär gehaltene und eine mehr wissenschaftlich redigierte Zeitschrift heraus; es bietet auch Unterkunft für Landwirte, die Information zu erlangen wünschen, und gewährt reiche Gelegenheit zu Studien für Gelehrte, die schon heute die Anſtalt gern aufsuchen.

Wie ich im Laufe meines Vortrags schon sagte, sind die beſten Kenner unserer Kolonie der Meinung, daß *weiße Ansiedler* in größerer Zahl dort eine zweite Heimat finden können. Diese Ansicht ſtützt sich auf praktische Erfahrungen am Kilimandscharo, im Uhehe-Land und am Nyassa-See. Das Klima dieser Hochländer, die zwischen 1000 und 2000 Meter über dem Meere gelegen sind, scheint die Arbeitskraft des Europäers wenig herabzumindern. An vielen Orten geht die Temperatur des Nachts bis faſt zum Gefrierpunkt herunter. Die Möglichkeit, Weizen, Kartoffeln, Mais, Gemüse und andere Früchte anzubauen und Vieh zu halten, iſt erwiesen. Meine Zuhörer werden sich vielleicht wundern, daß bei solchen Aussichten die Besiedlung mit Europäern noch heute in sehr beschränktem Maße ſtattfindet. Aber bedenken wir, daß all das Genannte zwar genügt, ein Leben zu friſten, aber nicht, um zu einem gewissen Wohlſtand zu gelangen. Diese letztere Aussicht wird aber heute, wo die wirtschaftliche Lage in Deutschland einen hohen Stand erreicht hat, die Haupttriebfeder für den sein, der das Vaterland dauernd verlassen will. Zur Erlangung eines Wohlſtandes gehört aber die Möglichkeit, die Erzeugnisse seiner Arbeit auch verkaufen zu können; und es bedarf weiter keiner Auseinandersetzung vor Kennern afrikanischer Verhältnisse, um zu begreifen, daß diese Forderung erſt mit der Vollendung von Eisenbahnbauten Hoffnung auf Erfüllung hegen kann.

Die wichtige Frage der *Landüberlassung* haben wir so geregelt, daß der Staat alles herrenlose Land für sich in Anspruch nimmt. Den Eingeborenen, denen der Begriff des dauernden Eigentums an Grund und Boden noch fremd zu sein scheint, belassen wir bei der Vergebung von Land ſtets das Areal, das sie bebaut haben, und wir vermehren diese Fläche in jedem Falle noch um ein Vielfaches, damit für ihre Nachkommen gesorgt iſt. Das okkupierte Kronland wird zunächſt nur verpachtet; es kann erſt zu Eigentum, und zwar sehr billig, gekauft werden, wenn es bebaut oder sonſt in irgend einer Weise nutzbar gemacht worden iſt. Wir legen den Pächtern auch die Verpflichtung auf, das Land in Kultur zu nehmen, und bemessen sein Areal nach dem Kapital, das ihm zur Verfügung ſteht, sowie nach der Beschaffenheit und Lage des Terrains.

Es wird Ihnen auch nicht unbekannt sein, daß die Besiedelungsmöglichkeit tropischer Länder durch die Fortschritte der *Tropenmedizin* in den letzten Jahren in eine ganz neue Phase getreten iſt. Ich sage nicht zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viel, wenn ich erkläre, daß die Malaria, in früheren Zeiten der gefürchtetste Feind des Europäers in den Tropen, in Deutsch-Ostafrika ihre Schrecken verloren hat. Die meisten Menschen, die den Ratschlägen erfahrener Aerzte folgen, werden heut in der Lage sein, sich vor einer ernsten Malariaerkrankung zu schützen. In den großen Küstenstädten wird mit Erfolg ein System angewendet, bei dem die weiße und die farbige Einwohnerschaft zu Tausenden mit Chinin behandelt wird, nachdem sie vorher daraufhin untersucht worden ist, ob in ihrem Blut sich Malaria-Parasiten vorfinden; man verstopft somit die Quelle, aus der die Moskitos das Gift saugen und dann auf den Europäer übertragen. Neben dieser Methode wenden wir eine zweite an, indem wir die Moskitos selbst zu vernichten und ihre Brutstätten zu zerstören suchen, ferner eine dritte, die sich dadurch charakterisiert, daß man den Europäer durch Drahtschutz an Türen und Fenstern und durch Moskitonetze während des Schlafs vor dem Stich des Moskitos zu schützen sucht.

Das Sanitätsdepartement ist ferner unausgesetzt bemüht, den Kampf mit den weit verbreiteten Viehseuchen zu führen. Ihre große Ausdehnung verhindert es leider noch heut, daß die Viehzucht diejenigen Dimensionen annimmt, die sonst den Boden- und Wachstumsverhältnissen entsprächen. Immerhin aber nimmt der Viehhandel und der Häuteexport schon heute eine wichtige Stelle in unserem Handelsverkehr ein.

Das ernste Gesicht dieser Seuchen-Frage gibt auch denjenigen Leuten Unrecht, die von der Einführung moderner maschineller Transportmittel zur Entwicklung des Transportwesens, also von Eisenbahnen und Kraftfahrzeugen, nichts wissen wollen, sondern die Nachahmung jener Länder empfehlen, in denen Trag- und Zugtiere zur Anwendung kommen. Ich brauche in dieser Versammlung kaum zu erwähnen, daß noch heute im tropischen Afrika fast allein der Mensch zum Fortbewegen von Lasten gebraucht wird, aber ich weiß, daß die besten Kenner tropischer Kolonien darüber einig sind, daß Länder wie Deutsch-Ostafrika und Französisch-Westafrika den Wagenverkehr, die Zwischenstufe zwischen der Menschenkraft und der Maschine, überspringen müssen, und daß die Vorbedingung für jedes wirtschaftliche Gedeihen die Ausführung von Eisenbahnen, und wo schiffbare Flüsse fehlen, von festen Straßen für Kraftfahrzeuge zur Bewältigung des Zufuhrverkehrs bildet. Sie, meine Herren, kennen besser als ich den wirtschaftlichen Aufschwung, der in Ihren Kolonien dem Bau von Eisenbahnen folgte. Ich erinnere nur an die Linie Dakar-St.-Louis und an das Anwachsen der Erdnußkultur; ich mache Sie auch auf den Einfluß der britischen Ugandabahn in Ostafrika aufmerksam. Der deutsche Hafenplatz Muansa am Viktoria-See, den eine Dampferlinie mit dem Endpunkt der Ugandabahn verbindet, kannte bei Eröffnung der Eisenbahn im Jahre 1901 keinen nennenswerten Handelsverkehr. Im Jahre 1904 stieg der Gesamthandelsumsatz im Zollamt Muansa schon auf 1 Million Mark, und im Jahre 1906 betrug der Wert der Warenausfuhr allein bereits 2 Millionen Mark.

Was Verkehrsverbesserungen anlangt, so haben im Wegebau unsere Militärstationen und Kommunen eine Arbeit geleistet, die, unter Berücksichtigung von Zeit, Klima und der überwuchernden Vegetation, anerkennenswert ist; für den Verkehr an der Seeküste ist durch regelmäßige Dampferverbindung aller Küstenplätze mit Europa, ferner durch eine gute Befeuerung und Betonnung, sowie durch Anlage von Werkstätten, Docks und elektrisch betriebenen Krahnanlagen im Hafen von Daressalam Erleichterung geschaffen worden. Den Postverkehr vermittelten schon im Jahre 1905 32 Postanstalten, und über 2000 km Telegraphenlinien waren im Betrieb. Nur der Bau von Eisenbahnen hat sich bisher in äußerst bescheidenen Grenzen gehalten. Es bestehen bekanntlich heute nur Verbindungen der beiden größten Hafenstädte Daressalam und Tanga, mit ihrem unmittelbaren Hinterland, zusammen etwa 350 km betriebsfähige Bahnlinie. Aber diese wenigen Kilometer sind Anfänge größerer Bahnbauten, die nicht ausbleiben werden. In welcher Form die Projekte, welche die Regierung vorlegen wird, zur Ausführung gelangen werden, ist heute noch nicht zu übersehen. Ich bin daher nicht in der Lage, Ihnen ein so interessantes Bild einer umfassenden Eisenbahnpolitik zu entwerfen, wie es uns Herr Hubert in Berlin bezüglich Französisch-Westafrikas gezeigt hat, und das den großen Vorzug enthält, kein schwankendes Projekt zu sein, sondern ein akzeptiertes Programm, das in voller Ausführung begriffen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist. Ich werde mir aber erlauben, kurz zu skizzieren, welche Ziele ich als die notwendigen zu erkennen glaube.

Uebereinstimmend mit dem französischen Vorgehen vertrete ich den Standpunkt, daß eine Kolonie, sobald sie ihre wirtschaftlichen Möglichkeiten überblicken kann, ein umfassendes klares Programm ihrer Eisenbahnbauten aufstellen muß. Sowie bei Ihnen die Verbindung der großen Wasserläufe Senegal und Niger untereinander und ihre Einbeziehung in den Verkehr der Küste das große, kühne und klare Ziel bildete, das Ihren Arbeiten zugrunde lag, so handelt es sich bei uns um die Verbindung der großen Binnenseen mit dem Indischen Ozean. Denn wir können allerdings Vorteile für den Handel, die Landwirtschaft und die Zivilisierung der Eingeborenen in einem Lande von der Vortrefflichkeit Deutsch-Ostafrikas von jeder Eisenbahnlinie mit Sicherheit erwarten. Aber wir müssen auch darauf bedacht sein, unsere Linien so zu wählen, daß sie eine rentable Anlage werden, daß sie die militärische Sicherheit im Lande gewährleisten, und daß die dringendsten wirtschaftlichen Lebensfragen der Kolonie lösen helfen. Als solche glauben wir zu erkennen: die Aufschließung derjenigen Gegenden, die für europäische Ansiedlungen geeignet sind, und die Beseitigung des fühlbaren Mangels an Arbeitern für die Plantagen durch Verbindung der menschenreichen Gebiete im Innern mit den menschenarmen Distrikten der Küste. Die Eisenbahnen müssen auch von guten Häfen an der Küste ihren Ausgang nehmen, und schließlich ist es wünschenswert, daß ihre Anlage einen späteren Anschluß an den internationalen Eisenbahn-Verkehr Innerafrikas ermöglicht. Die Erfüllung jeder dieser Forderungen bildet eine gewaltige Aufgabe, aber sie wird kommen, weil sie eine zwingende wirtschaftliche Notwendigkeit bedeutet.

Meine Darstellung findet hiermit ihr Ende. Ich habe, wie ich glaube, Ihre Geduld schon länger als billig in Anspruch genommen; aber was ich vortragen konnte, bildet nur einen geringen Teil der hundertfachen Art, in der sich deutsche Tatkraft, Gründlichkeit und Anpassungsfähigkeit auf ostafrikanischem Boden betätigen. Sie werden erkannt haben, daß unsere beiden Nationen in dem schwarzen Erdteil ihren Zielen auf Wegen zustreben, die oft miteinander parallel laufen. Dieser Umstand läßt den Schluß zu, daß die weiße Rasse gewillt ist, ihren schweren Aufgaben gegenüber der schwarzen Rasse im tropischen Afrika einheitlich gerecht zu werden und sich dabei als Träger einer und derselben Zivilisation zu fühlen.

Internationalism and Nationalism in the Literature of the Twelfth Century.

By William Henry Schofield, Professor of Comparative Literature at Harvard University, Cambridge, Massachusetts,
Visiting Professor at the University of Berlin, W. S. 1907-8.

More and more the practice is growing of examining the literature of our ancestors for information about the state of former culture, that knowledge of what once has been may guide us to the best of what may come to be. »Whatsoever things were written a foretime, were written for our learning.«

We are now threading our way through a labyrinth of uncertainties in artistic production, and the problem of how we shall proceed, of what leading we shall follow, is bewildering to a high degree. In literature, not the least perplexing question is the reconcilement of two strong tendencies, ever manifest when writing is vital, the one towards internationalism, the other towards nationalism, which, with varying emphasis, promise to yield permanent dispute. Is it necessary to close one's ears to the lofty appeal of cosmopolitanism in order to be true to oneself? Must one remain local to reflect what is worthily characteristic in the nation to which one belongs? Does a land fail to profit when its writers are in intimate, friendly relations with co-workers abroad? These are questions to which a glance at the conditions

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

and results of literary incentive in the twelfth century may suggest an answer.

I.

The twelfth century is one of the most interesting in the whole range of European history. The year 1100 was in many ways the starting-point of modern times; and, before 1200 had closed, important new movements had been instituted which have gone on to the present in ceaseless, continuous development. Here I can only advert summarily to a few of the actual conditions which made this era different from what had gone before: the initiation of the Crusades and the rise of the great military orders; the evoking of sympathetic zeal throughout Christendom, which led to widely-extended co-operation and concentrated effort for a common cause; the enormous development of monastic foundations; the gradual up-growth of secular schools and universities; the enlightening familiarity with Arabic science and fiction; the ever-increasing study of Aristotelian philosophy, producing in the end the methods of scholasticism; the early renaissance of antique culture, which occasioned sedulous, humanistic study of the Latin classics; the splendid inception of Gothic architecture, with its very noble distinction; the unparalleled sway of the Church of Rome, which controlled the sentiments, manner of worship and ambitions of all sorts and conditions of men.

The age was by far the most cosmopolitan that had been known in Western lands up to that time, and international relations were much closer and more significant than they had ever been before. It was not simply that the nations of Europe became in some measure acquainted with the Orient, whose wonderful civilization had before been hidden to them, and had their views of world-history, and of their place in it, amazingly modified thereby; they also learned a vast deal about themselves from contact with neighboring peoples, and thus, from a double cause, were forced to envisage their countrymen in a light different from that recognized by their ancestors — an invaluable pre-requisite for their national development.

Great eras, we know, are established not so much by the discovery of new ideas as by the perception that new opportunities have arisen to apply old thoughts in a novel manner. In the twelfth century all Europe appears to have found a fresh outlook upon the possibilities of life. Everywhere men felt

»Like some watcher of the skies
When a new planet swims into his ken;
Or like stout Cortez, when with eagle eyes
He stared at the Pacific — and all his men
Look'd at each other with a wild surmise —
Silent, upon a peak in Darien.«

Suddenly they seemed to have become conscious of the fact that, as Coriolanus puts it, »there is a world elsewhere«, and all thinkers felt the necessity of adjusting their points of view to altered conditions. The result was highly fortunate. A community of feeling animated races previously without bonds of sympathetic interest. Quickly followed their realization of the impotence of isolation, the folly of idle self-content, the ignominy of rusticity — while a glowing vision of future possibilities occasioned general illumination and exhilaration, inspiring to original effort. The twelfth century, by reason largely of its access of internationalism, inaugurated a new era, and yet (or therefore) — this is here the important consideration, — it is notably a time when nationalistic sentiment grew strong, when each race tried to voice its own peculiar thought, and to grasp, beyond peradventure of loss, its own distinctive heritage.

II.

Many historians nowadays are prone to describe the Middle Ages, in respect to its literature, as one long, confused period of mere murmuring, as a time of only indistinct questioning and tentative groping. But, in truth, the changing soul of society in each century from 1100 to 1500 reveals itself in contemporary writings as clearly as at any epoch since; and these writings are in notable instances the best of their kind that have ever been produced. The twelfth century in particular presented European literature with some of the most characteristic and unique products of which it can boast. At this time some gifted representative of nearly every people put into shape one or more works that reflect its new self-consciousness then aroused; and these still, over seven centuries later, give it reason for national pride.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

It is, indeed, true that in the twelfth century France was the literary centre of all Western Europe. Then, more perhaps than at any other period, she enjoyed an hegemony in the intellectual domain, and led the fashion in literary production. When, however, we speak of France in this way, we refer to a France different in two important respects from the France of to-day. In the first place, medieval France, though nominally smaller, was virtually larger than the present Republic; for we may determine its boundaries by the limits of its speech, and French was extensively spoken at all the courts and in all the commercial circles of Europe. Of French literature we might speak then as we speak of English literature now, embracing, as the latter does, not merely that of England, Scotland, Ireland, and the British colonies, but also that of the great body of Americans beyond the sea. And at first the characteristics of this French literature of the Middle Ages were to all intents and purposes the same wherever it was to be found, even as the dress and manners of English-speaking peoples at present shows little diversity in outer appearance. But even as now, when the stirrings of separate national life grow daily more marked, even as the colonies of Great Britain, not to speak of the United States, more and more consciously try to voice their newly-developed spirit of independence in writings of various sorts, explaining and establishing the special attitude which has come to them in a natural development of their corporate existence, under the diversified conditions of climate, new mixture of blood, new juxtaposition of ideals, new necessities of life, new ambitions and hopes for the future — so in the Middle Ages the various nations of Western Europe gradually separated themselves from the common type and placed the imprint of their distinctive organization on the literary material they all shared in common.

In the second place, the sympathies of French art seem then to have been more generous and more adaptable than ever since. The basis of the French national epic was Frankish, Germanic; that of its satirical beast-epic was likewise Germanic; whereas the substance of the great romances of chivalry, which above all give distinction to the literary history of the period, were founded, if not on the matter of antiquity or the East, on the mythical folk-lore of ancient Britain or the sagas of the North. France had then the wisdom to seek her inspiration, not locally or parochially, not even in a narrow way nationally, but wherever such inspiration could be found, in the wide universe of poetic stimulus. Like the great Molière, scorning a petty reproach of plagiarism, Old French poets openly confessed that they sought their own wherever they could find it, and deliberately drew from the rich storehouse of developed thought in all parts of the world such ideas as they could themselves use to enlarge their own culture and glorify their own civilization.

And yet it was while the French were still reviving the epic songs of Charlemagne and his peers to confirm contemporary patriotism, that Germans were shaping the cycle of the Nibelungen into a great epic instinct with the sentiments of their race, and Spaniards were utilizing the story of the Cid to awaken new feelings of national strength. At the same epoch, the Norse were writing down the ancient songs of the Edda, and the Welsh were retelling the even more ancient tales of the Mabinogion — both peoples being intent on assuring themselves adequate representation in the closing Book of Fame. The subdued Anglo-Saxons drew comfort from their wisely-fostered traditions of King Alfred, »England's Darling«, while the Celts of Greater or Lesser Britain magnified the brilliant Arthur, their national hope. Arthur, it delighted also the Normans to laud, because they thus secured new lustre for themselves, being now rulers of that selfsame land where the Knights of the Round Table had formerly lived, the examples of highest chivalry. Eagerly they forwarded the fable of the descent of the Britons from the fictitious Brut, »sprung of old Anchises line«, who, guided by the oracle of Diana, sailed overseas to found the kingdom of the Western Isles. They applauded to the echo the work of that most brilliant literary impostor, the Welsh Norman, Geoffrey of Monmouth, who about 1136 wrote in would-be sober history a connected narrative of Great Britain from this picturesque beginning to the era of the Anglo-Saxon invasions, and surrounded with a halo of splendor, which remains yet undimmed, the

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wondrous times of Merlin, Lear and Cymbeline, Ferrex and Porrex, Gorboduc, Sabrina and Locrine — not to mention Arthur, who was conceived as the glorious predecessor of twelfth-century English kings. Likewise, at the close of the century, the well-known Saxo Grammaticus, following Geoffrey's example, and also in grave Latin prose, traced the origins of the Danish dynasty to the era of nebulous myth. In this epoch Norway, like many another realm, was felt by its inhabitants to be, as Björnson has put it, »a land over which the night of ancient saga spread dreams«.

It must not be thought that this general desire to restore the past was other than deliberate. Twelfth-century writers were consciously antiquarian. People of all lands seemed suddenly possessed with a longing to discover »the rock out of which they were hewn, and the pit out of which they were digged«. They were not, it is noteworthy, scrupulously scientific in their antiquarianism. Idealisation was evidently more welcome than accuracy to those who encouraged the writing of genealogies, chronicles, and heroic tales. In the guise of former history, however, contemporary aspirations and tastes found currency. Authors voiced the best public sentiment and thereby fostered it. They renewed national dignity while they won personal applause.

History repeats itself. It is manifest that to-day intellectual association and co-operative enterprise exist along countless lines, embracing the far East and the far West, in a way strikingly similar but to an extent unequalled in the twelfth or any other bygone century. As a result of this quite extraordinary state of international contact may we not expect—perhaps after an advantageous period of halt and reconnoitre—to see a definite advance in literature towards a new goal of possible attainment: the production of enduring national monuments, fired not by the zeal of narrow chauvinism or petty prejudice, but by an eager desire on the part of their authors to discover and shew forth whatever in the spirit of their several races seems to fortify and further the highest world-vision of the new century.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Wien.

Die Sprechmaschine.

Wenn Wien auch viel früher als Sammelpunkt von Kunst und Wissenschaft zu hoher Bedeutung gelangte als Berlin, die rivalisierende Kaiserstadt an der Spree, so ist es von letzterer doch fast in allen Dingen überflügelt worden. Der großartige politische Aufschwung Deutschlands nach dem Einigungskriege ist die Ursache hiervon. Das arme Preußen, das noch vor 100 Jahren politisch und finanziell darniederlag, ist durch die Arbeit seiner begabten Söhne die Vormacht Deutschlands geworden. Wenn man gerecht sein will, muß man zugeben, daß das stolze Wort berechtigt ist: »Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran!« Besonders hier muß man dies anerkennen, wenn auch neidvollen Herzens, wo unhaltbare und für die Zukunft unsichere politische Zustände als Grund angesehen werden müssen für den Rollenwechsel zwischen Süd und Nord.

In einem aber sind wir den Herren an der Spree doch vorausgeeilt, wir haben bereits ein der Akademie der Wissenschaften angegliedertes Archiv, in dem die Sprache und Musik der Gegenwart der Nachwelt überliefert wird. Ich meine, was dem einen recht ist, das ist dem andern billig! Sammelt man in kulturhistorischen Museen die sichtbaren Kulturdokumente der entlegensten Völkerschaften, so ist man mindestens ebenso berechtigt, einen Platz für den Gehörsinn bereitzustellen. Die Wiedergabe des Klanges der oft aussterbenden Sprachen, sowie ihrer primitiven Musik gestattet uns ihrem Seelenleben näherzukommen als nur durch den Anblick der starren Schaustücke ihrer Handfertigkeit.

Aber nicht nur als Zeugnis der Bildungsstufe wilder Völkerstämme, deren Gebete, Volkslieder und Tänze praktischer Weise aufzunehmen wären, hat die Sprechmaschine zu dienen, sondern auch heimischer Dialekte, besonders wenn sie im Aussterben begriffen sind. Unsere Sprache selbst, die sich fortwährend ändert, und fortbildet, muß in ihrem Entwicklungsgang fixiert werden, und das kann nur ein staatliches Archiv leisten. Wie den staatlichen Bibliotheken der Verleger von jedem gedruckten Buche ein Exemplar zu überweisen hat, so müßten die großen Sprechmaschinenfirmen auch von jeder Aufnahme eines bedeutenden Menschen eine Platte abliefern, ebenso von den Musikerzeugnissen fremder Völker, die sie der Sonderbarkeit wegen aufnehmen. In Statuen und Bildern überliefern wir der Nachwelt das Aussehen unserer bedeutendsten Zeitgenossen und vergessen dabei, daß die Darstellung denselben besten Falls nur für eine gewisse Spanne Zeit gleichen kann. Warum fügen wir den Bildersammlungen, die stets den Ein-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

druck des Starren, Toten machen, nicht auch Sammlungen von Platten hinzu, die den Klang der Sprache und die Ausdrucksweise der Verewigten uns bewahren?

Es dürfte wohl allgemein gültig sein, daß das gesprochene Wort weit mehr zu Herzen geht, als das geschriebene. Weniger der Klang des Organs, als vielmehr die jedem eigene Ausdrucksweise würde es wohl sein, die, in einem Platten- bezw. Walzenarchiv aufbewahrt, ein wertvolles Vermächtnis bedeutet. Durch systematische Aufnahmen der im Brennpunkte des öffentlichen Interesses stehenden Führer der Nation wäre ein Material zu sammeln, wie es durch die Photographie längst geschehen ist. In der Tat ist ja auch die Sprechmaschine die Schwester der photographischen Kamera. Wie der Kinematograph für das Auge, hält sie für das Ohr die Gegenwart fest und ist heute bereits auf einem hohen Stand technischer Vollkommenheit angelangt. Bei guten Aufnahmen wird nicht nur die Klangfarbe fast aller Instrumente, sondern auch die der menschlichen Stimme sehr korrekt wiedergegeben. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß Ausnahmen vorkommen, die jedoch nur die Regel bestätigen. Es scheint fast, als wenn manche Stimme sich zur Wiedergabe weniger gut eignete, gleichwie es auch Gesichter gibt, denen kein Photograph zur Befriedigung ihrer Eigentümer beizukommen vermag. Aber auch in diesem Falle gilt, daß die Ausdrucksweise völlig korrekt reproduziert wird.

Auch als Lehrer hat die Sprechmaschine hier bereits mit gutem Erfolg debutiert, nachdem England mit gutem Beispiel vorangegangen war. Besonders zur Unterstützung des fremdsprachlichen Unterrichts ist sie sehr geeignet, indem sie eine wirklich tadellose Aussprache angeben kann, und, ohne zu ermüden, einzelne Sätze so oft wiederholt, bis der Lehrstoff gründlich festsitzt. Professor Retko von der Franz Josef-Realschule benutzt z. B. die Sprechmaschine in folgender Weise. Er läßt den Schülern den fremdsprachlichen Unterrichtstext zunächst vorlesen, dem sie in ihren Büchern zu folgen haben. Hierauf wiederholen sie ihn. Nach Erledigung der elementaren Begriffe tritt die Sprechmaschine in Tätigkeit und gibt wieder, wie derselbe Text sich aus dem Munde eines Engländers oder Franzosen anhört. Professor Retko will mit dieser Methode die besten Erfolge erzielt haben.

Wie selten ist es auch, daß Lehrer Gedichte, für die sie die Jugend begeistern möchten, vollendet vorzutragen vermögen. Unter Zuhilfenahme der Sprechmaschine, die die Deklamation eines guten Schauspielers wiedergibt, können dagegen die Schüler Pathos und Akzent in ganz anderer Weise lernen. Ähnlich ist es mit dem naturwissenschaftlichen Unterricht, in dem die Kinder ausgestopfte Tierbälge kennen lernen, nicht aber die Tierlaute selbst als Äußerungen des Lebens. Wie wenige Kinder, namentlich der Großstadt, kennen den Vogel am Gesang, manche kaum die Stimme der Haustiere. Wäre es nicht wertvoller, an Stelle der öden Zahnformeln ihnen die Ausdrucksweise der Tiere vorzuführen, damit sie sich weniger fremd fühlen bei Begegnungen in der freien Natur?

In noch viel höherem Maße gilt die Verwendbarkeit der Sprechmaschine beim Studium exotischer Sprachen mit völlig fremdartigen Lauten. Es müßte dann jeder Schüler möglichst seinen eigenen Apparat besitzen, um den Lehrstoff immer wieder anzuhören, oder selbst Aufnahmen zu machen, indem er hineinspricht. Aus dem Vergleich des Originals mit dem Selbstgesprochenen läßt sich dann am meisten lernen. Dasselbe gilt für den angehenden Redner oder Sänger, auch er kann auf keine Weise seine Fehler leichter erkennen und darnach abstellen, als durch solche Vergleiche. Nicht jeder Schüler kann ferner bei ersten Kapazitäten Unterricht nehmen, die Sprechmaschine vermag da auszugleichen. Aufnahmen von Meistern der Gesangskunst können daheim in Muße studiert werden. Das gleiche gilt bezüglich der Technik der Soloinstrumente, denn auch deren Klangfarbe wird von der Sprechmaschine kaum verändert.

Lange genug hat es gedauert, bis die kulturhistorische Mission der Sprechmaschine erkannt wurde, und auch heute wird sie noch nicht völlig nach Verdienst gewürdigt. Freilich war sie in ihrer, von Edison stammenden, Urform hierfür noch nicht reif; der Phonograph ist übrigens heute noch hinsichtlich korrekter Wiedergabe der Plattensprechmaschine unterlegen. Dies rührt daher, daß bei ersterem die Schalldose, die Seele des ganzen im übrigen höchst einfachen Apparates, nicht genügend frei schwingen kann. Sie ruht mit ihrem nicht unbeträchtlichen Gewichte auf der Walze auf, in die sie die Schallschwingungen, die z. B. ein Sänger hervorruft, durch einen Stichel eingraviert. Natürlich kann die mitschwingende Membran unter dem Einfluß dieser dämpfenden Ursachen die Schwingungen nicht so exakt mitmachen, sie deformiert sie. Dagegen kann die Membran der Plattenmaschine freier schwingen, denn sie wird durch die Schallfurchen, in denen in Spiralform die Aufnahme niedergeschrieben ist, mittels eines Hebels in Schwingungen versetzt, die in der Plattenebene ausgeführt werden. Einzig das Einschneiden einer dünnen und kurzen, aber scharfen Spitze in weiche Wachsplatten, die spiralförmig rotieren, dämpft einigermaßen die Membranschwingungen, die durch die Schallwellen erzwungen werden. Weil jedoch auf diese weiche Masse erst galvanisch Metall niedergeschlagen, also ein Positiv gemacht werden muß, mit dem man dann die eigentlichen Schallplatten prägt, wie mit einem Petschaft den Siegellacktropfen, ist der Phonograph für manche Zwecke praktischer. Bei ihm kann jeder Besitzer selbst Aufnahmen machen, indem er die Membran auf einer abgedrehten Walze gravieren läßt, die schließlich auch besser transportabel ist als die Platte. Doch ist die Lebensdauer der Walze geringer, als die der fertigen Platte, die aus Schellack und gestoßener Baumwolle bestehend, so dauerhaft ist, daß sie sogar die Stahlspitze der Nadel abnützt, welche die Wiedergabemembran zur Ausführung der aufgezeichneten Schwingungen zwingt. Für Forschungsreisende in unkultivierten Gegenden ist darum der Phonograph besser am Platze.

Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 12:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

ANNEX A



Generated on 2019-11-25 12:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-25 12:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Generated on 2019-11-25 12:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064062068
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY